Liederbuch

dreier Freunde.

Theodor Mommſen. Theodor Storm.

Tycho Mommſen.

Kiel.

Schwers'ſche Buchhandlung.

1843.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Gedruckt auf einer Schnellpreſſe bei C. F. Mohr.

W.

Inhalt.

Seite
„Weil wir nun ſchon die erſten Gläſer nippten“, von Theodor M. 3

Erſtes Buch.

Johannisabend, von Theodor M. 5
Grimm's Mährchen, von Demſ. 7
Anno 1841, von Demſ. 9
Frieſiſche Sage, von Demſ. 11
Unſre Sagen, von Demſ. 13
Unſre Mährchen, von Demſ. .... —
Weihnachtsabend, von Storm. 14
Die Herrgottskinder, von Demſ. 17
Thronwechſel, von Tycho M. 19
Bergkönigs Tod, von Theodor M. 22
Mährchen, von Storm 26
Das Hohelied, von Demſ. 29
Hamburg, von Theodor M. 30
Cras ingens iterabimus aequor, von Demſ. 33
Der Alp, von Demſ. 34
Käuzlein, von Storm. 35
Wißt ihr noch? 1. von Theodor M. 36
2. von Tycho M. 37
Mein Stab, von Tycho M. 38
An die Freunde, von Storm 39
Im Keller, von Theodor M. 40
Alte Geſchichten, von Tycho M. 42
Der Liedertafel, von Theodor M. 44
My boat is on the shore, von Demſ. 45

Seite
Gute Nacht, von Storm 46
Fiedellieder, 1. 3. 4. 6. 7. von Theodor M. 47
2. 5. von Storm
Zettelkäſtlein, von Tycho M. 51
Fragment, von Storm 52
Herlinge, von Theodor M. 53
Trauben, von Demſ. 56
„Nun, denk' ich, iſt ſie lang genug, die Pauſe“, von Demſ. 59
Aus dem Tagebuche, von Demſ. 60
In das Stammbuch einer Verſtorbenen, von Demſ. 62
Sonett, von Demſ. 63
Frühlingsanfang, von Demſ. 64
Weinroſe, von Demſ. —
Ritornelle, von Demſ. 65
Dämmerung, von Tycho M. 67
Morgengrauen, von Theodor M. 68
Walpurgis, von Tycho M. 69
Wichtelmännchen, von Storm 70
Sonntag Abend, von Demſ. 71
Die Kapelle und Hölle, von Theodor M. 72
Die Alten, von Demſ. 74
Die Jungen, von Storm —
Alte Lieder, von Theodor M. 75
Neue Lieder, von Demſ. —
Vierzeilen, von Demſ. 76

Zweites Buch.

Erſte Abtheilung.

Wunderbar! von Storm 81
Rechenſtunde, von Demſ. 83
„Du biſt ſo jung“, von Demſ. —
Liebeslaunen, von Demſ. 84
Hörſt du? von Demſ. 86
„Wenn einſam du im Kämmerlein geſeſſen“, von Demſ. —
Zum Weihnachten, von Demſ. 87
Dämmerſtunde, von Demſ. 89
„Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben“, von Demſ. —
Vierzeilen, von Demſ. 90
„Leb' wohl“, von Demſ. 92
„Und blieb dein Aug' denn immer ohne Thränen“, von Demſ. 94

Zweite Abtheilung.

Seite
„Haben auch geplaudert wohl“, von Tycho M. 96
Signal, von Theodor M. 97
Nähe in der Ferne, 1. 2. von Demſ. 98
Guten Morgen, von Tycho M. 100
Scapin als Rattenfänger, von Theodor M. 102
Alles zu ſeiner Zeit, von Demſ. 103
Laßt ſie mir in Frieden, von Tycho M. 104
Wie man's anfängt, von Theodor M. 105
L'amant marchand, von Demſ. 106
„Ich wand ein Sträußlein Morgens früh“, von Storm 108
„Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz“, von Demſ. . —
Blindekuh im Kreiſe, von Theodor M. 109
Im Auguſt, von Demſ. 111

Dritte Abtheilung.

And thou art dead as young and fair, von Theodor M. 113
Fare thee well and if for ever, von Demſ. 117
„Durch die Lind' in's Kammerfenſter“, von Storm... 120
„Was iſt ein Kuß?“ von Demſ. .... —
„Und weißt du, warum ſo trübe“, von Demſ. .... —
Ritter und Dame, von Demſ. 121
Was fehlt dir, Mutter? von Demſ. 124
Vetterliebe, von Demſ. .... —
Traumliebchen, von Demſ. 125
„Geſteh's“, von Demſ. 127
Repos d'amour, von Demſ. 128
Damendienſt, von Demſ. 129
Das Harfenmädchen, von Demſ. 130
Herbſtnachmittag, von Demſ. 132

Drittes Buch.

„Es iſt noch gar nicht lange her“, von Theodor M.. 135
Verloren und Vergeſſen, von Demſ. 137
Pater peccavi, von Tycho M. 138
Zum 10 November 1837, von Demſ. 139
Zum 9. September, von Storm 140
Baurede zum Muſikſaal, von Theodor M. 141
Ostern, 1. 2. von Demſ. 143

Seite

Am 18. Mai 1842, von Theodor M.

  Silvia und Undine 146
  Elfe Amor 149
  Elfe Argenis 150
  Kobold 152
„Das ſeht ihr nicht an den verblichnen Worten“, von Demſ. 153
Vierzeilen, von Theodor M. 154
An F. Röſe, von Storm 156
Ghaſele, von Tycho M. .... —
Eduard Mörike, von Theodor M. 157
Georg Herwegh, von Demſ. 158
Eichendorff, von Demſ. 160
Häusliche Angelegenheiten, von Demſ. 161
Relativ, von Demſ. 162
Aeneas und die Penaten, von Demſ. .... —
Hellenika, von Demſ. .... —
F. F., von Tycho M. 163
F. F. an G. H., von Theodor M. .... —
H. H., von Demſ. .... —
Quatrains, von Demſ. 164
Exodus, von Demſ. 165

Weil wir nun ſchon die erſten Gläſer nippten
Und rings ſich die Philiſter auch zerſtreuen,
So leſ' ich aus dem Liederbuch, dem neuen,
Die Rhythmen, die zu ſchlingen wir beliebten.
Fremd blieben wir in Schiras und Egypten,
Denn unſre ganze Kunſt iſt, mit den treuen
Geſellen uns am guten Tag zu freuen,
Zu weinen wiederum mit den Betrübten.
Wohl habt ihr Recht, daſs unſre Lieder anders
Noch klingen ſollen, daſs ſie klingen werden
Wie Schwerterklang vom Ufer des Skamanders.
Doch iſt es noch nicht Zeit ſich zu geberden,
Als trügen uns die Planken eines Branders,
Denn ſeht! wir mauern jetzt noch in der Erden.

Erſtes Buch.

Johannisabend.

Der Meiſter ruht in kühler Nacht
Wohl unter güldner Sterne Pracht;
Zu ſeinen Füßen iſt es ſtumm,
Zu Häupten gehn die Sterne um
Und löſen ſich ab auf ihrer Wacht —
Es iſt die Sankt-Johannisnacht.
Dieweil er träumt den Schickſalstraum,
Regt ſich Alraun im engen Raum.
Aus ihrem ſchmalen Schneckenhaus
Streckt ſie die winzigen Schühlein aus,
Die langen Finger ſpitzen ſich,
Die ſchlotternden verſitzen ſich,
Sie ſtreckt zuletzt hervor den Kopf,
Die flatternden Würzlein ſind der Schopf.
Sie muſtert rings das alte Land,
Das ſonſt ihr war ſo wohl bekannt,
Sie ſieht nach Wald und Moor ſich um,
Der Wald iſt ſtill, das Moor iſt ſtumm.
Da ſeufzt ſie, daß der weiße Chriſt
Noch ihrer Heimath Meiſter iſt

Und ſinget Fluch und Zauberſpruch
Hernieder auf ſein fremdes Buch,
Damit der Weiße ſie gebannt
Und lockert ſich ihr feſtes Band.
Wie lange währt's, bis es gelingt
Und bis die ſchwere Feſſel ſpringt?
Schon hebt ſie aus dem Holz ſich vor,
In das der König ſie beſchwor;
Es zieht geſpenſtiſches Geſicht,
Sieht aus dem Nebel mancher Wicht;
Die alten Geiſter, grau und ſtumm,
Schlaftrunken ſehen ſie ſich um —
Da klingt es hell von Glockenklang,
Von Glockenklang und Chorgeſang,
Von jeder Kirche, jedem Thurm
Erſchallt das Lied wie Siegesſturm,
Wie Siegesſturm vom frommen Heer:
Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!
Die Götter ziehn aus ihrem Haus
Von Neuem in die Nacht hinaus.
Der Morgen graut, der Zauber ſchwand;
Wie ſich der Meiſter umgewandt,
Hat er ſein Würzlein in der Hand.

Grimm's Mährchen.

Sie ſaßen in dem Walde,
Saßen wohl immer zu,
Des Morgens auf der Halde,
Des Abends auf der Fluh.
Die prächtigen Geſchichten
Erzählte er ihr all;
Wohl wußt' er zu berichten
Vom Sarge von Kryſtall.

Wie trauerten die Zwerge!
Da ſang ſie hell darein:
„Ich ſtand auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein."
Der Bäume kluges Rauſchen
Zum Liede klang es fort;
Die Vögel alle lauſchen
Dem goldnen Mährchenwort.

Und wie die Sagen ſchweigen
Und wie das Lied verhallt,
Melodien wehn fort in den Zweigen
Und Mährchen flüſtert der Wald.

Der Vogel ſang die Töne
Einer alten Wunderweis,
Lieder, wunderliche, ſchöne,
Wie ſie nur der Kukuk weiß.

Die Mährchen, wie im Traume,
Sie klangen immer an,
Sie ſtießen an im Baume
Eines alten Zaubers Bann.
So ſitzt es noch, das Pärchen,
Eins ſchaut das Andre an;
Die Lieder und die Mährchen
Haben's ihnen angethan.

Anno 1841.

Der Tag ward heiß. Wir ſtanden 'am Kyffhäuſer:
  Die Burſchen wären gern hineingezogen,
  Die Kühle lockt' uns und der alte Kaiſer.
Doch nirgend wies ſich des Portales Bogen,
  Obgleich von innen Hammerſchläge klangen
  Und oben aus dem Felſen Funken flogen.
Als wir umſonſt den ganzen Berg umgangen,
  Riefen dem Alten drin wir uns zu leiten;
  Den Schmied zu ſehen trugen wir Verlangen.
Doch alſo thät der Kaiſer uns bedeuten:
  „Gehe heim, ihr Kinder! denn der Morgen grauet,
  Bald wird mein Adler ſeine Flügel breiten.
Nicht jenem, welcher vor- und 'rückwärts ſchauet —
  Ihm, der nur vorwärts ſtreckt den ſchwarzen Nacken,
  Hab' ich des Kampfes Hitze anvertrauet.
Geſchmolzen iſt das Eiſen aus den Schlacken,
  Geſchmiedet Bajonnette und Standarten,
  Die hängen rings hier an des Felſens Zacken.
Geht heim, ihr Knaben! Eure Mädchen warten —
  Laßt ſie ſich Bänder, bunte Bänder kaufen
  Und euch die Mützen ſchmücken mit Kokarden.

Geht heim und laßt die Roſſe ſich verſchnaufen!
Verſtummen aber heißt, die jetzo ſingen,
Denn es beginnt das Lied der Hohenſtaufen.
Die Hähne wittern ſchon des Morgens Schwingen,
Wo Holſteins alte Buchenwälder zittern,
Und wo auf einmal alle Glocken ſpringen
Und aller Kirchen Fundamente ſchüttern,
Denn wiederum beginnt die Zeit von vornen.“ —
Fort ging's. Ich ſprach: Vor Abend wird's gewittern!
Und wir begannen unſer Roß zu ſpornen.

Frieſiſche Sage.

Die Brüder, ſie ſtehen und mähen mit Fleiß,
Von den braunen Stirnen rinnt der Schweiß.
Der Jüngſte ſagt: Das Korn ſteht dicht!
Die andern Brüder antworten nicht.
Und der Zweite: Wie tief das Korn ſich biegt!
Die andern Brüder antworten nicht.
Mein Feld ſteht gut! der Aeltſte ſpricht,
Die Brüder ſagen: Dein iſt es nicht.
Die Brüder, ſie ſtehen, ſie mähen mit Fleiß,
Die Wange glüht, die Stirn' iſt heiß.
Wann war's, ſpricht der Jüngſte, daß Vater dir's gab?
Der Aeltſte: Was fragſt du? er liegt im Grab.
So raubſt, ſagt der Andre, du Hab' uns und Gut?
Der Aeltſte: Er that's, der im Grabe ruht.
Und weiter: Es iſt nun einmal mein.
Sie ſprachen: Das ſoll es nimmer ſein.
Die Brüder, ſie ſtehen und mähen mit Fleiß,
Die Senſe klingt, die Stirn' iſt heiß.
Wie hell, ſagt der Jüngſte, die Senſe blinkt!
Der Aeltſte: Mein Korn iſt's, das vor ihr ſinkt.
Wie ſcharf, ſpricht der Zweite, die Senſe klingt!
Der Aeltſte: Für mich iſt's, daß ihr ſie ſchwingt.
Die Senſe klirrt, die Senſe klingt,
Der Bruder ſie nach dem Bruder ſchwingt.

Die Brüder, ſie mähen, es fließt der Schweiß,
Es fließt der Schweiß und das Blut ſo heiß.
Die Senſe klirrt, die Senſe blinkt,
Der Bruder vom Bruder getroffen ſinkt.
Die Wieſe ward der Brüder Grab,
Noch tanzen die Flämmchen dort auf und ab.
Des Tags die Senſe dort klirrt und klingt,
Des Abends das Licht dort kreiſ't und ſpringt.
Die Lichter ziehen und drehn ſich im Kreis,
Die Brüder ſie ſtehn noch und mähen mit Fleiß.

Unſre Sagen.

Die Sage kehrt in's Land zurück,
Wie klingeln ihre Glöcklein!
Es gilt der Grafen Ranzau Glück,
Den Niß im grauen Röcklein!

Doch ſeid ihr worden gar zu alt,
So wird ſie euch nicht ſuchen;
Es iſt noch Platz genug im Wald
Unter den alten Buchen.

Unſre Mährchen.

Hörſt du, Kind, die Jahre rollen
Von des Hauſes alter Uhr?
Folge du mir zu der vollen
Ungebahnten Mährchenflur!

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenſter kommt er gegangen
Und ſchaut in des Zimmers Raum;
Die Kinder alle tanzten und ſangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerſpringen,
O, ruft er, laßt mich hinein,
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch ſingen
Zu dem hellen Kerzenſchein.

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gaſt;
Still grüßen die Alten; die Jungen umknieen
Ihn ſcheu in geſchäftiger Haſt.

Und er ſingt: „Weit glänzen da draußen die Lande
Und locken den Knaben hinaus,
Mit klopfender Bruſt, im Reiſegewande
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war ſo weit die Welt!
Und es findet ſich mancher gute Geſelle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
Und der Bart umſproſſet das Kinn,
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkenntet ihr ihn.

Aus goldenen und aus blauen Reben,
Es mundet ihm jeder Wein,
Und dreiſter greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit ſchwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder ſangen,
Die Kinder weit und breit,
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen —
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlt' er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenſter kam er gegangen
Und ſchaut in des Zimmers Raum;
Die Schweſtern und Brüder tanzten und ſangen
Ein Chriſtlied am Taxusbaum.“ —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taxus tanzten die Schweſtern und Brüder
Und ſangen ein Lied vom Herrn!

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
O ſchließet mich ein in das Preiſen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus!

Die Herrgottskinder.

Von oben ſieht der Herr darein,
Ihr dürft indeß der Ruhe pflegen;
Er giebt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelsſegen.
Und wenn dann in Blüthe die Saaten ſtehn,
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß ſich die Halme zuſammenbeugen,
Und friſch aus der Blüthe das Korn erzeugen;
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß alles reiſe in ihrer Wonne.
Da ſtänd es den Bauern wohl prächtig an,
Daß ſie alles in ihre Scheuern laden; —
Gott Vater hat auch ſeinen Theil daran;
Den will er vergaben nach ſeiner Gnaden.
Da ruft er ſeine jüngſten Kinderlein,
Die nährt er ſelbſt aus ſeiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein,
Und alles Gethier in Luft und Land,
Das flattert herbei und kreucht und ſpringt,
Iſt fröhlich all' zu Gottes Ehr,
Und all' genügſam was er bringt.
Deß freut ſich der Herrgott mächtig ſehr,

Er breitet weit die Arme aus
Und ſpricht in Liebe überaus:
„All was da lebet ſoll ſich freun,
Seid alle von den Kindern mein,
Und will euch drum doch nicht vergeſſen,
Daß ihr nichts könnt als ſpringen und freſſen.
Hat Jeder ſeinen eignen Ton,
Ihr ſollt euch tummeln friſch im Grünen;
Doch mündig iſt der Menſch, mein Sohn;
Drum mag er ſelbſt ſein Brod verdienen.

Thronwechſel.

I.

Will ſich denn kein Spuk entzünden
Aus des Waldes dunklem Kreis,
Aus den nebelvollen Gründen,
Aus den Fluthen rauſchend leis?

Seht, der Mond ſcheint voll und innig!
Elfenvölkchen weitverzweigt
Kommt mit Liedern dunkelſinnig,
Kommt mit Tänzen windesleicht.

II.

Ihr ſeid es; Nixen, habt's kein Hehl,
Was ſchneidend gellet aus der Tiefe,
Als ob eine Seel', keine Chriſtenſeel',
Nach der Erlöſung riefe.

Die Glocken ſie haben keinen Schwung,
Dieweil ſie ungetaufet.
Geritten kommt's, es kommt im Sprung,
Das feuchte Rößlein ſchnaufet.

Vom Ufer bergan ſchwanken ſie
Mit treuer Irrlichter Hilfe.
Requiescat in pace dort und hie!
Es reſpondirt aus dem Schilfe.

Berget das Zepter, berget die Kron'
Unter des Mantels Falten;
Vom Lande war der Königsſohn,
Mag ihn das Land behalten.

Und wie ſie begraben ihren Herrn
Und wie ſie das Mal ihm errichten,
Wandelt ſtille der Sonnenſtern
Hinter den ſchwarzen Fichten.

III.

„Heraus mit dir an Bergesrand,
Die Flöre werft zum Henker,
Doch wer den Schuh, Tanzſchuh erfand,
Den Schuh erfand
Das war der rechte Denker.

„Das Glockenklappern macht nur dumm,
Viel beſſer ſind die Geigen.“
Der Elfe dreht ſich dreimal 'rum,
Dreimal 'rum,
Und ſchwenkt ſich in den Reigen.

Huſch, huſch — der Prinz, der junge Prinz!
Sie bringen ihn getragen;
Der Biſchof und die Pfaffen ſind's,
Pfaffen ſind's,
In Scapulier und Kragen.

Die Bibel iſt ihm wohl vertraut,
Er ſpricht daraus den Segen,
Daß er ihm dann die ſüße Braut,
Süße Braut,
Mag in die Arme legen.

Wohl iſt die Schürze ſchloſſenweiß,
Doch ach, ſie iſt nicht trocken.
Er ſieht das Aug', er hört die Weis,
Hört die Weis,
Wie einſt zum Tanz ihn locken.

Und wie er küßt des Mundes Roth,
Der ihn allda verhexte,
Scholl's: König Puck der Fünft' iſt todt,
Puck iſt todt,
Lang lebe Puck der Sechſte!

Bergkönigs Tod.

An — —

Der alte Bergmann ſitzet
In ſeinem tiefen Schacht;
Rings an den Wänden blitzet
Des Erzes funkelnde Pracht.

Er hat mit gierigen Händen
Schätze zu Schätzen gehäuft,
Er weiß die Ruthe zu wenden,
Die ſelbſt nach dem Erze läuft.

Hervor aus ſeinen Brauen
Blitzt es mit ſtechendem Schein:
„Ihr erdgebornen Jungfrauen,
Gefangen müſſet ihr ſein!“

Die flimmernden ſchimmernden Lichter
Sie hüpfen auf und ab,
Sie reihen ſich dichter und dichter
Im unterirdiſchen Grab.

Es wirren ihn die Farben,
Das Eiſen ſchimmernd blau,
Des Silbers Fadengarben,
Des Bleies uraltes Grau.

Queckſilber, das wandelbare,
Die Füße ihm umrollt,
Ins Auge blitzt ihm das klare,
Das ſonnenhafte Gold.

„Ich bin die Sonnenhelle,
Silber iſt Mondenſchein;
Der Farben bunte Welle
Kleidet den mindern Reihn.

„Wir ſind des Lichtes Töchter,
Als erſt es leuchten begann.
Der Erze bunte Geſchlechter,
Was haben ſie dir gethan?

„Wir fordern dich zur Rede,
Die Stunde iſt erwacht!
Hier unten iſt es öde,
Hier unten iſt es Nacht.

„Horch! Frühling wird es droben!
Horch! horch! da knoſpen die Zweig'!
Laß fahren uns nach oben
In unſrer Mutter Reich.“

Hervor aus des Alten Brauen
Blitzt es mit ſtechendem Licht:
„Ihr erdgebornen Jungfrauen,
Ich laß euch nimmer nicht!“

Die Lichter ſprühn und ſchüttern
Und r ihn ſich auf und ab;
Die Bergkobolde zittern
Und graben ſich ihr Grab.

„Du horchteſt nicht den Bitten,
Fühlſt du? nun bebt das Haus!
Die Uhr in der Erde Mitten
Schlägt deine Aeonen aus.“

Die Glockenklänge ſchlugen
Einmal und noch einmal;
Es wankt in ſeinen Fugen
Der ungeheure Saal.

Die Zwerge vielgeſtaltig
Aufſchreien ſie zuhauf,
Der Alte ſitzt gewaltig
Und ſieht nicht wieder auf.

Da ſtürzen die Wände zu Trümmern,
Das Haus es wird zur Gruft,
Die Himmelslichter ſchimmern
In die Tiefe aus blauer Luft.

Die Erze in den Gründen
Gebrochen iſt ihr Bann;
Sie ſchlingen und ſie winden
Zum Tage ſich heran.

Wenn durch die harten Quadern
Der Gang nach oben ſtreift,
Das ſind die reichen Adern,
Die der Kobold aufgehäuft.

In zackigen Geflechten
Arbeiten ſie hervor,
Und könnten ſie wie ſie möchten,
Sie kletterten alle empor.

Zum Licht, deß ſie bedürfen,
Der Weg iſt gar ſo weit,
Und wenn die Bergleut' ſchürfen,
So geht's in weniger Zeit.

Dann bleiben ſie und ſonnen
Im Licht ſich immerdar,
Am ewigen Strahlenbronnen,
Am glänzenden Augenpaar.

Du neigſt dich vom Balkone,
O ſchaue was ich bring':
Von Silber dir die Krone,
Von Golde dir den Ring!

Mährchen.

1.

Am Felſenbruch im wilden Tann
Liegt todt und öd' ein niedrig Haus;
Der Epheu ſteigt das Dach hinan,
Waldvöglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichentiſch
Verzaubert ſchläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühen ihr roſenfriſch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenſchein.

Die Bäume rauſchen im Waldesdicht,
Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt ſie ein, es läßt ſie nicht,
Sie ſinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zitter klingt,
Wenn hell der Wind vorüberzieht;
Wenn gar zu laut die Droſſel ſingt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlied.

Dann wirft ſie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald iſt ſtumm,
Und zurück in den Schlummer das Mägdlein ſinkt.

2.

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Tannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durch's Thal.

„Zu Tanz, zu Tanz am Felſenhang,
Am hellen Bach, im ſchwarzen Tann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang —
Wach auf und ſchlag die Saiten an!“

Schön Jungfräulein, die ſitzt im Traum,
Tannkönig tritt zu ihr herein
Und küßt ihr leis des Mundes Saum
Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da ſchlägt ſie hell die Augen auf —
Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
„Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
Laß mich zu meinen Schweſtern gehn!“

„In meinem Walde ſing ich Dich“,
Tannkönig ſpricht, „ſo biſt du mein!
Was hatteſt du die Meß' verſäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn!“ —

„Elf! Elf! das klingt ſo wunderlich
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn,
Die haben gewiß kein Chriſtenthum,
O laß mich zu Vater und Mutter mein!“ —

„Und denkſt du an Vater und Mutter noch,
Sitz aber hundert Jahr allein!“ —
Die Elfen ziehn zum Tanz, zum Tanz,
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Das Hohelied.

Der Markt iſt leer, die Bude ſteht verlaſſen,
Im Winde weht der bunte Trödelkram;
Und drinnen ſitzt im Wirbelſtaub der Gaſſen
Das ſchlanke Kind des Juden Abraham.
Sie ſtützt das Haupt in ihre weiße Hand,
Im Sturm des Buſens bebt die leichte Hülle;
Man ſieht's, an dieſer Augen Sonnenbrand
Gedieh der Mund zu ſeiner Purpurfülle.
Die Lippe ſchweigt; die ſchwarzen Locken ranken
Sich um die Stirn wie ſchmachtende Gedanken. —
Sie lieſ't vertieft in einem alten Buch
Von einem König, der die Harfe ſchlug,
Und liebefordernd in den goldenen Klang
Manch zärtlich Lied an Zions Mädchen ſang.

Hamburg.

(7—8. Mai 1842.)

Der Himmel war bewölkt und leiſe ſchlug der Regen;
Die Fackel loderte weitleuchtend uns entgegen —
Denkt ihr der Nacht des achten Mai?
Wie ſich der Rauch verzog, als wir am Morgen nahten
Und nicht die Thürme heraus, die längſtgewohnten, traten?
Wie in dem Kranze fehlten zwei?

Da war es nicht mehr Noth, daß ſie die Glocken zogen
Schon war durch Deutſchlands Gau'n das Brandgeläut geflogen
Von Nicolaus glühendem Knauf.
Weint ihr Entfernten auch? euch kann es ja nicht kümmern!
Geſtanden habt ihr nicht auf eures Hauſes Trümmern,
Grubt nicht die lieben Stätten auf!

Ich habe ſie gekannt, die Straßen und die Gaſſen!
Wie war's ſo kurze Zeit, daß ich die Stadt verlaſſen
Mit all den Schätzen, die ſie barg!
Iſt das der Boden noch, der alte, drauf ich trete?
Wie klein und eng ſie iſt, die ſonſt ſo weite Stätte!
Eng, wie dem Menſchen dünkt der Sarg.

Kanntet ihr Petri Dom, vor deſſen ſchlanker Spitze
Ein Meiſter andachtsvoll vom Haupt einſt zog die Mütze?
Nicht viel giebt's ſolcher Thürme mehr.
Jetzt iſt's ein frommer Reſt, geknickt die Pyramide
Die, alſo ſagten ſie, verlodert iſt im Liede,
Des Glockenſpieles: Gott ſei Ehr'!

Jetzt weht der Wind den Rauch hin durch die öden Kammern,
Die Spalten klaffen weit, die losgeriſſ'nen Klammern
Sie ſchwanken in der leeren Luft.
Die Glocke, die da war der Ahnen Grabgeläute,
Die noch (ſo dachten ſie) ſchallt für der Enkel Bräute,
Scholl nicht einmal an eurer Gruft.

Wir ſtanden am Baſſin, drin ſonſt die Schwäne ſchwammen,
Vom Boden zuckten auf im Kreiſe rings die Flammen —
Ach! nirgends war ja mehr Gefahr.
Die Mauern ſtürzten ein, es brachen die Gewölbe,
Der Bäume Grün verdorrt, die Schiffe flohn die Elbe,
Die einſtmals ihre Heimath war.

Wie man am Grabe thut, ſo flüſterten wir leiſer —
Dort liegen ſie geſtürzt weithin, die alten Kaiſer,
Der Reichsſtadt und des Reiches Mal!
Nicht baut ſich's wieder auf, dies Denkmal der Geſchlechter!
Doch wunderbar hängt dort, gleich wie der Zukunft Wächter,
Das Wappen über dem Portal!

Wo ſich die Flamme brach, durch's Fenſter der Kapelle,
Da blickt' ich lang hindurch, hin nach des Rauches Welle,
Bis mir das Auge trübe ward;
Und wenn der weiße Rauch leiſ' aus den Trümmern bebte,
Da meint' ich oft getäuſcht, daß dort ein Geiſt entſchwebte —
O wahrlich, das war Himmelfahrt!

Es bricht das Herz zu ſehn, die ſuchen wo ſie wohnten,
Die um ſich ſchaun, ob auch die Flammen wen verſchonten,
Ob auch der Himmel recht getheilt.
Es bricht das Herz zu ſehn, wie Männer leiſe weinen!
Sagt, ſaget mir, wird einſt, einſtmals der Tag erſcheinen,
Wo dieſe Wunden zugeheilt?

Ja wieder ſtehn ſie auf, die Kirchen und Palläſte —
Die Straßen ſtehn geſchmückt zum Auferſtehungsfeſte,
Herein die deutſchen Brüder ziehn.
Der alte Petrus iſt's, er winket vom Portale,
Es ſchwillt der Orgel Klang im brauſenden Chorale,
Und alles Volk liegt auf den Knie'n.

Cras ingens iterabimus aequor.

(Der Flüchtling ſpricht:)

Wo fern im wilden Moore
Die Lichter irre gehn
Und aus dem feuchten Rohre
Die Nixenmädchen ſehn:
Dorthin will ich dich führen,
Hin an den wüſten Strand!
Wir haben zu verlieren
Ja doch kein Vaterland.

Als unter den Girandolen
Du mir genickt von fern,
Wie lauſchteſt der Barkarolen
Melodien du ſo gern!
Hörſt du des Bootsmanns Pfeife?
Das iſt ein andrer Laut!
O komm mit mir und ſtreife
Durch's Meer, du ſchöne Braut!

Der Alp.

The spectre is the thing which
once was fair.

Ich ſah, wie ihr die Augen brachen —
Wohl waren ſie noch immer ſchön,
Doch ſonſt verſtand ich, was ſie ſprachen,
Jezt konnte ich ſie nicht verſtehn.

Mit offnem Aug' iſt ſie begraben,
So kommt ſie Nachts, wenn ſie mich tückt —
Das werden ſie vergeſſen haben!
O hätten ſie's ihr zugedrückt!

Käuzlein.

Da ſitzt der Kauz im Ulmenbaum,
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns Beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und über'n Weg die Nachtigall,
Genüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb' iſt gangen all!
Was pfeift ſo ſüß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe ſchied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber?

Wißt ihr noch?

1.

Auf der Wieſe liegt der Abendſtrahl
Ueber den feuchten Schwaden —
Das iſt mein liebes Heimathsthal!
Was ſchweigen die Zikaden?

Derſelbe Wald, derſelbe Bach,
Dieſelbe Blätterfülle!
Ein Echo klingt noch immer nach,
Doch ängſtlich iſt die Stille.

Wie haben wir hier ſonſt gehauſ't,
Des prächtigen Reiches Prinzen!
Wir nahmen's ein auf unſre Fauſt
Und theilten die Provinzen.

2.

„Das war der gute Apfelbaum."

Jn jener Zeit, die mährchenhaft
Jm Nebeldampfe ruht,
Wo blätterfriſche Lebenskraft
Durchzitterte das Blut:
Wie hat ſo mancher Kindermund
Mir ſüßen Zell gebracht,
Und wie aus tiefſtem Herzensgrund
Hab' ich allda gelacht!

Jm Mondenſchein ein Wolkentraum
Zog leiſ' am Himmel hin:
Jch ſetzte mich in den alten Baum,
Zu ſchaun das luſtige Ziehn.
Da hab' ich Worte muthiglich
Gerufen in die Nacht,
Daß Fixſtern' und Planeten mich
Darüber ausgelacht.

Mein Stab.

Wir wanderten, wie's kam und ging,
Bald nüchtern, bald beſpitzt;
Und mancher Name, mancher Ring
War auf dir eingeſchnitzt.

Das Thal hinab, den Berg hinauf,
Die Sohle hub ſich frei;
Wie Sonne glänzt' der Thürme Knauf,
Wie Sterne Augen zwei.

Nun aber, ſeit Du lange fern —
Geſtohlen, es war grob —
Sitz' ich auf meinem — gern
Und härme mich darob.

An die Freunde.

Wieder einmal aufgeflogen,
Wieder einmal heimgekehrt,
Fand ich doch die alten Freunde
Und die Herzen unverſehrt.

Immer ſchwerer wird das Päckchen,
Kaum noch trägt es ſich allein,
Und in immer engre Feſſeln
Schlinget uns die Heimath ein.

Wird uns wieder wol vereinen
Friſcher Oſt und friſcher Weſt?
Auch die loſeſten der Vögel
Tragen allgemach zu Neſt.

Und an ſeines Hauſes Schwelle
Wird ein Jeder feſtgebannt?
Aber Liebesfäden ſpinnen
Heimlich ſich von Land zu Land.

Im Keller.

Und dieſes zum Valete,
Und dieſes zum Valet!
Ich blieb an dieſer Stätte,
Der Andre aber geht.
Nun ſitz' ich ſo beim Weine
Und zeche eben fort,
Ob er mir nicht erſcheine
An ſeinem alten Ort.

Wie ſie die Flaſche brachte,
Zwei Gläſer! rief ich da;
Die Schenkin aber lachte,
Weil ſie allein mich ſah.
Wie wir ſelbander tranken,
Das weiß ich noch ſo wohl!
Die Gläſer — in Gedanken
Schenkt' ich ſie beide voll.

Oft hab' ich angeſtoßen
In dieſem guten Wein —
Wo mögen die Genoſſen
Wohl hinverſchlagen ſein?

Wieder die Gläſer klingen —
Ich weiß nicht, was ich thu';
Geht's zu mit rechten Dingen?
Bin ich's oder biſt es du?

Die Lichter brennen trüber,
Die Schenkin nickte ein;
Das Glas mir gegenüber
Das wird noch volle ſein.
Mich dünkt, der Hahn ſchon krähte,
Die Stunde iſt wohl ſpät.
Dies Glas denn zum Valete!
Und dieſes zum Valet!

Alte Geſchichten.

Lieſens braune Augen logen,
Klara, Röschen, mir gewogen,
Leben nun im heiligen Stand.
Die im Tanz mich angezogen,
Als die blonden Haare flogen,
War beim Stillſtehn ennuyant.
Haſt auch du mich denn betrogen,
Du jenſeits der blauen Wogen,
Dann, o Spielmann, daß es ſchallt,
Geige die Melodie ſo alt:
Es iſt nichts daraus geworden.

Zehnmal wanderte der Knabe
An der Träume buntem Stabe'
Durch die Welt von Nord nach Süd,
Da von Hauſe aus zur Labe
Nur die holde Gottesgabe
Holſteins Heidekräutlein blüht.
Auch nach Perſien zieht er abe,
Betet an Muhammeds Grabe —
Höre, Spielmann! daß es ſchallt,
Geige die Melodie ſo alt:
Es iſt nichts daraus geworden.

Junges Volk und neue Namen,
Die der Zeit, der flügellahmen,
Brächten einen friſchen Hauch,
Die nicht ſtets im Alten kramen,
Endlich ſä'n den neuen Samen,
Hofft' ich lang' nach deutſchem Brauch;
Doch mein Freund macht ſein Examen,
Spricht zu allem Unſinn Amen,
Drum, o Spielmann! daß es ſchallt,
Geige die Melodie ſo alt:
Es iſt nichts daraus geworden.

Der Liedertafel.

Es rauſcht der Fluß, es brauſ't der Wind,
Und weil wir denn zuſammen ſind,
So woll'n auch wir eins ſingen.
Hier ſchallt es laut, hier klingt es gut,
Und wenn die Decke ſpringen thut,
So laßt die Decke ſpringen.

O hört, wie's aus den Ecken ſchallt!
Die Erd', ihr Herrn, iſt noch nicht alt,
Und wir ſind noch nicht zünftig!
Die Thorheit will ſich Zeit fürwahr,
Die Welt iſt kaum ſechstauſend Jahr
Und noch höchſt unvernünftig.

Und weil die Welt doch gar zu dumm,'
Leſen ihr die Herrn Kollegium,
Doch das iſt rein verloren!
Heut' Abend herrſcht der Spuz nun doch,
Die Tollheit hoch! und aber hoch!
Ihr Herren Profeſſoren!

My boat is on the shore.

(Nach Byron.)

Mein Nachen liegt am Strande,
Auf der See mein Schiff davor;
Eh' ich zieh' über's Meer aus dem Lande,
Stoß an mit mir, Tom Moore!

Es gilt eine Thräne den Meinen,
Ein Lächeln dem, der mich haßt,
Und wo mir die Sonne mag ſcheinen,
Ein Herz, auf Alles gefaßt.

Es trägt mich doch zur Küſte
Der toſende Ozean,
Und Quellen hat die Wüſte
Dem, der ſie gewinnen kann.

Und wär's dann der letzte Tropfen
Und wär' es aus mit mir —
Mit des Herzens letztem Klopfen,
Tom Moore, brächt' ich ihn dir.

Beim Waſſer wie jetzt beim Weine
Denſelben Toaſt zuvor:
Fried' über Deine und Meine
Und dein Wohl, o Thomas Moore!

Gute Nacht.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun iſt der Tag herum;
Da ſchweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Droſſel pfeift ihr letztes Stück,
Ein Stück zu allerbeſt;
Die Amſel ſchlägt den letzten Ton,
Und fliegt zu Neſt, zu Neſt.

Fiedellieder.

Wenn uns unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zerſprang:
Neue werden aufgezogen
Und ſie geben friſchen Klang.

1.

Meine Laute nehm' ich wieder,
Laute mit dem grünen Band;
Alte Lieder, neue Lieder —
Und die Leute ſtehn gebannt.

Klingen fort und fort die Saiten
Und den Knaben glänzt das Aug',
Und ein leiſer Hauch der Zeiten
Streift durch meine Saiten auch.

2.

Muſikanten wollen wandern —
Durch die Saiten ſtreift der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geſchwind.

Muſikanten wollen wandern —
Auf die Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

3.

Im Walde, im Walde,
Im tiefgrünen Wald,
O wie es da klinget,
O wie es da ſchallt!

Da ſtreicht man die Fiedel
Und muſizirt —
Iſt das nicht ein Liedel,
Ein Liedel von mir?

4.

Und ſo laßt mich weiter wandern —
Kind, mein Kind, ich muß von hier,
Von der Einen zu der Andern —
Meine Stätte iſt nicht hier.

Iſt nicht hier und iſt nicht dorten,
Nach dem alten Handwerksbrauch!
Mädchen giebt's an allen Orten,
Roſen jeder Roſenſtrauch.

Mädchen und von allen Sorten,
Blaues Auge, braunes Aug',
Find' ich hier und find' ich dorten,
Und da drüben küßt man auch.

Hörſt du nicht die Morgenglocken?
Fort denn, fort aus dieſem Neſt
Lieder könnt ihr mir entlocken,
Doch ihr haltet mich nicht feſt.

5.

Nun ein Scherflein in die Runde,
Von den Cavalieren allen
Für mein Lied, und ganz beſonders
Weil's den Frauen ſo gefallen.

Daß ſie alle mit einander
Luſtig klingen in der Taſche!
Und, Herr Wirth, vom beſten Eifer
Eine wohlgezogne Flaſche!

Nun ein Lied, und nun ein Humpen
Schwer von lieblichen Getränken!
Ewig, ewig, unermüdlich —
Will ich meinen Bogen ſchwenken!

6.

Die Saiten weiß ich zu rühren,
Da behieltet ihr mich gern,
Ihr möchtet mich exploitiren —
Guten Morgen, meine Herrn!

Ihr ſeid ſo nudelnüchtern,
Ich bin euch ein pauvrer Wicht —
Zu den hieſigen Geſichtern
Paſſen meine Verſe nicht.

Ich klagte ſonſt adagio,
Und begann adagio;
Doch da ſprach mir das Echo vom Agio
Und ich fluchte fortiſſimo.

Daß euch der Herrgott beſchütze
Vor jedem dummen Streich!
Ich hab' mir für meine Mütze
Einen friſchen Epheuzweig.

7.

Wiederum lebt wohl, ihr Brüder!
Noch iſt's nicht zum letzten Mal.
Meine Lieder klingen wieder
Aus dem Wald wie aus dem Saal.

Dieſer Straßen, dieſer Gaſſen
Pflaſter iſt mir zu bekannt,
Und ich hab' mir ſchenken laſſen
Wiederum ein grünes Band.

Zettelkäſtlein.

Der Regen peitſcht das Fenſter,
Und draußen heult der Wind,
Und alte Gedanken kommen,
Die längſt geſtorben ſind.

Es reiten die bleichen Phantome
Grad her durch die ſchaurige Nacht,
Und einen vergilbten Zettel
Hat jedes mitgebracht.

Vollende, was begonnen!
Eine Jammermiene ſpricht.
Ein Andres grinſ't und rufet:
Vorerſt das Spottgedicht.

Und nun ſteht auf ein Drittes,
Ein wahrer Satanas,
Es weiſet dürre Blätter —
Was eine Roſe was.

Fragment.

Was ich geſehn, ich will's getreu berichten,
Doch klaget nicht, wenn ich zu wenig ſah.
Nur Sommernachts paſſiren die Geſchichten,
Kaum graut die Nacht, ſo rückt der Morgen nah,
Und wenn den Wald die erſten Strahlen lichten,
Entflieht mit ihrem Hof Titania;
Auf Weg und Steg ſpazieren die Philiſter,
Das wohlbekannte leidige Regiſter.

Kein Zauber wächſt für fromme Bürgersleute,
Die immer wiſſen, wie die Glocke geht,
Die gründlich kennen Morgen, Geſtern, Heute,
Doch nicht die Zeit, die mitten drin beſteht.
Ich bitt' euch, fragt ihr nicht, was dies bedeute,
Ein Sonntagskind iſt einmal der Poet,
Und wird von Reim zu Reim in Liederringen
In's Mährchenland nur Sonntagskinder ſchwingen.

Herlinge und Trauben hab' ich gebracht,
Doch iſt es nur die Probe.
Wenn euch die Geduld den Poſten macht,
Verſchont mich mit eurem Lobe.

Herlinge.

Ich ſänge gern von Allem, was
Auf Erden heilig und gemein iſt,
Von dem, was groß zugleich und klein iſt,
Kurz erſt vom Nichts, dann von dem Was,
Erſt von dem Ernſt, dann von dem Spaß.
Ich möchte, wie die Altgeſellen,
Auch einmal auf den Kopf mich ſtellen.

Ein neues Genre wär' es nicht;
Das wär' in Deutſchland ja unmöglich —
Die Lücke wäre unerträglich!
Ich denk' es wird ein Lehrgedicht —
Herr geh' mit uns nicht in's Gericht!
Der Deutſche Leſer hat Gewiſſen,
Er würd' es dennoch leſen müſſen.

Doch leidlich kommt ihr noch davon,
Ich will's ja nicht zu Ende ſingen,
Will eben nur in Reime bringen,

In die modernen petites maisons
Einen blaſirten Menſchenſohn
Und klammern mich mit heißem Streben
An dieſes ſchwankend-feſte Leben.

So wie des Meeres weiten Raum
Der kecke Schwimmer muß durcheilen
Und fliehen muß — er darf nicht weilen;
Trug ihn die eine Welle kaum,
So greift er neuen Wogenſchaum;
So werd' ich auf den Lebenswogen
Bis zum Verſinken fortgezogen.

Und ſchnurrig kam's mir immer vor,
Wenn ich von Schönen phantaſirte
Und von den Freunden präludirte,
Da hatt' ich nichts, ich armer Thor,
So arm, daß ich mich ſelbſt verlor.
Die Freunde gingen mir verloren
Beſtändig vor den Louisd'oren.

Blieb auch ein altes Lied zurück,
Das Herrlichſte ſey Freundestreue —
Das Freie lieb' ich und das Neue!
Weit über dies geprieſ'ne Glück
Setz' ich den hohen Augenblick,
Wo wir, wie Emma ihre Rüben,
Sie ſänftlich aus der Thüre ſchieben.

Und weil mein Rübenfeld noch reift
Und damit meine Ideale,
Greif' ich für jetzt zur Dichterſchale.
Ich weiß nicht was im Kopf mir ſchweift,
Ich glaube kaum, daß er's begreift —
So will ich, ja mich nicht zu irren,
Der Gegenwart es adreſſiren.

O Gegenwart! Des Geiſtes Thor,
Des heiligen biſt du, deſſen Rauſchen
Kaſſandren ähnlich nur kann lauſchen,
Der Götterliebling, deſſen Ohr
Die ſündige Schlange ſich erkor,
Und der von ſeinem Erdenfrieden
Um höhres Leiden ſich geſchieden.

O Gegenwart! ſo inhaltsſchwer,
Unfaßlich ſelbſt dem tiefſten Witze,
Du All auf einer Nadelſpitze!
Unendlich wie das weite Meer
Und ewig ohne hin und her!
Von deiner mächtigen Flügel Sauſen
Laß dieſe Blätter auch durchbrauſen.

Trauben.

Ich hab' euch eine wunderliche Freske
Hier an die friſche Mauer hingemalt
Und dann in manche heitre Arabeske
Den Ernſt verſteckt, dieweil ihr gerne dahlt;
Das bracht' ich dann zu Wigand oder Leske —
Wenn ſie mich auch nicht ſonderlich bezahlt:
Geht's mit den Liedern doch wie mit den Kindern,
Sie werden flügg und Keiner kann ſie hindern.

Sie warf dem Winde hin das Band, das blaue
Verſchlungne Band aus ihrem braunen Haar:
„Die Schärpe nimm und trag ſie in die laue
Verbotne Luſt, die mir verheißen war!“ —
Da ward ihr wie wenn vor dem Band ihr graue,
Ihr ward ſo mädchenhaft und wunderbar,
Wie wenn ſie eines Mährchenzaubers Schlinge
Erſt knüpfte, dann die Erſte drin ſich finge.

Und wie zu wehn, zu wiegen und zu tragen
Das Band der Weſt auf ihr Gebot beginnt,
Da muß ſie wohl die Augen niederſchlagen —
Gehorcht er ihr, doch fürchtet ſie den Wind.

Im Sonnenglanz, glühend vom erſten Wagen,
So ſteht und ſinnt das wunderbare Kind.
Sie folgt, ſo weit nur ihre Blicke reichen;
Zuletzt ſchien's einem Vogel zu vergleichen.

Ihr Buſen ſchwoll, das junge Auge glühte,
Ihr ahnte wohl, daß ſie ein Mährchen ſei,
Und daß ihr draußen ihre Zukunft blühte,
Denn ach! die Mährchen ſind jetzt vogelfrei.
Und da . . . Ja ſo! die Herren ziehn die Hüte
Und fragen höflich, ob ein Sinn dabei?
So bringt ihr mich ſchon wieder aus dem Texte,
Und wißt nicht einmal, daß man euch behexte!

Dem Sänger habt die Harfe ihr zerſchlagen,
Geſchloſſen iſt der goldenen Säle Thor —
Verſtummt die Anapäſte des Choragen,
Der freudigen Rhythmen Chor und Gegenchor —
Und aus iſt's mit der Waldnacht unſrer Sagen,
Seit ſich die Eiſenbahn hinein verlor!
Nur noch die ewig friſch beſchwingten Lieder
Bringt jeder Sommer und entführt ſie wieder.

Doch iſt es nicht geheuer in den Gründen,
Wo man des Morgens rothe Käppchen ſieht,
Wo Epheu mit unheimlichen Gewinden
Sich um der dürren Eiche Wipfel zieht;

Was habt ihr dort zu ſuchen und zu finden?
Daher das Eiſenbahnendefizit!
Daher der Wagen, den ſie feſtgehalten
In Waldesnacht, die heimlichen Gewalten.

Die deutſchen Reiſenden, die neun und dreißig,
Sie wachten auf und wunderten ſich viel;
Da ſah'n ſie nach der Uhr — das Picken, weiß ich,
Gefällt dem Spuk nicht — alle ſtanden ſtill.
Sie wußten nicht, wie's an der Zeit — was fleißig
Den Deutſchen kommt von Innſpruck bis nach Kiel.
Ein Britte flucht: wer auf der großen Tour iſt,
God damn! der muß doch wiſſen, was die Uhr iſt!

Und weiter ſchimpft er dann auf den Direktor,
Sein Nachbar ſchwört beim heiligen Nepomuk.
Verzweiflungsvoll erhängt ſich der Inſpektor,
Weil ſelbſt der Dampf nicht Stich hält vor dem Spuk.
Der Dichter nur — er ahnet den Protektor,
Im alten Ulmenwipfel ſitzt der Puck:
„Man ſagt, es ſoll ein Publikum dir fehlen!
Nun kannſt du Mährchen, wie du willſt, erzählen."

Nun, denk' ich, iſt ſie lang genug, die Pauſe —
Wie iſt das Leben hundertfach bedingt!
Ich ſaß und grübelte in meiner Klauſe,
Von Büchern und Gelehrſamkeit umringt.
Der Frühling kommt — ſie ziehen aus dem Hauſe —
Ob ich noch weiß, wie die Ottave klingt?
Hab' ich doch ſonſt in ſonnig warmen Tagen
Die Saiten mit den Andern friſch geſchlagen.

Da dacht' ich denn der längſt vergeßnen Skizzen
Und alte Träume wegten um mich her:
Wie in dem Kraut Meerfein zuſammen ſitzen,
Wo ſich die Sonne untertaucht im Meer;
Und wie der Kobold glupt aus Bergesritzen,
Und gräbt ein Menſchlein Schätze, lacht er ſehr —
Das all und mehr umfaßten die Projekte,
Mehr Thorheit, als in Mädchenköpfen ſteckte.

Allein den Faden hab' ich längſt verloren
Und ſchwerlich knüpf' ich je ihn wieder an.
Und hätt' ich auch dem Publikum geſchworen,
Du willſt ja doch nur Stücke, großer Pan!
Wenn ſie uns täuſchte, zürnt man nicht Auroren;
Zürnt nicht dem Dichter, der gar viel begann,
Wenn vor den Folianten und der Proſe
Nicht jede Knoſpe ſich erſchloß zur Roſe!

Aus dem Tagebuche.

1842. Mai 25.

Unter den Bäumen, die mich hier bedachen —
Und es iſt gut hier draußen, es iſt Mai —
Horch' ich den vielen wunderlichen Sprachen,
Doch keiner, die ſo ſchön wie meine ſei.
Und durch den Garten klingt der Mädchen Lachen,
Anmuthig iſt es und es iſt mir neu;
Da ſchlüpfen ſie unter den goldnen Regen,
Daß lange noch die Blätter ſich bewegen!

Und dabei tritt in's Auge mir die Thräne —
Warum? das weiß ich nicht und frag' ich nicht.
Das Leben flieht, es wechſelt Scen' um Scene,
Wie durch der Laube Grün das Sonnenlicht.
Jetzt lehnt ſie ſich auf meines Seſſels Lehne —
Das ſeidne Band, wie ſchnell es doch zerbricht!
Von fern dann glänzt, wie aus dem Grün die Lichter,
Die Liebe nur und nur allein dem Dichter.

Und dennoch wenn die Sonne aus dem grauen
Gewölke wiederum ſich ſehen läßt,
Wenn bis zum Horizont die Himmel blauen
Und alle Vögel wieder ziehn zu Neſt,

Muß man dem Gott doch wiederum vertrauen,
Man weiß, was kommt, und wird doch wieder feſt.
Dem Dichter iſt's wie Traum, wenn zu den friſchen
Geſängen dann ſich alte Lieder miſchen.

So mögen ſich die Reime denn verſchränken,
Wie eine Roſe aus der andern keimt!
Es iſt doch ſüß, wenn man das bittre Denken,
Den ſchweren Ernſt gedankenlos verträumt;
So ſüß, wie mit dem Arm die Fluth zu lenken,
Die erſt das Boot gewaltig überſchäumt.
Es iſt wie ſüßer Mährchen leiſes Regen —
Ihr wißt, im Mährchen glückt es nur den Trägen.

Wenn dann dich ſo die Augenblicke tragen,
Wie Meeresvögel trägt der günſtige Wind,
So magſt du wohl von guten Stunden ſagen,
Von den Minuten, welche ewig ſind.

⁂

So ſchrieb ich vor ſo manchen hundert Tagen,
Die mir verfloſſen, wie die Fluth verrinnt,
Und die mir doch vom Herzen die geriſſen,
Die's bitter iſt, in Zukunft zu vermiſſen.

In das Stammbuch einer Verſtorbenen.

Wie blau der Tag iſt! Dieſe Juniſchwüle,
Das liebe Grab, mit Kränzen faſt verhangen,
Sie mahnen mich, wo du hinabgegangen —
Du ruhſt wohl gut in deiner tiefen Kühle!

Man darf kein Blatt vertraun dem letzten Pfühle,
Soll nicht der Tod den Schreiber nachverlangen;
Sonſt hätten wohl ſie zu den bleichen Wangen
Gelegt die Zeugen inniger Gefühle.

Und wie ſie legte aus den Händen nieder
Die Blätter, die zum letzten Mal gereihten,
So liegen ſie — auch meines find' ich wieder.

Des Lebens iſt, was oben blieb! Die Seiten,
Die weißen, haben Platz für manche Lieder;
Die Blätter nehm' ich, die vom Tod geweihten.

Sonett.

Wie mich die eignen böſen Geiſter faßten,
Jagten vorbei den grünenden Gehegen,
Vorbei der Felder juniſchwerem Segen
Sie mich wie Ahasver den Gottverhaßten.

Todtmüde war ich wohl, doch mußt' ich haſten,
Um zu entfliehn des Herzens ſchweren Schlägen.
Ich wollte auf des Friedhofs Stein mich legen,
Doch bei den Todten durft' ich noch nicht raſten.

Da ſank die Sonne an dem letzten Hügel,
Es duftete zum Himmel jede Dolde
Und Lied und Liebe regten ihre Flügel.

Die Träume flohen vor dem Sternengolde,
Das wiederſchien im tiefen Wellenſpiegel
Dem Liede gleich von Triſtan und Iſolde.

Frühlingsanfang.

Die lauen Lüfte ziehen,
Es ſproßt an jedem Zweig,
Und wenn die Linden blühen,
So ſind die Dichter reich.

Weinroſe.

Kann ſich das Roth verdunkeln?
Die Liebe ſich erhöhn?
Es iſt wie Burgunders Funkeln,
In dieſen Kelch zu ſehn.

Ritornelle.

Je länger je lieber!
Als Knabe riß ich dich von jedem Zaune;
Biſt du verblüht? oder geh' ich dir vorüber?

Die rothe Roſe
Verlangte es, den ganzen Tag zu träumen,
Da ſchuf ſie ſich ihr Bett dazu von Mooſe.

Maienglocken!
Ich ſeh' euch jetzt verlaſſen blühn im Garten;
Sonſt hieltet ihr euch gern zu braunen Locken.

Tauſendſchönchen!
Nachdenklich nickſt du ja mit deinem Köpfchen;
Du führſt wohl auch im Schild ein feines Plänchen!

Weiſe Narziſſen!
Wozu euch Gott geſchaffen,
Solltet ihr das nun endlich ſelbſt wohl wiſſen?

Vergißmeinnichte!
Ihr ſteht im Felde wie die andern Blumen,
Doch eigentlich drinn bei des Goldes Lichte.

Blaue Veilchen!
Ich kenn' euch, ich lieb' euch, ich find' euch —
Wartet nur ein Weilchen.

Blühende Granaten!
Mein Mädchen zieht euch auf am Gitterfenſter —
Ihr ſeid doch treu und werdet nichts verrathen?

Grüne Myrte!
Ich liebte Viele — andre Blumen wiſſen's!
Wird er auch dich noch brechen, der Verirrte?

Silberpappel!
Haſt du mir was zu ſagen?
Oder iſt's der Elfen Gerappel?

Blaue Winden!
Wie blühtet ihr in meines Vaters Garten!
Wo werd' ich euresgleichen wiederfinden?

Haſelnüſſe!
Wer euch dem Mädchen bringt und fängt es recht an,
Bekommt für ſo viel Nüſſe ſo viel Küſſe.

Vom Thymiane
Ein Sträußlein liegt in meinem Taſchenbuche,
Dran ich den Duft der alten Zeiten ahne.

Dunkle Zypreſſen!
Die Welt iſt gar zu luſtig,
Es wird doch Alles vergeſſen.

Dämmerung.

Abendkühle iſt ausgebreitet,
Stille liegt auf den dunkeln Blumen,
Aber Gemma glänzet im lieblichſten Reif
Und Vega funkelt freudig hernieder.
Stern auf Sterne, ſchnellere Welten,
Schießen vorüber.
Ich aber liege am Fenſter,
Aufgeſtützet das müde Haupt,
Die heiße Stirn in die Hände gelegt,
Saugend in mich den Ambrahauch des
Zärtlichen Heliotropes.
Da glaub' ich, zucken die Sterne,
Zucken vor Schmerz und Todesahnung —
Nein, es war nur das Flimmern
Schwacher Augen, ſie ſtehn
Ruhig und heiter,
Sind nicht geſchaffen, um ſchnell
Aufzublitzen, zu glitzern, zu löſchen aus,
Wie ein wankendes Irrlicht.

Morgengrauen.

Es ruhen alle Wälder —
Ich glaub', ich bin nicht älter,
Dort hält die Quelle Wacht.
Wir ſind ja noch verſchwiſtert —
Sie hat mir zugeflüſtert:
Bin müde, gute Nacht!

Ja gute Nacht!
Die Augen ſind mir überwacht,
Der Morgen dämmert her,
Wie ziehn die Nebel ſchwer!
Was ziehſt du ſo nahe, ſo breit herbei?
Bin ich noch frei?
Alles iſt mir es geweſen,
Und doch iſt Alles geweſen.
Willſt du mich an die thauigen Wieſen
Eng, o wie enge ſchließen?
Weh! weh!
Zum ungeheuren All
In unendlichem Fall
Werd' ich geriſſen.

Walpurgis.

Es ſcheinen ſeltſam ihm die blaſſen
Mondlichter zu blitzen, er weiß nicht wie.
Er wandelt einſam durch die Gaſſen,
Das Herz berauſcht von Poeſie.

Geſpenſter ziehen in den Klippen
Der Wolken, ziehn von Baum zu Baum;
Und unbewußt entquillt den Lippen
Ein gleich vergeßner Liedertraum.

Er ſieht, von goldnem Rand umſponnen,
Der Liebſten niederfließend Haar,
Das Antlitz nebelgleich zerronnen,
Allein das Auge leuchtend klar.

Doch glaubt er, daß er nah' ſie ſchaue,
Er hält ſie gar auf ſeinem Schooß,
Ihr Wort klingt durch die Luft, die Töne —
Allein die Wellen ſind es bloß.

Zu guter Letzt, wie's auch rumorte
In Aug' und Ohr wie Sturmgebraus,
Verging's in einem einz'gen Worte:
Der Mai iſt da, der Winter aus.

Wichtelmännchen.

Soll gar nicht recht geheuer ſein
Dort drüben im alten Schloß,
Soll'n ziehn viel kleine Menſcherlein
Umher in lärmendem Troß.

Ziehſt du mit der jungen Frau erſt ein
Dort drüben in's alte Schloß,
Da kommen ja noch mehr Kleine hinein —
Das wird ein gewaltiger Troß.

Sonntag Abend.

Hiſtorie dozirt er morgen,
War noch nicht präparirt;
Es haben die alten Kumpane
Den jungen Doktor verführt.

Und morgen, da wunderte er ſich ſehr,
Wie er ſprach von der Salamisſchlacht,
Er meinte, er ſollte erzählen
Die Geſchichte der tollen Nacht.

HIER IST DIE KAPELLE.

Wollen dem HErrn ein Böcklein ſchlachten.

Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Dichter iſt gar ſo bang.
Das Leben ward trüber und trüber
Und es packt ihn in jeder Fiber
Wie ferner Vögel Geſang;
Das Leben iſt lang!

In der Ecke
Hingeneigt
Steht geordnet
Blumenfülle im Herbſtduft,
Und der wilden Blumen Menge,
Dieſem duftenden Gedränge,
Lied um Lied und Klang um Klänge,
Wird die Schale viel zu enge.

Und ich leg' in deine Bruſt,
Was ich hab' an Leid und Luſt,
Was ich Jahre träumend ſchaute,
Luftige Schlöſſer, die ich baute,
Liebes, das ich ſelbſt erfand,
Ahnung, die ich nicht verſtand,
Was die Zeit in mir erregt,
Was mein eigen Herz bewegt.

Fern klingen Morgenglocken
Herüber zu der Au;
In deinen braunen Locken
Hängt kühl der Morgenthau.

Sie netzen mich, die feuchten,
So dicht an dich geſchmiegt;
Du ſchauſt in Oſtens Leuchten
Und denkeſt meiner nicht.

In deinem Stern erſchau' ich
Des Lichtes tiefen Quell;
Die Wimpern wie ſo thauig!
Wie blitzt es drin ſo hell!

Flüchtigen Champagnerſchaum,
Abgeſchöpft vom Erdentraum,
Unmuthshefe, bittern Zorn,
Blumen und dazu das Korn.
Ach wie liegt ſo mancher Lenz
In der armen Quinteſſenz!
Was die Hand darin auch greift,
Iſt es dir nicht zugereift?

Du weißt doch, was ein Kuß bekennt?
Sonſt hör' du auf zu küſſen:
Ich dächt', es wär' ein Sakrament,

All meine Liederſagen
Geb' ich darin genau;
Du weißt es nicht zu

In der Unterwelt war ich; das Gebot
Haben ſie dort mir mitgegeben:
Vergeſſen müßtet ihr den Tod

Hier iſt das Leibliche
Von einem alten Mann;
Das ewig Weibliche
Zog den Geiſt hinan.

So an dem Adler auch
Theil haben wir zwar,
Doch ſind die Adler auch
Unſer mit Haut und Haar.

Dummheit iſt Sündiges;
Merket euch das!
Mephiſto, verkündig' es!
Sie halten's für Spaß.

Es iſt noch Platz in der Hölle bis jetzt;
Dies Appartement iſt nicht beſetzt.
Beliebt's Einem der anweſenden Herrn
Hineinzuſteigen, ſo heiz' ich gern.

DIES IST DIE HÖLLE.

Der Teufel iſt auch
nicht zu verachten.

Entrée:

Es iſt hier wirklich comfortable.
Beſchaun Sie doch den artigen Pöbel!
Ich diene mit erklärenden Datis.
Treten Sie ein in die Menagerie.
Aus Menſchenliebe Alles gratis!
Uebermorgen ſind Sie ſelber allhie.

Fragt nicht, wem hier Platz verliehen
Alter Zeiten Uebermuth!
Wenn die neuen Roſen blühen,
Da erfriſcht ſich neu das Blut.

Uebrigens ward auch der Dichter
In die Hölle aufgenommen;
All die groß und kleinen Lichter
Freuten ſich, daß er gekommen.

Keiner ſtört' ihm ſeine Stelle
Und den Keſſel, drin er kochte,
Und ſo kann er in der Hölle
Still, wie er's auf Erden mochte.

Lieben Leute, gute Nacht!
Mond ſei die Laterne!
Haben wir's nicht gut gemacht,
Hätten wir's doch gerne.

Die Alten.

Ihr ſollt uns nicht immer preiſen,
Wie's ſonſt viel beſſre war;
Man kann ja nun einmal nicht ſpeiſen
Erdbeern vom vorigen Jahr.

Viel beſſer wird es ſelten,
Da habt ihr freilich Recht,
Doch wir wollen nicht ſelbſt uns ſchelten,
Das thut ſchon das nächſte Geſchlecht.

Die Jungen.

Sieh, wie vor den alten Kanzlern und Räthen
Die Leute ſich bücken, gehorſamſt betreten!
Pfui, wie ſie den grämlichen Alten hofiren!
Will uns denn Niemand reſpectiren? —
Das Haupt entblößt! Reſpect, ihr Leut'!
Wir ſind die Kanzler der werdenden Zeit.

Alte Lieder.

Geſchloſſen iſt's für immer
Der bangen Lieder Buch;
Doch wenn das Echo nimmer
Auch ſindet drin ein Spruch,
Mich ziehen doch die Trümmer,
Mit ahnungsvollem Zug,
Wie wechſelnd Sterngeflimmer
Im dunkeln Wellenbruch.

Neue Lieder.

Wenn in Meeresfluth verſunken
Träumend du die Arme regſt,
Spritzen tauſend weiße Funken
Um die Glieder, wie du ſchlägſt.
Alſo iſt es auch dem Dichter;
Blickt er in die Welt hinein,
Müſſen Funken, müſſen Lichter
Tauſendfach gewärtig ſeyn.

Fandango und Bolero
Ziehen mir durch den Sinn;
Ein ganzer Cancionero
Von Liedern ſteckt darin.

Steigt ein friſches Liebeswetter
An dem Horizont herauf,
Durch des Tagebuches Blätter
Samml' ich alte Lieder auf.

Und wenn der Baum in Blüthe ſteht
Und wenn der Wind die Dirnen
Mit weißen Blättern überſä't,
So giebt es doch noch Birnen.

Es klangen Glockentöne
Und die Sonne ſtieg empor.
Da erſchrak ich vor deiner Schöne,
Wie ſie blitzte durch Morgenflor.

O laßt den Mond nur ſcheinen,
Scheinen in meine Bruſt!
O laßt mich immer weinen
Aus übervoller Luſt!

Und was ich dir nur ſagen wollt',
Gieb du dich mir immer gleich!
Wer nicht aus dem Fenſter ſtreut das Gold,
Wie wäre der wohl reich?

Zwanzig Jahre ſind nicht viel,
Aber tauſend lange Wochen
Haben doch in Ernſt und Spiel
Meines Lebens Muth gebrochen.

Es weiß dem Knaben wie dem Mann
Der Gott die Flügel zu verſtutzen;
Man hat nichts, wenn man's brauchen kann,
Wenn man was hat, kann man's nicht nutzen.

Es rollt der Sterne bleiches Gold
Hernieder;
Die Jugend oder was ihr wollt
Kommt wieder.

Zweites Buch.

Erſte Abtheilung.

Wunderbar!

Das Mädchen mit den hellen Augen
Die wollte Keines Liebſte ſein;
Sie ſprang und ließ die Locken fliegen,
Die Freier ſchauten hinterdrein.

Die Freier ſtanden ganz von ferne
In blanken Röcklein lobeſam.
„Frau Mutter, ach, ſo ſprecht ein Wörtchen,
Und macht das liebe Kindlein zahm!“

Die Mutter ſchlug die Händ' zuſammen,
Die Mutter rief: „Du thöricht Kind,
Greif zu, greif zu! die Jahre kommen,
Die Freier gehen gar geſchwind.“

Sie aber ließ die Locken fliegen
Und lachte alle Weisheit aus.
Da ſprang durch die erſchrockenen Freier
Ein toller Knabe in das Haus.

Und wie ſie zog das wilde Köpfchen,
Und wie ihr Füßchen ſchlug den Grund,
Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme
Und küßte ihren rothen Mund.

Die Freier ſtanden ganz von Ferne,
Die Mutter rief vor Staunen ſchier:
„Gott ſchütz' dich vor dem ungeſchlachten,
Ohn Maaßen groben Cavalier!“

Rechenſtunde.

Du biſt ſo ein kleines Mädchen,
Und haſt ſchon ſo helle Augen,
Du biſt ſo ein kleines Mädchen
Und haſt ſchon ſo rothe Lippen.

So ſchau mich nur an, du Kleine,
Auch ich hab' helle Augen,
Und laß dir alles deuten —
Auch ich hab' rothe Lippen.

Nun rechne mir doch zuſammen!
Vier Augen, die geben? — Blicke!
Und — mach mir keinen Fehler! —
Vier Lippen, die geben? — Küſſe!

* * *

Du biſt ſo jung — ſie nennen dich ein Kind —
Ob du mich liebſt, du weißt es ſelber kaum.
Vergeſſen wirſt du mich und dieſe Stunden,
Und wenn du aufſchauſt, und ich bin verſchwunden,
Es wird dir ſeyn wie über Nacht ein Traum. —
Sei dir die Welt, ſei dir das Leben mild,
Mög' nie dein Aug' geweſ'nes Glück bekunden!
Doch wenn dereinſt mein halberloſchnes Bild
Lieb oder Haß mit friſchen Farben zeichnen,
Dann darfſt du mich vor Menſchen nicht verleugnen.

Liebeslaunen.

Blau iſt ihr Aug', nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund wie jemals einer war,
Ein launiſch Kind; doch all' ihr Widerſtreben
Bezwingt ihr Herz, das mir ſo ganz ergeben.

Oft wenn im braunen Lehnſtuhl ich geruht,
Sie ſtill betrachtend als mein liebſtes Gut,
Dann ſpringt ſie auf und an des Stuhles Lehne
Hängt ſie ſich ſchmollend ob der ſtummen Scene.

„Ich liebe dich!“ — „Du biſt ſehr intereſſant.“
„Ich liebe dich!“ — „Ach das iſt längſt bekannt!
Ich lieb' Geſchichten, neu und nicht erfunden —
Erzählſt du nicht, ich bin im Nu verſchwunden.“

„So hör'! Jüngſt träumte mir“ — — „Das iſt nicht
wahr!“ —
„Wahr iſt's! Mir träumt', ich ſähe auf ein Haar
Dich ſelbſt Straß auf und ab in Prachtgewändern
An eines Mannes Arm gemächlich ſchlendern;

Und dieſer Mann“ — — „der war?“ — „der war
nicht ich!“
„Du lügſt!“ — „Mein Herz, ich ſah dich ſicherlich —
Ihr ſenktet Aug' in Auge voll Entzücken;
Ich ſtand ſeitab, gleichgültig deinen Blicken.“

„Der Mutter ſag' ich's!“ ruft das tolle Kind,
„Was für ein Traum!“ — Da haſch' ich ſie geſchwind,
Und zwing' mit tauſend Küſſen ſie zu eigen,
Bis ſie auf's Neu mir Liebe ſchwört und Schweigen.

Hörſt du?

Schlafe du! wie wär' ich gerne,
Wo dein träumend Antlitz glüht!
Schlafe du! aus weiter Ferne
Lull dich ein mein Schlummerlied.

Schlafe du und ſchließ die müden,
Schließ die blauen Augen zu!
In des Herzens Kinderfrieden
Schlafe du, ſchlafe du!

Leb' ich auch in weiter Ferne,
Durch die Träume geht das Lied —
Schlafe du! wie wär ich gerne,
Wo dein träumend Antlitz glüht!

* * *

Wenn einſam du im Kämmerlein geſeſſen,
Wenn dich der Schlummer floh die lange Nacht,
Dann haſt du oft, ſo ſprichſt du, mein gedacht;
Doch wenn die Sonn' iſt kommen unterdeſſen,
Wenn dir die Welt und jeglich Aug' gelacht,
Haſt du auch dann wohl jemals mein gedacht?

Zum Weihnachten.

(Mit Mährchen.)

Mädchen, in die Kinderſchuhe
Tritt noch einmal mir behend;
Folg' mir durch des Abends Ruhe,
Wo der dunkle Taxus brennt!

Engel knieen an der Schwelle,
Hütend bei dem frommen Schein;
Von den Lippen klingt es helle:
Nur die Kindlein gehen ein!

Doch du ſchauſt mich an verwundert,
Sprichſt: „Vertreten ſind die Schuh,
Unter alt vergeſſ'nem Plunder
Liegt die Puppe in der Truh."

Horch nur auf! Die alten Mährchen
Ziehn Dich in die alte Pracht.
Wie im Zauberwald das Pärchen
Schwatzen wir die ganze Nacht;

Von Schneewittchen bei den Zwergen,
Wo ſie lebte unerkannt,
Und war hinter ihren Bergen
Doch die Schönſt' im ganzen Land;

Von Hans Bärlein, der im Streite
Einen Rieſenritter ſchlug,
Der die Königstochter freite,
Endlich gar die Krone trug;

Von dem Sänger aus der Weiten,
Der ein Mädchen groß und ſchlank
Durch die Zaubermacht der Saiten
Rückwärts in die Kindheit ſang.

27.

Dämmerſtunde.

Im Nebenzimmer ſaßen ich und du;
Der Abendſchimmer fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten ſich der Ruh,
Von rothem Lichte war deine Stirn beſchienen.

Wir ſchwiegen Beid' — ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten ſchwatzten fort —
Du ſahſt mich an mit deinen Mährchenaugen.

* * *

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben —
Wie die verlaß'ne Heimath ſchaut ſie aus —
Wohin im Heimweh die Gedanken ſtreben;
Du kennſt ſie wohl; auch du warſt dort zu Haus.
O folge mir, und laß dich heimathwärts
Durch mein Gedicht zu lieben Stunden bringen,
Die alte Zeit mit neu erregten Schwingen
Noch einmal ſchlagen an dein friedlich Herz!

* * *

Lebwohl, du ſüße kleine Fee!
Ach eh' ich dich nun wiederſeh',
Wie viel Paar Handſchuh ſind verbraucht,
Und wie viel Eau de Cologne verraucht!

Und wenn ich von dir, du ſüße Geſtalt,
In ewiger Ferne bliebe,
Du bliebeſt mir nah, wie im Buſen das Herz,
Wie im Herzen die klopfende Liebe!

Jetzt ſtehſt du, und ſpielſt mit dem Herzchen am Hals,
Rückſinnend vergangene Tage;
Aufleuchtend über dein Antlitz geht
Eine heimlich lächelnde Frage.

Es iſt die Lieb' ein Wiegenlied,
Es lullt und ſingt dich ein;
Doch ſchläfſt du kaum, ſo ſchweigt das Lied,
Und du erwachſt allein.

Entſündige mich! ich bin voll Schuld,
Doch du biſt rein, wie Engel ſind;
Zu deinen Füßen ſink' ich hin,
Du lieblich jungfräuliches Kind!

Wer die Liebſte ſein verloren
Und die Liebe nicht zugleich,
Sucht umſonſt an allen Thoren
Sein verſchwund'nes Himmelreich.

Wolken am hohen Himmel,
Im Herzen ein tiefer Gram!
Die Sonne iſt gegangen,
Noch eh' der Abend kam.

Und wie du meine Lieder
In dieſem Buch ſollſt finden?
Folg nur dem rothen Faden,
Der wird ſie dir verkünden.

„Lebwohl!“

Lebwohl, lebwohl! Ich ruf' es in die Leere;
Nicht zögernd ſprech ich's aus in deinem Arm,
Kein pochend Herz, kein Auge thränenwarm,
Kein bittend Wort, daß ich dir wiederkehre.
Lebwohl, lebwohl! Dem Sturme ruf' ich's zu,
Daß er den Gruß verwehe und verſchlinge.
Es fände doch das arme Wort nicht Ruh —
Mir fehlt das Herz, das liebend es empfinge.

Als noch dein Lächeln ging durch meine Stunden,
Da kam's mir oft: „Wach auf! es iſt ein Traum!“
Nicht faſſen konnt' ich's — jetzo faß' ich's kaum,
Daß ich erwacht, und daß ein Traum verſchwunden.
Lebwohl, lebwohl! es iſt ein letztes Wort,
Kein theurer Mund wird mir ein andres geben.
Verweht iſt Alles, alle Luſt iſt fort —
„Die kurze Lieb', ach, war das ganze Leben!“

Mög' deinen Weg ein milder Gott geleiten!
Fernab von mir iſt nah vielleicht dem Glück.
In's volle Leben du — ich bleib' zurück
Und lebe ſtill in den verlaſſ'nen Zeiten.
Doch ſchlägt mein Herz ſo laut, ſo laut für dich,
Und Sehnſucht mißt die Räume der Sekunden —
Lebwohl, lebwohl! An mir erfüllen ſich
Die ſchlimmen Lieder längſt vergeſſner Stunden.

„Und blieb dein Aug'.“

Und blieb dein Aug' denn immer ohne Thränen?
Ergriff dich nie im kerzenhellen Saal
Hinſchleichend in des Tanzes Zaubertönen
Ein dunkler Schauer meiner ew'gen Qual?

O fühlteſt du's! Nicht länger kann ich's tragen
Du weißt, das ganze Leben biſt du mir,
Die Seligkeit von allen künft'gen Tagen
Und meiner Jugend Zauber ruht auf dir.

In meiner Liebe biſt du auferzogen;
Du biſt mein Kind — ich habe dich geliebt,
Als feſſellos noch deine Locken flogen,
Als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt.

Ob du dich nimmer nach dem Freunde ſehnteſt,
Der Abends dir die hellen Lieder ſang,
Indeß du ſtumm an ſeine Schulter lehnteſt,
Und gläubig lauſchteſt in den vollen Klang?

O fühl' es nimmer, wie Vergangnes quäle!
Doch wirſt du's fühlen — weiß ich's doch gewiß
An jedem Funken deiner, meiner Seele:
Gott gab dich mir, als er dich werden hieß.

O kehr' zurück, und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch iſt mein Herz wie deines, ſtark und jung.

Gl

Zweite Abtheilung.

Haben auch geplaudert wohl
Heimlich ſüße Laute,
Was der armen Bruſt entquoll,
Wenn der Himmel blaute;
Und geliebt im Kämmerlein
Und im Flug geküſſet.
Treue, Treue nur allein
Ward allzeit vermiſſet.

Signal.

In der Laube, wo die dichten
Büſche luſtige Kühlung wehn;
In der Laube, wo die lichten
Duftigen Purpurroſen ſtehn;

Wo die rothen Roſen brannten,
Die der Knabe einſtmals zog,
Ahnungsvoll der Unbekannten
Unbewußt entgegen bog:

Dort des Abends ſchimmern Lichter
Durch die Laubwand grün und voll;
Dann erwartet dich der Dichter
Und du kennſt das Zeichen wohl.

Büſche rauſchen, Büſche neigen —
Mädchen, meines Lebens Luſt!
Lieder fallen aus den Zweigen
In den Schooß dir unbewußt.

Und ſo geht es immer wieder
Und ſo geht es Jahr für Jahr;
Immer flecht' ich meiner Lieder
Krone dir in's braune Haar.

Nähe in der Ferne.

1.

Ich bin dir ſo ferne
Und bin dir ſo nah!
Wie fallende Sterne
So ſchnell bin ich da.

Ich ſchaue dich wieder
Mit fliegendem Blick —
Du ſiehſt vor dich nieder;
So weiß ich mein Glück.

Mit Allen dann ſcherz' ich
Und frage dich kaum;
Du lächelſt ſo herzig
Darein wie ein Traum.

Sie haben ſich müde,
Die Schweſtern gelacht;
Es waltet der Friede
Der einſamen Nacht.

Stumm ſind wir zuſammen
Mit lauſchendem Ohr;
Die ewigen Flammen
Sie ſchlagen empor.

2.

Schon verrauſcht iſt Spiel und Scherz,
Hab' mich müd' getrieben,
Und es iſt das liebe Herz
Einzig wach geblieben.

Blicke lieb- und traumesſchwer
Fühl ich zu mir dringen,
Einen Liebesknoten mehr
Zu den andern ſchlingen.

Leiſe klinget wie Gedicht
Zu mir ihr Geflüſter,
Leiſe, leiſe, daß es nicht
Störe die Geſchwiſter.

Und des Tages Luſt und Schmerz
Sag' ich meiner Lieben,
Und es iſt das liebe Herz
Einzig wach geblieben.

Guten Morgen.

Unter thaubeglänzten Beeten
Wandelſt du mit leichtem Fuße;
Da bin ich herangetreten,
Schreckend dich mit frühem Gruße.

Was wir red'ten kalt-bedächtig,
War vergeſſen über Nacht;
Nur daß ziemlich ſteif und ſchlecht ich
Dir, mein Kind, die Cour gemacht.

Und du winkteſt! In der Laube
Saß der ganze Mädchenkreis.
Träumend folgt' ich. Guten Morgen!
„Guten Morgen!“ klang es leis.

Und am erſten Dindonetten
Reicht' ich kreuzweis beide Hände,
Schüttelte ſie zwei- und dreimal,
Und kam auch zu dir am Ende.

Und die Hände nahm ich beide,
Schütteln wollt' ich — wunderlich!
Konnte nur heran ſie ziehen,
Lipp' und Lippe trafen ſich.

Und der ſonſt ſo ernſt und ſpröde,
Küßt von ſelbſt, der rothe Mund.
Selber wußt' ich nicht zu deuten
Solcher Küſſe ſüßen Fund.

* * *

Da erſchallt durch ſolch Gekoſe:
„Noch im Bette? das iſt kraß!“ —
Meines Freundes dumpfe Proſe —
Hole ſie der Satanas!

J. M.

Scapin als Rattenfänger

(ſingt:)

Wird's dir in dem Kämmerlein,
Herzchen, nicht zu enge?
Draußen ſoll jetzt Jahrmarkt ſein,
Luſtiges Gedränge.

Auch an Herzen, treu wie Gold,
Soll es dort nicht mangeln;
Iſt dir noch kein Liebſter hold,
Kannſt dir einen angeln.

Spute dich, du hübſches Kind!
Sei mir nicht beklommen!
Denn die ſchmucken Kinder ſind
Ueberall willkommen.

Alles zu ſeiner Zeit.

Nun haſt du mich gefangen,
Wie lange war ich blind!
Wie iſt's doch zugegangen,
Du liebenswürdig Kind?

Die Locken, die einſt fröhlich
Dein golden Haupt umlacht,
Die haben wohl allmälig
Mich um mein Herz gebracht.

Da fingſt du in den Schlingen,
Den ſeidenen, ſie ein;
Allein den goldnen Ringen
Gilt's jetzt ja nicht allein.

Was hilft's, daß ſie in Ketten
Die ſpäte Weisheit ſchloß?
Jetzt kann ſie mich nicht retten;
O gieb ſie wieder los!

Laßt ſie mir in Frieden.

Schiltſt du mir mein Perſermädchen,
Werd' ich mich darüber tröſten;
Derbend iſt ein gutes Städtchen,
Wenn es auch nicht von den größten.
Ueber ihres Volkes Weiſe
Mögt ihr ſagen, was ihr wollt,
Iſt ihr Schritt doch leicht und leiſe
Und ihr Auge lautres Gold.

Sahſt du, wenn die braune Haide
Sorgenlos das Reh durchflog?
Sahſt du, wenn die ſchlanke Weide
Träumend ſich in's Waſſer bog?
Sahſt du ſchlummern ſie im Bettchen,
Sie nach Sommervögeln jagen?
Schiltſt du mir mein Perſermädchen,
Werd' ich wenig darnach fragen.

Wie man's anfängt.

Erſt kommen die Sonette,
Sie klingen gar ſo nett;
Denn wer's verſteht, ich wette!
Beginnt mit dem Sonett.
Die leicht beſchwingten Lieder,
Sie ſinden offne Bahn;
Der Wall ſchützt nicht dawider,
Drinn ſiedeln ſie ſich an.

Den Kranz Apoll'n zu widmen,
Gelobt der Kommandant;
In hundert neuen Rhythmen
Kommt da Sukkurs zur Hand.
Sie klettern auf die Wälle,
Sind auch die Thore zu;
Es laſſen die Ritornelle
Selbſt nicht die Nacht ihr Ruh.

Sie wachſen aus dem Boden,
Maiglöckchen gleich im Lenz;
Es braucht nicht erſt der Oden
Devoter Reverenz;
Die Feſtung iſt bezwungen,
Ein ziehen Lied und Reim,
Was man ſich ausbedungen,
Vorläufig bleibt's geheim.

L'amant marchand.

(Das Mädchen ſpricht.)

Komm herunter, beſter Schatz!
Du kalmäuſerſt, will ich wetten;
Hörſt du von dem Raſenplatz
Unten nicht die Caſtagnetten?
Sieh doch, wie die Andern ſchleifen,
Paar um Paar und hin und her!
Nimm mich mit, was willſt du mehr?
Willſt du immer weiter ſchweifen?

Stets die Stirne ziehſt du kraus,
Gräbſt dich ein in deine Höhle,
Und dann bringſt du mir in's Haus
Kaſhmirſhawls und Roſenöle,
Edelſtein aus India,
Perlenſchmuck und brüſſler Blonde —
Schatz! hier unterm lieben Monde
Sieh! das Gute liegt ſo nah.

Sieh nur dieſen Sonnenglanz!
Solches Gold entdeckteſt du nie.
Sieh nur dieſen Blüthenkranz,
Den umſonſt uns ſchenkt der Juni.

Wie die Kirſchen ſchwellend reifen!
Nimm den Aſt und greife zu,
Dieſe ich und dieſe du —
Lerne nur das Glück ergreifen.

Setze du dich ſtill zu mir,
Und von lieben Dingen red' ich;
Leiſe naht das Glück ſich dir,
Allen Faulen iſt es gnädig.
Einen Kuß et cetera —
Wirſt du nun dich noch bedenken? —
Könnt's dir ſchon heut Abend ſchenken,
Denn das Glück iſt immer da.

Ich wand ein Sträußlein Morgens früh,
Das ich der Liebſten ſchickte;
Nicht ließ ich ſagen ihr von wem,
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich Abends kam zum Tanz
Und thät verſtohlen und ſachte,
Da trug ſie die Nelken am Buſenlatz,
Und ſchaute mich an und lachte.

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage du ein Kränzlein grün
Für's künftige Töchterlein."

Sind ſechszehn Jahre wohl herum,
Das Reislein wuchs heran;
Hier ſitzt das wackre Töchterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Blindekuh im Kreiſe.

Schon umringen ſie mich hier,
Mädchen bunt im Schwarme.
Führe jetzt die Rechte mir,
Amor, in die Arme!
Wenn mir auch entgegen flog
Mancher ſchmucke Weſen,
Eine hab' ich, Eine doch,
Eine mir erleſen.

Achtung da ver dieſem Stab! —
Nein, es iſt nicht Meine!
Locken fließen ihr herab
Und ſie heißt die Kleine.
Die ſich da vor mir verkroch,
Wär' es die geweſen?
Eine hab' ich, Eine doch,
Eine mir erleſen.

Blond' und Braune haſch' ich wohl,
Ziehe keinen Treffer;
Liebchen ach! du machſt mich toll,
Deinen zahmen Schäfer.

Liebchen, das mich oft betrog,
Komm mich zu erlöſen!
Eine hab' ich, Eine doch,
Eine nur erleſen.

Und da ſühet mit einem Mal
(Mich nur kann's erreichen)
Durch den luſtig lauten Saal
Das bekannte Zeichen.
Und ſie flüſtert: „Han er klog!“
Liebes, liebes Weſen!
Dich hab' ich aus Allen doch
Einzig mir erleſen.

Im Auguſt.

Die See geht hoch, es jagt der Sturm
Pfeilſchnell wie Liebesgedanken;
Ich ſitze hier auf dem alten Thurm
Und freue mich über ſein Schwanken.
Die Herbſtluft zieht und weht gelind,
Leis wie der Sterbenden Koſen,
Die Segel fliegen im Wind, im Wind,
Es pfeifen die Matroſen.

Der letzte Tropfen ſoll es ſein,
Die letzte Flaſche im Keller!
In die Saiten greif' ich noch einmal ein,
Der Wind ſtürmt ſchneller und ſchneller.
Wie weh es thut, ſo geſchwind, ſo geſchwind!
Mir graut vor den dunkeln Looſen.
Die Segel fliegen im Wind, im Wind,
Es pfeifen die Matroſen.

Der Lenz mit ſeinem jungen Scherz,
Des Sommers buntes Weſen —
O armes Herz! o armes Herz!
Wie biſt du ſo glücklich geweſen!

Wenn neu die Roſenzeit beginnt,
So ſind es andre Roſen.
Die Segel fliegen im Wind, im Wind,
Es pfeifen die Matroſen.

Es liegt der Zukunft Schatten bang
Ueber den ſonnigſten Tagen;
Das Leben iſt ſo lang, ſo lang,
Und bitter zu ertragen.
O komm, gieb mir die Hand, mein Kind!
Und laß die Stürme toſen.
Die Segel fliegen im Wind, im Wind,
Es pfeifen die Matroſen.

Dritte Abtheilung.

And thou art dead as young and fair.

(Nach Byron.)

> „Heu quanto minus est cum reliquis versari quam tui meminisse.“

Und biſt du todt, ſo jung und ſchön
Wie nur ein Erdenkind? —
Zurück zur Erde ſollte gehn
Der ſüße Leib geſchwind!
Empfing denn auch die Erde ihn
Und gehn die Menſchen drüber hin,
Gleichgültig wie ſie ſind —
Ein Auge iſt, das nicht erträgt
Zu ſchaun, wohin ſie dich gelegt.

Wo tief du liegſt, das weiß ich nicht;
Nicht falle drauf mein Blick!
Blum' oder Kraut umwuchre dicht,
Was blieb von dir zurück.
Genug für mich zu wiſſen iſt,
Daß du wie alle Erde biſt,
O du mein beſtes Stück!
Ich lern' es nicht erſt von dem Stein,
Wen in die Gruft ſie ſenkten ein.

Dich hab' ich bis zum Tod geliebt;
So haſt du mir gethan,
Du, die kein Unbeſtand getrübt
Und jetzt nicht trüben kann.
Auf die der Tod ſein Mal gedrückt,
Die Liebe dauert unverrückt
Und trotzt des Alters Bann.
Sollteſt du ſehn, daß ich dich floh?
O wohl dir! dir iſt beſſer ſo.

Die gute Zeit theilten wir ganz,
Der Reſt ſei mein allein!
Des Sturmes Dräun, der Sonne Glanz
Wird dir ſich nicht erneun.

Der Neid des Schlafes ohne Traum
Läßt jetzt noch Thränen keinen Raum —
Das beſte Theil war dein,
Zu ſterben vor des Alters Druck
In deiner Schönheit vollſtem Schmuck.

Die Roſe in der vollſten Pracht,
Sie ſinkt zuerſt in's Grab,
Und hat die Hand es nicht gewagt,
Blättert von ſelbſt ſie ab.
Doch eh', als daß da, wo ſie ſteht,
Der Wind ſie Blatt um Blatt verweht,
Brecht heute ſie herab!
Dem irdiſchen Auge muß es graun,
Der Schönheit Wandlung nachzuſchaun.

Dich welken ſehn — hätt' ich's geſollt?
Die volle Frühlingspracht!
Der Morgen war ſo wunderhold —
So ſchauriger die Nacht.
Du warſt anmuthig noch im Tod,
Ein wolkenloſes Morgenroth
Hat dir dein Tag gelacht,
Und deine Bahn war glänzend kurz,
Dem Sterne gleich in ſeinem Sturz.

Die Thränen ſind mir wohl verſiegt,
Sonſt möcht' ich weinen, daß
Ich nächtens dir zur Seite nicht
An deinem Bette ſaß,
Daß nicht in's Aug' ich dir geblickt,
Noch einmal dich an's Herz gedrückt,
Geſtützt dein Haupt ſo laß.
Wie thöricht waren wir fürwahr!
Doch glücklich auch ſo wunderbar!

Frei bin ich, ſeit du mich verließſt,
Allein wie ſchwindet weit
Das Lieblichſte, was jetzt noch iſt,
Vor dieſem ſüßen Leid.
Herauf ruft die Erinnerung
Das All von dir, das ewig jung
Beſteht in Ewigkeit.
Dir nachzuſchaun mit feuchtem Blick
O Gott! jetzt iſt's mein beſtes Glück.

Fare thee well and if for ever.

(Nach Byron.)

Lebewohl! und iſt's auf immer,
O auf immer lebe wohl!
Los reißt doch mein Herz ſich nimmer,
Nährſt du ewig auch den Groll.

Wäre dir die Bruſt erſchloſſen,
Dran du oft dein Haupt geneigt,
Von dem ſüßen Schlaf umgoſſen,
Wie du nie mehr ſchläfſt vielleicht:

Könntſt du ſehn, was in den Gründen
Meines tiefſten Herzens ruht,
O da würdeſt du empfinden,
Was du thatſt, es war nicht gut.

Ob die Welt dich drum vertheidigen,
Ob dem Schlag ſie lächeln mag,
Selbſt das Lob muß dich beleidigen,
Daß durch dich das Herz mir brach.

Wohl, ich büße nur für meine
Fehle, meine heiße Luſt —
Warum eben durch die Eine,
Der ich ruhte an der Bruſt?

Aber doch, o doch bekenne,
Ob auch der Gewohnheit Fluch
Allgemach die Herzen trenne —
Ganz unmöglich iſt der Bruch!

Und ſo lang' dein Herz wird ſchlagen,
Schlagen wird mein blutend Herz,
Müſſen wir ihn in uns tragen,
Ewiger Trennung ewigen Schmerz.

Das iſt wohl ein tiefrer Kummer,
Als die Klage um die Gruft,
Wenn der Morgen aus dem Schlummer
Vom verlaßnen Lager ruft.

Wenn dich dann das erſte Koſen
Unſers Kindes tröſten ſoll,
Lehrſt du dann der Vaterloſen
Auch den Vaternamen wohl?

Wenn die zarte Hand dich drückte,
Sich ihr Mund auf deinen drückt,
Denke, wen dein Herz beglückte,
Wer da fleht, daß du beglückt!

Lebt in ihr ſein Bild auf's Neue,
Den dein Aug' nie ſchauen mag,
Dann wohl bebt die alte Treue
Noch in einem Schlage nach.

Dir ſind meine Sünden offen,
Keiner ahnt, was in mir raſt;
Wo du trittſt, da welkt mein Hoffen,
Doch dir folgt es ohne Raſt.

Meinen Stolz — ihn beuge dir ich,
Der der Welt getrotzt zuvor!
Und mein eigen Herz verlier' ich
Jetzo, da ich dich verlor.

Es iſt aus! was ſollen Worte,
Worte — und von mir zumal?
Jeden Riegel, jede Pforte
Sprengt doch der Gedanken Qual.

Lebewohl! mit dir ſei Friede!
Auch das letzte Band zerbrach.
Herzenswund, verlaſſen, müde —
Giebt's noch einen Tod darnach?

Durch die Lind' in's Kammerfenſter
Steigt der fromme Mondenſchein,
Will die rothgeweinten Aeuglein
Bleichen wieder klar und rein.

Wieder blühn des Mägdleins Wangen;
Aeuglein ſchlummern klar und ſtill;
Und das Mündlein weiß nicht, ob es
Lächeln, ob es küſſen will.

„Was iſt ein Kuß?“ — Du kannſt den Bruder küſſen,
Die Baſe auch, und ſonſt Verſchiedne mehr;
Solch einen Kuß ſtudirt' ich juſt nicht ſehr,
Und was drin liegt, das mag ein Andrer wiſſen.

Doch ſchließt er eines Mädchens Liebe ein,
Solch einem Kuß ſind andre zu vergleichen,
Wie Gläſer Waſſer einem Becher Wein
Aus des Tokayers ſonnenheißen Reichen.

Und weißt du, warum ſo trübe,
So ſchwer mir das Herz muß ſein? —
Du haſt mich geküßt ohne Liebe;
Das wolle dir Gott verzeihn.

Ritter und Dame.

1.

Zu den Füßen ſeiner Dame
Liebestrunken ſitzt der Ritter;
Sprechend blitzen ſeine Augen,
Schweigend ruhen ſeine Lippen.
Am Balkone ſitzt die Dame,
Eine goldne Schärpe wirkt ſie;
Auf den Ritter blickt ſie lächelnd,
Und mit hellem Klange ſpricht ſie:
„Denket ihr auf Tod und Schlachten,
Oder ſinnt ihr Minnelieder?
Wahrlich eure ſtumme Weiſe
Bleibt mir unerklärlich, Ritter!
Schwört ihr erſt in tauſend Briefen,
Tauſend unerhörte Dinge
Hättet ihr für meine Ohren,
Und das Herz ſei voll zum Springen.
Fleht ihr erſt in tauſend Briefen
Um ein heimlich einſam Stündchen!
Wohl, die Stunde iſt gekommen —
Redet jetzt von tauſend Dingen.“

Und der Ritter bricht das Schweigen:
„Zürnt mir nicht, o Wonnemilde;
Wiſſet, daß geheimer Zauber
Bleiern mir die Zunge bindet!
Nur ein Wink aus euren Augen,
Nur ein Wort von euren Lippen;
Nur ihr ſelbſt, o meine Herrin,
Könnt den argen Bann bezwingen.“

2.

Und zum Andern ſitzt der Ritter
Seiner Herrin an der Seite;
Von der Schulter glänzt die Schärpe
Als ein freundlich Minnezeichen.
Sieghaft ſchlingt er ſeine Arme
Um den Leib des ſchlanken Weibes;
Unaufhaltſam ſüße Worte
Schwatzt er, und die Dame ſchweiget.
Will zu einem halben Wörtchen
Oeffnen ſie der Lippen Zeile,
Schließt er ihr den Mund mit Küſſen;
Und die Dame lauſcht und ſchweiget.
„Süße Herrin, unerklärlich
Bleibt mir eure ſtumme Weiſe —
Wollen eure rothen Lippen
Gleiches zahlen mir mit Gleichem?

Oder lernten dieſe Lippen
Lieblicher die Zeit vertreiben? —
Gar behäglich iſt das Schwatzen;
Doch ein And'res iſt geſcheidter." — —
Draußen auf den Mandelblüthen
Ruht die Nacht im Mondenſcheine
Unaufhaltſam ſchwatzt der Ritter
Und die Dame lauſcht und ſchweiget.
Gab ſie hin des Blickes Zauber?
Sprach ſie aus die Zauberweiſe? —
Doch nicht fürder klagt die Dame
Ueber ihres Ritters Schweigen.

Was fehlt dir, Mutter?

In friſcher Laube ruht ein blühend Weib,
Es glänzt das Laub, die vollen Zweige brechen;
Ein ſchöner Knabe ſchmiegt an ihren Leib;
Sie lacht und küßt und lehrt ihn Namen ſprechen.

Und auch ein Name, wie ſie leis ihn ruft,
Daß ihn der Knabe ſtammelnd nacherzähle,
Wehmüthig zieht, wie Abends Lilienduft,
Ein Jugendbild im Flug durch ihre Seele.

Die Thräne macht das helle Aug' ihr blind,
Verſunk'ne Zeiten ſteigen auf vom Grabe. —
„Was fehlt dir, Mutter?“ koſet ſie das Kind.
Sie hebt das Haupt: „Nichts, nichts! mein ſüßer Knabe!“

27

Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Und hangen ſtumm an deinem Blick!
Du biſt ſo jung, du biſt ſo ſchön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich ſo arm, ſo müde ſchon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt —
O wär' ich doch ein Königsſohn,
Und du ein arm verlornes Kind!

27.

Traumliebchen.

Nachts auf des Traumes Wogen
Kommt in mein Kämmerlein
Traumliebchen eingezogen,
Luſtig wie Mondenſchein.
Sie ruht auf meinem Kiſſen,
Sie ſtört mich auf mit Küſſen
Und lullt mich wieder ein.

Glühend um meine Glieder
Fluthet ihr dunkles Haar,
Auf meine Augenlieder
Neigt ſie der Lippen Paar.
„So küß' mich, du blöder Schäfer!
Dein bin ich, du ſüßer Schläfer,
Dein heut' und immerdar!"

„Fort, fort aus meinem Stübchen,
Gaukelndes Nachtgeſicht!
Ich hab' ein eigen Liebchen,
Ein and'res küß ich nicht!"
Umſonſt, ich blieb gefangen,
Bis auf des Morgens Wangen
Brannte das roſige Licht.

Da iſt ſie fortgezogen,
Schwindend wie Mondesſchein,
Singend auf Traumeswogen
Schelmiſche Melodein:
„Traum, Traum iſt alles Lieben!
Wann biſt du treu geblieben?
Wie lang' wohl wirſt du's ſein?“

„Geſteh's!"

Geſteh's, es lebt ſchon Einer,
Der dich heimlich geküßt einmal,
Der deinem Kindermunde
Der Lippen Zauber ſtahl.

Und gäbſt du mir alle Liebe,
Und liebt' ich dich noch ſo ſehr,
Ich könnte dich nimmer umfangen
Und herzen dich nimmermehr.

Es zieht mich zu dir hinüber
So gewaltig und liebewarm —
Was biſt du ſo unwiderſtehlich ſchön,
Und doch ſo bettelarm!

Repos d'amour.

(Etude p. Henselt.)

Laß ruhn die Hände! — Gieb dich mir!
Schon Dämmer webet durch's Gemach;
Nur deiner Augen glänzend Licht
Iſt über meinem Haupte wach.

O laß mich ruhn in deinem Arm!
Fernhin verſtummt der wilde Tag —
Ich hör' allein dein flüſternd Wort
Und deines Herzens lautern Schlag.

Laß ſchauernd deiner Blicke Graus
Durch meine tiefſte Seele ziehn,
O gieb dich mir, gieb mir im Kuß
Dein ganzes Leben gieb mir hin!

Und alle bange, ſel'ge Luſt,
Was in dir lacht und weint und glüht,
Gieb mir der Thräne ſüßen Schmerz,
Die brennend durch die Wimper ſprüht.

So biſt du mein — ob auch der Tod
Zu früh dein blaues Auge bricht,
Du lebſt in meiner tiefſten Bruſt
Ein ewig liebliches Gedicht.

Damendienſt.

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn;
An Feſten und hohen Tagen
Sollſt du meine Königin ſein.

Deiner Launen geheimſte und kühnſte
Gehorſam erfüll' ich dir;
Doch leid' ich in dieſem Dienſte
Keinen Andern neben mir.

So lang' ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofſtaat will ich vermehren:
Doch der Erſte will ich ſein.

Das Harfenmädchen.

Das war noch im Vaterſtädtchen;
Da warſt du gar zierlich und jung,
Ein ſüß ſchwarzäugiges Dirnlein,
Zur Lieb' juſt verſtändig genung.

Und wenn dir die Mutter zu ſingen
Und Harfe zu ſpielen gebot,
So ſcheuteſt du dich vor den Leuten
Und klagteſt mir heimlich die Noth.

„Wann treff' ich dich wieder, und wo doch?“ —
„Am Schloſſe, wenn's dunkel iſt.“
Und Abends bin ich gekommen
Und habe dich fröhlich geküßt. — —

Sind ſieben Jahr vergangen,
Daß ich dich nicht geſehn.
Wie bleich doch ſind deine Wangen!
Und waren ſo blühend und ſchön.

Wie greifſt du ſo keck in die Saiten
Und ſchauſt und äugelſt umher!
Das ſind die kindlich ſcheuen,
Die leuchtenden Augen nicht mehr.

Doch kann ich den Blick nicht wenden,
Du einſt ſo reizende Maid —
Mir iſt, als ſchaut' ich hinüber
Tief, tief in vergangene Zeit.

Herbſtnachmittag.

Halbſchläfrig ſitz' ich im Lehnſtuhl;
Vor der Thür auf dem Treppenſtein
Schwatzen die Mädchen und ſchauen
In den hellen Sonnenſchein.

Die Braunen, das ſind meine Schweſtern,
Die Blond' iſt die Liebſte mein.
Sie nähen und ſtricken und ſticken,
Als ſollte ſchon Hochzeit ſein. —

Von fern das Kichern und Plaudern
Und um mich her die Ruh,
In den Lüften ein Schwirren und Summen —
Mir fallen die Augen zu.

Und als ich wieder erwache,
Iſt Alles ſtill und todt,
Und durch die Fenſterſcheiben
Schimmert das Abendroth.

Die Mädchen ſitzen wieder
Am Tiſch im ſtummen Verein;
Und legen zur Seite die Nadeln
Vor dem blendenden Abendſchein.

Drittes Buch.

Es iſt noch gar nicht lange her,
Den Tag hab' ich vergeſſen —
Da hab' ich ſo von ungefähr
Im Omnibus geſeſſen.

Da macht' ich's denn wie Jedermann;
Erſt zog die Stirn ich faltig,
Dann ſah ich mir die Naſen an,
Die waren mannigfaltig.

Doch wie ich kam zu der Nachbarin,
Kam ich auf andre Gedanken;
Ueber die blühende Myrte hin
Sah ich zwei Roſen ſchwanken.

Sie hielt es gut, ſie hielt es fein,
Das Stöcklein auf dem Schooße;
Das war gewiß für's Töchterlein
Die Myrte und die Roſe!

Die Roſen in der Lockennacht,
Das Kränzlein in den Haaren!
Nichts weiter hab' ich mehr gedacht
Und wir ſind doch noch lange gefahren.

Doch fragt' ich nicht, wie heißt die Braut,
Thereſe oder Cäcilie?
Sie wird wohl ſchon heut' Abend getraut?
Und ſie iſt doch von guter Familie?

* * *

So fragt auch hier nicht, wo ihr ſeid,
Und ſeid nicht unbeſcheiden!
Die Schwingen der Gelegenheit,
Sie können nur wenig leiden.

Saßt ihr nie mit uns bei einem Wein
Und weintet mit uns keine Thräne,
So denkt, ihr ſchaut durch's Fenſter herein
In eine Familienſcene!

Verloren und Vergeſſen.

(Im April.)

Zweimal ſchmückte der Lenz mit neuen Blumen die Erde,
Seit ſie ſich trennte von uns, Brüder! wohl wiſſet ihr, wer.
In demſelbigen Schmuck ergrünen Felder und Hügel,
Nicht denſelbigen mehr findet der mahnende Tag.
Wenn uns ein Liebes entflohn in des Grabes dunkle Behauſung,
Schwindet es uns nicht gleich hin in vergeſſende Nacht.
Noch umſchwebet es uns wie fern verklingende Lieder,
Noch in der menſchlichen Bruſt wohnet die Wonne beim Weh.
Doch wenn die Monde entfliehn und des Jahres Kreiſe ſich füllen,
Heiſcht das Lebendige neu, ach! ſein alleiniges Recht,
Und wir gehn und treiben wie ſonſt und laſſen uns treiben,
Wenn der Gedanke uns kommt, findet ſich ärmer das Herz.

Pater peccavi.

Ach Herre, meiner Sünden ſind
Gar mancherlei.
Dein Name — —, liebes Kind,
Iſt auch dabei.

Ich ſpritzte einſt mit Gänſewein
Dein Angeſicht.
Jetzt wird es wohl getrocknet ſeyn;
Drum hadre nicht!

Zum 10. November 1837.

Süßes Kindchen, hundert Roſſe
Wohlgeflügelt wünſch' ich mir,
Könnt' ich heute zu dir fliegen,
Wär' ich heute nur bei dir.

Wie, du ſeufzeſt? „Ach, die Mutter
Sage, nun ſei mein zehntes Jahr,
Und neun Jahre hätt' ich alſo
Fortgeſpielet immerdar;

Doch nun ſei die Zeit gekommen,
Wo ich ernſthaft werden ſoll,
Wie die großen Leute aller
Weisheit Salomonis voll.

Doch mir banget vor dem Strickſtrumpf,
Den die Mutter anempfahl,
Und den Prinzen Ernſt von Sachſen
Spielt' ich gerne noch einmal.“

Zum 9. September.

Fragt mich Einer: Was iſt das für'n Mann?
Sechs Ellen Beine, keinen Bauch daran!
„Ach was, ach was!
Mein Onkel iſt das!
Mein Onkel!“

Fragt mich ein Andrer: Was iſt das für'n Gauch?
Haſſeldünne Beine und ſechs Ellen Bauch!
„Ach was, ach was!
Mein Onkel iſt das!
Mein Onkel!“

Rief ich ſelbſt: „Das will ich euch ſchwör'n!
Reden, reden müßt ihr ihn hör'n!
Das iſt erſt was!
Mein Onkel iſt das!
Mein Onkel!“

Und das ſag' ich, ſo lang' er thut leben und leiben
Und viel länger noch ſoll er mein Onkel bleiben!
Das iſt kein Spaß!
Das iſt erſt was!
Mein Onkel!

Baurede zum Muſikſaal.

Wenn der Geſell nach ſaurem Tag,
Nach Hobelſtoß und Hammerſchlag
Auf ſorgſam abgeſteckten Grenzen
Die Mauern aufgeführt genau,
Und nun gerichtet ſteht der Bau,
Geſchmückt mit Bändern und mit Kränzen;
Und wenn er dann auf hoher Spitz'
Andächtig zieht vom Haupt die Mütz',
Betet, daß Gott ſegne die Müh'
Und Glück in's neue Haus einzieh'
Und er das Glas dann wirft nach oben:
Dann mag der Bau den Meiſter loben.

Wohl preiſet billig der Geſelle
Den Meiſter; doch es wäre Recht,
Daß man des Bauherrn auch gedächt',
Der ihm gewieſen ſeine Stelle.
Denn, ach! in dieſer argen Welt,
Da geht es einmal ſtets um Geld,
Und daß ſich die Hände rührig regen,
Daß Meiſter ſich tummelt und Geſell,
Das iſt zuletzt auf jeder Stell'
An den Kapitalien gelegen.
Drum preiſen Alle wohl den Mann,
Der zu ſammeln weiß und auszugeben,
Der da gebraucht, was er gewann,
Und vielgeſegnet iſt ſein Leben.

So haſt du durch des Meiſters Walten
Hier dieſen Saal für uns gemacht;
Wir haben darum uns bedacht,
Die rechte Baured' dir zu halten.
Die Muſica gleich hebt ſie an,
Wohl preiſeſt du ihr herrlich Klingen;
Das Werk, das deine Hand begann,
Sollt' auch dem Meiſter wohl gelingen.
Doch vorher will ich, lieber Mann!
Den Dank und unſer Werk dir bringen.

Wohl manchen Abend haben wir
Mit emſiger Hand dabei geſeſſen;
Du ſieh daran, daß deiner hier
Die luſtige Jugend nicht vergeſſen.
Da nimm's, daß von dem frohen Tag
Dir ein Gedächtniß bleibe nach!
Und nun nach altem Brauch und Fug
Beſchließ' ich mit dem Segensſpruch:
Daß Muſica und Melodei
Hier nach wie vor zu Hauſe ſei!
Daß du an ihrem Klange fein
Am immer neuen Mädchenreih'n
Dich lange mögeſt mit erfreun,
Daß, was gewirkt du und geſchafft,
Stets fortbeſteh' in friſcher Kraft,
Und daß dereinſt noch dies Gebäude
Daſtehe zu der Enkel Freude!

Oberon.

1.

Leggiadra.

Kaum ſtrahlt noch durch's Gebüſche
Gebrochner Sonnenglanz;
Des Frühlingsabends Friſche
Sie ladet uns zum Tanz.

Die Flöten und die Geigen
Erſchall'n auf meinen Wink;
Kommt, tanzt den Elfenreigen
In unſerm goldnen Ring!

Die kühlen Winde ſchauern,
Die Sonne geht zur Ruh;
Wie könnt ihr doch noch dauern
Wie tanzt der Fuß im Schuh.

2.

Oberon.

Du haſt mir einſt vor allen
Elfinnen ſo gefallen,
Sogar vor Silpelit!
Allein die Welt will weiter,
Ach! ſie wird ſtets geſcheiter,
Und ſieh! da muß man mit.
Muß heulen mit den Wölfen! —
Im Haine und im Thal
Da ſitzen Feen und Elfen,
Wo da glänzt des Mondes Strahl.
Ich muß mich wohl entfernen —
Die Kinder müſſen lernen!
Fort ſollen ſie zumal.
Doch du ſollſt nicht verzagen!
O komm in meinen Wagen!
Zwei haben Platz darin.
Es fragten mich die Geiſter:
O ſage, Herr und Meiſter,
Wo iſt die Königin?
Aus jedem Löwenmäulchen
Schwang ſich der flinke Gnom
Und auf den Rand der Veilchen
Behend die Elfin klomm.

Die Derben wie die Zarten,
Da ſitzen ſie und warten —
Titania, ſo komm!
Die Großen und die Kleinen,
Sie feiern dein Erſcheinen
Bei'm nächtigen Mondesſtrahl.
Sie ſingen und ſie lachen,
Die Blumen all' erwachen
Und neigen ſich zumal.
Wir ſchwingen uns auf dem feuchten
Wohl auf dem grünen Plan,
Die Irrwiſchfackeln leuchten,
Du führſt den Reigen an.
Komm, Liebe, laß das Weinen!
Haſt du nicht deine Kleinen,
So haſt du deinen Mann.

Am 18. Mai 1842.

Die Schweſtern, die der Braut zum Kranz
Geflochten einſt die Myrthen,
Sie ſind's, die dieſem Lichterglanz
Sie heut' entgegenführten.

Und wieder ſteht daſſelbe Paar
Unter demſelben Dache!
Und wahrlich! fünf und zwanzig Jahr
Sind keine kleine Sache.

Silvia und Undine.

Silvia. Wo die Blätter rauſchen,
Da muß ich ſein,
Im Mittagsweben,
Im Mondenſchein.
Undine. Wo die Quellen ſprudeln,
Im Wald, im Wald,
Da horch' ich leiſe,
Wie das Waſſer wallt.
Silvia. Die Elfe des Waldes,
Sie iſt dir bekannt.
Undine. Undine die kleinſte,
So bin ich genannt.
Silvia. Mich ſchmückte mit grünen
Zweigen mein Baum.
Undine. Kennt das Band ihr, das blaue,
Und den feuchten Saum?

Silvia. Und den Baum zieht's zur Quelle,
Undine. Zum Baume den Quell.
Silvia. Dann weh' ich geſchwinder,
Undine. Dann rieſel' ich hell.
Silvia. Stets zieht es die Eine
Zur Andern hinan.
Undine. Wir haben's einander
Wohl angethan.
Silvia. Doch einſam iſt's draußen,
Wir ſind ſo allein.
Undine. Mit der Morgenröthe,
Mit dem Mondenſchein.
Silvia. Doch wir nehmen Beſuch an
Undine. Wie gern! wie gern!
Silvia. Wenn der Morgenwind weht,
Undine. Wenn da leuchten die Stern'.
Silvia. Du warſt uns gewogen,
Du warſt uns vertraut.
Undine. Erzählteſt uns ſonſt oft
Von deiner Braut.
Silvia. Die Blumen, die blauen,
Die du ihr geſandt,
Die haſt du empfangen
Aus meiner Hand.
Undine. Und weißt du noch? weißt du?
Friſch kamen ſie an,
Wie neulich gepflückte!
Ich hab' es gethan.

Silvia. Wir könnten berichten,
Was Keiner ſonſt kann.
Undine. Die alten Geſchichten,
Wir ſahn ſie mit an.
Silvia. Ja ſuche nur wieder
Waldeinſamkeit!
Undine. Da findeſt du wieder
Die alte Zeit.
Silvia. Wir woll'n dir berichten,
Undine. Wenn da ſcheinen die Stern',
Silvia. Die alten Geſchichten,
Undine. Die höreſt du gern.

Elfe Amor.

Gott Amor, meint ihr, muß das ſein,
Da iſt ja Pfeil und Bogen!
Doch was will der im Elfenreih'n?
Hat er ſich wohl im Kerzenſchein,
Der blinde Gott verflogen?

Vor dieſem war ich wohl ein Gott,
Jetzt bin ich bei den Elfen!
Die alten Götter ſind ja todt,
Nur mich behielt Herr Zebaoth,
Regieren ihm zu helfen.

So treib' ich noch mein altes Spiel,
Gott Amor iſt nicht müſſig.
Nur ſelten ſchieß' ich weit vom Ziel
Und bin auch hier, ich wette viel,
Durchaus nicht überflüſſig.

Heut wollt' ich mir mein Werk beſchaun,
Dies war vom ächten Stempel!
Ihr könnt auf meine Gnade baun!
Und ihr hier, junge Herrn und Frau'n,
Nehmt euch dran ein Exempel!

Elfe Argenis.

Wo da blitzen des Erzes Schlacken
In Farben ohne Zahl;
Wo an den Felſenzacken
Hängt tropfend der Kryſtall;

Wo da bricht in reichen Stufen
Das edele Metall
Beim Hämmern und beim Rufen,
Beim ewigen Wiederhall;

Wo nicht Sonnenſchein wir kennen
Und den feuchten Mondglanz nicht,
Wo da Tag iſt des Goldes Brennen
Und Nacht des Silbers Licht:

Dort iſt es, wo ich wohne,
Von dort ſtieg ich zur Höh';
Kennt ihr die Silberkrone?
Ich bin die Silberfee!

Ich komme, wie es recht iſt,
Und bring' euch friſches Glück,
Denn wo das Silber ächt iſt,
Da bleib' ich nicht zurück.

Das Band es ſchlingt ſich feſter,
Glück auf zum neuen Bund!
Und meine goldne Schweſter,
Sie grüßt durch meinen Mund.

Nach fünf und zwanzig Lenzen —
Schnell rollet Jahr um Jahr —
Dann wird er anders glänzen,
Der Schmuck in meinem Haar.

Dann wird wie Gold er brennen,
Dann ſteht Goldſchweſter hie —
Das will ich mir doch nennen
Natürliche Magie!

Kobold.

Dacht' an dies und das, und das Eine war toll,
Das Andre war nichts nutz;
Ein Kobold bin ich und bleib's auch wohl,
Doch könnt ihr mich brauchen, ſo thut's!

Was macht' ich für Pläne! Du liebe Zeit,
Es war wahrhaftig nichts Schlecht's,
Aber vor lauter Geſchwindigkeit
Da wurde es eben nichts Recht's.

Da fällt mir was ein! O ladet mich ein,
Macht's euch Einer zu bunt im Haus;
Ich zwick' ihn und neck' ihn und tück' ihn und ſchreck' ihn,
Er hält's nicht acht Tage aus.

Ihr lobet meine Talente noch,
An mir ſoll's gewiß nicht fehlen!
Und ferner verſprech' ich heilig und hoch,
Mich gleich hinterher zu empfehlen.

Was ſeht ihr nicht an den verblichnen Worten,
Wie vielen Spaß wir einſt damit getrieben.
Die Mädchen flochten bunte Blumenſorten,
Die Verſe haben wir dazu geſchrieben.
Und gingen auf dann die geſchmückten Pforten,
So horchten unſerm Spruche gern die Lieben.
Doch es iſt lang, daß die Feſtons verdorrten;
Die Lieder aber ſind uns nachgeblieben.

„Wir ſiebten, wie wir konnten,
Haben's nicht herausgebracht.“
Euch zum Troſt, ihr Chorizonten,
Ward der Index gemacht.

Weil ihr's Alle nicht verſteht,
Glaubt ihr, es ſei Abſurdität;
Hätt' ich ſelbſt es nicht geſchrieben,
Wär' auch mir es dunkel blieben.

„Guten Morgen, mein Werther,
Wie ſind Sie doch grob!“ —
In Holſtein, Verehrter,
Iſt dieſes ein Lob.

Da läuft mir über die Leber eine Laus, Schatz!
Bedenken Sie, mein werther Storm!
Wir kommen in Wolff's poetiſchen Hausſchatz,
Das Unglück wäre doch enorm.

Greift man denn einmal einem Patron
Nach ſeinen erſchlichenen Kränzen,
Da iſt's der Parabaſenton,
Da ſind's Reminiszenzen.

Schon oftmals wurdet ihr ausgelacht,
Jetzt thun wir's an der Elbe,
Und freilich, wenn man euch heruntermacht,
Zuletzt iſt's immer daſſelbe.

An F. Röſe.

Du neuer Abu Seid, ſo haſt du endlich
Dein eignes Weſen frei an's Licht geſtellt,
Und wandelſt Jedermann erkenntlich
Ein deutſcher Pilger durch die Welt.

Du Philoſoph, Chroniſte und Poete,
Und was noch ſonſt — wohin du immer kannſt,
Ich grüß' in dir das Liebe, Alte, Stete,
Ich grüße dich, Magiſter Anton Wanſt!

Ghaſele.

O über die Philiſter frech!
Bleibt mir mit eurem Prieſter weg,
Mit dem H — — von Dieſterweg!
Zum Raſendwerden iſt dies der Weg!

Eduard Mörike.

Vorüber fluthen ſtolz des Elbſtroms Wellen,
Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
Der Reichthum wohnt hier wohl am weiten Porte,
Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch ſich ſchwellen
Und weiter ſtrebt er von der ſtillen Pforte,
Wo Blumen wuchſen am verborgnen Orte
Und wo am Waldſaum gaukelten Libellen.

Ach! wir ſind oft anmuthig, oft erhaben,
Allein Gervinus ſtellt uns zu der Proſe,
Und Recht behält er, ſind wir erſt begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Mooſe
Erblühend im geheimſten Thal von Schwaben
Des reichen Liederſommers letzte Roſe.

Georg Herwegh.

(21 Bogen.)

Schneller als der Lethe Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinn'rung aus.

Laubkränze giebt das Volk, nicht goldne Orden.
Verſtehſt du nicht die Blätter zu erfriſchen,
Nicht zu den noch verklingenden Akkorden
Viel herrlichere Klänge raſch zu miſchen,
Dann iſt es aus mit dir, du warſt lebendig,
Wie dort die Kaiſerbilder in den Niſchen.
Noch iſt es Zeit! o halte und erkenn' dich!
Schwer ſind die Zeiten und zumal dem Dichter;
Die See geht hoch, die Welle raſ't unbändig,
Da zittern an dem Maſte wohl die Lichter.
Allein der Kahn, dem wir uns anvertrauten,
Er iſt gefeit, nicht weicht er und nicht bricht er.
So haben bei des Saitenſpieles Lauten,
Wie auch die blauen Felſen drohen mochten,
Fortſteuernd ungeirrt die Argonauten
Das goldne Vließ, das herrliche erfochten.
Doch ſie zu leiten Orpheus nur verſtand es!
Nur jenem Dichter iſt der Kranz geflochten,

Dem nicht das Herz bricht vor dem Lärm des Brandes,
Der auf ſich nimmt dez Vielen ſtumme Marter
Und Sprache leiht dem Jammer eines Landes.
Tyrtäus gleich, des heiligen Dienſtes wart' er!
Ein Mann im Leid, ein Dichter wenn er zürne!
Zum Kampfe ſend' er wieder ſeine Sparter,
Die freudige Sicherheit auf klarer Stirne!
Die Poeſie umleuchte die Geſchichte
Wie Abendroth die glühende Alpenfirne!
Doch du machſt ſelbſt dein Saitenſpiel zu nichte,
Seit mit dem Schwerte du darein geſchlagen!
Wenn Schwerter klirren, ſind es nicht Gedichte.
Es war dein Ruhm das Werk von wenig Tagen;
Sind dieſes noch die goldenen Geſänge,
Die dich, den Jüngling, machten zum Choragen?
Als den Trompeter einſt im Eisgedränge
Die Fluthen trugen in die öde Ferne,
Da wurden herrlicher im Tod die Klänge.
So ſollt ihr Dichter ſein im tiefſten Kerne!
Und über allen Jammer, allen Trouble
Schwingt ſich empor bis an die höchſten Sterne
Der goldnen Saiten ungehemmter Jubel.

Eichendorff.

(Bd. 1—4.)

Auf der Rampe ſitzt der Uhu,
Wieget ſich hin und her,
Und ſingt: Tohu vabuhuh!
Die Welt iſt wüſt und leer.

Wie ſind ſie ausgeſtorben,
Menſchen und Lieder ſo ſchön,
Geſtorben und verdorben,
Seit ich ſie genauer beſehn!

Ich ſelbſt bin drüber erſchrocken,
Wie leer es in dieſem Buch;
Wie wenn ausklingen die Glocken,
So klingt es Spruch um Spruch.

Und Luſt und Langeweile
Berühren ſich zumal,
Und es freut ſich am Ende die Eule,
Daß ſie keine Nachtigall.

Häusliche Angelegenheiten.

Wo iſt das alte Kiel? — O Gott, wie ſah es toll aus!
Ein Irrenhaus iſt gut, allein wo iſt das Zollhaus?
Das ſchiefe mein' ich, das ſtets umzufallen ſchien.
Was wiſſen jetzt von dir die beſten Geographen,
Als was dir ewig bleibt: dein Sprott, dazu der Haſen
Und dann dein Name Klein-Berlin?

Da iſt die Oſtſee auch und ihre Wellen tanzen
Und flüſtern leis — gottlob! es ſind doch keine Stanzen,
Sie denkt dabei an Nichts, an gar kein Publicum.
Gewohnt iſt's der Parnaß, gewohnt iſt's der Kithairon;
O warum fandſt auch du, du Arme, deinen Byron?
Gewiß, gewiß, du weißt nicht drum.

Doch Freunde, ſtoßet an! Wir wollen nicht vergeſſen,
Daß manches Mal wir dort im Keller mitgeſeſſen,
Solide oder nicht, ſo wie es eben fiel.
Was wir für guten Wein dort fanden und gute Freunde,
Das druckt man freilich nicht und ſagt's nicht der Gemeinde,
Doch angeſtoßen! Vivat Kiel!

Relativ.

Schauender, fragſt du, warum ſo viel ein Jeder bedeute?
Hat doch ein All in ſich größrer und kleinerer Kreis.
Forſchender, fragſt du, warum ſo wenig Jeder bedeute?
Iſt doch in jeglichem Kreis immer das Centrum ein Punkt.

Aeneas und die Penaten.

Heilkraft wohnt in weicher Welle,
Heilkraft in Juturnas Quelle,
Dran der Lorbeer ewig grünt.
Und noch wird in Thal und Aue
Mit des Oſtermorgens Thaue
Alle alte Schuld geſühnt.

Hellenika.

Sagenſprüche, Liederverſe —
Nur das Flüchtigſte iſt treu.
Pandroſos, Aglauros, Herſe
Werden alle Morgen neu.

F. F.

Von Stockholm bis nach Tunis
Wie iſt die Luft ſo ſchwül!
Gern ſagt' ich: von Altona nach Kiel,
Allein das wäre ein locus communis.

F. F. an G. H.

Die Helden Hektor und Achill,
Eh' ſie zum Kampf ſich ſtellten,
Sie thäten, wie Homeros will,
Zuvor ſich weidlich ſchelten.

Sieht jetzt das Publikum den Brauch,
Sogleich vor Zorn erglüht es;
Doch ſeid nur ſtill! Zwar ſchilt er auch,
Doch iſt er nicht Therſites.

H. H.

Auch ich war von der Gemeinde
Und trug dein Bandelier;
Einſtmals da waren wir Freunde —
Bewahre mich Gott vor dir!

Der alte Don Quixote,
Wie ſtirbt er doch nimmer und nie!
Der Lebendige und der Todte
Sind aus einer Kategorie.

Einen Staatsminiſter nahm ich auf's Korn,
Da reſumirt' er die Finten:
„Erſt ſcheert die Schafe von hinten nach vorn
Und dann von vorn nach hinten!“

Die Frommen ſind im Rückzug jetzt,
Es iſt ihnen ſehr beklommen,
Den Glauben, der die Berge verſetzt,
Wir haben ihn überkommen.

Wer löſ't die Hieroglyphen?
Wer ſpricht des Räthſels Wort? —
Die Geiſter, die da ſchliefen,
Erwachen in den Tiefen —
Wir, die wir ſie beriefen,
Führen ſie nicht zum Port.

Exodus.

I.

An allen Orten wächſt das Lied, wie Reben auf dem Hügel;
Ihr Herren, hier im Norden auch verſucht es ſeine Flügel!
Der Wein vom Rhein und der vom Cap, der auch von der Garonne,
Verſchieden wie ſie alle ſind, ſie reifte eine Sonne.
Die Sorte, die dir mundete, nicht eben Jedem taugt ſie;
Die Zeit hat einen friſchen Schwung und viele Lieder braucht ſie.
Zwar wir ſind Dilettanten nur und keineswegs vom Fache,
Ihr fandet unſre Namen nie im Muſenalmanache;
Nicht engagirt und nicht gagirt, wir kommen vom Parkette,
Doch ſchlagen um die Wette wir mit euch die Caſtagnette.
Denn von den Stümpern ſind wir nicht, die hämmern auf dem Amboß;
Das hört ihr an den Verſen ja, dem klingenden Jambos!
Von keinem Genre trieben wir in's Große die Fabrike,
Bei Cotta ſind wir nicht gedruckt und ſchwuren keiner Clique.

Wie ſteht ihr zum Erbarmen da, ihr groß und kleinen Lichter,
Bei ihm, der immer war ein Mann und manchmal auch ein Dichter!
Noch ſchleppt die Zeit den Faden nach, zerbrach ſie auch dein Wappen;
Heinrich! mir graut's vor dir noch mehr, als ſelbſt vor deinen Knappen.
Das bückt ſich und das ſtreichelt ſich, das drängt ſich und das treibt ſich,
Das giebt ein Buch und einen Band, da ſchickt ihr's denn nach Leipzig.
Als Thoren war't ihr beſſer weit als jetzt, da ſeid ihr Kluge;
Ihr ſeid noch hier, das ſehen wir; doch wo iſt Arnold Ruge?
Ubique ſchickt dir ſeinen Gruß, du Hamburgs kritiſcher Minos,
Weil du die Wihle jüngſt, die Brut gelobt haſt des Karkinos!
So reformirt man die Kritik! Wo ſind die Ideale?
Kommſt du an uns, ſo ſchick's uns zu; wir leſen nicht Journale.

II.

Wenn Spott und Klage manches Mal für ſich der Dichter ſummte,
Vergeßt nicht, Chamiſſo iſt todt und Mörike verſtummte.
Wir laſen nicht den Blaſedow und leſen nicht die Dramen,
Und eitel Proſe ſcheinet uns der Bandwurm der Makamen.
Viel Bücher flogen an die Wand, Stoff mancher Parabaſe,
Und ſelten zeigt ſich Freiligrath, im Sandmeer die Oaſe.
O hundertmal iſt dir's geſagt: was willſt du ferne pirſchen?
Im Garten blühn die Roſen dir und reifen dir die Kirſchen!
Wir machen in Ghaſelen nicht, den Dichterpirouetten,
Und Maaß zu halten ſchien uns gut, beſonders in Sonetten.
Arabiſch wird die Poeſie, arabiſch oder tropiſch:
Nur hinter ſeinem Becher Wein verſchanzt noch hält ſich Kopiſch.
Ein ächtes Lied verträgt ſchon was, den Kritikern zum Aerger,
Und beſſer wird's von Jahr zu Jahr gleich wie Johannisberger;
Doch müßt ihr dann die bunte Welt nicht malen blau im Blauen,
Nicht miſchen im Kaleidoſkop die Nachtigalln und Pfauen.
O Mondſcheinduft und Lindenglanz, um aus der Haut zu fahren!
Wie ſeid ihr, Dichter und Geſell'n verblichen mit den Jahren!

Doch immer bleibt er ein Poet und werth iſt er den Tadel;
Ach! am Parnaſſe drängen jetzt die Herren ſich von Adel.
Die Lieder waren ſchon genug, langweilig wie ein Freiherr;
Da kam zum Ueberfluß der Fauſt — der Kelch geh' uns vorbei, Herr!
Doch Friede ſei mit euch zumal! Wir ſparen unſre Pfeile;
Zuletzt iſt's unſre eigne Schuld, macht ihr uns Langeweile.

III.

In dieſer Zeit iſt's nicht genug, wenn uns ein Lied gerathen;
Politiſch ſoll der Dichter ſein, das heißt man Liederthaten.
Es iſt die Welt doch weit genug und viel kann drinne wohnen,
Und ſind doch nicht bloß Preſſen drin und Konſtituzionen.
Man liebt und phantaſirt ſo fort, und das iſt keine Schande;
Im Herzen hat gar Vieles Raum noch bei dem Vaterlande.
Ihr ſollt nicht alle Pauken ſein, was Wenigen nur ziemte,
Und Stimmen gebe nicht der Zeit, als wer die Zeiten ſtimmte!
Es reißen euch am Ende noch der Leier zarte Saiten,
Die Gondellieder klingelten und nicht wie Glocken läuten.

Nehmt ihr Reales in das Lied, ſo ſei Vernunft im Liede;
Wünſcht nicht den Mond zum Thurmknopf, nicht „zehntauſend Winkelriede.“
Es iſt nicht leicht, die Poeſie zu paaren der Geſinnung;
Nur Einen fand ich, der's verſtand, und groß iſt doch die Innung.
O ihn, aus dem die Jugend ſpricht, nicht den Lebendigen tadl' ich;
Ein Dichter iſt er, das iſt wahr, und alſo iſt er adlich.
Doch däucht es mir, wenn ihr mit Macht ſo an den Völkern rüttelt,
Wie wenn den Kaiſer Friedrich ihr in ſeinem Traume ſchüttelt.
Es kommt die Zeit, ſie kommt gewiß, da klingt das Lied vom Thurme;
Wer läutet Probe denn, bevor die Glocken gehn zum Sturme?

IV.

Bis dahin laſſet immerhin euch unſer Lied gefallen!
Man horcht ja andren Vögeln auch, nicht bloß den Nachtigallen.
Wir finden wohl ein Publikum, denn ſeit dem König Reche,
Dem erſten, welcher Kapwein trank, fand jedes Lied ſein Echo.

Es iſt uns etwas Uebermuth im Leben nachgeblieben,
Den haben wir für's Publikum in Verſen aufgeſchrieben.
Für's Handwerk ſind ſie freilich nicht, noch für die Abgemuckten;
Dem jungen Volk zu Liebe iſt's, daß wir ſie alle druckten.
Fragt ihr in Deutſchland nur nicht lang', wo dieſer Vers gewachſen!
Die Veilchen ſind dieſelben ja in Holſtein und in Sachſen.
Euch legen wir ſie an das Herz, des Landes lieben Leuten!
Am beſten wiſſet ihr es doch, wohin die Lieder deuten.

Sommer-Geſchichten

und

Lieder

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1851.

18·151363

Conſtanze

gewidmet.

Sommergeſchichten habe ich auf den Titel geſchrieben; um das Weſen dieſer Geſchichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen“ ſchreiben müſſen. Lieber aber als eine Claſſification, habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil ſie Dir gewidmet ſind, ſo heißen ſie „Sommergeſchichten“, nach der ſchönen, an unſerer Küſte nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn ſie fern iſt, ſo ſehr erſehnſt, wenn ſie da iſt, ſo voll zu genießen weißt; — die Dir, was immer unter dem Menſchen geſchehen möge, auch dieſes Jahr, und, wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Roſen bringen wird!

Huſum, den 5. Mai 1850.

Th. St.

Inhalt.

Seite
Als Prolog. Octoberlied 1
Im Saal 3
Abſeits 14
Tannkönig 16
Sturmnacht 20
Weihnachtslied 23
Der kleine Häwelmann 24
Von Katzen 31
Geſegnete Mahlzeit 33
Eine Frühlingsnacht 34
Käuzlein 36
Looſe 37
Weiße Roſen 38
Waldweg 41
Die Herrgottskinder 43
Mai 44
Immenſee 45
Dämmerſtunde 96

Seite
Abends 97
Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt 98
Du willſt es nicht in Worten ſagen 100
Die Zeit iſt hin 102
Du ſchläfſt 103
Mondlicht 104
Weihnachtsabend 105
Einer Todten 108
Eine Fremde 110
Jugendliebe 111
Poſthuma 112
Damendienſt 118
Lehrſatz 119
Ständchen 120
Die Kleine 122
Bettlerliebe 123
O ſüßes Nichtsthun 124
Wer je gelebt in Liebesarmen 125
Schließe mir die Augen beide 126
Sprich, biſt du ſtark 127
Morgens 128
Zur Nacht 129
Marthe und ihre Uhr 130
Schneewittchen 141

Als Prolog.

Octoberlied.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden;
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt,
So gänzlich unverwüſtlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen.

2

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Wohl iſt es Herbſt; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es ſteht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Im Saal.

Am Nachmittag war Kindtaufe geweſen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings ſaßen mit den Gäſten im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geſchlecht älter, als die älteſten von dieſen. Das Kind war nach ihr »Barbara« getauft worden; doch hatte es auch noch einen ſchöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkiſch für das hübſche kleine Kind. Dennoch ſollte es mit dieſem Namen gerufen werden: ſo wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung ſeines Amtes den Familienkreis ſich ſelbſt überlaſſen;

nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geſchichten hervorgeholt und nicht zum letztn Male wieder erzählt. Sie kannten ſich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachſen, die Aelteſten die Alten grau werden ſehen; von Allen wurden die anmuthigſten und ſpaßhafteſten Kindergeſchichten erzählt; wo kein Anderer ſie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr ſelbſt etwas davon wiſſen konnten, hätten weit über jedes Menſchenalter hinaus ſein müſſen. — Unter ſolchen Geſprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Weſten, ein rother Schimmer fiel durch die Fenſter noch auf die Gypsroſen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verſchwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauſchen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäſte horchten auf.

Das iſt das Meer, ſagte die junge Frau.

Ja, ſagte die Großmutter, ich habe es oft gehört; es iſt ſchon lange ſo geweſen.

Dann ſprach wieder Niemand; draußen vor den Fenſtern in dem ſchmalen Steinhof ſtand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand ſeiner Frau gefaßt, die ſtill an ſeiner Seite ſaß, und heftete ſeine Augen an die krauſe alterthümliche Gypsdecke.

Was haſt Du? fragte ihn die Großmutter.

Die Decke iſt geriſſen, ſagte er, die Simſe ſind auch geſunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müſſen ihn umbauen.

Der Saal iſt noch nicht ſo alt, erwiederte ſie, ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.

Gebaut? Was war denn früher hier?

Früher? wiederholte die Großmutter; dann verſtummte ſie eine Weile, und ſaß da, wie ein lebloſes Bild; ihre Augen ſahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Weſen lange dahin war. Dann ſagte ſie: Es iſt achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt, — die Saalthür führte dazumalen nicht in einen Hausraum, ſondern aus dem Hauſe hinaus in einen kleinen Ziergarten; es iſt aber nicht mehr dieſelbe Thür, die alte hatte Glasſcheiben, und man ſah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chineſiſchem Geländer verſehen. Zwiſchen zwei von niedrigem Bux eingefaßten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muſcheln ausgeſtreuter

Steig nach einer Lindenlaube; davor zwiſchen zweien Kirſchbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer ſtanden ſorgfältig aufgebundene Aprikoſenbäume. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsſtunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen ſehen, die Aurikeln und holländiſchen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Baſt an weiße Stäbchen bindend. Er war ein ſtrenger, accurater Mann mit militairiſcher Haltung, und ſeine ſchwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Anſehen.

So war es einmal an einem Auguſt-Nachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herabkam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich ſeh' es noch vor meinen alten Augen, wie er mit ſchlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer ſauber geſtickten Brieftaſche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Menſch mit ſanften freundlichen Augen, und der ſchwarze Haarbeutel ſtach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben geleſen hatte, nickte er und ſchüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm ſchon gut ſein; denn er that ſelten dergleichen. Dann wurde er in's Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube ſaß ein achtjähriges Mädchen; ſie hatte ein Bilderbuch auf dem Schooß, worin ſie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Geſichtchen herab, der Sonnenſchein lag brennend darauf.

Wie heißt du? fragte der junge Mann.

Sie ſchüttelte das Haar zurück, und ſagte: Barbara.

Nimm dich in Acht, Barbara; deine Locken ſchmelzen ja in der Sonne.

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein ſehr ſanftes Lächeln. — — Es hat nicht Noth, ſagte er; komm, wir wollen ſchaukeln.

Sie ſprang heraus: Wart, ich muß erſt mein Buch verwahren. Dann brachte ſie es in die Laube. Als ſie wieder kam, wollte er ſie hineinheben. Nein, ſagte ſie, ich kann ganz allein. Dann ſtellte ſie ſich auf das Schaukelbrettchen und rief: Nur zu! — Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenſchein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauſchend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikoſen auf die Erde herabrollten.

Was war das? ſagte er, und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er ſo fragen könne. Das war der Iritſch, ſagte ſie, er iſt ſonſt gar nicht ſo bange.

Er hob ſie aus der Schaukel, und ſie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwiſchen dem Geſträuch. Dein Iritſch hat dich tractirt! ſagte er. Sie ſchüttelte mit dem Kopf und legte eine ſchöne Aprikoſe in ſeine Hand. Dich! ſagte ſie leiſe.

Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. Nimm er ſich in Acht, ſagte er lächelnd, er wird ſie ſonſt nicht wieder los. Dann ſprach er von Geſchäftsſachen, und beide gingen in's Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tiſch ſitzen; der junge freundliche Mann hatte für ſie gebeten. — So ganz, wie ſie es gewünſcht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gaſt ſaß oben an ihres Vaters Seite; ſie aber war nur noch ein kleines Mädchen, und mußte ganz unten bei dem allerjüngſten Schreiber ſitzen. Darum war ſie auch ſo bald mit ihrem Eſſen fertig; dann ſtand ſie auf und ſchlich ſich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber ſprach mit dem jungen Mann ſo eifrig über Conto und Disconto, daß dieſer für die kleine

Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es iſt achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht ſehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Beſten zu ſprechen war. Die Uhr ſchlug zehn, und nun mußte ſie gute Nacht ſagen. Als ſie zu deinem Großvater kam, fragte er ſie: Schaukeln wir morgen? und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — Er iſt ja ein alter Kindernarr, er! ſagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er ſelbſt recht unvernünftig in ſein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiſte dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara ſtand oft zur Winterzeit an der Glasthür und hauchte die gefrornen Scheiben an; dann ſah ſie durch das Guckloch in den beſchneiten Garten hinab, und dachte an den ſchönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenſchein, an den Iritſch, der immer in den Spalieren niſtete, und wie einmal die reifen Aprikoſen zur Erde gerollt waren, und dann dachte ſie an einen Sommertag, und zuletzt immer nur an dieſen einen Sommertag, wenn ſie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt ſo alt, und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag ſtand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.

Wer? fragte lächelnd der Enkel, der Sommertag?

Ja, ſagte die Großmutter, ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.

Und dann? fragte er wieder.

Dann, ſagte die Großmutter, gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie ſie hier unter euch ſitzt und die alten Geſchichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erſt gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in ſeinen Mittagsſtunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine luſtige Hochzeit, und die Gäſte ſprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier ſitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei ſein müßt, ihr wart freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzuſprechen wußten. Es war damals freilich noch eine ſtille, beſcheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles beſſer wiſſen, als die Majeſtäten und ihre Miniſter; und wer ſeine Naſe in die Politik ſteckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuſter, ſo ließ man die Stiefeln bei ſeinem Nachbar machen. Die Dienſtmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach ſeinem Stande. Jetzt tragt ihr ſogar Schnurrbärte wie Junker und Cavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr alle mit regieren?

Ja, Großmutter, ſagte der Enkel.

Und der Adel, und alle die hohen Herrſchaften, die doch dazu geboren ſind? Was ſoll aus denen werden?

Oh — — Adel — — ſagte die junge Mutter, und ſah mit ſtolzen liebevollen Augen zu ihrem Manne herauf.

Der lächelte und ſagte: Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherren, ganz Deutſchland mit Mann und Maus. Sonſt ſeh ich keinen Rath.

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; ſie ſagte nur: Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeſchichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren eben ſo vergnügt dabei, als ihr in euren neumodiſchen Geſellſchaften. Bei Tiſche wurden ſpaßhafte Räthſel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Deſert wurde geſungen „Geſundheit, Herr Nachbar, das Gläschen iſt leer“ und alle die andern hübſchen

Lieder, die nun vergeſſen ſind; dein Großvater mit ſeiner hellen Tenorſtimme war immer herauszuhören. — Die Menſchen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Geſellſchaft für ſehr unziemlich. — Nun, das iſt Alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein ſanfter, friedlicher Mann. Er iſt ſchon lange nicht mehr auf dieſer Welt; er iſt mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme.

Die Großmutter ſchwieg einen Augenblick, und es ſprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte ſie ergriffen; ſie wollten ſie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Geſicht; dann ſah ſie auf ihren Enkel und ſagte: Hier im Saal ſtand auch ſeine Leiche; du warſt damals erſt ſechs Jahre alt, und ſtandeſt am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein ſtrenger rückſichtsloſer Mann. Heule nicht Junge, ſagte er, und hob dich auf den Arm. Sieh her, ſo ſieht ein braver Mann aus, wenn er geſtorben iſt. Dann wiſchte er ſich heimlich ſelbſt eine Thräne vom Geſicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt ſind ſie Alle hinüber; — und heute hab' ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott ſie eben ſo glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen laſſen.

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Knie und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel ſagte: Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara iſt auch wieder da. Die Frauen ſagen ja, ſie iſt dein Ebenbild; ſie ſoll wieder in der Schaukel ſitzen und die Sonne ſoll wieder auf goldne Kinderlocken ſcheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommer-Nachmittags der Großvater wieder die kleine chineſiſche Treppe herab, vielleicht — —

Die Großmutter lächelte: Du biſt ein Phantaſt, ſagte ſie, dein Großvater war es auch.

Abſeits.

Es iſt ſo ſtill; die Heide liegt
Im warmen Mittagsſonnenſtrahle,
Ein roſenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haſten durch's Geſträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel ſchwirren aus dem Kraut —
Die Luft iſt voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einſam hier und ſonnbeſchienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behäglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen ſich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von ſeinen Honigerndten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in dieſe Einſamkeit.

Tannkönig.*

1.

Am Felſenbruch im wilden Tann
Liegt todt und öd' ein niedrig Haus;
Der Epheu ſteigt das Dach hinan,
Waldvöglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichentiſch
Verzaubert ſchläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühn ihr roſenfriſch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenſchein.

Die mit einem * bezeichneten Gedichte ſind abgedruckt aus dem Liederbuche dreier Freunde, Theod. Mommſen, Theod. Storm, Tycho Mommſen; erſchienen in der Schwers'ſchen Buchhandlung zu Kiel, 1843.

Die Bäume rauſchen im Waldesdicht,
Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt ſie ein, es läßt ſie nicht,
Sie ſinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zitter klingt,
Wenn hell der Wind vorüberzieht;
Wenn gar zu laut die Droſſel ſingt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlied.

Dann wirft ſie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald iſt ſtumm,
Und zurück in den Schlummer das Mägdlein ſinkt.

2.

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Tannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durchs Thal.

Zu Tanz, zu Tanz am Felſenhang,
Am hellen Bach, im ſchwarzen Tann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
Wach auf und ſchlag die Saiten an!

Schön Jungfräulein, die ſitzt im Traum,
Tannkönig tritt zu ihr herein
Und küßt ihr leis des Mundes Saum
Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da ſchlägt ſie hell die Augen auf —
Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
Laß mich zu meinen Schweſtern gehn!

In meinem Walde fing ich dich,
Tannkönig ſpricht, ſo biſt du mein!
Was hatteſt du die Meß' verſäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn! —

Elf! Elf! das klingt ſo wunderlich
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
Die haben gewiß kein Chriſtenthum,
O laß mich zu Vater und Mutter mein! —

Und denkſt du an Vater und Mutter noch,
Sitz aber hundert Jahr allein! —
Die Elfen ziehn zu Tanz, zu Tanz;
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Sturmnacht.

Im Hinterhaus im Flieſenſaal
Ueber Urgroßmutters Tiſche und Bänke,
Ueber die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenſtrahl.
Vom Wald kommt der Wind,
Und fährt an die Scheiben;
Und geſchwind, geſchwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Föhren und Eiben.
Da wird auch das alte verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie ſonſt im Walde will es ſtolz
Die Kronen ſchütteln unbändig,
Mit den Aeſten greifen hinaus in die Nacht,

Mit dem Sturm ſich ſchaukeln in brauſender Jagd,
Mit den Blättern im Uebermuth rauſchen;
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht ſilberne Blicke tauſchen.
Da müht ſich der Lehnſtuhl die Arme zu recken,
Den Roccoccoſuß will das Kanapee ſtrecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die roſtigen Schlöſſer ſprengen;
Der Eichſchrank unter dem kleinen Troß
Steht da ein finſterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den ſchweren Bann.
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne,
Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
Bläſt durch die Ritzen, grunzt und lacht,
Schmeißt die Fledermäuſe, die kleinen Geſpenſter
Klitſchend gegen die raſſelnden Fenſter.
Die glupen dumm neugierig hinein —
Da drinn' ſteht voll der Mondenſchein.
Aber droben im Haus
Im behaglichen Zimmer
Beim Sturmgebraus
Saßen und ſchwatzten die Alten noch immer,

Nicht hörend, wie drunten die Saalthür ſprang,
Wie ein Klang war erwacht
Aus der lautloſen Nacht,
Der ſchollernd drang
Ueber Trepp' und Gang,
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Auffuhren und ſchlüpften unter die Decken.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefſten Klüfte
Ein milder Stern hernieder lacht;
Ein weihrauchſüßes Harzgedüfte
Durchſchwimmet träumeriſch die Lüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir iſt das Herz ſo froh erſchrocken,
Das iſt die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimathlich verlocken
In märchenſtille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder
Anbetend, ſtaunend muß ich ſtehn;
Es ſinkt auf meine Augenlieder
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder iſt geſchehn.

Der kleine Häwelmann.

(Ein Kindermärchen.)

Es war einmal ein kleiner Junge, und der hieß Häwelmann; des Nachts ſchlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, ſo mußte ſeine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen. Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in ſeinem Rollenbett und konnte nicht einſchlafen, die Mutter aber ſchlief ſchon lange neben ihm in ihrer großen Bettſtelle; die hatte aber vier ganz ſteife Beine und auch gar keine Rollen, denn es war eine Himmelbettſtelle. Mutter, rief der kleine Häwelmann, ich will fahren! und die Mutter langte im Schlaf den Arm aus dem Bett, und rollte die kleine Bettſtelle hin und her, immer hin und her; und wenn ihr der Arm müde werden wollte, ſo rief der kleine Häwelmann: Mehr, mehr! und dann ging das Rollen wieder von Neuem an. Endlich aber ſchlief ſie gänzlich ein, und ſo viel Häwelmann auch ſchreien mochte, ſie hörte es nicht. Es war rein vorbei. — Da dauerte es nicht lang, ſo ſah der Mond in die Fenſterſcheiben, der gute alte Mond; und was er da ſah, war ſo poſſierlich, daß er ſich erſt mit ſeinem Pelzärmel über das Geſicht fuhr, um ſich die Augen auszuwiſchen; ſo etwas hatte der alte Mond all ſein Lebetage nicht geſehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in ſeinem Rollenbett, und hielt das eine Beinchen wie einen Maſtbaum in die Höhe; ſein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an ſeiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blaſen; und allmählich leiſe, leiſe fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. Mehr, mehr! ſchrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder ſeine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, daß es grade Nacht war und die Erde auf dem Kopf ſtand; ſonſt hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er dreimal die Reiſe gemacht hatte, guckte der Mond ihm auf einmal ins Geſicht. Junge, ſagte er, haſt du noch nicht genug? Nein, ſchrie Häwelmann, mehr, mehr! Mach mir die Thür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menſchen ſollen mich fahren ſehen. Das kann ich nicht, ſagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüſſelloch fallen, und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hauſe hinaus. Es war eigentlich ein großes Glück für ihn, daß er noch ein ſo ganz kleiner Junge war; ſonſt hätte er in dem engen Schlüſſelloch doch gar zu leicht zu Schaden kommen können.

Auf der Straße war es ganz ſtill und einſam; die langen Häuſer ſtanden im hellen Mondſchein und glotzten mit ihren ſchwarzen Fenſtern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menſchen waren nirgends zu ſehen. Es raſſelte recht, als der kleine Häwelmann in ſeinem Rollenbette über das Straßenpflaſter fuhr, und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren ſie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menſchen waren nirgends zu ſehen. Als ſie bei der Kirche vorbeikamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenthurme. Da hielten ſie ſtill. Was machſt du da? rief der kleine Häwelmann hinauf. Ich krähe zum erſten Mal! rief der goldene

Hahn herunter. Wo ſind denn die Menſchen? rief der kleine Häwelmann hinauf. Die ſchlafen! rief der goldene Hahn herunter: wenn ich zum dritten Mal gekräht habe, dann wacht der erſte Menſch auf. Das dauert mir zu lange; ſagte Häwelmann, ich will in den Wald fahren; alle Thiere ſollen mich fahren ſehen! Junge, ſagte der gute alte Mond, haſt du noch nicht genug? Nein, ſchrie Häwelmann, mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte! Und dann blies er die Backen auf, und der alte gute Mond leuchtete, und ſo fuhren ſie zum Stadtthore hinaus, und über's Feld, und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwiſchen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück; aber er holte den kleinen Häwelmann doch immer wieder ein. Im Walde aber war es ſtill und einſam; die Thiere waren nicht zu ſehen, weder die Hirſche, noch die Haſen, auch nicht die kleinen Mäuſe. So fuhren ſie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab; der gute Mond ging immer nebenher und leuchtete in alle Büſche; aber die Thiere waren nicht zu ſehen. Nur eine kleine Katze ſaß oben in einem Eichbaume und funkelte mit ihren Augen. Da hielten ſie ſtill. Das iſt der kleine Hinze, ſagte Häwelmann, ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen. Und als ſie weiter fuhren, ſprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. Was machſt du da? rief der kleine Häwelmann hinauf. Ich illuminire! rief die kleine Katze herunter. Wo ſind denn die andern Thiere? rief der kleine Häwelmann hinauf. Die ſchlafen! rief die kleine Katze herunter und ſprang wieder einen Baum weiter; wenn ich mein letztes Auge zumache, ſo wacht der erſte Maulwurf auf. Das dauert mir zu lange, ſagte Häwelmann; ich will in den Himmel fahren; alle Sterne ſollen mich fahren ſehen. Junge, ſagte der gute alte Mond, haſt du noch nicht genug? Nein, ſchrie Häwelmann, mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte! und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und ſo fuhren ſie zum Walde hinaus, und dann über die Haide bis ans Ende der Welt, und dann grade in den Himmel hinein. Hier war es luſtig; alle Sterne waren wach, und hatten die Augen auf, und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. Platz da! ſchrie Häwelmann und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne rechts und links vor Angſt vom Himmel fielen. Junge, ſagte der alte gute Mond, haſt du noch nicht genug? Nein, ſchrie Häwelmann, mehr, mehr! und haſt du nicht geſehen! fuhr er dem alten guten Mond grade über die Naſe, daß er ganz dunkelbraun im Geſicht wurde. Pfui! ſagte der Mond un nieſte drei Mal. Alles mit Maaßen! und damit putzte er ſeine Laterne aus und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal ſo dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. Leuchte, alter Mond, leuchte! ſchrie der kleine Häwelmann; aber der Mond war nirgends zu ſehen, und auch die Sterne nicht; ſie waren ſchon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwelmann ſich ſehr, daß er ſo allein im Himmel ſei. Er nahm ſeine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr hin und her, kreuz und quer, und Niemand ſah ihn fahren, weder die Menſchen noch die Thiere, noch auch die lieben Sterne. Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rothes rundes Geſicht zu ihm herauf, und der kleine Häwelmann meinte, der Mond ſei wieder aufgegangen. Leuchte, alter Mond, leuchte! rief er, und dann blies er wieder die Backen auf, und fuhr quer durch den ganzen Himmel und grade darauf los. Es war aber die Sonne, die eben aus dem Meere herauf kam. Junge, rief ſie und ſah ihm mit ihren glühenden Augen ins Geſicht, was machſt du hier in meinem Himmel! Und eins, zwei, drei! nahm ſie den kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Waſſer. Da konnte er ſchwimmen lernen.

Und dann?

Ja, und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unſer Boot genommen hätten, ſo hätte er doch leicht ertrinken können.

Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt ſechs allerliebſte kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen ſind grauſam,
Und Menſchlichkeit wächſt nicht in einer Küche —
Die wollte von den Sechſen fünf ertränken,
Fünf weiße, ſchwarzgeſchwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — der Himmel ſegne
Mir meine Menſchlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchſen auf und ſchritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Heerd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein ſah,
Sie wuchſen auf, und Nachts vor ihrem Fenſter
Probirten ſie die allerliebſten Stimmchen.

Ich aber, wie ich ſie ſo wachſen ſahe,
Ich pries mich ſelbſt und meine Menſchlichkeit. —
Ein Jahr iſt um, und Katzen ſind die Kätzchen,
Und Maitag iſt's! — Wie ſoll ich es beſchreiben,
Das Schauſpiel, das ſich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel iſt ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tiſch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es iſt unausſprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den ſieben Katzen
Hat ſieben, denkt euch! ſieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Die Köchin raſ't, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken ſetzen dieſes Frauenzimmers;
Erſäufen will ſie alle neun und vierzig!
Mir ſelber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren.
Was fang' ich an mit ſechs und funfzig Katzen! —

Geſegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll dinirt;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menſchenliebe iſt ihr Herz,
Sie ſind der ganzen Welt ſo gut!

Sie ſchütteln zärtlich ſich die Hand
Umwandelnd den geleerten Tiſch,
Und wünſchen, daß geſegnet ſei
Der Wein, der Braten und der Fiſch.

Die Geiſtlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie ſie ſo ganz verſtehen ſich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben ſich herzinniglich.

Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen iſt's ſo ſchwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz iſt müde, ſein Auge verwacht.

Er lauſcht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge die ſie pickt,
Er forſchet, wie der Weiſer rückt;

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiſer die ſchwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau ſitzt geduldig dabei,
Harrend bis Alles vorüber ſei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod —
Und draußen dämmert das Morgenroth;

An die Fenſter klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesſchein,
Pfingſtglocken läuten das Brautfeſt ein;

Singende Burſche ziehn übers Feld
Hinein in die blühende klingende Welt. —

Und immer ſtiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht; —
Sie zieht ihm das Laken übers Geſicht.

Dann geht ſie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

Käuzlein.*

Da ſitzt der Kauz im Ulmenbaum,
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns Beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und über'n Weg die Nachtigall,
Genüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb' iſt gangen all!
Was pfeift ſo ſüß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe ſchied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber?

Looſe.

Der einſt er ſeine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter ſein gedacht.

Drauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen ſtill und hold;
Die hat aus allen Menſchen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob ſein Herz in Liebe
Niemals für ſie gebebt;
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Weiße Roſen.

1.

Du biſſeſt die zarten Lippen wund,
Das Blut iſt danach gefloſſen;
Du haſt es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einſt mein Mund ſie verſchloſſen.

Entfärben ließ't du dein braunes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du haſt es gewollt, weil meine Hand
Liebkoſend darauf gelegen.

Du ſtehſt am Heerd in Flammen und Rauch,
Daß die feinen Hände dir ſprangen;
Du haſt es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge an ihnen gehangen.

2.

Du gehſt an meiner Seite hin
Und achteſt meiner nicht;
Nun ſchmerzt mich deine weiße Hand,
Dein ſüßes Angeſicht.

O ſprich wie ſonſt ein liebes Wort,
Ein einzig Wort mir zu!
Die Wunden bluten heimlich fort,
Auch du haſt keine Ruh.

Der Mund, der jetzt zu meiner Qual
Sich ſtumm vor mir verſchließt,
Ich hab' ihn ja ſo tauſend mal,
Viel tauſend mal geküßt.

Was einſt ſo überſelig war,
Bricht nun das Herz entzwei;
Das Aug', das meine Seele trank,
Sieht fremd an mir vorbei.

3.

So dunkel ſind die Straßen,
So herbſtlich geht der Wind;
Leb wohl, meine weiße Roſe,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So ſchweigend ſteht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verrathen,
Daß ich nimmer kehr nach Haus.

Der Weg iſt gar ſo einſam,
Es reiſt ja Niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.

Ich bin ſo müd' zum Sterben;
Drum blieb' ich gern zu Haus,
Und ſchliefe gern das Leben
Und Luſt und Leiden aus.

Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Graſe ſtanden;
Dann durch die Hecke über ſchmalen Steg
Auf eine Wieſe, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laub's umzog;
Buſchelchen unter wilden Roſenbüſchen,
Um die ſich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülſendorn dazwiſchen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles ſeinen dunklen Teppich.
Und vorwärts ſchreitend ſtörte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Diſtel ſchwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräſer glitt
Die Schlange, die am Sonnenſtrahl ſich wärmte.
Sonſt war es kirchenſtill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite

Sprang ſchnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um ſolche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinſamkeit. —
Heiß war die Luft, und alle Winde ſchliefen,
Und vor mir lag ein ſonnig off'ner Raum,
Wo quer hinduch ſchutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's ſauer und ertrug es kaum;
Doch raſcher ſchreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überſpringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem ſchon herbſtlich roth die Blätter hingen.
Und drüber her hoch in der blauen Luft
Stand beuteſüchtig ein gewalt'ger Weih',
Die Flügel ſchlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung ſcholl des Hähers Schrei.
Himbeerenduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen ſchon auf meinem Wege,
Und dort im Walle ſchimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon ſtreckten dort gleich Säulen der Kapelle
Ans Laubgewölb' die Tannenſtämme ſich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenſchwelle
Umſchauerte die Schattenkühle mich.

Die Herrgottskinder.*

Von oben ſieht der Herr darein,
Ihr dürft indeß der Ruhe pflegen;
Er giebt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelsſegen.
Und wenn dann in Blüthe die Saaten ſtehn
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß ſich die Halme zuſammenbeugen
Und friſch aus der Blüthe das Korn erzeugen;
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß Alles reiſe in ihrer Wonne.
Da ſtänd' es den Bauern wohl prächtig an,
Das Alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch ſeinen Theil daran;
Den will er vergaben nach ſeiner Gnaden.
Da ruft er ſeine jüngſten Kinderlein;
Die nährt er ſelbſt aus ſeiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein

Und alles Gethier in Luft und Land;
Das flattert herbei und kreucht und ſpringt,
Iſt fröhlich all zu Gottes Ehr'
Und all genügſam was er bringt.
Deß freut ſich der Herrgott mächtig ſehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und ſpricht in Liebe überaus:
All was da lebet, ſoll ſich freun,
Seid Alle von den Kindern mein;
Und will euch drum doch nicht vergeſſen,
Daß ihr nichts könnt als ſpringen und freſſen.
Hat jeder ſeinen eignen Ton!
Ihr ſollt euch tummeln friſch im Grünen;
Doch mündig iſt der Menſch, mein Sohn;
Drum mag er ſelbſt ſein Brod verdienen!

Mai.

Die Kinder ſchreien Vivat hoch!
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling ſetzen ſie auf den Thron,
Der ſoll ihr König ſein.

Immenſee.

Der Alte.

An einem Spätherbſtnachmittage ging ein alter wohlgekleideter Mann langſam die Straße hinab. Er ſchien von einem Spaziergange nach Hauſe zurückzukehren; denn ſeine Schnallenſchuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren beſtäubt. Den langen Rohrſtock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit ſeinen dunkeln Augen, in welche ſich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben ſchien, und welche eigenthümlich von den ſchneeweißen Haaren abſtachen, ſah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendſonnendufte vor ihm lag. — Er ſchien faſt ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur wenige, obgleich Mancher unwillkürlich in dieſe ernſten Augen zu ſehen gezwungen wurde. Endlich ſtand er vor einem hohen Giebelhauſe ſtill, ſah noch einmal in die Stadt hinaus, und trat dann in die

Hausdiele. Bei dem Schall der Thürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenſter, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeſchoben und das Geſicht einer alten Frau dahinter ſichtbar. Der Mann winkte ihr mit ſeinem Rohrſtock. Noch kein Licht! ſagte er in einem etwas ſüdlichen Accent; und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, durch einen Peſel, wo große Eichſchränke mit Porzellanvaſen an den Wänden ſtanden; durch die gegenüberſtehende Thür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den obern Zimmern des Hinterhauſes führte. Er ſtieg ſie langſam hinauf, ſchloß oben eine Thür auf, und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und ſtill; die eine Wand war faſt mit Repoſitorien und Bücherſchränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menſchen und Gegenden; vor einem Tiſch mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeſchlagene Bücher umherlagen, ſtand ein ſchwerfälliger Lehnſtuhl mit rothem Sammetkiſſen. — Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke geſtellt hatte, ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl und ſchien mit gefalteten Händen von ſeinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er ſo ſaß, wurde es allmählig dunkler; endlich fiel ein Mondſtrahl durch die Fenſterſcheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langſam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in ſchlichtem ſchwarzem Rahmen. Eliſabeth! ſagte der Alte leiſe; und wie er das Wort geſprochen, war die Zeit verwandelt; er war in ſeiner Jugend.

Die Kinder.

Bald trat die anmuthige Geſtalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Eliſabeth und mochte fünf Jahre zählen; er ſelbſt war doppelt ſo alt. Um den Hals trug ſie ein rothſeidenes Tüchelchen; das ließ ihr hübſch zu den braunen Augen.

Reinhardt! rief ſie, wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.

Reinhardt ſtellte die Rechentafel, die er ſchon unterm Arm hatte, flink hinter die Hausthür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten, und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wieſe. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten. Reinhardt hatte hier mit Eliſabeths Hülfe ein Haus aus Raſenſtücken aufgeführt; darin wollten ſie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nöthigen Bretter lagen ſchon bereit. Während deſſen ging Eliſabeth an dem Wall entlang und ſammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte ſie ſich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhardt endlich trotz manches krumm geſchlagenen Nagels ſeine Bank dennoch zu Stande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging ſie ſchon weit davon am andern Ende der Wieſe.

Eliſabeth! rief er, Eliſabeth! und da kam ſie, und ihre Locken flogen. Komm, ſagte er, nun iſt unſer Haus fertig. Du biſt ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank ſetzen. Ich erzähl' dir etwas.

Dann gingen ſie beide hinein, und ſetzten ſich auf die neue Bank. Eliſabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog ſie auf lange Bindfäden; Reinhardt fing an zu erzählen: Es waren einmal drei Spinnfrauen — —

Ach, ſagte Eliſabeth, das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer daſſelbe erzählen.

Da mußte Reinhardt die Geſchichte von den drei Spinnfrauen ſtecken laſſen, und ſtatt deſſen erzählte er die Geſchichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war. Nun war es Nacht; ſagte er, weißt du? ganz finſtere, und die Löwen ſchliefen. Mitunter aber gähnten ſie im Schlaf und reckten die rothen Zungen aus; dann ſchauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufſah, ſtand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felſen hinein.

Eliſabeth hatte aufmerkſam zugehört. Ein Engel? ſagte ſie: Hatte er denn Flügel?

Es iſt nur ſo eine Geſchichte; antwortete Reinhardt; es giebt ja gar keine Engel.

O pfui, Reinhardt! ſagte ſie und ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Als er ſie aber finſter anblickte, fragte ſie ihn zweifelnd: Warum ſagen ſie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?

Das weiß ich nicht; antwortete er, aber es giebt doch keine.

Aber du, ſagte Eliſabeth, giebt es denn auch keine Löwen?

Löwen? Ob es Löwen giebt! In Indien; da ſpannen die Götzenprieſter ſie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüſte. Wenn ich groß bin, will ich einmal ſelber hin. Da iſt es viel tauſendmal ſchöner als hier bei uns; da giebt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willſt du?

Ja, ſagte Eliſabeth; aber Mutter muß dann auch mit, und deine Mutter auch.

Nein, ſagte Reinhardt; die ſind dann zu alt, die können nicht mit.

Ich darf aber nicht allein.

Du ſollſt ſchon dürfen; du wirſt dann wirklich meine Frau, und dann haben die Andern dir nichts zu befehlen.

Aber meine Mutter wird weinen.

Wir kommen ja wieder, ſagte Reinhardt heftig; ſag es nur gerade heraus, willſt du mit mir reiſen? Sonſt geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.

Der Kleinen kam das Weinen nahe. Mach nur nicht ſo böſe Augen, ſagte ſie; ich will ja mit nach Indien.

Reinhardt faßte ſie mit ausgelaſſener Freude bei beiden Händen, und zog ſie hinaus auf die Wieſe. Nach Indien, nach Indien! ſang er und ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, daß ihr das rothe Tüchelchen vom Halſe flog. Dann aber ließ er ſie plötzlich los und ſagte ernſt: Es wird doch nichts daraus werden; du haſt keine Courage.

— — Eliſabeth! Reinhardt! rief es jetzt von der Gartenpforte. Hier! Hier! antworteten die Kinder, und ſprangen Hand in Hand nach Hauſe.

Im Walde.

So lebten die Kinder zuſammen; ſie war ihm oft zu ſtill, er war ihr oft zu heftig, aber ſie ließen deshalb nicht von einander; faſt alle Freiſtunden theilten ſie, Winters in den beſchränkten Zimmern ihrer Mütter; Sommers in Buſch und Feld. — Als Eliſabeth einmal in Reinhardts Gegenwart von dem Schullehrer geſcholten wurde, ſtieß er ſeine Tafel zornig auf den Tiſch, um den Eifer des Mannes auf ſich zu lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhardt verlor alle Aufmerkſamkeit an den geographiſchen Vorträgen; ſtatt deſſen verfaßte er ein langes Gedicht; darin verglich er ſich ſelbſt mit einem jungen Adler, den Schulmeiſter mit einer grauen Krähe, Eliſabeth war die weiße Taube; der Adler gelobte, an der grauen Krähe Rache zu nehmen, ſobald ihm die Flügel gewachſen ſein würden. Dem jungen Dichter ſtanden die Thränen in den Augen; er kam ſich ſehr erhaben vor. Als er nach Hauſe gekommen war, wußte er ſich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verſchaffen; auf die erſten Seiten ſchrieb er mit ſorgſamer Hand ſein erſtes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier ſchloß er manche neue Kameradſchaft mit Knaben ſeines Alters; aber ſein Verkehr mit Eliſabeth wurde dadurch nicht geſtört. Von den Märchen, welche er ihr ſonſt erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am beſten gefallen hatten, aufzuſchreiben; dabei wandelte ihn oft die Luſt an, etwas von ſeinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So ſchrieb er ſie genau auf, wie er ſie ſelber gehört hatte. Dann gab er die Blätter an Eliſabeth, die ſie in einem Schubfach ihrer Schatulle ſorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmuthige Befriedigung, wenn er ſie mitunter Abends dieſe Geſchichten in ſeiner Gegenwart aus den von ihm geſchriebenen Heften ihrer Mutter vorleſen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhardt ſollte zu ſeiner weiteren Ausbildung die Stadt verlaſſen. Eliſabeth konnte ſich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhardt geben werde. Es freute ſie, als er ihr eines Tages ſagte, er werde, wie ſonſt, Märchen für ſie aufſchreiben; er wolle ſie ihr mit den Briefen an ſeine Mutter ſchicken; ſie müſſe ihm dann wieder ſchreiben, wie ſie ihr gefallen hätten. Die Abreiſe rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Eliſabeth ein Geheimniß, obgleich ſie die Veranlaſſung zu dem ganzen Buche und zu den meiſten Liedern war, welche nach und nach faſt die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten.

Es war im Juni; Reinhardt ſollte am andern Tage reiſen. Nun wollte man noch einmal einen feſtlichen Tag zuſammen begehen. Dazu wurde eine Landpartie nach einer der nahbelegenen Holzungen in größerer Geſellſchaft veranſtaltet. Der ſtundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Proviantkörbe herunter und marſchirte weiter. Ein Tannengehölz mußte zuerſt durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln beſtreut. Nach halbſtündigem Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine friſche Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenſtrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen ſprang über ihren Köpfen von Aſt zu Aſt. — Auf einem Platze, über welchem uralte Buchen mit ihren Kronen zu einem durchſichtigen Laubgewölbe zuſammenwuchſen, machte die Geſellſchaft Halt. Eliſabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf ſich zum Proviantmeiſter auf. Alle um mich herum, ihr jungen Vögel! rief er, und merket genau, was ich euch zu ſagen habe. Zum Frühſtück erhält jetzt ein Jeder von euch zwei trockene Wecken; die Butter iſt zu Hauſe geblieben, die Zukoſt muß ſich ein Jeder ſelber ſuchen. Es ſtehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der ſie zu finden weiß. Wer ungeſchickt iſt, muß ſein Brod trocken eſſen; ſo geht es überall im Leben. Habt ihr meine Rede begriffen?

Ja wohl! riefen die Jungen.

Ja ſeht, ſagte der Alte, ſie iſt aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben ſchon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter dieſen breiten Bäumen, und ſchälen die Kartoffeln, und machen Feuer und rüſten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf iſt, ſollen auch die Eier gekocht werden. Dafür ſeid ihr uns von euren Erdbeeren die Hälfte ſchuldig, damit wir auch einen Nachtiſch ſerviren können. Und nun geht nach Oſt und Weſt und ſeid ehrlich!

Die Jungen machten allerlei ſchelmiſche Geſichter. Halt! rief der alte Herr noch einmal. Das brauche ich euch wohl nicht zu ſagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das ſchreibt euch wohl hinter eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. Und nun habt ihr für dieſen Tag gute Lehren genug; wenn ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, ſo werdet ihr für heute ſchon durchs Leben kommen.

Die Jungen waren derſelben Meinung, und begannen ſich paarweiſe auf die Fahrt zu machen.

Komm, Eliſabeth, ſagte Reinhardt, ich weiß einen Erdbeerenſchlag; du ſollſt kein trocknes Brod eſſen.

Eliſabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhuts zuſammen, und hing ihn über den Arm. So komm, ſagte ſie, der Korb iſt fertig.

Dann gingen ſie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte undurchdringliche Baumſchatten, wo Alles ſtill war, nur unſichtbar über ihnen in den Lüften das Geſchrei der Falken; dann wieder durch dichtes Geſtrüpp, ſo dicht, daß Reinhardt vorangehen mußte, um einen Pfad zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke bei Seite zu biegen. Bald aber hörte er hinter ſich Eliſabeth ſeinen Namen rufen. Er wandte ſich um. Reinhardt! rief ſie, warte doch, Reinhardt! — Er konnte ſie nicht gewahr werden; endlich ſah er ſie in einiger Entfernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen ſchwamm nur kaum über den Spitzen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück, und führte ſie durch das Wirrniß der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwiſchen den einſamen Waldblumen flatterten. Reinhardt ſtrich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Geſichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufſetzen, und ſie wollte es nicht leiden; aber dann bat er ſie, und dann ließ ſie es doch geſchehen.

Wo bleiben denn aber deine Erdbeeren? fragte ſie endlich, indem ſie ſtehen blieb und einen tiefen Athemzug that.

Hier haben ſie geſtanden, ſagte er; aber die Kröten ſind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen.

Ja, ſagte Eliſabeth, die Blätter ſtehen noch da; aber ſprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter ſuchen.

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenſeits wieder der Wald. Reinhardt hob Eliſabeth auf ſeine Arme und trug ſie hinüber. Nach einer Weile traten ſie aus dem ſchattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. Hier müſſen Erdbeeren ſein, ſagte das Mädchen, es duftet ſo ſüß.

Sie gingen ſuchend durch den ſonnigen Raum; aber ſie fanden keine. Nein, ſagte Reinhardt, es iſt nur der Duft des Haidekrauts.

Himbeerbüſche und Hülſendorn ſtanden überall durcheinander, ein ſtarker Geruch von Haidekräutern, welche abwechſelnd mit kurzem Graſe die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. Hier iſt es einſam, ſagte Eliſabeth; wo mögen die Andern ſein?

An den Rückweg hatte Reinhardt nicht gedacht. Warte nur; woher kommt der Wind? ſagte er, und hob ſeine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

Still, ſagte Eliſabeth, mich dünkt, ich hörte ſie ſprechen. Rufe einmal dahinunter.

Reinhardt rief durch die hohle Hand: Kommt hierher! — Hierher! rief es zurück.

Sie antworteten! ſagte Eliſabeth und klatſchte in die Hände.

Nein, es war nichts, es war nur der Wiederhall.

Eliſabeth faßte Reinhardts Hand. Mir graut! ſagte ſie.

Nein, ſagte Reinhardt, das muß es nicht. Hier iſt es prächtig. Setz dich dort in den Schatten zwiſchen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die Andern ſchon.

Eliſabeth ſetzte ſich unter eine überhängende Buche und lauſchte aufmerkſam nach allen Seiten; Reinhardt ſaß einige Schritte davon auf einem Baumſtumpf und ſah ſchweigend nach ihr hinüber. Die Sonne ſtand gerade über ihnen, es war glühende Mittagshitze; kleine goldglänzende, ſtahlblaue Fliegen ſtanden flügelſchwingend in der Luft; rings um ſie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreiſchen der andern Waldvögel.

Horch, ſagte Eliſabeth, es läutet.

Wo? fragte Reinhardt.

Hinter uns. Hörſt du? Es iſt Mittag.

Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieſer Richtung gerade durchgehen, ſo müſſen wir die Andern treffen.

So traten ſie ihren Rückweg an; das Erdbeerenſuchen hatten ſie aufgegeben, denn Eliſabeth war müde geworden. Endlich klang zwiſchen den Bäumen hindurch das Lachen der Geſellſchaft; dann ſahen ſie auch ein weißes Tuch am Boden ſchimmern, das war die Tafel, und darauf ſtanden Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortſetzung ſeiner moraliſchen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranchirte.

Da ſind die Nachzügler! riefen die Jungen, als ſie Reinhardt und Eliſabeth durch die Bäume kommen ſahen.

Hierher! rief der alte Herr, Tücher ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was ihr gefunden habt.

Hunger und Durſt! ſagte Reinhardt.

Wenn das Alles iſt, erwiderte der Alte, und hob ihnen die volle Schüſſel entgegen, ſo müßt ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger gefüttert.

Endlich ließ er ſich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu ſchlug die Droſſel aus den Wachholderbüſchen.

So ging der Tag hin. — Reinhardt hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, ſo war es doch auch im Walde gewachſen. Als er nach Hauſe gekommen war, ſchrieb er in ſeinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſteht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenſchein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

So war ſie nicht allein ſein Schützling; ſie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare ſeines aufgehenden Lebens.

Da ſtand das Kind am Wege.

Weihnachtabend kam heran. — Es war noch Nachmittags, als Reinhardt mit andern Studenten im Rathskeller am alten Eichentiſch zuſammen ſaß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es ſchon; aber die Gäſte waren ſparſam verſammelt, die Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes ſaßen ein Geigenſpieler und ein Zittermädchen mit feinen zigeunerhaften Zügen; ſie hatten ihre Inſtrumente auf dem Schooß liegen und ſchienen theilnahmlos vor ſich hin zu ſehen.

Am Studententiſche knallte ein Champagnerpfropfen. Trinke, mein böhmiſch Liebchen! rief ein junger Mann von junkerhaftem Aeußern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

Ich mag nicht, ſagte ſie, ohne ihre Stellung zu verändern.

So ſinge! rief der Junker, und warf ihr eine Silbermünze in den Schooß. Das Mädchen ſtrich ſich langſam mit den Fingern durch ihr ſchwarzes Haar, während der Geigenſpieler ihr ins Ohr flüſterte; aber ſie warf den Kopf zurück, und ſtützte das Kinn auf ihre Zitter. Für den ſpiel' ich nicht, ſagte ſie.

Reinhardt ſprang mit dem Glaſe in der Hand auf, und ſtellte ſich vor ſie. Was willſt du? fragte ſie trotzig.

Deine Augen ſehn.

Was gehn dich meine Augen an?

Reinhardt ſah funkelnd auf ſie nieder. Ich weiß wohl, ſie ſind falſch! — Sie legte ihre Wange in die flache Hand, und ſah ihn lauernd an. Reinhardt hob ſein Glas an den Mund. Auf deine ſchönen, ſündhaften Augen! ſagte er, und trank.

Sie lachte, und warf den Kopf herum. Gieb! ſagte ſie; und indem ſie ihre ſchwarzen Augen in die ſeinen heftete, trank ſie langſam den Reſt. Dann griff ſie einen Dreiklang und ſang mit tiefer leidenſchaftlicher Stimme:

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein;
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Während der Geigenſpieler in raſchem Tempo das Nachſpiel einſetzte, geſellte ſich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

Ich wollte dich abholen, Reinhardt; ſagte er. Du warſt ſchon fort; aber das Chriſtkind war bei dir eingekehrt.

Das Chriſtkind? ſagte Reinhardt, das kommt nicht mehr zu mir.

Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Tannenbaum und braunen Kuchen.

Reinhardt ſetzte das Glas aus der Hand, und griff nach ſeiner Mütze.

Was willſt du? fragte das Mädchen.

Ich komme ſchon wieder.

Sie runzelte die Stirn. Bleib! rief ſie leiſe, und ſah ihn vertraulich an.

Reinhardt zögerte. Ich kann nicht, ſagte er.

Sie ſtieß ihn lachend mit der Fußſpitze. Geh! ſagte ſie. Du taugſt nichts; ihr taugt alle mit einander nichts. Und während ſie ſich abwandte, ſtieg Reinhardt langſam die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die friſche Winterluft an ſeiner heißen Stirn. Hie und da fiel der helle Schein eines brennenden Tannenbaums aus den Fenſtern, dann und wann hörte man von drinnen das Geräuſch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwiſchen jubelnde Kinderſtimmen. Schaaren von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus, oder ſtiegen auf die Treppengeländer und ſuchten durch die Fenſter einen Blick in die verſagte Herrlichkeit zu gewinnen. Mitunter wurde auch eine

Thür plötzlich aufgeriſſen und ſcheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm ſolcher kleinen Gäſte aus dem hellen Hauſe auf die dunkle Gaſſe hinaus; anderswo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied geſungen; es waren klare Mädchenſtimmen darunter. Reinhardt hörte ſie nicht, er ging raſch an Allem vorüber, aus einer Straße in die andere. Als er an ſeine Wohnung gekommen, war es faſt völlig dunkel geworden; er ſtolperte die Treppe hinauf und trat in ſeine Stube. Ein ſüßer Duft ſchlug ihm entgegen; das heimelte ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsſtube. Mit zitternder Hand zündete er ſein Licht an; da lag ein mächtiges Packet auf dem Tiſch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekannten braunen Feſtkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens in Zucker ausgeſtreut; das konnte Niemand anders als Eliſabeth gethan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner geſtickter Wäſche zum Vorſchein, Tücher und Manſchetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Eliſabeth. Reinhardt öffnete zuerſt den letzteren; Eliſabeth ſchrieb:

Die ſchönen Zuckerbuchſtaben können dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieſelbe Perſon hat die Manſchetten für dich geſtickt. Bei uns wird es nun Weihnachtabend ſehr ſtill werden; meine Mutter ſtellt immer ſchon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es iſt gar ſo einſam dieſen Winter, wo du nicht hier biſt. Nun iſt auch vorigen Sonntag der Hänfling geſtorben, den du mir geſchenkt hatteſt; ich habe ſehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der ſang ſonſt immer Nachmittags, wenn die Sonne auf ſein Bauer ſchien; du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geſchweigen, wenn er ſo recht aus Kräften ſang. Da iſt es nun noch ſtiller in der Kammer, nur daß dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter beſucht. Du ſagteſt einmal, er ſähe ſeinem braunen Ueberrock ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Thür hereinkommt, und es iſt gar zu komiſch; ſag es aber nicht zur Mutter, ſie wird dann leicht verdrießlich. — Rath', was ich deiner Mutter zu Weihnachten ſchenke! Du räthſt es nicht? Mich ſelber! Der Erich zeichnet mich in ſchwarzer Kreide; ich habe ihm ſchon drei Mal ſitzen müſſen, jedes Mal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Menſch mein Geſicht ſo auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; ſie ſagte, es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber du hältſt nicht Wort, Reinhardt. Du haſt keine Märchen geſchickt. Ich habe dich oft bei deiner Mutter verklagt; ſie ſagt dann immer, du habeſt jetzt mehr zu thun, als ſolche Kindereien. Ich glaub' es aber nicht; es iſt wohl anders.

Nun las Reinhardt auch den Brief ſeiner Mutter, und als er beide Briefe geleſen und langſam wieder zuſammengefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeit lang in ſeinem Zimmer auf und nieder; er ſprach leiſe und dann halbverſtändlich zu ſich ſelbſt:

Er wäre faſt verirret
Und wußte nicht hinaus;
Da ſtand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an ſein Pult, nahm einiges Geld heraus, und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile ſtiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. Der Wind fegte durch die einſamen Straßen; Alte und Junge ſaßen in ihren Häuſern familienweiſe zuſammen; der zweite Abſchnitt des Weihnachtabends hatte begonnen. —

Als Reinhardt in die Nähe des Rathskellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenſtrich und den Geſang des Zittermädchens; nun klingelte unten die Kellerthür, und eine dunkle Geſtalt ſchwankte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhardt trat in den Häuſerſchatten, und ging dann raſch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Juweliers; und nachdem er hier ein kleines Kreuz von rothen Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demſelben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von ſeiner Wohnung bemerkte er ein kleines, in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Hausthür ſtehen, in vergeblicher Bemühung ſie zu öffnen. Soll ich dir helfen? ſagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die ſchwere Thürklinke fahren. Reinhardt hatte ſchon die Thür geöffnet. Nein, ſagte er, ſie könnten dich hinausjagen; komm mit mir! Ich will dir Weihnachtskuchen geben. Dann machte er die Thüre wieder zu und faßte das kleine Mädchen an der Hand, das ſtillſchweigend mit ihm in ſeine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen laſſen. Hier haſt du Kuchen; ſagte er, und gab ihr die Hälfte ſeines ganzen Schatzes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchſtaben. Nun geh nach Haus und gieb deiner Mutter auch davon. Das Kind ſah mit einem ſcheuen Blick zu ihm hinauf; es ſchien ſolcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhardt machte die Thür auf und leuchtete ihr, und nun flog die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus.

Reinhardt ſchürte das Feuer in ſeinem Ofen an und ſtellte das beſtaubte Dintenfaß auf ſeinen Tiſch; dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb, und ſchrieb die ganze Nacht Briefe an ſeine Mutter, an Eliſabeth. Der Reſt der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manſchetten von Eliſabeth hatte er angeknüpft, was ſich gar wunderlich zu ſeinem weißen Flaußrock ausnahm. So ſaß er noch, als die Winterſonne auf die gefrorenen Fenſterſcheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein blaſſes, ernſtes Antlitz zeigte.

Daheim.

Als es Oſtern geworden war, reiſte Reinhardt in die Heimath. Am Morgen nach ſeiner Ankunft ging er zu Eliſabeth. Wie groß du geworden biſt, ſagte er, als das ſchöne ſchmächtige Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie erröthete, aber ſie erwiderte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die ſeine genommen, ſuchte ſie ihm ſanft zu entziehen. Er ſah ſie zweifelnd an, das hatte ſie früher nicht gethan; nun war es, als trete etwas Fremdes zwiſchen ſie. — Das blieb auch, als er ſchon länger da geweſen, und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn ſie allein zuſammen ſaßen, entſtanden Pauſen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängſtlich zuvorzukommen ſuchte. Um während der Ferienzeit eine beſtimmte Unterhaltung zu haben, fing er an Eliſabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er ſich in den erſten Monaten ſeines Univerſitätslebens angelegentlich beſchäftigt hatte. Eliſabeth, die ihm in Allem zu folgen gewohnt und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Excurſionen ins Feld oder in die Haiden gemacht, und hatten ſie dann Mittags die grüne Botaniſirkapſel voll Kraut und Blumen nach Hauſe gebracht, ſo kam Reinhardt einige Stunden ſpäter wieder, um mit Eliſabeth den gemeinſchaftlichen Fund zu ordnen und zu theilen.

In ſolcher Abſicht trat er eines Nachmittags ins Zimmer, als Eliſabeth am Fenſter ſtand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er ſonſt nicht dort geſehen, mit friſchem Hühnerſchwarm beſteckte. Im Bauer ſaß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln ſchlug und kreiſchend nach Eliſabeths Fingern pickte. Sonſt hatte Reinhardts Vogel an dieſer Stelle gehangen. Hat mein armer Hänfling ſich nach ſeinem Tode in einen Goldfinken verwandelt? fragte er heiter.

Das pflegen die Hänflinge nicht; ſagte die Mutter, welche ſpinnend im Lehnſtuhl ſaß. Ihr Freund Erich hat ihn heut Mittag für Eliſabeth von ſeinem Hofe hereingeſchickt.

Von welchem Hofe?

Das wiſſen Sie nicht?

Was denn?

Daß Erich ſeit einem Monat den zweiten Hof ſeines Vaters am Immenſee angetreten hat?

Aber Sie haben mir kein Wort davon geſagt.

Ei, ſagte die Mutter, Sie haben ſich auch noch mit keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er iſt ein gar lieber, verſtändiger junger Mann.

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu beſorgen; Eliſabeth hatte Reinhardt den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beſchäftigt. Bitte, nur ein kleines Weilchen; ſagte ſie, gleich bin ich fertig. — Da Reinhardt wider ſeine Gewohnheit nicht antwortete, ſo wandte ſie ſich um. In ſeinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den ſie nie darin gewahrt hatte. Was fehlt dir, Reinhardt? fragte ſie, indem ſie nahe zu ihm trat.

Mir? ſagte er gedankenlos und ließ ſeine Augen träumeriſch in den ihren ruhen.

Du ſiehſt ſo traurig aus.

Eliſabeth, ſagte er, ich kann den gelben Vogel nicht leiden.

Sie ſah ihn ſtaunend an; ſie verſtand ihn nicht. Du biſt ſo ſonderbar; ſagte ſie.

Er nahm ihre beiden Hände, die ſie ruhig in den ſeinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

Nach dem Kaffee ſetzte dieſe ſich an ihr Spinnrad; Reinhardt und Eliſabeth gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüthen ſorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwiſchen die Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war ſonnige Nachmittagsſtille; nur neben an ſchnurrte der Mutter Spinnrad und von Zeit zu Zeit wurde Reinhardts gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen und Klaſſen der Pflanzen nannte oder Eliſabeths ungeſchickte Ausſprache der lateiniſchen Namen corrigirte.

Mir fehlt noch von neulich die Maiblume; ſagte ſie jetzt, als der ganze Fund beſtimmt und geordnet war.

Reinhardt zog einen kleinen weißen Pergamentband aus der Taſche. Hier iſt ein Maiblumenſtengel für dich; ſagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Eliſabeth die beſchriebenen Blätter ſah, fragte ſie: Haſt du wieder Märchen gedichtet?

Es ſind keine Märchen, antwortete er, und reichte ihr das Buch.

Es waren lauter Verſe, die meiſten füllten höchſtens eine Seite. Eliſabeth wandte ein Blatt nach dem andern um; ſie ſchien nur die Ueberſchriften zu leſen. »Als ſie vom Schulmeiſter geſcholten war. Als ſie ſich im Walde verirrt hatten. Mit den Oſtermärchen. Als ſie mir zum erſten Mal geſchrieben hatte«; in der Weiſe lauteten faſt alle. Reinhardt blickte forſchend zu ihr hin, und indem ſie immer weiter blätterte, ſah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Roth hervorbrach und es allmählig ganz überzog. Er wollte ihre Augen ſehen; aber Eliſabeth ſah nicht auf, und legte das Buch am Ende ſchweigend vor ihm hin.

Gieb es mir nicht ſo zurück! ſagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapſel. Ich will dein Lieblingskraut hineinlegen; ſagte ſie, und gab ihm das Buch in ſeine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreiſe. Auf ihre Bitte erhielt Eliſabeth von der Mutter die Erlaubniß, ihren Freund an den Poſtwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung ſeine Station hatte. Als ſie vor die Hausthür traten, gab Reinhardt ihr den Arm; ſo ging er ſchweigend neben dem ſchlanken Mädchen her. Je näher ſie ihrem Ziele kamen, deſto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf ſo lange Abſchied nehme, etwas Nothwendiges mitzutheilen, etwas, wovon aller Werth und alle Lieblichkeit ſeines künftigen Lebens abhänge, und doch konnte er ſich des erlöſenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängſtigte ihn; er ging immer langſamer.

Du kommſt zu ſpät; ſagte ſie, es hat ſchon zehn geſchlagen auf St. Marien.

Er ging aber darum nicht ſchneller. Endlich ſagte er ſtammelnd: Eliſabeth, du wirſt mich nun in zwei Jahren gar nicht ſehen — — wirſt du mich wohl noch eben ſo lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?

Sie nickte, und ſah ihm freundlich ins Geſicht. — Ich habe dich auch vertheidigt; ſagte ſie nach einer Pauſe.

Mich? Gegen wen hatteſt du das nöthig?

Gegen meine Mutter. Wir ſprachen geſtern Abend, als du weggegangen warſt, noch lange über dich. Sie meinte, du ſeiſt nicht mehr ſo gut, wie du geweſen.

Reinhardt ſchwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die ſeine, und indem er ihr ernſt in ihre Kinderaugen blickte, ſagte er: Ich bin noch eben ſo gut, wie ich geweſen bin; glaube du das nur feſt! Glaubſt du es, Eliſabeth?

Ja, ſagte ſie. Er ließ ihre Hand los und ging raſch mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abſchied kam, deſto freudiger ward ſein Geſicht; er ging ihr faſt zu ſchnell.

Was haſt du, Reinhardt? fragte ſie.

Ich habe ein Geheimniß, ein ſchönes! ſagte er, und ſah ſie mit leuchtenden Augen an. Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann ſollſt du es erfahren.

Mittlerweile hatten ſie den Poſtwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhardt ihre Hand. Leb' wohl! ſagte er, leb' wohl, Eliſabeth. Vergiß es nicht.

Sie ſchüttelte mit dem Kopf. Leb' wohl! ſagte ſie. Reinhardt ſtieg hinein, und die Pferde zogen an. Als der Wagen um die Straßenecke rollte, ſah er noch einmal ihre liebe Geſtalt, wie ſie langſam den Weg zurückging.

Ein Brief.

Faſt zwei Jahre nachher ſaß Reinhardt vor ſeiner Lampe zwiſchen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes, mit welchem er gemeinſchaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. Herein! — Es war die Wirthin. Ein Brief für Sie, Herr Werner! Dann entfernte ſie ſich wieder.

Reinhardt hatte ſeit ſeinem Beſuche in der Heimath nicht an Eliſabeth geſchrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieſer war nicht von ihr; es war die Hand ſeiner Mutter. Reinhardt brach und las, und bald las er Folgendes:

In deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch faſt jedes Jahr ſein eigenes Geſicht; denn die Jugend läßt ſich nicht ärmer machen. Hier iſt auch Manches anders geworden, was dir wohl erſtan weh thun wird, wenn ich dich ſonſt recht verſtanden habe. Erich hat ſich geſtern endlich das Jawort von Eliſabeth geholt, nachdem er in dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte. Sie hat ſich immer nicht dazu entſchließen können; nun hat ſie es endlich doch gethan; ſie iſt auch noch gar ſo jung. Die Hochzeit ſoll bald ſein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen.

Immenſee.

Wiederum waren Jahre vorüber. — Auf einem abwärts führenden ſchattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit ſeinen ernſten grauen Augen ſah er geſpannt in die Ferne, als erwarte er endlich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langſam von unten herauf. Holla! guter Freund, rief der Wanderer dem nebengehenden Bauer zu, geht's hier recht nach Immenſee?

Immer gerad' aus; antwortete der Mann, und rückte an ſeinem Rundhute.

Hat's denn noch weit bis dahin?

Der Herr iſt dicht davor. Keine halbe Pfeif' Toback, ſo haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran.

Der Bauer fuhr vorüber; der Andere ging eiliger unter den Bäumen entlang. Nach einer Viertelſtunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Ueber ſie hinweg öffnete ſich eine weite, ſonnige Landſchaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, faſt ringsum von grünen, ſonnbeſchienenen Wäldern umgeben, nur an einer Stelle traten ſie auseinander und gewährten eine tiefe Fernſicht, bis auch dieſe durch blaue Berge geſchloſſen wurde. Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obſtbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob ſich das Herrenhaus, weiß mit rothen Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornſtein auf, und kreiſte langſam über dem Waſſer. — Immenſee! rief der Wanderer. Es war faſt, als hätte er jetzt das Ziel ſeiner Reiſe erreicht; denn er ſtand unbeweglich, und ſah über die Gipfel der Bäume zu ſeinen

Füßen hinüber ans andre Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauſes leiſe ſchaukelnd auf dem Waſſer ſchwamm. Dann ſetzte er plötzlich ſeinen Weg fort.

Es ging jetzt faſt ſteil den Berg hinab, ſo daß die unterſtehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Ausſicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwiſchen den Lücken der Zweige hindurchblitzte. Bald ging es wieder ſanft empor, und nun verſchwand rechts und links die Holzung; ſtatt deſſen ſtreckten ſich dichtbelaubte Weinhügel am Wege entlang; zu beiden Seiten deſſelben ſtanden blühende Obſtbäume voll ſummender, wühlender Bienen. Ein ſtattlicher Mann in braunem Ueberrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn faſt erreicht hatte, ſchwenkte er ſeine Mütze und rief mit heller Stimme: Willkommen, willkommen, Bruder Reinhardt! Willkommen auf Gut Immenſee!

Gott grüß dich, Erich, und Dank für dein Willkommen! rief ihm der Andre entgegen.

Dann waren ſie zu einander gekommen und reichten ſich die Hände. Biſt du es denn aber auch? ſagte Erich, als er ſo nahe in das ernſte Geſicht ſeines alten Schulkameraden ſah.

Freilich bin ich's, Erich, und du biſt es auch; nur ſiehſt du noch faſt heiterer aus, als du ſchon ſonſt immer gethan haſt.

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei dieſen Worten noch um Vieles heiterer. Ja, Bruder Reinhardt, ſagte er, dieſem noch einmal ſeine Hand reichend, ich habe aber auch ſeitdem das große Loos gezogen; du weißt es ja. Dann rieb er ſich die Hände und rief vergnügt: Das wird eine Ueberraſchung! Den erwartet ſie nicht, in alle Ewigkeiten nicht!

Eine Ueberraſchung? fragte Reinhardt. Für wen denn?

Für Eliſabeth.

Eliſabeth! Du haſt ihr nicht von meinem Beſuch geſagt?

Kein Wort, Bruder Reinhardt; ſie denkt nicht an dich, die Mutter auch nicht. Ich hab' dich ganz im Geheim verſchrieben, damit die Freude deſto größer ſei. Du weißt, ich hatte immer ſo meine ſtillen Plänchen.

Reinhardt wurde nachdenklich; der Athem ſchien ihm ſchwer zu werden, je näher ſie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläuftigen Küchengarten Platz, der ſich bis faſt an das Ufer des Sees hinabzog. Der Storch hatte ſich mittlerweile niedergelaſſen, und ſpazierte gravitätiſch zwiſchen den Gemüſebeeten umher. Holla! rief Erich in die Hände klatſchend, ſtiehlt mir der hochbeinichte Aegypter ſchon wieder meine kurzen Erbſenſtangen! Der Vogel erhob ſich langſam, und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Küchengartens lag und deſſen Mauern mit aufgebundenen Pfirſich- und Aprikoſenbäumen überzweigt waren. Das iſt die Spritfabrik, ſagte Erich; ich habe ſie erſt vor zwei Jahren angelegt. Die Wirthſchaftsgebäude hat mein Vater ſelig neu aufſetzen laſſen; das Wohnhaus iſt ſchon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein Bischen weiter.

Sie waren bei dieſen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirthſchaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begränzt wurde, an deſſen beide Flügel ſich eine hohe Gartenmauer anſchloß; hinter dieſer ſah man die Züge dunkler Taxuswände, und hin und wieder ließen Syringenbäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunterhängen. Männer mit ſonnen- und arbeitsheißen Geſichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten ſie das Haus erreicht. Eine hohe, kühle Hausflur nahm ſie auf, an deren Ende ſie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine Thür, und ſie traten in einen geräumigen Gartenſaal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüber liegenden Fenſter bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwiſchen dieſen aber ließen zwei hohe, weitgeöffnete Flügelthüren den vollen Glanz der Frühlingsſonne hereinfallen, und gewährten die Ausſicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen ſteilen Laubwänden, getheilt durch einen geraden breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinausſah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluft ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terraſſe vor der Gartenthür ſaß eine weiße, mädchenhafte Frauengeſtalt. Sie ſtand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb ſie wie eingewurzelt ſtehen, und ſtarrte den Fremden unbeweglich an. Er ſtreckte ihr lächelnd die Hand entgegen. Reinhardt! rief ſie, Reinhardt! Mein Gott, du biſt es! — Wir haben uns lange nicht geſehen.

Lange nicht, ſagte er, und konnte nichts weiter ſagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, ſtand ſie vor ihm, dieſelbe leichte zärtliche Geſtalt, der er vor Jahren in ſeiner Vaterſtadt Lebewohl geſagt hatte.

Erich war mit freudeſtrahlendem Antlitz an der Thür zurückgeblieben. Nun Eliſabeth? ſagte er, Gelt! den hätteſt du nicht erwartet, den in alle Ewigkeit nicht!

Eliſabeth ſah ihn mit ſchweſterlichen Augen an. Du biſt ſo gut, Erich! ſagte ſie.

Er nahm ihre ſchmale Hand liebkoſend in die ſeinen. Und nun wir ihn haben, ſagte er, nun laſſen wir ihn ſobald nicht wieder los. Er iſt ſo lange draußen geweſen; wir wollen ihn wieder heimiſch machen. Schau nur, wie fremd und vornehm er ausſehen worden iſt.

Ein ſcheuer Blick Eliſabeths ſtreifte Reinhardts Antlitz. Es iſt nur die Zeit, die wir nicht beiſammen waren; ſagte er.

In dieſem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüſſelkörbchen am Arm, zur Thüre herein. Herr Werner! ſagte ſie, als ſie Reinhardt erblickte; ei, ein eben ſo lieber, als unerwarteter Gaſt. — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. Die Frauen ſetzten ſich zu ihrer Arbeit, und während Reinhardt die für ihn bereiteten Erfriſchungen genoß, hatte Erich ſeinen ſoliden Meerſchaumkopf angebrannt, und ſaß dampfend und discourirend an ſeiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhardt mit ihm hinaus;

auf die Aecker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spritfabrik. Es war Alles wohl beſtellt; die Leute, welche auf dem Felde und bei den Keſſeln arbeiteten, hatten alle ein geſundes und zufriedenes Ausſehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartenſaal zuſammen, und der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirthe, mehr oder minder gemeinſchaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendeſſen, wie die erſten des Vormittags, blieb Reinhardt arbeitend auf ſeinem Zimmer. Er hatte ſeit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder geſammelt, und ging nun daran ſeinen Schatz zu ordnen und wo möglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Eliſabeth war zu allen Zeiten ſanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerkſamkeit nahm ſie mit einer faſt demüthigen Dankbarkeit auf, und Reinhardt dachte mitunter, das heitere Kind von ehedem habe wohl eine weniger ſtille Frau verſprochen.

Seit dem zweiten Tage ſeines Hierſeins pflegte er Abends einen Spaziergang an dem Ufer des Sees zu machen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende deſſelben, auf einer vorſpringenden Baſtei, ſtand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte ſie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen

Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um dieſe Zeit am meiſten benutzt wurde. — Von einem Spaziergange auf dieſem Wege kehrte Reinhardt eines Abends zurück, als er vom Regen überraſcht wurde. Er ſuchte Schutz unter einer am Waſſer ſtehenden Linde; aber die ſchweren Tropfen ſchlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er ſich darein und ſetzte langſam ſeinen Rückweg fort. Es war faſt dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er ſich der Abendbank näherte, glaubte er zwiſchen den ſchimmernden Birkenſtämmen eine weiße Frauengeſtalt zu unterſcheiden. Sie ſtand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn ſie jemanden erwarte. Er glaubte, es ſei Eliſabeth. Als er aber raſcher zuſchritt, um ſie zu erreichen und dann mit ihr zuſammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren, wandte ſie ſich langſam ab und verſchwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen; er war faſt zornig auf Eliſabeth, und dennoch zweifelte er, ob ſie es geweſen ſei; aber er ſcheute ſich ſie danach zu fragen; ja, er ging bei ſeiner Rückkehr nicht in den Gartenſaal, nur um Eliſabeth nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu ſehen.

Meine Mutter hat's gewollt.

Einige Tage nachher, es ging ſchon gegen Abend, ſaß die Familie, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, im Gartenſaal zuſammen. Die Thüren ſtanden offen; die Sonne war ſchon hinter den Wäldern jenſeit des Sees.

Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geſchickt bekommen hatte. Er ging auf ſein Zimmer, und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen ſauber geſchriebenen Blättern zu beſtehen ſchien.

Man ſetzte ſich an den Tiſch, Eliſabeth an Reinhardts Seite. Wir leſen auf gut Glück; ſagte er, ich habe ſie ſelber noch nicht durchgeſehen.

Eliſabeth rollte das Manuſcript auf. Hier ſind Noten; ſagte ſie, das mußt du ſingen, Reinhardt.

Und dieſer las nun zuerſt einige Tyroler Schnaderhüpferl, indem er beim Leſen je zuweilen die luſtige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte ſich der kleinen Geſellſchaft. Wer hat doch aber die ſchönen Lieder gemacht? fragte Eliſabeth.

Ei, ſagte Erich, das hört man den Dingern ſchon an; Schneidergeſellen und Friſeure, und derlei luſtiges Geſindel.

Reinhardt ſagte: Sie werden gar nicht gemacht; ſie wachſen, ſie fallen aus der Luft, ſie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tauſend Stellen zugleich geſungen. Unſer eigenſtes Thun und Leiden finden wir in dieſen Liedern; es iſt, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.

Er nahm ein anderes Blatt: Ich ſtand auf hohen Bergen....

Das kenne ich! rief Eliſabeth. Stimme nur an, Reinhardt; ich will dir helfen. Und nun ſangen ſie jene Melodie, die ſo räthſelhaft iſt, daß man nicht glauben kann, ſie ſei von Menſchen erdacht worden; Eliſabeth mit ihrer etwas verdeckten Altſtimme dem Tenor ſecondirend.

Die Mutter ſaß inzwiſchen emſig an ihrer Näherei, Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhardt das Blatt ſchweigend bei Seite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendſtille das Geläute der Heerdenglocken; ſie horchten unwillkürlich; da hörten ſie eine klare Knabenſtimme ſingen:

Ich ſtand auf hohen Bergen,
Und ſah ins tiefe Thal....

Reinhardt lächelte: Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.

Es wird oft in dieſer Gegend geſungen; ſagte Eliſabeth.

Ja, ſagte Erich, es iſt der Hirtenkaspar; er treibt die Starken heim.

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden war. Das ſind Urtöne; ſagte Reinhardt, ſie ſchlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer ſie gefunden hat.

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war ſchon dunkler geworden; ein rother Abendſchein lag wie Schaum auf den Wäldern jenſeit des Sees. Reinhardt rollte das Blatt auf, Eliſabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf, und ſah mit hinein. Dann las Reinhardt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen ſollt';
Was ich zuvor beſeſſen,
Mein Herz ſollt' es vergeſſen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was ſonſt in Ehren ſtünde,
Nun iſt es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid!

Während des Leſens hatte Reinhardt ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, ſchob Eliſabeth leiſe ihren Stuhl zurück, und ging ſchweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter ſagte: Eliſabeth hat draußen zu thun. So unterblieb es.

Draußen aber legte ſich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtſchmetterlinge ſchoſſen ſurrend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Geſträuche immer ſtärker hereindrang; vom Waſſer herauf kam das Geſchrei der Fröſche, unter den Fenſtern ſchlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond ſah über die Bäume. Reinhardt blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Eliſabeths feine Geſtalt zwiſchen den Laubgängen verſchwunden war; dann rollte er ſein Manuſcript zuſammen, grüßte die Anweſenden, und ging durchs Haus an das Waſſer hinab.

Die Wälder ſtanden ſchweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte deſſelben in ſchwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter ſchauerte ein leiſes Säuſeln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht. Reinhardt ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Waſſerlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Luſt an, ſie in der Nähe zu ſehen; er warf ſeine Kleider ab, und ſtieg ins Waſſer. Es war flach, ſcharfe Pflanzen und Steine ſchnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nöthige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Waſſer quirlten über ihm zuſammen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und ſchwamm im Kreiſe umher, bis er ſich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald ſah er auch die Lilie wieder; ſie lag einſam zwiſchen den großen blanken Blättern. — Er ſchwamm langſam hinaus, und hob mitunter die Arme aus dem Waſſer, daß die herabrieſelnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwiſchen ihm und der Blume dieſelbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er ſich umblickte, in immer ungewiſſerem Dufte hinter ihm. Er gab indeß ſein Unternehmen nicht auf, ſondern ſchwamm rüſtig in derſelben Richtung fort. Endlich war er der Blume ſo nahe gekommen, daß er die ſilbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterſcheiden konnte; zugleich aber fühlte er ſich in einem Gewirr von Waſſerpflanzen wie in einem Netze verſtrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten ſich an ſeine nackten Glieder. Das unbekannte Waſſer lag ſo ſchwarz um ihn her, hinter ſich hörte er das Springen eines Fiſches; es wurde ihm plötzlich ſo unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Geſtrick der Pflanzen zerriß, und in athemloſer Haſt dem Lande zuſchwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einſam über der dunklen Tiefe. — Er kleidete ſich an, und ging langſam nach Hauſe zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geſchäftsreiſe, welche am andern Tage vor ſich gehen ſollte.

Wo ſind denn Sie ſo ſpät in der Nacht geweſen? rief ihm die Mutter entgegen.

Ich? erwiederte er, ich wollte die Waſſerlilie beſuchen; es iſt aber nichts daraus geworden.

Das verſteht wieder einmal kein Menſch! ſagte Erich. Was Tauſend hatteſt du denn mit der Waſſerlilie zu thun?

Ich habe ſie früher einmal gekannt, ſagte Reinhardt; es iſt aber ſchon lange her.

Eliſabeth.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Eliſabeth jenſeit des Sees bald durch die Hölzung, bald auf dem hohen vorſpringenden Uferrande. Eliſabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während ſeiner und der Mutter Abweſenheit Reinhardt mit den ſchönſten Ausſichten der nächſten Umgegend, namentlich von der andern Uferſeite auf den Hof ſelber, bekannt zu machen. Nun gingen ſie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Eliſabeth müde, und ſetzte ſich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhardt ſtand ihr gegenüber an einen Baumſtamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Kuckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies Alles ſei ſchon einmal eben ſo geweſen. Er ſah ſie ſeltſam lächelnd an. Wollen wir Erdbeeren ſuchen? fragte er.

Es iſt keine Erdbeerenzeit, ſagte ſie.

Sie wird aber bald kommen.

Eliſabeth ſchüttelte ſchweigend den Kopf; dann ſtand ſie auf, und beide ſetzten ihre Wanderung fort; und wie ſie ſo an ſeiner Seite ging, wandte ſein Blick ſich immer wieder nach ihr hin; denn ſie ging ſchön, als wenn ſie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie ganz und voll ins Auge faſſen zu können. So kamen ſie an einen ſteilen, haidebewachſenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Ausſicht. Reinhardt bückte ſich und pflückte etwas von den am Boden wachſenden Kräutern. Als er wieder aufſah, trug ſein Geſicht den Ausdruck leidenſchaftlichen Schmerzes. Kennſt du dieſe Blume? ſagte er.

Sie ſah ihn fragend an. Es iſt eine Erica. Ich habe ſie oft im Walde gepflückt.

Ich habe zu Hauſe ein altes Buch, ſagte er; ich pflegte ſonſt allerlei Lieder und Reime hineinzuſchreiben; es iſt aber lange nicht mehr geſchehen. Zwiſchen den Blättern liegt auch eine Erica; aber es iſt nur eine verwelkte. Weißt du, wer ſie mir gegeben hat?

Sie nickte ſtumm; aber ſie ſchlug die Augen nieder und ſah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So ſtanden ſie lange. Als ſie die Augen gegen ihn aufſchlug, ſah er, daß ſie voll Thränen waren.

Eliſabeth, ſagte er, — hinter jenen blauen Bergen liegt unſere Jugend. Wo iſt ſie geblieben?

Sie ſprachen nichts mehr; ſie gingen ſtumm neben einander zum See hinab. Die Luft war ſchwül, im Weſten ſtieg ſchwarzes Gewölk auf. Es wird Gewitter, ſagte Eliſabeth, indem ſie ihren Schritt beeilte. Reinhardt nickte ſchweigend und beide gingen raſch am Ufer entlang, bis ſie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Ueberfahrt ließ Eliſabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; ſie aber ſah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt ſein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und dieſe blaſſe Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verſchwiegen hatte. Er ſah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der ſich ſo gern ſchöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Eliſabeth ſein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ ſie ſie langſam über Bord ins Waſſer gleiten.

Auf dem Hofe angekommen trafen ſie einen Scheerenſchleiferkarren vor dem Herrenhauſe; ein Mann mit ſchwarzen, niederhängenden Locken trat emſig das Rad und ſummte eine Zigeunermelodie zwiſchen den Zähnen, während ein eingeſchirrter Hund ſchnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur ſtand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verſtörten ſchönen Zügen und ſtreckte bettelnd die Hand gegen Eliſabeth aus. Reinhardt griff in ſeine Taſche; aber Eliſabeth kam ihm zuvor und ſchüttete haſtig den ganzen Inhalt ihrer Börſe in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte ſie ſich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie ſie ſchluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte ſie aufhalten, aber er beſann ſich und blieb an der Treppe zurück. Das Mädchen ſtand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, den empfangenen Almoſen in der Hand. Was willſt du noch? fragte Reinhardt.

Sie fuhr zuſammen. Ich will nichts mehr, ſagte ſie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anſtarrend mit den verirrten Augen ging ſie langſam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber ſie hörte es nicht mehr; mit geſenktem Haupte, mit über der Bruſt gekreuzten Armen ſchritt ſie über den Hof hinab.

Sterben, ach ſterben
Soll ich allein!

Ein altes Lied brauſte ihm ins Ohr, der Athem ſtand ihm ſtill; eine kurze Weile, dann wandte er ſich ab und ging auf ſein Zimmer.

Er ſetzte ſich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens verſucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle, grüne Dämmerung; auf Eliſabeths Nähtiſch lag ein rothes Band, das ſie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es that ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruh, er ging an den See hinab, und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal alle Wege, die er kurz vorher mit Eliſabeth zuſammen gegangen war. Als er wieder nach Hauſe kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutſcher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reiſenden waren eben zurückgekehrt. Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartenſaal auf- und abſchreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er ſtand einen Augenblick ſtill, und ſtieg dann leiſe die Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer. Hier ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl ans Fenſter; er that vor ſich ſelbſt, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Taxuswänden ſchlug; aber er hörte nur den Schlag ſeines eigenen Herzens. Unter ihm im Hauſe ging Alles zur Ruh, die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So ſaß er ſtundenlang. Endlich ſtand er auf und legte ſich ins offene Fenſter. Der Nachtthau rieſelte zwiſchen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu ſchlagen. Allmählig wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Oſten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein friſcher Wind erhob ſich und ſtreifte Reinhardts heiße Stirn; die erſte Lerche ſtieg jauchzend in die Luft. — Reinhardt kehrte ſich plötzlich um und trat an den Tiſch; er tappte nach einem Bleiſtift, und als er dieſen gefunden, ſetzte er ſich und ſchrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier.

Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stock und das Papier zurücklaſſend, öffnete er behutſam die Thür und ſtieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskatze dehnte ſich auf der Strohmatte und ſträubte den Rücken gegen ſeine Hand, die er ihr gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber prieſterten ſchon die Sperlinge von den Zweigen und ſagten es allen, daß die Nacht vorbei ſei. Da hörte er oben im Hauſe eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er aufſah, ſtand Eliſabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf ſeinen Arm, ſie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. Du kommſt nicht wieder, ſagte ſie endlich. Ich weiß es, lüge nicht; du kommſt nie wieder.

Nie, ſagte er. Sie ließ ihre Hand ſinken und ſagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thüre zu; dann wandte er ſich noch einmal. Sie ſtand bewegungslos an derſelben Stelle und ſah ihn mit todten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er ſich gewaltſam ab, und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im friſchen Morgenlichte, die Thauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den erſten Sonnenſtrahlen. Er ſah nicht rückwärts, er wanderte raſch hinaus; und mehr und mehr verſank hinter ihm das ſtille Gehöft, und vor ihm auf ſtieg die große weite Welt.

— — — — — — — — —

Der Alte.

Der Mond ſchien nicht mehr in die Fenſterſcheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber ſaß noch immer mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl und blickte vor ſich hin in den Raum des Zimmers. Allmählig verzog ſich vor ſeinen Augen die ſchwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen See; ein ſchwarzes Gewäſſer legte ſich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, ſo fern, daß die Augen des Alten ſie kaum erreichten, ſchwamm einſam zwiſchen breiten Blättern eine weiße Waſſerlilie.

Die Stubenthür ging auf und ein heller Lichtſchimmer fiel ins Zimmer. Es iſt gut, daß Sie kommen, Brigitte, ſagte der Alte. Stellen Sie das Licht nur auf den Tiſch.

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tiſche, nahm eins der aufgeſchlagenen Bücher, und vertiefte ſich in Studien, an denen er einſt die Kraft ſeiner Jugend geübt hatte.

Aus eigenem Herzen geboren,
Nie beſeſſen, dennoch verloren.

Dämmerſtunde.*

Im Nebenzimmer ſaßen ich und du;
Der Abendſchimmer fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten ſich der Ruh,
Von rothem Licht war deine Stirn beſchienen.

Wir ſchwiegen beid'; ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten ſchwatzten fort —
Du ſahſt mich an mit deinen Märchenaugen.

Abends.

Warum duften die Levkojen ſo viel ſchöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen ſo viel röther bei der Nacht?
Warum iſt in meinem Herzen ſo die Sehnſucht auferwacht,
Dieſe brennend rothen Lippen dir zu küſſen bei der Nacht?

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich ſcheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich feſt an deinem Mund
In ſchmerzlich bangender Begier;
Du giebſt der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Roſe giebſt du mir.

Du ſchenkſt aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du biſt aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendſchein.

Am Himmel ſteht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen ſink ich hin,
O fühl, du biſt mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Bruſt
Des vollſten Lebens Schauer wehn,
Eh ſeufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Du willſt es nicht in Worten ſagen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen;
Doch legſt du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulſe tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehſt vor mir, du ſcheue Taube,
Und drückſt dich feſt an meine Bruſt;
Du biſt der Liebe ſchon zum Raube,
Und biſt dir kaum des Worts bewußt.

Du biegſt den ſchlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchteſt du dich gerne,
Da du doch ganz verloren biſt.

Du fühlſt, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben ſcheuſt du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Schaam iſt nur empfangen,
Daß ſie in Liebe ſterben ſoll.

Die Zeit iſt hin.

Die Zeit iſt hin; du löſt dich unbewußt
Und leiſe mehr und mehr von meiner Bruſt;
Ich ſuche dich mit ſanftem Druck zu faſſen,
Doch fühl ich wohl, ich muß dich gehen laſſen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehſt, noch einmal danken dir;
Und magſt du nie, was rettungslos vergangen,
In ſchlummerloſen Nächten heim verlangen.

Hier ſteh ich nun, und ſchaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieſer Augenblick,
Und wie viel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zuſammen leben.

Du ſchläfſt.

Du ſchläfſt — So will ich leiſe flehen:
O ſchlafe ſanft! und leiſe will ich gehen,
Daß dich nicht ſtöre meiner Tritte Gang,
Daß du nicht höreſt meiner Stimme Klang.

Ein Grab ſchon weiſet manche Stelle,
Und Manches liegt in Traum und Duft:
Nun ſprudle, friſche Lebensquelle,
Und rauſche über Grab und Kluft!

Mondlicht.

Wie liegt in Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie ſelig iſt der Friede,
Der ſie umfangen hält!

Die Winde müſſen ſchweigen,
So ſanft iſt dieſer Schein;
Sie ſäuſeln nur und weben,
Und ſchlafen endlich ein.

Nun öffnen ſich die Blumen,
Die Kelche ſtrömen Duft;
Und kenneſt du den Vogel
Der aus den Büſchen ruft?

Wie bin ich ſolchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond.

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenſter kommt er gegangen
Und ſchaut in des Zimmers Raum:
Die Kinder alle tanzten und ſangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerſpringen:
O, ruft er, laßt mich hinein,
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch ſingen
Zu dem hellen Kerzenſchein.

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gaſt:
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn ſcheu in geſchäftiger Haſt.

Und er ſingt: „Weit glänzen da draußen die Lande
Und locken den Knaben hinaus;
Mit klopfender Bruſt, im Reiſegewande
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war ſo weit die Welt!
Und es findet ſich mancher gute Geſelle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
Und der Bart umſproſſet das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldnen und aus blauen Reben
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreiſter greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit ſchwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder ſangen,
Die Kinder weit und breit,
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtzeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenſter kam er gegangen
Und ſchaut' in des Zimmers Raum;
Die Schweſtern und Brüder tanzten und ſangen
Ein Chriſtlied am Taxusbaum." —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taxus tanzten Schweſtern und Brüder
Und ſangen ein Lied vom Herrn.

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
O ſchließet mich ein in das Preiſen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus!

Einer Todten.

1.

Du glaubteſt nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich geneſen;
Die Mutterfreude war für dich zu ſchwer,
Das Leben war dir gar zu hart geweſen. — —

Er ſaß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!

Er hörte ſtill die ſanften Worte an,
Wie ſie ſein Ohr in bangen Pauſen trafen:
Sorg für das Kind — ich ſterbe, ſüßer Mann.
Dann halbverſtändlich noch: Nun will ich ſchlafen.

Und dann nichts mehr; — du wurdeſt nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind ſchrie auf, und dann warſt du hinüber.

2.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſelnd Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit geſpenſtiſch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Eine Fremde.

Sie ſaß in unſrem Mädchenkreiſe,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie ſprach in unſres Volkes Weiſe,
Nur leis mit klagendem Accent.
Du hörteſt niemals heim verlangen
Den ſtolzen Mund der ſchönen Frau;
Nur auf den ſüdlich blaſſen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granada's Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

Jugendliebe.

Mit Liedern.

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu ſcheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entſtehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Roſen aus verwelkten Blüthen,
Thränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

Poſthuma.

Ein Grabgeleite betrat den Kirchhof; ein ſchmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, ſechs Träger und zwei Folger. Es war ſtille Sommerfrühe, der größte Theil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer friſchen Grube war die aufgeworfene Erde ſchon von der Sonne angeſchienen. Hier ſank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein, und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Todtengräber den Reſt überlaſſend. — Bald war die Erde aufgeſchüttet; und es wurde wieder Stille, einſamer Sonnenſchein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Raſen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erſt ein niedriger Sandhügel; dann kam der Wind und wehte den loſen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel und verwuſch die Ecken; an Sommerabenden liefen die Kinder darüber weg; endlich wurde es Winter, und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verſchwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer; auf den andern Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Roſen trieben große Knoſpen; nun hatte auch hier das Grab ſich überwachſen, erſt ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann ſchoſſen rothe Neſſeln auf, Diſteln und Farrenkraut und anderes Gewächs, was die Menſchen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengeſang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Diſteln und alles Unkraut verſchwunden, und nur das ſchöne Gras war noch da; wieder einige Tage ſpäter ſtand an dem einen Ende ein ſchlichtes ſchwarzes Kreuz; endlich war an der Rückſeite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeſchnitten, mit kleinen Buchſtaben, ohne Färbung, nur in der Nähe bemerkbar. —

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenſter dunkel, es ſchlief ſchon Alles; nur oben in dem hohen Zimmer eines großen Hauſes wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgethan und ſaß mit geſchloſſenen Augen in einem Lehnſeſſel, lautlos horchend, ob unten Alles zur Ruhe gegangen ſei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosroſen. So ſaß er lange. Draußen ward eine andre Welt lebendig, das Gethier der Nacht ſtrich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufſchlug, war das Zimmer hell, er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durchs Fenſter ſah er die gegenüberſtehende Wand des Seitenflügels in herber Mondſcheinbeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. Das Grab liegt im Schatten; ſagte er — — der Mond ſcheint nicht darauf. Dann ſtand er auf, öffnete vorſichtig, und ſtieg mit ſeinem Kranze die Treppen hinab; auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und nachdem er geräuſchlos die Thüre aufgeſchloſſen, ging er auf die Straße, und im Schatten der Häuſer zur Stadt hinaus, eine Strecke fort im hellen Mondſchein, bis er den Kirchhof erreicht hatte. Es war, wie er geſagt; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Roſenkranz über das ſchwarze Kreuz; dann lehnte er ſelbſt den Kopf daran. Der Wächter ging draußen vorüber, aber er wurde nicht von ihm bemerkt; die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuſeln der Gräſer, das Springen der Nachtblüthen, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfangen von zwei Mädchenarmen, die ſich längſt über einem ſtillen Herzen geſchloſſen hatten; ein blaſſes Geſichtchen drängte ſich an ſeins, zwei kinderblaue Augen ſahen in die ſeinen. Sie trug den Tod ſchon in ſich; noch aber war ſie jung und ſchön; noch reizte ſie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, ſie that ihm Alles. Oft war ſie ſeinetwegen geſcholten worden; dann hatte ſie mit ihren ſtillen Augen drein geſehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem geſchliſſenen Kleidchen, kam ſie zu ihm in den Garten; er konnte ſie nicht anders ſehen.

Er liebte ſie nicht, er begehrte ſie nur, und nahm begierig das ängſtliche Feuer von ihren Lippen. Wenn ich geſchwätzig wäre, ſagte er, ſo könnte ich morgen erzählen, daß mich das ſchönſte Mädchen in der Stadt geküßt hat.

Sie glaubte nicht, daß er ſie für die Schönſte halte; ſie glaubte auch nicht, daß er ſchweigen werde.

Ein niedriger Zaun trennte den Fleck, worauf ſie ſtanden, von der Straße. Nun hörten ſie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte ſie mit ſich fortziehen; aber ſie hielt ihn zurück. Es iſt einerlei, ſagte ſie.

Er machte ſich von ihren Armen los, und trat allein zurück.

Sie blieb ſtehen, regungslos; nur daß ſie ihre beiden

Hände an die Augen drückte. — So ſtand ſie noch, als draußen die Menſchen vorübergegangen waren und als ſich das Geräuſch der Schritte unten zwiſchen den Häuſern verloren hatte. Sie ſah es nicht, daß er wieder zu ihr getreten war, und ſeinen Arm um ihren Nacken legte; aber als ſie es fühlte, neigte ſie den Kopf noch tiefer. Du ſchämſt dich, ſagte ſie leiſe, ich weiß es wohl.

Er antwortete nicht; er hatte ſich auf die Bank geſetzt und zog ſie ſchweigend zu ſich nieder. Sie ließ es geſchehen, ſie legte ihre Lippen auf ſeine ſchönen vornehmen Hände; ſie fürchtete ihn betrübt zu haben.

Er hob ſie lächelnd auf ſeinen Schooß und wunderte ſich, daß er keine Laſt fühle, nur die Formen ihres zarten, elfenhaften Körpers; er ſagte ihr neckend, ſie ſei eine Hexe, ſie wiege keine dreißig Loth. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er ſchlug ſeinen Mantel um ihre Füße. Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. Mich friert nicht, ſagte ſie und preßte ihre Schläfe feſt an ſeine Bruſt.

Sie war in ſeiner Gewalt; ſie wollte nichts mehr für ſich allein. — Er ſchonte ihrer; nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, ſie ohne Liebe ſein zu nennen; aber es war, als wehre ihm Jemand, ſie ganz zu beſitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod ſei.

Er war aufgeſtanden, er wollte gehen. Du wirſt zu kalt, ſagte er. Aber ſie drückte ſeine Hand an ihre Wange, ſie legte ihre Stirn an ſeine. Ich bin heiß! fühl nur, brennend heiß! ſagte ſie; ſie ſchlug ihre Arme um ſeinen Nacken, ſie ließ ſich wie ein Kind an ſeinem Halſe hängen und ſah ihn ſtumm und ſelbſtvergeſſen an.

* * *

Acht Tage nach dieſer kalten Nacht vermochte ſie ihr Bett nicht zu verlaſſen; zwei Monate ſpäter war ſie geſtorben. Er hatte ſie nicht wieder geſehen; aber ſeit ihrem Tode iſt ſeine Begierde erloſchen, er trägt jetzt ſchon jahrelang ihr friſches Bild mit ſich herum, und iſt gezwungen eine Todte zu lieben.

Damendienſt.*

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Feſten und hohen Tagen
Sollſt du meine Königin ſein!

Deiner Launen geheimſte und kühnſte
Gehorſam erfüll ich dir;
Doch leid ich in dieſem Dienſte
Keinen Andern neben mir.

So lang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofſtaat will ich vermehren;
Doch der Erſte will ich ſein.

Lehrſatz.

Die Sonne ſcheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der ſcheueſten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz ſchämt ſie ſich zu ſchauen,
Ein Räthſel will ſie bleiben oder ſterben.
Doch wenn der Abend ſtill hernieder gleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmrung ſüß verwirrend ſich verbreitet,
Und alle Formen in einander ſchwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt wird Alles ganz erreicht.

Ständchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Dreizehn Lieder ſollſt du hören,
Dreizehn Lieder friſch gedichtet;
Alle ſind, ich kanns beſchwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten ſchlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preiſen meine Lieder.

Wahrlich Kind, ich hab' zu Zeiten
Wunderkühnliche Gedanken!
Unermüdlich ſind die Saiten
Und der Mund iſt ohne Schranken.

Vom geheimſten Druck der Hände
Bis zum nimmerſatten Küſſen;
Ja, ich ſelber weiß am Ende
Nicht, was du wirſt hören müſſen.

Laß dich warnen, laß mich ſchweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauſchen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauſchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Die Kleine.

Und plaudernd hing ſie mir am Arm;
Sie halbverſchloſſen nur dem Leben,
Ich zwar nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie ſah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden;

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von ſo verwegnen Dingen,
Wodurch es ſelbſt die tiefſte Kluft
Verlockend wird zu überſpringen.

Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Und hangen ſtumm an deinem Blick;
Du biſt ſo jung, du biſt ſo ſchön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich ſo arm, ſo müde ſchon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär' ich doch ein Königsſohn,
Und du ein arm' verlornes Kind!

O ſüßes Nichtsthun.

O ſüßes Nichtsthun, an der Liebſten Seite
Zu ruhen auf des Berg's beſonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häuſergruppe
Den Blick zu ſenden, bald in ferne Weite!
O ſüßes Nichtsthun, lieblich ſo gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken laſſen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In ihrer Augen heimathliche Sterne.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er ſterben fern, allein,
Er fühlte noch die ſel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode iſt ſie ſein.

Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.
Und wie leiſe ſich der Schmerz
Well' um Welle ſchlafen leget,
Wie der letzte Schlag ſich reget,
Fülleſt du mein ganzes Herz.

Sprich, biſt du ſtark.

Sprich, biſt du ſtark, wenn ſchon mein Leben brach
Und nur nicht ſcheiden kann von deinen Blicken,
Das Auge, das von deiner Liebe ſprach,
Auf Nimmerwiederſehen zuzudrücken?

Und biſt du ſtark, was ſonſt das Herz verführt,
Wenn es ſich ſchmeichelnd, zwingend dargeboten,
Dir ſtets zu weigern feſt und unberührt,
Und jungfräulich zu hangen an dem Todten?

Und biſt du ſtark, daß durch den trüben Flor,
Daß durch die Einſamkeit mühſel'ger Jahre,
Wenn dein Gedächtniß ſchon mein Bild verlor,
Doch unſre Liebe noch dein Herz bewahre?

Morgens.

Nun gieb ein Morgenküßchen!
Du haſt genug der Ruh;
Und ſetz dein zierlich Füßchen
Behende in den Schuh!

Nun ſchüttle von der Stirne
Der Träume blaſſe Spur!
Das goldene Geſtirne
Erleuchtet längſt die Flur.

Die Roſen in deinem Garten
Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand ſie bricht.

Zur Nacht.

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverſtellt
Genießen dieſer Stunde vollen Frieden!
Nun ſind wir unſer; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geſchieden.

Laß einmal noch, eh ſich dein Auge ſchließt,
Der Liebe Strahl ſich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh im Traum ſie ſich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was giebt es mehr? der ſtille Knabe winkt
Zu ſeinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Bruſt dir athmend ſchwellt und ſinkt,
Trägt uns des Schlummers Welle ſanft hinüber.

Marthe und ihre Uhr.

Während der letzten Jahre meines Schulbeſuchs wohnte ich in einem kleinen Bürgerhauſe der Stadt, worin aber von Vater, Mutter und vielen Geſchwiſtern nur eine alternde unverheirathete Tochter zurückgeblieben war. Die Eltern und zwei Brüder waren geſtorben, die Schweſtern bis auf die jüngſte, welche einen Arzt am ſelbigen Orte geheirathet hatte, ihren Männern in entfernte Gegenden gefolgt. So blieb denn Marthe allein in ihrem elterlichen Hauſe, worin ſie ſich durch das Vermiethen des früheren Familienzimmers und mit Hülfe einer kleinen Rente ſpärlich durchs Leben brachte. Doch kümmerte es ſie wenig, daß ſie nur Sonntags ihren Mittagstiſch decken konnte; denn ihre Anſprüche an das äußere Leben waren faſt gar keine; eine Folge der ſtrengen und ſparſamen Erziehung, welche der Vater ſowohl aus Grundſatz, als auch in Rückſicht ſeiner beſchränkten bürgerlichen Verhältniſſe allen ſeinen Kindern gegeben hatte. Wenn aber Marthen in ihrer Jugend nur die gewöhnliche Schulbildung zu Theil geworden war, ſo hatte das Nachdenken ihrer ſpäteren einſamen Stunden, vereinigt mit einem behenden Verſtande und dem ſittlichen Ernſt ihres Charakters, ſie doch zu der Zeit, in welcher ich ſie kennen lernte, auf eine für Frauen, namentlich des Bürgerſtandes, ungewöhnlich hohe Bildungsſtufe gehoben. Freilich ſprach ſie nicht immer grammatiſch richtig, obgleich ſie viel und mit Aufmerkſamkeit las, am liebſten geſchichtlichen oder poetiſchen Inhalts; aber ſie wußte ſich dafür meiſtens über das Geleſene ein richtiges Urtheil zu bilden, und, was ſo Wenigen gelingt, ſelbſtſtändig das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden. Mörikes „Maler Nolten“, welcher damals erſchien, machte großen Eindruck auf ſie, ſo daß ſie ihn immer wieder las; erſt das Ganze, dann dieſe oder jene Partie, wie ſie ihr eben zuſagte. Die Geſtalten des Dichters wurden für ſie ſelbſtbeſtimmende lebende Weſen, deren Handlungen nicht mehr an die Nothwendigkeit des dichteriſchen Organismus gebunden waren; und ſie konnte ſtundenlang darüber nachſinnen, auf welche Weiſe das hereinbrechende Verhängniß von ſo vielen geliebten Menſchen dennoch hätte abgewandt werden können.

Die Langeweile drückte Marthen in ihrer Einſamkeit nicht, wohl aber zuweilen ein Gefühl der Zwecklosigkeit ihres Lebens nach außen hin; ſie bedurfte Jemandes, für den ſie hätte arbeiten und ſorgen können. Bei dem Mangel näher Befreundeter kam dieſer löbliche Trieb ihren jeweiligen Miethern zu Gute, und auch ich habe manche Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit von ihrer Hand erfahren. — An Blumen hatte ſie eine große Freude, und es ſchien mir ein Zeichen ihres anſpruchloſen und reſignirten Sinnes, daß ſie unter ihnen die weißen und von dieſen wieder die einfachen am liebſten hatte. Es war immer ihr erſter Feſttag im Jahr, wenn ihr die Kinder der Schweſter aus deren Garten die erſten Schneeglöckchen und Märzblumen brachten; dann wurde ein kleines Porzellankörbchen aus dem Schranke herabgenommen, und die Blumen zierten unter ihrer ſorgſamen Pflege wochenlang die kleine Kammer.

Da Marthe ſeit dem Tode ihrer Eltern wenig Menſchen um ſich ſah, und namentlich die langen Winterabende faſt immer allein zubrachte, ſo lieh die regſame und geſtaltende Phantaſie, welche ihr ganz beſonders eigen war, den Dingen um ſie her eine Art von Leben und Bewußtſein. Sie borgte Theilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und die alten Möbeln erhielten ſo die Fähigkeit, ſich mit ihr zu unterhalten; meiſtens freilich war dieſe Unterhaltung eine ſtumme, aber ſie war dafür deſto inniger und ohne Mißverſtändniß. Ihr Spinnrad, ihr braungeſchnitzter Lehnſtuhl, waren gar ſonderbare Dinge, die oft die eigenthümlichſten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodiſchen Stutzuhr, welche ihr verſtorbener Vater vor über funfzig Jahren, auch damals ſchon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amſterdam gekauft hatte. Das Ding ſah freilich ſeltſam genug aus: zwei Meerweiber, aus Blech geſchnitten und dann übermalt, lehnten zu jeder Seite ihr langhaariges Antlitz an das vergilbte Zifferblatt; die ſchuppigen Fiſchleiber, welche von einſtiger Vergoldung zeugten, umſchloſſen daſſelbe nach unten zu; die Weiſer ſchienen dem Schwanze eines Scorpions nachgebildet zu ſein. Vermuthlich war das Räderwerk durch langen Gebrauch verſchliſſen; denn der Perpendikelſchlag war hart und ungleich, und die Gewichte ſchoſſen zuweilen mehrere Zoll mit einem Mal hinunter. — Dieſe Uhr war die beredteſte Geſellſchaft ihrer Beſitzerin; ſie miſchte ſich aber auch in alle ihre Gedanken. Wenn Marthe in ein Hinbrüten über ihre Einſamkeit verfallen wollte, dann ging der Perpendikel tick, tack! tick, tack! immer härter, immer eindringlicher; er ließ ihr keine Ruh, er ſchlug immer mitten in ihre Gedanken hinein. Endlich mußte ſie aufſehn; — da ſchien die Sonne ſo warm in die Fenſterſcheiben, die Nelken auf dem Fenſterbrett dufteten ſo ſüß; draußen ſchoſſen die Schwalben ſingend durch den Himmel. Sie mußte wieder fröhlich ſein, die Welt um ſie her war gar zu freundlich.

Die Uhr hatte aber auch wirklich ihren eigenen Kopf; ſie war alt geworden und kehrte ſich nicht ſo gar viel mehr an die neue Zeit; daher ſchlug ſie oft ſechs, wenn ſie zwölf ſchlagen ſollte, und ein ander Mal, um es wieder gut zu machen, wollte ſie nicht aufhören zu ſchlagen, bis Marthe das Schlagloth von der Kette nahm. Das Wunderlichſte war, daß ſie zuweilen gar nicht dazu kommen konnte; dann ſchnurrte und ſchnurrte es zwiſchen den Rädern, aber der Hammer wollte nicht ausholen; und das geſchah meiſtens mitten in der Nacht. Marthe wurde jedesmal wach; und mochte es im klingendſten Winter und in der dunkelſten Nacht ſein, ſie ſtand auf und ruhte nicht, bis ſie die alte Uhr aus ihren Nöthen erlöſt hatte. Dann ging ſie wieder zu Bette und dachte ſich allerlei, warum die Uhr ſie wohl geweckt habe, und fragte ſich, ob ſie in ihrem Tagewerk auch etwas vergeſſen, ob ſie es auch mit guten Gedanken beſchloſſen habe.

Nun war es Weihnachten; den Chriſtabend, da ein übermäßiger Schneefall mir den Weg zur Heimath verſperrte, hatte ich in einer befreundeten, kinderreichen Familie zugebracht; der Tannenbaum hatte gebrannt, die Kinder waren jubelnd in die langverſchloſſene Weihnachtsſtube geſtürzt; nachher hatten wir die unerläßlichen Karpfen gegeſſen und Biſchof dazu getrunken; nichts von der herkömmlichen Feierlichkeit war verſäumt worden. — Am andern Morgen trat ich zu Marthe in die Kammer, um ihr den gebräuchlichen Glückwunſch zum Feſte abzuſtatten. Sie ſaß mit untergeſtütztem Arm am Tiſche; ihre Arbeit ſchien längſt geruht zu haben.

Und wie haben Sie denn geſtern Ihren Weihnachtabend zugebracht? fragte ich.

Sie ſah zu Boden und antwortete: Zu Hauſe.

Zu Hauſe? Und nicht bei Ihren Schweſterkindern?

Ach, ſagte ſie, ſeit meine Mutter geſtern vor zehn Jahren hier in dieſem Bette ſtarb, bin ich am Weihnachtabend nicht ausgegangen. Meine Schweſter ſchickte geſtern wohl zu mir, und als es dunkel wurde, dachte ich wohl daran, einmal hinzugehen; aber — die alte Uhr war auch wieder ſo drollig; es war accurat, als wenn ſie immer ſagte: Thu es nicht, thu es nicht! Was willſt du da? Deine Weihnachtsfeier gehört ja nicht dahin!

Und ſo blieb ſie denn zu Haus in dem kleinen Zimmer, wo ſie als Kind geſpielt, wo ſie ſpäter ihren Eltern die Augen zugedrückt hatte, und wo die alte Uhr pickte ganz wie dazumalen. Aber jetzt, nachdem ſie ihren Willen bekommen und Marthe das ſchon hervorgezogene Feſtkleid wieder in den Schrank verſchloſſen hatte, pickte ſie ſo leiſe, ganz leiſe und immer leiſer, zuletzt unhörbar. — Marthe durfte ſich ungeſtört der Erinnerung aller Weihnachtabende ihres Lebens überlaſſen: ihr Vater ſaß wieder in dem braungeſchnitzten Lehnſtuhl; er trug das feine Sammetkäppchen und den ſchwarzen Sonntagsrock; auch blickten ſeine ernſten Augen heute ſo freundlich; denn es war Weihnachtabend, Weihnachtabend vor — ach vor ſehr, ſehr vielen Jahren! Ein Weihnachtbaum zwar brannte nicht auf dem Tiſch — das war ja nur für reiche Leute —; aber ſtatt deſſen zwei hohe dicke Lichter; und davon wurde das kleine Zimmer ſo hell, daß die Kinder ordentlich die Hand vor die Augen halten mußten, als ſie aus der dunkeln Vordiele hineintreten durften. Dann gingen ſie an den Tiſch, aber nach der Weiſe des Hauſes ohne Haſt und laute Freudenäußerung, und betrachteten was ihnen das Chriſtkind einbeſcheert hatte. Das waren nun freilich keine theuern Spielſachen, auch nicht einmal wohlfeile; ſondern lauter nützliche und nothwendige Dinge, ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine Rechentafel, ein Geſangbuch und dergleichen mehr; aber die Kinder waren gleichwohl glücklich mit ihrer Rechentafel und ihrem neuen Geſangbuch, und ſie gingen eins ums andere dem Vater die Hand zu küſſen, der während deſſen zufrieden lächelnd in ſeinem Lehrſtuhl geblieben war. Die Mutter mit ihrem milden freundlichen Geſicht unter dem enganliegenden Scheiteltuch band ihnen die neue Schürze vor und malte ihnen Zahlen und Buchſtaben zum Nachſchreiben auf die neue Tafel. Doch ſie hatte nicht gar lange Zeit, ſie mußte in die Küche und Apfelkuchen backen; denn das war für die Kinder eine Hauptbeſcheerung am Weihnachtabend; die mußten nothwendig gebacken werden. Da ſchlug der Vater das neue Geſangbuch auf, und ſtimmte mit ſeiner klaren Stimme an: Frohlockt, lobſinget Gott; die Kinder aber, die alle Melodien kannten, ſtimmten ein: der Heiland iſt gekommen; und ſo ſangen ſie den Geſang zu Ende, indem ſie alle um des Vaters Lehnſtuhl herumſtanden. Nur in den Pauſen hörte man in der Küche das Handtieren der Mutter und das Praſſeln der Apfelkuchen — —

Tick, tack! ging es wieder; tick, tack! immer härter und eindringlicher. Marthe fuhr empor; da war es faſt dunkel um ſie her, draußen auf dem Schnee nur lag ein trüber Mondſchein. Außer dem Pendelſchlag der Uhr war es todtenſtill im Hauſe. Keine Kinder ſangen in der kleinen Stube, kein Feuer praſſelte in der Küche. Sie war ja ganz allein zurückgeblieben; die Andern waren alle, alle fort. — Aber was wollte die alte Uhr denn wieder? — Ja, da warnte es auf Elf — und ein anderer Weihnachtabend tauchte in Marthens Erinnerung auf, ach! ein ganz anderer; viele, viele Jahre ſpäter. Der Vater und die Brüder waren todt, die Schweſtern verheirathet; die Mutter, welche nun mit Marthen allein geblieben war, hatte ſchon längſt des Vaters Platz im braunen Lehnſtuhl eingenommen und ihrer Tochter die kleinen Wirthſchaftsſorgen übertragen; denn ſie kränkelte ſeit des Vaters Tode, ihr mildes Antlitz wurde immer bläſſer und ihre freundlichen Augen blickten immer matter; endlich mußte ſie auch den Tag über im Bette bleiben. Das war ſchon über drei Wochen, und nun war es Weihnachtabend. Marthe ſaß an ihrem Bett und horchte auf den Athem der Schlummernden; es war todtenſtill in der Kammer, nur die Uhr pickte. Da warnte es auf Elf, die Mutter ſchlug die Augen auf und verlangte zu trinken. Marthe, ſagte ſie, wenn es erſt Frühling wird und ich wieder zu Kräften gekommen bin, dann wollen wir deine Schweſter Hanne beſuchen; ich habe ihre Kinder eben im Traume geſehen; — du haſt hier gar zu wenig Vergnügen. — Die Mutter hatte ganz vergeſſen, daß Schweſter Hanne's Kinder im Spätherbſt geſtorben waren; Marthe erinnerte ſie auch nicht daran, ſie nickte ſchweigend mit dem Kopf, und faßte ihre abgefallenen Hände. Die Uhr ſchlug Elf —

Auch jetzt ſchlug ſie Elf, aber leiſe, wie aus weiter, weiter Ferne —

Da hörte Marthe einen tiefen Athemzug; ſie dachte, die Mutter wolle wieder ſchlafen. So blieb ſie ſitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel ſie in einen ſchlummerähnlichen Zuſtand. Es mochte ſo eine Stunde vergangen ſein; da ſchlug die Uhr. Zwölf! — Das Licht war ausgebrannt, der Mond ſchien hell ins Fenſter; aus den Kiſſen ſah das bleiche Geſicht der Mutter. Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ dieſe kalte Hand nicht los, ſie ſaß die ganze Nacht bei der todten Mutter. —

So ſaß ſie jetzt bei ihren Erinnerungen in derſelben Kammer, und die alte Uhr pickte bald laut, bald leiſe; ſie wußte von Allem, ſie hatte Alles mit erlebt, ſie erinnerte Marthe an Alles, an ihre Leiden, an ihre kleinen Freuden. —

Ob es noch ſo geſellig in Marthens einſamer Kammer iſt? Ich weiß es nicht; es ſind viele Jahre her, ſeit ich in ihrem Hauſe wohnte, und jene kleine Stadt liegt weit von meiner Heimath. — Was Menſchen, die das Leben lieben, nicht auszuſprechen wagen, pflegte ſie laut und ohne Scheu zu äußern: Ich bin niemals krank geweſen; ich werde gewiß ſehr alt werden. — Iſt ihr Glaube ein richtiger geweſen und ſollten dieſe Blätter den Weg in ihre Kammer finden, ſo möge ſie ſich beim Leſen auch meiner erinnern. Die alte Uhr wird helfen; ſie weiß ja von Allem Beſcheid.

Schneewittchen.

Eine Märchen-Scene.

Zwergenwirthſchaft. Links eine Thüre zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Thür- und Fenſteröffnung. Von außen Wald und Sonnenſchein. Drinnen ſteht ein kleiner Tiſch mit ſieben Schüſſeln.

Die ſieben Zwerge

(kommen ſingend nach einander herein mit Kräuterſäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tiſch und ſtutzen, einer nach dem andern.)

Zwergenälteſter.

Wer hat auf meinem Stühlchen ſeſſen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein eſſen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5.
Wer hat aus meinem Becherlein trunken?
Zwerg 6.
Wer hat mein Löfflein eingetunken?
Zwerg 7
(ſchaut in die Nebenkammer.)
Wer drückt' in meinem Bett das Dällchen?
Zwergenälteſter.
Wer rückt' an meinem Schlafgeſtellchen?
Zwerg 2.
Wer ſchlief auf meinem Lagerſtättchen?
Zwerg 3.
O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!
Zwerg 4.
Ein Mägdelein!
Zwerg 5, 6, 7.
Laß ſchaun, laß ſehn!
Zwerg 7.
Ei Gott, wie iſt das Kind ſo ſchön!
Zwergenälteſter.
O weckt ſie nicht! o ſchreckt ſie nicht!
Geſchloſſen iſt der Aeuglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Ueber des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.
Wer mag ſie ſein? Wo kam ſie her?
Der Wald wächſt in die Kreuz und Quer.
Zwerg 3.
Wie fand das liebe Tauſendſchön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?
Zwerg 4.
Iſt alles ſo gar lieb und fein,
So roſenroth, ſchneeweiß und rein!
Zwergenälteſter.
Bis ſie erwacht, bleibt mäuschenſacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein ſtehn,
Laßt leis das Zünglein ummegehn!
Zwerg 4.
Schau, ſchau! Die Wimper regte ſich.
Zwerg 5.
Das Mündlein roth bewegte ſich.
Zwerg 6.
Das blonde Köpfchen reckt ſich auf,
Zwei blaue Aeuglein ſchlägt ſie auf!
Zwerg 7.
Sie ſchaut ſich um ein ſtummes Weilchen!
Zwergenälteſter.
Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!

Erſchreckt ſie nicht, geht fein bei Seit!
Sie ſah wohl Zwerglein nicht bis heut.
(Die Zwerge treten bis auf den Aelteſten an beiden Seiten zurück.)

Schneewittchen
(erſcheint ſcheu an der Thür.)

Zwergenälteſter.
Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du ſollſt uns fein willkommen ſein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen!
Doch ſprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen.
Schneeweißchen!
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater iſt König über dies Land.

Zwergenälteſter.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo ließeſt du die Pagen dein,
Wo ließeſt du die Wagen und Roſſe,
Wie kamſt du von des Königs Schloſſe?

Schneewittchen.
Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein ſchläft in Grabes Schooß;
Der König freite die zweite Frau,
Die ſchlug mich oft und ſchalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,

Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich bat ihn ſo lange, ſo lang auf den Knien —
Da ſchoß er den Eber, und ließ mich fliehn.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandeſt du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die ſieben Berge?
Wie kamſt du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sah'n mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein ſich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, ſo bin ich hier.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Aeugelein,
Laß ſpringen dein Herzlein wohlgemuth;
Sollſt bleiben hier in unſrer Hut,
Im grünen Reich der ſieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenälteſter.

Kannſt die Wirthſchaft uns verſehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unſern Haushalt kannſt du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was ſoll ich immer beſchicken?

Zwergenälteſter.

Morgens im Dämmerſchein
Fegſt du das Kämmerlein,
Bohneſt die Stühlchen,
Lockerſt die Pfühlchen,
Schüttelſt zurechte die Schlafeſtättchen!

Zwerg 2.

Und für dich ſelber das weichſte Bettchen!

Zwergenälteſter.

Gehn wir zu Walde, hütſt du das Stübchen,
Deckeſt das Tiſchchen, kocheſt die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das Schönſte für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerriſſen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften wir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenälteſter.

Beſſerſt das Röcklein,
Hefteſt das Glöcklein,
Setzeſt auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Biſt du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die ſüßen Rehe!
Wenn ich ſie Morgens durchs Fenſterlein
Draußen im goldenen Sonnenſchein
Springen und ſpielen und nahen ſehe?

Zwergenälteſter.

Rehlein ſtehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Latz,
Und der Staar, der poſſierliche Matz,

Und vor den andern Vögeln allen
Die ſüßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn ſie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Aeuglein;
Wenn ſie dann mählich näher ſchlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenälteſter.

Vöglein ſtehn in hohen Gnaden,
Sind gar luſt'ge Kameraden;
Darfſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmliſche Schein!
Wenn ſie Morgens ins Fenſterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter!
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond ſteigt über die ſchwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit ſich alle die tauſend Stern';
Mond und Sonne und Sternlein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirthſchaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle ſeit langen Zeiten.

Zwergenälteſter.

Rehlein laß um dich ſpielen und ſpringen,

Vöglein flattern und ſchmettern und ſingen,
Laß Mond- und Sonnenlicht herein;
Nur vor den Menſchen hüte dich fein!

(Zu den Andern.)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schooß,
Und richtet fein in unſerm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen!

Die ſieben Zwerge.

(gehen ſingend ab)

Da ging die Katz die tripp die trapp,
Da ſchlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Füchſin, ſind Sie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!

Schneewittchen.

(allein)

Morgens im Dämmerſchein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lockre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerſtättchen,
Nähe das Röcklein,

Hefte das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Thierelein
Flattern durchs Fenſterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenſchein,
Sternlein die hellen
Sind alle meine Spielgeſellen!

Druck von Guſtav Schade in Berlin,
Oranienburgerſtr. 27.

Immenſee.

Immenſee

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1852.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Der Alte.

An einem Spätherbſtnachmittage ging ein alter wohlgekleideter Mann langſam die Straße hinab. Er ſchien von einem Spaziergange nach Hauſe zurückzukehren; denn ſeine Schnallenſchuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren beſtäubt. Den langen Rohrſtock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit ſeinen dunkeln Augen, in welche ſich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben ſchien, und welche eigenthümlich von den ſchneeweißen Haaren abſtachen, ſah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendſonnendufte vor ihm lag. — Er ſchien faſt ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur wenige, obgleich Mancher unwillkürlich in dieſe ernſten Augen zu ſehen gezwungen wurde. Endlich ſtand er vor einem hohen

Giebelhauſe ſtill, ſah noch einmal in die Stadt hinaus, und trat dann in die Hausdiele. Bei dem Schall der Thürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenſter, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeſchoben und das Geſicht einer alten Frau dahinter ſichtbar. Der Mann winkte ihr mit ſeinem Rohrſtock. Noch kein Licht! ſagte er in einem etwas ſüdlichen Accent; und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, durch einen Peſel, wo große Eichſchränke mit Porzellanvaſen an den Wänden ſtanden; durch die gegenüberſtehende Thür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den obern Zimmern des Hinterhauſes führte. Er ſtieg ſie langſam hinauf, ſchloß oben eine Thür auf, und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und ſtill; die eine Wand war faſt mit Repoſitorien und Bücherſchränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menſchen und Gegenden; vor einem Tiſch mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeſchlagene Bücher umherlagen, ſtand ein ſchwerfälliger Lehnſtuhl mit rothem Sammetkiſſen. — Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke geſtellt hatte, ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl und ſchien mit gefalteten Händen von ſeinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er ſo ſaß, wurde es allmählig dunkler; endlich fiel ein Mondſtrahl durch die Fenſterſcheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langſam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in ſchlichtem ſchwarzem Rahmen. Eliſabeth! ſagte der Alte leiſe; und wie er das Wort geſprochen, war die Zeit verwandelt; er war in ſeiner Jugend.

Die Kinder.

Bald trat die anmuthige Geſtalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Eliſabeth und mochte fünf Jahre zählen; er ſelbſt war doppelt ſo alt. Um den Hals trug ſie ein rothſeidenes Tüchelchen; das ließ ihr hübſch zu den braunen Augen.

Reinhardt! rief ſie, wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.

Reinhardt ſtellte die Rechentafel, die er ſchon unterm Arm hatte, flink hinter die Hausthür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten, und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wieſe. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten. Reinhardt hatte hier mit Eliſabeths Hülfe ein Haus aus Raſenſtücken aufgeführt; darin wollten ſie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nöthigen Bretter lagen ſchon bereit. Während deſſen ging Eliſabeth an dem Wall entlang und ſammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte ſie ſich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhardt endlich trotz manches krumm geſchlagenen Nagels ſeine Bank dennoch zu Stande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging ſie ſchon weit davon am andern Ende der Wieſe.

Eliſabeth! rief er, Eliſabeth! und da kam ſie, und ihre Locken flogen. Komm, ſagte er, nun iſt unſer Haus fertig. Du biſt ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank ſetzen. Ich erzähl' dir etwas.

Dann gingen ſie beide hinein, und ſetzten ſich auf die neue Bank. Eliſabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog ſie auf lange Bindfäden; Reinhardt fing an zu erzählen: Es waren einmal drei Spinnfrauen — —

Ach, ſagte Eliſabeth, das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer daſſelbe erzählen.

Da mußte Reinhardt die Geſchichte von den drei Spinnfrauen ſtecken laſſen, und ſtatt deſſen erzählte er die Geſchichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war. Nun war es Nacht; ſagte er, weißt du? ganz finſtere, und die Löwen ſchliefen. Mitunter aber gähnten ſie im Schlaf und reckten die rothen Zungen aus; dann ſchauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufſah, ſtand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felſen hinein.

Eliſabeth hatte aufmerkſam zugehört. Ein Engel? ſagte ſie: Hatte er denn Flügel?

Es iſt nur ſo eine Geſchichte; antwortete Reinhardt; es giebt ja gar keine Engel.

O pfui, Reinhardt! ſagte ſie und ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Als er ſie aber finſter anblickte, fragte ſie ihn zweifelnd: Warum ſagen ſie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?

Das weiß ich nicht; antwortete er.

Aber du, ſagte Eliſabeth, giebt es denn auch keine Löwen?

Löwen? Ob es Löwen giebt! In Indien; da ſpannen die Götzenprieſter ſie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüſte. Wenn ich groß bin, will ich einmal ſelber hin. Da iſt es viel tauſendmal ſchöner als hier bei uns; da giebt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willſt du?

Ja, ſagte Eliſabeth; aber Mutter muß dann auch mit, und deine Mutter auch.

Nein, ſagte Reinhardt; die ſind dann zu alt, die können nicht mit.

Ich darf aber nicht allein.

Du ſollſt ſchon dürfen; du wirſt dann wirklich meine Frau, und dann haben die Andern dir nichts zu befehlen.

Aber meine Mutter wird weinen.

Wir kommen ja wieder, ſagte Reinhardt heftig; ſag es nur gerade heraus, willſt du mit mir reiſen? Sonſt geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.

Der Kleinen kam das Weinen nahe. Mach nur nicht ſo böſe Augen, ſagte ſie; ich will ja mit nach Indien.

Reinhardt faßte ſie mit ausgelaſſener Freude bei beiden Händen, und zog ſie hinaus auf die Wieſe. Nach Indien, nach Indien! ſang er und ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, daß ihr das rothe Tüchelchen vom Halſe flog. Dann aber ließ er ſie plötzlich los und ſagte ernſt: Es wird doch nichts daraus werden; du haſt keine Courage.

— — Eliſabeth! Reinhardt! rief es jetzt von der Gartenpforte. Hier! Hier! antworteten die Kinder, und ſprangen Hand in Hand nach Hauſe.

Im Walde.

So lebten die Kinder zuſammen; ſie war ihm oft zu ſtill, er war ihr oft zu heftig, aber ſie ließen deshalb nicht von einander; faſt alle Freiſtunden theilten ſie, Winters in den beſchränkten Zimmern ihrer Mütter; Sommers in Buſch und Feld. — Als Eliſabeth einmal in Reinhardts Gegenwart von dem Schullehrer geſcholten wurde, ſtieß er ſeine Tafel zornig auf den Tiſch, um den Eifer des Mannes auf ſich zu lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhardt verlor alle Aufmerkſamkeit an den geographiſchen Vorträgen; ſtatt deſſen verfaßte er ein langes Gedicht; darin verglich er ſich ſelbſt mit einem jungen Adler, den Schulmeiſter mit einer grauen Krähe, Eliſabeth war die weiße Taube; der Adler gelobte, an der grauen Krähe Rache zu nehmen, ſobald ihm die Flügel gewachſen ſein würden. Dem jungen Dichter ſtanden die Thränen in den Augen; er kam ſich ſehr erhaben vor. Als er nach Hauſe gekommen war, wußte er ſich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verſchaffen; auf die erſten Seiten ſchrieb er mit ſorgſamer Hand ſein erſtes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier ſchloß er manche neue Kameradſchaft mit Knaben ſeines Alters; aber ſein Verkehr mit Eliſabeth wurde dadurch nicht geſtört. Von den Märchen, welche er ihr ſonſt erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am beſten gefallen hatten, aufzuſchreiben; dabei wandelte ihn oft die Luſt an, etwas von ſeinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So ſchrieb er ſie genau auf, wie er ſie ſelber gehört hatte. Dann gab er die Blätter an Eliſabeth, die ſie in einem Schubfach ihrer Schatulle ſorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmuthige Befriedigung, wenn er ſie mitunter Abends dieſe Geſchichten in ſeiner Gegenwart aus den von ihm geſchriebenen Heften ihrer Mutter vorleſen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhardt ſollte zu ſeiner weiteren Ausbildung die Stadt verlaſſen. Eliſabeth konnte ſich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhardt geben werde. Es freute ſie, als er ihr eines Tages ſagte, er werde, wie ſonſt, Märchen für ſie aufſchreiben; er wolle ſie ihr mit den Briefen an ſeine Mutter ſchicken; ſie müſſe ihm dann wieder ſchreiben, wie ſie ihr gefallen hätten. Die Abreiſe rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Eliſabeth ein Geheimniß, obgleich ſie die Veranlaſſung zu dem ganzen Buche und zu den meiſten Liedern war, welche nach und nach faſt die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten.

Es war im Juni; Reinhardt ſollte am anderen Tage reiſen. Nun wollte man noch einmal einen feſtlichen Tag zuſammen begehen. Dazu wurde eine

Landpartie nach einer der nahbelegenen Holzungen in größerer Geſellſchaft veranſtaltet. Der ſtundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Proviantkörbe herunter und marſchirte weiter. Ein Tannengehölz mußte zuerſt durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln beſtreut. Nach halbſtündigem Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine friſche Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenſtrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen ſprang über ihren Köpfen von Aſt zu Aſt. — Auf einem Platze, über welchem uralte Buchen mit ihren Kronen zu einem durchſichtigen Laubgewölbe zuſammenwuchſen, machte die Geſellſchaft Halt. Eliſabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf ſich zum Proviantmeiſter auf. Alle um mich herum, ihr jungen Vögel! rief er, und merket genau, was ich euch zu ſagen habe. Zum Frühſtück erhält jetzt ein Jeder von euch zwei trockene Wecken; die Butter iſt zu Hauſe geblieben, die Zukoſt muß ſich ein Jeder ſelber ſuchen. Es ſtehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der ſie zu finden weiß. Wer ungeſchickt iſt, muß ſein Brod trocken eſſen; ſo geht es überall im Leben. Habt ihr meine Rede begriffen?

Ja wohl! riefen die Jungen.

Ja ſeht, ſagte der Alte, ſie iſt aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben ſchon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter dieſen breiten Bäumen, und ſchälen die Kartoffeln, und machen Feuer und rüſten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf iſt, ſollen auch die Eier gekocht werden. Dafür ſeid ihr uns von euren Erdbeeren die Hälfte ſchuldig, damit wir auch einen Nachtiſch ſerviren können. Und nun geht nach Oſt und Weſt und ſeid ehrlich!

Die Jungen machten allerlei ſchelmiſche Geſichter. Halt! rief der alte Herr noch einmal. Das brauche ich euch wohl nicht zu ſagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das ſchreibt euch wohl hinter eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. Und nun habt ihr für dieſen Tag gute Lehren genug; wenn ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, ſo werdet ihr für heute ſchon durchs Leben kommen.

Die Jungen waren derſelben Meinung, und begannen ſich paarweiſe auf die Fahrt zu machen.

Komm, Eliſabeth, ſagte Reinhardt, ich weiß einen Erdbeerenſchlag; du ſollſt kein trocknes Brod eſſen.

Eliſabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhuts zuſammen, und hing ihn über den Arm. So komm, ſagte ſie, der Korb iſt fertig.

Dann gingen ſie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte undurchdringliche Baumſchatten, wo Alles ſtill war, nur unſichtbar über ihnen in den Lüften das Geſchrei der Falken; dann wieder durch dichtes Geſtrüpp, ſo dicht, daß Reinhardt vorangehen mußte, um einen Pfad zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke bei Seite zu biegen. Bald aber hörte er hinter ſich Eliſabeth ſeinen Namen rufen. Er wandte ſich um. Reinhardt! rief ſie, warte doch, Reinhardt! — Er konnte ſie nicht gewahr werden; endlich ſah er ſie in einiger Entfernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen ſchwamm nur kaum über den Spitzen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück, und führte ſie durch das Wirrniß der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwiſchen den einſamen Waldblumen flatterten. Reinhardt ſtrich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Geſichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufſetzen, und ſie wollte es nicht leiden; aber dann bat er ſie, und dann ließ ſie es doch geſchehen.

Wo bleiben denn aber deine Erdbeeren? fragte ſie endlich, indem ſie ſtehen blieb und einen tiefen Athemzug that.

Hier haben ſie geſtanden, ſagte er; aber die Kröten ſind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen.

Ja, ſagte Eliſabeth, die Blätter ſtehen noch da; aber ſprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter ſuchen.

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenſeits wieder der Wald. Reinhardt hob Eliſabeth auf ſeine Arme und trug ſie hinüber. Nach einer Weile traten ſie aus dem ſchattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. Hier müſſen Erdbeeren ſein, ſagte das Mädchen, es duftet ſo ſüß.

Sie gingen ſuchend durch den ſonnigen Raum; aber ſie fanden keine. Nein, ſagte Reinhardt, es iſt nur der Duft des Haidekrauts.

Himbeerbüſche und Hülſendorn ſtanden überall durch einander, ein ſtarker Geruch von Haidekräutern, welche abwechſelnd mit kurzem Graſe die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. Hier iſt es einſam, ſagte Eliſabeth; wo mögen die Andern ſein?

An den Rückweg hatte Reinhardt nicht gedacht. Warte nur; woher kommt der Wind? ſagte er, und hob ſeine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

Still, ſagte Eliſabeth, mich dünkt, ich hörte ſie ſprechen. Rufe einmal dahinunter.

Reinhardt rief durch die hohle Hand: Kommt hierher! — Hierher! rief es zurück.

Sie antworten! ſagte Eliſabeth und klatſchte in die Hände.

Nein, es war nichts, es war nur der Wiederhall.

Eliſabeth faßte Reinhardts Hand. Mir graut! ſagte ſie.

Nein, ſagte Reinhardt, das muß es nicht. Hier iſt es prächtig. Setz dich dort in den Schatten zwiſchen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die Andern ſchon.

Eliſabeth ſetzte ſich unter eine überhängende Buche und lauſchte aufmerkſam nach allen Seiten; Reinhardt ſaß einige Schritte davon auf einem Baumſtumpf und ſah ſchweigend nach ihr hinüber. Die Sonne ſtand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine goldglänzende, ſtahlblaue Fliegen ſtanden flügelſchwingend in der Luft; rings um ſie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreiſchen der andern Waldvögel.

Horch, ſagte Eliſabeth, es läutet.

Wo? fragte Reinhardt.

Hinter uns. Hörſt du? Es iſt Mittag.

Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieſer Richtung gerade durchgehen, ſo müſſen wir die Andern treffen.

So traten ſie ihren Rückweg an; das Erdbeerenſuchen hatten ſie aufgegeben, denn Eliſabeth war müde geworden. Endlich klang zwiſchen den Bäumen hindurch das Lachen der Geſellſchaft; dann ſahen ſie auch ein weißes Tuch am Boden ſchimmern, das war die Tafel, und darauf ſtanden Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortſetzung ſeiner moraliſchen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranchirte.

Da ſind die Nachzügler! riefen die Jungen, als ſie Reinhardt und Eliſabeth durch die Bäume kommen ſahen.

Hierher! rief der alte Herr, Tücher ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was ihr gefunden habt.

Hunger und Durſt! ſagte Reinhardt.

Wenn das Alles iſt, erwiderte der Alte, und hob ihnen die volle Schüſſel entgegen, ſo müßt ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger gefüttert.

Endlich ließ er ſich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu ſchlug die Droſſel aus den Wachholderbüſchen.

So ging der Tag hin. — Reinhardt hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, ſo war es doch auch im Walde gewachſen. Als er nach Hauſe gekommen war, ſchrieb er in ſeinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind,
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſteht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenſchein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

So war ſie nicht allein ſein Schützling; ſie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare ſeines aufgehenden Lebens.

Da ſtand das Kind am Wege.

Weihnachtabend kam heran. — Es war noch Nachmittags, als Reinhardt mit andern Studenten im Rathskeller am alten Eichentiſch zuſammen ſaß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es ſchon; aber die Gäſte waren ſparſam verſammelt, die Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes ſaßen ein Geigenſpieler und ein Zithermädchen mit ſeinen zigeunerhaften Zügen; ſie hatten ihre Inſtrumente auf dem Schooß liegen und ſchienen theilnahmlos vor ſich hin zu ſehen.

Am Studententiſche knallte ein Champagnerpfropfen. Trinke, mein böhmiſch Liebchen! rief ein junger Mann von junkerhaftem Aeußern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

Ich mag nicht, ſagte ſie, ohne ihre Stellung zu verändern.

So ſinge! rief der Junker, und warf ihr eine Silbermünze in den Schooß. Das Mädchen ſtrich ſich langſam mit den Fingern durch ihr ſchwarzes Haar, während der Geigenſpieler ihr ins Ohr flüſterte; aber ſie warf den Kopf zurück, und ſtützte das Kinn auf ihre Zitter. Für den ſpiel' ich nicht, ſagte ſie.

Reinhardt ſprang mit dem Glaſe in der Hand auf, und ſtellte ſich vor ſie. Was willſt du? fragte ſie trotzig.

Deine Augen ſehn.

Was gehn dich meine Augen an?

Reinhardt ſah funkelnd auf ſie nieder. Ich weiß wohl, ſie ſind falſch! — Sie legte ihre Wange in die flache Hand, und ſah ihn lauernd an. Reinhardt hob ſein Glas an den Mund. Auf deine ſchönen, ſündhaften Augen! ſagte er, und trank.

Sie lachte, und warf den Kopf herum. Gieb! ſagte ſie; und indem ſie ihre ſchwarzen Augen in die ſeinen heftete, trank ſie langſam den Reſt. Dann griff ſie einen Dreiklang und ſang mit tiefer leidenſchaftlicher Stimme:

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein;
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Während der Geigenſpieler in raſchem Tempo das Nachſpiel einſetzte, geſellte ſich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

Ich wollte dich abholen, Reinhardt; ſagte er. Du warſt ſchon fort; aber das Chriſtkind war bei dir eingekehrt.

Das Chriſtkind? ſagte Reinhardt, das kommt nicht mehr zu mir.

Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Tannenbaum und braunen Kuchen.

Reinhardt ſetzte das Glas aus der Hand und griff nach ſeiner Mütze.

Was willſt du? fragte das Mädchen.

Ich komme ſchon wieder.

Sie runzelte die Stirn. Bleib! rief ſie leiſe, und ſah ihn vertraulich an.

Reinhardt zögerte. Ich kann nicht, ſagte er.

Sie ſtieß ihn lachend mit der Fußſpitze. Geh! ſagte ſie. Du taugſt nichts; ihr taugt alle mit einander nichts. — Und während ſie ſich abwandte, ſtieg Reinhardt langſam die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die friſche Winterluft an ſeiner heißen Stirn. Hie und da fiel der helle Schein eines brennenden Tannenbaums aus den Fenſtern, dann und wann hörte man von drinnen das Geräuſch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwiſchen jubelnde Kinderſtimmen. Schaaren von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus, oder ſtiegen auf die Treppengeländer und ſuchten durch die Fenſter einen Blick in die verſagte Herrlichkeit zu gewinnen. Mitunter wurde auch eine Thür plötzlich aufgeriſſen und ſcheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm ſolcher kleinen Gäſte aus dem hellen Hauſe auf die dunkle Gaſſe hinaus; anderswo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied geſungen; es waren klare Mädchenſtimmen darunter. Reinhardt hörte ſie nicht, er ging raſch an Allem vorüber, aus einer Straße in die andere. Als er an ſeine Wohnung gekommen, war es faſt völlig dunkel geworden; er ſtolperte die Treppe hinauf und trat in ſeine Stube. Ein ſüßer Duft ſchlug ihm entgegen; das heimelte ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsſtube. Mit zitternder Hand zündete er ſein Licht an; da lag ein mächtiges Packet auf dem Tiſch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekannten braunen Feſtkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens in Zucker ausgeſtreut; das konnte Niemand anders als Eliſabeth gethan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner geſtickter Wäſche zum Vorſchein, Tücher und Manſchetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Eliſabeth. Reinhardt öffnete zuerſt den letzteren; Eliſabeth ſchrieb:

Die ſchönen Zuckerbuchſtaben können dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieſelbe Perſon hat die Manſchetten für dich geſtickt.

Bei uns wird es nun Weihnachtabend ſehr ſtill werden; meine Mutter ſtellt immer ſchon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es iſt gar ſo einſam dieſen Winter, wo du nicht hier biſt. Nun iſt auch vorigen Sonntag der Hänfling geſtorben, den du mir geſchenkt hatteſt; ich habe ſehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der ſang ſonſt immer Nachmittags, wenn die Sonne auf ſein Bauer ſchien; du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geſchweigen, wenn er ſo recht aus Kräften ſang. Da iſt es nun noch ſtiller in der Kammer, nur daß dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter beſucht. Du ſagteſt einmal, er ſähe ſeinem braunen Ueberrock ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Thür hereinkommt, und es iſt gar zu komiſch; ſag es aber nicht zur Mutter, ſie wird dann leicht verdrießlich. — Rath', was ich deiner Mutter zu Weihnachten ſchenke! Du räthſt es nicht? Mich ſelber! Der Erich zeichnet mich in ſchwarzer Kreide; ich habe ihm ſchon drei Mal ſitzen müſſen, jedes Mal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Menſch mein Geſicht ſo auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; ſie ſagte, es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber du hältſt nicht Wort, Reinhardt. Du haſt keine Märchen geſchickt. Ich habe dich oft bei deiner Mutter verklagt; ſie ſagt dann immer, du habeſt jetzt mehr zu thun, als ſolche Kindereien. Ich glaub' es aber nicht; es iſt wohl anders.

Nun las Reinhardt auch den Brief ſeiner Mutter, und als er beide Briefe geleſen und langſam wieder zuſammengefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeit lang in ſeinem Zimmer auf und nieder: er ſprach leiſe und dann halbverſtändlich zu ſich ſelbſt:

Er wäre faſt verirret
Und wußte nicht hinaus;
Da ſtand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an ſein Pult, nahm einiges Geld heraus, und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile ſtiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. Der Wind fegte durch die einſamen Straßen; Alte und Junge ſaßen in ihren Häuſern familienweiſe zuſammen; der zweite Abſchnitt des Weihnachtsabends hatte begonnen. —

Als Reinhardt in die Nähe des Rathskellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenſtrich und den Geſang des Zittermädchens; nun klingelte unten die Kellerthür, und eine dunkle Geſtalt ſchwankte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhardt trat in den Häuſerſchatten, und ging dann raſch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Juweliers; und nachdem er hier ein kleines Kreuz von rothen Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demſelben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von ſeiner Wohnung bemerkte er ein kleines, in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Hausthür ſtehen, in vergeblicher Bemühung ſie zu öffnen. Soll ich dir helfen? ſagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die ſchwere Thürklinke fahren. Reinhardt hatte ſchon die Thür geöffnet. Nein, ſagte er, ſie könnten dich hinausjagen; komm mit mir! Ich will dir Weihnachtskuchen geben. Dann machte er die Thüre wieder zu und faßte das kleine Mädchen an der Hand, das ſtillſchweigend mit ihm in ſeine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen laſſen. Hier haſt du Kuchen; ſagte er, und gab ihr die Hälfte ſeines ganzen Schatzes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchſtaben. Nun geh nach Haus und gieb deiner Mutter auch davon. Das Kind ſah mit einem ſcheuen Blick zu ihm hinauf; es ſchien ſolcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhardt machte die Thür auf und leuchtete ihr, und nun flog die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus.

Reinhardt ſchürte das Feuer in ſeinem Ofen an und ſtellte das beſtaubte Dintenfaß auf ſeinen Tiſch; dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb, und ſchrieb die ganze Nacht Briefe an ſeine Mutter, an Eliſabeth. Der Reſt der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manſchetten von Eliſabeth hatte er angeknüpft, was ſich gar wunderlich zu ſeinem weißen Flauſrock ausnahm. So ſaß er noch, als die Winterſonne auf die gefrorenen Fenſterſcheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein blaſſes, ernſtes Antlitz zeigte.

Daheim.

Als es Oſtern geworden war, reiſte Reinhardt in die Heimath. Am Morgen nach ſeiner Ankunft ging er zu Eliſabeth. Wie groß du geworden biſt, ſagte er, als das ſchöne ſchmächtige Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie erröthete, aber ſie erwiderte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die ſeine genommen, ſuchte ſie ihm ſanft zu entziehen. Er ſah ſie zweifelnd an, das hatte ſie früher nicht gethan; nun war es, als trete etwas Fremdes zwiſchen ſie. — Das blieb auch, als er ſchon länger da geweſen, und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn ſie allein zuſammen ſaßen, entſtanden Pauſen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängſtlich zuvorzukommen ſuchte. Um während der Ferienzeit eine beſtimmte Unterhaltung zu haben, fing er an Eliſabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er ſich in den erſten Monaten ſeines Univerſitätslebens angelegentlich beſchäftigt hatte. Eliſabeth, die ihm in Allem zu folgen gewohnt und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Excurſionen ins Feld oder in die Haiden gemacht, und hatten ſie dann Mittags die grüne Botaniſirkapſel voll Kraut und Blumen nach Hauſe gebracht, ſo kam Reinhardt einige Stunden ſpäter wieder, um mit Eliſabeth den gemeinſchaftlichen Fund zu ordnen und zu theilen.

In ſolcher Abſicht trat er eines Nachmittags ins Zimmer, als Eliſabeth am Fenſter ſtand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er ſonſt nicht dort geſehen, mit friſchem Hühnerſchwarm beſteckte. Im Bauer ſaß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln ſchlug und kreiſchend nach Eliſabeths Fingern pickte. Sonſt hatte Reinhardts Vogel an dieſer Stelle gehangen. Hat mein armer Hänfling ſich nach ſeinem Tode in einen Goldfinken verwandelt? fragte er heiter.

Das pflegen die Hänflinge nicht; ſagte die Mutter, welche ſpinnend im Lehnſtuhl ſaß. Ihr Freund Erich hat ihn heut Mittag für Eliſabeth von ſeinem Hofe hereingeſchickt.

Von welchem Hofe?

Das wiſſen Sie nicht?

Was denn?

Daß Erich ſeit einem Monat den zweiten Hof ſeines Vaters am Immenſee angetreten hat?

Aber Sie haben mir kein Wort davon geſagt.

Ei, ſagte die Mutter, Sie haben ſich auch noch mit keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er iſt ein gar lieber, verſtändiger junger Mann.

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu beſorgen; Eliſabeth hatte Reinhardt den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beſchäftigt. Bitte, nur ein kleines Weilchen; ſagte ſie, gleich bin ich fertig. — Da Reinhardt wider ſeine Gewohnheit nicht antwortete, ſo wandte ſie ſich um. In ſeinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den ſie nie darin gewahrt hatte. Was fehlt dir, Reinhardt? fragte ſie, indem ſie nahe zu ihm trat.

Mir? ſagte er gedankenlos und ließ ſeine Augen träumeriſch in den ihren ruhen.

Du ſiehſt ſo traurig aus.

Eliſabeth, ſagte er, ich kann den gelben Vogel nicht leiden.

Sie ſah ihn ſtaunend an; ſie verſtand ihn nicht. Du biſt ſo ſonderbar; ſagte ſie.

Er nahm ihre beiden Hände, die ſie ruhig in den ſeinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

Nach dem Kaffee ſetzte dieſe ſich an ihr Spinnrad;

Reinhardt und Eliſabeth gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüthen ſorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwiſchen die Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war ſonnige Nachmittagsſtille; nur neben an ſchnurrte der Mutter Spinnrad und von Zeit zu Zeit wurde Reinhardts gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen und Klaſſen der Pflanzen nannte oder Eliſabeths ungeſchickte Ausſprache der lateiniſchen Namen corrigirte.

Mir fehlt noch von neulich die Maiblume; ſagte ſie jetzt, als der ganze Fund beſtimmt und geordnet war.

Reinhardt zog einen kleinen weißen Pergamentband aus der Taſche. Hier iſt ein Maiblumenſtengel für dich; ſagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Eliſabeth die beſchriebenen Blätter ſah, fragte ſie: Haſt du wieder Märchen gedichtet?

Es ſind keine Märchen, antwortete er, und reichte ihr das Buch.

Es waren lauter Verſe, die meiſten füllten höchſtens eine Seite. Eliſabeth wandte ein Blatt nach dem andern um; ſie ſchien nur die Ueberſchriften zu leſen. „Als ſie vom Schulmeiſter geſcholten war. Als ſie ſich im Walde verirrt hatten. Mit den Oſtermärchen. Als ſie mir zum erſten Mal geſchrieben hatte“; in der Weiſe lauteten faſt alle. Reinhardt blickte forſchend zu ihr hin, und indem ſie immer weiter blätterte, ſah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Roth hervorbrach und es allmählig ganz überzog. Er wollte ihre Augen ſehen; aber Eliſabeth ſah nicht auf, und legte das Buch am Ende ſchweigend vor ihm hin.

Gieb es mir nicht ſo zurück! ſagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapſel. Ich will dein Lieblingskraut hineinlegen; ſagte ſie, und gab ihm das Buch in ſeine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreiſe. Auf ihre Bitte erhielt Eliſabeth von der Mutter die Erlaubniß, ihren Freund an den Poſtwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung ſeine Station hatte. Als ſie vor die Hausthür traten, gab Reinhardt ihr den Arm; ſo ging er ſchweigend neben dem ſchlanken Mädchen her. Je näher ſie ihrem Ziele kamen, deſto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf ſo lange Abſchied nehme, etwas

Nothwendiges mitzutheilen, etwas, wovon aller Werth und alle Lieblichkeit ſeines künftigen Lebens abhänge, und doch konnte er ſich des erlöſenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängſtigte ihn; er ging immer langſamer.

Du kommſt zu ſpät; ſagte ſie, es hat ſchon zehn geſchlagen auf St. Marien.

Er ging aber darum nicht ſchneller. Endlich ſagte er ſtammelnd: Eliſabeth, du wirſt mich nun in zwei Jahren gar nicht ſehen — — wirſt du mich wohl noch eben ſo lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?

Sie nickte, und ſah ihm freundlich ins Geſicht. — Ich habe dich auch vertheidigt; ſagte ſie nach einer Pauſe.

Mich? Gegen wen hatteſt du das nöthig?

Gegen meine Mutter. Wir ſprachen geſtern Abend, als du weggegangen warſt, noch lange über dich. Sie meinte, du ſeiſt nicht mehr ſo gut, wie du geweſen.

Reinhardt ſchwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die ſeine, und indem er ihr ernſt in ihre Kinderaugen blickte, ſagte er: Ich bin noch eben ſo gut, wie ich geweſen bin; glaube du das nur feſt! Glaubſt du es, Eliſabeth?

Ja, ſagte ſie. Er ließ ihre Hand los und ging raſch mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abſchied kam, deſto freudiger ward ſein Geſicht; er ging ihr faſt zu ſchnell.

Was haſt du, Reinhardt? fragte ſie.

Ich habe ein Geheimniß, ein ſchönes! ſagte er, und ſah ſie mit leuchtenden Augen an. Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann ſollſt du es erfahren.

Mittlerweile hatten ſie den Poſtwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhardt ihre Hand. Leb' wohl! ſagte er, leb' wohl, Eliſabeth. Vergiß es nicht.

Sie ſchüttelte mit dem Kopf. Leb' wohl! ſagte ſie. Reinhardt ſtieg hinein, und die Pferde zogen an. Als der Wagen um die Straßenecke rollte, ſah er noch einmal ihre liebe Geſtalt, wie ſie langſam den Weg zurückging.

Ein Brief.

Faſt zwei Jahre nachher ſaß Reinhardt vor ſeiner Lampe zwiſchen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes, mit welchem er gemeinſchaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. Herein! —

Es war die Wirthin. Ein Brief für Sie, Herr Werner! Dann entfernte ſie ſich wieder.

Reinhardt hatte ſeit ſeinem Beſuche in der Heimath nicht an Eliſabeth geſchrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieſer war nicht von ihr; es war die Hand ſeiner Mutter. Reinhardt brach und las, und bald las er Folgendes:

In deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch faſt jedes Jahr ſein eigenes Geſicht; denn die Jugend läßt ſich nicht ärmer machen. Hier iſt auch Manches anders geworden, was dir wohl erſtan weh thun wird, wenn ich dich ſonſt recht verſtanden habe. Erich hat ſich geſtern endlich das Jawort von Eliſabeth geholt, nachdem er in dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte. Sie hat ſich immer nicht dazu entſchließen können; nun hat ſie es endlich doch gethan; ſie iſt auch noch gar ſo jung. Die Hochzeit ſoll bald ſein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen. “

Immenſee.

Wiederum waren Jahre vorüber. — Auf einem abwärts führenden ſchattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit ſeinen ernſten grauen Augen ſah er geſpannt in die Ferne, als erwarte er endlich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langſam von unten herauf. Holla! guter Freund, rief der Wanderer dem nebengehenden Bauer zu, geht's hier recht nach Immenſee?

Immer gerad' aus; antwortete der Mann, und rückte an ſeinem Rundhute.

Hat's denn noch weit bis dahin?

Der Herr iſt dicht davor. Keine halbe Pfeif' Toback, ſo haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran.

Der Bauer fuhr vorüber; der Andere ging eiliger unter den Bäumen entlang. Nach einer Viertelſtunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Ueber ſie hinweg öffnete ſich eine weite, ſonnige Landſchaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, faſt ringsum von grünen, ſonnbeſchienenen Wäldern umgeben, nur an einer Stelle traten ſie auseinander und gewährten eine tiefe Fernſicht, bis auch dieſe durch blaue Berge geſchloſſen wurde. Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obſtbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob ſich das Herrenhaus, weiß mit rothen Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornſtein auf und kreiſte langſam über dem Waſſer. — Immenſee! rief der Wanderer. Es war faſt, als hätte er jetzt das Ziel ſeiner Reiſe erreicht; denn er ſtand unbeweglich, und ſah über die Gipfel der Bäume zu ſeinen Füßen hinüber ans andre Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauſes leiſe ſchaukelnd auf dem Waſſer ſchwamm. Dann ſetzte er plötzlich ſeinen Weg fort.

Es ging jetzt faſt ſteil den Berg hinab, ſo daß die unterſtehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Ausſicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwiſchen den Lücken der Zweige hindurchblitzte. Bald ging es wieder ſanft empor, und nun verſchwand rechts und links die Holzung; ſtatt deſſen ſtreckten ſich dichtbelaubte Weinhügel am Wege entlang; zu beiden Seiten deſſelben ſtanden blühende Obſtbäume voll ſummender, wühlender Bienen. Ein ſtattlicher Mann in braunem Ueberrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn faſt erreicht hatte, ſchwenkte er ſeine Mütze und rief mit heller Stimme: Willkommen, willkommen, Bruder Reinhardt! Willkommen auf Gut Immenſee!

Gott grüß dich, Erich, und Dank für dein Willkommen! rief ihm der Andre entgegen.

Dann waren ſie zu einander gekommen und reichten ſich die Hände. Biſt du es denn aber auch? ſagte Erich, als er ſo nahe in das ernſte Geſicht ſeines alten Schulkameraden ſah.

Freilich bin ich's, Erich, und du biſt es auch; nur ſiehſt du noch faſt heiterer aus, als du ſchon ſonſt immer gethan haſt.

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei dieſen Worten noch um Vieles heiterer. Ja, Bruder Reinhardt, ſagte er, dieſem noch einmal ſeine Hand reichend, ich habe aber auch ſeitdem das große Loos gezogen; du weißt es ja. Dann rieb er ſich die Hände und rief vergnügt: Das wird eine Ueberraſchung! Den erwartet ſie nicht, in alle Ewigkeiten nicht!

Eine Ueberraſchung? fragte Reinhardt. Für wen denn?

Für Eliſabeth.

Eliſabeth! Du haſt ihr nicht von meinem Beſuch geſagt?

Kein Wort, Bruder Reinhardt; ſie denkt nicht an dich, die Mutter auch nicht. Ich hab' dich ganz im Geheim verſchrieben, damit die Freude deſto größer ſei. Du weißt, ich hatte immer ſo meine ſtillen Plänchen.

Reinhardt wurde nachdenklich; der Athem ſchien ihm ſchwer zu werden, je näher ſie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläuftigen Küchengarten Platz, der ſich bis faſt an das Ufer des Sees hinabzog. Der Storch hatte ſich mittlerweile niedergelaſſen, und ſpazierte gravitätiſch zwiſchen den Gemüſebeeten umher. Holla! rief Erich in die Hände klatſchend, ſtiehlt mir der hochbeinichte Aegypter ſchon wieder meine kurzen Erbſenſtangen! Der Vogel erhob ſich langſam, und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Küchengartens lag und deſſen Mauern mit aufgebundenen Pfirſich- und Aprikoſenbäumen überzweigt waren. Das iſt die Spritfabrik, ſagte Erich; ich habe ſie erſt vor zwei Jahren angelegt. Die Wirthſchaftsgebäude hat mein Vater ſelig neu aufſetzen laſſen; das Wohnhaus iſt ſchon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein Bischen weiter.

Sie waren bei dieſen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirthſchaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begränzt wurde, an deſſen beide Flügel ſich eine hohe Gartenmauer anſchloß; hinter dieſer ſah man die Züge dunkler Taxuswände, und hin und wieder ließen Syringenbäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunterhängen. Männer mit ſonnen- und arbeitsheißen Geſichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten ſie das Haus erreicht. Eine hohe, kühle Hausflur nahm ſie auf, an deren Ende ſie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine Thür, und ſie traten in einen geräumigen Gartenſaal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüber liegenden Fenſter bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwiſchen dieſen aber ließen zwei hohe, weit geöffnete Flügelthüren den vollen Glanz der Frühlingsſonne hereinfallen, und gewährten die Ausſicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen ſteilen Laubwänden, getheilt durch einen geraden breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinausſah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluſt ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terraſſe vor der Gartenthür ſaß eine weiße, mädchenhafte Frauengeſtalt. Sie ſtand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb ſie wie eingewurzelt ſtehen, und ſtarrte den Fremden unbeweglich an. Er ſtreckte ihr lächelnd die Hand entgegen. Reinhardt! rief ſie, Reinhardt! Mein Gott, du biſt es! — Wir haben uns lange nicht geſehen.

Lange nicht, ſagte er, und konnte nichts weiter ſagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, ſtand ſie vor ihm, dieſelbe leichte zärtliche Geſtalt, der er vor Jahren in ſeiner Vaterſtadt Lebewohl geſagt hatte.

Erich war mit freudeſtrahlendem Antlitz an der Thür zurückgeblieben. Nun Eliſabeth? ſagte er, Gelt! den hätteſt du nicht erwartet, den in alle Ewigkeit nicht!

Eliſabeth ſah ihn mit ſchweſterlichen Augen an. Du biſt ſo gut, Erich! ſagte ſie.

Er nahm ihre ſchmale Hand liebkoſend in die ſeinen. Und nun wir ihn haben, ſagte er, nun laſſen wir ihn ſobald nicht wieder los. Er iſt ſo lange draußen geweſen; wir wollen ihn wieder heimiſch machen. Schau nur, wie fremd und vornehm er ausſehen worden iſt.

Ein ſcheuer Blick Eliſabeths ſtreifte Reinhardts Antlitz. Es iſt nur die Zeit, die wir nicht beiſammen waren; ſagte er.

In dieſem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüſſelkörbchen am Arm, zur Thüre herein. Herr Werner! ſagte ſie, als ſie Reinhardt erblickte; ei, ein eben ſo lieber, als unerwarteter Gaſt. — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. Die Frauen ſetzten ſich zu ihrer Arbeit, und während Reinhardt die für ihn bereiteten Erfriſchungen genoß, hatte Erich ſeinen ſoliden Meerſchaumkopf angebrannt, und ſaß dampfend und discourirend an ſeiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhardt mit ihm hinaus; auf die Aecker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spritfabrik. Es war Alles wohl beſtellt; die Leute, welche auf dem Felde und bei den Keſſeln arbeiteten, hatten alle ein geſundes und zufriedenes Ausſehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartenſaal zuſammen, und der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirthe, mehr oder minder gemeinſchaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendeſſen, wie die erſten des Vormittags, blieb Reinhardt arbeitend auf ſeinem Zimmer. Er hatte ſeit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder geſammelt, und ging nun daran ſeinen Schatz zu ordnen und wo möglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Eliſabeth war zu allen Zeiten ſanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerkſamkeit nahm ſie mit einer faſt demüthigen Dankbarkeit auf, und Reinhardt dachte mitunter, das heitere Kind von ehedem habe wohl eine weniger ſtille Frau verſprochen.

Seit dem zweiten Tage ſeines Hierſeins pflegte er Abends einen Spaziergang an dem Ufer des Sees zu machen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende deſſelben, auf einer vorſpringenden Baſtei, ſtand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte ſie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um dieſe Zeit am meiſten benutzt wurde. — Von einem Spaziergange auf dieſem Wege kehrte Reinhardt eines Abends zurück, als er vom Regen überraſcht wurde. Er ſuchte Schutz unter einer am Waſſer ſtehenden Linde; aber die ſchweren Tropfen ſchlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er ſich darein und ſetzte langſam ſeinen Rückweg fort. Es war faſt dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er ſich der Abendbank näherte, glaubte er zwiſchen den ſchimmernden Birkenſtämmen eine weiße Frauengeſtalt zu unterſcheiden. Sie ſtand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn ſie jemanden erwarte. Er glaubte, es ſei Eliſabeth. Als er aber raſcher zuſchritt, um ſie zu erreichen und dann mit ihr zuſammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren, wandte ſie ſich langſam ab und verſchwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen; er war aber faſt zornig auf Eliſabeth, und dennoch zweifelte er, ob ſie es geweſen ſei; aber er ſcheute ſich ſie danach zu fragen; ja, er ging bei ſeiner Rückkehr nicht in den Gartenſaal, nur um Eliſabeth nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu ſehen.

Meine Mutter hat's gewollt.

Einige Tage nachher, es ging ſchon gegen Abend, ſaß die Familie, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, im Gartenſaal zuſammen. Die Thüren ſtanden offen; die Sonne war ſchon hinter den Wäldern jenſeit des Sees.

Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geſchickt bekommen hatte. Er ging auf ſein Zimmer, und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen ſauber geſchriebenen Blättern zu beſtehen ſchien.

Man ſetzte ſich an den Tiſch, Eliſabeth an Reinhardts Seite. Wir leſen auf gut Glück, ſagte er, ich habe ſie ſelber noch nicht durchgeſehen.

Eliſabeth rollte das Manuſcript auf. Hier ſind Noten; ſagte ſie, das mußt du ſingen, Reinhardt.

Und dieſer las nun zuerſt einige Tyroler Schnaderhüpferl, indem er beim Leſen je zuweilen die luſtige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte ſich der kleinen Geſellſchaft. Wer hat doch aber die ſchönen Lieder gemacht? fragte Eliſabeth.

Ei, ſagte Erich, das hört man den Dingern ſchon an; Schneidergeſellen und Friſeure, und derlei luſtiges Geſindel.

Reinhardt ſagte: Sie werden gar nicht gemacht; ſie wachſen, ſie fallen aus der Luft, ſie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tauſend Stellen zugleich geſungen. Unſer eigenſtes Thun und Leiden finden wir in dieſen Liedern; es iſt, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.

Er nahm ein anderes Blatt: Ich ſtand auf hohen Bergen....

Das kenne ich! rief Eliſabeth. Stimme nur an, Reinhardt; ich will dir helfen. Und nun ſangen ſie jene Melodie, die ſo räthſelhaft iſt, daß man nicht glauben kann, ſie ſei von Menſchen erdacht worden;

Eliſabeth mit ihrer etwas verdeckten Altſtimme dem Tenor ſecondirend.

Die Mutter ſaß inzwiſchen emſig an ihrer Näherei, Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhardt das Blatt ſchweigend bei Seite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendſtille das Geläute der Heerdenglocken; ſie horchten unwillkürlich; da hörten ſie eine klare Knabenſtimme ſingen:

Ich ſtand auf hohen Bergen,
Und ſah ins tiefe Thal....

Reinhardt lächelte: Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.

Es wird oft in dieſer Gegend geſungen; ſagte Eliſabeth.

Ja, ſagte Erich, es iſt der Hirtenkaspar; er treibt die Starken heim.

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden war. Das ſind Urtöne; ſagte Reinhardt, ſie ſchlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer ſie gefunden hat.

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war ſchon dunkler geworden; ein rother Abendſchein lag wie Schaum auf den Wäldern jenſeit des Sees. Reinhardt rollte das Blatt auf, Eliſabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf, und ſah mit hinein. Dann las Reinhardt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen ſollt';
Was ich zuvor beſeſſen,
Mein Herz ſollt' es vergeſſen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was ſonſt in Ehren ſtünde,
Nun iſt es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid!

Während des Leſens hatte Reinhardt ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, ſchob Eliſabeth leiſe ihren Stuhl zurück, und ging ſchweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter ſagte: Eliſabeth hat draußen zu thun. So unterblieb es.

Draußen aber legte ſich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtſchmetterlinge ſchoſſen ſurrend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Geſträuche immer ſtärker hereindrang; vom Waſſer herauf kam das Geſchrei der Fröſche, unter den Fenſtern ſchlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond ſah über die Bäume. Reinhardt blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Eliſabeths feine Geſtalt zwiſchen den Laubgängen verſchwunden war; dann rollte er ſein Manuſcript zuſammen, grüßte die Anweſenden, und ging durchs Haus an das Waſſer hinab.

Die Wälder ſtanden ſchweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte deſſelben in ſchwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter ſchauerte ein leiſes Säuſeln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht. Reinhardt ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Waſſerlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Luſt an, ſie in der Nähe zu ſehen; er warf ſeine Kleider ab, und ſtieg ins Waſſer. Es war flach, ſcharfe Pflanzen und Steine ſchnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nöthige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Waſſer quirlten über ihm zuſammen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und ſchwamm im Kreiſe umher, bis er ſich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald ſah er auch die Lilie wieder; ſie lag einſam zwiſchen den großen blanken Blättern. — Er ſchwamm langſam hinaus, und hob mitunter die Arme aus dem Waſſer, daß die herabrieſelnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwiſchen ihm und der Blume dieſelbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er ſich umblickte, in immer ungewiſſerem Dufte hinter ihm. Er gab indeß ſein Unternehmen nicht auf, ſondern ſchwamm rüſtig in derſelben Richtung fort. Endlich war er der Blume ſo nahe gekommen, daß er die ſilbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterſcheiden konnte; zugleich aber fühlte er ſich in einem Netze verſtrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten ſich an ſeine nackten Glieder. Das unbekannte Waſſer lag ſo ſchwarz um ihn her, hinter ſich hörte er das Springen eines Fiſches; es wurde ihm plötzlich ſo unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Geſtrick der Pflanzen zerriß, und in athemloſer Haſt dem Lande zuſchwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einſam über der dunkeln Tiefe. — Er kleidete ſich an, und ging langſam nach Hauſe zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geſchäftsreiſe, welche am andern Tage vor ſich gehen ſollte.

Wo ſind denn Sie ſo ſpät in der Nacht geweſen? rief ihm die Mutter entgegen.

Ich? erwiederte er, ich wollte die Waſſerlilie beſuchen; es iſt aber nichts daraus geworden.

Das verſteht wieder einmal kein Menſch! ſagte Erich. Was Tauſend hatteſt du denn mit der Waſſerlilie zu thun?

Ich habe ſie früher einmal gekannt, ſagte Reinhardt; es iſt aber ſchon lange her.

Eliſabeth.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Eliſabeth jenſeit des Sees bald durch die Hölzung, bald auf dem hohen vorſpringenden Uferrande.

Eliſabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während ſeiner und der Mutter Abweſenheit Reinhardt mit den ſchönſten Ausſichten der nächſten Umgegend, namentlich von der andern Uferſeite auf den Hof ſelber, bekannt zu machen. Nun gingen ſie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Eliſabeth müde, und ſetzte ſich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhardt ſtand ihr gegenüber an einen Baumſtamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Kuckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies Alles ſei ſchon einmal eben ſo geweſen. Er ſah ſie ſeltſam lächelnd an. Wollen wir Erdbeeren ſuchen? fragte er.

Es iſt keine Erdbeerenzeit, ſagte ſie.

Sie wird aber bald kommen.

Eliſabeth ſchüttelte ſchweigend den Kopf; dann ſtand ſie auf, und beide ſetzten ihre Wanderung fort; und wie ſie ſo an ſeiner Seite ging, wandte ſein Blick ſich immer wieder nach ihr hin; denn ſie ging ſchön, als wenn ſie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie ganz und voll ins Auge faſſen zu können. So kamen ſie an einen freien, haidebewachſenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Ausſicht. Reinhardt bückte ſich und pflückte etwas von den am Boden wachſenden Kräutern. Als er wieder aufſah, trug ſein Geſicht den Ausdruck leidenſchaftlichen Schmerzes. Kennſt du dieſe Blume? fragte er.

Sie ſah ihn fragend an. Es iſt eine Erica. Ich habe ſie oft im Walde gepflückt.

Ich habe zu Hauſe ein altes Buch, ſagte er; ich pflegte ſonſt allerlei Lieder und Reime hineinzuſchreiben; es iſt aber lange nicht mehr geſchehen. Zwiſchen den Blättern liegt auch eine Erica; aber es iſt nur eine verwelkte. Weißt du, wer ſie mir gegeben hat?

Sie nickte ſtumm; aber ſie ſchlug die Augen nieder und ſah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So ſtanden ſie lange. Als ſie die Augen gegen ihn aufſchlug, ſah er, daß ſie voll Thränen waren.

Eliſabeth, ſagte er, — hinter jenen blauen Bergen liegt unſere Jugend. Wo iſt ſie geblieben?

Sie ſprachen nichts mehr; ſie gingen ſtumm neben einander zum See hinab. Die Luft war ſchwül, im Weſten ſtieg ſchwarzes Gewölk auf. Es wird Gewitter, ſagte Eliſabeth, indem ſie ihren Schritt beeilte. Reinhardt nickte ſchweigend und beide gingen raſch am Ufer entlang, bis ſie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Ueberfahrt ließ Eliſabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; ſie aber ſah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt ſein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und dieſe blaſſe Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verſchwiegen hatte. Er ſah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der ſich ſo gern ſchöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Eliſabeth ſein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ ſie ſie langſam über Bord ins Waſſer gleiten.

Auf dem Hofe angekommen trafen ſie einen Scheerenſchleiferkarren vor dem Herrenhauſe; ein Mann mit ſchwarzen, niederhängenden Locken trat emſig das Rad und ſummte eine Zigeunermelodie zwiſchen den Zähnen, während ein eingeſchirrter Hund ſchnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur ſtand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verſtörten ſchönen Zügen und ſtreckte bettelnd die Hand gegen Eliſabeth aus. Reinhardt griff in ſeine Taſche; aber Eliſabeth kam ihm zuvor und ſchüttete haſtig den ganzen Inhalt ihrer Börſe in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte ſie ſich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie ſie ſchluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte ſie aufhalten, aber er beſann ſich und blieb an der Treppe zurück. Das Mädchen ſtand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almoſen in der Hand. Was willſt du noch? fragte Reinhardt.

Sie fuhr zuſammen. Ich will nichts mehr, ſagte ſie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anſtarrend mit den verirrten Augen, ging ſie langſam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber ſie hörte es nicht mehr; mit geſenktem Haupte, mit über der Bruſt gekreuzten Armen ſchritt ſie über den Hof hinab.

Sterben, ach ſterben
Soll ich allein!

Ein altes Lied brauſte ihm ins Ohr, der Athem ſtand ihm ſtill, eine kurze Weile, dann wandte er ſich ab und ging auf ſein Zimmer.

Er ſetzte ſich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens verſucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle grüne Dämmerung; auf Eliſabeths Nähtiſch lag ein rothes Band, das ſie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es that ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruh, er ging an den See hinab und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal alle Wege, die er kurz vorher mit Eliſabeth zuſammen gegangen war. Als er wieder nach Hauſe kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutſcher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reiſenden waren eben zurückgekehrt. Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartenſaal auf- und abſchreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er ſtand einen Augenblick ſtill, und ſtieg dann leiſe die Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer. Hier ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl ans Fenſter; er that vor ſich ſelbſt, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Taxuswänden ſchlug; aber er hörte nur den Schlag ſeines eigenen Herzens. Unter ihm im Hauſe ging Alles zur Ruh, die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So ſaß er ſtundenlang. Endlich ſtand er auf und legte ſich ins offene Fenſter. Der Nachtthau rieſelte zwiſchen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu ſchlagen

Allmählig wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Oſten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein friſcher Wind erhob ſich und ſtreifte Reinhards heiße Stirn: die erſte Lerche ſtieg jauchzend in die Luft. — Reinhardt kehrte ſich plötzlich um und trat an den Tiſch; er tappte nach einem Bleiſtift, und als er dieſen gefunden, ſetzte er ſich und ſchrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier. Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stock und das Papier zurücklaſſend, öffnete er behutſam die Thür und ſtieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskatze dehnte ſich auf der Strohmatte und ſträubte den Rücken gegen ſeine Hand, die er gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber prieſterten ſchon die Sperlinge von den Zweigen und ſagten es allen, daß die Nacht vorbei ſei. Da hörte er oben im Hauſe eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er aufſah, ſtand Eliſabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf ſeinen Arm, ſie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. Du kommſt nicht wieder, ſagte ſie endlich. Ich weiß es, lüge nicht; du kommſt nie wieder.

Nie, ſagte er. Sie ließ ihre Hand ſinken und ſagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thüre zu; dann wandte er ſich noch einmal. Sie ſtand bewegungslos an derſelben Stelle und ſah ihn mit todten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er ſich gewaltſam ab, und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im friſchen Morgenlichte, die Thauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den erſten Sonnenſtrahlen. Er ſah nicht rückwärts, er wanderte raſch hinaus; und mehr und mehr verſank hinter ihm das ſtille Gehöft, und vor ihm auf ſtieg die große weite Welt.

— — — — — — — — — —

Der Alte.

Der Mond ſchien nicht mehr in die Fenſterſcheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber ſaß noch immer mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl und blickte vor ſich hin in den Raum des Zimmers. Allmählig verzog ſich vor ſeinen Augen die ſchwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen

See; ein ſchwarzes Gewäſſer legte ſich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, ſo fern, daß die Augen des Alten ſie kaum erreichten, ſchwamm einſam zwiſchen breiten Blättern eine weiße Waſſerlilie.

Die Stubenthür ging auf und ein heller Lichtſchimmer fiel ins Zimmer. Es iſt gut, daß Sie kommen, Brigitte, ſagte der Alte. Stellen Sie das Licht nur auf den Tiſch.

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tiſche, nahm eins der aufgeſchlagenen Bücher, und vertiefte ſich in Studien, an denen er einſt die Kraft ſeiner Jugend geübt hatte.

Druck von Gieſecke & Devrient in Leipzig.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** Königl. Hofbuchhändler in Berlin, ſind die nachſtehenden, ſchön ausgeſtatteten **Miniatur-Ausgaben** erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geibel, Emanuel, Gedichte. 28ſte Aufl. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. — eleg. gebund. mit Goldſchnitt 2 Thlr. 7½ Sgr. — ſehr eleg. in Kalbleder mit Goldſchnitt 2 Thlr. 22½ Sgr.

Gerſtenberg, Friedrich von, Gedichte. geh. 20 Sgr. eleg. gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Hertz, Henrik, König René's Tochter. Lyriſches Drama. Aus dem Däniſchen, unter Mitwirkung des Verfaſſers von Fr. Breſemann. 4te Aufl. geh. 8 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Heſekiel, George, Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg. Eine Geſchichte fürs preußiſche Volk. geh. 9 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldſchnitt 18 Sgr.

Kopiſch, A., Allerlei Geiſter. 2te Aufl. geh. 1 Thlr. — eleg. gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Landesmann, H., Abdul. eleg. geh. mit Goldſchnitt 9 Sgr.

Lehmann, Ferdinand, Streit und Friede. Gedichte. Mit einer Vorrede von Ludwig Tieck. geh. 24 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 6 Sgr.

Prinzeſſin Ilſe. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 3te Aufl. geh. 15 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldſchn. 27 Sgr.

Putlitz, Guſtav zu, Was ſich der Wald erzählt. Ein Märchenſtrauß. 12te Aufl. geh. 15 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Salmuth, Dina von, Jugendblüthen. Gedichte. 2te verbeſſerte Ausgabe. eleg. gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Stunden, Ernſte. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. (Zum Beſten des Eliſabeth-Kinder-Hospitals.) 2te Auflage. geh. 15 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Guſtav zu Putlitz,

Was ſich der Wald erzählt.

Ein Märchenstrauss.

Illuſtrirte Pracht-Ausgabe.

Mit ſechs Zeichnungen von A. Hindorf und vielen Vignetten.

Zehnte Auflage.

geheftet	1	Thlr.	20 Sgr.
eleg. in Kattun gebd. mit Goldſchn.	2	=	20 =
eleg. in feinſt. Kalbleder m. Goldſchn.	3	=	22½ =

2.

Hinzelmeier.

Eine nachdenkliche Geſchichte

von

Theodor Storm.

Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1857.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſtes Kapitel.

Die weiße Wand.

In einem alten weitläuftigen Hauſe wohnten Herr Hinzelmeier und die ſchöne Frau Abel; ſie waren nun ſchon in's zwölfte Jahr verheirathet, ja die Leute in der Stadt zählten ihnen nach, daß ſie zuſammen ſchon faſt an die achtzig Jahre auf dem Nacken hätten, und noch immer waren ſie jung und ſchön, und hatten weder ein Fältchen vor der Stirn, noch ein Hahnepfötchen unter den Augen. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, war nun freilich klar genug, und wenn die Hinzelmeierſchen auf's Tapet kamen, ſo tranken die Stadtskaffeetanten drei Näpſchen mehr als am erſten Oſterſonntagnachmittage. Die Eine ſagte: „Sie haben einen Jungbrunnen im Hofe!“ Die Andere ſagte: „Es iſt eine Jungfernmühle!“ Die Dritte ſagte: „Ihr Bube, das Hinzelmeierlein, iſt mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen, und nun tragen die Alten ſie wechſelsweiſe, Nacht um Nacht!“ Das kleine Hinzelmeierlein dachte nun freilich nicht dergleichen; es kam ihm im Gegentheil ganz natürlich vor, daß ſeine Eltern immer jung und ſchön waren; aber gleichwohl bekam auch er ſein Nüßchen, das er vergeblich zu knacken ſuchte.

Eines Herbſtnachmittags, da es ſchon gegen das Zwielicht ging, ſaß er in dem langen Corridor des obern Stockwerks und ſpielte Einſiedler; denn weil die ſilbergraue Katze, welche ſonſt bei ihm zur Schule ging, eben in den Garten hinab geſchlichen war, um nach den Buchfinken zu ſehen, ſo hatte er mit dem Profeſſorſpiel für heute aufhören müſſen. Er ſaß nun als Einſiedler in einem Winkel und dachte ſich Allerhand, wohin wohl die Vögel flögen, und wie die Welt draußen wohl ausſehen möge, und noch viel Tiefſinnigeres; denn er wollte der Katze darüber auf den andern Tag einen Vortrag halten — als er ſeine Mutter, die ſchöne Frau Abel, an ſich vorübergehen ſah. „Heiſa, Mutter!“ rief er; aber ſie hörte ihn nicht, ſondern ging mit raſchen Schritten an das Ende des Corridors; hier blieb ſie ſtehen und ſchlug mit dem Schnupftuch dreimal gegen die weiße Wand. — Hinzelmeier zählte in Gedanken „ein“ — „zwei“ und kaum hatte er „drei“ gezählt, als er die Wand ſich lautlos öffnen und ſeine Mutter dadurch verſchwinden ſah; kaum konnte der Zipfel des Schnupftuchs noch mit hindurchſchlüpfen, ſo ging Alles mit einem leiſen Klapp wieder zuſammen, und der Einſiedler dachte nun auch noch darüber nach, wohin doch wohl ſeine Mutter durch die Wand gegangen ſei. Darüber ward es allmählig dunkler, und das Dämmern in ſeinem Winkel war ſchon ſo groß geworden, daß es ihn ganz verſchlungen hatte, da machte es, wie zuvor, einen leiſen Klapp, und die ſchöne Frau Abel trat aus der Wand wieder in den Corridor hinein. Ein Roſenduft ſchlug dem Knaben entgegen, wie ſie an ihm vorüberſtrich. „Mutter, Mutter!“

rief er; aber er hielt ſie nicht zurück; er hörte, wie ſie die Treppe hinab und in das Zimmer des Vaters ging, wo er am Vormittag ſein Schaukelpferd an den meſſingenen Ofenknopf gebunden hatte. Nun hielt es ihn nicht länger, er ſprang durch den Corridor und ritt wie der Wind das Treppengeländer hinab. Als er in's Zimmer trat, war es voller Roſenduft, und es ſchien ihm faſt, als wäre ſeine Mutter ſelber eine Roſe, ſo leuchtend war ihr Antlitz. Hinzelmeier wurde ganz nachdenklich.

„Liebe Mutter," ſagte er endlich, „weshalb gehſt Du denn immer durch die Wand?"

Und als Frau Abel hierauf verſtummte, ſagte der Vater: „Ei nun, mein Sohn, weil die andern Leute immer durch die Thür gehen."

Das war dem Hinzelmeier ſchon einleuchtend; bald aber wollte er mehr erfahren.

„Wohin gehſt Du denn, wenn Du durch die Wand gehſt," fragte er weiter, „und wo ſind denn die Roſen?"

Aber, ehe er ſich's verſah, hatte der Vater ihn kopfüber auf's Schaukelpferd geſtülpt, und die Mutter ſang das ſchöne Lied:

„Hotto von Mainz und Peppo von Trier
Ritten zuſammen aus Lünebier;
Hotto hott hott! immer im Trott,
Peppo hopp hopp! immer Galopp!
Ein, zwei, drei!
Zelle vorbei;
Ein, zwei, drei, vier!
Nun ſind wir ſchon hier.“

„Bind es los! bind es los!“ rief Hinzelmeier; und der Vater band das Rößlein vom Ofenknopf, und die Mutter ſang, und der Reiter ritt hopp hinauf und hopp hinab, und hatte bald alle Roſen und weißen Wände in der ganzen Welt vergeſſen.

Zweites Kapitel.

Der Zipfel.

Nun gingen manche Jahre hin, ohne daß Hinzelmeier eine Wiederholung des Wunders erlebt hätte; er dachte daher auch überall nicht mehr daran, obgleich ſeine Eltern jung und ſchön blieben, wie ſie es immer geweſen waren, und oftmals auch im Winter der wunderbare Roſenduft ſie umgab.

In dem einſamen Corridor des obern Stockwerks war Hinzelmeier jetzt nur ſelten noch zu finden; denn die Katze war vor Alter geſtorben, und ſo war ſeine Schule aus Mangel an Schülern von ſelber eingegangen.

Es war ihm nun ſchon faſt ſo, als müßte um einige Jahre der Bart zu wachſen anfangen, da ging er eines Nachmittags wieder in den alten Corridor hinauf, um die weißen Wände zu beſichtigen; denn er wollte auf den Abend das berühmte Schattenſpiel „Nebukadnezar und ſein Nußknacker“ zur Aufführung bringen. In dieſer Abſicht war er an das Ende des Ganges gekommen, und betrachtete die weiße Querwand von oben bis unten, als er zu ſeiner Verwunderung den Zipfel eines Schnupftuches daraus hervorhängen ſah. Er bückte ſich, um es genauer zu betrachten; in der Ecke ſtand: A. H.; das konnte nichts anderes heißen, als: Abel Hinzelmeier; es war das Schnupftuch ſeiner Mutter. Nun fing's in ſeinem Kopfe an zu ſchnurren, und die Gedanken arbeiteten rückwärts, weiter und weiter, bis ſie bei dem erſten Kapitel dieſer Geſchichte plötzlich Halt machten. Hierauf ſuchte er das Schnupftuch aus der Wand herauszuziehen, was ihm auch nach einem etwas ſchmerzhaften Experimente glücklich gelang; dann ſchlug er, wie einſt die ſchöne Frau Abel, dreimal mit dem Tuche gegen die Wand; und „eins — zwei — drei —!“

that ſie ſich lautlos von einander, Hinzelmeier ſchlüpfte hindurch, und ſtand — wohin er am wenigſten zu gelangen dachte — auf dem Hausboden. Aber es war nicht daran zu zweifeln: dort ſtand der Urgroßmutterſchrank mit den wackelköpfigen Pagoden, daneben ſeine eigne Wiege und weiterhin das Schaukelpferd, lauter ausgedientes Geräth; unter dem Balken längs an eiſernen Haken hingen wie immer des Vaters lange Mäntel und Reiſekragen, und drehten ſich langſam um ſich ſelbſt, wenn der Zug durch die offenen Bodenluken hereinſtrich. „Sonderbar!“ ſagte Hinzelmeier, „warum ging die Mutter denn doch immer durch die Wand?“ Da er indeſſen außer den bekannten Gegenſtänden nichts bemerken konnte, ſo wollte er durch die Bodenthüre wieder in's Haus hinabgehen. Allein die Thüre war nicht da. Er ſtutzte einen Augenblick und meinte anfänglich ſich nur geirrt zu haben, weil er von einer anderen Seite, als gewöhnlich, hinaufgelangt war. Er wandte ſich daher und ging zwiſchen die Mäntel durch nach dem alten Schranke, um ſich von hier aus zurechtzufinden; und richtig!

dort gegenüber war die Thür; er begriff nicht, wie er ſie hatte überſehen können. Als er aber darauf zuging, erſchien ihm plötzlich wieder Alles ſo fremd, daß er zu zweifeln begann, ob er auch vor der rechten Thür ſtehe. Allein, ſo viel er wußte, gab es hier keine andere. Was ihn am meiſten verwirrte, war, daß die eiſerne Klinke fehlte und auch der Schlüſſel abgezogen war, der ſonſt immer aufzuſtecken pflegte. Er legte daher ſein Auge an das Schlüſſelloch, ob er vielleicht Jemanden auf der Treppe oder dem Vorplatz gewahren könne, der ihn herabließe. Zu ſeinem Erſtaunen ſah er aber nicht auf die dunkle Treppe, ſondern in ein helles, geräumiges Zimmer, von deſſen Daſein er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In der Mitte deſſelben gewahrte er einen pyramidenförmigen Schrein, der von zwei goldſchimmernden Thüren verſchloſſen und mit wunderlicher Schnitzarbeit verziert war. Hinzelmeier wußte nicht recht, ob das enge Schlüſſelloch ſeinen Blick verwirrte, aber es war ihm faſt, als wenn die Geſtalten der Schlangen und Eidechſen in der brauner Laubguirlande, welche ſich an den Kanten hinunterzog, auf und ab raſchelten, ja mitunter ſogar die geſchmeidigen Köpfe auf den Goldgrund der Thüre hinüberreckten. Dies Alles beſchäftigte den Knaben ſo, daß er nun erſt die ſchöne Frau Abel und ihren Eheherrn bemerkte, welche mit geneigtem Haupte vor dem Schreine niedergekniet waren. Unwillkührlich hielt er den Athem an, um nicht bemerkt zu werden, und nun hörte er die Stimme ſeiner Eltern in leiſem Geſange:

Rinke, ranke Roſenſchein,
Thu' dich auf, du goldn'r Schrein!
Thu' dich auf und ſchließ uns ein,
Rinke, ranke Roſenſchein!

Während des Geſanges erſtarrte in dem Laubwerk das Leben des Gewürmes; die goldenen Thüren gingen langſam auf und zeigten in dem Innern des Schrankes einen kryſtallenen Becher, in welchem eine halberſchloſſene Roſe auf ſchlankem Schafte ſtand. Allmählig öffnete ſich der Kelch; weiter und weiter, bis eins der ſchimmernden Blätter ſich ablöſte und zwiſchen die Knieenden hinabfiel. Ehe es aber den Boden erreichte, zerſtob es klingend in der Luft und füllte das Gemach mit roſenrothem Nebel.

Ein ſtarker Roſenduft quoll durch das Schlüſſelloch; der Knabe preßte ſein Auge an die Oeffnung, aber er gewahrte nichts, als dann und wann ein Leuchten, das in der rothen Dämmerung aufbrach und wieder verſchwand. Nach einer Weile hörte er Schritte an der Thür; er wollte aufſpringen, aber ein heftiger Schmerz an der Stirn raubte ihm die Beſinnung.

Drittes Kapitel.

Die Roſe.

Als Hinzelmeier aus der Betäubung erwachte, lag er in ſeinem Bette; Frau Abel ſaß neben ihm und hielt ſeine Hand in der ihren. Sie lächelte, da er die Augen zu ihr aufſchlug, und der Abglanz der Roſe lag auf ihrem Antlitz. „Du haſt zu viel erlauſcht, um nicht noch mehr erfahren zu müſſen,“ ſagte ſie. „Nur darfſt Du für heute Dein Bett nicht verlaſſen; aber während deſſen will ich Dir das Geheimniß Deiner Familie mittheilen. Du biſt jetzt groß genug, um es zu wiſſen.“

„Erzähle nur, Mutter,“ ſagte Hinzelmeier, und legte den Kopf zurück in die Kiſſen; und dann erzählte Frau Abel:

„Weit von dieſer kleinen Stadt liegt der uralte Roſengarten, von dem die Sage geht, er ſei am ſechſten Schöpfungstage mit erſchaffen worden. Innerhalb ſeiner Mauer ſtehen tauſend rothe Roſenbüſche, welche nie zu blühen aufhören; und jedesmal, wenn in unſerem Geſchlechte, welches in vielen Zweigen durch alle Länder der Welt verbreitet iſt, ein Kind geboren wird, ſpringt eine neue Knospe aus den Blättern. Jeder Knospe iſt eine Jungfrau zur Pflegerin beſtellt, welche den Garten nicht verlaſſen darf, bis die Roſe von dem geholt worden, durch deſſen Geburt ſie entſproſſen iſt. Eine ſolche Roſe, welche Du vorhin geſehen haſt, beſitzt die Kraft, ihren Eigenthümer Zeitlebens jung und ſchön zu erhalten. Daher verſäumt denn nicht leicht Jemand, ſich ſeine Roſe zu holen; es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden; denn der Eingänge ſind viele, und oft verwunderliche. Hier führt es durch einen dicht verwachſenen Zaun, dort durch ein ſchmales Winkelpförtchen, mitunter“ — und Frau Abel ſah ihren Eheherrn, der eben in's

Zimmer trat, mit ſchelmiſchen Augen an — „mitunter auch durch's Fenſter!“

Herr Hinzelmeier lächelte und ſetzte ſich neben das Bette ſeines Sohnes. Dann erzählte Frau Abel weiter:

„Auf dieſe Weiſe wird die größte Zahl der Jungfrauen aus ihrer Gefangenſchaft erlöſt, und verläßt mit dem Beſitzer der Roſe den Garten. Auch Deine Mutter war eine Roſenjungfrau und pflegte ſechszehn Jahre lang die Roſe Deines Vaters. Wer aber an dem Garten vorübergeht, ohne einzukehren, der darf niemals dahin zurück; nur der Roſenjungfrau iſt es nach drei mal drei Jahren geſtattet, in die Welt hinaus zu gehen, um den Roſenherrn zu ſuchen und ſich durch die Roſe aus der Gefangenſchaft zu erlöſen. Findet ſie in dieſer Zeit ihn nicht, ſo muß ſie in den Garten zurück, und darf erſt nach wiederum drei mal dreien Jahren noch einmal den Verſuch erneuern; aber Wenige wagen den erſten, faſt Keine den zweiten Gang; denn die Roſenjungfrauen ſcheuen die Welt, und wenn ſie ja in ihren weißen Gewändern hinausgehen, ſo gehen ſie mit niedergeſchlagenen Augen und zitternden Füßen; und unter hundert ſolcher Kühnen hat kaum eine einzige den wandernden Roſenherrn gefunden. Für dieſen aber iſt dann die Roſe verloren, und während die Jungfrau zu ewiger Gefangenſchaft zurückgegangen iſt, hat auch er die Gnade ſeiner Geburt verſcherzt, und muß wie die gewöhnliche Menſchheit kümmerlich altern und vergehen. — Auch Du, mein Sohn, gehörſt zu den Roſenherrn, und kommſt Du in die Welt hinaus, dann vergiß den Roſengarten nicht.“

Herr Hinzelmeier neigte ſich zur Frau Abel und küßte ihre ſeidenen Haare; dann ſagte er, freundlich des Knaben andere Hand ergreifend: „Du biſt jetzt groß genug! Möchteſt Du wohl in die Welt hinaus, und eine Kunſt erlernen?“

„Ja,“ ſagte Hinzelmeier, „aber es müßte eine große Kunſt ſein; ſo eine, die ſonſt noch Niemand hat erlernen können!“

Frau Abel ſchüttelte ſorgenvoll den Kopf; der Vater aber ſagte: „Ich will Dich zu einem weiſen Meiſter bringen, der viele Meilen von hier in einer großen Stadt wohnt; da magſt Du Dir ſelbſt eine Kunſt erwählen."

Das war Hinzelmeier zufrieden.

Einige Tage darauf packte Frau Abel einen großen Koffer mit unzählig vielen Kleidern, und Hinzelmeier ſelber legte noch ein Raſirzeug hinein, damit er den Bart, wenn er käme, ſogleich wieder abſchneiden könne. Dann fuhr eines Tages der Wagen vor die Thür, und als die Mutter ihren Sohn zum Abſchied umarmte, ſagte ſie unter Thränen zu ihm: „Vergiß die Roſe nicht!"

Viertes Kapitel.

Krahirius.

Als Hinzelmeier ein Jahr bei dem weiſen Meiſter geweſen war, ſchrieb er ſeinen Eltern, er habe ſich nun eine Kunſt erwählt, er wolle den Stein der Weiſen ſuchen; nach zwei Jahren werde der Meiſter ihn losſprechen, dann wolle er auf die Wanderſchaft und nicht eher zurückkehren, als bis er den Stein gefunden habe. Dieß ſei eine Kunſt, welche noch von Niemandem erlernt worden; denn auch der Meiſter ſei eigentlich nur ein Altgeſell, da der Stein noch keineswegs von ihm gefunden ſei.

Als die ſchöne Frau Abel dieſen Brief geleſen hatte, faltete ſie ihre Finger in einander und rief:

„Ach er wird nimmer in den Roſengarten kommen! Es wird ihm gehen wie unſeres Nachbars Kasperle, der vor zwanzig Jahren ausgezogen und nimmer wieder nach Hauſe gekommen iſt!“

Herr Hinzelmeier aber küßte ſeine ſchöne Frau und ſagte: „Er muß ſeinen Weg gehen! Ich wollte auch einmal den Stein der Weiſen ſuchen, und habe ſtatt deſſen die Roſe gefunden.“

So blieb denn Hinzelmeier bei dem weiſen Meiſter; und allmählich ging die Zeit herum. — —

Es war ſchon tief in der Nacht. Hinzelmeier ſaß vor einer qualmenden Lampe über einen Folianten gebückt. Aber es wollte ihm heute nicht gelingen; er fühlte es in ſeinen Adern klopfen und gähren, es überfiel ihn eine Angſt, als könne ihm auf immer das Verſtändniß für die tieſe Weisheit der Formeln und Sprüche verloren gehen, welche das alte Buch bewahrte.

Mitunter wandte er ſein blaſſes Geſicht in's Zimmer zurück und ſtarrte gedankenlos in den Winkel, wo die grämliche Geſtalt ſeines Meiſters vor einem niedrigen Heerde zwiſchen glühenden Kolben und Tiegeln handthierte; mitunter, wenn die Fledermäuſe an den Scheiben vorüberſtrichen, ſah er verlangend in die Mondnacht hinaus, die wie ein Zauber draußen über den Feldern lag. Neben dem Meiſter kauerte die Kräuterfrau am Boden. Sie hatte den grauen Hauskater auf dem Schooß und ſtäubte ihm ſanft die Funken aus dem Pelz. Manchmal, wenn es ſo recht behaglich kniſterte, und das Thier vor angenehmem Grauſen maunzte, langte der Meiſter liebkoſend nach ihm zurück und ſagte huſtend: „Die Katze iſt die Genoſſin des Weiſen!“

Plötzlich ſcholl von außen her, von der Firſt des Daches, das unter dem Fenſter lag, ein langgezogener, ſehnſüchtiger Laut, wie deſſen von allen Thieren nur die Katze, und nur im Lenze mächtig iſt. Der Kater richtete ſich auf und krallte ſeine Klauen in die Schürze des alten Weibes. Noch einmal rief es draußen. Da ſprang das Thier mit einem derben Satz auf den Fußboden, und über Hinzelmeiers Schultern durch die Scheiben in's Freie, daß die Glasſcherben klingend hinterdrein ſtoben.

Ein ſüßer Primelduft ſtrich mit dem Zug in's

Zimmer. Hinzelmeier ſprang empor. „Es iſt Frühling, Meiſter!“ rief er, und warf ſeinen Stuhl zurück.

Der Alte ſenkte ſeine Naſe noch tiefer in den Tiegel. Hinzelmeier ging auf ihn zu und packte ihn an der Schulter. „Hört Ihr's nicht, Meiſter?“

Der Meiſter griff ſich in den graugemiſchten Bart und ſtierte den Jungen blöd durch ſeine grüne Brille an.

„Das Eis birſt!“ rief Hinzelmeier, „es läutet in der Luft!“

Der Meiſter faßte ihn um's Handgelenk, und begann die Pulsſchläge zu zählen. „Sechs und neunzig!“ ſagte er bedenklich. — Aber Hinzelmeier achtete deſſen nicht, ſondern verlangte ſeinen Abſchied, und noch in ſelber Stunde. Da hieß der Meiſter ihn Stab und Ranzen nehmen, und trat mit ihm vor die Hausthür, von wo ſie weit in's Land hineinſehen konnten. Die unabſehbare Ebene lag in klarem Mondenlicht zu ihren Füßen. Hier ſtanden ſie ſtill; das Antlitz des Meiſters war gefurcht von tauſend Runzeln, ſein Rücken war gebeugt, ſein Bart hing tief über ſeinen braunen Talar hinab; er ſah unſäglich alt aus. Auch Hinzelmeiers Geſicht war blaß, aber ſeine Augen leuchteten.

„Deine Zeit iſt um," ſprach der Meiſter zu ihm. „Kniee nieder, damit Du losgeſprochen werdeſt!" Dann zog er ein weißes Stäbchen aus dem Aermel, und dem Knieenden dreimal damit den Nacken berührend, ſprach er:

„Das Wort iſt gegeben
Unter die Geiſter;
Ruf' es ins Leben,
So biſt du der Meiſter.
Vorhanden iſt es in keinem Reich,
Es iſt ein Name, ein Dunſt;
Finden und ſchaffen zugleich,
Das iſt die Kunſt!"

Dann hieß er ihn aufſtehen. Ein Fröſteln durchfuhr den Jüngling, als er in das greiſe, feierliche Angeſicht des Meiſters blickte. Er nahm Stab und Ranzen vom Boden, und wollte von dannen gehen, aber der Meiſter rief: „Vergiß den Raben nicht!" Er griff mit der hageren Fauſt in ſeinen Bart und riß ein ſchwarzes Haar heraus. Das blies er durch die Finger; da ſchwang es ſich als Rabe in die Luft.

Nun ſchwenkte er den Stab im Kreiſe um ſein Haupt, und wie er ſchwenkte, flog der Rabe; dann ſtreckte er den Arm aus und der Vogel ſetzte ſich auf ſeine Fauſt. Hierauf hob er die grüne Brille von ſeiner Naſe; und während er ſie auf des Raben Schnabel klemmte, ſprach er:

„Wege ſollſt du weiſen,
Krahirius ſollſt du heißen!“,

Da ſchrie der Rabe: „krahira! krahira!“ und hüpfte mit ausgeſpreitzten Flügeln auf Hinzelmeiers Schulter. Der Meiſter aber ſprach zu dieſem:

„Wanderſpruch und Wanderbuch
Haſt du nun; und nun genug!“

Dann wies er mit dem Finger in das Thal hinab, wo der unendliche Weg über die Ebene lief, und während Hinzelmeier mit dem Reiſehute grüßend in die Frühlingsnacht hinausging, ſchwang Krahirius ſich auf, und flog zu ſeinen Häupten.

Fünftes Kapitel.

Der Eingang zum Roſengarten.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Hinzelmeier hatte einen Richtweg über ein Feld mit grüner Winterſaat eingeſchlagen, das ſich unabſehbar vor ihm ausdehnte. Zu Ende deſſelben führte der Steig durch eine Oeffnung des Walles auf einen geräumigen Platz hinaus, und Hinzelmeier ſtand vor den Gebäuden eines großen Bauernhofes. Es hatte zuvor geregnet; nun dampften die Strohdächer in der herben Frühlingsſonne. Er ſtieß ſeinen Wanderſtab in den Boden und blickte zur Firſt des Wohnhauſes hinauf, wo ein Volk von Sperlingen ſein Weſen trieb. Plötzlich ſah er aus einem der beiden weißen Schornſteine eine glänzende Scheibe in die Luft ſteigen, ſich langſam im Sonnenſcheine wenden, und darauf wieder in den Schornſtein hinabfallen.

Hinzelmeier zog ſeine Taſchenuhr hervor. „Es iſt Mittag!“ ſagte er, „ſie backen Eierkuchen.“ — Ein lieblicher Duft verbreitete ſich, und wieder ſtieg ein Eierkuchen in den Sonnenſchein hinauf und ſank nach einer kurzen Weile in den Schornſtein zurück.

Der Hunger meldete ſich; Hinzelmeier trat in's Haus und gelangte über einen breiten Flur in eine hohe, geräumige Küche, wie ſolche in größeren Gehöften zu ſein pflegen. Am Heerde, auf dem ein helles Reiſigfeuer brannte, ſtand eine ſtämmige Bäuerin und that den Teig in die ziſchende Pfanne.

Krahirius, der lautlos hinterdrein geflogen war, ſetzte ſich auf den Heerdmantel, während Hinzelmeier fragte, ob er für Geld und gute Worte eine Mahlzeit hier bekommen könne.

„Hier iſt kein Wirthshaus!“ ſagte die Frau, und ſchwang ihre Pfanne, daß der Eierkuchen praſſelnd in den ſchwarzen Schlott hinauffuhr, und erſt nach einer ganzen Weile mit der Oberſeite in die Pfanne zurückklatſchte.

Hinzelmeier griff nach ſeinem Stecken, den er beim Eintritt an die Thür geſtellt hatte; allein die Alte fuhr mit der Gabel in den Eierkuchen und ſtülpte ihn raſch auf eine Schüſſel. „Nun, nun!“ ſagte ſie, „ſo war es nicht gemeint; ſetz' Er ſich nur; hier iſt juſt einer fertig.“ Damit ſchob ſie ihm einen hölzernen Stuhl an den Küchentiſch und ſetzte den dampfenden Kuchen nebſt Brod und einem Kruge jungen Landweins vor ihn hin.

Das ließ Hinzelmeier ſich gefallen, und hatte bald die derbe Speiſe und ein gut Theil des feſten Roggenbrods verzehrt. Dann ſetzte er den Krug an den Mund und that einen herzhaften Zug auf die Geſundheit der Alten, und dann zu ſeiner eigenen Geſundheit noch manchen anderen hinterher. Das machte ihn ſo vergnügt, daß er ganz wie von ſelber zu ſingen anhub. „Er iſt ja ein luſtiger Menſch!“ rief die Alte von ihrem Heerde hinüber. Hinzelmeier nickte; ihm fielen auf einmal alle Lieder wieder ein, die er vor Zeiten im elterlichen Hauſe von ſeiner ſchönen Mutter gehört hatte. Nun ſang er ſie, Eines nach dem Andern:

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen;
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind von Hall und Wiederhall
Die Roſen aufgeſprungen.

Sie war doch ſonſt ein wildes Blut,
Nun geht ſie tief in Sinnen;
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet ſtill der Sonne Gluth,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen! — —

Da wurde in der Wand, dem Heerde gegenüber, unter den Reihen der blanken Zinnteller, ein Schiebfenſterchen zurückgezogen, und ein ſchönes blondes Mädchen, es mochte des Hauswirths Tochter ſein, ſteckte neugierig den Kopf in die Küche.

Hinzelmeier, der das Klirren der Fenſterſcheiben vernommen hatte, hörte auf zu ſingen und ließ ſeine Augen an den Wänden der Küche umherwandern; über das Butterfaß und die blanken Käſekeſſel und über den breiten Rücken der Alten bis an das offene Schiebfenſterchen, wo ſie an zwei anderen jungen Augen hängen blieben.

Das Mädchen wurde ganz roth. — „Er ſingt ſchön!“ ſagte ſie endlich.

„Es kam mir nur ſo;“ erwiderte Hinzelmeier. „Ich ſinge ſonſt gar nicht.“

Dann ſchwiegen Beide eine Weile, und man hörte nur das Ziſchen der Pfanne und das Praſſeln der Eierkuchen.

„Der Caspar ſingt auch ſchön!“ hub das Mädchen wieder an.

„Freilich wohl!“ meinte Hinzelmeier.

„Ja,“ ſagte das Mädchen, „aber ſo ſchön wie Er macht er's doch nicht. Wo hat Er denn das ſchöne Lied her?“

Hinzelmeier antwortete nicht darauf, ſondern trat auf einen umgeſtürzten Zuber, der unter dem Schiebefenſter ſtand, und ſah an dem Mädchen vorbei in die Kammer. — Drinnen war voller Sonnenſchein. Auf den rothen Flieſen der Diele lagen die Schatten von Nelken- und Roſenſtöcken, welche ſeitwärts vor einem Fenſter ſtehen mochten.

Plötzlich wurde im Hintergrund der Kammer eine Thür aufgeriſſen. Der Frühlingswind brauſte herein und riß dem Mädchen ein blauſeidenes Band von der Ringelhaube; dann fuhr er durch's Schiebfenſter und trieb ſeine Beute kreiſelnd in der Küche umher. Hinzelmeier aber warf ſeinen Hut danach und fing es wie einen Sommervogel.

Das Fenſter war ein wenig hoch. Er wollte es dem Mädchen hinauflangen, ſie bückte ſich zu ihm heraus; da fuhren Beide mit den Köpfen an einander, daß es krachte. Das Mädchen ſchrie, die Zinnteller klirrten, Hinzelmeier wurde ganz confus.

„Er hat einen gar wackern Kopf!“ ſagte das Mädchen, und wiſchte ſich mit ihrer Hand die Thränen von den Wangen. Als aber Hinzelmeier ſich das Haar aus der Stirn ſtrich und ihr herzhaft in's Geſicht ſchaute, da ſchlug ſie die Augen nieder und fragte: „Er hat ſich doch kein Leids gethan?“

Hinzelmeier lachte. „Nein, Jungfer!“ rief er, — er wußte ſelbſt nicht, wie es ihm auf einmal einfallen mußte — „nimm Sie mir's nicht übel, aber Sie hat gewiß ſchon einen Schatz?“

Sie ſetzte die Fauſt unter's Kinn und wollte ihn trotzig anſehen, aber ihre Augen blieben an den ſeinen hängen. — „Er faſelt wohl,“ ſagte ſie leiſe.

Hinzelmeier ſchüttelte den Kopf; es wurde ganz ſtill zwiſchen den Beiden.

„Jungfer!“ ſagte nach einer Weile Hinzelmeier, „ich möchte Ihr das Band in die Kammer bringen!“

Das Mädchen nickte.

„Wo geht denn aber der Weg?“

Es klang ihm in den Ohren: „Mitunter auch durch's Fenſter!“ — Das war die Stimme ſeiner Mutter. Er ſah ſie an ſeinem Bette ſitzen; er ſah ſie lächeln; es war ihm plötzlich, als ſtehe er in einem roſenrothen Nebel, der aus dem offenen Schiebfenſter in die Küche hereinzog. Er trat wieder auf den Zuber und legte ſeine Hände um den Nacken des Mädchens. Da ſah er durch die offene Kammerthür in einen Garten, darinnen ſtanden die blühenden Roſenbüſche wie ein rothes Meer, und in der Ferne ſangen kryſtallne Mädchenſtimmen:

„Rinke, ranke, Roſenſchein,
Thu' dich auf und ſchließ uns ein!“

Hinzelmeier drängte das Mädchen ſanft in die Kammer zurück und ſtemmte die Hände auf das Fenſterbrett, um ſich mit einem Satz hineinzuſchwingen; da hörte er es „krahira, krahira!“ über ſeinem Kopfe ſchwirren, und ehe er ſich's verſah, ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft, und gerade auf ſeine Naſe fallen. Nur wie im Traume ſah er noch das Mädchen die Arme nach ihm ausſtrecken; dann war auf einmal Alles vor ſeinen Augen verſchwunden; aber in weiter Ferne ſah er durch die grünen Gläſer eine dunkle Geſtalt in einem tiefen Felſenkeſſel ſitzen, welche mit einem Stemmeiſen eifrig in den Grund zu bohren ſchien.

Sechſtes Kapitel.

Ein Meiſterſchuß.

„Der ſucht den Stein der Weiſen!“ dachte Hinzelmeier, und ſeine Wangen begannen zu brennen; er ſchritt wacker auf die Erſcheinung los; aber es war weiter als es durch die Brillengläſer ausſah; er rief dem Raben, der mußte mit ſeinen Flügeln ihm die Schläfe fächeln. Erſt nach Stunden hatte er den Grund der Schlucht erreicht. Nun ſah er eine ſchwarze, rauhe Geſtalt vor ſich, die hatte zwei Hörner an der Stirn und einen langen Schwanz, den ließ ſie hinter ſich über das Geſtein hinabhängen. Bei Hinzelmeiers Ankunft nahm ſie das Stemmeiſen zwiſchen die Zähne und begrüßte ihn mit dem verbindlichſten Kopfnicken, während ſie mit der Schwanzquaſte den Bohrſtaub zuſammenfegte. Hinzelmeier wurde faſt um die Anrede verlegen, deshalb nickte er jedesmal mit gleicher Verbindlichkeit wieder, ſo daß alſo dieſe Complimente von beiden Seiten eine Zeitlang fortdauerten. Endlich ſagte der Andere: „Sie kennen mich wohl nicht?"

„Nein," ſagte Hinzelmeier. „Sind Sie vielleicht ein Pumpenmeiſter?"

„Ja," ſagte der Andere, „ſo etwas Aehnliches; ich bin der Teufel."

Das wollte Hinzelmeier nicht glauben; aber der Teufel ſah ihn mit zwei ſolchen Eulenaugen an, daß er am Ende gründlich überzeugt wurde, und ganz beſcheiden ſagte: „Dürfte ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit dieſem ungeheuern Loche ein phyſikaliſches Experiment beabſichtigen?"

„Kennen Sie die ultima ratio regum?" fragte der Teufel.

„Nein," ſagte Hinzelmeier. „Die ratio regum hat nichts mit meiner Kunſt zu ſchaffen."

Der Teufel kratzte ſich mit dem Pferdehuf hinter den Ohren, und ſagte dann, einen überlegenen Ton annehmend: „Mein Kind, weißt Du, was eine Kanone iſt?“

„Freilich,“ ſagte Hinzelmeier lächelnd; denn das ganze hölzerne Arſenal aus ſeiner Knabenzeit ſah er plötzlich im Geiſte vor ſich aufgepflanzt.

Der Teufel klatſchte vor Vergnügen mit ſeinem Schwanze auf den Felſen. „Drei Pfund Schießpulver, ein Fünkchen Höllenfeuer dazu; dann!“ — hier ſteckte er die eine Tatze in das Bohrloch; und, indem er die andere auf Hinzelmeiers Schulter legte, ſagte er vertraulich: „Die Welt iſt unregierlich geworden. Ich will ſie in die Luft ſprengen.“

„Alle Wetter!“ ſchrie Hinzelmeier, „das iſt ja aber eine Radicalkur, eine wahre Pferdekur!“

„Ja,“ ſagte der Teufel, ultima ratio regum! „verſichere Sie, es gehört eine übermenſchlich gute Natur dazu, um ſo etwas auszuhalten! Aber nun entſchuldigen Sie ein Weilchen; ich muß ein wenig inſpiciren.“ Mit dieſen Worten zog er den Schwanz zwiſchen die Schenkel, und ſprang in das Bohrloch hinab. Da überfiel den Hinzelmeier auf einmal eine ganz übernatürliche Courage, ſo daß er bei ſich beſchloß, den Teufel aus der Welt zu ſchießen. Mit feſter Hand zog er ſeine Zunderbüchſe aus der Taſche, pinkte Feuer und warf es in das Bohrloch; dann zählte er: „eins — zwei —;“ aber er hatte noch nicht „drei“ gezählt, ſo entlud ſich dieſe grundloſe Piſtole ihres Schuſſes ſammt ihrer Verladung. Die Erde machte einen fürchterlichen Seitenſprung durch den Himmel. Hinzelmeier ſtürzte in die Kniee; der Teufel aber flog wie eine Bombe durch die Luft, von einem Planetenſyſtem in das andere, wo ihn die Anziehungskraft unſeres Weltkörpers nicht mehr erreichen konnte. Hinzelmeier blickte ihm eine Weile nach; als er aber immer weiter und weiter flog, und gar nicht damit aufhören wollte, ſo gingen ihm endlich die Augen über. Sobald daher die Erde ſich inſoweit beruhigt hatte, daß mit zwei Beinen wieder auf ihr zu ſtehen war, ſprang er auf und blickte um ſich her. Zu ſeinen Füßen gähnte ihn der ſchwarze ausgebrannte Mörſer an; von Zeit zu Zeit quoll eine Wolke braunen Rauchs heraus und zog ſich träge an den Felſen hin. Aber ſchon brach die Sonne durch den Dunſt und vergoldete überall die Spitzen des Geſteines. Da nahm Hinzelmeier ſeine Tabakspfeife aus der Taſche, und die blauen Wolken vor ſich hinblaſend, rief er triumphirend: „Den Stein des Anſtoßes habe ich aus der Welt geſchoſſen; wohlan! der Stein der Weiſen kann mir nicht entgehen!“

Dann ſetzte er ſeine Wanderung fort, und Krahirius flog zu ſeinen Häupten.

Siebentes Kapitel.

Die Roſenjungfrau.

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, er wurde müder und müder, ſein Rücken wurde gekrümmt; aber immer fand er doch den Stein der Weiſen nicht. So waren neun Jahre dahingegangen, als er eines Abends in ein Wirthshaus einkehrte, welches am Eingange einer großen Stadt belegen war. Krahirius nahm ſich mit der Klaue die Brille herunter und putzte ſie an ſeinen Flügeln; dann ſetzte er ſie wieder auf und hüpfte in die Küche. Als die Hausleute ihn ſahen, lachten ſie über ſeine Brille, nannten ihn „Herr Profeſſor“ und warfen ihm die fettſten Biſſen vor.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels ſeid," ſagte der Wirth zu Hinzelmeier, „ſo iſt nach Euch gefragt worden."

„Freilich bin ich das —" ſagte Hinzelmeier.

„Wie heißt Ihr denn?"

„Ich heiße Hinzelmeier."

„Ei, ei," ſagte der Wirth, „Ihren Herrn Sohn, den Gemahl der ſchönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl."

„Das iſt mein Vater," ſagte Hinzelmeier verdrießlich, „und die ſchöne Frau Abel iſt meine Mutter."

Da lachten die Leute, und ſagten, der Herr ſei außerordentlich ſpaßhaft. Hinzelmeier aber ſah vor Zorn in einen blanken Keſſel.

Da ſtarrte ihm ein grämliches Angeſicht entgegen, voll Runzeln und Hahnepfötchen, und er gewahrte nun wohl, daß er abſcheulich alt geworden ſei.

„Ja ja!" rief er, und ſchüttelte ſich, als gelte es aus einem ſchweren Traum zu kommen; „wo war es doch? Ich war ja dicht davor." Dann erkundigte er ſich bei dem Wirthe, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne;“ ſagte der Wirth, „ſie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen.“

„Das war die Roſenjungfrau!“ rief Hinzelmeier.

„Ja,“ antwortete der Wirth,“ ein Sträußermädel mag es wohl ſein, ſie hatte aber nur noch eine Roſe in ihrem Körbchen.“

„Wohin iſt ſie gegangen?“ rief Hinzelmeier.

„Wenn ihr ſie ſprechen müßt,“ ſagte der Wirth, „ſo werdet ihr ſie ſchon in der Stadt an einer Straßenecke finden können.“

Als Hinzelmeier das gehört hatte, ſchritt er eilig zum Hauſe hinaus und in die Stadt hinein; Krahirius, die Brille auf dem Schnabel, flog krächzend hinterher. Es ging aus einer Straße in die andere, und an allen Eckſteinen ſtanden Blumenmädchen; aber ſie trugen plumpe Schnallenſchuhe und boten ſchreiend ihre Waare feil. Das waren keine Roſenjungfrauen. — Endlich, als ſchon die Sonne hinter den Häuſern hinab war, gelangte Hinzelmeier an ein altes Haus, aus deſſen offner Thür ein zartes Leuchten auf die dämmerige Gaſſe herausdrang. Krahirius warf den Kopf zurück und ſchlug ängſtlich mit den Flügeln; Hinzelmeier aber achtete deſſen nicht und trat über die Schwelle in einen weiten Hausflur, der ganz von rothem Schimmer erfüllt war. Tief im Hintergrunde, auf der unterſten Stufe einer Wendeltreppe, ſah er ein blaſſes Mädchen ſitzen; in einem Körbchen, das ſie auf ihrem Schooße hielt, lag eine rothe Roſe, aus deren Kelch das zarte Licht hervorbrach. Das Mädchen ſchien ermüdet; denn ſie ſetzte eben die Lippen von einem irdenen Waſſerkruge, der ihr von einem kleinen Knaben mit beiden Händen vorgehalten wurde. Ein großer Hund, der neben ihr an der Treppe lag und, wie das Kind, hier zu Hauſe zu gehören ſchien, legte den Kopf an ihr weißes Gewand und leckte ihre nackten Füße. — „Das iſt ſie!“ ſagte Hinzelmeier, und ſeine Schritte wurden unſicher vor Hoffen und Erwarten. Und als die Jungfrau nun ihr Antlitz gegen ihn erhob, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte mit einem Mal das Mädchen aus der Bauernküche; nur trug ſie heute nicht das bunte Mieder, und das Roth auf ihren Wangen war nur der Abglanz von dem Roſenlichte.

„O Du!“ rief Hinzelmeier, „nun wird noch Alles, Alles gut!“

Sie ſtreckte die Arme nach ihm aus, ſie wollte lächeln; aber die Thränen ſprangen ihr in die Augen. „Wo iſt Er denn ſo lange in der Welt umhergelaufen?“ ſagte ſie.

Und als er nun in ihre Augen ſah, da erſchrack er vor lauter Freude; denn dort ſtand ſein eigenes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Keſſel angeglotzt hatte; nein, ein Geſicht, ſo jung und friſch und luſtig, daß er laut aufjauchzen mußte; er hätte es um alle Welt nicht laſſen können. — —

Da quoll von der Straße her ein Menſchenſchwarm in's Haus, ſchreiend und mit den Händen fechtend. „Hier ſteht der Herr des Vogels!“

rief ein unterſetztes Männlein; dann drangen Alle auf Hinzelmeier ein.

Dieſer faßte die Hand des Mädchens und fragte: „Was iſt es mit dem Raben?“

„Was es iſt?“ ſagte der Dicke, „dem Herrn Bürgermeiſter hat er die Perrücke geſtohlen!“ — „Ja, ja!“ riefen Alle, „und nun ſitzt es draußen auf der Dachrinne, das Ungethüm, und hat die Perrücke in den Klauen, und glotzt ihre Wohlweisheit durch ſeine grünen Brillengläſer an!“

Hinzelmeier wollte reden, aber ſie nahmen ihn in ihre Mitte und ſchoben ihn gegen die Thür. Mit Schrecken fühlte er die Hand der Roſenjungfrau aus der ſeinen gleiten. So kam er auf die Straße.

Droben auf der Dachrinne des Hauſes ſaß noch immer der Rabe und ſah mit ſeinen ſchwarzen Augen lauernd auf die aus dem Hauſe Kommenden hinab. Plötzlich öffnete er die Klaue; und während die Bürger mit Stöcken und Regenſchirmen nach der Perrücke ihres Bürgermeiſters in der Luft umherlangten, hörte Hinzelmeier es „krahira,

krahira!“ über ſeinem Haupte ſchwirren, und in demſelben Augenblicke ſaß auch die grüne Brille ſchon auf ſeiner Naſe.

Da war auf einmal die Stadt vor ſeinen Augen verſchwunden; aber durch die Brillengläſer ſah er zu ſeinen Füßen ein grünes Thal mit Meierhöfen und Dörfern. Sonnenbeſchienene Wieſen zogen ſich rings umher, auf welchen baarfüßige Dirnen mit blanken Milcheimern durch das Gras ſchritten, während in weiterer Entfernung von den Dörfern junge Kerle die Senſe ſchwangen. Was aber Hinzelmeiers Augen feſſelte, war die Geſtalt eines Menſchen in roth und weißer Blouſe, mit einer ſpitzen Kappe auf dem Kopfe, welcher inmitten einer Wieſe mit auf den Knieen geſtützten Armen in nachdenklicher Stellung auf einem Steine zu ſitzen ſchien.

Achtes Kapitel.

Nachbars Kasperle.

Da dachte Hinzelmeier: „Das iſt der Stein der Weiſen!" und ging geraden Weges auf ihn zu. Der Menſch aber beharrte in ſeiner nachdenklichen Stellung, nur daß er zu Hinzelmeiers Erſtaunen ſeine große Naſe wie Gummi elaſticum über das Kinn herabzog.

„Ei, lieber Herr, was treibt Ihr denn da?" rief Hinzelmeier.

„Das weiß ich nicht," ſagte der Mann, „aber ich habe da eine verwünſchte Glocke an der Mütze, die mich abſcheulich im Denken ſtört."

„Warum zupft Ihr Euch denn aber ſo entſetzlich an der Naſe?"

„Oh,“ ſagte der Menſch, und ließ den Naſenzipfel fahren, daß er mit einem Klapps wieder in ſeine alte Form zurückſchnellte — „da bitte ich um Entſchuldigung; aber ich leide oftmals an Gedanken, denn ich ſuche den Stein der Weiſen.“

„Mein Gott!“ ſagte Hinzelmeier, „da ſeid Ihr wohl gar des Nachbars Kasperle, der gar nicht wieder nach Haus gekommen iſt?“

„Ja,“ ſagte der Menſch, und reichte Hinzelmeiern die Hand, „der bin ich.“

„Und ich bin Nachbars Hinzelmeier,“ ſagte dieſer, „und ſuche auch den Stein der Weiſen.“

Hierauf reichten ſie ſich noch einmal die Hände und kreuzten dabei die Finger auf eine Weiſe, woran ſie ſich gegenſeitig als Eingeweihte erkannten. Dann ſagte Kasperle: „Ich ſuche den Stein der Weiſen jetzt nicht mehr.“

„Da reiſt Ihr vielleicht nach dem Roſengarten?“ rief Hinzelmeier.

„Nein,“ ſagte Kasperle, „ich ſuche den Stein nicht mehr; aber ich habe ihn bereits gefunden.“

Da verſtummte Hinzelmeier eine ganze Zeit lang;

endlich faltete er andächtig die Hände und ſagte feierlich: „Es mußte ſchon ſo kommen, ich wußte es wohl; denn ich habe vor neun Jahren den Teufel aus der Welt geſchoſſen.

„Das muß ſein Sohn geweſen ſein," ſagte der Andere, „dem alten Teufel bin ich noch vorgeſtern begegnet."

„Nein," ſagte Hinzelmeier, „es war der alte Teufel; denn er hatte Hörner vor der Stirn und einen Schwanz mit ſchwarzer Quaſte. Aber erzählt mir doch, wie ihr den Stein gefunden habt."

„Das iſt einfach," ſagte Kaſperle; „dort unten im Dorfe wohnen lauter dumme Leute, die nur mit Schafen und Rindvieh verkehren; ſie wußten nicht, welchen Schatz ſie beſaßen; da habe ich ihn in einem alten Keller gefunden, und mit drei Sechslingen das Pfund bezahlt. Und nun denke ich bereits ſeit geſtern darüber nach, wozu er nütze ſei, und hätte es vermuthlich ſchon gefunden, wenn mich die verwünſchte Glocke nicht dabei geſtört hätte."

„Lieber Herr College!" ſagte Hinzelmeier, „das iſt eine höchſt kritiſche Frage, woran vor Euch wohl noch kein Menſch gedacht hat! Aber wo habt Ihr denn den Stein?"

„Ich ſitze darauf," ſagte Kasperle und zeigte aufſtehend Hinzelmeiern den runden, wachsgelben Körper, worauf er bisher geſeſſen hatte.

„Ja," ſagte Hinzelmeier, „es iſt kein Zweifel, Ihr habt ihn wirklich gefunden; aber nun laßt uns bedenken, wozu er nütze ſei."

Damit ſetzten ſie ſich einander gegenüber auf den Boden, indem ſie den Stein zwiſchen ſich nahmen, und die Ellenbogen auf ihre Kniee ſtützten.

So ſaßen und ſaßen ſie; die Sonne ging unter, der Mond ging auf, und noch immer hatten ſie nichts gefunden. Mitunter fragte der Eine: „Habt Ihr's?" aber der Andere ſchüttelte immer mit dem Kopfe und ſagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?" und dann antwortete der Andere: „Ich auch nicht."

Krahirius ging ganz vergnügt im Graſe auf und nieder und fing ſich Fröſche. Kasperle zupfte ſich ſchon wieder an ſeiner ſchönen, großen Naſe; da ging der Mond unter und die Sonne kam herauf, und Hinzelmeier fragte wieder: „Habt Ihr's?"

und Kasperle ſchüttelte wieder den Kopf und ſagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ und Hinzelmeier antwortete trübſelig: „Ich auch nicht.“

Dann dachten ſie wieder eine ganze Weile nach; endlich ſagte Hinzelmeier: „ſo müſſen wir erſt die Brille poliren, dann werden wir hernach ſchon ſehen, wozu er nütze ſei.“ Und kaum hatte Hinzelmeier ſeine Brille abgenommen, ſo ließ er ſie vor Erſtaunen in's Gras fallen und rief: „Ich hab' es! Herr College, man muß ihn eſſen! Nehmt nur gefälligſt die Brille von Eurer ſchönen Naſe.“

Da nahm auch Kasperle die Brille herunter, und, nachdem er ſeinen Stein eine Weile betrachtet hatte, ſagte er: „Dieſes iſt ein ſogenannter Lederkäſe und muß mit des Himmels Hilfe gegeſſen werden. Bedienen Sie ſich, Herr College!“

Und nun zogen Beide ihre Meſſer aus der Taſche und hieben wacker in den Käſe ein. Krahirius kam herbeigeflogen, und, nachdem er die Brille aus dem Graſe aufgeſammelt und über ſeinen Schnabel geklemmt hatte, ſetzte er ſich gemächlich zwiſchen die Eſſenden und ſchnappte nach den Rinden.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Hinzelmeier, nachdem der Käſe verzehrt war, „mir iſt unmaaßgeblich zu Muthe, als wäre ich dem Stein der Weiſen um ein Erkleckliches näher gerückt.“

„Wertheſter Herr College,“ erwiederte Kasperle, „Ihr ſprecht aus meiner Seele. So laßt uns denn ungeſäumt unſere Wanderung fortſetzen.“

Nach dieſen Worten umarmten ſie ſich; Kasperle ging nach Weſten, Hinzelmeier nach Oſten, und zu ſeinen Häupten, die Brille auf dem Schnabel, flog Krahirius.

Neuntes Kapitel.

Der Stein der Weiſen.

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, ſein Haar ergraute, ſeine Beine wurden wankend; am Stabe ging er von Land zu Land, und immer fand er doch den Stein der Weiſen nicht. So waren noch einmal neun Jahre vergangen, als er eines Abends, wie er es jeden Abend zu thun pflegte, in ein Wirthshaus trat. Krahirius putzte wie gewöhnlich ſeine Brille, und hüpfte dann in die Küche, um ſich ſein Abendbrod zu betteln. Hinzelmeier trat in die Stube und lehnte ſeinen Stab in die Kachelofenecke; dann ſetzte er ſich ſtill und müde in den großen Lehnſtuhl. Der Wirth ſtellte einen Krug Wein vor ihn hin, und ſagte freundlich: „Ihr ſcheinet müde, lieber Herr; trinket nur, das wird Euch ſtärken!“

„Ja,“ ſagte Hinzelmeier, und faßte den Krug mit beiden Händen, „ſehr müde; ich bin lange gewandert, ſehr lange.“ Dann ſchloß er die Augen und that einen durſtigen Zug aus dem Weinkruge.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels ſeid, ſo glaube ich faſt, es iſt nach Euch gefragt worden,“ ſagte der Wirth. „Wie heißet Ihr denn, lieber Herr?“

„Ich heiße Hinzelmeier.“

„Nun,“ ſagte der Wirth, „Euren Enkel, den Gemahl der ſchönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl.“

„Das iſt mein Vater,“ ſagte Hinzelmeier, „und die ſchöne Frau Abel iſt meine Mutter.“

Der Wirth zuckte mit den Achſeln, und indem er ſich nach ſeiner Schenke wandte, ſagte er bei ſich ſelber: „der arme alte Mann iſt kindiſch geworden.“

Hinzelmeier ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken, und erkundigte ſich, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne,“ ſagte der Wirth, „ſie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen.“ Da lächelte Hinzelmeier und ſagte leiſe: „Das war die Roſenjungfrau, nun wird es bald beſſer werden. Wohin iſt ſie gegangen?“

„Es ſchien ein Blumenmädchen zu ſein,“ ſagte der Wirth, „wenn Ihr ſie ſprechen wollt, Ihr werdet ſie leicht an den Straßenecken finden können.“

„Ich muß ein Weilchen ſchlafen,“ ſagte Hinzelmeier, „gebt mir eine Kammer, und wenn der Hahn kräht, dann klopft an meine Thür.“

Nun gab der Wirth ihm eine Kammer, und Hinzelmeier legte ſich zur Ruhe. Er träumte von ſeiner ſchönen Mutter; er lächelte, ſie ſprach im Traume zu ihm. Da flog Krahirius durch das offene Fenſter und ſetzte ſich zu ſeinen Häupten auf das Bett. Er ſträubte ſeine ſchwarzen Federn und hackte mit ſeiner Klaue ſich die Brille von dem Schnabel. Dann ſtand er unbeweglich auf einem Bein und ſah auf den Schlafenden hinunter. Der träumte weiter, und ſeine ſchöne Mutter ſprach zu ihm: „Vergiß die Roſe nicht!“ Der Schlafende nickte leiſe mit dem Kopfe; der Rabe aber öffnete die Klaue und ließ die Brille auf ſeine Naſe fallen.

Da verwandelten ſich ſeine Träume; ſeine eingefallenen Wangen begannen zu zucken, er ſtreckte ſich lang aus und ſtöhnte. — So kam die Nacht.

Als im Zwielicht der Hahn gekräht hatte, klopfte der Wirth an die Kammerthür; Krahirius reckte die Flügel und zupfte ſeinen Federbalg zurecht; dann ſchrie er „krahira! krahira!“ Hinzelmeier richtete ſich mühſam auf und ſtarrte um ſich her; da ſah er durch die Brille, die noch auf ſeiner Naſe ſaß, zur Kammerthür hinaus, über ein weites, ödes Feld; dann weiterhin auf einen mählig anſteigenden Hügel; auf dieſem, unter dem Rumpfe einer alten Weide, lag ein grauer, flacher Stein; die Gegend war einſam, kein Menſch zu ſehen.

„Das iſt der Stein der Weiſen!“ ſagte Hinzelmeier zu ſich ſelber. „Endlich, endlich wird er dennoch mein werden!“

Haſtig warf er ſeine Kleider über, nahm Stab und Ranzen und ſchritt zur Thür hinaus. Krahirius flog zu ſeinen Häupten, knappte mit dem Schnabel und ſchlug beim Fliegen Purzelbäume in der Luft. So wanderten ſie viele Stunden. Endlich ſchienen ſie ihrem Ziele näher zu kommen; aber Hinzelmeier war ermüdet, ſeine Bruſt keuchte, der Schweiß troff von ſeinen weißen Haaren; er ſtand ſtill und ſtützte ſich auf ſeinen Stab. Da kam aus der Ferne, hinter ihm, ganz aus der Ferne, faſt wie ein Traum, ein Geſang zu ihm herüber:

„Rinke, ranke, Roſenſchein,
Laß ihn nicht allein, allein!
Halt' ihn feſt und heg' ihn ein,
Rinke, ranke, Roſenſchein!“

Das ſpann ſich wie ein goldenes Netz um ihn her; er ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken; aber Krahirius ſchrie: „krahira! krahira!“ da war das Lied verſchollen, und als Hinzelmeier die Augen wieder aufſchlug, ſtand er am Fuße des Hügels.

„Nur eine kleine Weile noch," ſagte er zu ſich ſelber, und ließ noch einmal ſeine müden Füße wandern. Als er aber den großen, breiten Stein allmälig in der Nähe ſah, da dachte er: „Den wirſt du nimmer heben."

Endlich hatten ſie die Höhe erreicht, Krahirius flog voran mit ausgebreiteten Schwingen, und ließ ſich auf den Baumſtamm nieder; Hinzelmeier wankte zitternd hinterher. Als er aber den Baum erreicht hatte, brach er zuſammen, der Wanderſtab glitt aus ſeiner Hand, ſein Kopf ſank auf den Stein zurück; doch in demſelben Augenblick fiel auch die Brille von ſeiner Naſe. Da ſah er tief am Horizonte, am Rande der öden Ebene, die er durchwandert hatte, die weiße Geſtalt der Roſenjungfrau; und noch einmal hörte er aus weiter Ferne:

„Rinke — ranke — Roſenſchein."

Er wollte aufſtehen, aber er vermochte es nicht mehr; er ſtreckte ſeine Arme aus, aber ein Fröſteln lief über ſeine Glieder; der Himmel wurde grau und grauer, der Schnee fing an zu fallen, Flocke um Flocke, es ſchimmerte und flirrte und zog weiße Schleier zwiſchen ihm und der fernen, nebelhaften Geſtalt. Er ließ die Arme fallen, ſeine Augen ſanken ein, ſein Athem hörte auf. Auf dem Weidenſtumpf zu ſeinen Häupten ſteckte der Rabe den Schnabel zum Schlaf in ſeine Flügeldecken. — Der Schnee fiel über ſie Beide.

Die Nacht kam, und nach der Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen kam die Sonne, die ſchmolz den Schnee hinweg, und mit der Sonne kam die Roſenjungfrau; die löſte ihre Flechten und knie'te neben dem Todten, daß die blonden Haare ſein bleiches Antlitz ganz bedeckten, und weinte, bis der Tag verging. Als aber die Sonne erloſch, gurrte der Rabe im Schlaf und rauſchte mit den Federn. Da richtete die zarte Geſtalt der Jungfrau ſich vom Boden auf, mit ihrer weißen Hand ergriff ſie den Raben bei den Flügeln und ſchleuderte ihn in die Luft, daß er krächzend in den grauen Himmel hineinflog, ſie pflanzte die rothe Roſe an den Stein und ſang dazu:

„Nun ſtreck' die Würzlein tief hinab,
Nun wirf die Blättlein über's Grab,
Und ſingt der Wind im Abendſchein
Dann ſprich auch du ein Wort darein,
Mit rinke. ranke, Roſenſchein!“

Dann zerriß ſie ihr weißes Kleid vom Saum bis an den Gürtel, und ging zu ewiger Geſangenſchaft in den Roſengarten zurück.

◆

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Deutſche Liebeslieder.

Deutſche Liebeslieder

ſeit

Johann Chriſtian Günther.

Eine Codification

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Heinrich Schindler.
1859.

Kgl [illegible] Bibl
Berlin

Regiſter.

Seite

Vorwort XIII

Zur Einleitung: Das Blumenbette von Walther von der Vogelweide XXIII

Johann Chriſtian Günther.

An Leonoren 3

Gottfried Auguſt Bürger.

Abendphantaſie eines Liebenden 5

Liebeszauber 7

Molly's Abſchied 10

An das Herz 11

Johann Wolfgang Goethe.

Der Abſchied 13

An die Erwählte 14

Erſter Verluſt 15

Willkommen und Abſchied 16

Neue Liebe neues Leben 17

An Belinden 18

Mailied 20

Mit einem gemalten Bande 22

Mailied 23

Seite
Frühzeitiger Frühling 24
Raſtloſe Liebe 26
Troſt in Thränen 27
Nachtgeſang 29
An ein goldenes Kreuz, das er am Halſe trug . 30
Mignon 31
Gretchen am Spinnrade (aus Fauſt) 31
Clärchen's Lied (aus Egmont) 34
Elegie 34

Aus dem weſtöſtlichen Divan:

An des luſt'gen Brunnens Rand . . . 42
Was bedeutet die Bewegung 43
Ach, um deine feuchten Schwingen . . . 44

Friedrich von Schiller.

Das Geheimniß 46
Des Mädchens Klage 48

Friedrich Hölderlin.

Die Heimath 50

Ludwig Tieck.

Herbſtlied 52
Schlaflied 53
Der Troſtloſe 55

Volkslieder.

Wenn ich ein Vöglein wär 56
So viel Stern am Himmel ſtehen 57
Zum Sterben bin ich 58
Du wirſt mirs ja nit übel nehmen 60
Dort drunten im Thale 61
Wenn i zum Brünnle geh 62

Seite
Jetzt gang i ans Brünnele 64
Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus . 65
Morgen muß ich fort von hier 66
Ach wie wärs möglich dann 68
Dat du min Leevſten biſt 69

Clemens Brentano.

Wenn ich ein Bettelmann wär 70
Abendſtändchen 71
Der Spinnerin Lied 72
Nach Sevilla 73
O lieb Mädel wie ſchlecht biſt du 75

Ludwig Achim von Arnim.

Die freie Nacht iſt aufgegangen 78
Sie gab was mich verarmet 80
Mir iſt zu licht zum Schlafen 81
Wie die Stunden rennen 82
Mir gegenüber das ſchöne Kind 84
Goldne Wiegen ſchwingen 85

Joſeph Freiherr von Eichendorff.

Der Gärtner 86
Frühlingsnacht 87
Die Nachtigallen 88
Das zerbrochene Ringlein 89
Parole 90

Juſtinus Kerner.

Abſchied 92

Friedrich Rückert.

Tritt herein zu der Thüre 94
Ich bin auf ihrem Wege der Staub 96

Seite
Kehr' ein bei mir 97
Lachens und Weinens Grund 99
Auf der Stelle wo ſie ſaß 99
Die Blume der Ergebung 101
Sie ſah den Liebſten ſchweigend an 102

Ludwig Uhland.

Lebewohl 104
Scheiden und Meiden 105
In der Ferne 105
Abreiſe 106
Heimkehr 106

Wilhelm Müller.

Aus: Die ſchöne Müllerin.

Am Feierabend 107
Ungeduld 108
Morgengruß 109
Mein! 111
Vineta 111

Adelbert von Chamiſſo.

Thränen 113

Albert Graf Schlippenbach.

Wach auf! 114

Heinrich Heine.

Aus dem Buch der Lieder:

Im wunderſchönen Monat Mai . . . 116
Im Rhein, im heiligen Strome . . . 116
Ein Jüngling liebt ein Mädchen . . . 117
Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen . . 118
Am fernen Horizonte 119

Seite

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen . 119
Ich ſtand in dunklen Träumen 120
Du biſt wie eine Blume 121
Mädchen mit dem rothen Mündchen . . 121
Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne . 122

Aus den neuen Gedichten:

Leiſe zieht durch mein Gemüth 123
Ach, ich ſehne mich nach Thränen . . . 123
In meiner Erinn'rung erblühen . . . 124
Sterne mit den goldnen Füßchen . . . 124
Wandl' ich in dem Wald des Abends . 125
Ich halte ihr die Augen zu 126
Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten . 127

Aus dem Romanzero:

Altes Lied 127
Auto-da-fe 129
Wiederſehen 130
Böſes Geträume 131

Karl Immermann.

Sehnſucht 133
'S iſt vorüber 134
Geiſterelend 134

Nicolaus Lenau.

Bitte 135
Schilflieder: — Drüben geht die Sonne ſcheiden 136
Trübe wird's, die Wolken jagen . . . 136
Auf geheimem Waldespfade 137
Sonnenuntergang 138
Auf dem Teich, dem regungsloſen . . . 138

Seite
Frühlingsblick 139
Stille Sicherheit 141
An den Wind 141
An die Entfernte 142
Blick in den Strom 143

Julius Moſen.

Der Nußbaum 145

Johann Gabriel Seidl.

Der blinde Greis an ſeine Tochter 147

Eduard Mörike.

Heimweh 149
Lebewohl 150
Maſchinka's Lied 150
Das verlaſſene Mägdlein 151
Agnes 152
Früh im Wagen 153
Schön-Rohtraut 155

Herrmann Kurz.

Das Mühmchen 157

Heinrich Kletke.

Der Liebe Obdach 160

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben.

Auf Wiederſehn 161

Robert Reinick.

Des Mädchens Geſtändniß 163
Der Bleicherin Nachtlied 165

Ferdinand Freiligrath.

Mit Unkraut 167
Ruhe in der Geliebten 170
O lieb' ſo lang' du lieben kannſt 171

Seite

Eduard Ferrand.

Einſt 174
Begegnung 176

Georg Büchner.

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen . . 179

Emanuel Geibel.

Für Muſik 180
Im Herbſte 181

Ferdinand Röſe.

Windmüllertreue 182

Miſes.

Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock . . 183

Karl Beck.

Die Lichter brannten 184

Friedrich Güll.

Nur ein Blick 185

Hebbel.

Spuk 186
Süße Täuſchung 186

Karoline von Günderode.

Iſt Alles ſtumm und leer 188

Theodor Mommſen.

Blindekuh im Kreiſe 190

Nähe in der Ferne.

Ich bin dir ſo ferne 192
Schon verrauſcht iſt Spiel und Scherz . 193

Moritz Graf Strachwitz.

Mein altes Roß 194

Seite

Alexander Kaufmann.

Idyll 197

Klaus Groth.

As ik wegging 200
He ſä mi ſo vel 201
Wär Där 202

Aus grünen Zweigen.

Der Strom nur rauſchet leiſe 203
Als in raſchem Wirbeltanze 204
Wurdeſt du ſchon mal vergeſſen 204

Franz Hartmann.

Ich ſehe ſie wohl von weiten 206

Paul Heyſe.

Verſchließ dich nur, du ſeltſam Kind 207

Carl Heinrich Preller.

Die Sonne will erblaſſen 209

Ludwig Pfau.

O Blätter, dürre Blätter 210

Herrmann Lingg.

Kalt und ſchneidend weht der Wind 211
Immer leiſer wird mein Schlummer 212

Vorwort.

Die maſſenhafte Veröffentlichung von „Gedichten“ mag es verſchuldet haben, daß gegenwärtig im Publikum wie in der Kritik eine ſeltſame Mißkennung der Lyrik herrſcht; ihres Weſens und ihres Verhältniſſes zum Leben der Nation. Dies äußert ſich eben ſo ſehr in dem Geltenlaſſen des Unbedeutenden, des „Mittelguts“, als in der Nichtbeachtung oder geringen Beachtung des Bedeutenden.

Die vorliegende Sammlung ſoll einen Beitrag zum Verſtändniß der lyriſchen Dichtkunſt liefern, indem ſie in einer beſtimmten Gattung derſelben und aus einem beſtimmten Zeitraume das nach der Anſicht des Herausgebers wirklich Lebensfähige zuſammenſtellt. Das Liebeslied mit ſeinem der ſich bewußt werdenden Empfindung zunächſt liegenden Stoffe ſchien in dieſer Beziehung das geeignetſte. Unter Liebesliedern ſollen zunächſt nicht Lieder ohne Liebe, dann aber auch nicht Lieder über die Liebe verſtanden werden, ſondern ſolche, in denen es gelungen iſt, die Atmoſphäre dieſes Gefühls in künſtleriſcher Form feſtzuhalten und auf den Hörer zu übertragen. Die zierlich geſchnittenen Tändeleien der Zopfpoeten und die Traumbilder des Hainbundes gehören daher eben ſo wenig hierher, als die Leiſtungen namhafter lebender Poeten, in denen — mehr oder minder geiſtreich — eine bequeme Gefühlsanwandlung zu einem Lieder-Dutzend ausgemünzt iſt; oder als alle die Wäſſerlein, die ſo glatt und zierlich über das Herz der Poeten hinrieſeln, deren Quellen aber ganz anderswo zu ſuchen ſind. Auf der andern Seite mußten eben ſo ſehr die nackten Leidenſchaftlichkeiten alter und neuer Dichter und Dichterinnen ausgeſchloſſen bleiben.

Die Ausbeute, obgleich nicht viel des Weſentlichen übergangen ſein dürfte,*) iſt keine große. Wir haben manche Lieder, in denen Einzelnes gelungen iſt; aber wir haben wenige, die von ſchülerhaftem Pathos und Bilderkram frei ſind; wenige, in denen man nirgend auf taube Worte oder auf ſchlaffe, puls- und blutloſe Verſe trifft. Die Kunſt, „zu ſagen, was ich leide“, iſt nur Wenigen gegeben, und ſelbſt den Meiſtern nur in ſeltenen Augenblicken. Ganz fleckenloſer und vollendeter Gedichte, wie Goethe's „Freudvoll und leidvoll“ oder Möricke's „Früh, wenn die Hähne krähn“, vermag auch dieſe Sammlung nur eine ſehr geringe Anzahl zu bringen.

Sie beginnt mit einem Liede **Günther's**; aus einer Zeit, wo ſonſt den deutſchen Poeten nichts ferner lag als der Gedanke oder gar der Drang, ihre eigenſte Perſönlichkeit der Dichtung anzuvertrauen, und wo vielleicht eine ſo zügelloſe Natur, wie Günther's, dazu gehörte, um eine einzelne Ausnahme hervorzubringen. Er war der Vorläufer der neuen Lyrik; aber ſein Beiſpiel blieb ſcheinbar ohne Wirkung. Erſt viel ſpäter wurde durch **Klopſtock** dieſer Kunſt das ihr zukommende Gebiet dauernd wieder gewonnen; er ſelbſt jedoch fand noch keine „Weiſen'', welche das Ohr der Nation zu behalten vermocht hätte. **Claudius, Bürger** und **Goethe** waren es insbeſondere, welche zuerſt für den Ausdruck des Naturlautes auch die nationale Kunſtform fanden. Von ihren Liedern aus datirt ſich die neue deutſche Lyrik, welche bis auf die Gegenwart in ſteter Fortentwickelung geblieben iſt.

---

*) Dies gilt nicht von den Volksliedern.

Für unſere Sammlung haben wir es nur mit den beiden Letzteren zu thun. **Bürger's** unkritiſche und ungezügelte Natur läßt — ähnlich wie bei Günther — nur ſelten eine reine Produktion aufkommen. Welch' ein Sonnenglanz des vollſten Liebelebens liegt nicht auf den Strophen:

Mädel, ſchau' mir in's Geſicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
Mädel, merke was ich ſage!
Gib Beſcheid auf meine Frage!
Holla, hoch mir in's Geſicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!

Biſt nicht häßlich, das iſt wahr!
Aeuglein haſt du, blau und klar;
Stirn und Näschen, Mund und Wangen
Dürfen wohl ihr Lob verlangen.
Reizend, Liebchen, das iſt wahr,
Reizend biſt du offenbar!

Aber im weitern Verlauf verläßt den Dichter jede concrete Anſchauung, und er fällt aus einer Redensart und aus einem Gemeinplatz in den andern. Und ähnlich geht es ihm in den meiſten ſeiner Lieder. Freilich, wo es ihm einmal gelingt, wie in der „Abendphantaſie eines Liebenden", erhebt er ſich dafür auch zu einem Hymnus, der noch ſpäte Geſchlechter die berauſchende Kraft jener unſeligen Leidenſchaft mitempfinden laſſen wird.

Zur ſelben Zeit dichtete Goethe in ſeinem unbeirrten Naturgefühl jene allbekannten Lieder, die uns durch ihre Anmuth und durch ihren friſchen und geſunden Lebensgehalt für die zu Anfang noch unſichere und von dem alten conventionellen Bann noch keineswegs befreite Kunſt entſchädigen. — Neben ihnen ſtanden nur Wenige, die mit einigem Erfolg — nach Claudin's Ausdruck — „auf Mutter Natur trotzten". Göcking's ihrer Zeit vielgeleſene „Lieder zweier Liebenden" haben zwar den Vorzug des Natürlichen; allein ſie kommen auch nur in ſehr einzelnen Stellen darüber hinaus. J. G. Jacobi's ſpätere Liebeslieder, wenn in ihnen auch bis zu einem gewiſſen Grade die Spielerei des Gleim'ſchen Kreiſes überwunden iſt, ſcheinen doch mehr aus der ſüßen Gewohnheit des Verſemachens hervorgegangen zu ſein, als aus dem Drang, ein inneres Erlebniß poetiſch zu fixiren. **Hölty**, der Lyriker des Hainbundes, mußte ſterben, ehe er vom Traum zum Leben erwacht war.

Die Romantiker ſuchten beſonders das, was wir „Stimmung" zu nennen pflegen, in ihren Gedichten auszubilden, indem ſie neben der Empfindung die äußere Umgebung, welche ſie hervorgerufen oder auf ſie eingewirkt hatte, in die Darſtellung hineingezogen. Allein faſt in keinem ihrer Lieder iſt der Strom der Empfindung ſtark genug, daß er die Phantaſie des Dichters ſich hätte dienſtbar machen können. So geſchah es denn, daß ſie faſt überall in den Detailanſchauungen hängen blieben. Die Volkslieder des Wunderhorns, wenn ſie auch einerſeits vom Pathos zur Simplicität hinleiteten, brachten andererſeits doch auch allerlei conventionellen Aufputz, den man nicht verſchmähte, in die neuen Dichtungen aufzunehmen, ſtatt ſich jenes reine Element allein zur Erinnerung dienen zu laſſen; man hielt ſich vielmehr, wie man es im Volksliede geſehen, von der folgerichtigen Durchführung des Gedankens entbunden und warf dafür eine Menge von Anſchauungen bunt und willkürlich durcheinander. — Bei Tieck, wenn auch ein einzelnes Mal, wie in dem hier mitgetheilten „Herbſtliede", ein hinreißend ſüßer Ton hervorbricht, kommt das Naturgefühl doch ſelten über ein zuſammenhangsloſes Stammeln hinaus. Eine ähnliche Unfähigkeit zur Hervorbringung geſchloſſener Kunſtwerke, namentlich in der Lyrik, findet ſich auch bei den Spätern. **Arnim**, ſo ſehr es ihn überall in ſeinen Dramen und Erzählungen drängt, ſich lyriſch auszuſprechen, ſo tief und warm und lieblich es uns aus einzelnen Stellen ſeiner Lieder anmuthet, vermag doch faſt nirgends ſeinen Stoff zu einer klaren Geſtaltung herauszubilden; und ſeine ſchon an ſich dunkeln und gedankenſchweren Lieder werden, aus dem Zuſammenhange geriſſen, noch um Vieles unverſtändlicher. **Brentano's** Lyrik dagegen ſcheint, gerade wo ſie in der Form am vollendetſten iſt, weſentlich von der Melodie gemacht zu ſein; oder es ſtehen dabei, wie in dem mitgetheilten „O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du“, Lebenserfahrungen im Hintergrunde, welche mit den im erſten Theile der geſammelten Schriften enthaltenen Liedern in eben ſo unerfreulichem, als ſprichwörtlichem Zuſammenhange ſtehen. Die Lieder im „Florentin“ von **Dorothea Veith** ſind ganz in der zerfahrenen Weiſe der Romantiker gedichtet und ſtehen zu dem übrigen Werthe des Buches in keinem Verhältniß. In **Eichendorff's** improviſirten Liedern iſt überdies die in dieſer ganzen lieblichen Poeſie der Verſchollenheit herrſchende Grundſtimmung zu mächtig, um ein beſtimmtes einzelnes Gefühl zur Geltung kommen zu laſſen. **Chamiſſo's** „Frauen-Liebe und Leben“ beruht auf den willkürlichen Vorausſetzungen einer eingebildeten Welt, und trägt, Einzelnes ausgenommen, in dem gezierten rethoriſchen Vortrage die deutliche Spur davon.

Eine reine Wirkung erlangt das Beiſpiel des Volksliedes und der Goethe'ſchen Liederdichtung erſt in der Lyrik ſeit **Uhland**; und wenn dieſe Kunſt weſentlich darin beſteht, den Naturlaut in künſtleriſcher Form zum Ausdruck zu bringen, ſo dürfen wir glauben, hier wenigſtens keinen Rückſchritt gethan zu haben. Die letzten Seiten dieſes Buches mögen dafür Zeugniß geben.

Neben Goethe iſt, wie billig, **Heinrich Heine** am reichlichſten vertreten. Er, wie wenig Andere, hat gezeigt, was die einfachſten Worte vermögen, ſobald nur die rythmiſche Weiſe dazu gefunden iſt; er erhob — man geſtatte den Ausdruck — das „Stimmungsgedicht" zu einer eigenen Gattung, indem er mit einem ſeltenen Sinn für das Weſentliche den Hörer in eine das Gemüth ergreifende Situation verſetzt und ihn dann ſchweigend dieſem Eindruck überläßt; er macht es um uns tagen und Abend werden, und erfüllt unſer Herz mit dem ganzen Eindruck, den wir in der günſtigſten Stunde von der Natur ſelber hätten empfangen können. Was Heine durch eigene und durch die Schwäche ſeiner Zeit geſündigt und verfehlt, darf nicht verkannt werden; aber eben ſo wenig daß er der deutſchen Poeſie eine große Anzahl durchaus erfreulicher Produktionen hinterlaſſen hat. Wem, der mit ſeinem

„Liederbuche" jung geweſen, wäre nicht die Welt in einem Zauberlicht erſchienen, als ſei ihm eine zweite wunderbare Exiſtenz geſchenkt! — Seinen bewegten Melodieen hätte ein noch größerer Raum verſtattet werden müſſen, wenn nicht in den meiſten derſelben, z. B. in dem hier mitgetheilten „Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen", die Liebe mehr nur Vorwand und Staffage für eine weit allgemeinere und weniger reale Stimmung wäre. Dagegen ſind aus dem „Romanzero" jene wenigen Stücke aufgenommen, in denen die noch immer farbenreiche Welt der Liebe ſchon in der grellen Beleuchtung der Begräbnißkerzen ſteht, ſo daß Alfred Meißner in ſeinem Liebesgedächtniß mit Recht ſagen konnte, ſolche Töne habe die deutſche Lyrik noch nie vernommen.

Dingelſtedt's „Roman" iſt lediglich aus äußeren Gründen zurückgelegt. Der Verfaſſer zeigt freilich hier, wie auch in anderen Dichtungen, daß es ihm mehr nur um eine Selbſtbefreiung, als darum zu thun iſt, ſeinen Stoff zum endgültigen künſtleriſchen Ausdruck zu bringen; allein andererſeits ſind dieſe Verſe eben ſo ſehr durch den friſchen, unmittelbaren Hintergrund des Erlebniſſes und den darin abgeſpiegelten innern Kampf einer bedeutenden Perſönlichkeit ausgezeichnet, als im Uebrigen charakteriſtiſch für eine unlängſt vergangene Zeit, in welcher unſere Poeſie einen Ton ſinnlicher Gereiztheit und rückſichtsloſer Leidenſchaftlichkeit anzuſtimmen begann, wovon ihr glücklicher

Weiſe gegenwärtig nur noch das Bewußtſein eines erweiterten Gebietes und einer größeren Bewegungsfähigkeit zurückgeblieben ſcheint.

Bei **Rückert**, der jeder kleinen Gefühlsregung zu ihrem Rechte zu verhelfen weiß, ohne aber, ſelbſt wo es ſich um Trennung und Zerwürfniß handelt, über eine anmuthige und beſchauliche Reflexion hinaus zu kommen, haben wir uns darauf beſchränken müſſen, dem Leſer die ſchönſten Stellen ſeines Frühlingsgartens vor Augen zu führen; wer an dieſem behaglichen Liebesleben in ſeiner ganzen Breite Theil nehmen will, wird ohnehin die Sammlungen des Dichters ſelbſt zur Hand nehmen müſſen.

Von **Immermann**, dem mächtigen Wiederdichter „Triſtan und Iſoldens“, war für unſern Zweck nur Weniges mitzutheilen; allein dieſe knappen Verſe haben die Innerlichkeit von Naturlauten, und laſſen uns die Bedeutung jenes erſt kurz vor des Dichters Tode gelöſten Verhältniſſes ahnen, worüber wir in der jüngſt erſchienenen Biographie der Gräfin Eliſa von Ahlefeldt vielleicht nicht ganz unparteiiſche Aufſchlüſſe erhalten.

Auch an den wohl ſchon faſt vergeſſenen **Ferrand** möchte dies Buch noch einmal erinnern, in deſſen Liedern, wie bei dem ihm verwandten Hölty, das Vorgefühl eines frühzeitigen Todes eine Friedhofsſtille verbreitet, in der wir uns die ſanften ſchwermüthigen Stoffe des Dichters gern gefallen laſſen.

Wenn der Herausgeber ſeine Abſicht erreicht hat, ſo wird man aus dieſer Recapitulation erkennen, daß der Schatz echter Lyrik nicht zu groß iſt, und daß wir alle Urſache haben, ihn nicht zu unterſchätzen. Den meiſten Derjenigen, welche ſich gegenwärtig als Dichter geben und auch von dem größten Theil des Publikums wie der Kritik dafür genommen werden, fehlt das, was weſentlich den Dichter von dem Denker unterſcheidet: die Fähigkeit der Formgebung.

Zur Einleitung.

Das Blumenbette.

Unter den Linden
Auf der Haide,
Wo wir geruht auf grünem Grund,
Da könnt ihr finden
Schön in Freude
Gebrochen Gras und Blumen bunt.
Vor dem Wald im Thal erklang
Tandaradei!
Süß der Nachtigall Geſang.

Ich kam gegangen
Zu der Aue;
Mein Freund, der kam vor mir dahin.
Ich ward empfangen
Hehr als Fraue,
Daß ich noch immer ſelig bin.
Küßt er mich? Wohl tauſendmal;
Tandaradei!
Wie mein Mund glüht, ſeht einmal.

Ich ſah ihn machen
Reich und ſinnig
Aus Blumen ein Lager traut.
Drum wird wohl lachen
Noch herzinnig,
Wer dort vorbei kommt und es ſchaut.
An den Roſen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß wir uns legten,
Wüßt' es Einer,
Verhüt' es Gott, ſo ſchämt ich mich.
Wie wir uns hegten,
Wiſſe Keiner,
Als nur er ſelbſt allein und ich,
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verſchwiegen ſein.

Walther von der Vogelweide
(nach C. A. Weiske's Ueberſetzung).

Deutsche Liebeslieder

seit

Johann Chriſtian Günther.

Johann Christian Günther,

geb. 1693, geſt. 1723.

An Leonoren.

Gedenk an mich und ſei zufrieden
Mit dem, was Glück und Zeit beſcheert!
Wir werden noch einmal geſchieden,
Und ſcheinen ſolcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus und denk an mich!

Gedenke der vergangnen Tage!
Wie manches Kreuz, wie manche Liſt,
Wie manche Luſt, wie manche Plage
Bereits damit vergangen iſt?
Gedenk an Altan, Hof und Herd,
Wobei ſich dir mein Herz erklärt.

Gedenk an unſer Abſchiednehmen,
Inſonders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebet und Grämen

Die kurzen Stunden hingebracht!
Gedenk auch an den treuen Schwur,
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenk an mich an jedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenk an mich bei Fleiß und Sorgen,
Mein Bildniß macht ſie ſüß und leicht!
Verletzt dich auch der Mißgunſt Stich;
Der beſte Troſt: Gedenk an mich.

Gedenk auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunſch und Zukunft ſind!
Die Vorſicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb und Treu den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh'
Bezahlt ein Jahr voll Angſt und Weh.

Gedenk auch an mein heutig Küſſen,
Es giebt der Hoffnung friſche Kraft,
Es wird dein Warten tröſten müſſen;
Es nährt die alte Leidenſchaft!
Doch denk auch endlich, liebſt du mich,
Allzeit und überall an dich!

Gottfried August Bürger,

geb. 1747, geſt. 1791.

Abendphantaſie eines Liebenden.

In weiche Ruh' hinabgeſunken,
Unaufgeſtört von Harm und Noth,
Vom ſüßen Labebecher trunken,
Den ihr der Gott des Schlummers bot,
Noch ſanft umhallt vom Abendliede
Der Nachtigall, im Flötenton,
Schläft meine Molly-Adonide
Nun ihr behäglich Schläfchen ſchon.

Wohlauf, mein liebender Gedanke,
Wohlauf, zu ihrem Lager hin!
Umwebe, gleich der Epheuranke,
Die engelholde Schläferin!
Genieß der überſüßen Fülle
Vollkommner Erdenſeligkeit,
Wovon zu koſten noch ihr Wille,
Und ewig, ach! vielleicht, verbeut! —

Ahi! Was hör ich? — Das Geſäuſel
Von ihres Schlummers Odemzug!
So leiſe wallt durch das Gekräuſel
Des jungen Laubes Zephyrs Flug.
Darunter miſcht ſich ein Geſtöhne,
Das aus entzücktem Buſen geht,
Wie Bienenſang und Schilfgetöne,
Wenn Abendwind dazwiſchen weht.

O, wie ſo ſchön dahin gegoſſen,
Umleuchtet ſie das Mondeslicht!
Die Blumen der Geſundheit ſproſſen
Auf ihrem ſchönen Angeſicht.
Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,
Süß, wie bei ſtiller Abendluft,
Nach einem milden Sprüheregen,
Der Moſchus-Hyazinthe Duft.

Mein ganzes Paradies ſteht offen.
Die offnen Arme, ſonder Zwang.
Was laſſen ſie wohl anders hoffen,
Als herzenswilligen Empfang?

Oft ſpannt und hebt ſie das Entzücken,
Als ſollten ſie jetzt ungeſäumt
Den himmelfrohen Mann umſtricken,
Den ſie an ihrem Buſen träumt. –

Nun kehre wieder! Nun entwanke
Dem Wonnebett! Du haſt genug!
Sonſt wirſt du trunken, mein Gedanke,
Sonſt lähmt der Taumel deinen Flug.
Du loderſt auf in Durſtesflammen! —
Ha! wirf ins Meer der Wonne dich!
Schlagt, Wellen, über mir zuſammen!
Ich brenne! brenne! Kühlet mich!

Liebeszauber.

Mädel, ſchau mir ins Geſicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
Mädel, merke, was ich ſage!
Gib Beſcheid auf meine Frage!
Holla, ſieh mir in's Geſicht
Schelmenauge, blinzle nicht!

Biſt nicht häßlich, das iſt wahr!
Aeuglein haſt du, blau und klar;
Stirn und Näschen, Mund und Wangen
Dürfen wohl ihr Lob verlangen.
Reizend, Liebchen, das iſt wahr,
Reizend biſt du offenbar.

Aber reizend her und hin!
Biſt ja doch nicht Kaiſerin;
Nicht die Kaiſerin der Schönen.
Wer wird dich vor allen krönen?
Reizend her und reizend hin!
Viel noch fehlt zur Kaiſerin!

Hundert Schönen ſicherlich,
Hundert, hundert fänden ſich,
Die vor Eifer würden lodern,
Dich vor's Weltgericht zu fodern.
Hundert Schönen fänden ſich;
Hundert ſiegten über dich.

Dennoch hegſt du Kaiſerrecht
Ueber deinen treuen Knecht,
Kaiſerrecht in ſeinem Herzen,

Bald zu Wonne, bald zu Schmerzen
Tod und Leben, Kaiſerrecht,
Nimmt von dir dein treuer Knecht!

Hundert iſt wohl große Zahl;
Aber, Liebchen, laß einmal,
Laß es Hunderttauſend wagen,
Dich von Thron und Reich zu jagen!
Hunderttauſend! Welche Zahl!
Sie verlören allzumal.

Schelmenauge, Schelmenmund,
Sieh mich an und thu mir's kund!
He, warum biſt du die Meine?
Du allein und anders Keine?
Sieh mich an und thu mir's kund,
Schelmenauge, Schelmenmund!

Sinnig forſch' ich auf und ab:
Was ſo ganz dir hin mich gab? —
Ha! durch Nichts mich ſo zu zwingen,
Geht nicht zu mit rechten Dingen.
Zaubermädel, auf und ab,
Sprich, wo iſt dein Zauberſtab?

Molly's Abſchied.

Lebe wohl, du Mann der Luſt und Schmerzen,
Mann der Liebe, meines Lebens Stab!
Gott mit dir, Geliebter! Tief zu Herzen
Halle dir mein Segensruf hinab!

Zum Gedächtniß biet' ich dir, ſtatt Geldes —
Was iſt Gold und goldeswerther Tand? —
Biet' ich lieber, was dein Auge Holdes,
Was dein Herz an Molly Liebes fand.

Nimm, du ſüßer Schmeichler, von den Locken,
Die du oft zerwühlteſt und verſchobſt,
Wann du über Flachs an Pallas Rocken,
Ueber Gold und Seide ſie erhobſt!

Vom Geſicht, der Mahlſtatt deiner Küſſe,
Nimm, ſo lang ich ferne von dir bin,
Halb zum mindeſten im Schattenriſſe
Für die Phantaſie die Abſchrift hin!

Meiner Augen Denkmal ſei dies blaue
Kränzchen flehender Vergißmeinnicht,
Oft beträufelt von der Wehmuth Thaue,
Der hervor durch ſie vom Herzen bricht!

Dieſe Schleife, welche deinem Triebe
Oft des Buſens Heiligthum verſchloß,
Hegt die Kraft des Hauches meiner Liebe,
Der hinein mit tauſend Küſſen floß.

Mann der Liebe! Mann der Luſt und Schmerzen!
Du, für den ich Alles that und litt,
Nimm von Allem! Nimm von meinem Herzen —
Doch — du nimmſt ja ſelbſt das Ganze mit!

An das Herz.

Sonett.

Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leiſe ſinkend faltet ſich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch ſo lange?

Trotz der Zeit Deſpoten-Allgewalt,
Fährſt du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall, zu ſchlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes ſagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdeſt alt!

Johann Wolfgang Goethe,

geb. 1719. geſt. 1832.

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohl'nes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich.
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei;
Aber wenn er einſt den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſein.

Erſter Verluſt.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht!
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.

Ein roſafarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück.

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Veränd'rung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief In meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Mit einem gemalten Bande.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen wir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!

Mailied.

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſein.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet froh und frei.

An dem Felſen beim Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal
Sind es die Wieſen,
Iſt es das Thal?

Bläuliche Friſche!
Himmel und Höh'!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt ohne Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Troſt in Thränen.

Wie kommt's daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint,
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz.“

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraure den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht
Was mich, den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt.“

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag.“

Nachtgeſang.

O gieb vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenſpiele
Schlafe! was willſt du mehr?

Bei meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,
Bannſt mich in dieſe Kühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Giebſt nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willſt du mehr?

An ein goldenes Kreuz, das er am Halſe trug.

Angedenken, du verklung'ne Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er iſt der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Mignon.

Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!

Gretchen am Spinnrade.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Clärchen.

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſein;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Elegie.

Und wenn ein Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen was ich leide.

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloß'ner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle ſteht dir offen;
Wie wankelſinnig regt ſich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt an's Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt ſie dich empor.

So warſt du denn im Paradies empfangen
Als wärſt du werth des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,
Und in dem Anſchau'n dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſücht'ger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich im zarten Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz der andern.

Der Kuß der letzte, grauſam ſüß, zerſchneidend
Ein herrliches Geflecht verſchlung'ner Minnen.
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſtrem Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dies Herz ſich nie geöffnet, ſelige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenſchwere
Belaſten's nun in ſchwüler Atmoſphäre.

Iſt denn die Welt nicht übrig? Felſenwände
Sind ſie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte reift ſie nicht? Ein grün, Gewölbe
Zieht ſich's nicht hin am Fluß durch Buſch und Matten?
Und wölbt ſich nicht das überweltlich Große
Geſtaltenreiche, bald geſtaltenloſe?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernſter Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein ſchlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So ſahſt du ſie in frohem Tanze walten
Die Lieblichſte der lieblichſten Geſtalten.

Doch nur Momente darfſt dich unterwinden
Ein Luftgebild ſtatt ihrer feſt zu halten;
Ins Herz zurück, dort wirſt du's beſſer finden,
Dort regt ſie ſich in wechſelnden Geſtalten;
Zu Vielen bildet Eine ſich hinüber,
So tauſendfach, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dann auf ſtufenweis beglückte;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenſchrift ins treue Herz geſchrieben.

Ins Herz, das feſt wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt, und ſie in ſich bewahret,
Für ſie ſich freut an ſeiner eignen Dauer,
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret,
Sich freier fühlt in ſo geliebten Schranken
Und nur noch ſchlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Iſt Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen,
Entſchlüſſen, raſcher That ſogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir auf's lieblichſte geleiſtet;

Und zwar durch ſie! — Wie lag ein inn'res Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkomm'ner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüſten Raum beklomm'ner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie ſelbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher ſchon hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —
Vergleich ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu ſtören

In unſers Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein! — Solcher ſeligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Es iſt als wenn ſie ſagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,

Drum thu' wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſei's, zur Freude, ſei's dem Lieben;
Nur wo du biſt ſei alles, immer kindlich,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich.“

Du haſt gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir ſo hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſtet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,

So quellt denn fort und fließet unaufhaltſam;
Doch nie geläng's die innre Gluth zu dämpfen!
Schon raſt's und reißt's in meiner Bruſt gewaltſam,
Wo Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen,

Fehlt's am Be[illegible]: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt [illegible] Bild zu tauſendmalen.
Das zaudert ba[illegible], bald wird es weggeriſſen,
Undeutlich jetzt und jetzt in reichſten Strahlen;
Wie könnte dies geringſtem Troſte frommen?
Die Ebb' und Fluth, das Gehen wie das Kommen!

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels im Meer und Moos;
Nur immer zu! euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimniß werde nachgeſtammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

Aus dem weſtöſtlichen Divan.

Suleika.

Aus des luſt'gen Brunnens Rand
Der in Waſſerfäden ſpielt,
Wußt' ich nicht, was feſt mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Canals
Der gereihten Hauptallee
Blick' ich wieder in die Höh',
Und da ſeh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem.

Möge Waſſer ſpringend, wallend
Die Cypreſſe dir geſtehen:
Von Suleika zu Suleika
Iſt mein Kommen und mein Gehen.

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Koſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur ſichern Rebenlaube
Der Inſekten frohes Völkchen.

Lindert ſanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde tauſend Grüße;
Eh noch dieſe Hügel düſtern
Grüßen mich wohl tauſend Küſſe.

Und ſo kannſt du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort wo hohe Mauern glühen.
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Athem geben.

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen.
Weſt, wie ſehr ich dich beneide:
Denn du kannſt die Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Buſen ſtilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu ſeh'n dich wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber ſag's beſcheiden!
Seine Liebe ſei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir ſeine Nähe geben.

Friedrich von Schiller,

geb. 1759, geſt. 1805.

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen ſagen,
Zu viele Lauſcher waren wach;
Den Blick nur durft' ich ſchüchtern fragen,
Und wohl verſtand ich, was er ſprach.
Leiſ' komm' ich her in deine Stille,
Du ſchön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Von ferne mit verworrnem Sauſen
Arbeitet der geſchäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brauſen
Erkenn' ich ſchwerer Hämmer Schlag.

So ſauer ringt die kargen Looſe
Der Menſch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schooße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menſchen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns ſtill beglückt!
Sie können nur die Freude ſtören,
Weil Freude nie ſie ſelbſt entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehaſcht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunſt überraſcht.

Leiſ' auf den Zehen kommt's geſchlichen;
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit ſchnellen Füßen iſt's entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O, ſchlinge dich, du ſanfte Quelle,
Ein breiter Strom, um uns herum,
Und, drohend mit empörter Welle,
Vertheidige dies Heiligthum!

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, ſie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt,
Ich, die Himmliſche, will's nicht verſagen.

Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Friedrich Hölderlin,

geb. 1770, geſt. 1813.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom,
Von Inſeln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter ſo viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich, der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimath

Verehrte ſichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu Gebliebnen! Aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet ſo bald mir nicht,
Dieß ſingt kein Wiegengeſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter ſchenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Ludwig Tieck,

geb. 1773, geſt. 1853.

Herbſtlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und ſang im muntern Sonnenſchein
Mit ſüßem wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reiſ' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgeſang,
Mir ward ſo wohl und doch ſo bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Luſt
Stieg wechſelnd bald und ſank die Bruſt:
Herz! Herz!
Brichſt du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen ſah.
Da ſagt' ich: Ach, der Herbſt iſt da,
Der Sommergaſt, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht ſo Lieb' und Sehnſucht flieht,
Weit! weit!
Raſch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenſchein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es ſah mein thränend Angeſicht
Und ſang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Iſt und bleibt Sonnenſchein.

Schlaflied.

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht;
Es ſäuſelt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten,
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, ſchlaf ein,
Leiſer rauſchet der Hain, —
Ewig bin ich dein.

Schweigt ihr verſteckten Geſänge
Und ſtört nicht die ſüßeſte Ruh!
Es lauſcht der Vögel Gedränge,
Es ruhen die lauten Geſänge.
Schließ, Liebchen, dein Auge zu,
Schlafe, ſchlaf ein,
Im dämmernden Schein, —
Ich will dein Wächter ſein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rauſche nur, du ſtiller Bach;
Schöne Liebesphantaſieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume ſchwimmen nach.
Durch den flüſternden Hain
Schwärmen goldne Bienelein
Und ſummen zum Schlummer dich ein.

Der Troſtloſe.

Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zu ſehn.
Dort im kühlen, abgeleg'nen Thal
Such ich Ruh für meines Herzens Qual.

Hat ſie dich ja doch verſtoßen,
Und ſie war ſo ſüß und ſchön!
Tauſend Thränen ſind gefloſſen,
Und ſie durfte dich verſchmähn —
Suche Ruh für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einſam grünen Thal.

Hoffend und ich ward verſtoßen,
Bitten zeugten nur Verſchmähn —
Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Hier im ſtillen einſam grünen Thal
Such zum Troſte dir ein Grab zumal.

Volkslieder.

(Wunderhorn und ſpätere Sammlungen)

Wenn ich ein Vöglein wär.

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Daß nicht mein Herz erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Gruß.

So viel Stern am Himmel ſtehen,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Mal ſei du gegrüßt.

Soll ich dich denn nimmer ſehen,
Ach, das kann ich nicht verſtehen,
O du bittrer Scheidensſchluß.
Wär ich lieber ſchon geſtorben
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieſer Erden
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich dich wiederſehen ſoll:
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mich zuſammen,
Ach, wie groß iſt meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Schatz, wann kommſt zu mir?
Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz gedenk an mich.

Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.

Das Lieben erdacht.

(Schwäbiſch.)

Zum Sterben bin ich
Verliebet in dich,
Dein ſchwarzbraune Aeugelein
Verführen ja mich.

Biſcht hier oder biſcht dort
Oder ſonſcht an aim Ort,
Wollt wunſche, könnt rede
Mit dir ai paar Wort.

Wollt wunſche, 's wär Nacht,
Mein Bettlein wär gmacht;
I wollt mich drein lege,
Feins Liebchen danebe,
Wollt's herze, daß's lacht.

Mein Herz iſcht verwundt,
Komm Schatzerl, mach mich gſund;
Ach 'rlaub mir zu küſſe
Dein purpurrothe Mund.

Dein purpurrothe Mund
Macht Herze geſund,
Macht Todte lebendig,
Macht d' Jugend beſtändig,
Macht Kranke geſund.

Sonſcht Kainer iſcht hier,
Derſelbig gfall mir,
Hätt deine braun Aeugelein,
Dein ſchone Manier.

Mein Mutter d'hat nu
Ain ſchwarzbraune Kuh:
Wer wird ſie dann melke,
Wenn 'ch heirate thu?

Der das Liedl hat gemacht,
Hat's Lieben erdacht,
Drum wunſch ich mein feins Lieb
Viel tauſend gute Nacht.

Zum letzten Mal.

Du wirſt mirs ja nit übel nehma,
Wenn i nit meh zu di komma;
Denn du weißt ja allzuwohl,
Warum i nit meh komma ſoll.

Bei meinem Eid, i hab di lieb ghat,
Hab dirs oft gſagt, daß i di lieb hab;
Doch du weißt ja allzuwohl,
Warum i nit meh liebe ſoll.

Den ſchönen Strauß, i hab ihn gfunden,
Hab ihn gpflückt und hab ihn gbunden,
Doch du weißt ja allzuwohl,
Wer den Strauß nu haben ſoll.

O hätt i's nur verſchlaf'n könna!
Doch i kanns nit, thuſt mir's lähma;
Denn du weißt ja allzuwohl
Warum i net mah ſchlafe ſoll.

Hier unterm Bruſtlaß thut mir's pocha,
Komm ans Herz mi, laß di drücka!
Ach du weißt ja allzuwohl,
Daß i di nit meh drücka ſoll.

Argwohn.

(Schwäbiſch.)

Dort drunten im Thale
Läuft's Waſſer ſo trüb,
Und i kann dir's net hehle,
I hau di ſo lieb!

Sprichſt alleweil von Lieb
Und ſprichſt alleweil von Treu,
Und e Biſſele Falſchheit
Iſt auch wohl dabei!

Und wenn i dir's zehnmal ſag,
Daß ich di lieb,
Und du geiſt mir kein Antwort,
So wird mir's ganz trüb!

Für die Zeit, wo du mich geliebt haſt,
Da dank i dir ſchön,
Und i wünſch, daß dirs anderswo
Beſſer mag gehn!

Die Verlaſſene.

(Bairiſch.)

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Mädle ſteh',
All ſtehn bei ihrem Schatz,
Wer ſtänd bei mir?

Mei Mutter mag mi net,
Und kein Schatz han i net:
Ei, warum ſterb i net,
Was thu i do?

Geſtern iſt Kirchweih gweh,
Mi hat me gwiß net gſeh,
Denn mir iſt gar zu weh,
I tanz ja net!

Wenn i nu gſtorbe bin,
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi ins Grab hinei:
Wer weint um mi?

Laßt die drei Rösle ſtehn,
Die an dem Kreuzle blühn:
Heut ihr das Mädle kennt,
Das drunter liegt?

Die drei Röſelein.

Jetzt gang i ans Brünnele,
Trink aber nit;
Da ſuch ich mein herztauſige Schatz,
Finde aber nit.

Jetzt loß i mein Aeugele
Um und um gehn,
Do ſeh i mein herztauſige Schatz
Bei nem Andern ſtehn.

Bei nem Andern ſtehn ſehn,
Ach das thut weh!
Jetzt bhüt di Gott, herztauſige Schatz,
Dich ſeh i nimmer meh.

Jetzt kauf i mi Dinte
Und Feder und Papier,
Und ſchreib meim herztauſige Schatz
Einen Abſchiedsbrief.

Jetzt leg i mi nieder
Aufs Heu und aufs Moos,
Do falle drei Röſele
In meinen Schoos.

Und dieſe drei Röſele
Sin roſeroth,
Jetzt weiß i nit, lebt min Schatz
Oder iſt er todt.

Wenn ich komm, wenn ich komm.

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibſt hier?
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei dir.
Kann i gleich nit allweil bei dir ſein,
Han i doch ein Freud an dir.
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei dir.

Wie du weinſt, wie du weinſt, daß i wandern muß,
Wie wenn die Lieb jetzt wär vorbei;
Sind au drauß, ſind au drauß der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.
Denk du nit, wenn i an Andere ſeh,
So ſei mein Lieb vorbei.
Sind au drauß, ſind au drauß der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Uebers Jahr, übers Jahr, wenn mer Träubeln ſchneidt,
Stell i mi wiederum ein.
Bin i dann, bin i dann dis Schätzele noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.
Uebers Jahr, da iſt meine Zeit vorbei,
Da gehör i mein und dein;
Bin i dann, bin i dann dis Schätzele noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.

Abſchied.

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abſchied nehmen.
O du allerſchönſte Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Da ich dich ſo treu geliebt
Ueber alle Maaßen,
Soll ich dich verlaſſen.

Wenn zwei gute Freunde ſind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen ſich
Ehe ſie ſich trennen.

Noch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet.

Dort auf jener grünen Au
Steht mein jung friſch Leben:
Soll ich denn mein Leben lang
In der Fremde ſchweben?
Hab ich dir ein Leids gethan,
Halt ich um Verzeihung an;
Denn es geht zu Ende.

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer ſein,
Die ich zu dir ſende.
Tauſend ſchick ich täglich aus,
Die da weben um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Treue Liebe.

Ach wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann!
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.
Du haſt das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein Andre lieb,
Als dich allein.

Was ein blau Blümlein ſpricht
Heißet Vergiß mein nicht!
Das Blümlein leg an's Herz
Und denk' an mich!
Stirbt Blum und Hoffnung gleich,
Wir ſind an Hoffnung reich;
Denn die ſtirbt nie bei mir,
Das glaube mir.

Wär ich ein Vögelein,
Wollt' ich bald bei dir ſein;
Scheut' Falk und Habicht nicht,
Flög' ſchnell zu dir.

Da's aber nicht kann ſein,
Bleiben wir beid allein,
Bis wir, o ſchönſtes Kind,
Vereinet ſind.

Zum Stelldichein.

Dat du min Leevſten biſt,
Dat du wul weeſt;
Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht,
Segg mi, wo du heeſt.

Kam du um Middernacht,
Kam du Klock een,
Vader ſlöpt, Moder ſlöpt,
Ick ſlap alleen.

Klopp an de Kamerdör,
Klopp an de Klink,
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind.

Clemens Brentano,

geb. 1777, geſt. 1842.

Wenn ich ein Bettelmann wär.

Wenn ich ein Bettelmann wär
Käm ich zu dir,
Säh dich gar bittend an,
Was gäbſt du mir? —

Der Pfennig hilft mir nicht,
Nimm ihn zurück,
Goldner als golden glänzt
Allen dein Blick.

Und was du allen giebſt,
Gebe nicht mir;
Nur was mein Aug' begehrt,
Will ich von dir.

Bettler, wie helf ich dir? —
Sprächſt du nur ſo,
Dann wär' im Herzen ich
Glücklich und froh!

Laufſt auf dein Kämmerlein,
Holſt ein Paar Schuh,
Die ſind mir viel zu klein,
Sieh einmal zu. —

Sieh nur, wie klein ſie ſind,
Drücken mich ſehr;
Jungfrau, ſüß lächelſt du,
O gieb mir mehr!

Abendſtändchen.

(Aus: Die luſtigen Muſikanten.)

Hör', es klagt die Flöte wieder
Und die kühlen Brunnen rauſchen,
Golden wehn die Töne nieder;
Stille, ſtille laß uns lauſchen:

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es ſüß zum Herzen ſpricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

Der Spinnerin Lied.

(Aus der Chronika eines fahrenden Schülers.)

Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall;
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing und kann nicht weinen
Und ſpinnen ſo allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond wird ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren
Singt ſtets die Nachtigall.
Ich denk' bei ihrem Schall
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn ich ſo allein.
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen!

Nach Sevilla.

(Aus Ponce de Leon.)

Nach Sevilla, nach Sevilla
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehen,
Aus den Fenſtern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen ſehen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da ſehnt mein Herz ſich hin.

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, ſtille Kammer,
In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer,
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich zu ihren Füßen,
Sie zu ſehen, ſie zu ſprechen,
Sie zu herzen, ſie zu küſſen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr.

O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Die Welt war mir zuwider,
Die Berge lagen auf mir,
Der Himmel war mir zu nieder,
Ich ſehnte mich nach dir, nach dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich trieb wohl durch die Gaſſen
Zwei lange Jahre mich;
An den Ecken mußt' ich paſſen
Und harren nur auf dich, auf dich!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Und alle Liebeswunden,
Die brachen auf in mir,
Als ich dich endlich gefunden,
Ich lebte und ſtarb in dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich hab' vor deiner Thüre
Die hell geſtirnte Nacht,
Daß dich meine Liebe rühre,
Oft liebeskrank durchwacht.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich ging nicht zu dem Feſte,
Trank nicht den edlen Wein;
Ertrug den Spott der Gäſte,
Um nur bei dir, bei dir zu ſein.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Bin zitternd zu dir gekommen,
Als wärſt du ein Jungfräulein,
Hab' dich in Arm genommen,
Als wärſt du mein allein, allein!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Wie ſchlecht du ſonſt geweſen,
Vergaß ich liebend in mir,
Und all dein elendes Weſen
Vergab ich herzlich dir, ach dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Als du mir einſt gegeben
Zur Nacht den kühlen Trank,
Vergifteteſt du mein Leben,
Da war meine Seele ſo krank, ſo krank.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Bergab bin ich gegangen
Mit dir zu jeder Stund',
Hab' feſt an dir gehangen
Und ging mit dir zu Grund.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Es hat ſich an der Wunde
Die Schlange feſtgeſaugt,
Hat mit dem gift'gen Munde
Den Tod in mich gehaucht!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Und ach, in all den Peinen
War ich nur gut und treu!
Daß ich mich nannte den Deinen,
Ich nimmermehr bereu', bereu'!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ludwig Achim von Arnim,

geb. 1781, geſt. 1831.

Die freie Nacht iſt aufgegangen.

Die freie Nacht iſt aufgegangen,
Unſichtbar wird ein Menſch dem andern,
So kann ich mit den Thränen prangen
Und hin zu Liebchens Fenſter wandern.
Der Wächter rufet ſeine Stunden,
Der Kranke jammert ſeine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden
Und bei der Leiche ſchimmern Kerzen.

Die Liebſte iſt mir heut geſtorben,
Wo ſie dem Feinde ſich vermählet.
Ich habe Lieb und Leid geborgen,
Ihr Thränen mir die Sterne zählet.
Wie herzhaft iſt das Licht der Sterne,
Wie ſchmerzhaft iſt das Licht der Fenſter,
Ein dichter Nebel deckt die Ferne,
Und mich umſpinnen die Geſpenſter.

Im Hauſe iſt ein wildes Klingen.
Die Menſchen mir ſo ſtill ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die ſchwarze Nacht hat mich befreiet.
Mein Liebchen weckt ein ſchöner Morgen,
Der mich dem ew'gen Jammer weihet.

Wie oft hab' ich hier froh geſeſſen,
Wenn alle Sterne im Erblaſſen,
Ach alle Welt hat mich vergeſſen,
Seit mich die Liebſte hat verlaſſen:
Nichts weiß von mir die grüne Erde,
Nichts weiß von mir die lichte Sonne,
Der Mondenglanz iſt mir Beſchwerde,
Die Nacht iſt meiner Thränen Bronne.

Aus Dolores.

1.

Sie gab was mich verarmet
Mir ſcheidend ihren Mund
Sie hat ſich mein erbarmet,
Ach Gott, wem thu' ich's kund?
Ich kann's nicht in mir faſſen,
Es ſprenget meine Bruſt,
Es kann's die Welt nicht faſſen,
Was mir allein bewußt.
Wie mich der Abend röthet,
Noch niemand wiſſen muß;
Ach hätt' ſie mich getödtet
Im erſten, erſten Kuß!
Von Schmerzen könnt' ich ruhen,
Im Jubel vieles thun,
In ſchweren Reiſeſchuhen
Tanz ich ſo thöricht nun!

II.

Mir iſt zu licht zum Schlafen,
Der Tag bricht in die Nacht,
Die Seele ruht im Hafen,
Ich bin ſo froh erwacht.

Ich hauchte meine Seele
Im erſten Kuſſe aus,
Was iſt's, daß ich mich quäle,
Ob ſie auch fand ein Haus.

Sie hat es wohl gefunden
Auf ihren Lippen ſchön,
O welche ſel'ge Stunden,
Wie iſt mir ſo geſcheh'n.

Was ſoll ich nun noch ſehen,
Ach alles iſt in ihr,
Was fühlen, was erflehen,
Es ward ja alles mir.

Ich habe was zu ſinnen,
Ich hab, was mich beglückt,
In allen meinen Sinnen
Bin ich von ihr entzückt.

III.

Die Uhr der Liebe.

Er: Wie die Stunden rennen
Mir an Liebchens Seit',
Auf der Zunge brennen
Lieb' und Heimlichkeit.
Soll ich ihr bekennen
Was im Herzen brennt,
Und wie ſoll ich nennen,
Was ſie noch nicht kennt?

Herz ſei doch zufrieden,
Sei ſtill anzuſehn,
Würden wir geſchieden,
Müßteſt du vergehn;
Schweige, noch hienieden
Ward es nicht ſo ſchön,
Daß in ſel'gem Frieden
Zweie ſich anſehn.

Sie: Wie die Stunden ſchleichen
Fern von ihm verbracht,
Gieb ein einzig Zeichen,
Sternenhelle Nacht;
Gieb ein einzig Zeichen,
Ob er wieder liebt.
Frühling will verſtreichen
Und kein Zeichen giebt.

Und die Sterne lachen
Mich zum Hohne an,
Und der Mondennachen
Mir nicht helfen kann;
Ruhlos treibt der Nachen
Durch die Sterne hin,
Herz, auch du mußt wachen,
Schlafen wär Gewinn.

Herz, du könnteſt träumen
Eine Fahrt ſo ſchön,
Sähſt zu ſel'gen Räumen
In der Nacht Getön.

Nachtigall auf Bäumen
Dich verſteh' ich nun,
Willſt das Feld nicht räumen,
Kannſt darin nicht ruhn

IV.

Die arme Schönheit.

Mir gegenüber das ſchöne Kind
Strickte ſonſt fleißig um's liebe Brod,
Barfuß doch lief ſie bei Regen und Wind,
Schwarz war ihr Kopftuch, ihr Röckchen war roth.
Wenn ich ſie grüßte, dankte ſie ſchön,
Und ich mocht' gern in's Auge ihr ſehn.

Mir gegenüber ſitzt nun das Kind
Müßig am Fenſter, daß Jeder ſie ſchaut,
Hat ſich gelocket die Haare geſchwind,
Putzt ſich in Seide wie eine Braut;
Wenn ich ſie ſehe, winket ſie mir,
Wenn du ſie grüßeſt, winket ſie dir.

Hör gegenüber du armes Kind,
Schande macht reich und die Schönheit iſt arm,
Schande die tauſcht mit der Schönheit geſchwind,
Daß ſich doch Gott nur der Schönheit erbarm.
Siehſt du zum Himmel, Gott ſiehet dich nicht,
Sieht kein geſchminketes Angeſicht.

Aus den Kronenwächtern.

(Die Braut ſingt am Hochzeitsmorgen.)

Goldne Wiegen ſchwingen
Und die Mücken ſingen;
Blumen ſind die Wiegen,
Kindlein drinnen liegen.
Auf und nieder geht der Wind
Geht ſich warm und geht gelind.

Wie viel Kinder wiegen,
Wie viel ſoll ich kriegen?

Eins und zwei und dreie?
Und ich zähl' aufs Neue;
Auf und nieder geht der Wind
Und ich weine wie ein Kind.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

geb. 1788. geſt. 1857.

Der Gärtner.

Wohin ich geh' und ſchaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg hinab in die Aue:
Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß ich dich tauſendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, ſchön und fein,
Viel Kränze wohl d'raus wind' ich
Und tauſend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie iſt zu hoch und ſchön,
Die müſſen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen ſtehn.

Ich ſchein' wohl froher Dinge
Und ſchaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerſpringe,
Ich grabe fort und ſinge
Und grab' mir bald ein Grab.

Frühlingsnacht.

Ueber'n Garten durch die Lüfte
Hört' ich Wandervögel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's ſchon an zu blühn.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Iſt mir's doch, als könnt's nicht ſein!
Alte Wunder wieder ſcheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne ſagen's,
Und in Träumen rauſcht's der Hain,
Und die Nachtigallen ſchlagen's:
Sie iſt Deine, ſie iſt dein!

Die Nachtigallen.

Möcht' wiſſen, was ſie ſchlagen
So ſchön bei der Nacht,
'S iſt in der Welt ja doch Niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reiſen,
Und das Land iſt ſo blaß,
Und die Nacht wandert leiſe
Durch den Wald über's Gras.

Nacht, Wolken, wohin ſie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebſte jetzt ruht.

Zieht der Einſiedel ſein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Ueber's ganze Geſicht.

Und daß ſie Niemand erſchrecket,
Der liebe Gott hat ſie hier
Ganz mit Mondſchein bedecket,
Da träumt ſie von mir.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus,
Und ſingen meine Weiſen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!

Parole.

Sie ſtand wohl am Fenſterbogen
Und flocht ſich traurig ihr Haar,
Der Jäger war fortgezogen,
Der Jäger ihr Liebſter war.

Und als der Frühling gekommen,
Die Welt war von Blüthen verſchneit,
Da hat ſie ein Herz ſich genommen
Und ging in die grüne Haid.

Sie legt das Ohr an den Raſen,
Hört ferner Hufe Klang —
Das ſind die Rehe, die graſen
Am ſchattigen Bergeshang.

Und Abends die Wälder rauſchen,
Von fern nur noch ein Schuß,
Da ſteht ſie ſtille zu lauſchen:
„Das war meines Liebſten Gruß!“

Da ſprangen vom Fels die Quellen,
Da flogen die Vöglein ins Thal.
„Und wo ihr ihn trefft, ihr Geſellen,
Grüßt mir ihn tauſendmal!“

Justinus Kerner,

geb. 1786.

Abſchied.

Geh' ich einſam durch die ſchwarzen Gaſſen,
Schweigt die Stadt, als wär' ſie unbewohnt;
Aus der Ferne rauſchen nur die Waſſer,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib' ich lang' vor jenem Hauſe ſtehen,
Drin das liebe, liebe Liebchen wohnt,
Weiß nicht, daß ſein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit' ich lange ſehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun ſprech' ich: Lebet wohl, ihr Gaſſen!
Lebe wohl, du ſtilles, ſtilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze ſchwoll,
Und du Fenſterlein, d'raus Liebchen ſchaute,
Und du Thüre, d'raus ſie ging, leb' wohl!

Geh' ich bang nun nach den alten Mauern
Schauend rückwärts oft mit naſſem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze noch zurück.

Friedrich Rückert,

geb. 1789.

Aus den öſtlichen Roſen.

Tritt herein.

Tritt herein zu der Thüre
Und erleuchte das Zimmer ganz!
Grüße rings und entführe
Alle Herzen in Himmelsglanz!

Vor dir gehet ein Schweigen
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feld iſt dein eigen,
Eh' du noch aufgetreten einmal.

Sehet, o Schönheitskenner,
Ob ihr Schönheit ſchon habt gekannt.
Seht, o geiſtige Männer,
Was die Geiſter wol übermannt.

Löſche du des Verſtandes
Flackernde Lampe mit deinem Schein,
Und belebenden Brandes
Laßt hier Schönheit die Sonne ſein.

Sieh, es drehen planetiſch
Alle Strahlen ſich um dein Licht,
Und du zieheſt magnetiſch
Alle Blick' an dein Angeſicht.

Wo die Roſ' iſt erſchienen,
Neigt ſich ein ganzes Blumengefild.
Blick mit Huld auf Jasminen,
Sprich mit ſchüchternen Veilchen mild!

Oeffne Lippen zum Reden
Und verſtröme des Geiſtes Duft.
Kommet, Lüfte von Eden,
Und durchwürzt euch in dieſer Luft!

Deine lächelnden Mienen
Sind ein würziger Blumenflor;
Honigſaugende Bienen
Deiner Lippen ſind Aug' und Ohr.

Sieh, du biſt nun die Kerze
Dieſer Geſellſchaft, hebe das Haupt,
Und dem Schmetterling Scherze
Sei um das Licht ſein Kreiſen erlaubt.

Wo du ſicher und leiſe
Blickeſt, zügelt Ordnung den Tanz,
Und ſich halten im Gleiſe
Herzen, welche verwirrt dein Glanz.

Die Ungnädige.

Ich bin auf ihrem Wege der Staub,
Sie hütet den Saum des Kleides vor mir,
Sie giebt ihr Gewand dem Winde zum Raub,
Nur daß ich nicht mög' haften an ihr.

Und wär' ich über den Fluß der Steg,
So bliebe ſie lieber am Ufer ſtehn,
Und wär' ich der Paradieſesweg,
So würde ſie lieber zur Hölle gehn.

Sie zeigt ihr lächelndes Angeſicht,
Wie eine Roſe, dem ganzen Reich;
Und ſag' ich: warum verhüllſt du dich nicht?
So verhüllt ſie vor mir ſich gleich.

Was ich ihr thu', iſt ihr nicht recht;
Und was ſie mir thut, das iſt nicht fein.
Ich bin der unterthänige Knecht,
Sie will nicht gnädige Herrin ſein.

Was ich ihr auch zu gefallen thu',
Nichts zu gefallen thut ſie mir.
Und wäre ſie nicht ſo ſchön dazu,
So wär' es nicht auszuhalten bei ihr.

Kehr' ein bei mir!

Du biſt die Ruh,
Der Friede mild,
Die Sehnſucht du,
Und was ſie ſtillt.

Ich weihe dir
Voll Luſt und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug' und Herz.

Kehr' ein bei mir
Und ſchließe du
Still hinter dir
Die Pforten zu.

Treib andern Schmerz
Aus dieſer Bruſt!
Voll ſei dies Herz
Von deiner Luſt.

Dies Augenzelt
Von deinem Glanz
Allein erhellt,
O füll' es ganz.

Lachens und Weinens Grund.

Lachen und Weinen zu jeglicher Stunde
Ruht bei der Lieb' auf ſo mancherlei Grunde.
Morgens lacht' ich vor Luſt;
Und warum ich nun weine
Bei des Abends Scheine,
Iſt mir ſelb nicht bewußt.

Weinen und Lachen zu jeglicher Stunde
Ruht bei der Lieb' auf ſo mancherlei Grunde.
Abends weint' ich vor Schmerz;
Und warum du erwachen
Kannſt am Morgen mit Lachen,
Muß ich dich fragen, o Herz.

Aus der erotiſchen Blumenleſe aus Dichtern verſchiedener Zeiten und Völker.

Auf der Stelle
Wo ſie ſaß,
O wie ſchnelle
Wuchs das Gras!
Leiſe ſaß ſie auf ihm nieder,
Darum wuchs ſo ſchnell es wieder.

O darüber
Wuchs das Gras,
Und vorüber
Iſt nun das,
Und du haſt es längſt vergeſſen,
Daß du dort bei mir geſeſſen.

Aber eine
Blume dringt,
Schön wie keine
Rings entſpringt,
Aus dem Gras, wo du geſeſſen,
Daß ich dich nicht kann vergeſſen.

Wo die feine
Blum' entſpringt,
Die mir deine
Grüße bringt,
Sitz' ich oft und denk' indeſſen
Daß ich hier mein Glück beſeſſen.

Die Blume der Ergebung.

Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weiſe
Du trittſt in meine Kreiſe.

Kommſt du ein Strahl der Sonne,
So werd' ich deiner Wonne
Den Buſen ſtill entfalten
Und deinen Blick behalten.

Kommſt du als Thau und Regen,
So werd' ich deinen Segen
In Liebesſchaalen faſſen,
Ihn nie verſiegen laſſen.

Und fähreſt du gelinde
Hin über mich im Winde,
So werd' ich dir mich neigen,
Sprechend: ich bin dein eigen.

Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weiſe
Du trittſt in meine Kreiſe.

Aus dem Liebesfrühling.

Sie ſah den Liebſten ſchweigend an,
Sie ſucht' ein Wort, auf das ſie ſann.
Sie dachte und in Duft zerfloß
Des Denkens Faden, den ſie ſpann.

Empfindung tauchte auf, als wie
Die Nymph' aus Fluthen dann und wann.
Und tauchte wieder in die Fluth,
Als ob es ſie zu reu'n begann.

Die Seele war der Knospe gleich,
Die will und ſich nicht aufthun kann
Sie lächelte, als ſtaunte ſie
In ſich ein holdes Räthſel an.

Sie athmete, als ob auf's Herz
Ihr drück' ein ſüßer Zauberbann.
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der ſchwimmend nicht Geſtalt gewann.

Sie flüſterte, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Duft zerrann.
Sie flüſtert' ihm das Wort in's Herz:
Du biſt ein ſehr geliebter Mann.
Du biſt ein ſehr geliebtes Weib.
So ſprachen ſie und ſchwiegen dann.

Ludwig Uhland,

geb. 1787.

Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.

Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach, Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach, Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich ſo gerne.
Wie ſinget ihr ſo zum Herzen mir!
Von unſrer Liebe, was wiſſet ihr
In dieſer weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein ſprießen,
Wer hat euch, Blümlein, hieher geſandt?
Seid ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh!

Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter; Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein!

Wilhelm Müller,

geb. 1794, geſt. 1827.

Aus: Die ſchöne Müllerin.

Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt' ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.

Und da ſitz' ich in der groſſen Runde
Zu der ſtillen kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht.

Ungeduld.

Ich ſchnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieſelſtein,
Ich möcht' es ſä'n auf jedes friſche Beet
Mit Kreſſenſamen, der es ſchnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's ſchreiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er ſpräch' die Worte rein und klar,
Bis er ſie ſpräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißem Drang;
Dann ſäng' er hell durch ihre Fenſterſcheiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es ſäuſeln durch den regen Hain;
O, leuchtet' es aus jedem Blumenſtern!
Trüg' es der Duft zu ihr von nah' und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich meint', es müßt' in meinen Augen ſtehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen ſehn,
Zu leſen wär's auf meinem ſtummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund,
Und ſie merkt nichts von all' dem bangen Treiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Morgengruß.

Guten Morgen, ſchöne Müllerin!
Wo ſteckſt du gleich das Köpfchen hin,
Als wär' dir was geſchehen?
Verdrießt dich denn mein Gruß ſo ſchwer?
Verſtört dich denn mein Blick ſo ſehr?
So muß ich wieder gehen.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Nach deinem lieben Fenſter ſehn;
Von ferne, ganz von ferne!
Du blondes Köpſchen komm hervor!
Hervor aus eurem runden Thor,
Ihr blauen Morgenſterne!

Ihr ſchlummertrunk'nen Aeugelein,
Ihr thaubetrübten Blümelein,
Was ſcheuet ihr die Sonne?
Hat es die Nacht ſo gut gemeint,
Daß ihr euch ſchließt und bückt und weint
Nach ihrer ſtillen Wonne?

Nun ſchüttelt ab der Träume Flor,
Und hebt euch friſch und frei empor
In Gottes hellen Morgen!
Die Lerche wirbelt in der Luft.
Und aus dem tiefen Herzen ruft
Die Liebe Leid und Sorgen.

Mein!

Bächlein, laß dein Rauſchen ſein!
Räder, ſtellt eu'r Brauſen ein!
All' ihr muntern Waldvöglein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut' ein Reim allein:
Die geliebte Müllerin iſt mein!
Mein!
Frühling, ſind das alle deine Blümelein?
Sonne, haſt du keinen hellern Schein?
Ach, ſo muß ich ganz allein
Mit dem ſeligen Worte mein
Unverſtanden in der weiten Schöpfung ſein!

Vineta!

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der ſchönen, alten Wunderſtadt.

In der Fluthen Schoos hinabgeſunken
Blieben unten ihre Trümmer ſtehn.
Ihre Zinnen laſſen gold'ne Funken
Widerſcheinend auf dem Spiegel ſehn.

Und der Schiffer, der den Zauberſchimmer
Einmal ſah im hellen Abendroth,
Nach derſelben Stelle ſchifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken, dumpf und matt;
Ach, ſie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als gold'ne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich verſenken in den Widerſchein,
Und mir iſt als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderſtadt hinein.

Adelbert von Chamiſſo,

geb. 1781, geſt. 1838.

Thränen.

Ich habe, bevor der Morgen
Im Oſten noch gegraut,
Am Fenſter zitternd geharret
Und dort hinaus geſchaut.

Und in der Mittagsſtunde,
Da hab' ich bitter geweint
Und habe doch im Herzen:
Er kommt wohl noch! gemeint.

Die Nacht, die Nacht iſt kommen,
Vor der ich mich geſcheut;
Nun iſt der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.

Albert Graf Schlippenbach.

Wach auf!

Wach' auf, Herzliebſte, aus Nacht und Traum!
Vor dem Fenſter dein ſteht ein grüner Baum!
Wach' auf, Herzliebſte, der Morgen lacht,
Der Frühling iſt kommen über Nacht
Und nickt aus den Zweigen
Und will ſich dir zeigen!
Du! du! du! —
Lächle dem Frühling zu!

Mach' auf dein Aeuglein, du ſüßes Kind,
In jungen Blättern ſäuſelt der Wind!
Mach' auf dein Herz, mach' auf deine Thür,
Ich bin der Frühling, ich will zu dir,
Dir heimlich was ſagen
Von unnützen Klagen.
Du! du! du! —
Höre dem Frühling zu!

Ich laß mir vertrauen Schmerz und Luſt,
Ich hab' eine treue, verſchwiegene Bruſt,
Ich hab' einen friſchen, rothen Mund,
Und wen ich küſſe, den mach' ich geſund.
Ich will dich umſchlingen,
In's Grüne dich bringen,
Du! du! du!
Laſſe den Frühling zu!

Heinrich Heine,

geb. 1800, geſt. 1856.

Aus dem Buch der Lieder.

I.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knospen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab' ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

II.

Im Rhein, im heiligen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n
Mit ſeinem großen Dome
Das große, heilige Cöln.

Im Dom, da ſteht ein Bildniß
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hinein geſtrahlt.

Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau.

III.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt,
Der Andre liebt eine Andre
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

IV.

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill, und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber
Und wogt' es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber
Troſtlos auf weitem Meer.

V.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

VI

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe, —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppelgänger! Du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle
So manche Nacht, in alter Zeit?

VII.

Ich ſtand in dunkeln Träumen
Und ſtarrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab'!

VIII.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

IX.

Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Mit den Aeuglein ſüß und klar,
Du, mein liebes kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang iſt heut der Winterabend
Und ich möchte bei dir ſein,
Bei dir ſitzen, mit dir ſchwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich preſſen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

X.

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf, mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wand're von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine; —
Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir.

Aus den neuen Gedichten.

I

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt
Sag', ich laſſ' ſie grüßen.

II.

Ach, ich ſehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, ſchmerzenmild,
Und ich fürchte, dieſes Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe ſüßes Elend
Und der Liebe bittre Luſt
Schleicht ſich wieder, himmliſch quälend,
In die kaum geneſ'ne Bruſt.

III.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige.

IV.

Sterne mit den gold'nen Füßchen
Wandeln droben bang und ſacht,
Daß ſie nicht die Erde wecken,
Die da ſchläft im Schooß der Nacht.

Horchend ſtehn die ſtummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend ſtreckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Widerhall.
War es der Geliebten Stimme
Oder nur die Nachtigall?

V.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumeriſchen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Geſtalt.

Iſt es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein ſanftes Angeſicht?
Oder iſt es nur der Mondſchein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eig'nen Thränen,
Die ich leiſe rinnen hör'?
Oder gehſt du, Liebſte, wirklich
Weinen neben mir einher?

VI.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund;
Nun läßt ſie mich nicht mehr in Ruh,
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend ſpät bis Morgens fruh,
Sie fragt zu jeder Stund:
Was hältſt du mir die Augen zu,
Wenn du mir küßt den Mund?

Ich ſag' ihr nicht, weshalb ich's thu',
Weiß ſelber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund.

VII.

Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten
Schleicht die böſe Nacht heran;
Unſre Seelen, ſie ermatten,
Gähnend ſchauen wir uns an.

Du wirſt alt und ich noch älter,
Unſer Frühling iſt verblüht.
Du wirſt kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende iſt ſo trübe!
Nach der holden Liebesnoth
Kommen Nöthen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

Aus dem Romanzero.

Altes Lied.

Du biſt geſtorben und weißt es nicht,
Erloſchen iſt dein Augenlicht,
Erblichen iſt dein rothes Mündchen,
Und du biſt todt, mein todtes Kindchen.

In einer ſchaurigen Sommernacht
Hab' ich dich ſelber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen ſangen,
Die Sterne ſind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort widerhallt die Litanei;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Todtengebete gebrummet.

Am Weidenſee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich ſtehn und ſchienen
Uns anzuſchaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da ſtieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Auto-da-fe.

Welke Veilchen, ſtäub'ge Locken
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerriſſene Billete,
Längſt vergeſſ'ner Herzenstand.

In die Flammen des Kamines
Werf' ich ſie verdroſſ'nen Blicks;
Aengſtlich kniſtern dieſe Trümmer
Meines Glücks und Mißgeſchicks.

Liebeſchwüre, flatterhafte
Falſche Eide, in den Schlot
Fliegen ſie hinauf — es kichert
Unſichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich ſeh'
Wie die Fünkchen in der Aſche
Still verglühn. — Gut' Nacht! — Ade!

Wiederſehen.

Die Geisblattlaube — ein Sommerabend —
Wir ſaßen wieder wie ehmals am Fenſter —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Geſpenſter.

Zwölf Jahre ſchwanden, ſeitdem wir beiſammen
Zum letzten Male hier geſeſſen;
Die zärtlichen Gluthen, die großen Flammen,
Sie waren erloſchen unterdeſſen.

Einſilbig ſaß ich. Die Plaudertaſche,
Das Weib, hingegen ſchürte beſtändig
Herum in der alten Liebesaſche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und ſie erzählte: wie ſie die böſen
Gedanken bekämpft, eine lange Geſchichte,
Wie wackelig ſchon ihre Tugend geweſen —
Ich machte dazu ein dummes Geſichte.

Als ich nach Hauſe ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geiſter. Wehmüthige Stimmen riefen —
Doch ich und die Todten, wir ritten ſchnelle.

Böſes Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Perſönchen fein formirt! Die ſüßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie ſteht ſo feſt auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme iſt ſo treu und innig,
Man glaubt zu ſchaun bis in der Seele Grund;
Und alles, was ſie ſpricht, iſt klug und ſinnig;
Wie eine Roſenknoſpe iſt der Mund.

Es iſt nicht Liebesweh, was mich beſchleichet,
Ich ſchwärme nicht, ich bleibe bei Verſtand; —
Doch wunderbar ihr Weſen mich erweichet
Und heimlich bebend küſſ' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und ſprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und ſei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich ſei.

Was ſie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Troſtlos daniederliegt ſeit manchem Jahr. —

Karl Immermann,

geb. 1796, geſt. 1840.

Sehnſucht.

Könnt' ich ſie einmal treffen an
Im tiefen Wald, da Niemand ginge;
Es wär' um allen Schmerz gethan,
Ach daß es, daß es doch gelinge!

Wir ſchritten immer weiter ein,
Und ſähen nimmermehr zurücke,
Und würden fein geborgen ſein,
Und ſcheuten keines Menſchen Tücke.

Und alle, die uns ſonſt gehöhnt
Und ſchlimmen Sieg an uns erworben,
Sie wären alle nun verſöhnt
Und ſprächen ſanft: Sie ſind geſtorben.

'S iſt vorüber.

Ach, die Welt wird immer enger,
Ach, der Buſen immer bänger;
Immer näher zieht's wie Hauch der Grüfte,
Und des Himmels liebe klare Lüfte
Immer trüber!

Sie ſitzt ſtumm auf ihrem Zimmer,
Ich irr' um bei Sternenſchimmer;
Eines zu dem Andern gerne möchte
Aber beide, leider, ſind im Rechte,
'S iſt vorüber.

Geiſterelend.

Ich habe beſucht die waldige Haide,
Die zugeſehen bei unſern Küſſen;
Nun weiß ich um der Geiſter Leide,
Die, wo ſie gelebet, umgehn müſſen.

Nicolaus Lenau.

geb. 1802, geſt. 1850.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernſte, milde, träumeriſche,
Unergründlich ſüße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Dieſe Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einſam ſchwebeſt für und für.

Schilflieder.

I.

Drüben geht die Sonne ſcheiden,
Und der müde Tag entſchlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, ſo ſtill, ſo tief.

Und ich muß mein Liebſtes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig ſäuſeln hier die Weiden
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein ſtilles, tiefes Leiden
Strahlſt du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.

II.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo iſt dein Sternenlicht?“

Suchen den erloſch'nen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt immer
Nieder in mein tiefes Weh!

III.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendſchein
An das öde Schilfgeſtade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn ſich dann der Buſch verdüſtert,
Rauſcht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüſtert,
Daß ich weinen, weinen ſoll.

Und ich mein', ich hörte wehen
Leiſe deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Geſang.

IV.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie ſchwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu ſeh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

V.

Auf dem Teich, dem regungsloſen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend ſeine bleichen Roſen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirſche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt ſich das Geflügel
Träumeriſch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet.

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenſtunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leiſe Liebeskunde.

Selig lauſcht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den ſchönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Thau getränket,
Das einſame zittert froh,
Daß der Himmel ſein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er ſingt ein ſüßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeſchick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur ſein ſtummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Alſo in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Iſt ein Blick mir, ſtill und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Stille Sicherheit.

Horch, wie ſtill es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir ſind ſicher und allein.

Still verſäuſelt hier am Wieſenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die ſich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und ſchweigt.

Sagen darf ich dir, wir ſind allein,
Daß mein Herz iſt ewig, ewig dein!

An den Wind.

Ich wand're fort in's ferne Land!
Noch einmal blickt' ich um, bewegt
Und ſah, wie ſie den Mund geregt
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief ſie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebſten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlaſſen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Iſt's nicht genug, daß du mir auch
Entreißeſt ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

Dieſe Roſe pflück' ich hier
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir,
Brächt' ich ſie ſo gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Iſt die Roſe längſt dahin,
Denn die Roſen eilen.

Nie ſoll weiter ſich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als ſich blühend in der Hand
Läßt die Roſe tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neſte,
Oder als ihr ſüßer Schall
Wandert mit dem Weſte.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſt's gut in einen Strom zu ſehn,
Wo Alles wogt und ſchwindet.

O ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was dir, und ſoll's dein Liebſtes ſein,
Vom Herzen ward geriſſen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen.
Und ſieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Julius Mosen,

geb. 1803.

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeſte aus.

Viel liebliche Blüthen ſtehen dran;
Linde
Winde
Kommen, ſie herzlich zu umfahn.

Es flüſtern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kuſſe die Häuptchen zart.

Sie flüſtern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tagelang, wüßte, ach! ſelber nicht was.

Sie flüſtern, — wer mag verſtehen ſo gar
Leiſe
Weiſe?
Flüſtern vom Bräut'gam und nächſtem Jahr.

Das Mägdlein horchet; es rauſcht im Baum.
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Johann Gabriel Seidl,

geb. 1804.

Der blinde Greis an ſeine Tochter.

Leg' mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So! — Wie das kühlt! — Sie ſind ſo lieb, ſo lind,
Und jeden Pulsſchlag ſpür' ich! Heißt das geh'n!
Dagegen meiner — matt zum Stilleſteh'n.

Einmal, es iſt ſchon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da ſaß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte ſinnend in den grünen Raum.

Horch! plötzlich rauſcht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wohl die Hand, ſo lieb und lind,
Und blieb recht gern ſo lang als möglich blind.

Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals, wie du ſo jung, wie du ſo zart;
Den erſten Kuß trug mein Errathen mir
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

Wenn du nun manchmal deine Hände ſo
Mir auflegſt, macht es mich wehmüthig froh;
Mir iſt's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als ſäh' ich ſie, die längſt ſchon ruht im Grab.

Ja, malen könnt' ich Zug für Zug ſie dann,
Und eine ſüße Sehnſucht faßt mich an;
Zu ſitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszuſtarren in den grünen Raum;

Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich ſtelle mich nur blind,
Und ſie verhalte nur die Augen mir
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!

Eduard Mörike,

geb. 1801.

Heimweh.

Anders wird die Welt mit jedem Schritt,
Den ich weiter von der Liebſten mache;
Mein Herz, das will nicht weiter mit!
Hier ſcheint die Sonne kalt in's Land,
Hier däucht mir Alles unbekannt,
Sogar die Blumen am Bache!
Hat jede Sache
So fremd eine Miene, ſo falſch ein Geſicht.
Das Bächlein murmelt wohl und ſpricht:
Armer Knabe, komm bei mir vorüber,
Siehſt auch hier Vergißmeinnicht!
— Ja, die ſind ſchön an jedem Ort,
Aber nicht wie dort!
Fort, nur fort!
Die Augen gehn mir über!

Lebewohl.

„Lebe wohl!“ — Du fühleſt nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
Mit getroſtem Angeſicht
Sagteſt du's und leichtem Herzen.

„Lebe wohl!“ — Ach tauſendmal
Hab' ich mir es vorgeſprochen,
Und in nimmerſatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen.

Maſchinka's Lied.

Herz! und weißt du ſelber denn zu ſagen,
Was dich drückt und quält?
Oder kann man ſo um nichts verzagen?
Herz, ich habe ſchwer an dir zu tragen;
Schwer! Schwer!
Daß ich mit dir im Grabe wär'!

Die Geſchwiſter kommen, mich zu fragen,
Was mir immer fehlt?
O, ich darf nicht wagen,
Die verweinten Augen aufzuſchlagen,
Wenn ich denke, was du mir verhehlt!
Herz, ich habe ſchwer an dir zu tragen,
Schwer! Schwer!
Daß ich im Grabe wär'!

Das verlaſſene Mägdlein.

(Aus Maler Nolten.)

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Heerde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken;
Ich ſchaue ſo drein
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Agnes.

(Aus Maler Nolten.)

Roſenzeit! wie ſchnell vorbei,
Schnell vorbei
Biſt du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth
Schnitterinnen ſingen.

Aber, ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche ſo durch's Wieſenthal,
So durch's Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tauſend Mal,
Tauſend Mal
Er mir Treu' geſchworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Roſenband,
Von ſeiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Früh im Wagen.

Es graut von Morgenreif
In Dämmerung das Feld,
Da ſchon ein blaſſer Streif
Den fernen Oſt erhellt.

Man ſieht im Lichte bald
Den Morgenſtern vergehn,
Und dort am Fichtenwald
Den vollen Mond noch ſtehn.

So iſt mein ſcheuer Blick,
Den ſchon die Ferne drängt,
Noch in das Schmerzensglück
Der Abſchiedsnacht verſenkt.

Dein blaues Auge ſteht,
Ein dunkler See, vor mir;
Dein Kuß, dein Hauch umweht,
Dein Flüſtern mich noch hier.

An deinem Hals begräbt
Sich weinend mein Geſicht,
Und Purpurſchwärze webt
Mir vor dem Auge dicht.

Die Sonne kommt, ſie ſcheucht
Den Traum hinweg im Nu,
Und von den Bergen ſtreicht
Ein Schauer auf mich zu.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringang's Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut ſie denn den ganzen Tag,
Da ſie wohl nicht ſpinnen und nähen mag?
Thut fiſchen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fiſchen und jagen freute mich ſehr.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringang's Schloß
In Jägertracht, und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königsſohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich ſo ſehr.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Einsmals ſie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was ſiehſt mich an ſo wunniglich?
Wenn du das Herz haſt, küſſe mich!

Ach! erſchrak der Knabe!
Doch denket er: mir iſt's vergunnt,
Und küſſet Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Darauf ſie ritten ſchweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in ſeinem Sinn:
Und würd'ſt du heute Kaiſerin,
Mich ſollt's nicht kränken:
Ihr tauſend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtraut's Mund geküßt.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Herrmann Kurtz,

geb. 1813.

Das Mühmchen.

Epiſtel 2.

Mein Lorchen, was ſchreibſt du mir ſeltſame Mähren?
Was muß nur im heiteren Köpfchen dir gähren?

Nun wollen beſcheidene Küſſe dich reuen?
Du mußt vor der würdigen Mutter dich ſcheuen?

Die heimliche Liebe, du kannſt ſie verdammen,
Und frevelhaft nennſt du die edelſten Flammen?

Setz mir einen Spiegel ins Herze hinein,
Daß du kannſt darin leſen, wie ſo treu ich es mein'!

Und trübe nicht ſeine lautere Schrift
Durch der Grillen und Zweifel entſtellendes Gift,

Und blicke nicht ſcheu nach den rauchigten Bildern,
Die die Ahnen ſo ſtreng und verbieteriſch ſchildern!

Jetzt ſehen ſie ſtarr von den Wänden herunter,
Doch einſt ſchlug auch ihnen der Puls voll und munter.

Zwar, als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Doch denke, bevor er zur Braut ſie bekommen,
Iſt er oft auch heimlich zu ihr gekommen.

Und wie er zum erſten Mal ſie gekußt,
Hat Urgroßmutter davon nichts gewußt.

Dann auch der Vater! der hat ſeiner Lieben
Gar manch ein verſtohlenes Brieſchen geſchrieben.

Jetzt ſchilt ſie die Mädchen und züchtigt die Knaben,
Doch wird ſie nicht Alles vergeſſen haben.

Ja, wollt' ich dir all die Amuren berichten,
Es gäb' eine Leiter Familiengeſchichten!

Gäb' eine familiengeſchichtliche Leiter
Bis zu Adam und Eva hinauf und ſo weiter.

Und jede die würde beginnen: Es war —
Nun ſag', wie heißt's weiter? Es war 'mal ein Paar!

Es war 'mal ein Pärchen, die waren verliebt,
Und haben ſich fleißig im Küſſen geübt.

Und dieſe familiengeſchichtliche Leiter
Reicht auch in die künftigſte Ferne noch weiter.

Und Sproſſen auf Sproſſen noch kommen hinzu:
Sie machen es alle wie ich und wie du!

Dann hängen wir auch bei den Alten da droben,
Und Enkel und Enkelin werden geloben:

Feſt will ich und treu wie der Ahuherr ſein!
Und ich wie die Ahne ſo züchtig und rein!

Heinrich Kletke,

geb. 1813.

Der Liebe Obdach.

Die Liebe baut, ein thöricht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden;
Hier hofft ſie gegen Froſt und Wind
Ein freundlich Obdach einſt zu finden.

Doch eine Herbſtnacht war genug,
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfoſten zu zerſtören.

Nun irrt ſie mit verzagtem Blick,
Zum Tod erſchöpft im wüſten Wetter,
Und ſammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben,

geb. 1806, geſt. 1849.

Nach altdeutſcher Weiſe.

Es iſt beſtimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebſten hat,
Muß meiden;
Wie wohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! ſo ſauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geſchenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Waſſerglas, —
Doch wiſſe:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wiſſe! ja wiſſe!

Und hat dir Gott ein Lieb beſcheert
Und hältſt du ſie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter ſein,
Da legſt du ſie, wie bald! hinein;
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verſtehn,
Ja recht verſtehn!
Wenn Menſchen auseinander gehn,
So ſagen ſie: auf Wiederſehn!
Ja Wiederſehn!

Robert Reinick,

geb. 1805, geſt. 1852.

Des Mädchens Geſtändniß.

Der Abend war ſo wunderſchön,
Da gingen beide wir durch's Feld;
Die Sonne wollte untergehn
Und ſchien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel ſangen im Geſträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt ſo gut,
Gott weiß, mir war noch niemals ſo.
Da ſprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich ſelbſt nicht mehr.
Und er auch war ſo gut dabei
Und ging ſo ſtille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand
Und küßt' mich leiſe auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerſtehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verſtehn,
Wie's mir nur eingefallen iſt.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieſer Kuß nichts Böſes war;
War's doch nachher in meiner Bruſt
So rein, wie es geweſen war.
Ich hätt's auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär';
Und doch! — wär' es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt ſich doch noch ſehr!

Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel ſtand,
Mägdlein ſaß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leiſen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche weißes Lein,
In des ſtillen Mondes Huth!
Biſt du bleich, dann biſt du gut,
Biſt du bleich, dann biſt du rein. —
Bleiche, bleiche weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Sonne giebt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Raſt;
Iſt der Tag nur erſt erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig ſein. —
Bleiche, bleiche weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

War ein thörigt' Mägdelein,
Roth und friſch mein Angeſicht;
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Eile dich und bleiche ſein!
Hab' ja treu gewartet dein;
Legt man mich in's Grab hinein
Deck' in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein!

Ferdinand Freiligrath.

geb. 1810.

Mit Unkraut.

Ich ſchritt allein hinab den Rhein,
Am Hag die Roſe glühte,
Und wunderſam die Nacht durchſchwamm
Der Duft der Rebenblüthe.
Cyan und Mohn erglänzten ſchon,
Der Südwind bog die Aehren;
Ueber Rolandseck, da ließ ſich keck
Eines Falken Luſtſchrei hören.

Und es kam das Lied mir in's Gemüth:
Wär' ich ein wilder Falke!
O du Melodei wie ein Falk ſo ſcheu,
Und ſo dreiſt auch wie ein Falke!
Singe mit, wer kann! Zur Sonn' hinan
Soll mich ſelbſt die Weiſe tragen!
An ein Fenſterlein, an ein Riegelein
Mit den Flügeln will ich ſchlagen.

Wo ein Röslein ſteht, wo ein Vorhang weht.
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun über'n Strom hinſchaun —
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit ſcharfem Fang und mit Wildgeſang
Möcht' ich ſitzen ihr zu Füßen;
Möchte ſtolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

O wohl ſang ich friſch, o wohl ſprang ich friſch;
Keine Flügel konnt' ich breiten!
Und ich lief voll Zorn, und das gelbe Korn
Durch die Finger ließ ich gleiten.
Knickte Zweig und Aſt, knickte Blatt und Baſt,
Ließ nicht ab vom wilden Raufen,
Bis die Hand zerſetzt, und ich matt zuletzt
Mich in's Gras warf zu verſchnaufen.

Auf den Bergen Klang, auf der Fluth Geſang,
In den Wellen Buben ſchwammen.
Ich aber ſaß einſam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zuſammen;

Meinen wilden Strauß, meinen Rankenſtrauß —
O wohl mehr als Eine lachte!
Aber deine Hand nimmt ihn als Pfand
Eines Tags, wo ich dein gedachte.

Es iſt ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte ſchmücken:
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man ſonſt mag pflücken.
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging es zu finden.

Sein Auge ſprüht, ſeine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, ſein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Bruſt iſt ſchwer: — ſchlechtes Kraut und Er!
Verſtoßen und verlaſſen!
Seine Blumen ſieh! — Willſt du ihn und ſie
Am Boden liegen laſſen?

Ruhe in der Geliebten.

So laß mich ſitzen ohne Ende,
So laß mich ſitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knieen, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Luſt;
Laß mich das Auge ſelig ſchließen
In deinem Arm, an deiner Bruſt.

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raſte nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß ſich ihm entringt;
Die hell und luſtig, eh' ich's wähne,
Durch die geſchloſſ'ne Wimper ſpringt.

So bin ich fromm, ſo bin ich ſtille,
So bin ich ſanft, ſo bin ich gut!
Ich habe dich — das iſt die Fülle,
Ich habe dich — mein Wünſchen ruht.

Dein Arm iſt meiner Unraſt Wiege,
Vom Mohn der Liebe ſüß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir in's Herz ein Schlummerlied.

Und jeder iſt für mich ein Leben! —
Ha, ſo zu raſten Tag für Tag!
Zu lauſchen ſo mit ſel'gem Beben
Auf unſrer Herzen Wechſelſchlag!
In unſrer Liebe Nacht verſunken
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir ſind trunken
In ſeliger Verſchollenheit.

O lieb' ſo lang' du lieben kannſt.

O lieb' ſo lang' du lieben kannſt,
O lieb' ſo lang' du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Und ſorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegen ſchlägt.

Und wer dir deine Bruſt erſchließt,
O thu' ihm, was du kannſt, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald iſt ein böſes Wort geſagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb' ſo lang du lieben kannſt,
O lieb' ſo lang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Dann knieſt du nieder an der Gruft
Und birgſt die Augen trüb und naß
— Sie ſehn den Andern nimmermehr —
In's lange feuchte Kirchhofgras.

Und ſprichſt: o ſchau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab';
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber ſieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängſt,
Der Mund, der oft dich küßte, ſpricht
Nie wieder: Ich vergab dir längſt!

Er that's, vergab dir lange ſchon;
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch ſtill — er ruht, er iſt am Ziel.

O lieb', ſo lang' du lieben kannſt,
O lieb' ſo lang' du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.

Eduard Ferrand,

geb. 1813, geſt. 1842.

Einſt.

Wir ſtanden vor einem Grabe,
Umweht von Fliederduft;
Still mit den Gräſern des Hügels
Spielte die Abendluft.

Da ſprach ſie bang und leiſe:
„Wenn von der Welt ich ſchied,
Und kaum mein Angedenken
Noch lebt in deinem Lied;

„Wenn du auf weiter Erde
Verlaſſen und einſam biſt,
Und nur im Traum der Nächte
Mein Geiſt dich leiſe küßt;

„Dann komm' zu meinem Grabe,
Von Flieder und Roſen umlaubt,
Und neig' auf die kühlen Gräſer
Das heiße müde Haupt.

„Ein Sträußchen duftiger Blumen
Bringſt du wie ſonſt mir mit;
Mich weckt aus tiefem Schlummer
Dein lieber bekannter Schritt.

„Dann will ich mit dir flüſtern
So heimlich und vertraut,
Wie damals, wo wir innig
In's Aug' uns noch geſchaut.

„Und wer vorübergehet,
Der denkt: es iſt der Wind,
Der durch die Blüthen des Flieders
Hinſäuſelt leis und lind.

„Und wie du lebſt, das Kleinſte
Berichten ſollſt du mir,
Und ich will dir erzählen,
Was ich geträumt von dir.

„Wenn dann der Abend gekommen
Und Stern an Stern erwacht,
Dann wünſchen wir uns leiſe
Und heimlich: gute Nacht.

„Du gehſt getröſtet nach Hauſe
Im Abenddämmerſchein,
Und unter meinen Blumen
Schlaf' ich ſtill wieder ein.

Begegnung.

Mit mattem Blick, gebückt am Stabe,
Geht er die Straße ſtill entlang.
Man ſieht's ihm an, er geht zum Grabe
Wohl bald den ſchmerzlich ſchweren Gang.

Einſt glühte dieſe bleiche Wange,
In dieſer wehzerriſſ'nen Bruſt
Schlug auch ein Herz mit frohem Drange,
Mit ungeſtümer Lebensluſt.

Da geht ein Mädchen, hold und blühend,
Mit leichtem Schritt an ihm vorbei,
Die zarte Wange roſenglühend
In ihres Lebens Jugendmai.

Und über ſeine Züge gleitet
Des kindlich reinen Auges Licht;
Als heiter ſie vorüber ſchreitet,
Was ihn ergreift, ſie ahnt es nicht.

Sie ſahen ſich zum erſten Male
Und werden nie ſich wiederſehn;
Durchglüht von ihres Auges Strahle,
Nachſchauend bleibt er lange ſtehn.

Sie ſchwebt dahin — das Bild des kranken,
Des bleichen Mann's iſt ſchon verwiſcht
In ihren lächelnden Gedanken,
Wo Frohes nur ſich Frohem miſcht.

Was er wohl ſinnt — in heißem Beben
Pocht ihm das Herz, ſo voll, ſo voll!
Beginnen möcht' er jetzt zu leben,
Wo er vom Leben ſcheiden ſoll.

Sein Herz treibt ſterbend neue Keime —
Sie aber geht, und ahnt es nicht,
Wie ſeine letzten Erdenträume
Ihr Bild verklärt mit ſüßem Licht.

Georg Büchner,

geb. 1813, geſt. 1837.

Aus dem Luſtſpiel: Leonce und Lena.

Roſetta.

(Sie tanzt und ſingt:)

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühen
Im wilden Roſen,
Und möchtet lieber blühn —
Zwei weiße Roſen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen,
Und ſchlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

Emanuel Geibel,

geb. 1815.

Für Muſik.

Nun die Schatten dunkeln,
Stern an Stern erwacht:
Welch ein Hauch der Sehnſucht
Fluthet in der Nacht!

Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh,
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu.

Die ſich dir ergeben,
Nimm ſie ganz dahin!
Ach, du weißt, daß nimmer
Ich mein eigen bin.

Im Herbſte.

Auf des Gartens Mauerzinne
Bebt noch eine einz'ge Ranke;
Alſo bebt in meinem Sinne
Schmerzlich nur noch ein Gedanke.

Kaum vermag ich ihn zu faſſen;
Aber dennoch von mir laſſen
Will er, ach, zu keiner Friſt.
Und ſo denk' ich ihn, und trage
Alle Nächte, alle Tage
Mit mir fort die dumpfe Klage,
Daß du mir verloren biſt.

Ferdinand Röse.

Gedichte 1839.

Windmüllertreu.

„Die Grethe habt Ihr betrogen,
Die Marthe habt Ihr belogen,
Mich küßt Ihr lange Zeit,
Nie habt Ihr um Eine gefreit!“

Ei ſeht mir das närriſche Kind!
Der Wind, der heute für uns noch weht,
Hat morgen ſchon tauſend Mühlen gedreht.
Haltet ihn doch geſchwind!
Da möchte der Wind wohl Wind noch ſein,
Wenn er bei allen Mühlen,
Mit denen er je thät ſpielen,
Sollte bleiben und weilen fein!

Miſes,

geb. 1801.

Aus den Bergliedern.

Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock,
Weil ihr doch einmal müſſet gehn;
Das Alpenröslein ſteckt an den Rock,
Und mögt zuweilen danach ſehn;
Und wenn's verwelkt iſt unten im Thal,
So denkt an mich zum letzten Mal,
Und werft's hinein in den grünen Bach,
Ein Stücklein ſchwimmt's euch doch noch nach.

Karl Beck,

geb. 1817.

Die Lichter brannten. Es blühten die ſchlanken,
Die prächtigen Blumen von dir geſandt;
Und mächtig erwuchſen die zarten Ranken
Zu Bäumen im Schatten an der Wand.

Wie unter ſtolzen, geheiligten Palmen,
Die Hände gefaltet, das Auge zu,
Saß ich und ſann auf rauſchende Pſalmen
Zu deinem Ruhm, Kind Gottes du!

Die Düfte der Blumen durft' ich borgen,
Den Frieden der Nacht für dies Gebet,
Um ihre wonnig klingenden Sorgen
Hab' ich die Nachtigall gefleht.

So ſaß ich bis der Morgen graute,
Bis mich der Schlummer ſüß beſchlich —
Mein rauſchender Pſalm — die ſieben Laute:
Von Herzen, mit Schmerzen lieb' ich dich!

Friedrich Güll,

geb. 1812.

Nur ein Blick.

In den Erlen liegt die Mühle,
Ueber's Wehr das Waſſer rauſcht;
Drunten in der Mondnacht Kühle
Still der Müllerburſche lauſcht.

Droben thut ſich auf das Lädchen,
Und es ſchickt mit Händekuß
Leis herab das Müllermädchen
Dem Geliebten ihren Gruß.

Drinnen poltert barſch der Alte:
„Stell die Räder doch zur Ruh!“
Und des Fenſters goldne Spalte
Schließet ſacht ſich wieder zu.

Hebbel,

geb. 1813.

Spuk.

Ich blicke hinab in die Gaſſe;
Dort drüben hat ſie gewohnt!
Das öde, verlaſſene Fenſter,
Wie hell beſcheint's der Mond.

Es giebt ſo viel zu beleuchten;
O holde Strahlen des Lichts,
Was webt ihr denn geſpenſtiſch
Um jene Stätte des Nichts?

Süße Täuſchung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
In jene ſel'ge Zeit verſenke,

Wo wir zuſammen Hand in Hand
Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbeſtehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und ſchaun die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde,
Du ſprichſt vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiederſehn,
Das Gott uns nicht verſagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufſt du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längſt und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einſt aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus
Und du dann ſprachſt, ich ſolle warten.

Karoline von Günderode.

(Gruppe's Muſenalmanach, 1851.)

Iſt Alles ſtumm und leer,
Nichts macht mir Freude mehr;
Düfte, ſie duften nicht,
Lüfte, ſie lüften nicht;
Mein Herz ſo ſchwer.

Iſt Alles öd' und hin;
Bange mein Herz und Sinn;
Möchte, nicht weiß ich, was;
Treibt mich ohn' Unterlaß,
Weiß nicht wohin.

Ein Bild von Meiſterhand
Hat mir den Sinn gebannt;
Seit ich das Holde ſah,
Iſt's fern und ewig nah,
Mir anverwandt.

Ein Klang im Herzen ruht,
Der noch erquickt den Muth;
Wie Flötenhauch ein Wort
Tönet noch leiſe fort,
Stillt Thränenfluth.

Frühlinges Blumen treu
Kommen zurück auf's Neu;
Nicht ſo der Liebe Glück,
Ach es kommt nicht zurück —
Schön, doch nicht treu.

Kann Lieb' ſo unlieb ſein,
Von mir ſo fern, was mein?
Kann Luſt ſo ſchmerzlich ſein,
Untreu ſo herzlich ſein?
O Wonn', o Pein!

Phönix der Lieblichkeit
Dich trägt dein Fittig weit
Hin zu der Sonne Strahl;
Ach was iſt dir zumal
Mein einſam Leid!

Theodor Mommsen.

(Liederbuch dreier Freunde. 1843.)

Blindekuh im Kreiſe.

Schon umringen ſie mich hier,
Mädchen bunt im Schwarme.
Führe jetzt die Rechte mir,
Amor, in die Arme!
Wenn mir auch entgegenflog
Mancher ſchmucke Beſen,
Eine hab' ich, Eine doch,
Eine mir erleſen.

Achtung da vor dieſem Stab! —
Nein es iſt nicht meine!
Locken fließen ihr herab
Und ſie heißt die Kleine.
Die ſich da vor mir verkroch,
Wär' es die geweſen?
Eine hab' ich, Eine doch,
Eine mir erleſen.

Blond und Braune haſch' ich wohl,
Ziehe keinen Treffer;
Liebchen, ach! du machſt mich toll,
Deinen zahmen Schäfer.
Liebchen, das mich oft betrog,
Komm mich zu erlöſen!
Eine hab' ich, Eine doch,
Eine nur erleſen.

Und da führt mit einem Mal
(Mich nur kann's erreichen)
Durch den luſtig lauten Saal
Das bekannte Zeichen.
Und ſie flüſtert: „Han er klog!"
Liebes, liebes Weſen!
Dich hab' ich aus Allen doch
Einzig mir erleſen.

Nähe in der Ferne.

I.

Ich bin dir ſo ferne
Und bin dir ſo nah!
Wie fallende Sterne
So ſchnell bin ich da.

Ich ſchaue dich wieder
Mit fliegendem Blick —
Du ſiehſt vor dich nieder,
So weiß ich mein Glück.

Mit Allen dann ſcherz' ich
Und frage dich kaum,
Du lächelſt ſo herzig
Darein wie ein Traum.

Sie haben ſich müde,
Die Schweſtern, gelacht;
Es waltet der Friede
Der einſamen Nacht.

Stumm ſind wir zuſammen
Mit lauſchendem Ohr;
Die ewigen Flammen
Sie ſchlagen empor.

II.

Schon verrauſcht iſt Spiel und Scherz,
Hab' mich müd' getrieben,
Und es iſt das liebe Herz
Einzig wach geblieben.

Blicke lieb- und traumesſchwer
Fühl' ich zu mir dringen,
Einen Liebesknoten mehr
Zu dem andern ſchlingen.

Leiſe klinget wie Gedicht
Zu mir ihr Geflüſter,
Leiſe, leiſe, daß es nicht
Störe die Geſchwiſter.

Und des Tages Luſt und Schmerz
Sag' ich meiner Lieben,
Und es iſt das liebe Herz
Einzig wach geblieben.

Moritz Graf Strachwitz,

geb. 1822, geſt. 1847.

Mein altes Roß.

Mein altes Roß,
Mein Spielgenoß,
Was ſiehſt du mich wiehernd an?
Deine Sehne, wie lahm!
Meine Seele, wie zahm!
Wir reiten nicht mehr hin dann!

Du ſchüttelſt dein Haupt,
Deine Nüſter ſchnaubt!
Ich glaube, du träumſt, Kamerad:
Wir fliegen zuſamm'
Ueber'n Bergeskamm,
Den alten geliebten Pfad!

Ein knarrendes Thor,
Du ſcharrſt davor,
Deine ſchäumende Stange tropft.
Ein rauſchend Gewand,
Eine weiße Hand,
Die den funkelnden Hals dir klopft!

Es ſtäubt der Kies,
Schlaf' ſüß, ſchlaf' ſüß,
Und hinaus in die blauende Nacht!
Auf thauigem Rain
Im Mondenſchein,
Dahin mit Macht, mit Macht!

Verhängt den Zaum,
Im Herzen ein Traum,
Auf der Lippe den letzten Kuß;
Dumpf hallender Huf
Und Wachtelruf,
Und fern ein rauſchender Fluß!

Der Nachtwind haucht,
Das Mondlicht taucht
In das ſilberwogende Korn.

Voll blüht der Mohn,
Und mit ſchläfrigem Ton
Flüſtert der Hagedorn.

Einen letzten Blick
Zurück, zurück
Auf der Liebſten ſchlafendes Haus!
Mein Kamerad,
Wie ſchad', wie ſchad',
Das Alles, Alles iſt aus!

Mein Kamerad,
Den geliebten Pfad,
Den hat verweht der Schnee!
Und das Thor verbaut,
Und verloren die Braut,
Und mein Herz ſo weh, ſo weh!

Alexander Kaufmann,

geb. 1821.

Idyll.

Es war in lauer, linder Sommerzeit,
Daß unſere Liebe luſtig aufgeblüht —
Du trugeſt noch das waſſerblaue Kleid —
Wir lebten wie man lebt im ſchönen Süd.

Der Strom war unſer, Berg und Thal und Feld,
Im Walde ſchattete ein kühles Haus;
Der junge Morgen traf uns ſchon geſellt,
Und bis zum Abend blieben oft wir aus.

Und wo die alte Waldkapelle ſteht —
Die Vögel niſteten im Hochaltar —
Da brachteſt du dein flüchtiges Gebet
Dem ſchwarzen Muttergottesbilde dar.

Da kniet' ich öfter dir zur Seite, legt'
Still deine Hand in meine, und es ſchien,
Als habe ſich das treue Bild geregt
Und blicke ſegnend nach dem Paare hin.

Wie oft vergaßen wir dein Hütchen dann,
Das weiße Hütchen mit dem rothen Band!
Man ſah dir bald den Sommervogel an,
Und „braunes Mädchen“ hab' ich dich genannt.

Auch war es lange mit den „Sie“ vorbei,
Dies ſteife Wort, wie hätt' es uns geſtört!
Als ob mein Mädchen ſchon mein Bräutchen ſei,
Ward leiſ' ein „Du“, das trauteſte, gehört.

Doch mußten Abends wir zurück zum Schloß,
Wie ward es anders! Ernſthaft ging es her,
Es kam Beſuch, ein Strom von Strahlen floß
So hell, als ob es Tag bei Nachtzeit wär'.

Dann galt es wohl, daß ſich in Trauer nicht
Uns wandelte der Liebe frohes Feſt;
Doch haben wir uns auch beim Sternenlicht
Verſtohlen oft an's warme Herz gepreßt. —

O dieſer Sommer — keinen zweiten mehr,
Hat uns das Leben ſo mit Luſt gekränzt;
Bei der Erinn'rung wird mein Herz ſo ſchwer,
Daß mir das Aug' von Thränenperlen glänzt.

Noch ſchweif' ich im Gebirg, durch Wald und Feld,
Oft ſchauert's mich vor tiefer Einſamkeit,
Und dennoch geht ein Schimmer durch die Welt,
Nachſchimmer jener ſchönen Sommerzeit.

Klaus Groth,

geb. 1819.

As ik wegging.

Du brochſt mi bet den Barg tohöch,
De Sünn de ſack hendal:
Do ſäſt du ſachen, dat war Tid,
Un wennſt di mit enmal.

Do ſtunn ik dar un ſeeg opt Holt
Grön inne Abendſünn,
Denn ſeeg ik langs den ſmallen Weg,
Dar gingſt du ruhi hin.

Do weerſt du weg, doch weer de Thorn
Noch ſmuck un blank to ſehn;
Ik gung de anner Sid hendal:
Dar weer ik ganz alleen. —

Nös heff ik öfter Afſcheed nam' —
Gott weet, wa mennimal!
Min Hart dat is dar baben blebn,
Süht nun den Barg hendal.

He ſä mi ſo vel.

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He ſä mi vun Lev un vun Himmel un Feer,
He ſä mi vun Allens — ik weet ni mal mehr!

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He heel mi de Hann, un he be mi ſo dull,
Ik ſchull em doch gut wen, un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer ſä doch keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

Nu ſitt ik un denk, un denk jümmer daran,
Mi düch, ik muß ſeggt hem: Wa geern, min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, ſo ſegg ik keen Wort,
Und hollt he mi, ſegg ik: Jehann, ik mutt fort!

Vär Där.

Lat mi gan, min Moder ſlöppt,
Lat mi gan, de Wächter röppt.
Hör! wa ſchallt dat ſtill un ſchön!
Ga! un lat mi ſmuck alleen.

Sieh! dar liggt de Kark ſo grot!
An de Mür dar ſlöppt de Dod.
Slap du ſund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di.

Moder lurt! ſe hört's gewis!
Nu's genog! — adüs! adüs!
Morgen Abend, wenn ſe ſlöppt,
Bliv ik, bet de Wächter röppt.

Aus grünen Zweigen.

(Die Verfaſſerin hat ſich nicht genannt.)

I.

Nachts.

— — — — — — —

Der Strom nur rauſchet leiſe
Und gönnt ſich keine Ruh,
Ich ſitz' nach alter Weiſe
Vor unſrer Thür; — und du? —
Du biſt in fernen Landen,
Vielleicht in neuen Banden —
Ich weine immerzu.

Die Nacht wirft eine Hülle
Wohl über jeglich Leid, —
Ich wollt', es wäre ſtille
Und dunkel allezeit;
Und, wer da trägt Beſchwerde,
Er fände in der Erde
Ein kühles Bett bereit.

II.

Als in raſchem Wirbeltanze
Glühend wir dahin geflogen,
Hat die Roſ' in meinem Kranze
Deinen Athem eingeſogen.

Ach und welkte ſo geſchwinde,
Die ſo lebensdurſtig glühte,
Gleich als hätten böſe Winde
Angehaucht die junge Blüthe.

Iſt mir's beſſer denn ergangen
Als der Roſ' in meinem Kranze?
Sind nicht meine friſchen Wangen
Auch verblüht ſeit jenem Tanze?

Wurdeſt du ſchon mal vergeſſen,
Weil ſie ſchöner war als du?
Und das Herz, das du beſeſſen,
Flog der jüngern Schweſter zu?

Saheſt du in ſtillem Grame
Wie ſein ausdrucksvoller Blick.
Huldigend einer andern Dame,
Zögernd kehrt' zu dir zurück?

Und du kamſt auf halben Wegen,
Löſend das geliebte Band,
Leichtgeſchäftig ihm entgegen,
Der dein Opfer nicht verſtand?

Wähnte, deinem Flatterherzen
Daure auch das Spiel zu lang, —
Während deine Bruſt voll Schmerzen
Athemlos nach Faſſung rang.

Ach, du darfſt nicht einmal klagen;
Denn es iſt ein alter Satz:
Roſe aus den Junitagen
Macht der Julirose Platz.

Franz Hartmann.

Ich ſehe ſie wohl von weiten
Die Roſe, die du trägſt,
Und wie du ſo ſtill vor den Leuten
Sie an die Lippe dir legſt.

Und wie du ſo leis mit ihr redeſt,
Und wie du ſie heimlich küß'ſt,
Und ſie in der Stille beredeſt,
Daß ſie ganz verſtohlen mich grüßt.

Paul Heyſe,

geb. 1830.

Verſchließ dich nur, du ſeltſam Kind,
Sei ſpröd' und ſtumm zu jeder Friſt!
Deine Augen, die ſo glänzend ſind,
Verrathen doch, wie reich du biſt.

Seh' ich dich an, kommt mir zu Sinn
Das Märlein von der alten Stadt:
Ein tiefer Brunnen lag darin,
Draus Keiner noch getrunken hat.

Er war ſo tief, ſo wundertief;
Ließ man ein Becherlein hinab,
Der Faden viele Stunden lief
Und reichte doch den Grund nicht ab.

Da kam des Wegs ein Muſikant,
Der ſah den Brunn und trat herzu,
Und nahm ſein Geigenſpiel zur Hand,
Und ſpielt' ein Stück und ſang dazu.

Und horch! da rauſcht' es wundervoll
Und wogt herauf und ſprudelt' friſch,
Und lieblich kühl Gewäſſer ſchwoll
Klar über den Rand verſchwenderiſch.

Der Spielmann trank in hoher Luſt
Und lud auch all' die andern ein.
O wer die Fluth zu löſen wußt',
Wie überſelig muß er ſein.

Carl Heinrich Preller.

Neunzig Lieder. 1854.

Mädchenlied.

Die Sonne will erblaſſen,
Der Tag entwich.
Du haſt mich ahnen laſſen,
Du liebteſt mich.

Und nun liegen die Wogen
Im Sternenlicht.
Du biſt fortgezogen;
Ich begreife dich nicht.

Ludwig Pfau.

Buch deutſcher Lyrik von A. Böttiger. 1853.

Mädchenlied.

O Blätter, dürre Blätter,
Wie trauert ihr ſo ſehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein;
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!
Ihr habt ihn oft geſeh'n,
Wie er ſo heiß geküßt mich hat.
Ach kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter,
Es war ein falſcher Knab!
Euch klag' ich es, — ihr ſchweiget ſtill —
Weil ich ſonſt Niemand ſagen will,
Wie gern ich ihn noch hab'.

Herrmann Lingg,

geb. 1820.

Lieder.

I.

Kalt und ſchneidend
Weht der Wind;
Und mein Herz iſt bang und leidend
Deinetwegen, ſchönes Kind.

Deinetwegen,
Süße Macht,
Iſt mein Tagwerk ohne Segen
Und iſt ſchlaflos meine Nacht.

Stürme toſen
Winterlich;
Aber blühten auch ſchon Roſen,
Was ſind Roſen ohne dich?

II.

Immer leiſer wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür
Niemand wacht und öffnet dir;
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja, ich werde ſterben müſſen,
Eine And're wirſt du küſſen,
Wenn ich bleich und kalt;
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Droſſel ſingt im Wald,
Willſt du mich noch einmal ſehen,
Komm, o komme bald!

◆

Druck von Gebrüder Katz in Deſſau.

In demſelben Verlage erſchienen in gleicher eleganter Ausſtattung:

Storm, Th., Gedichte. 3. durchgeſehene Aufl. Miniatur-Format. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

——, Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeſchichten. 2. Aufl. Min.-Ausg. Geb. 27 Sgr.

Roquette, Otto, Das Reich der Träume. Dramat. Gedicht. 3. Aufl. Miniatur-Ausgabe. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

——, Hans Haidekuckuck. 2. Aufl. Min.-Ausgabe. Geb. 1 Thlr.

Beck, Karl, Gedichte. 8. Aufl. Min.-Ausgabe. Eleg. geb. 2 Thlr.

——, Janko, der ungariſche Roßhirt. 2. Auflage. Min.-Ausgabe. Geb. 2 Thlr.

Schücking, Levin, Ein Redekampf in Florenz. Dramat. Gedicht. Min.-Ausg. Geb. 1 Thlr.

——, Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines ruſſiſchen Diplomaten. Min.-Ausg. Cart. 20 Sgr.

Tſchabuſchnigg, Ad. Ritter v., Aus dem Zauberwald. Romanzenbuch. Miniatur-Ausgabe. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Klesheim, Baron, Von der Wartburg. Eine Taubenpoſt in Liedern. Min.-Ausgabe. Eleg. geb. 24 Sgr.

Im Schloß.

Von

Theodor Storm.

Münster.
Verlag der E. C. Brunn'ſchen Buchdruckerei.
1863.

Im Schloß.

Autor und Verleger behalten ſich das Recht einer Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Im Schloß.

Von

Theodor Storm.

OTII FONS
NEGOTIUM
B

Münſter.
Verlag der E. C. Brunn'ſchen Buchdruckerei.
1863.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Ludwig Pietsch

zur Erinnerung an die Sommertage 1861

zugeeignet.

Von der Dorfſeite.

Vom Kirchhof des Dorfes ein Viertelſtündchen hinauf durch den Tannenwald, dann lag es vor Einem; zunächſt der parkartige Garten von alten ungeheueren Linden-Alleen eingefaßt, an deren einer Seite der Weg vom Dorf vorbeiführte; dahinter das große ſteinerne Herrenhaus, das nach vorn hinaus mit den Flügelgebäuden einen geräumigen Hof umfaßte. Es war früher das Jagdſchloß eines reichsgräflichen Geſchlechts geweſen; die lebensgroßen Familienbilder bedeckten noch jetzt die Wände des im obern Stock gelegenen Ritterſaals, wo ſie vor einem halben Jahrhundert beim Verkaufe des Guts mit Bewilligung des neuen Eigenthümers vorläufig hangen geblieben und ſeitdem, wie es ſchien, vergeſſen waren. — Vor etwa zwanzig Jahren war das Gut, deſſen wenig umfangreiche Ländereien zu den Baulichkeiten in keinem Verhältniß ſtanden, in Beſitz einer alten weißköpfigen Excellenz, eines früheren Geſandten, gekommen. Er hatte zwei Kinder mitgebracht, ein blaſſes, etwa zehnjähriges Mädchen mit blauen Augen und glänzend ſchwarzen Haaren, und einen noch ſehr jungen kränklichen Knaben, welche beide der Obhut einer ältlichen Verwandten anvertraut waren. Später hatte ſich noch ein alter Baron, ein Vetter des Geſandten, hinzugefunden, der Einzige von der Schloßgeſellſchaft, der ſich zuweilen unten im Dorfe blicken ließ und auch mit den Leuten im Felde mitunter einen kurzen Discurs führte; denn im heißen Sommer oder an hellen Frühlingstagen pflegte er weit umher zu wandern, um allerhand Gezieſer einzuſammeln, das er dann in Schachteln und Gläſern mit nach Hauſe nahm. Selten einmal war auch das junge Fräulein bei ihm; ſie trug dann wohl eine der leichteren Fanggeräthſchaften und ging eifrig redend an des Oheims Seite; aber um die Begegnenden kümmerte ſie ſich nicht weiter. Die kleine hagere Geſtalt der alten Excellenz hatte, außer beim ſonntäglichen Gottesdienſte in dem herrſchaftlichen Kirchenſtuhle, kaum Jemand anders als vom Wege aus geſehen, wenn er in der breiten Linden-Allee des Gartens auf und ab wandelte oder ſtehen bleibend das Moos auf dem Steige mit ſeinem Rohrſtocke losſtieß. Den ſcheuen Gruß der vorübergehenden Bauern pflegte er wohl mit einer leichten Handbewegung zu erwidern; was er ſonſt mit Ihnen zu ſchaffen hatte, wurde von dem Verwalter abgethan, dem die Bewirthſchaftung des kleinen Gutes überlaſſen war.

Nach Jahren wurde dieſe Hausgenoſſenſchaft noch durch einen Lehrer des kleinen Barons vermehrt. Die Leute im Dorfe erinnerten ſich ſeiner noch ſehr wohl; er war aus der Umgegend und ſtammte auch von Bauern her. Man hatte ihn oft mit dem alten Baron geſehen, und das Fräulein, damals ſchon eine junge Dame, war mitunter auch in ihrer Geſellſchaft geweſen. Man erzählte ſich noch, wie er mit dem alten Herrn in den Tannen einen Dohnenſteig angelegt; aber das Fräulein ſei meiſt ſchon vor ihnen da geweſen und habe die Droſſeln, die ſich lebendig in den Schlingen gefangen, heimlich wieder fliegen laſſen. Einmal auch hatte der junge freundliche Herr den kleinen verkrüppelten Knaben auf dem Arm durch das Tannicht getragen; denn mit dem Rollſtühlchen war auf dem ſchmalen Steige nicht fortzukommen geweſen, und das Kind hatte die gefangenen Vögel ſelbſt aus den Dohnen nehmen können.

Bald aber war es wieder einſamer geworden; der arme Knabe war geſtorben und der Hauslehrer fortgegangen. Schon früher hatte man im Dorfe von den Gutsnachbarn oder aus der Stadt drüben nur vereinzelt einen Beſuch den Weg nach dem Schloſſe fahren ſehen; jetzt kam faſt Niemand mehr; auch die alte Excellenz ſah man immer ſeltener in der breiten Allee des Gartens wandeln.

Nur noch einmal, im Herbſte des folgenden Jahres, war es droben auf einige Tage wieder lebendig geworden; als die Hochzeit des jungen Fräuleins gefeiert wurde. Unten in der Dorfkirche war die Trauung geweſen. Seit lange hatte man dort ſo viele vornehme Leute nicht geſehen; aber die hagere Geſtalt des Bräutigams mit dem dünnen Haar und den vielen Orden wollte den Leuten nicht gefallen; auch die Braut, als ſie von der alten

Excellenz an die mit Teppichen belegten Altarſtufen geführt wurde, hatte in dem langen weißen Schleier, mit den dicht zuſammenſtehenden ſchwarzen Augenbrauen ganz todtenhaft ausgeſehen; was aber das Schlimmſte war, ſie hatte nicht geweint, wie es doch den Bräuten ziemt. Der alte Baron, der in ſich zuſammengeſunken in dem herrſchaftlichen Stuhl geſeſſen und mit trübſeligen Augen auf die Braut geblickt hatte, war nach Beendigung der Ceremonie allein und heimlich ſeitwärts über die Felder gegangen. — —

Am darauf folgenden Nachmittag hielt der Wagen mit den Neuvermählten eine kurze Zeit in der Durchfahrt des Dorfkruges, und die Leute ſtanden umher und beſahen ſich das Wappen auf dem Kutſchenſchlage, einen Eberkopf im blauen Felde. Der hagere vornehme Mann war ausgeſtiegen und brachte der jungen Frau eigenhändig ein Glas Waſſer an den Wagen; von dieſer ſelbſt war wenig zu ſehen; ſie ſaß im Dunkel des Fonds ſchweigend in ihre Mäntel gehüllt.

Der Wagen fuhr davon, und ſeitdem vergingen Jahre, ohne daß man von dem Fräulein wieder etwas hörte. Nur dem Prediger hatte einmal der alte Baron erzählt, daß ein Knabe, den ſie im zweiten Jahre der Ehe geboren, von einer Kinderepidemie dahin gerafft ſei; und ſpäter dann, als die alte Excellenz geſtorben und Abends bei Fackelſchein auf dem Kirchhof hinter den Tannen zur Erde gebracht wurde, ſollte ſie Nachts auf dem Schloſſe geweſen ſein; aber von den Leuten im Dorfe hatte Niemand ſie geſehen. — Bald darauf verließ auch der alte Baron mit ſeinen Sammlungen und Büchern das Schloß; wie es hieß, um bei einem andern Vetter ſeine harmloſen Studien fortzuſetzen.

Einen Sommer lang wohnte Niemand in dem ſteinernen Hauſe, und das Gras wuchs ungeſtört auf den breiten Steigen der Garten-Allee.

Da, eines Nachmittags, es mochte jetzt ein Jahr vergangen ſein, hielt wiederum der Wagen mit dem Eberkopf in dem Wirthshauſe des Dorfes. Die junge Frau ſaß darin, das einſtige Fräulein vom Schloß; ſie ſprach freundlich zu den Leuten, erzählte ihnen, daß ſie ihr Gut jetzt ſelbſt bewirthſchaften und bewohnen werde, und bat um treue

Nachbarſchaft. Aber froh ſah ſie nicht aus, auch nicht ganz jung mehr, obwohl ſie kaum mehr als fünf und zwanzig Jahre zählen mochte.

Die Leute wußten ſich keinen Vers daraus zu machen; bald aber kam das Gerücht über Stadt und Land und auch in die Gaſtſtube des Dorfkruges. Das in der Kirche drüben geſchloſſene vornehme Ehebündniß war nicht zum Guten ausgeſchlagen. Die junge Frau ſollte in der Reſidenz, wo ihr Gemahl eine Hofcharge bekleidete, eine Liebſchaft mit einem jungen Profeſſor gehabt haben. Einige hatten ſogar gehört, es ſei der ihnen wohlbekannte Hauslehrer des verſtorbenen kleinen Junkers. Die Dame, hieß es, ſei ſo etwas wie verbannt und dürfe nicht in die Reſidenz zurückkehren. Dann noch ein Anderes, was auf's Neue die müſſigen Ohren reizte: der zweifelhafte Urſprung jenes unlängſt begrabenen Kindes ſollte zu der Trennung des Ehepaars die nächſte Veranlaſſung gegeben haben. Das Gerücht war von Allem unterrichtet, von dem, was geſchehen, und noch mehr von dem, was nicht geſchehen war.

Während deſſen hauſte die Baronin droben in dem alten Schloſſe, in großer Einſamkeit, denn niemals ſah man aus der Stadt oder von den benachbarten Adelsfamilien einen Wagen an dem Tannicht hinauffahren. Wie der Schullehrer ſagte, hatte ſie ſich Bücher aus der Stadt kommen laſſen, in denen ſie die Landwirthſchaft ſtudirte; auch mit den Dorfleuten, wenn ſie ſolche auf ihren täglichen Spaziergängen traf, führte ſie gern derartige Geſpräche. Ja man hatte ſie am heißen Juni-Nachmittage geſehen, wie ſie auf einem Acker die Steine in ihre ſeidene Schürze ſammelte und auf die Seite trug, begleitet von einem großen ſchwarzen St. Bernhards-Hunde, der nie von ihrer Seite wich.

Sie mochte ſich indeſſen doch der übernommenen Aufgabe nicht ganz gewachſen fühlen; denn vor etwa einem Vierteljahre war ein Verwalter angelangt; aber es war ein junger vornehmer Herr, für den der Vater längſt ein mehr als doppelt ſo großes Gut in Bereitſchaft hatte. Die Bauern konnten nicht begreifen, was der in der kleinen Wirthſchaft profitiren wolle, zumal ſie es bald heraus hatten, daß er ſeine Sache aus dem Fundament verſtehe; der Schulmeiſter meinte freilich, es ſei ein weitläufiger Vetter der Baronin; allein der Förſter wollte die Anweſenheit des jungen Herrn nicht als verwandtſchaftliche Hülfeleiſtung gelten laſſen. Er kniff die Augen ein und ſagte geheimnißvoll: „Was einmal in der Stadt geſchehen, — — nun Gevatter, Ihr ſeid ja ein Schulmeiſter, macht Euch den Satz ſelber zu Ende!“

Im Schloß.

An dem linken Ende der Front neben dem ſtumpfen Eckthurme führte eine ſchwere Thür in's Haus. Rechts hinab, an der gegenüberliegenden breiten Treppenflucht vorbei, auf welcher man in das obere Stockwerk gelangte, zog ſich ein langer Corridor mit nackten weißen Wänden. Den hohen Fenſtern gegenüber, welche auf den geräumigen Steinhof hinausſahen, lag eine Reihe von Zimmern, deren Thüren jetzt verſchloſſen waren. Nur das letzte wurde noch bewohnt. Es war ein mäßig groſſes, düſteres Gemach; das einzige Fenſter, welches nach der Gartenſeite hinaus lag, war mit dunkelgrünen Gardinen von ſchwerem Wollenſtoffe halb verhangen. In der tiefen Fenſterniſche ſtand eine ſchlanke Frau in ſchwarzem Seidenkleide. Während ſie mit der einen Hand den Schildpattkamm feſter in die ſchwere Flechte ihres ſchwarzen Haares drückte, lehnte ſie mit der Stirn an eine Glasſcheibe und ſchaute wie träumend in den Septembernachmittag hinaus. Vor dem Fenſter lag ein etwa zwanzig Schritte breiter Steinhof, welcher den Garten von dem Hauſe trennte. Ihre tiefblauen Augen, über denen ſich ein Paar dunkle, dicht zuſammenſtehende Brauen wölbten, ruhten eine Weile auf den koloſſalen Sandſteinvaſen, welche ihr gegenüber auf den Säulen des Gartenthores ſtanden. Zwiſchen den ſteinernen Roſenguirlanden, womit ſie umwunden waren, ragten Federn und Strohhalme hervor. Ein Sperling, der darin ſein Neſt gebaut haben mochte, hüpfte heraus und ſetzte ſich auf eine Stange des eiſernen Gitterthors; bald aber breitete er die Flügel aus und flog den ſchattigen Steig entlang, der zwiſchen hohen Hagebuchenwänden in den Garten hinabführte. Hundert Schritte etwa von dem Thore wurde dieſer Laubgang durch einen weiten ſonnigen Platz unterbrochen, in deſſen Mitte zwiſchen wuchernden Aſtern und Reſeda die Trümmer einer Sonnenuhr auf einem kleinen Poſtamente ſichtbar waren. Die Augen der Frau folgten dem Vogel; ſie ſah ihn eine Weile auf dem metallenen Weiſer ruhen; dann ſah ſie ihn auffliegen und in dem Schatten des dahinter liegenden Laubganges verſchwinden.

Mit leichtem Schritt, daß nur kaum die Seide ihres Kleides rauſchte, trat ſie in's Zimmer zurück und, nachdem ſie auf einem Schreibtiſche einige beſchriebene Blätter geordnet und weggeſchloſſen hatte, nahm ſie einen Strohhut von dem an der Wand ſtehenden Flügel und wandte ſich nach der Thür. Von einem Teppich neben dem Kamin erhob ſich ein ſchwarzer St. Bernhards-Hund und drängte ſich neben ihr auf den Corridor hinaus. Während ſie wie im ſtillen Einverſtändniß ihre Hand auf dem ſchönen Kopf des Thieres ruhen ließ, erreichten beide eine Thür, welche unterhalb der großen Haupttreppe in den ſchmalen Hof hinaus führte.

Sie gingen über die mit Gras durchwachſenen Steine und durch das dem Fenſter des Wohnzimmers gegenüberliegende Gitterthor in den breiten Gartenſteig hinab.

Die Luft war erfüllt von dem ſtarken Herbſtdufte der Reſeda, welcher ſich von dem ſonnigen Rondeel aus über den ganzen Garten hin verbreitete. Hier an der rechten Seite deſſelben bildete die Fortſetzung des Buchenganges eine Nachahmung des Herrenhauſes; die ganze Front mit allen dazu gehörigen Thür- und Fenſteröffnungen, das Erdgeſchoß und das obere Stockwerk, ſogar der ſtumpfe Thurm neben dem Haupteingange, Alles war aus der grünen Hecke herausgeſchnitten und trotz der jahrelangen Vernachläſſigung noch gar wohl erkennbar; davor breitete ſich ein Obſtgarten von lauter Zwergbäumen aus, an denen hie und da noch ein Apfel oder eine Birne hing. Nur ein Baum ſchien aus der Art geſchlagen; denn er ſtreckte ſeine viel verzweigten Aeſte weit über die Höhe des grünen Laubſchloſſes hinaus. Die Dame blieb bei demſelben ſtehen und warf einen flüchtigen Blick umher; dann ſetzte ſie den geſchmeidigen Fuß in die unterſte Gabel des Baums und ſtieg leicht von Aſt zu Aſt, bis die Umgebung der hohen Laubwände ihren Blick nicht mehr beſchränkte.

Seitwärts, unmittelbar am Garten, erhob ſich der Tannenwald, und verdeckte das tiefer liegende Dorf; vor ihr aber war die Schau in's Land hinaus eine unbegrenzte. Unterhalb des Hochlandes, worauf das Schloß lag, breitete ſich nach beiden Seiten eine dunkle Haideſtrecke faſt bis zum Horizont; in braunviolettem Duft lag ſie da; nur an einer Stelle im Hintergrunde ſtanden ſchattenhaft die Thürme einer Stadt. Die ſchlanke Frauengeſtalt lehnte ſorglos an einen ſchwanken Aſt, indeß die ſcharfen Augen in die Ferne drangen. — Ein Schrei aus der Luft herab machte ſie emporſehen. Als ſie über ſich in der ſonnigen Höhe den revirenden Falken erkannte, hob ſie die Hand und ſchwenkte wie grüßend ihr Schnupftuch gegen den wilden Vogel. Ihr fiel ein altes Volkslied ein; ſie ſang es halblaut in die klare Septemberluft hinaus. — Aber unten neben dem auf dem Boden liegenden Sommerhut ſtand der Hund, die Schnauze gegen den Baum gedrückt, mit den braunen Augen zu ſeiner Herrin emporſehend. Jetzt kratzte er mit der Pfote an dem Stamm. „Ich komme Türk, ich komme!“ rief ſie hinab; und bald war ſie unten und ging mit ihrem ſtummen Begleiter den hinteren Buchengang hinab, der von dem Rondeel aus nach der breiten Lindenallee führte.

Als ſie in dieſe eintrat, kam ihr ein junger, kaum mehr als zwanzigjähriger Mann entgegen, in deſſen gebräuntem Antlitz mit der feinen vorſpringenden Naſe eine Familienähnlichkeit mit ihr nicht zu verkennen war. „Ich ſuchte Dich, Anna!“ ſagte er, indem er der ſchönen Frau die Hand küßte.

Ihre Augen ruhten mit dem Ausdruck einer kleinen mütterlichen Ueberlegenheit auf ihm, als ſie ihn fragte: „Was haſt Du, Vetter Rudolph?“

„Ich muß Dir Vortrag halten!“ erwiderte er, während er ſie höfiſch zu einer in der Nähe ſtehenden Gartenbank führte. Dann begann er, vor ihr ſtehend, einen ernſthaften Vortrag über die Drainirung einer kaltgrundigen Gutswieſe; über die Art, wie dieß am zweckmäßigſten in's Werk zu richten ſei, und über die Koſten, die dadurch veranlaßt werden könnten. — Er hatte ſchon eine Zeit lang geſprochen. Sie lehnte ſich zurück und gähnte heimlich hinter der vorgehaltenen Hand. Endlich ſprang ſie auf. „Aber Rudolph,“ rief ſie, „ich verſtehe von alledem nichts; Du haſt mir das ja ſelbſt erklärt!“

Er runzelte die Stirn. „Gnädige Frau!“ ſagte er bittend.

Sie lachte. „So ſprich nur; ich habe ſchon Geduld!“ —

Dann brachte er's zu Ende. — Sie reichte ihm die Hand, und ſagte herzlich: „Du biſt ein gewiſſenhafter Verwalter, Rudolph; aber ich werde mich nach einem andern umſehen müſſen; ich kann dieß Opfer nicht länger von Dir fordern.“

Ein leidenſchaftlicher Blick traf ſie aus ſeinen Augen. „Es iſt kein Opfer,“ ſagte er; „Du weißt es wohl.“

„Nun, nun! Ich weiß es,“ erwiderte ſie ruhig, „Du biſt ja ſogar als zehnjähriger Knabe mein getreuer Ritter geweſen. — Beſtelle mir nur den Rappen; wir können gleich mit einander zur Wieſe hinabreiten.“

Er ging, und ſie ſah ihm nachdenklich und leiſe mit dem Kopfe ſchüttelnd nach.

Bald waren beide zu Pferde. Der junge Reiter ſuchte an ihrer Seite zu bleiben; aber ſie war ihm immer um einige Kopfeslängen voraus. Sie ließ den Rappen ausgreifen, der Schaum flog von den Ketten des Gebiſſes, während der Hund in großen Sätzen nebenher ſprang. Ihre Augen ſchweiften in die Ferne, über die braune Haide, auf der ſich ſchon die Schatten des Abends zu lagern begannen. — — — —

Einige Stunden ſpäter ſaß ſie wieder allein in ihrem Zimmer am Schreibtiſch, die am Nachmittage weggeſchloſſenen Blätter vor ſich. Neben ihr auf ſeinem Teppich ruhte Türk. — Von der Lampe beleuchtet erſchien ihre nicht gar hohe Stirn gegen die Schwärze des ſchlicht zurückgeſtrichenen Haars von faſt durchſichtiger Bläſſe. Sie ſchrieb nur langſam; mitunter ließ ſie die Feder gänzlich ruhen und blickte vor ſich hin, als ſuche ſie die Geſtalten ferner Dinge zu erkennen.

Sie gedachte einer Novembernacht, da ſie zum letzten Mal vor ihrem gegenwärtigen Aufenthalt das Schloß betreten hatte. — Der Brief des Oheims, der ihr die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung ihres Vaters in die Residenz brachte, trug auf dem Couverte einen mehrere Tage alten Poststempel. Eilig war sie abgereist; nun dämmerte schon der zweite Abend, und die Wälder und Fluren an der Seite des Weges wurden allmählich ihr bekannter. Schon machte aus der Dunkelheit die Nähe des letztes Dorfes sich bemerklich; sie hörte die Hunde bellen und spürte den Geruch des Haide-Brennens. An einem kleinen Hause in der Dorfstraße hielt der Wagen. Ihre Jungfer stieg ab, der sie erlaubt hatte, bei ihren dort wohnenden Eltern bis zum andern Morgen zu bleiben. Dann ging es weiter; sie hatte sich in die Wagenecke gedrückt und zog fröstelnd den Mantel um ihre Schultern. Vor ihrem innern Auge war die Gestalt ihres Vaters; sie sah ihn, wie er in der letzten Zeit ihres Zusammenlebens zu thun pflegte, im Zwielicht in dem öden Rittersaale mit seinem Rohrstock auf- und abwandern; den weißen Kopf gesenkt, nur zuweilen vor einem der alten Bilder stehen bleibend oder aus den schwarzen Augen von unten auf einen Blick zu ihr hinüberwerfend. — — Es war ganz finſter geworden, die Pferde gingen langſam; aber ſie wagte nicht den Poſtillon zum Schneller-Fahren zu ermuntern. Eine unbewußte Scheu ſchloß ihr den Mund; es war ihr faſt lieb, daß der Augenblick der Ankunft ſich verzögerte. Immer aber, wenn ſie die Augen ſchloß, ſah ſie die kleine hagere Geſtalt an ſich vorüberwandern, und unter dem Wehen des Windes war es ihr, als höre ſie den bekannten abgemeſſenen Schritt und das Aufſtoßen des Rohrſtocks auf den Fußboden. — — Als die Ulmen-Allee erreicht war, welche über die Brücke nach dem Schloßhof führte, vernahm ſie das Schlagen der Thurmuhr, deren Regulirung die alte Excellenz immer ſelbſt überwacht hatte. Sie athmete auf und lehnte ſich aus dem Wagen. Eine ungewöhnliche Helligkeit blendete ihre Augen, als ſie in den Hof einfuhren. Die ganze obere Front des Gebäudes ſchien erleuchtet. Der Wagen raſſelte über das Steinpflaſter und hielt vor der Eingangsthür neben dem Thurm; der Poſtillon klatſchte mit der Peitſche, daß es an den Mauern des alten Reitſaals widerklang; aber es kam Niemand. — Nach einer Weile vergeblichen Wartens ließ die zitternde Frau ſich den Schlag öffnen und bezeichnete ihrem Fuhrmann einen Raum, worin er ſeine Pferde zur Nacht unterbringen könne. Dann ſtieg ſie aus und trat, nachdem ſie die ſchwere Thür zurückgedrängt, in den großen Corridor des Erdgeſchoſſes. Einige Augenblicke blieb ſie ſtehen und blickte unentſchloſſen um ſich her. Auf den Geländer-Säulen der breiten Treppe, die in das obere Stockwerk führte, brannten Wallrathkerzen in ſchweren ſilbernen Leuchtern. — Sie beugte ſich vor und lauſchte; aber es war Alles ſtill. Leiſe, kaum aufzutreten wagend, begann ſie die Stufen hinaufzuſteigen. Da war ihr, als hörte ſie droben auf dem Flur die Thür zum Ritterſaale knarren; und gleich darauf kam es ihr entgegen, die Treppe herab. Sie ſah es nun auch, es war der Hund ihres Vaters; ſie rief ihn bei Namen; aber das Thier hörte nicht darauf, er jagte an ihr vorbei auf den Corridor hinab und entfloh durch die offene Thür in's Freie. — — Erſt jetzt fiel ihr ein dumpfer Geruch von Rauchwerk auf. Sie ſtieg langſam die letzten Stufen in dem erleuchteten Treppenhauſe hinauf, bis ſie den oberen Flur erreicht hatte. Die Thür des Ritterſaals ſtand offen; in der Mitte des weiten Raumes ſah ſie zwei Reihen brennender Kerzen auf hohen Gueridons; dazwiſchen wie ein Schatten lag ein ſchwarzer Teppich. Aber es war Niemand drinnen; nur die Bilder verſchollener Menſchen ſtanden wie immer ſchweigend an den Wänden. Die gegenüberliegende Thür zu des Oheims Zimmer war weit geöffnet, und auch dort ſchienen Kerzen zu brennen; denn ſie konnte deutlich die vergoldeten Engelköpfe unter dem Kamingeſims erkennen. — Zögernd trat ſie über die Schwelle in den Saal, aber von Scheu befangen blieb ſie zunächſt der Thür in einer Fenſterniſche ſtehen. Ihr war, als vernähme ſie Choral-Geſang aus der Ferne, und da ſie durch die Scheiben einen Blick in das Dunkel hinauswarf, ſah ſie jenſeits der Tannen, von drüben, wo der Kirchhof lag, einen rothen Schein am Himmel lodern. — — Sie wußte es nun, ſie war zu ſpät gekommen; unwillkürlich mußte ſie die Augen in den leeren Saal zurückwenden. Die Kerzen brannten leiſe kniſternd weiter; nur mitunter, wo der Sarg mochte geſtanden haben, lief ein Krachen über die Dielen, als drängte es ſie, ſich von der unheimlichen Laſt zu erholen, die ſie hatten tragen müſſen. — Sie drückte ſich ſchauernd in die Fenſterecke; es war nicht Trauer, es war nur Grauen, das ſie empfand.

— — — — — — — — — — —

Aber ihre Gedanken waren ihrer Feder weit voraus.

Die beſchriebenen Blätter.

Ich will es niederſchreiben, mir zur Geſellſchaft; denn es iſt einſam hier, einſamer noch, als es ſchon damals war. Sie ſind alle fort; es iſt nur Täuſchung, wenn ich draußen im Corridor mitunter das Huſten der Tante Urſula oder die Krücke des kleinen Kuno zu vernehmen glaube. Es war ein klarer Spätherbſtmorgen, als wir das Kind begruben; die Leute aus dem Dorfe ſtanden alle umher mit jener ſchaurigen Neugier, die wenigſtens den letzten Zipfel vom Leilaken des Todes noch in die Grube will ſchlüpfen ſehen. — Dann, als ich fern war, ſtarb die Tante, und dann mein Vater. Wie oft habe ich heimlich in ſeinen Augen geforſcht, was wohl im Grund der Seele ruhen möge, aber ich habe es nicht erfahren; mir war, als hielten jene ausgeprägten Muskeln ſeines feinen Antlitzes gewaltſam das Wort der Liebe nieder, das zu mir drängte und niemals zu mir kam. — Droben im Ritterſaal hangen noch die Bilder; die ſtumme Geſellſchaft verſchollener Männer und Frauen ſchaut noch wie ſonſt mit dem fremdartigen Geſichtsausdruck aus ihren Rahmen in den leeren Saal hinein; aber aus dem dahinter liegenden Zimmer läßt ſich jetzt weder das Pfeifen des Dompfaffen, noch das Gekrächze Don Pedro's, des lahmen Staarmatzes, vernehmen; der gute Oheim, mit ſeinen harten Worten und ſeinem weichen Herzen, mit ſeinem todten und lebendigen Gethier, hat es ſeit lange verlaſſen. Aber er lebt noch; er wird vielleicht zurückkehren, wenn es Frühling wird; und ich werde wieder, wie damals, meine Zuflucht in dem abgelegenen Zimmer ſuchen.

Damals! — — Ich bin immer ein einſames Kind geweſen; ſeit der Geburt des kleinen Kuno ſteigerte ſich die Kränklichkeit meiner Mutter, ſo daß ihre Kinder nur ſelten um ſie ſein durften. Nach ihrem Tode ſiedelten wir hier hinüber. In der Stadt hatten wir, wie hergebracht, nur die Etage eines großen Hauſes bewohnt; jetzt hatte ich ein ganzes Schloß, einen großen ſeltſamen Garten und unmittelbar dahinter einen Tannenwald. Auch Freiheit hatte ich genug; der Vater ſah mich meiſtens nur bei Tiſche, wo wir Kinder ſchweigend unſer Mahl verzehren mußten; die Tante Urſula war eine gute förmliche Dame, die nicht gern ihren Platz dort in der Fenſterniſche verließ, wo ſie ihre ſaubern Strick- und Filetarbeiten für ferne und nahe Freunde verfertigte; hatte ich meinen Saum genäht und meine Lafontaine'ſche Fabel bei ihr aufgeſagt, ſo warf ſie höchſtens einen Blick durch's Fenſter, wenn ich mit dem grauen Windſpiel meines Vaters zwiſchen den Buchenhecken des Gartens hinabrannte.

Spielgenoſſen hatte ich keine; mein Bruder war faſt acht Jahre jünger als ich, und die von Adelsfamilien bewohnten Güter lagen ſehr entfernt. Von den bürgerlichen Beamten aus der Stadt waren im Anfang zwar Einzelne mit ihren Kindern zu uns gekommen; da wir jedoch ihre Beſuche nur ſelten und flüchtig erwiderten, ſo hatte der kaum begonnene Verkehr bald wieder aufgehört. — Aber ich war nicht allein; weder in den weiten Räumen des Schloſſes, noch draußen zwiſchen den Hecken des Gartens oder den aufſtrebenden Stämmen des Tannenwaldes; der „liebe Gott“, wie ihn die Kinder haben, war überall bei mir. Aus einem alten Bilde in der Kirche kannte ich ihn ganz genau; ich wußte, daß er ein rothes Unterkleid und einen weiten blauen Mantel trug; der weiße Bart floß ihm wie eine ſanfte Welle über die breite Bruſt herab. Mir iſt, als ſähe ich mich noch mit dem Oheim drüben in den Tannen; es war zum erſten Mal, daß ich über mir das Sauſen des Frühlingswindes in der Krone eines Baumes hörte. „Horch!“ rief ich, und hob den Finger in die Höhe; „da kommt er!“ — „Wer denn?“ — „Der liebe Gott!“ — Und ich fühlte, wie mir die Augen groß wurden; mir war, als ſähe ich den Saum ſeines blauen

Mantels durch die Zweige wehen. — Noch viele Jahre ſpäter, wenn Abends in meinem Kiſſen der Schlaf mich überkam, war mir, als läge ich mit dem Kopf in ſeinem Schooß und fühlte ſeinen ſanften Athem an meiner Stirn.

Mein Lieblingsaufenthalt im Hauſe war der große Ritterſaal, der das halbe obere Stockwerk in ſeiner ganzen Breite einnimmt. Leiſe und nicht ohne Scheu vor der ſchweigenden Geſellſchaft drinnen ſchlich ich mich hinein; über dem Kamin im Hintergrunde des Saales, von Marmor in Bas-Relief gehauen, iſt der Krieg des Todes mit dem menſchlichen Geſchlechte dargeſtellt. Wie oft habe ich davor geſtanden und mit neugierigem Finger die ſteinernen Rippchen des Todes nachgefühlt! — Vor Allem zogen mich die Bilder an; auf den Zehen ging ich von einem zu dem andern; nicht müde konnte ich werden, die Frauen in ihren ſeltſamen, rothen und feuerfarbenen Roben, mit dem Papageien auf der Hand oder dem Mops zu ihren Füßen, zu betrachten, deren grelle braune Augen ſo eigen aus den blaſſen Geſichtern herausſchauten, ſo ganz anders, als ich es bei den lebenden Menſchen geſehen hatte. Und dann dicht neben der Eingangsthür das Bild des Ritters mit dem böſen Gewiſſen und dem ſchwarzen krauſen Bart, von dem es hieß, er werde roth, ſobald ihn Jemand anſchaue. Ich habe ihn oftmals angeſchaut, feſt und lange; und wenn, wie mir es ſchien, ſein Geſicht ganz mit Blut überlaufen war, ſo entfloh ich und ſuchte des Oheims Thür zu erreichen. Aber über dieſer Thür war ein anderes Bild; es mochten die Portraits von Kindern ſein, die vor einigen hundert Jahren hier geſpielt hatten; in ſteifen brokatenen Gewändern mit breiten Spitzenkragen ſtanden ſie wie die Kegel neben einander, Knaben und Mädchen, Eines immer kleiner als das Andere. Die Farben waren verkalkt und ausgeblichen; und wenn ich unter dem Bilde durch die Thür lief, war es mir, als blickten ſie alle aus den kleinen begrabenen Geſichtern mit ihren beerſchwarzen Augen auf mich herab. War dann der Oheim in ſeinem Zimmer, ſo flog ich auf ihn zu, und er, von ſeinen Büchern auffahrend, ſchalt mich dann wohl und rief: „Was iſt? Sind dir die albernen Bilder ſchon wieder einmal auf den Hacken?“

Großes Bedenken hatte es für mich in der Dämmerung durch den Saal zu kommen. Zum Glück waren die ſich gegenüberſtehenden Thüren an der Gartenſeite, die Fenſter ſahen hier nach Weſten, und der Abendſchein ſtand tröſtlich über dem Tannenwald. In des Oheims Zimmer waren dann die Vogelſtimmen ſchlafen gegangen; nur draußen vor dem Fenſter wurde der Kauz in ſeinem großen Käſich nun lebendig. Der Oheim ſaß dann wohl mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl, während das Abendroth friedlich durch die Fenſter leuchtete. Aber ich wußte ihn zum Sprechen zu bringen; ich ließ mich nicht abweiſen, bis er mir das Märchen von der Frau Holle oder die Sage vom Freiſchützen erzählte, an der ich mich nie erſättigen konnte. Einmal freilich, als die Geſchichte eben im beſten Zuge war, ſtand er plötzlich auf und ſagte: „Aber, Anna, glaubſt du denn all' das dumme Zeug? — Wart nur ein wenig," fuhr er fort, indem er ſeine Schiebelampe anzündete; „Du ſollſt etwas hören, was noch viel wunderbarer iſt." Dann haſchte er eine Fliege und, nachdem er ſie getödtet, legte er ſie vor uns auf den

Tiſch. „Betrachte ſie einmal genau!“ ſagte er. „Siehſt du an ihrem Körperchen die ſilbernen Pünktchen auf dem ſchwarzen Sammetgrunde; die zwei ſchönen Federchen an ihrem Kopf?“ Und, während ich ſeiner Anweiſung folgte, begann er mir den kunſtreichen Bau dieſes verachteten Thierchens zu erklären. Aber ich langweilte mich; die Wunder der Natur hatten keinen Reiz für mich nach den phantaſtiſchen Wundern der Märchenwelt. — — —

Indeſſen war ich unmerklich herangewachſen; und wenn ich, was ſelten genug geſchah, einmal vor meinem Spiegel ſtand, ſo ſchaute mir eine ſchmächtige Geſtalt mit einem gelben ſcharfgeſchnittenen Geſicht entgegen. Zwar bemerkte ich die auffallende Bläue meiner Augen; im Uebrigen aber hatte dies zigeunerhafte Weſen mit dem ebenholzſchwarzen Haar keineswegs meinen Beifall. Mein Ausſehen kümmerte mich indeſſen wenig. Ich war über die Bibliothek meines Vaters gerathen, in der ſich eine Anzahl ſchönwiſſenſchaftlicher Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts befand. Ich begann zu leſen, und bald befiel mich eine wahre Leſewuth; ich kauerte mit meinen Büchern in den heimlichſten Winkeln des Hauſes oder des Gartens und hatte manche Rüge meines Vaters zu erdulden, wenn ich den Ruf zum Mittagseſſen überhörte. Eines Nachmittags war ich draußen, mein Leſefutter in der Taſche, in eine der oberen Fenſterhöhlen des Laubſchloſſes hineingeklettert, und hatte es mir auf dem flach geſchorenen Gezweig bequem zu machen gewußt. Ich ſaß im Schatten, die grüne Blätterwölbung über mir, und hatte mich bald in ein Bändchen von Muſäus Volksmärchen vertieft, während unten in der Mitte des Rondeels die heiße Junisonne kochte. Plötzlich kam die Stimme des Oheims in meine Märchenwelt hinein. Als ich hinabblickte, ſah ich ihn zwiſchen den Zwergbäumchen ſtehen, und, die Augen mit der Hand beſchattend, zu mir hinaufreden. „So,“ rief er, „es wird ſich wohl Niemand darum kümmern, wenn du hier das Genick brichſt?“

„Ich breche ja nicht das Genick, Onkel,“ rief ich hinunter; „es ſind lauter alte vernünftige Bäume!“

Aber er ließ ſich nicht beruhigen; er holte eine Gartenleiter, ſtieg zu mir hinauf und überzeugte ſich ſelbſt von der Sicherheit meines luftigen Sitzes. „Nun,“ ſagte er, nachdem er noch einen kurzen Blick in mein Buch geworfen hatte, „Du biſt ja doch nicht zu hüten; ſpinne nur weiter, du wilde Katz!“ — —

Um dieſelbe Zeit war es, daß eine ſeltſame Schwärmerei von mir Beſitz nahm. Im Ritterſaal auf dem Bilde oberhalb der Thür befand ſich ſeitab von den reichgekleideten Kindern noch die Geſtalt eines etwa zwölfjährigen Knaben in einem ſchmuckloſen braunen Wams. Es mochte der Sohn eines Gutsangehörigen ſein, der mit den Kindern der Schloßherrſchaft zu ſpielen pflegte; auf der Hand trug er, vielleicht zum Zeichen ſeiner geringen Herkunft, einen Sperling. Die blauen Augen blickten trotzig genug unter dem ſchlicht geſcheitelten Haar heraus; aber um den feſt geſchloſſenen Mund lag ein Zug des Leidens. Früher hatte ich dieſe unſcheinbare Geſtalt kaum bemerkt; jetzt wurde es plötzlich anders. Ich begann der möglichen Geſchichte dieſes Knaben nachzuſinnen; ich ſtudirte in Bezug auf ihn die Geſichter ſeiner vornehmen Spielgenoſſen. Was war aus ihm geworden, war er zum Manne erwachſen und hatte er ſpäter die Kränkungen gerächt, die vielleicht jenen Schmerz um ſeine Lippen und jenen Trotz auf ſeine Stirn gelegt hatten? — Die Augen ſahen mich an, als ob ſie reden wollten; aber der Mund blieb ſtumm. Ein ſchwermüthiges, mir ſelber holdes Mitgefühl bewegte mein Herz; ich vergaß es, daß dieſe jugendliche Geſtalt nichts ſei, als die weſenloſe Spur eines vor Jahrhunderten vorübergegangenen Menſchenlebens. So oft ich in den Saal trat, war mir, als fühle ich die Augen des Bildes auf meinen Lidern, bis ich emporſah und den Blick erwiderte; und Abends vor dem Einſchlafen war es nun nicht ſowohl das Antlitz des lieben Gottes, als viel öfter noch das blaſſe Knabenantlitz, das ſich über das meine neigte. Einmal, da der Oheim über Feld war, trat ich aus ſeinem Zimmer, wo ich die Fütterung des Käuzchens beſorgt hatte. Während ich durch den Saal ging, wandte ich den Kopf zurück und ſah das Bild oberhalb der Thür von der Nachmittagsſonne beleuchtet, die durch die nahe liegenden hohen Fenſter ſchien. Das Geſicht des Knaben trat dadurch in einer Lebendigkeit hervor, wie ich es bisher noch nicht geſehen, und mich erfaßte plötzlich eine unwiderſtehliche Sehnſucht, es in nächſter Nähe zu betrachten. Ich horchte, ob Alles ſtill ſei. Dann ſchleppte ich mit Mühe einige an den Wänden ſtehende Tiſche vor des Oheims Thür und thürmte ſie auf einander, bis ich die Höhe des Bildes erreicht hatte. Während ich mitunter einen ſcheuen Blick über die ſchweigende Geſellſchaft an den Wänden gleiten ließ, mit der ich mich in dem großen Raume eingeſchloſſen hatte, kletterte ich mit Lebensgefahr hinauf. Als ich oben ſtand, wallte mein Blut ſo heftig, daß ich das laute Klopfen meines Herzens hörte. Das Angeſicht des Knaben war gerade vor dem meinen; aber die Augen lagen ſchon wieder im Schatten, nur die rothen feſtgeſchloſſenen Lippen waren noch von der Sonne beleuchtet. Ich zögerte einen Augenblick, ich fühlte, wie mir der Athem ſchwer wurde, wie mir das Blut mit Heftigkeit in's Geſicht ſchoß; aber ich wagte es und drückte leiſe meinen Mund darauf. — Zitternd, als hätte ich einen Raub begangen, kletterte ich wieder hinab und brachte die Tiſche an ihre Stelle.

Dieß Alles hatte ein plötzliches Ende. An meinem vierzehnten Geburtstag kündigte mein Vater mir an, daß ich die nächſten drei Jahre bis nach meiner Einſegnung, die dort erfolgen ſolle, bei der Tante in einer großen Stadt ſein würde. — Und ſo geſchah es. Ich war wieder, wie in den erſten Jahren meiner Kindheit, auf den Raum einiger Zimmer beſchränkt, ohne Wald, ohne Garten, ohne ein Plätzchen, wo ich meine Träume ſpinnen konnte. Ich ſollte Alles lernen, was ich bisher nicht gelernt hatte, ich wurde dreſſirt von innen und außen, und die Tante, unter deren Augen ich jetzt mein ganzes Leben führte, war eine ſtrenge Frau, die von den hergebrachten Formen kein Titelchen herunterließ. Der Einzige, der etwas über ſie vermochte, war vielleicht der kleine Rudolph, deſſen allzu leidenſchaftliche Anhänglichkeit mich gegenwärtig zu beunruhigen beginnt. Mit ihm vereint gelang es mitunter, uns zu einer gemeinſchaftlichen Wanderung in die Anlagen vor der Stadt los zu bitten. — Der Aufenthalt wurde erſt erträglich, als der Muſikunterricht mir größere Theilnahme abgewann, und als ich durch Vermittelung meines Lehrers die Erlaubniß erhielt, einem Geſangvereine beizutreten. Freilich wurde ſie nur widerwillig gegeben, denn die Geſellſchaft war eine aus allen Ständen gemiſchte; »mauvais genre«, wie die Tante mit einer ablehnenden Handbewegung zu ſagen pflegte. Mich kümmerte das nicht. In den Pauſen hielt ich mich zu der Schweſter einer Hofdame und einer ſchon ältlichen Baroneſſe, die beide leidenſchaftliche Sängerinnen waren; ein paar Lieutenants von der Linie traten zu uns und wir plauderten, bis der Taktſtock wieder das Zeichen gab. Ich hätte von den Uebrigen kaum einen Namen anzugeben vermocht. Später waren dann die Bedienten zeitig da, um uns nach Hauſe zu geleiten.

Dann und wann kam ein kurzer förmlicher Brief meines Vaters, der mich ermahnte, in Allem der Tante Folge zu leiſten, oder ein längerer des Oheims, der kaum etwas Anderes enthielt, als das Gegentheil davon, bisweilen freilich auch einen Bericht über Schloß und Garten, der mich mit Heimweh nach dieſen einſamen Orten erfüllte.

Endlich war der dreijährige Zeitraum verfloſſen; Tante Urſula und mein Vater kamen, um mich nach Hauſe zu holen, und Rudolphs Mutter übergab mich ihnen als ein nicht ganz mißlungenes Werk ihrer Erziehung. Auch mein Bruder Kuno hatte die Reiſe mitgemacht, er war gewachſen; aber er ſah blaß und leidend aus, und es ſchnitt mir in's Herz, als bei der Ankunft eine kleine Krücke mit ihm vom Wagen gehoben wurde. Wir waren bald vertraute Freunde; auf dem Heimwege ſaß er zwiſchen mir und der Tante und ließ meine Hand nicht aus der ſeinen.

An einem klaren April-Nachmittage langten wir zu Hauſe an. Schon, als wir über die Brücke in den Hof einfuhren, ſah ich den Oheim neben dem Thurme in der Thür ſtehen. Er war baarhäuptig, wie gewöhnlich; ſein volles graues Haar ſchien in der Zwiſchenzeit nicht bleicher geworden. „Nun, da biſt Du ja!“ ſagte er trocken, und reichte mir die Hand. Als wir im Wohnzimmer waren und ich mich aus meinen Umhüllungen herausgeſchält hatte, ließ er einen mißtrauiſchen Blick über meine modiſche Kleidung gleiten. „Wie willſt du denn mit den Fahnen in die Bel-Etage deines Gartenſchloſſes hinaufkommen?“ ſagte er, indem er den

Saum meiner weiten Aermel mit den Fingerſpitzen faßte. „Und ich hab' es eben expreß für dich putzen laſſen.“

Aber ſeine Beſorgniß war überflüſſig; das Weſen, das in den Kleidern mit Volants und Spitzen ſteckte, war dem Kerne nach kein anderes, als das in den knappen Kinderkleidern. Es ließ mir keine Ruh; mit Entzücken lief ich in den Garten, wo eben das junge Grün an den Buchenhecken hervorſprang, durch das Hinterpförtchen in den Tannenwald und von dort wieder zurück in's Haus. Ich flog die breite Treppe hinauf; es kam mir Alles ſo groß und luſtig vor. Dann begrüßte ich die altfränkiſchen Herren und Damen im Ritterſaal; aber ich trat unwillkürlich leiſer auf, es war mir doch faſt unheimlich, daß ſie nach ſo langer Zeit noch ebenſo wie ſonſt mit ihren grellen Augen in den Saal hineinſchauten. Droben über der Thür neben den kleinen Grafenkindern ſtand noch immer der Knabe mit dem Sperling; aber mein Herz blieb ruhig. Ich ging achtlos, und ohne ſeinen trotzigen Blick zu erwidern, unter dem Bilde weg in das Zimmer des Oheims. Da ſaß er ſchon wieder wie ſonſt in ſeinem alten Lehnſtuhl, unter ſeinen Büchern und ſeinem lebenden und todten Gethier; Don Pedro, der lahme Staarmatz, krächzte noch ganz in alter Weiſe, als ich den Finger durch die Stangen ſeines Käfichs ſteckte; und auch draußen vor dem Fenſter ſaß wieder ein Käuzchen in einem großen hölzernen Bauer und ſchaute träumend in den Tag. Der Oheim hatte ſeine Bücher fortgelegt; und, während ich die bekannten Dinge eines nach dem andern wieder begrüßte, fühlte ich bald, wie ſeine grauen Augen mit der alten Innigkeit auf mich gerichtet waren.

Als ich nach einer Weile in die Wohnſtube hinabkam, ſaß auch Tante Urſula ſchon ſtrickend in ihrer Fenſterniſche, und nebenan in ſeinem Zimmer ſah ich durch die offene Thür meinen Vater über ſeine Correſpondenzen und Zeitungen gebückt. So war denn Alles noch beim Alten; nur eine Vermehrung unſerer Hausgenoſſenſchaft ſtand bevor, da noch am ſelbigen Abend ein junger Mann erwartet wurde, der von meinem Vater auf die Empfehlung eines Gymnaſial-Directors als Lehrer für den kleinen Kuno engagirt war. Er hatte

Philologie und Geſchichte ſtudirt und ſich nach einem längern Aufenthalte in Italien dem akademiſchen Lehrfach widmen wollen, war aber durch äußere Umſtände zu einer vorläufigen Annahme dieſer Privat-Stellung genöthigt worden. Außer ſeinen ſonſtigen Kenntniſſen ſollte er, was beſonders mich intereſſiren mußte, ein durchgebildeter Klavierſpieler ſein.

Ich ſah ihn zuerſt am folgenden Tage, da er unten an der Mittagstafel neben ſeinem Zögling ſaß. Das blaſſe Geſicht mit den raſchblickenden Augen kam mir bekannt vor; aber ich ſann umſonſt über eine Aehnlichkeit nach. Während er die Fragen meines Vaters über ſeinen Aufenthalt in der Fremde beantwortete, ſtrich er mitunter mit einer leichten Kopfbewegung das ſchlichte braune Haar an der Schläfe zurück, als wolle er dadurch ein tiefes inneres Sinnen mit Gewalt zurückdrängen. Nach Beendigung des Mittageſſens brachte mein Vater das Geſpräch auf Muſik und bat ihn, bisweilen meinem Geſange mit ſeinem Accompagnement zu Hülfe zu kommen.

Obgleich aber dies mit Bereitwilligkeit zugeſagt wurde, ſo verfloſſen doch einige Wochen, ohne daß ich mich dieſer Abrede erinnert hätte; überhaupt bekümmerte ich mich um den neuen Hausgenoſſen nicht weiter, als daß ich ihn zu Mittag und bei dem gemeinſchaftlichen Abend-Thee in der herkömmlichen Weiſe begrüßte. Eines Nachmittags aber war mit einer jungen Dame aus der Stadt, mit der ich zuweilen zu ſingen pflegte, eine Sendung neuer Muſikalien angelangt. Wir hatten ein Duett von Schumann hervorgeſucht; aber die eigenſinnige Begleitung ging über unſere Kräfte. „Wir wollen den Lehrer bitten," ſagte ich, und ſchickte den Diener nach deſſen Zimmer.

Er kam nach einer Weile zurück: „Herr Arnold könne augenblicklich nicht; werde aber ſobald wie möglich die Ehre haben." So mußten wir denn warten; ich ſah nach der Uhr, eine Minute nach der andern verging, es war ſchon über eine Viertelſtunde. Wir hatten uns eben wieder ſelbſt daran gemacht, da ging die Thür, und Arnold trat herein. „Ich bedauere, meine Damen; die Stunde des Kleinen war noch nicht zu Ende."

Ich erwiderte hierauf nichts. — „Wollen Sie die Güte haben?" ſagte ich, und zeigte auf das aufgeſchlagene Notenblatt.

Er trat einen Schritt zurück. „Darf ich bitten, mich der Dame vorzuſtellen?“

„Herr Arnold!“ ſagte ich leichthin und ohne aufzublicken; ich nannte den Namen des jungen Mädchens nicht, ich wollte es nicht.

Er ſah mich an. Ein überlegenes Lächeln glitt über ſein Geſicht und die leicht aufgeworfenen Lippen zuckten unmerklich. „Fangen wir an!“ ſagte er dann, indem er ſich auf das Taburet ſetzte und mit Sicherheit die einleitenden Takte anſchlug. Dann ſetzten wir ein; nicht eben geſchickt, ich vielleicht am wenigſten; nur die Sicherheit des Klavierſpielers hielt uns. Als wir aber bis etwa auf die Mitte des Stückes gekommen waren, hielt er inne. »Ancora!« rief er, indem er mit der flachen Hand die Noten bedeckte; „aber jede Stimme einzeln! — Sie, mein Fräulein, — ich darf mir vielleicht Ihren Namen erbitten!“

Die junge Dame nannte ihn.

„Wollen Sie den Anfang machen?“ — Und nun begann, bald auch mit mir, eine ſtrenge Uebung; unerbittlich wurde jeder Einſatz und jede Figur wiederholt, wir ſangen mit heißen Geſichtern; es war, als ſeien wir plötzlich in der Gewalt unſers jungen Meiſters. Mitunter fiel er ſelbſt mit ſeiner milden Baritonſtimme ein; und allmählich trat das Muſikſtück in ſeinen einzelnen Theilen immer klarer hervor, bis wir es endlich unaufgehalten bis zu Ende ſangen.

Als er ſich lächelnd zu uns wandte, ſtand mein Vater hinter ihm, der unvermerkt herangetreten war. Das etwas abgeſpannte Geſicht des alten Herrn, der für Muſik kein beſonderes Intereſſe hatte, nahm ſich zu der herkömmlichen Freundlichkeit zuſammen. „Bravo, mein lieber Herr Arnold,“ ſagte er, indem er den jungen Mann auf die Schulter klopfte, „Sie haben den Damen heiß gemacht; aber Sie ſollten uns auch nun ſelbſt noch etwas ſingen!“

Arnold, der noch die eine Hand auf den Taſten hatte, ſetzte ſich wieder und begann eines jener italieniſchen Volkslieder, in denen die Klage um den Glanz der alten Zeit wie ein ruheloſer Geiſt umgeht. Mein Vater blieb noch einige Augenblicke ſtehen; dann wandte er ſich ab und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Seine Gedanken waren längſt bei andern Dingen, vielleicht bei dem Bildniß des Königs, das er durch Vermittelung eines einflußreichen Freundes als Geſchenk der Majeſtät zu empfangen Hoffnung hatte. Statt ſeiner war der kleine Kuno mit ſeiner Krücke an's Klavier geſchlichen und lehnte ſich ſchweigend an ſeinen Lehrer. Dieſer legte unter dem Spielen den Arm um ihn und ſang ſo das Lied zu Ende. — „Hörſt du das gern, mein Junge?“ fragte er, und als der Knabe nickte und mit zärtlichen Augen zu ihm aufſah, nahm er ihn auf den Schooß und ſang halblaut, als ſolle es dem Kleinen ganz allein gehören, das liebe deutſche Lied: „So viel Stern' am Himmel ſtehen!“

Aber, ob mit oder ohne Willen, auch für mich war es geſungen. Er ſang es ſpäter noch oft für mich; denn unmerklich bildete ſich ſeit dieſem Tage ein freundlicher Verkehr zwiſchen uns. Es war aber nicht nur die Muſik, die uns zuſammenführte; der kleine Kuno hatte bald ſeine Liebe zwiſchen mir und ſeinem Lehrer getheilt und veranlaßte uns dadurch zu mannichfachem Beiſammenſein in und außer dem Hauſe.

Eines Tages im Juli waren der Oheim, Arnold und ich mit dem Knaben in der Stadt, um uns nach einem Rollſtühlchen für ihn umzuthun; denn ſchon damals begann das Gehen ihm mitunter ſchwer zu werden. Da unſer Geſchäft bald beſorgt war, ſo nahmen wir auf Arnolds Vorſchlag einen etwas weitern Rückweg, der am Saume eines ſchönen Buchenwaldes entlang führte. Hinter demſelben in einem Dorfe ließen wir den Wagen halten und wandelten mit einander die Straße hinab, zwiſchen den meiſt großen ſtrohbedeckten Bauernhäuſern. Nach einer Weile bog Arnold wie zufällig in einen Fußweg ein, welcher zwiſchen zwei mit Nußgebüſch und Brombeerranken bewachſenen Wällen entlang führte. Wir Andern folgten ihm; Kuno, der ſich heute kräftiger als ſonſt zu fühlen ſchien, hatte ſeine Augen auf den Hummeln und Schmetterlingen, welche im Sonnenſchein um die Diſteln ſchwärmten. Es dauerte indeß nicht lange, ſo hörten zu beiden Seiten die Wälle auf, und vor uns in einer weiten Buſch- und Wieſeneinſamkeit lag ein ſtattlicher Bauernhof. Unter einer Gruppe dunkelgrüner

Eichen erhob ſich das Gebäude mit dem mächtigen faſt bis zur Erde reichenden Strohdache, die braungelünchte Giebelſeite uns entgegen, aus der die weißgeſtrichenen Fenſter freundlich hervorleuchteten.

„In jenem Hauſe,“ ſagte Arnold, „bin ich als Knabe oft geweſen, und weil es mir hier wie faſt nirgends in der Welt gefallen hat, ſo wünſchte ich, daß auch Sie es einmal ſähen.“

Der Oheim nickte. „Wer iſt denn der Beſitzer jenes ſchönen Gutes?“

„Es iſt der Schulze Hinrich Arnold?“

„Hinrich Arnold?“

„Ja, der Bauer auf dieſem Gute heißt allzeit Hinrich Arnold.“

„Aber“, fragte ich jetzt, „heißen denn Sie nicht auch ſo?“

„Die älteſten Söhne aus der Familie tragen alle dieſen Namen,“ erwiderte er; „auch bei dem Zweige derſelben, der in die Stadt übergeſiedelt iſt. Der Vater des gegenwärtigen Beſitzers war der Bruder des meinigen.“

Mittlerweile waren wir bei dem Hauſe angelangt. Durch das offenſtehende Eingangsthor am andern Ende des Gebäudes führte uns Arnold auf die große, die ganze Höhe desſelben einnehmende Diele, an deren beiden Seiten ſich die jetzt leerſtehenden Stallungen für das Vieh befanden. Ein leichter Rauchgeruch empfing uns in dem dämmerigen Raume. Im Hintergrunde, wo vor den Thüren der Wohnzimmer ſich die Diele erweiterte und durch niedrige Seitenfenſter erhellt war, ſaß neben einem am Boden ſpielenden kleinen Knaben eine alte Frau in der gewöhnlichen Bauerntracht von dunklem, eigengemachtem Zeuge, das graue Haar unter die ſchwarz-ſeidene Kappe zurückgeſtrichen. Als wir näher getreten waren, ſtand ſie langſam auf und muſterte uns gelaſſen mit ein paar grauen Augen, die unter noch ſchwarzen Brauen kräftig aus dem gebräunten Geſicht hervorſahen. „Sieh, ſieh, Hinrich!“ ſagte ſie nach einer Weile, indem ſie unſerm jungen Freunde die Hand ſchüttelte, ſcheinbar ohne uns Andern weiter zu beachten.

„Das iſt meine Großmutter,“ ſagte dieſer; „da meine Eltern nicht mehr leben, meine nächſte Blutsfreundin.“ Dann bedeutete er ihr, wer wir ſeien; und ſie reichte nun auch uns, der Reihe nach die Hand.

Während ſie halb mitleidig, halb muſternd auf die Krücke des kleinen Kuno blickte, fragte Arnold: „Iſt denn der Schulze zu Haus, Großmutter?“

„Sie heuen unten auf den Wieſen,“ erwiderte ſie.

„Und Ihr,“ ſagte mein C[illegible]l, „wartet indeſſen vermuthlich den jüngſten Hinrich Arnold?“

„Das mag wohl ſein!“ erwiderte ſie, indem ſie die Thür des einen Zimmers öffnete; „ſo ein abgenutzter alter Menſch muß ſehen, wie er ſein bischen Leben noch verdient.“

„Die Großmutter,“ ſagte Arnold, als wir hineingetreten waren, „kann es nicht laſſen, den Jüngern behülflich zu ſein. — Aber“ fuhr er zu dieſer fort, „Ihr wißt es wohl, dem Schulzen iſt es ſchon eine Freude, daß Ihr noch da ſeid, und daß er und die Kinder Euch noch ſehen, wenn ſie von der Arbeit heimkommen.“

„Freilich, Hinrich, freilich;“ erwiderte die Alte; „aber es erträgt Einer doch nicht allezeit, wenn der Andre ſo überzählig nebenher geht.“ — Sie hatte während deß zu dem Antlitz ihres Enkels emporgeblickt. „Du ſiehſt nur ſchwach aus, Hinrich,“

ſagte ſie, „das kommt von all' dem Bücherleſen. — Er hätte es beſſer haben können," fuhr ſie dann zu uns gewendet fort; „denn ſein Vater war doch der Aelteſte zum Hof, und er war wieder der Aelteſte. Aber der Vater wurde ſtudirt; da muß nun auch der Sohn bei fremden Leuten herum ſein Brod verdienen."

Arnold lächelte; der Oheim ſandte ihr einen beobachtenden Blick nach, als ſie bei dieſen Worten aus der Thür ging. Bald aber kam ſie mit einigen Gläſern Buttermilch zurück, die Arnold für uns erbeten hatte.

In der Stube, die nicht zum täglichen Gebrauch beſtimmt ſchien, ſtanden mehrere ſehr große Tragkiſten an den Wänden, grün oder roth geſtrichen, mit blankem Meſſingbeſchlag, die eine auch mit leidlicher Blumenmalerei verſehen; ſo daß faſt nur auf der unter dem Fenſter hinlaufenden Bank ſich Platz zum Sitzen fand. Ich wollte der Alten eine Güte thun. „Ihr ſeid hier ſchön eingerichtet; mit all' den ſaubern Kiſten!" ſagte ich.

Sie ſah mich forſchend an. „Meinen Sie das?" erwiderte ſie, „ich dächte, ein paar eichene Schränke, daneben noch ein Stuhl oder ein Kanapee Platz hätte, wären doch wohl beſſer; aber es iſt einmal die Mode ſo."

Der Oheim nahm ſchweigend eine Prieſe, indem er mit ſeinen verſchmitzteſten Augen zu mir hinüberblickte. Die Alte war nach der Thür gegangen, um von einem über derſelben befindlichen Brettchen einen Apfel für meinen Bruder herabzuholen. Da ſie nicht hinauflangen konnte, trug ich raſch einen Stuhl herbei, ſtieg hinauf und reichte ihr den Apfel; zugleich erfreut, dadurch eine Verlegenheit zu verbergen, die ich nicht zu unterdrücken vermochte. Sie ließ mich ruhig gewähren. „Ja," ſagte ſie, während ſie dem kleinen Kuno den Apfel in die Hand drückte, „das hat jüngere Beine, da kann man nicht mehr mit." Als ich aber bald darauf die ſtrengen Augen der alten Bäuerin mit dem Ausdruck einer milden Freundlichkeit auf mich gerichtet ſah, war mir unwillkürlich, als habe ich etwas gewonnen, das ebenſo werthvoll, als ſchwer erreichbar ſei.

Bald darauf verließen wir die Stube und beſahen die Einrichtung des Gebäudes, vorab den großen, Sauberkeit und Friſche athmenden Milchkeller; wie Arnold bemerkte, das eigentliche Staatszimmer unſrer Bauern. Dann, während die Alte bei dem künftigen Hoferben zurückblieb, traten wir aus dem Eingangsthor in's Freie, unter den Schatten der alten vollbelaubten Eichen. „Ihre Großmutter iſt eine Frau von wenig Complimenten," ſagte der Oheim im Gehen; „aber man weiß nun doch, wo ſie zu Hauſe ſind."

Arnold ergriff für einen Augenblick die Hand des alten Herrn, die dieſer, ohne aufzublicken, ihm gereicht hatte.

Vor uns, ſeitwärts von dem Hauptgebäude, lag das jetzt leerſtehende Abnahme-Häuschen. Auf einer Wieſe dahinter befanden ſich die Reſte eines im Viereck gezogenen lebendigen Zaunes, welche die Neugierde meines Bruders erregten. Auch ein Paar Pfähle ſtanden noch in den Büſchen, zwiſchen denen einſt ein Pförtchen den Eingang in den kleinen Raum verſchloſſen haben mochte. „Es iſt ein Bienenhof," ſagte Arnold, „den mein Vater als Knabe vor vielen Jahren angelegt hat. Als ſein Bruder ſpäter das Gut erhielt, hatte er zwar weder Zeit noch Luſt den

Betrieb des jungen Bienenvaters fortzuſetzen; aber er ließ den Zaun zu ſeinem Angedenken ſtehen, und mir zu Liebe hat es auch der Schulze ſo gelaſſen.“

Vor uns lag, ſo weit das Auge reichte, eine ausgedehnte Wieſenfläche, hie und da durch lebendige Hecken oder einzelne Baumgruppen unterbrochen. Arnold wies mit der Hand hinaus und ſagte: „Hier iſt es mir ſeltſam ergangen. Als zwölfjähriger Knabe, da ich in den Sommerferien bei dem Oheim auf Beſuch war, wanderte ich eines Morgens mit meinem einige Jahre älteren Vetter, dem jetzigen Schulzen, da hinab in die Wieſen. Wir gingen immer gerade aus, mitunter durch ein Gebüſch brechend, das unſern Weg durchſchnitt. Ich blies dabei auf einer Pfeife, die mir mein Vetter aus Kälberrohr geſchnitten hatte; auch iſt mir noch wohl erinnerlich, wie an einigen Stellen das Auftreten auf dem ſumpfigen, mit weißen Blumen überwachſenen Boden mir ein heimliches Grauen erregte. Nach einer Viertelſtunde etwa kamen wir in einen dichten Laubwald, und nach der Sommerhitze draußen empfing uns eine plötzliche Schattenkühle; denn der Sonnenſchein ſpielte nur ſparſam durch die Blätter. Mein Vetter war bald weit voran; ich vermochte nicht ſo ſchnell fortzukommen, wegen des Unterholzes, das überall umherſtand. Mitunter hörte ich ihn meinen Namen rufen, und ich antwortete ihm dann auf meiner Pfeife. Endlich trat ich aus dem Gebüſch in eine kleine ſonnige Lichtung. Ich blieb unwillkürlich ſtehen; mich überkam ein Gefühl unendlicher Einſamkeit. Es war ſo ſeltſam ſtill hier; ein paar Schmetterlinge gaukelten lautlos über einer Blume, der Sonnenſchein lag ſchimmernd auf den Blättern, und ein ſchwerer, würziger Duft ſchien wie eingefangen in dem abgeſchiedenen Raume. In der Mitte deſſelben auf einem bemooſten Baumſtumpf ſaß eine glänzend grüne Eidechſe und ſah mich wie verzaubert mit ihren goldenen Augen an. — — Ich weiß dieß Alles genau; ich weiß beſtimmt, daß wir vom Bienenhof hier in gerader Richtung über die Wieſen fortgegangen ſind. Und doch lacht der Schulze mich aus, wenn ich ihn jetzt daran erinnere; denn dort hinunter liegt kein Wald und hat auch ſeit Menſchengedenken keiner mehr gelegen. — Wo aber bin ich damals denn geweſen?“

„Vielleicht dort nach der andern Seite hin,“ ſagte mein Oheim.

„Dann hätte der Weg nicht über die Wieſen führen können.“

„Hm; eine grüne Eidechſe? Ich habe hier herum ſo eine noch nicht gefunden. — Wiſſen Sie, Herr Arnold, es iſt doch gut, daß Sie nicht der Schulze hier geworden ſind. Sie ſind ja ein Phantaſt, trotz der Anna da mit ihren alten Bildern.“

Ich weiß nicht, weshalb wir beide roth wurden, als der Oheim uns bei dieſen Worten Eines nach dem Andern anſah; aber ich bemerkte noch, wie Arnold mit jener leichten Bewegung den Kopf ſchüttelte und wie zur Abwehr das Haar mit der Hand zurückſtrich.

Auf dem Heimwege, den wir bald darauf antraten, wurde wenig zwiſchen uns geſprochen. Der kleine Kuno ſaß bald ſchlafend in meinem Arm; mir war ſtill und friedlich zu Sinne. Als wir zu Hauſe anlangten, lagen ſchon die bräunlichen Tinten des Abends am Horizont, und einzelne Sterne drangen durch den Himmel.

Der Sommer ging auf die Neige, während das Leben im Schloſſe ſeinen ruhigen einförmigen Verlauf nahm. Arnold und ſein kleiner Schüler ſchienen immer mehr Gefallen an einander zu finden; denn der Knabe lernte leicht und willig, wenn die Unterrichtsſtunden auch mitunter durch ſeine Kränklichkeit unterbrochen wurden. Auffallend ſchwer wurde ihm dagegen das Auswendiglernen alter Kirchenlieder, von denen er an jedem Sonntagmorgen einige Verſe vor dem Vater in deſſen Zimmer aufſagen mußte. — Eines Vormittags wollte ich, um ihn zu ermuthigen, das ihm aufgegebene Lied von Nikolai gleichfalls auswendig lernen. Ich war in den Ritterſaal hinaufgegangen; bald aber trat ich durch die offenſtehende Thür in das Zimmer des Oheims, der wie gewöhnlich um dieſe Zeit im Lehnſtuhl an ſeinem Tiſche ſaß. Er warf einen flüchtigen Blick zu mir hinüber, und fuhr dann ſchweigend fort, die am vorhergehenden Tage gefangenen Inſekten auf einer Korktafel auszuſpannen. Ich ging mit meinem Buche im Zimmer auf und ab, erſt leiſe und allmählich lauter die Worte des Geſanges vor mir hermurmelnd. So kam ich an den dritten Vers:

„Geuß ſehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flammen deiner Liebe."

Mein Onkel erhob plötzlich den Kopf und ſah mich ſcharf durch ſeine großen Brillengläſer an. „Tritt her!" ſagte er, „was lernſt du da?" — Als ich Folge geleiſtet hatte, zeigte er mit dem Finger auf einen ſchwarzen Käfer, der mit aufgeſperrten Kiefern an der Nadel ſteckte. „Weißt du," fuhr er fort, „wie der carabus den Maikäfer frißt?" — — Und nun begann er mit unerbittlicher Ausführlichkeit die grauſame Weiſe darzulegen, womit dies gefräßige Inſekt ſich von andern ſeines Gleichen nährt. — Ich hatte ſelbſt ſo etwas in unſerm Garten wohl geſehen; aber es hatte weitere Gedanken nicht in mir angeregt. Meine Augen hingen regungslos an den Lippen des alten Mannes; es überfiel mich eine unbeſtimmte Furcht vor ſeinen Worten.

„Und das, mein Kind,“ ſprach er weiter, indem er jedes ſeiner Worte einzeln betonte, „iſt die Regel der Natur. — — Liebe iſt nichts, als die Angſt des ſterblichen Menſchen vor dem Alleinſein.“

Ich antwortete nicht; mir war plötzlich, als wäre der Boden unter meinen Füßen fortgezogen worden. Der Ausdruck meines Geſichts mochte das verrathen haben; denn auch mein Oheim ſchien über die Wirkung ſeiner Worte beſtürzt zu werden. „Nun, nun,“ ſagte er, indem er mich ſanft in ſeinen Arm nahm, „es mag vielleicht nicht ſo ſein; nur etwas anders doch, als es dort in deinem Katechismus ſteht.“ – —

Aber die Worte wühlten in mir fort; mein Herz hatte in der Einſamkeit ſo oft nach Liebe geſchrieen, während ich in den weiten Gemächern des Hauſes umherſtrich, wo nie die Hand einer Mutter nach der meinen langte. Um die Mittagszeit ſah ich die Leute von der Feldarbeit zurückkehren. Mir war, als müßte der Ausdruck der Troſtloſigkeit auf allen Geſichtern zu leſen ſein; aber ſie ſchlenderten wie gewöhnlich gleichgültig und lachend über den Hof.

Am Nachmittage, als müßte ich ihn zwingen weiter zu reden, trieb es mich wieder nach dem Zimmer des Oheims. Die Thür ſtand offen, aber er ſelbſt war nicht dort. — Mitten auf der Diele lag eine ſchwarze Katze, eine gefangene Maus zwiſchen den Krallen, die ſich in der Nachmittagsſtille hervorgewagt haben mochte. Ich blieb auf der Schwelle ſtehen und ſchaute grübelnd zu. Die Katze begann ihr Spiel zu treiben; ſie zog die Krallen ein, und die Maus rannte hurtig über die Dielen und an den Wänden entlang. Aber die grünen glimmenden Augen hatten ſie nicht losgelaſſen; ein heimliches Spannen der Muskeln, ein Satz, und wieder lag das Raubthier da, mit dem glänzenden Schwanz den Boden fegend, die gefangene Maus vorſichtig mit den ſpitzen Zähnen faſſend. Sie war noch nicht aufgelegt, ein Ende zu machen; das Spiel begann von Neuem. Manchmal, wenn ſie die kleine entrinnende Kreatur immer wieder mit der zierlich gekrümmten Pfote an ſich riß, wollte mich faſt das Mitleid überwältigen; aber ein Gefühl, halb Trotz halb Neugier, hielt mich jedesmal zurück.

Während ich ſo für mich hinbrütend daſtand, hörte ich die gegenüberliegende Thür gehen, indeß die Katze mit ihrem noch lebenden Opfer davonſprang. „Sie, gnädiges Fräulein!“ ſagte eine jugendliche Stimme; und als ich aufblickte, ſah ich Arnold vor mir ſtehen, der ſeit einiger Zeit mit dem Oheim viel verkehrte. Da ich ihm nichts erwiderte, ſo machte er eine Bewegung, als wollte er ſich entfernen; plötzlich aber, als habe er auf meinem Antlitz die Hülfloſigkeit meines Innern geleſen, zögerte er wieder und ſagte, faſt demüthig: „Kann ich Ihnen in irgend etwas dienen, Fräulein Anna?“

Es war ein Ausdruck in ſeinen Augen, der mich reden machte. Ich trat an den Tiſch und zeigte ihm des Oheims Spannbrett, auf welchem noch der ſchwarze Käfer ſteckte.

„Befreien Sie mich von dem,“ ſagte ich, „und — von der ſchwarzen Katze!“ Und als er mich zweifelnd anſah, erzählte ich ihm, was mir am Vormittage hier geſchehen, und was ſo eben vor meinen Augen vorgegangen war. Er hörte mich ruhig an. „Und nun?“ fragte er, als ich zu Ende war.

„Ich habe bisher noch immer den Finger des lieben Gottes in meiner Hand gehalten,“ ſagte ich ſchüchtern.

Seine Augen ruhten eine Weile wie prüfend auf mir. Dann ſagte er leiſe:

„Es giebt noch einen andern Gott.“

„Aber der iſt unbegreiflich?“

Ein mildes Lächeln glitt über ſein Antlitz. „Das ſind noch die Kinderhände, die nach den Sternen langen.“ — Er ſtand einige Augenblicke in Nachdenken verloren; dann ſagte er: „In der Bibel ſteht ein Wort: So ihr mich von ganzem Herzen ſuchet, ſo will ich mich finden laſſen! — Aber ſie ſcheinen es nicht zu verſtehen; ſie begnügen ſich mit dem, was jene vor Jahrtauſenden gefunden oder zu finden glaubten.“ — Und nun begann er mit ſchonender Hand die Trümmer des Kinder-Wunders hinweg zu räumen, das über mir zuſammengebrochen war; und indem er bald ein Geheimniß in einen geläufigen Begriff des Alterthums auflöſte, bald das höchſte Sittengeſetz mir in den Schriften deſſelben vorgezeichnet wies, lenkte er allmählich meinen Blick in die Tiefe. Ich ſah den Baum des Menſchengeſchlechtes heraufſteigen, Trieb um Trieb, in naturwüchſiger ruhiger Entfaltung, ohne ein anderes Wunder, als das der ungeheuern Weltſchöpfung, in welchem ſeine Wurzeln lagen.

Die Begeiſterung hatte ſeine Wangen geröthet, ſeine Augen glänzten; ich horchte regungslos auf dieſe Worte, die wie Thautropfen in meine durſtige Seele fielen. Da, als ich zufällig aufblickte, ſah ich meinen Oheim an dem gegenüberliegenden Fenſter ſtehen, ſcheinbar an den Käfichen ſeiner Vögel beſchäftigt; als aber jetzt auch Arnold den Kopf zu ihm wandte, hob er drohend den Finger. „Wenn das meine brüderliche Excellenz wüßte!“ ſagte er. „Steht denn der Unterricht auch in dem allerhöchſt genehmigten Stundenplan? — Nun, nun,“ fuhr er lächelnd fort, „ich werde das nicht verrathen!“ Dann trat er an den Tiſch und, indem er mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſeine Hand über die daraufliegenden Werke der neueren Naturforſcher hingleiten ließ, ſagte er halblaut, wie zu ſich ſelber: „Das ſind die Männer, die ihn ſuchen, von denen er ſich wird finden laſſen; aber der Weg iſt lang und führt oftmals in die Irre.“ — — —

Ich gedenke noch, wie dieſer Tag ſich neigte. — Das Abendroth leuchtete an den Wänden der Wohnſtube; mein kleiner Bruder, der an dem Tiſchchen in der Fenſterniſche ſaß und über den Hof in den Garten hinabblickte, wollte noch gern einmal in's Freie; aber ich und „der liebe Arnold“ ſollten mit. Da mein Vater auswärts war, ſo ließ die Tante ſich bereden. Nachdem Arnold von ſeinem Zimmer herabgekommen, packten wir den Knaben in ſein Rollſtühlchen und ließen es durch den Diener in den Garten bringen. Aber dann durfte wiederum Niemand anfaſſen, als Arnold und ich; und ſo ſchoben wir denn, jeder mit einer Hand, das kleine Gefährte in der breiten Lindenallee auf und ab. Die Tante mit ihrem Filettüchlein um den Kopf ging nebenher und zog mitunter das Mäntelchen dichter um die Füße des Knaben. Aber kaum ein Wort wurde gewechſelt; es war ſtill bis in die weiteſte Ferne; nur mitunter ſank leiſe ein Blatt aus dem Gezweig zur Erde, und oben über den Wipfeln war das ſtumme, ruheloſe Blitzen der

Sterne. Das Kind ſaß zuſammengeſunken und träumend in ſeinen weichen Kiſſen; nur einmal richtete es ſich auf und rief: „Arnold, Anna! da flog ein Goldkäferchen, ganz oben bei den Sternen!“

„Das war eine Sternſchnuppe, mein Kind,“ ſagte Tante Urſula.

Ich ſah, wie Arnold den Kopf zu mir wandte; aber wir ſprachen nicht; wir fühlten, glaub' ich, beide, daß dieſelben Gedanken uns bewegten. Als wir bald darauf mit dem ſchlafenden Kinde in das Haus zurückgekehrt waren, ſtand ich noch lange am Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. Es war ein Gefühl ruhigen Glückes in mir; ich weiß nicht, war es die neue beſcheidenere Gottesverehrung, die jetzt in meinem Herzen Raum erhielt, oder gehörte es mehr der Erde an, die mir noch nie ſo hold erſchienen war.

Im September hatten wir, da in den untern Zimmern eine Reparatur vorgenommen wurde, uns oben in dem großen Bilderſaale eingerichtet. Es war an einem Sonntag-Vormittage. Am Abend ſollte in der Stadt die Einweihung des neuerbauten

Rathhauſes mit feſtlichen Aufführungen und darauf folgendem Ball begangen werden. Mein Vater, der guter Laune war, da das erhoffte Königsbild ſeit einigen Tagen nun wirklich in ſeinem Zimmer hing, hatte auf die Einladung der ſtädtiſchen Behörde für uns Alle zugeſagt. Die Oberforſtmeiſterin von dem uns zunächſt gelegenen Gute, und eine bei ihr lebende Schweſter, welche den nach meiner Rückkehr abgeſtatteten Beſuch noch nicht erwidert hatten, wurden zu Tiſch erwartet. Die Damen waren gleichfalls eingeladen und wollten am Abend gemeinſchaftlich mit uns zur Stadt fahren.

Ich ſaß mit einer Handarbeit am Fenſter. Arnold, mit dem ich zuvor geſungen hatte, ſtand noch im Geſpräche neben mir. Er hatte mich eben auf den Abend um einen Tanz gebeten, als meine Tante mit den erwarteten Gäſten in den Saal trat. Die Oberforſtmeiſterin war eine ſtattliche Dame in mittleren Jahren; ihre Augen waren beſtändig halb geſchloſſen, als ſei die Welt ihres vollen Blickes nicht werth, und ich dachte immer, ihr Fuß müſſe jedes kleine Geſchöpf auf ihrem

Wege zertreten; ſo wenig ſah ſie, was unter ihr am Boden war. Aber die Fältchen um ihre Augen verſchwanden, als ſie auf mich zukam; ſie küßte mich, ſie war entzückt von der Friſche meines Teints und dem Glanz meiner Augen; in ihrer matten Sprechweiſe überſchüttete ſie mich mit Zärtlichkeiten. Meine Tante hatte ihr Arnolds Namen genannt, und ſie hatte, während ſie das Geſpräch mit mir fortſetzte, ſeine Verbeugung leicht und höflich erwidert.

„Iſt der junge Mann ein Verwandter des Herrn von Arnold auf Grünholz?“ fragte ſie mich nach einiger Zeit.

Ich hatte nicht den Muth, es zu verneinen, als ich in das hochmüthige Geſicht dieſer Frau blickte. „Ich glaube kaum,“ ſagte ich leiſe; „er hat uns nicht davon geſprochen.“

Aber er mußte meine Lüge gehört haben; denn ſchon war er näher getreten und, während ich ſeinen ernſten Blick auf meinen niedergeſchlagenen Augen zu fühlen glaubte, hörte ich ihn ſagen: „Ich heiße Arnold, gnädige Frau, und bin ſeit einigen Monaten der Lehrer des jungen Barons.“

Die Oberforſtmeiſterin ließ wie muſternd ihre Augen über ihn hingleiten. „So?“ ſagte ſie trocken; „der Kleine macht Ihnen gewiß recht große Freude!“ Dann wandte ſie ſich mit einem verbindlichen Lächeln zu meiner Tante und begann mit dieſer ein Geſpräch.

Arnold blickte ruhig über ſie hin; es war ein Ausdruck der Verwunderung in ſeinen dunkeln Augen.

Bald darauf ging meine Tante mit den beiden Damen nach ihrem Zimmer. Ich blieb bei meiner Arbeit am Fenſter ſitzen; Arnold ſtand neben dem offenen Clavier. Keiner von uns ſprach; es war wie beklommene Luft im Zimmer. „Singen Sie doch etwas,“ — ſagte ich endlich; „ein Volkslied, oder was Sie wollen!“

Er ſetzte ſich, ohne zu antworten, an's Clavier, und nach ein paar leidenſchaftlichen Accordenfolgen, ſang er in bekannter Volksweiſe:

„Als ich dich kaum geſehn,
Mußt' es mein Herz geſtehn,
Ich könnt' dir nimmermehr
Vorübergehn.

Fällt nun der Sternenſchein
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg' ich und ſchlafe nicht,
Und denke dein."

Die Melodie hatte ich oft gehört; aber der Text war ein anderer. Mir kam eine Ahnung, daß dieſe Worte mir galten; ich fühlte, wie ſeine Stimme bebte, als er weiter ſang. Aber die Worte klangen ſüß, daß ich wie träumend die Arbeit ruhen ließ.

„Iſt doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand,
Thu' ihr kein Leid!"

Er ſang die Strophe nicht zu Ende; er war aufgeſprungen und ſtand vor mir. „Fräulein Anna," ſagte er, und in ſeiner Stimme klang noch die ganze Aufregung des Geſanges; „weshalb verleugneten Sie mich vor jener Frau?"

„Arnold!" rief ich „o bitte, Arnold!" denn die Worte hatten mich gerade in's Herz getroffen.

Als ich aufblickte, fuhr ein Strahl von Stolz und Zorn aus ſeinen Augen. Ich konnte es nicht hindern, daß mir die Thränen über die Wangen liefen und auf meine Arbeit herabfielen. Er ſah mich einen Augenblick ſchweigend an; dann aber verſchwand der Ausdruck der Heftigkeit aus ſeinem Antlitz. „Weinen Sie nicht, Anna,“ ſagte er; „es mag ſchwer zu überwinden ſein, wenn Einem die Lüge ſchon als Angebinde in die Wiege gelegt iſt.“

„Welche Lüge? Was meinen Sie, Herr Arnold?“ Seine Augen ruhten mit einem Ausdruck des Schmerzes auf mir. „Daß man mehr ſei, als andere Menſchen,“ ſagte er langſam. „Wer wäre ſo viel, daß er nicht einmal auf Augenblicke dadurch herabgezogen würde!“

„O Arnold,“ rief ich, „Sie wollen Alles in mir umſtürzen!“

Er ſah mich wieder mit jenen reſoluten Augen an, als da ich zum erſten Mal ihm gegenüber ſtand; und jetzt plötzlich wußte ich es, was mich ſo vertraut aus dieſem Antlitz anſprach. Ich ſchwieg; denn mir war, als fühlte ich das Blut in meine Wangen ſteigen. Dann aber, als er mich fragend anblickte, ſuchte ich mich zu faſſen und wies mit der Hand nach jenem alten Familienbilde oberhalb der Thür. „Sehen Sie keine Aehnlichkeit?“ fragte ich; „der Eine von jenen Knaben muß Ihr Vorfahr ſein?“

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Bild. „Sie wiſſen ja,“ erwiderte er kopfſchüttelnd, „ich gehöre nicht zu den Ihrigen.“

„Ich meine den Knaben, der den Sperling auf der Hand trägt,“ ſagte ich.

Ein Ausdruck des bitterſten Hohnes flog über ſein Geſicht. „Den Prügeljungen? — Das wäre möglich; meine Familie iſt ja hier zu Haus.“ Aber gleich darauf ſtrich er mit jener leichten Kopfbewegung das Haar zurück und ſagte faſt weich: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Anna; ich bin nicht immer gut.“

Ich war aufgeſtanden, und ich glaube, ich habe ihn mit meinen finſterſten Augen angeſehen. „Sie machen mir den Vorwurf,“ erwiderte ich, „aber Sie ſelbſt, meine ich, ſind der Hochmüthige!“

„Nein, nein!“ rief er, indem er die Hand wie abwehrend von ſich ſtreckte, „das iſt es nicht; ich ſchätze Niemanden gering.“

Unſer Geſpräch wurde unterbrochen. Die Damen kamen zurück, und ich hatte Mühe, meine Aufregung vor ihnen zu verbergen.

Am Abend befanden wir uns alle, außer dem Oheim, der niemals eine Geſellſchaft beſuchte, in dem ſchönen, hellerleuchteten Rathhausſaale der nächſten Stadt.

Es war eine Reihe von lebenden Bildern geſtellt, welche die verſchiedenen Epochen der ſtädtiſchen Entwickelung zur Anſchauung bringen ſollten. Nun wurde der Saal geräumt, um Platz zum Tanzen zu gewinnen; Jung und Alt ſtand umher, ſich über die eben beendigten Aufführungen unterhaltend. „Charmant; in der That charmant!“ hörte ich die Stimme meines Vaters; ich ſah ihn bald mit dieſem, bald mit jenem in verbindlicher Weiſe converſiren; er lächelte, er bot den Herren ſeine Doſe; es ſchien überall eine harmloſe Gegenſeitigkeit zu walten. Ich hatte mich Arnold zum erſten Tanz verſagt; mir klopfte das Herz; denn ich hatte ſeit lange nicht und niemals noch mit ihm getanzt. Meine geſangeskundige Freundin hatte ſich zu mir gefunden; wir hatten Arm in Arm gelegt und wandelten unter den brennenden Kronleuchtern plaudernd auf und ab. Während ſchon die Muſikanten ihre Geigen ſtimmten, kam mein Vater auf uns zu. Er machte der jungen Dame über ihre Mitwirkung in den geſtellten Bildern ein Compliment und ſagte dann wie beiläufig: „Du wirſt Dich fertig machen müſſen, Anna; der Wagen iſt vorgefahren.“

„Was, Sie wollen ſchon fort? — Anna! Die Uhr iſt ja kaum erſt zehn!“ rief das junge Mädchen.

Mein Vater neigte ſich höflich zu ihr. „Wir müſſen herzlich bedauern; aber ich hoffe, Sie werden uns recht bald bei uns zu Hauſe das Vergnügen machen!“

Mir quoll das Herz, aber ich ſchwieg; es konnte mich nicht überraſchen, was geſchah; ich hatte es in meiner Freude nur vergeſſen.

Nun traten auch Andere herzu, und es erfolgten Bitten und freundliches Drängen von allen Seiten; mein Vater hatte vollauf zu thun, das Alles in leicht hingeworfenen Worten abzulehnen. Die Vorwände waren zwar augenſcheinlich nichtig;

aber ſie waren ja auch nicht darauf berechnet, Glauben zu erwecken. Man begann denn auch allmählich zu begreifen; es entſtand eine Stille, und die Leute zogen ſich Einer nach dem Andern zurück. Mein Vater wandte ſich an ſeinen Hauslehrer. „Amüſiren Sie ſich, liebſter Herr Arnold, und haben Sie nur die Güte dem Kutſcher zu ſagen, wann Sie geholt ſein wollen.“

„Ich danke Excellenz; ich werde gehen.“

Dann brachen wir auf. Tante Urſula, die Oberforſtmeiſterin und ihre Schweſter nahmen mich in ihre Mitte; ſo ſchritten wir an der ſchweigenden Geſellſchaft vorbei den Saal hinab. — Es waren Männer darunter, die den Stempel langjähriger, ernſter Gedankenarbeit auf der Stirn trugen, Jünglinge mit tiefen vornehmen Augen, Mädchen mit allem Stolz und aller Grazie der Jugend; wir aber waren etwas zu Apartes, um uns mehr als andeutungsweiſe mit ihnen zu bemengen. Im Vorübergehen ſah ich den ſtillen Ausdruck der Kränkung auf manchem jungen Antlitz, auf manchem alten ein ruhiges Lächeln. Ich mußte die Augen niederſchlagen; ich haßte, — nein! ich verachtete, mit Füßen hätte ich ſie von mir ſtoßen mögen, die mich zwangen, mich ſo vor mir ſelber zu erniedrigen.

Am andern Vormittag, da ich noch ganz erfüllt von ſolchen Gedanken in den Garten gegangen war, begegnete mir Arnold in dem hintern Quergange der Lindenallee. Es lag eine finſtere Trauer in ſeinen Augen, als er langſam auf mich zukam. Wie von innerer Gewalt gedrängt, ſtreckte ich beide Hände gegen ihn aus. „Arnold,“ rief ich, „das war nicht meine Schuld!“

Er ergriff ſie und ſah mir eine Weile voll und tief in die Augen. „Dank, Dank für dieſes Wort,“ ſagte er, indem alle Düſterkeit aus ſeinem Angeſicht verſchwand; „es hat nicht helfen wollen, daß ich es mir ſelbſt ſchon tauſend Mal geſagt habe.“

Dann gingen wir ſchweigend neben einander in's Schloß zurück; mir war, als ſei eine Centnerlaſt von meiner Bruſt gefallen, als ich jetzt wieder zu der Tante in den Saal trat.

Bald darauf wurde es eine trübe, einſame Zeit. Die Schwäche des kleinen Kuno nahm in einer Weiſe zu, daß der Arzt jeden Unterricht auf Jahre hinaus unterſagte. — In Folge deſſen verließ uns Arnold; er wollte nach der Reſidenz, um ſich an der dortigen Univerſität als Docent zu habilitiren. Der kleine Kranke war faſt nicht zu tröſten; Arnold mußte ihm verſprechen, daß er wiederkommen oder daß er ihn zu ſich holen wolle, ſobald ſeine Kräfte wieder zugenommen hätten. Wenn wir voraus gewußt, daß ſchon nach einem Monat das kleine Bett leer ſtehen würde, er wäre wohl ſo lange noch geblieben.

An einem klaren Novembervormittag hielt unſer Wagen unten auf dem Hofe, um ihn zur nahen Stadt zu bringen. Ich war, von einem Gefühl ſchmerzlicher Unruhe getrieben, in den Garten hinabgegangen; die Buchenhecken waren ſchon gelichtet, die letzten gelben Blätter wehten von den Bäumen. Während ich in dem Gange hinter dem Laubſchloſſe auf- und abging, ſah ich Arnold in dem Hauptſteige herabkommen; er ſtand mitunter ſtill und blickte um ſich her; ich fühlte wohl, daß er mich ſuchte. Aber ich ging ihm nicht entgegen; ein Trotz, eine Wolluſt des Schmerzes überfiel mich; ich ſollte ihn auf immer verlieren, ſo wollte ich auch dieſe letzten, unſeligen Minuten von mir werfen. Ich ſchlich mich leiſe durch die Büſche in die Seitenallee und floh wie ein gejagtes Wild den Steig hinab. Unten durch eine Lücke des Zaunes ſchlüpfte ich in das angrenzende Gehölz. Dann, nachdem ich ſeitwärts durch die Bäume gegangen war, ſo weit, daß ich den Hauptgang des Gartens überblicken konnte, ſtand ich ſtill und ſchlang den Arm um einen Tannenſtamm. Ich ſah noch, wie Arnold aus dem Garten trat, wie hinter ihm das eiſerne Gitterthor zuſchlug. Ich rührte mich nicht; als ich nach einer Weile hörte, wie der Wagen über das Steinpflaſter des Hofes rollte, warf ich mich auf den Boden und weinte bitterlich.

Da legte ſich eine Hand ſanft auf meine Schulter. Es war mein Oheim. „Komm,“ ſagte er, „komm, mein Kind; wir wollen noch einige Kiefernäpfel für meinen Kreuzſchnabel ſuchen.“ Er hob mich vom Boden auf und ſtrich mit der Hand die trockenen Tannennadeln aus meinen Haaren; dann, während er einige Kienäpfel zwiſchen den Stämmen aufſammelte, führte er mich in's Haus und über eine Hintertreppe auf ſein Zimmer. „So,“

ſagte er und drückte mich in ſeinen großen Lehnſtuhl nieder und ſtreichelte mir die Wange, „beſinne dich, mein Kind!“ — Ein paar Mal ging er, die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und nieder; dann fütterte er den Kreuzſchnabel und den lahmen Staarmatz und machte ſich draußen vor dem Fenſter am Bauer des Käuzchens was zu thun; endlich kam er wieder zu mir zurück. „Es wird recht einſam für Dich werden,“ ſagte er; „im Winter allein mit all' den alten Menſchen; aber um Oſtern — ich habe es mir bedacht — da reiſen wir beide einmal, — in die Reſidenz; ich werde den Vetter bitten, daß er Dich mit mir reiſen läßt.“ — — „Der Arnold iſt dann auch dort,“ ſetzte er wie beiläufig hinzu; „er kann uns umherführen; der Burſche muß ja dann ſchon überall Beſcheid wiſſen.“

Als ich bei dieſen Worten ſeine Augen mit dem Ausdruck der zarteſten Fürſorge auf mich gerichtet ſah, gedachte ich unwillkürlich der ſeltſamen Erklärung der Liebe, die er mir vor einiger Zeit und an derſelben Stelle gegeben hatte. „Onkel,“ ſagte ich leiſe, während ich den Druck ſeiner Hand an der meinen fühlte, „iſt denn das auch nur die Furcht vor dem Alleinſein?“

„Freilich,“ erwiderte er, „was denn anders, Kind? — Mein lahmer Staarmatz und der alte Herr mit den Brillenaugen dort draußen vor dem Fenſter, es ſind zu Zeiten ſchon ganz unterhaltende Geſellen; aber ſie gehören denn doch, wie Hegel ſagt, zu dem ſchlechthin Fremdartigen; und — mitunter, glaube ich, verſtehen ſie mich nicht ganz.“

Ich ſah ihn zärtlich an und ſchüttelte den Kopf.

„Nun, nun,“ fügte er ſanft hinzu; „vielleicht iſt es auch die [illegible]cht, daß Du allein ſeiſt.“

— — — — — — — — — — —

Hier brachen die beſchriebenen Blätter ab.

Ein anderer Tag.

Die ſchweren Fenſtervorhänge des Wohnzimmers ſchienen heute faſt zu dunkel; denn draußen über dem Garten lag ein feuchter Octobernachmittag. — Zwiſchen der Gutsherrin und ihrem jungen Verwandten war ſo eben ein Geſpräch verſtummt, das von beſonderer Bedeutung geweſen ſein mußte; denn, während ſie an ihren Schreibtiſch ging und das Heft hervornahm, woran ſie vor einigen Wochen geſchrieben hatte, lehnte er in der Fenſterniſche und blickte augenſcheinlich mit einer ſchmerzlichen Verſtimmung kämpfend in den trüben Tag hinaus.

„Lies das, Rudolph, lies es jetzt gleich,“ ſagte ſie, die Blätter vor ihm auf die Fenſterbank legend; „ich dachte, es ſei nur für mich ſelbſt, als ich es niederſchrieb; aber ich vertraue Dir, und es wird gut ſein, wenn Du weißt, wie es einſt mit mir geweſen iſt.“

— Er nahm ſchweigend das Heft und begann zu leſen. Sie ſah ihm eine Weile zu; dann ſetzte ſie ſich in einen Seſſel vor dem Kamin, in welchem der kühlen Jahreszeit wegen ſchon ein leichtes Feuer brannte. — Sie durchdachte noch einmal den Inhalt des Geſchriebenen, und unwillkürlich ſchrieb ſie in Gedanken weiter. Wie Nebelbilder erhellten ſich einzelne Scenen ihrer Vergangenheit vor ihrem innern Auge und verblaßten wieder. Als Rudolph einmal unter dem Leſen einen Blick nach ihr hinüberwarf, ſah er, wie ſie die geballten Hände gegen ihre Augen drückte. Es waren die Tage ihrer Hochzeit, die grell beleuchtet vor ihr ſtanden. Sie ſuchte mit körperlicher Gewalt der Bilder Herr zu werden, die ſich frech und meiſterlos zu ihr herandrängten und nicht weichen wollten. — Und es gelang ihr auch. Es wurde finſter um ſie her; ihr war, als ginge ſie durch den Bauch der Erde. Sie hörte vor ſich einen kleinen ſchlurfenden Schritt; in tödtlicher Sehnſucht ſtreckte ſie die Arme aus; ſie wußte es, es war ihr todtes Kind, das vor ihr ging, ganz einſam durch die dichte Nacht; es konnte nicht fort, es hatte Erde auf den kleinen Füßen. Aber wo war es? Ihre zitternden Hände griffen umſonſt in die leere Finſterniß. — Da blickten ein paar Augen durch die Nacht; und es wurde wieder hell; denn dieſe Augen gehörten noch dem Leben an. „Arnold!" ſprach ſie leiſe. — So hatte er ſie angeſchaut, als die kleinen Augen ihres Kindes ſich geſchloſſen, tröſtlich und doch ein Spiegel ihres Schmerzes; ſo auch, jahrelang nach jenem ſtummen Abſchiednehmen dort im Garten, als ſie in der Reſidenz, mit ihrem Gemahl in eine Geſellſchaft tretend, ihn zum erſten Male wiedergeſehen hatte.

Sein Name war damals ſchon ein vielgenannter; er war ein Mann von „Diſtinction" geworden, und auch hochgeſtellten Perſonen ſchmeichelte es, ihn unter ihren Gäſten nennen zu können. So geſchah es, daß ſie ſich von nun an zuweilen am dritten Orte ſahen; bald aber kam er auch in ihr Haus, oft und öfter, zuletzt faſt täglich, wenn auch nur auf Augenblicke. Was er für ſeine Vorleſungen, was er ſonſt zur Veröffentlichung niederſchrieb, es war zuvor in geiſtigem Austauſch zwiſchen ihnen hin und wieder gegangen. Sie wurde allmählich ſein Gewiſſen in dieſen Dingen; er konnte ihrer Beſtätigung kaum noch entbehren. — Mittlerweile war ihr Kind geboren und nach kaum Jahresfriſt wieder geſtorben. Sie hatten ſich dadurch unwillkürlich nur um ſo feſter an einander geſchloſſen; ſie ahnten wohl ſelber kaum, daß ihr Verhältniß allmählich ein Gegenſtand des öffentlichen Tadels geworden ſei. Auch dem Gemahl der jungen Frau ſchien dies verborgen geblieben; ſein Amt vergönnte ihm nur geringe Zeit in ſeinem eignen Hauſe; er ſuchte überdies nicht dort, ſondern in den tauſend kleinen Dingen bei Hofe den Schwerpunkt ſeines

Lebens. — Endlich, wie es nicht ausbleiben konnte, kam ihnen ſelbſt der Augenblick plötzlicher Erkenntniß. Sie ſah es noch, wie er damals die Blätter, aus denen er ihr geleſen, zuſammenrollte, wie ſeine Hand zitterte, und wie er durch die Thür verſchwand. Kein Wort einer ſchmerzlichen Erklärung war zwiſchen ihnen laut geworden; aber ſie wußten es beide, er, daß er nicht wiederkehren dürfe, ſie, daß er nicht wiederkehren würde. — — Es war zu ſpät geweſen. Raſtlos und heimlich hatte das Gerücht geſchafft, und ſchon war auch das letzte Körnchen zugetragen, das die über ihren Häuptern drohende Lawine herabſtürzte. Sie mußte in eine Trennung von ihrem Gemahl willigen; ſeine Stellung zum Hofe und zur Geſellſchaft verlangten das. — Oede, troſtloſe Tage folgten.

— — — — — — — — — — —

Rudolph hatte die Geſchichte ſeiner Verwandten geleſen, ſoweit jene Blätter ſie enthielten. Er blickte durch das Fenſter den Buchengang hinab. Dort am Ende deſſelben hinter der Lindenallee lag der Tannenwald, in dem damals um einen ihm unbekannten Menſchen von niedriger Herkunft ihre heißen Thränen gefloſſen waren. — „Und wie kam es dann ſpäter?“ fragte er nach einer Weile, während er die Blätter aus der Hand legte.

Sie blickte auf, als müſſe ſie erſt den Sinn zu dem Wortlaute finden, der eben an ihr Ohr gedrungen war. „Dann,“ ſagte ſie endlich, — „dann kam ein Augenblick der Schwäche.“

Rudolph nickte. „Ich weiß, Du haſt ihn wiedergeſehen.“

Eine dunkle Röthe bis unter das ſchwarze Haar überlief ihre Stirn. „Nein,“ ſagte ſie; „das war es nicht. Aber ich war ſo jung; ich duldete es, daß mich mein Vater einem fremden Mann zur Ehe gab.“

»Noblesse oblige!« erwiderte er leichthin. „Was hätte denn geſchehen ſollen?“

„Sprich nicht ſo, Rudolph; die Anmaßung wird nicht ſchöner dadurch, daß man ſie als ein apartes Pflichtgebot formulirt.“

„Es hat ſich ſo gefügt,“ ſagte er mit einer gewiſſen Strenge, „daß Du durch dieſe Grundſätze gelitten haſt.“

Sie nickte. „O,“ rief ſie, „ich habe gelitten! Und nach Jahren, als mein Herz bitter und mein Sinn hart geworden, — es iſt wahr, wir haben uns wiedergeſehen: und jene armſelige Ehe iſt darüber faſt zerbrochen. Aber — ſie logen, ſie logen alle!“ Sie ſprang auf und preßte zitternd ihre Hände gegen einander. — „So!“ rief ſie; „ſo, Rudolph, habe ich mein Herz gehalten.“

„Und doch,“ erwiderte er, „ich lebte damals viele Meilen von deinem Wohnorte, und doch habe ich auch dort gehört, wie ſie es ſich gierig in die Ohren raunten.“ Er verſtummte plötzlich, als habe er zu viel geſagt.

Aber ſie blickte ihn finſter an. „Sprich nur,“ ſagte ſie; „ich weiß es Alles, Alles!“

Er ſah ihr voll leidenſchaftlicher Spannung in die Augen. „Und jenes Kind?“ fragte er endlich.

„Es war das meine,“ ſagte ſie, und ihre Stimme bebte vor Schmerz.

„Das deine; — und nicht auch das ſeine?“

Sie ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, während eine Fluth von Thränen über ihr Geſicht ſtürzte; Trotz und Verachtung gegen die Menſchen, die ſie beſudeln wollten, fraßen an ihrem Herzen. „Nein, Rudolph,“ rief ſie, „leider nein!“ — Einen Augenblick ſtand ſie hoch aufgerichtet; dann warf ſie ſich in den Lehnſtuhl und drückte beide Hände vor die Augen.

Der junge Mann war neben ihr auf's Knie geſunken; ſein Blick ruhte angſtvoll auf ihren blaſſen Fingern, durch welche immer neue Thränen hervorquollen. Einmal erhob er die Hand, als wolle er die ihrigen herabziehen; aber er ließ ſie wieder ſinken. — Als ſie ruhiger geworden, ließ ſie einige Sekunden ihre Augen auf dem jungen Antlitze ruhen, aus dem die Anbetung wie ein Opfer zu ihr emporſtieg. Bald aber lehnte ſie den Kopf zurück und ſtarrte mit zuſammengezogenen Brauen gegen die Zimmerdecke. „Geh jetzt, Rudolph!“ ſagte ſie leiſe.

Der junge Mann ergriff ihre Hand, die wie leblos in ihrem Schooße lag, und küßte ſie. Dann ſtand er auf und ging.

Es war dämmerig geworden; ein greller Abendſchein leuchtete an der Wand; aber in den Ecken und am Kamin dunkelte es ſchon, und allmählich wuchs die Dämmerung. Die in dem tiefen Lehnſeſſel ruhende Frauengeſtalt war kaum noch erkennbar; dann fiel ein bleiches Mondlicht über den getäfelten Fußboden. Draußen erhob ſich der Wind. Er kam aus weiter Ferne; ihr war als ſähe ſie, wie er drunten über die mondhelle Haide fegte, wie er die Wolkenſchatten vor ſich her trieb; ſie hörte es näher kommen, die Tannen ſauſten, die alten Linden der Gartenallee; und nun fuhr es gegen die Fenſter und warf einen Schauer von abgeriſſenen Blättern an die Scheiben. — Der große Hund erhob ſich von ſeinem Teppich und legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß. Sie blickte eine Weile auf das glänzende Auge des Thieres; endlich ſprang ſie auf aus dem weichen Seſſel und drückte mit beiden Händen das Haar an den Schläfen zurück, als wollte ſie alles Träumen gewaltſam von ſich abſtreifen. „Ausharren!“ rief ſie leiſe. Dann trat ſie zur Thür und zog die Klingelſchnur; über ſich hörte ſie Rudolph in ſeinem Zimmer auf- und abgehen. Es wurde Licht gebracht. „Und was denn nun zunächſt?“ — Aber ſie wußte es ſchon; nachdem ſie noch einen Augenblick in das verglimmende Kaminfeuer geblickt, ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch. Nach einer Stunde ſtand ſie auf und ſiegelte einen Brief; die Adreſſe lautete an Rudolphs Mutter.

Es wird Frühling.

Es war Winter geworden und einſam. In dem Zimmer oben ließ ſich kein Schritt mehr hören; Rudolph hatte, wie ſie es gewollt, das Schloß verlaſſen. Draußen vor dem Fenſter ſauſte es in den nackten Zweigen, und in der Dämmerung vernahm man vom Corridor her das Schrillen der Spitzmäuſe, welche in den öden Gängen umherhuſchten. Manchmal, wenn ſie Abends aus dem Wohnzimmer in ihr Schlafgemach trat, blieb ſie wie angewurzelt auf der Schwelle ſtehen. „Eine Kammer zum Sterben!“ Sie ſchauderte. „Aber man braucht nur ſtill zu halten; die Natur beſorgt es ganz von ſelber!“

Sie ging umher, grübelnd, ob das, was ihre Gedanken zu dem fernen Geliebten zwang, nur die geiſtige Uebereinſtimmung ihres Weſens oder nicht vielmehr jene berauſchende Naturgewalt ſei, der ſie keine Berechtigung zugeſtehen wollte. So reifte in ihr der Entſchluß, ſo viel ſie ſelbſt vermöge, die Wiederherſtellung ihrer Ehe zu verſuchen. Zu dem Ende ſchrieb ſie an ihren Gemahl, ausführlich und mit aller Wahrhaftigkeit und aller Milde, deren ſie fähig war; eine ausſichtloſe Arbeit jenem Manne gegenüber, für den die Ehe nur die Bedeutung eines äußern Anſtandsverhältniſſes hatte.

Der Brief wurde abgeſandt; aber ein Tag nach dem andern verging, es kam keine Antwort. Ruhelos wanderte ſie umher in den weiten Räumen; das trübe Dunkel des Wintertages laſtete auf ihr wie eine Schwermuth, die ſie nicht abzuwerfen vermochte.

Doch es wurde wieder heller in dem alten Hauſe. Um Weihnachten war Schnee gefallen und leuchtete in die Fenſter. Eine freundliche Winterſonne begann zu ſcheinen. Eines Nachmittags war mit den Zeitungen ein Schreiben angelangt, das den Poſtſtempel der Reſidenzſtadt trug. Ihre Hände zitterten, als ſie das Siegel brach. Einen Augenblick noch, und ein Schrei ſtieg aus ihrer Bruſt, wie es dem Erſtickenden geſchehen mag, wenn ihn plötzlich wieder der friſche Strom der Luft berührt. Sie hatte den Tod ihres Mannes geleſen.

Noch an demſelben Tage reiſte ſie ab. — Einige Wochen vergingen; dann war ſie wieder da. Während draußen allmählich der Schnee zerſchmolz, wurde ein lebhafter Briefwechſel mit dem alten Oheim geführt; und endlich war es ausgemacht, ſobald im Garten die Buchenhecken grün ſeien, wollte er kommen und ſein altes Quartier beziehen; denn früher ſei die große lebendige Vogelſammlung nicht zu transportiren. Als ſie den Brief bekommen, ging ſie hinauf in das obere Stockwerk, durch den Saal in das einſt ſo trauliche Zimmer des guten Oheims. Die Wände waren kahl, aber draußen vor dem Fenſter hing noch der große Holzkäfich des Käuzchens. Sie ging wieder zurück; ſie ſchloß eine Thür nach der andern auf, ſie ging unten durch die ganze Zimmerreihe, die ſie während ihrer Anweſenheit noch nicht betreten; die verlaſſenen dumpfigen Räume ſchienen ihr nicht öde;

überall in ihnen war ja Raum für den Beginn eines neuen Lebens.

Und endlich kam der Frühling. — Ueber der ſchwarzen Erde ſprang an Gebüſch und Bäumen das friſche Grün hervor; im Garten an den Grasrändern der Buchenhecken ſtand es blau von Veilchen, und Morgens und Abends hörte man drüben vom Tannenwald die Amſeln ſchlagen.

An einem ſolchen Tage wandelte die junge Schloßherrin in der Seitenallee ihres Gartens. Mitunter blickte ſie über den niedrigen Zaun auf den Weg hinaus, oder jenſeits deſſelben in die weite, morgenhelle Landſchaft. Zwiſchen den Feldern ſtand hie und da ein Baum, wie brennend im Sonnenfeuer: es war Alles ſo licht, ſo heiter klangen die Grüße der vorübergehenden Arbeiter, und in der Luft ſchwammen die „ſüßen ahnungsreichen“ Düfte des Frühlings. — Da ſah ſie zwei Männer aus dem Tannicht den Weg heraufkommen, ein Burſche vom Dorf trug ihnen das Gepäck nach. Der Eine, deſſen Haar völlig weiß war, blieb ſtehen und blickte, die Augen mit der Hand beſchattend, nach dem Garten hinüber. Auch ſein jüngerer Begleiter zögerte; er hatte den Hut abgenommen und ſchüttelte mit einer leichten Bewegung den Kopf, während er an den Schläfen das ſchlichte Haar zurückſtrich. Dann kamen ſie näher; und ſchon waren ſie von ihr erkannt. „Arnold, Onkel Chriſtoph!“ rief ſie und ſtreckte weit die Arme ihnen entgegen; „beide! Alle beide ſeid ihr da!“

Der alte Herr ſchwenkte ſeine Mütze. „Geduld, Geduld!“ rief er zurück. „Erſt um die Ecke dort, und dann über den Hof in's Haus! — Kommen Sie, Profeſſor!“ ſetzte er hinzu, indem er fürbaß ſchritt.

Aber Arnold war ſchon jenſeits des niedrigen Zauns und hielt die Geliebte feſt in ſeinen Armen.

„Ja ſo!“ brummte der Alte, als er ſich nach ſeinem Reiſegefährten umſah. „Aber ſo geht's mit der Kameradſchaft.“ Dann ſchritt er, etwas langſamer als zuvor, den Weg hinauf, der nach dem Hofthor führte.

Arnold und Anna traten aus der Allee auf das Rondeel hinaus, dem Laubſchloß gegenüber, das hell von der Sonne beleuchtet vor ihnen lag. Er hatte ihre Hand gefaßt. So gingen ſie den grünen

Buchengang hinab, dem Hauſe zu. — Drinnen auf dem Corridor vor der Thür des Wohnzimmers trafen ſie den Oheim wieder. Er ſchloß ſein Lieblingskind in ſeine Arme; ſie ſah an ſeinen Lippen, daß er ſprechen wollte; aber er ſchwieg und legte nur ſanft die Hand auf ihren Kopf.

„So,“ ſagte er dann, als ob es ihn haſte fortzukommen; „geht jetzt hinein; ich komme nach, ich muß einmal nach oben, mein altes Quartier zu revidiren.“

Sie hob ihr Haupt empor, das ſie unter der Hand des alten Mannes geſenkt hatte, und blickte ihm nach, wie er eilig den Corridor hinabſchritt und am Ende deſſelben in dem Treppenhauſe verſchwand. Dann legte ſie die Hand auf den Arm des Geliebten, der ſchweigend daneben geſtanden hatte. „Arnold,“ ſagte ſie, „lebt denn die Großmutter auf dem Schulzenhofe noch?“

„Sie lebt; aber ſie wartet nicht mehr den jungen Hinrich Arnold; es hat ſich umgekehrt, ſie ſitzt in ihrem Lehnſtuhl in der Stube, und der kleine Hinrich bedient jetzt ſeine Urgroßmutter.“

„So laß uns morgen zu ihr, damit auch von den Deinigen ſich eine Hand auf unſere Häupter lege.“

Dann traten ſie in das Wohnzimmer. Als er den offenſtehenden Flügel ſah, überkam es ihn plötzlich. Wie trunken griff er in die Taſten und ſang ihr zu:

„Als ich Dich kaum geſehn
Mußt' es mein Herz geſtehn,
Ich könnt' Dir nimmermehr
Vorübergeh'n!“

Sie ſtand ihm lächelnd gegenüber und ſah ihn groß mit ihren blauen Augen an, während ſie wie träumend mit der Hand ihr glänzend ſchwarzes Haar zurückſtrich. Er vermochte nicht weiter zu ſingen; [illegible] ſprang auf und faßte ſie mit beiden Händen und hielt ſie weit vor ſich hin; ſeine Augen ließen nicht von ihr, als könnten ſie ſich nicht erſättigen an ihrem Anblick. „Und nun?“ fragte er endlich.

„Nun, Arnold, mit Dir zurück in die Welt, in den hohen, hellen Tag!“ — —

Dann gingen ſie Arm in Arm, zögernd, als müßten ſie die Seligkeit jeder Sekunde zurückhalten, die breite Treppe in das obere Stockwerk hinauf.

Als ſie in den Ritterſaal traten, kam ihnen der Oheim aus ſeinem Zimmer entgegen. Seine Geſtalt war noch ungebeugt, und ſeine Augen blickten noch ſo innig wie vor Jahren. „Du brauchſt einen Verwalter, Anna;“ ſagte er, „gegen freies Quartier werde ich dieſen Poſten übernehmen.“

Sie wollte Einwendungen machen. „Nein, nein,“ ſagte er, „es wird nicht anders; ich bleibe hier und ſehe nach dem Rechten. Aber ich habe eine Bedingung; in den Sommerferien kommen der Herr und die Frau Profeſſorin auf das Schloß, um meine Jahresrechnung abzunehmen!“

Sie gelobten das.

Ueber ihnen auf dem alten Bilde ſtand wie immer der Prügeljunge mit ſeinem Sperling, ſeitab von den geputzten kleinen Grafen, und ſchaute ſtumm und ſchmerzlich herab auf die Kinder einer andern Zeit.

* * *

In demſelben Verlage erſchienen:

Auf der Univerſität.

Von

Theodor Storm.

Broſchirt: 22½ Sgr., fein gebunden: 1 Thlr.

IMMENSEE

OR

THE OLD MAN'S REVERIE

BY

TH. STORM.

TRANSLATED WITH THE PERMISSION OF THE AUTHOR
FROM THE EIGHTH EDITION OF THE GERMAN

BY

H. CLARK.

Brochirt: 12 Sgr., fein gebunden: 20 Sgr.

Die Smueliade.

Grotesk-komiſches Heldengedicht.

Nach dem Altſpaniſchen des Pedro Meinolpho de las
Páderas Mendoza.
In einige teutſche Reime gebracht
von
Dr. C. A. K.
Elegant brochirt: 15 Sgr.

Gedichte

von

Moritz Saint-Thomas.
Vierte Ausgabe.
Preis eleg. broch. 1 Thlr.

Lenore.

Von

Theodor Storm.

[illegible] Leihbibliothek [illegible]

[illegible] Leihbibliothek [illegible]

Münſter.

Verlag der C. C. Brunn'ſchen Buchdruckerei.

1865.

Oben oder an der Seite aufgeſchnittene, ſowie beſchmutzte Exemplare
werden nicht zurückgenommen.

Aus

E. C. Brunn's Verlag in Münſter

ſind durch alle Buchhandlungen nachſtehende, elegant ausgeſtattete, beſonders zu Feſtgeſchenken ſich eignende Werke zu beziehen:

Orlog, A. v., Bunte Falter. Novelliſtiſche Bilder aus dem Reiſe- und Bade-Leben. broch. 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 24 Sgr.

Polko, Eliſe, Genzianen. Skizzenblätter. broch. 1 Thlr. 15 Sgr., gebd. mit Goldſchnitt 2 Thlr.

Storm, Theodor, Im Schloß. broch. 15 Sgr., gebd. mit Goldſchnitt 27 Sgr.

— — Auf der Univerſität. gebd. mit Goldſchn. 1 Thlr.

— — Immensee or the old man's Reverie. Translated by H. Clark. broch. 12 Sgr., gebd. mit Goldſchnitt 20 Sgr.

St. Thomas, M., Gedichte. 4te Aufl. broch. 1 Thlr.

Zweite Ausgabe der Novelle: „Auf der Univerſität“.

Lenore.

Von

Theodor Storm.

Münſter.
Verlag der E. C. Brunn'ſchen Buchdruckerei.
1865.

Kgl [illegible] Bibl.
[illegible]

Autor und Verleger behalten ſich das Recht einer Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Eduard Mörike

in alter Liebe und Verehrung

zugeeignet.

Lore.

Ich hatte keine Schweſter, welche mir den Verkehr mit Mädchen meines Alters hätte vermitteln können; aber ich ging in die Tanzſchule. Sie wurde zweimal wöchentlich im Saale des ſtädtiſchen Rathhauſes gehalten, welches zugleich die Wohnung des Bürgermeiſters bildete. Mit deſſen Sohn, meinem treuſten Kameraden, waren wir acht Tänzer, ſämmtlich Sekundaner der lateiniſchen Schule unſrer Vaterſtadt. Nur in Betreff der Tänzerinnen hatte ſich anfänglich eine ſcheinbar unüberwindliche Schwierigkeit herausgeſtellt; die achte ſtandesmäßige Dame war nicht zu beſchaffen geweſen.

Allein Fritz Bürgermeiſter wußte Rath. Eine frühere, bei allen Feſtſchmäuſen von der Frau Bürgermeiſterin noch immer zugezogene, Köchin ſeiner

Eltern war an einen Flickſchneider verheirathet, einen gelben hagern Menſchen mit franzöſiſchem Namen, der lieber im Wirthshaus das große Wort, als auf ſeinem Schneidertiſch die Nadel führte. Die Leute wohnten am Ende der Stadt, dort wo die Straße dem Schloßgarten gegenüber liegt. Das ſchmale Häuschen mit der großen Linde davor, welche das einzige neben der Thür befindliche Fenſter faſt ganz beſchattete, war uns wohl bekannt; wir waren oft daran vorüber gegangen, um einen Blick des hübſchen Mädchens zu erhaſchen, das hinter den Reſeda- und Geranientöpfen an einer Näharbeit zu ſitzen pflegte und in unſern Knabenphantaſieen eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Es war das einzige Kind des franzöſiſchen Schneiders, ein dreizehnjähriges zierliches Mädchen, das auch in der Kleidung trotz der geringen Mittel von der Mutter in großer Sauberkeit gehalten wurde. Die bräunliche Hautfarbe und die großen dunkeln Augen bekundeten die fremdländiſche Abkunft ihres Vaters; und ich entſinne mich noch, daß ſie ihr ſchwarzes Haar ſehr tief und ſchlicht an den Schläfen herabgeſtrichen trug, was dem ohnehin kleinen Kopfe ein beſonders ſeines Ausſehen gab. Fritz und ich waren bald mit einander einig, daß Lenore Beauregard die achte Dame werden müſſe. Zwar hatten wir mit Hinderniſſen zu kämpfen; denn die übrigen kleinen Fräulein und gnädigen Fräulein wurden ſehr ſeriös und einſilbig, als wir unſern Vorſchlag mitzutheilen wagten; allein die Künſte ihres Lieblingsſohnes hatten die Bürgermeiſterin auf unſere Seite gebracht, und vor dem heitern und reſoluten Weſen dieſer wackern Frau vermochten weder die gerümpften Näschen der kleinen Damen, noch, was gefährlicher war, die beſtimmten Einwendungen ihrer Mütter Stand zu halten.

So waren wir denn eines Nachmittags unterwegs nach dem Häuschen des franzöſiſchen Schneiders. — Sonſt hatte ich oft wohl bedauert, daß meine Kameradſchaft mit dem Sohne unſers Haustiſchlers eingegangen war, deſſen Schweſter faſt täglich mit der kleinen Beauregard verkehrte; ich hatte auch wohl daran gedacht, die Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen und mich in der Werkſtatt ſeines Vaters in der Schreinerei unterweiſen zu laſſen; denn Chriſtoph war im Uebrigen ein ehrlicher Junge und keineswegs auf den Kopf gefallen; nur daß er auf die Schüler der Gelehrtenſchule, „die Lateiner", wie er mit einer unangenehmen Betonung zu ſagen liebte, einen wunderlichen Haß geworfen hatte; auch pflegte er ſich unter Beihülfe gleichgeſinnter Freunde auf dem Exercirplatze von Zeit zu Zeit mit den „Lateinern" nach Leibeskräften durchzuprügeln; ohne daß jedoch durch dieſe Schlachten ein Ende des Krieges erzielt wäre.

Nun bedurfte ich jener Vermittlung nicht; denn ſchon waren wir vor dem Hauſe und ſchritten über die gelben Blätter der Linde, die der Novemberwind herabgefegt hatte, auf die niedrige Hausthür zu. Bei dem Klingeln der Schelle kam uns Frau Beauregard aus der Küche entgegen und, nachdem ſie ſich ſorgſam ihre Hände in der weißen Schürze abgetrocknet, wurden wir in das kleine Wohnſtübchen genöthigt.

Es war ſchwer in dieſer blonden unterſetzten Frau die Mutter der zarten dunkeln Mädchengeſtalt zu erkennen, die jetzt bei unſerm Eintritt von der Näharbeit aufſprang und ſich dann mit einem Ausdruck zwiſchen Neugier und Verlegenheit an die

Schatulle lehnte. Während Fritz unſer Anliegen vorbrachte, überſtieg ein helles Roth ihr Geſichtchen, und ich ſah, wie ihre Augen leuchteten und größer wurden; als aber die Mutter ſchwieg und nachdenklich den Kopf ſchüttelte, ſtahl ſie ſich leiſe hinter ihrem Rücken fort und verſchwand durch eine anſcheinend in die Schlafkammer führende Thür. — Ich warf einen Blick nach dem Tiſche, vor dem ſie bei unſerm Eintritt geſeſſen hatte. Zwiſchen Bändern und anderm Mädchenkram ſtanden ein Paar ſchmale Laſting-Schühchen, fertig bis auf die Einfaſſung, womit, wie es ſchien, das Mädchen ſich ſo eben noch beſchäftigt hatte. Die Dinger waren beunruhigend klein, und meine Knabenphantaſie ließ nicht nach, ſich die Füßchen vorzuſtellen, die muthmaßlich da hinein gehörten; mir war, als ſäh ich ſie ſchon im Tanze um die meinen herumwechſeln, ich hätte ſie bitten mögen, nur einen Augenblick Stand zu halten; aber ſie waren da und waren wieder fort, und neckten mich unaufhörlich.

Während dieſer viſionairen Träumerei hatte die Frau Beauregard mit meinem Freunde, dem ich wie billig das Wort überlaſſen mußte, Gründe und Gegengründe auszutauſchen begonnen, bis ſich die Sache, nachdem auch der Name der Bürgermeiſterin in die Wagſchale gelegt war, mehr und mehr zu unſern Gunſten neigte.

„Und da ſtehen ja ſchon die Tanzſchuhe!“ ſagte Fritz. „Iſt Herr Beauregard denn auch ein Schuhmacher?“

Die Frau ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen ja wohl, Fritz, daß er, leider Gottes, ein Tauſendkünſtler iſt! Er mußte Ihnen doch auch Ihre Taſchenuhr im Frühjahr repariren! — Die Schühchen hat er dem Kinde auf Weihnachten ſchon im Voraus gemacht.“

„Nun, Margreth’, und meine Mutter hat einen ganzen Koffer voll ſchöner alter Kleider; da könnt Ihr neue daraus ſchneidern für die Lore; es reicht jedes wenigſtens ein viertel Dutzend Mal für ſie.“

Die Alte lächelte; aber ſie wurde wieder ernſt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „es ſollte nicht ſein; aber wenn die Frau Bürgermeiſterin es meint!“

Das Mädchen war indeſſen wieder eingetreten und hatte ſich neben die Mutter geſtellt. Es entging mir nicht, daß ſie ein weißes Krägelchen umgethan hatte; auch meinte ich die Ohrringe mit den rothen Korallenknöpfchen vorhin nicht an ihr geſehen zu haben.

„Was meinſt Du, Lore?“ ſagte Fritz, während die Mutter noch immer nachdenklich und unſchlüſſig drein ſah, „haſt Du Luſt mit uns zu tanzen?“

Sie antwortete nicht; aber ſie faßte die Mutter mit beiden Händen um den Hals und flüſterte ihr zu, während ihr Antlitz mit immer tieferm Roth überzogen wurde.

„Fritz,“ ſagte die Alte, indem ſie ſich ſanft des ungeſtümen Mädchens erwehrte, „ich wollte, Sie hätten mir die Geſchichte erſt allein erzählt; es wäre dann nichts daraus geworden. So habt Ihr mir nun einmal das Mädel auf den Hals gehetzt; ich weiß es ſchon, ſie läßt mir keine Ruh'!“ — —

Wir hatten alſo geſiegt. „Mittwoch Abend um ſieben Uhr!“ rief Fritz noch im Fortgehen; dann traten wir, von Mutter und Tochter zur Thür begleitet, aus dem Hauſe. — Als wir uns nach einer Weile umblickten, ſtand nur noch unſere junge Freundin da; ſie nickte uns ein paar Mal zu und lief dann raſch in's Haus zurück.

In der Tanzſtunde.

Am Tage darauf war, wie mir Fritz vertraute, die Frau Beauregard bei ſeiner Mutter geweſen, hatte mit ihr eine geraume Zeit in der Kleiderkammer gekramt und dann mit einem wohlgefüllten Päckchen das Haus verlaſſen.

Am Mittwoch Abend war die Tanzſtunde. Ich hatte mir die lackirten Schuhe mit Stahlſchnallen und die neue Jacke erſt im letzten Augenblick von Schuſter und Schneider herausgepocht und fand ſchon Alles verſammelt, als ich in den Saal trat. Meine Kameraden ſtanden am Fenſter um den alten Tanzmeiſter, der mit den Fingern auf ſeiner Geige klimperte und dabei die Wünſche ſeiner jungen Scholaren entgegennahm. Unſere Tänzerinnen vergingen in Gruppen, die Arme in einander verſchränkt, im Saale auf und ab.

Lenore war nicht unter ihnen; ſie ſtand allein unweit der Thür und blickte finſter zu den lebhaft plaudernden Mädchen hinüber, die ſich ſo frei und unbehindert in dem fremden vornehmen Hauſe zu fühlen ſchienen und ſich ſo gar nicht um ſie kümmerten.

Nichts iſt ſelbſtſüchtiger und erbarmungsloſer als die Jugend. Aber gleich nach mir war die Bürgermeiſterin eingetreten. Nachdem ſie die junge Geſellſchaft begrüßt und, wie Fritz ſich ausdrückte, einen ihrer Generalsblicke im Saal umhergeworfen hatte, ſchritt ſie auf Lore zu und nahm ſie bei der Hand. „Damit die Pärchen zu einander paſſen!“ ſagte ſie zu dem Tanzmeiſter. „Rangiren Sie einmal die Cavaliere!“ — Dann, während dieſer ihrem Auftrage Folge leiſtete, wandte ſie ſich zu den Mädchen und begann mit ihnen dieſelbe Procedur. Die blonde Poſtmeiſtertochter war die Längſte, faſt um einen Kopf höher, als alle übrigen. Sie wurde uns gegenüber an der Wand aufgeſtellt; dann aber war die Sache zweifelhaft. „Ich weiß nicht, Charlott',“ ſagte die Bürgermeiſterin, „Du oder Lore, Ihr ſcheint mir ziemlich egal zu ſein!“

Die Angeredete, die Tochter des Kammerherrn und Amtmanns, retirirte einen Schritt. „Mamſell Lore wird wohl die größere ſein,“ ſagte ſie leichthin.

„Ei was, kleine Gnädige," rief die Mutter meines Freundes, „komm nur heraus aus Deiner Ecke, und miß Dich einmal mit der Mamſell Lore!"

Und die kleine Dame mußte hervor und ſich dos à dos mit der Schneidertochter meſſen; aber — ich hatte ein ſcharfes Auge darauf — ſie wußte es dennoch ſo zu machen, daß ſie den dunkeln Kopf der Handwerkertochter mit dem ihrigen kaum berührte.

Das junge Fräulein war in lichte Farben gekleidet; Lenore trug ein ſchwarz und roth geſtreiftes Wollenkleid, um den Hals einen weißen Florſhawl. Die Kleidung war faſt zu dunkel; ſie ſah fremdartig aus; aber es ſtand ihr gut.

Die Bürgermeiſterin muſterte die beiden Mädchen. „Charlott'," ſagte ſie, „Du biſt ſonſt immer die Meiſterin geweſen; nimm Dich in Acht, daß die Dir nicht den Rang abläuft; ſie ſieht mir grade darnach aus."

Mir war, als ſäh ich bei dieſen Worten die ſchwarzen Augen des Mädchens blitzen.

Nach einer Weile wurden die Paare formirt. Ich war der zweite in der Reihe der Knaben, und

Lore wurde meine Dame. Sie lächelte, als ſie ihre Hand in meine legte. „Wir wollen ſie um und um tanzen!“ ſagte ich. — Und wir hielten Wort. Es ſollte zunächſt eine Mazurka eingeübt werden, und ſchon zu Ende dieſer erſten Lehrſtunde, da eine Tour nicht gehen wollte, klopfte unſer alter Maëſtro mit dem Bogen auf den Geigendeckel: „Kleine Beauregard! Herr Philipp! Machen Sie einmal vor!“ und während er die Melodie zugleich geigte und ſang, tanzten wir. — Es war keine Kunſt mit ihr zu tanzen, ich glaube, es hätte Niemanden mißglücken können; aber der alte Herr rief ein begeiſtertes „Bravo!“ nach dem andern, und die wackere Frau Bürgermeiſterin lehnte ſich vor Behagen lächelnd weit zurück auf ihrem Sopha, wo ſie ſeit Beginn des Unterrichts als aufmerkſame Zuſchauerin Platz genommen hatte.

Fräulein Charlotte war meinem Freunde Fritz als Partnerin zugefallen, und ihr lebhaftes Weſen ſchien, wie ich gern bemerkte, ihn bald ſeine anfängliche Begeiſterung für die Schneidertochter vergeſſen zu machen. Da ich die Letztere aber jetzt gewiſſermaßen als mein Eigenthum betrachtete, ſo war ich eiſerſüchtig auf die Schönheit und Eleganz meiner Dame; und ein verweilender Blick ihrer tabellos gekleideten Nebenbuhlerin, dem meine Augen gefolgt waren, hatte mich belehrt, daß die Beſchützerin des ſchönen Mädchens dennoch Eines nicht genügend bedacht hatte. Die Handſchuhe waren zu groß für dieſe ſchmalen Hände; ſie waren offenbar auch ſchon gewaſchen.

Am andern Morgen, ſobald ich aus der Klaſſe kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich machte mich über den Schrank, worin meine blecherne Sparbüchſe aufbewahrt wurde, und grub und ſchüttelte ſo lange, bis ich aus dem Spalt einen harten Thaler neben der rothen Tuchzunge hervorgearbeitet hatte. Dann rannte ich in einen Kaufladen. — „Ich wollte kleine weiße Handſchuhe!“ ſagte ich nicht ohne Beklommenheit.

Der Ladendiener warf einen ſachverſtändigen Blick auf meine Hand. „Nummer ſechs!“ meinte er, während er die Handſchuh-Schachtel auf den Tiſch ſtellte. „Geben Sie mir Nummer Fünf!“ bemerkte ich kleinlaut.

— „Nummer Fünf? — Wird wohl nicht paſſen!“ Und er machte Anſtalt die Handſchuhe über meine Hand zu ſpannen.

Es ſtieg mir ſiedendheiß in's Geſicht. „Sie ſollen nicht für mich!“ ſagte ich, und bedauerte mehr als jemals den Mangel einer Schweſter, auf die ich den Handel hätte bringen können. Aber ich war entzückt von den kleinen Handſchuhen mit den weißen ſeidenen Bändchen, die nun vor mir ausgebreitet lagen. Ich kaufte zwei Paar, und bald nachdem ich den Laden verlaſſen, hatte ich einen Jungen von der Straße aufgefiſcht. „Bring das an die Lore Beauregard,“ ſagte ich, „einen Gruß von der Frau Bürgermeiſterin, hier wären die Handſchuhe für die Tanzſtunde! Und dann bring mir Beſcheid; ich warte hier an der Ecke auf Dich.“

Nach zehn Minuten war der Junge wieder da.

„Nun?“

— „Ich hab' ſie der Alten gegeben“.

„Was ſagte die Alte?“

— „Es wäre zu viel; die Frau Bürgermeiſterin hätte dieſen Morgen ja ſchon ein Paar geſchickt.“

„Gut!“ dachte ich; „ſo merkt ſie nichts.“

In der nächſten Tanzſtunde trug Lore die neuen Handſchuhe; ich weiß nicht, ob die meinen oder die von der Bürgermeiſterin; aber ſie lagen wie angegoſſen um das ſchlanke Handgelenk; und nun ſah Keine vornehmer aus als Lore in ihrem dunkeln Kleide.

Die Lehrſtunden gingen nun ihren ebenen Lauf. Nachdem die Mazurka eingeübt war, kam ein Contretanz an die Reihe, in welchem Fritz und Lore zuſammen tanzten. — Ein Verhältniß dieſer zu den andern Mädchen wollte ſich indeſſen nicht herausſtellen; nur mit der langen Jenni, welche die Aelteſte und, wie ich glaube, die Klügſte von ihnen war, ſah ich ſie ein paar Mal im Geſpräch zuſammenſitzen; auch auf dem Heimwege, der beiden bis auf eine kleine Strecke gemeinſchaftlich war, legte Jenni wohl einmal ihren Arm auf den der Schneidertochter. Sonſt ſtand dieſe zwiſchen dem Tanzen meiſt allein, wenn nicht der alte Lehrer mit ſeiner Geige einmal zu ihr trat, und ihr einen oder andern Balletſprung aus den Zeiten ſeiner Jugend vormachte, um ſeinen Liebling in die äußerſten Feinheiten der Kunſt einzuweihen. Oft habe ich verſtohlen zu ihr hinübergeblickt, wie ſie ſcheinbar theilnahmlos dem alten Mann zuhörte, nur mitunter die ſchwarzen Augen zu ihm aufſchlagend oder ſtill und wie nur andeutungsweiſe eine ſeiner künſtlichen Figuren nachmachend. Aber wenn wir angetreten waren und der Maëſtro ſeine Geige zu ſtreichen begann, wurde es anders. Zwar ſchien ſie an nichts weniger zu denken, als an die Tritte und Wendungen des Tanzes, es war faſt als blickten ihre Augen in entlegene Fernen; aber während ihre Gedanken weit entrückt ſchienen, lächelte ihr Mund, und ihre kleinen Füße ſtreiften lautlos und ſpielend über den Boden. — „Lenore, wo biſt Du?“ fragte ich dann wohl, während ich ihr in der Tour die Hand reichte. — „Ich?“ rief ſie und ſtrich wie aus Träumen auffahrend ihr ſchwarzes Haar zurück, während die Wendung des Tanzes ſie mir ſchon wieder entführt hatte. — Noch jetzt, wenn ich die ſpaniſche Tanzweiſe in Silcher's ausländiſchen Volksmelodieen höre, kann ich immer nur an ſie denken.

Einigermaßen hinderlich — ich will es nicht leugnen — war es mir, daß ſeit den Tanzſtunden der franzöſiſche Schneider mich mit einer auffälligen Gunſt beehrte. Wo er mir nur begegnete, auf Straßen oder Spazierwegen, ſuchte er mich zu ſtellen und ein möglichſt lautes und langes Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Schon das erſte Mal erzählte er mir, daß ſein Großvater unter Louis seize Ofenheizer in den Tuilerien geweſen war.

„Ja, Monſieur Philipp," ſagte er mit einem Seufzer und präſentirte mir ſeine porzelanene Schnupftabacksdoſe, „ſo kann eine Familie herunterkommen! — — Aber meine Lore — Sie verſtehen mich, Monſieur Philipp!" — Er zog ein bunt gewürfeltes Schnupftuch aus der Taſche und trocknete ſich die kleinen ſchwarzen Augen. „Was wollen Sie! Ich bin ein armer Kerl, aber das Kind — — ſie iſt mein Bijou, der Abgott meines Herzens!" Und dabei blinzelte er und warf mir einen ſo väterlichen Blick zu, als gedenke er auch mich in die heruntergekommene Familie aufzunehmen.

Mittlerweile kam die letzte Tanzſtunde heran, die zu einem kleinen Ball erweitert werden ſollte.

Die Eltern waren eingeladen, um uns tanzen zu ſehen; von den meinigen hatte indeſſen nur meine Mutter zugeſagt, mein Vater wurde durch ſeinen Beruf als Arzt und Bezirks-Phyſikus von jeder Geſelligkeit fern gehalten. Da meine Ungeduld, ſobald der Abend anbrach, mir keine Ruhe ließ, ſo trat ich ſchon vor der angeſetzten Stunde in den Saal, in welchem heute auf den Wandleuchtern und in den Glaskronen alle Kerzen brannten. Als ich mich umblickte, bemerkte ich Lore ganz allein mit dem Rücken gegen mich an einem Fenſter ſtehend. Bei dem Geräuſch der zufallenden Thür ſchrack ſie ſichtlich zuſammen, während ſie mit Haſt bemüht ſchien, einen goldenen Schmuck von ihrer Hand zu ſtreifen. Als ich zu ihr getreten, ſah ich, daß es ein Armband war, deſſen Schloß ſie vergeblich zu öffnen ſich bemühte.

„So laß doch ſitzen, Lore!“ ſagte ich.

„Es gehört nicht mein!“ antwortete ſie verlegen, „Jenni hat es hier vergeſſen.“

Die feine Blumenroſette von mattem venetianiſchem Golde lag ſo ſchimmernd auf dem braunen ſchlanken Handgelenk.

„Es ſollte bleiben, wo es iſt,“ ſagte ich leiſe.

Lore ſchüttelte traurig den Kopf; und ihre Finger begannen auf's Neue, an dem Schloß zu neſteln.

„Komm,“ ſagte ich, „es geht ja nicht; ich will Dir helfen!“ — Ich fühlte die leichte Laſt ihrer ſchmalen Hand in der meinen; ich zögerte, meine Augen waren wie verzaubert.

„O, bitte, geſchwind!“ bat ſie. Mit niedergeſchlagenen Augen, wie mit Blut übergoſſen ſtand das Mädchen vor mir.

Endlich ſprang das Schloß auf, und Lore legte den goldenen Schmuck ſchweigend zwiſchen die Blumentöpfe auf die Fenſterbank.

Gleich darauf füllte ſich der Saal. Auch Frau Beauregard hatte es ſich nicht nehmen laſſen, wenigſtens als Aufwärterin an dem Ehrenfeſte ihres Kindes Theil zu nehmen. In einer friſch geſtärkten Haube, bald mit Kuchenkörben, bald mit einem großen Präſentirteller beladen, ging ſie zwiſchen den Gäſten ab und zu. — Endlich begannen die Muſikanten aufzuſtreichen, deren heute vier an einem Tiſche ſaßen. Der alte Tanzmeiſter klopfte auf den Geigendeckel, und Lore reichte mir die

Hand zur Mazurka. — Und, o, wie tanzten wir! Wie ſicher lag ſie in meinem Arm, mit welcher Verachtung ſtampften die kleinen Füße den Boden! Auch mich riß es hin, als wenn ich von den Rythmen der Muſik getragen würde. Es war wie eine ſchmerzliche Leidenſchaft; denn wir tanzten heute, vielleicht auf immer, zum letzten Mal zuſammen.

Erſt jetzt hatte ich bemerkt, daß Lore ein Kleid von leichtem hell geblümten Wollenſtoff trug. Es war wie das vorige augenſcheinlich aus der Garderobe ihrer Gönnerin hervorgegangen; denn auf der breiten Bruſt und bei den etwas kupferigen Wangen der Frau Bürgermeiſterin hatten dieſe farbigen Roſenbouquets im letzten Winter eine Art von komiſcher Berühmtheit erlangt; nun aber kam das zarte Muſter zu ſeiner Geltung; dem friſchen braunen Mädchenantlitz ſtand es wunderhübſch.

Die Mazurka war getanzt; Lore ließ wieder ihr dunkles Köpfchen und die ſchlanken Arme ſinken, und ich führte ſie an ihren Platz. — Fritz und Charlotte, die ebenfalls abgetreten waren, ſaßen dicht daneben. In demſelben Augenblick kam auch

Frau Beauregard mit Thee und Kuchen; ſie ſprach nicht zu ihrer Tochter, ſie warf nur einen lächelnden ſtolzen Blick auf ſie, als ſie nach der vornehmen Dame auch ihr präſentiren durfte. Die kleine Gnädige hatte ſchon eine Weile Beide mit der ihr eigenthümlichen Läſſigkeit gemuſtert. „Ihre Tochter iſt ja heute ſehr ſchön, Frau Beauregard!" ſagte ſie, während ſie den Zucker in die Taſſe fallen ließ.

Die geſchmeichelte Frau neigte ſich verbindlich. „Gnädiges Fräulein, Frau Bürgermeiſterin haben auch ausgeholfen."

„Ach! — darum auch! — die Roſenbouquets!" — Und ſie ließ einen langen Blick über Lenore gleiten. Dieſe wollte ihn erwidern, aber ihre Augen verdunkelten ſich; ich ſah wie ein Paar Thränen ihr über die Wangen herabfielen.

Charlotte ſchien dies nicht zu bemerken; ihre Aufmerkſamkeit hatte ſich nach der offen ſtehenden Thür gerichtet, wo ich zu meinem Schrecken unter den Köpfen der zuſchauenden Dienſtboten das gelbe Geſicht des franzöſiſchen Schneiders auftauchen ſah. Er ſchien ganz à son aise, drehte die Porzellanroſe in der Hand und blickte mit ſeinen ſchwarzen Augen freudeſtrahlend in den Saal hinein.

„Iſt das ihr Vater, Mamſell Lore?“ fragte Charlotte, indem ſie mit dem Finger nach der Thür wies.

Lenore blickte hin und fuhr zuſammen, „Mutter!“ rief ſie, und faßte wie unwillkührlich den Arm der noch vor uns beſchäftigten Frau.

Frau Beauregard, als nun auch ſie ihren lebhaft geſticulirenden Eheherrn bemerkte, ſchien von deſſen Anweſenheit keineswegs erbaut; aber ſie nahm ſich zuſammen. „Er kommt aus der Herberge,“ ſagte ſie, „er will Dich einmal tanzen ſehen.“

Während Lore, der ich unwillkührlich folgte, ſich der Thür genähert hatte, war ſchon der Bürgermeiſter zu ihrem Vater getreten und lud ihn ein, ſich ein Glas Punſch im Saal gefallen zu laſſen. Aber der Schneider war nicht zu bewegen. „Submiſſeſter Serviteur, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte er, indem er mit einem Katzenbuckel noch einen Schritt weiter retirirte. „Wenn ich mein Großvater vom Hofe Ludwig XVI. wäre! — So aber kenne ich meine Stellung.“

Als der Bürgermeiſter weggegangen, brachte Fritz ihm ein Glas an die Thür. „Wohl bekomm's, Meiſter!" ſagte er gutmüthig. „Jetzt werde ich mit der Lore tanzen! die verſteht's."

Aber in demſelben Augenblicke war auch der Schwarm der andern Knaben mit vollen Gläſern in der Hand herangekommen. Sie ſtießen mit ihm an, machten ihm ſeinen Katzenbuckel nach, den er ihnen jedesmal beim Anklingen zum Beſten gab, und ergingen ſich in allerlei poſſenhaften Complimenten.

Lore ſtand ohne ſich zu rühren und ließ kein Auge von ihrem Vater; aber ich hörte, wie ihre kleinen Zähne auf einander knirſchten.

Als die Muſikanten wieder zu ſtimmen begannen, liefen die übrigen Knaben in den Saal zurück. Ich ſtand noch mit Lore an der Thür.

„Ach, Monſieur Philipp," rief der Schneider, während er mir die Hand reichte, „lauter liebe, charmante junge Herrn! Aber im Vertrauen, — Sie und die Lore, Sie und die Lore, Monſieur Philipp!" Die kleinen ſchwarzen Augen richteten ſich dabei mit bewundernder Zärtlichkeit auf das

Antlitz ſeines Kindes; wie aus unwiderſtehlichem Antrieb ſtreckte er ſeinen langen Arm in den Saal hinein und zog ſie an ſeine Bruſt. „Mein Kind, mon bijou!“ flüſterte er. Und das Mädchen küßte ihn und warf ihre Arme mit leidenſchaftlicher, ſchmerzlicher Zärtlichkeit um ſeinen Hals, während ihr feines Köpfchen an ſeiner Schulter ruhte. Dann aber machte ſie ſich los und faßte ſeine Hände, und ſprach leiſe und eindringlich zu ihm. Ich verſtand ihre Worte nicht; aber ich ſah ihre Augen bittend auf die ſeinen gerichtet, und ihre kleine Hand, die mitunter, als wolle ſie ihm ein Leid vergüten, zitternd über ſeine hagern Wangen hinſtrich. Zuerſt ſchüttelte er lächelnd und wie ungläubig den Kopf; allmählich aber verſchwand aus ſeinen Augen die freudeſtrahlende Sicherheit, womit er bisher ſeinen Platz behauptet hatte. „Ich weiß, ich weiß,“ murmelte er, „Du liebſt Deinen armen alten Vater!“ Und als nun die Muſik zum Contretanz begann, drückte er ſeiner Tochter die Hand und ging ſtumm und, ohne auch nur einen Blick noch in den Saal hinein zu werfen, den langen Hausflur hinab.

In dieſem Augenblick kam Fritz und holte ſeine Dame. — Sie tanzte mit der gewohnten Sicherheit; nur war es nicht die ſonſtige ſorgloſe Träumerei, als vielmehr eine graziöſe Feierlichkeit, womit ſie die Touren dieſes Tanzes ausführte. Mitunter in den Pauſen blickte ſie wie verſteinert vor ſich hin, während ſie mit beiden Händen ihr glänzend ſchwarzes Haar an den Schläfen zurückſtrich. Die Scherze ihres Tänzers ſchienen ungehört ihrem Ohr vorbeizugehn.

Mit dem Contretanz waren unſere einſtudirten Tänze zu Ende; aber nicht unſere Tanzluſt. Wir hatten noch Walzer, Schottiſch und Galoppaden auf unſerm Zettel; ſogar einen Cotillon, wozu ich in Gedanken an Lore einen ausgeſuchten Beitrag an Schleifen und friſchen Blumenſträußen geliefert hatte.

Aber Lore war nicht mehr im Saal. Die andern Mädchen ſtanden bei ihren Müttern und ließen ſich von ihnen die verſchobenen Schärpen und Haarbänder zurecht zupfen. Frau Beauregard kam eben mit neuen Erfriſchungen zur Thür herein; ſie hatte ihre Tochter nicht geſehen. Nun ſuchte ich Fritz.

Er ſtand in der Ecke am Muſikantentiſch und füllte die leeren Gläſer wieder. „Wo iſt Lore?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er verdrießlich, „ſie war verdammt einſilbig, mir hat ſie's nicht verrathen.“

Ich zog ihn mit auf den Flur hinaus. Als wir an die Kammer kamen, worin die Geſellſchaft ihre Mäntel abgelegt hatte, trat ſie uns entgegen; ſie hatte ihr Mäntelchen umgethan und ihr ſchwarzes Seidenkäppchen auf dem Kopf. „Lore!“ rief ich und ſuchte ihre Hand zu faſſen; aber ſie entzog ſie mir und ging an uns vorbei.

„Laß!“ ſagte ſie kurz, „ich will nach Haus!“

Einen Augenblick ſpäter hatte ſie die ſchwere nach der Straße führende Thür aufgeriſſen und ſprang draußen an dem Eiſengeländer die Steintreppe hinab; und als auch Fritz neben mir draußen auf den Flieſen ſtand, war ſie ſchon weit drunten in der Straße, daß wir in der Dunkelheit ihre leichte flüchtige Geſtalt nur kaum noch zu erkennen vermochten.

„Laß ſie!“ ſagte Fritz, „oder haſt Du Luſt auf die Wilde-Gans-Jagd?“

Ich hatte zwar die Luſt; ich wußte aber nicht recht, wie ich es mit Fug beginnen ſollte. — So kehrten wir denn in den Saal zurück. Frau Beauregard ging nach ihrer Wohnung; aber ſie kehrte unverrichteter Sache wieder. Der Lore ſei unwohl geworden, ſagte ſie, ſie liege ſchon im Bett, der Vater ſitze bei ihr.

Mir war nun der Reſt des Abends verderben; und als der Cotillon beginnen ſollte, den ich mit Lore zu tanzen gedachte, ſchlich ich mich ſtill und trübſelig nach Hauſe.

Auf dem Mühlenteich.

Neujahr war vorüber. Schon längſt hatte ich mit der glatten Stahlſohle meiner holländiſchen Schlittſchuhe geliebängelt, nicht ohne eine kleine Verachtung gegen meine Kameraden, welche ſich noch der hergebrachten ſcharfkantigen Eiſen zu bedienen pflegten. Aber erſt jetzt war ein dauernder Froſt eingetreten.

Es war an einem Sonntag Nachmittag; über dem Mühlenteich, einem mittelgroßen Landſee unweit der Stadt, lag ein glänzender Eisſpiegel. Die halbe Einwohnerſchaft verſammelte ſich draußen in der friſchen Winterluft; von Alt und Jung, auf zweien und auf einem Schlittſchuh, ſogar auf einem untergebundenen Kalbsknöchlein wurde die edle Kunſt des Eislaufs geübt. — In der Nähe des Ufers waren Zelte aufgeſchlagen, daneben auf dem Lande über flackerndem Feuer dampften die Keſſel, mit deren Hülfe allerlei wärmendes Getränk verabreicht wurde. Hie und da ſah man einen Schiebſchlitten, in dem eine eingehüllte Mädchengeſtalt ſaß, aus dem Gewühl auf die freie Fläche hinausſchießen; aber alle hielten ſich am Rande des See's; die Mitte mochte noch nicht geheuer ſcheinen.

Ich ſchnallte meine Stahlſchuhe unter und machte einen einſamen Lauf an dem Ufer entlang. — Als ich zurückkehrte, fand ich faſt die ganze Geſellſchaft unſrer Tanzſtunde bei den Zelten verſammelt; prüfend mit vorgeſtreckten Händen ſchritten die kleinen Damen in ihren neuen Weihnachtsmänteln über die dort bereits ziemlich zerfahrene Eisdecke. Fritz, der ſchon Abends zuvor ſeinen gelben Schlitten mit dem geſchnitzten Hirſchkopfe in der Mühle eingeſtellt hatte, war eben von einer Fahrt mit Fräulein Charlotte zurückgekehrt; und ſchon hatte eine andere unſrer Tänzerinnen den Platz unter der prächtigen Tigerdecke eingenommen. Der Cavalier zögerte indeſſen noch und ſchien ſich nach einem Gehülfen für den anſtrengenden Damendienſt umzuſehen; aber ich ſchwenkte zeitig ab; denn weiterhin unter einer Geſellſchaft von Frauen und Mädchen aus dem Handwerkerſtande hatte ich Lenore Beauregard bemerkt, mit der ich ſeit jenem letzten Tanzabende nicht wieder zuſammengetroffen war. Die jungen Dirnen ließen ſich, eine nach der andern, von einem Lehrburſchen unſers Haustiſchlers in einem leichten Schiebſchlitten fahren, den ich ſofort als den meines frühern Spielgenoſſen Chriſtoph erkannte. Auch ſeine Schweſter bemerkte ich; er ſelbſt war nicht dabei. Der Glanz des Eisſpiegels mochte ihn weiter auf den See hinausgelockt haben; denn er war einer der beſten Schlittſchuhläufer unter den Knaben der Stadt.

Ich ſchwärmte eine Zeit lang umher, unſchlüſſig, wie ich am manierlichſten Lenoren meine Dienſte anbieten möchte; aber jedesmal, wenn ich mich näherte, wich ſie ſichtlich aus und verbarg ſich zwiſchen den Andern. Eben kam der Burſche wieder von einer Fahrt zurück. „Lore iſt an der Reihe!" hieß es; aber Lore wollte nicht. „Barthel muß erſt einmal trinken," ſagte ſie, und drückte dem Jungen etwas in die Hand.

Ich hörte dies kaum, ſo hatte ich auch ſchon meinen Plan gefaßt. Als ginge mich Alles nichts mehr an, lief ich ſo raſch wie möglich nach den Zelten zu. Dicht davor wurde ich von Fritzens Mutter angerufen. „Philipp," ſagte ſie neckend und mit dem Daumen nach der Seite weiſend, von wo ich hergekommen, „wenn Du die Lenore wieder fangen willſt, — da iſt ſie!"

„Freilich will ich ſie fangen!" rief ich und ſegelte vorbei.

„Ja, ja; aber ſie will nichts mehr wiſſen von Euch jungen Herrn!"

Ich hörte nur noch aus der Ferne. Schon ſtand ich vor dem großen Weinzelte; und als auch Barthel ſich bald darauf einfand, hatte ich mit dem Opfer meiner ganzen Baarſchaft ein Glas Punſch und ein mit Wurſt belegtes Butterbrod für ihn in Bereitſchaft. „Laß dir's ſchmecken," ſagte ich, indem ich Beides vor ihn hinſchob, „die Mädchen machen Dir das Leben gar zu ſauer."

Der Junge aß und trank mit ſolchem Appetit, daß ich meinen Beſtechungsverſuch fortzuſetzen wagte. „Wie wär' es, Barthel, wenn ich Dich einmal ablöſte?"

Er wiſchte ſich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und kaute ruhig weiter; nur mitunter, während ich ihm meine Verhaltungsregeln auseinander ſetzte, nickte er zum Zeichen, daß er mich verſtanden habe. Als ſeine Mahlzeit beendigt war, kehrte er zu ſeiner Geſellſchaft zurück; und bald darauf ſah ich Lore, ihr ſchwarz ſeidenes Pelzkäppchen auf dem Kopf, die Hände in ihren kleinen Muff geſteckt, im Schlitten ſitzen, und Barthel ſteuerte langſam und ſchwerfällig am Rande des See's dahin. — Als ſie aus dem Menſchengewühl heraus waren, fuhr ich unhörbar auf meinen ebenen Schlittſchuhen hinterher. Noch ein paar Augenblicke; dann legte meine Hand ſich auf den Schlitten und der Burſche blieb zurück. Ich hätte aufjauchzen mögen; aber ich biß die Zähne zuſammen; und fort wie auf Flügeln ſchoß das leichte Gefährt über die glänzende Eisfläche.

„Barthel, Du fliegſt ja!“ ſagte Lore.

Ich hielt ein wenig inne; ich fürchtete, mich verrathen zu haben, und ſuchte, ſo gut es gehen wollte, das Scharren von Barthels roſtigen Schlittſchuhen nachzuahmen. Aber meine Beſorgniß war unnöthig. Lore ſteckte ihre Hände tiefer in den Muff und lehnte ſich behaglich zurück, ſo daß das Pelzkäppchen faſt auf meinem Arm ruhte. „Nur immer zu, Barthel!“ ſagte ſie. Und Barthel ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

Schon hatten wir den Bereich der gewöhnlichen Schlittſchuhläufer hinter uns gelaſſen; kein Lüftchen regte ſich, das weiß bereifte Schilf, das ſich weithin dem Ufer entlang zieht, glitzerte blendend in den ſchräg fallenden Sonnenſtrahlen. Immer weiter ging es; wenn ich niederblickte, konnte ich die ſchlangenartigen Triebe des Aalkrauts unter der durchſichtigen Glasdecke erkennen.

Aber die Mitte des See's lockte mich; unmerklich wandte ich den Schlitten, und immer größer wurde der Raum, der uns vom Ufer trennte. Schon konnte ich beim Zurückbleiben nur noch kaum das Blinken des Schilfs unterſcheiden; geheimnißvoll dehnte ſich die dunkle Spiegelfläche bis zum andern weit entfernten Ufer, kaum erkennbar, ob eine feſte tragende Eisdecke oder nur ein regungsloſes trügliches Gewäſſer. Endlich war die Mitte erreicht. Jede Spur eines menſchlichen Fußes hatte aufgehört; wie verloren ſchwebte der Schlitten über der ſchwarzen Tiefe. Keine Pflanze ſtreckte ihr Blatt hinauf an die dünne kryſtallene Decke; denn der See ſoll hier in's Bodenloſe gehen. Nur mitunter war es mir, als huſchte es dunkel unter uns dahin. — — War das vielleicht der Sargfiſch, der in den unterſten Gründen dieſes Waſſers hauſen ſoll, der nur heraufſteigt, wenn der See ſein Opfer haben will? — „Wenn es wäre," dachte ich, „wenn es bräche!" Und meine Augen ſuchten die dunkeln Hüllen zu durchdringen, in denen ich die liebliche Geſtalt verborgen wußte. — —

Ich hatte den Schlitten gewandt und fuhr jetzt grade aus, mich immer in der Mitte haltend. Vor uns, dort wo der See ſeine Ufer zu einem ſchmalen Strom zuſammen drängt, war in der Ferne ſchon die Brücke zu erkennen; wie ein Schatten ſtand ſie in der grauen Luft.

„Mach zurück, Barthel! Es wird kalt!“ ſagte Lore.

Ich achtete nicht darauf. „Mag ſie ſich umblicken!“ dachte ich und ſchob nur um ſo raſcher vorwärts. Ich wartete jetzt faſt mit Ungeduld darauf. Aber ſie ſchien ihre Mahnung ſchon vergeſſen zu haben; denn ſie ſenkte ſchweigend den Kopf und wickelte ſich feſter in ihren Mantel. — Und weiter flog der Schlitten. Mitunter war mir, als ſpürte ich unter uns eine leiſe Wellenbewegung, als hebe und ſenke ſich die dünne Kryſtalldecke unter der über ſie hinfliegenden Laſt; aber ich hatte keine Furcht, ich wußte, was man dem jungfräulichen Eiſe bieten darf.

Der kurze Winter-Nachmittag war indeſſen faſt zu Ende gegangen; ſchon lag der Sonnenball glühend am Rande des Horizonts. Es wurde kalt, das Eis tönte. Und jetzt, in ſtetem Wachſen, lief ein donnerndes Krachen von einem Ufer zum andern über den ungeheuern immer dunkler werdenden Eisſpiegel.

Lore warf ſich zurück und ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Erſchrick nicht!“ ſagte ich leiſe „es hat nicht Noth, es kommt nur von der Abendluft.“

Sie wandte ſich um und ſtarrte mich wie verwirrt an. „Du!“ rief ſie, „was willſt Du hier?“

„So mach doch nicht ſo böſe Augen!“ ſagte ich und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie entriß ſie mir. „Wo iſt Barthel?“

„Er iſt zurückgeblieben; ich habe Dich über den See gefahren.“

Sie richtete ſich auf. „Laß mich hinaus!“ rief ſie, indem ihr die Thränen aus den Augen ſprangen.

Ich hörte nicht auf ſie; ich wandte nur den Schlitten nach der Stadt zurück. „Lore,“ ſagte ich, „was habe ich dir gethan?“

Aber ſie ſtieß mich mit der kleinen geballten Fauſt vor die Bruſt. „Geh doch zu deinen feinen

Damen! Ich will nichts mit Euch zu thun haben; mit Dir nicht, mit keinem von Euch!"

Es war wie Wuth, was mich überfiel. Ich faßte ſie mit beiden Armen und drückte ſie hart auf den Sitz nieder.

„Du biſt ruhig, Lore," ſagte ich, und die Stimme bebte mir, „oder ich wende noch einmal den Schlitten, und ich fahre Dich in die Nacht hinaus, unter die Brücke durch, ſoweit der Strom in's Land hinaus reicht; mir gleich, ob es hält oder bricht!"

Sie hatte während deſſen, faſt als beachte ſie meine Worte nicht, ſeitwärts über den See geblickt; aber ſie blieb ſitzen und ließ ſich ruhig von mir fahren. Nur fiel es mir auf, daß ſie bald darauf wiederholt und wie verſtohlen nach derſelben Seite blickte. Als auch ich den Kopf dahin wandte, ſah ich einen Schlittſchuhläufer in nicht gar weiter Ferne auf uns zu ſtreben. Er mußte bemerkt haben, was ſo eben vorgefallen; denn er ſtrengte ſich augenſcheinlich an, uns zu erreichen.

Und ſchon hatte ich ihn erkannt; es war Chriſtoph, mein alter Spielkamerad, der große Feind der Lakeiner. Ich wußte auch wohl, was jetzt bevorſtand; es galt nur noch, wer von uns der Schnellſte ſei.

„Nur zu!“ ſagte Lore, indem ſie ihr Pelzkäppchen zurückſchob, daß ihr ſchwarzes Haar ſichtbar wurde. „Er kriegt Dich doch!“

Ich konnte nicht antworten; ſchneller als je zuvor trieb ich den Schlitten vorwärts; aber ich keuchte, und meine Kräfte, von der langen Fahrt geſchwächt, begannen nach zu laſſen. Immer näher hörte ich den Verfolger hinter mir; raſtlos und ſchweigend war er uns auf den Ferſen; dann plötzlich hörte ich dicht an meiner Seite ſeine Schlittſchuhe ſcharf im Eiſe hemmen, und eine ſchwere Hand fiel neben der meinen auf die Lehne des Schlittens. „Halb Part, Philipp!“ rief er, indem er mit der andern an meine Bruſt griff.

Ich riß ſeine Hand los und ſtieß den Schlitten fort, daß er weit vor uns hinflog. Aber in demſelben Augenblick erhielt ich einen Fauſtſchlag, und ſtürzte rücklings mit dem Hinterkopfe auf das Eis. Nur undeutlich hörte ich noch das Fortſchurren des Schlittens; dann verlor ich die Beſinnung.

Ich blieb indeß nicht lange in dieſer Lage. Wie ich ſpäter von ihm hörte, hatte Chriſtoph bald darauf ſich nach mir umgeſehen und war, da er mich nicht nachkommen ſah, auf den Platz unſers Kampfes zurückgekehrt. Nicht ohne große Beſtürzung hatten dann Beide, nachdem Lore ausgeſtiegen, mich in den Schlitten gehoben. — Mir ſelbſt kam nur ein dunkles Gefühl von alle dem; es war wie Traumwachen. Mitunter verſtand ich einzelne Worte ihres Geſprächs. „Behalt doch deinen Mantel, Lore!" hörte ich Chriſtoph ſagen. — „O nein; ich brauch' ihn nicht; ich laufe ja." — Und zugleich fühlte ich, daß etwas Warmes auf mich niederſank. Der Schlitten bewegte ſich langſam vorwärts. Dann kam es wieder wie Dämmerung über mich; immer aber war es mir, als ginge ein leiſes Weinen neben mir her.

Zum völligen Bewußtſein erwachte ich erſt in der Wohnſtube und auf dem Sopha des Waſſermüllers, der hart am Ufer des Mühlenteichs wohnte. Lore hatte mit ihrer Mutter, die mittlerweile auch herausgekommen war, nach Hauſe gehen müſſen; Chriſtoph aber war zurückgeblieben und hatte ſich auf den Rath der Müllersfrau damit beſchäftigt, mir naſſe Umſchläge auf den Kopf zu legen. Als ich die Augen aufſchlug, ſaß er neben mir auf dem Stuhl, eine irdene Schüſſel mit Waſſer zwiſchen den Knieen. Er wollte eben das Leintuch erneuern; aber er zog jetzt die Hand zurück und fragte ſchüchtern: „Darf ich Dir helfen, Philipp!“

Ich ſetzte mich aufrecht und ſuchte meine Gedanken zu ſammeln; der Kopf ſchmerzte mich. „Nein,“ ſagte ich dann, „ich brauche Deine Hülfe nicht.“

„Soll ich Jemanden für dich aus der Stadt holen?“

— „Geh nur; ich werde ſchon allein nach Haus kommen.“

Chriſtoph ſtand zögernd auf und ſetzte die Schüſſel auf den Tiſch.

Bald darauf knarrte die Stubenthür; er hatte die Klinke in der Hand; aber er ging nicht fort. Als ich mich umwandte, ſah ich die Augen meines alten Kameraden mit dem Ausdruck der ehrlichſten Traurigkeit auf mich gerichtet.

Nur eine Secunde noch war ich unſchlüſſig. „Chriſtoph,“ ſagte ich, indem ich aufſtand und ihm die Hand entgegenſtreckte, „wenn Du Zeit haſt, ſo bleibe noch ein wenig bei mir; Du kannſt mir Deinen Arm geben; wir gehen dann zuſammen in die Stadt.“

Wie ein Blitz der Freude fuhr es über ſein Geſicht. Er ergriff meine Hand und ſchüttelte ſie. „Es war ein ſchändlicher Stoß, Philipp!“ ſagte er.

Eine halbe Stunde ſpäter, da es ſchon völlig finſter war, wanderten wir langſam nach der Stadt zurück.

Aber die Sache ging nicht ſo leicht vorüber. Ich konnte am folgenden Morgen das Bett nicht verlaſſen und mußte meinen Eltern geſtehen, daß ich einen ſchweren Fall auf dem Eiſe gethan habe.

Am Abend des folgenden Tages, da ich ſchon faſt wieder hergeſtellt war, ſetzte meine Mutter ein Federkäſtchen von polirtem Zuckerkiſtenholz vor mir auf den Tiſch. „Der Chriſtoph Werner hat es gebracht,“ ſagte ſie; „er habe es ſelbſt für Dich gearbeitet.“

Ich nahm das Käſtchen in die Hand. Es war zierlich gemacht, ſogar auf dem Deckel mit einer kleinen Bildſchnitzerei verſehen.

„Er hat ſich auch nach Deinem Befinden erkundigt,“ fuhr meine Mutter fort; „habt Ihr denn draußen Eure alte Freundſchaft wieder neu beſiegelt?“

„Beſiegelt, Mutter? — Wie man's nehmen will,“ ſagte ich lächelnd.

Und nun ließ die gute Frau nicht nach, bis ich, von manchen Fragen und zärtlichen Vorwürfen unterbrochen, ihr mein ganzes kleines Abenteuer gebeichtet hatte. — Aber es wurde, wie ſie geſagt; der Lateiner und der Tiſchlerlehrling erneuerten ihre Kameradſchaft; und zweimal wöchentlich zur beſtimmten Stunde ging ich von nun an regelmäßig in die Werkſtatt des alten Tiſchlers Werner, um unter der Anleitung des geſchickten Mannes wenigſtens die Anfangsgründe ſeines Handwerks zu erlernen.

Im Schloßgarten.

Das iſt die Droſſel, die da ſchlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die ſich hold bezeigen,
Die Geiſter aus der Erde ſteigen;
Das Leben fließet wie ein Traum,
Mir iſt, wie Blume, Blatt und Baum.

Es war Frühling geworden. Die Nachtigall zwar verkündigte ihn nicht; denn, wenn auch mitunter eine ſich zu uns verflog, die Nordweſtwinde unſrer Küſte hatten ſie bald wieder hinweg geweht; aber die Droſſel ſchlug in den Baumgängen des alten Schloßgartens, der im Schutze der Stadt, in dem Winkel zweier Straßen lag. Dem Haupteingange gegenüber auf einem Raſenplatz hinter den Gärten der großen Marktſtraße war ſeit geſtern ein Karouſſel aufgeſchlagen; denn es war nicht nur Frühling, es war auch Jahrmarkt, eine ganze Woche lang. Die Leierkaſtenmänner waren eingezogen und vor Allem die Harfenmädchen; die Schüler mit ihren rothen Mützen ſtreiften Arm in Arm zwiſchen den aufgeſchlagenen Marktbuden umher, um wo möglich einen Blick aus jungen aſiatiſchen Augen zu erhaſchen, die zu gewöhnlichen Zeiten bei uns nicht zu finden waren. — Daß während des Jahrmarktes die Gelehrtenſchule, wie alle andern, Ferien machte, verſtand ſich von ſelbſt. — Ich hatte das vollſte Gefühl dieſer Feiertage, zumal ich ſeit Kurzem Primaner war und in Folge deſſen neben meiner rothen Mütze einen ſchwarzen Schnürenrock nach eigner Erfindung trug. Brauchte ich nun doch auch nicht mehr wie ſonſt Abends an dem Treppeneingange des erleuchteten Rathskellers ſtehen zu bleiben, wo ſich allzeit das ſchönſte luſtigſte Geſindel bei Muſik und Tanz zuſammenfand; ich konnte, wenn ich ja wollte, nun ſelbſt einmal hinabgehen und mich mit einem jener fremdartigen Mädchen im Tanze wiegen, ohne daß irgend Jemand groß darnach gefragt hätte. — Aber grade zu ſolchen Zeiten liebte ich es mitunter, allein in's Feld hinaus zu ſtreifen und in dem ſichern Gefühl, daß ſie da ſeien und daß ich ſie zu jeder Stunde wieder erreichen könne, alle dieſe Herrlichkeiten für eine Zeit lang hinter mir zu laſſen.

So geſchah es auch heute. Unter der Beihülfe meines Vaters, der ein leidlicher Entomologe war, hatte ich vor einigen Jahren eine Schmetterlingsſammlung angelegt und bisher mit Eifer fortgeführt. Ich war nach Tiſche auf mein Zimmer gegangen und ſtand vor dem einen Glaskaſten, deren ſchon drei dort an der Wand hingen. Die Nachmittagsſonne ſchimmerte ſo verlockend auf den blauen Flügeln der Argusfalter, auf dem Sammetbraun des Trauermantels; mich überkam die Luſt, einmal wieder einen Streifzug nach dem noch immer vergebens von mir geſuchten Brombeerfalter zu unternehmen. Denn dieſes ſchöne olivenbraune Sommervögelchen, welches die ſtillen Waldwieſen liebt und gern auf ſonnigen Geſträuchen ruht, war in unſrer baumloſen Gegend eine Seltenheit. — Ich nahm meinen Ketſcher vom Nagel; dann ging ich hinab und ließ mir von meiner Mutter ein Weißbrödchen in die Taſche ſtecken und meine Feldflaſche mit Wein und Waſſer füllen. So ausgerüſtet ſchritt ich bald über den Carouſſelplatz nach dem Schloßgarten, deſſen Baumgänge ſchon von jungem Laube beſchattet waren, und von dort weiter durch die dem Haupteingange gegenüberliegende Pforte in's freie Feld hinaus. Es hatte die Nacht zuvor geregnet, die Luft war lau und klar; ich ſah drüben am Rande des Horizonts auf der hohen Geeſt die Mühle ihre Flügel drehen.

Eine kurze Strecke führte noch der Weg an der Außenſeite des Schloßgartens entlang; dann wanderte ich auf's Gerathewohl auf Feldwegen oder Fußſteigen, welche quer über die Aecker führten, in die ſonnige ſchattenloſe Landſchaft hinaus. Nur ſelten, ſoweit das Auge reichte, ſtand auf den Sand- und Steinwällen, womit die Grundſtücke umgeben ſind, ein wilder Roſenſtrauch oder ein anderes dürftiges Gebüſch; aber hier, wo in der Morgenfrühe die rauhen Seewinde ungehindert überhin fahren, waren nur kaum die erſten Blätter noch entfaltet. Ich ſchlenderte behaglich weiter; mehr die Augen in die Ferne, als nach dem gerichtet, was etwa neben mir am Wege zwiſchen Gräſern und rothblühenden Neſſeln gaukeln mochte.

So war, ohne daß ich es merkte, der halbe Nachmittag dahin. Ich hörte es von der Stadt her vier ſchlagen, als ich mich an dem Ufer des

Mühlenteichs in's Gras warf, und mein beſcheidenes Vesperbrod verzehrte. Eine angenehme Kühlung wehte von dem Waſſerſpiegel auf mich zu, der groß und dunkel zu meinen Füßen lag. — Dort in der Mitte, wo jetzt über der Tiefe die kleinen Wellen trieben, mußte der Schlitten geſtanden haben, als Lore ihren Mantel über mich legte. Ich blickte eine ganze Weile nach dem jetzt unerreichbaren Punkte, den meine Augen in dem Fluthen des Waſſers nur mit Mühe feſtzuhalten vermochten. — —

Aber ich wollte ja den Brombeerfalter fangen! Hier, wo es weit umher kein Gebüſch, kein ſtilles vor dem Winde geſchütztes Fleckchen gab, war er nicht zu finden. Ich entſann mich eines andern Ortes, an dem ich vor Jahren unter der Anführung eines ältern Jungen einmal Vogeleier geſucht hatte. Dort waren Koppel an Koppel die Wälle mit Hagedorn und Nußgebüſch bewachſen geweſen; an den Dornen hatten wir hie und da eine Hummel aufgeſpießt gefunden, wie dies nach der Naturgeſchichte von den Neuntödtern geſchehen ſollte; bald hatten wir auch die Vögel ſelbſt aus den Zäunen fliegen ſehen und ihre Neſter mit den braun geſprenkelten Eiern zwiſchen dem dichten Laub entdeckt. Dort in dem heimlichen Schutz dieſer Hecken war vielleicht auch das Reich des kleinen ſeltenen Sommervogels! Das „Sietland" hatte der Junge jene Gegend genannt, was wohl ſoviel wie Niederung bedeuten mochte. Aber wo war das Sietland? — Ich wußte nur, daß wir in derſelben Richtung, wie ich heute, zur Stadt hinausgegangen waren und daß es unweit der großen Haide gelegen, welche etwa eine Meile weit von der Stadt beginnt.

Nach einigem Beſinnen nahm ich mein Fanggeräth vom Boden und machte mich wieder auf die Wanderung. Durch einen Hohlweg, in den ſich das Ufer hier zuſammendrängt, gelangte ich auf eine Höhe, von der ich die vor mir liegende Ebene weithin überſehen konnte; aber ich ſah nichts als Feld an Feld, die kahlen ebenmäßigen Sandwälle, auf denen die herbe Frühlingsſonne flimmerte. Endlich, dort in der Richtung nach einem Häuschen, wie ſie am Rande der Haide zu ſtehen pflegen, glaubte ich etwas wie Gebüſch zu entdecken. — Es war mindeſtens noch eine halbe Stunde bis dahin, aber ich hatte heute Luſt zum Wandern, und ſchritt rüſtig darauf los. Hie und da flog ein gelber Citronenfalter oder ein Kreßweißling über meinen Weg, oder eine graue Leineule kletterte an einem Grasſtengel; von einem Brombeerfalter aber war keine Spur.

Doch ich mußte ſchon mehr in einer Niederung ſein; denn die Luft wurde immer ſtiller; auch ging ich ſchon eine Zeit lang zwiſchen dichten Hagedornhecken. Ein paar Male, wenn ſich ein Lufthauch regte, hatte ich einen ſtarken lieblichen Geruch verſpürt, ohne daß ich den Grund davon zu entdecken vermocht hätte; denn das Gebüſch an meiner Seite verwehrte mir die Ausſicht. Da plötzlich ſprang zur Rechten der Wall zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Haidelandes. Brombeerranken und Bickbeerengeſträuch bedeckte hie und da den Boden; in der Mitte aber an einem ſchwarzen Wäſſerchen ſtand vereinzelt im hellſten Sonnenglanz ein ſchlanker Baum. Aus den blendend grünen Blättern, durch die er ganz belaubt war, ſprang überall eine Fülle von zarten weißen Blüthentrauben hervor; unendliches Bienengeſumme klang wie Harfenton aus ſeinem Wipfel. Weder in den Gärten der Stadt, noch in den entfernteren Wäldern hatte ich jemals ſeines Gleichen geſehen. Ich ſtaunte ihn an; wie ein Wunder ſtand er da in dieſer Einſamkeit.

Eine Strecke weiter, nur durch ein paar dürftige Ackerfelder von mir getrennt, dehnte ſich unabſehbar der braune Steppenzug der Haide; die äußerſten Linien des Horizonts zitterten in der Luft. Kein Menſch, kein Thier war zu ſehen, ſoweit das Auge reichte. — Ich legte mich neben dem Wäſſerchen im Schatten des ſchönen Baumes in das Kraut. Ein Gefühl von ſüßer Heimlichkeit beſchlich mich; aus der Ferne hörte ich das ſanfte träumeriſche Singen der Haidelerche; über mir in den Blüthen ſummte das Bienengetön; zuweilen regte ſich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; ſonſt war es ſtill bis in die tiefſte Ferne. Am Rand des Waſſers ſah ich Schmetterlinge fliegen; aber ich achtete nicht darauf, mein Ketſcher lag müſſig neben mir. — Ich gedachte eines Bildes, das ich vor Kurzem geſehen hatte. In einer Gegend, weit und unbegrenzt wie dieſe, ſtand auf ſeinen Stab gelehnt ein junger Hirte, wie wir uns die Menſchen nach den erſten Tagen der Weltſchöpfung zu denken gewohnt ſind, ein rauhes Ziegenfell als Schurz um ſeine Hüften; zu ſeinen Füßen ſaß — er ſah auf ſie herab — eine ſchöne Mädchengeſtalt; ihre großen dunkeln Augen blickten in ſeliger Gelaſſenheit in die morgenhelle Einſamkeit hinaus. — „Allein auf der Welt“ ſtand darunter. — — Ich ſchloß die Augen; mir war, als müſſe aus dem leeren Raum dies zweite Weſen zu mir treten, mit dem ſelbander jedes Bedürfniß aufhöre, alle keimende Sehnſucht geſtillt ſei. „Lore!“ flüſterte ich und ſtreckte meine Arme in die laue Luſt.

So lag und träumte ich, bis die Sonne hinab war und vor mir das Abendroth über die Haide leuchtete. Der Baum war ſtumm geworden, die Bienen hatten ihn verlaſſen; es war Zeit zur Heimkehr. Meine Hand faßte nach dem Ketſcher. — Aber was kümmerte mich jetzt dies Knabenſpielzeug. Ich ſprang auf und hängte ihn hoch, ſo hoch, wie ich vermochte, zwiſchen den dichtbelaubten Zweigen des Baumes auf. Dann, das Bild der ſchönen Schneidertochter vor meinen trunknen Augen, machte ich mich langſam auf den Rückweg.

Die Dämmerung war ſtark hereingebrochen, als ich aus dem Portale des Schloßgartens trat. Drüben am Karouſſel waren ſchon die Lampen angezündet; Leierkaſtenmuſik, Lachen und Stimmengewirr ſcholl zu mir herüber; dazwiſchen das Klirren der Florets an den eiſernen Ringhaltern. Ich blieb ſtehen und blickte durch die Linden, welche den Platz umgaben, in das bewegte Bild hinein. Das Karouſſel war in vollem Gange; Sitzplätze und Pferde, Alles ſchien beſetzt, und ringsumher drängte ſich eine ſchauluſtige Menge jedes Alters und Geſchlechts. Jetzt aber wurde die Bewegung langſamer, ſo daß ich unter den grünen Zweigen durch die einzelnen Geſtalten ziemlich beſtimmt erkennen konnte.

Unwillkührlich war ich indeſſen näher getreten und hatte mich bis an den Eiſendrath gedrängt, der ringsherum gezogen war. — Das Mädchen dort auf dem braunen Pferde war die Schweſter meines

Freundes Chriſtoph. Aber es kam noch eine Reiterin, eine feinere Geſtalt; ſie ſaß ſeitwärts, ein wenig läſſig, auf ihrem hölzernen Gaule. Und jetzt, während ſie langſam näher getragen wurde, wandte ſie den Kopf und blickte lächelnd in die Runde. — Es war Lore; faſt wie ein Schrecken ſchlug es mir durch die Glieder. Auch ſie hatte mich erkannt; aber nur eine Secunde lang hafteten ihre Augen wie betroffen in den meinen; dann bückte ſie ſich zur Seite und machte ſich an ihrem Kleide zu ſchaffen. Das ſchwere eiſerne Floret, das ſie in der kleinen Fauſt hielt, ſchien nicht umſonſt von ihr geführt zu ſein; denn es war faſt bis an den Knopf mit Ringen angefüllt.

Mittlerweile war der Eigenthümer des Karouſſels herangetreten, um für die neue Runde einzuſammeln. Sie richtete ſich auf und hielt ihm ihr Floret entgegen. „Freigeritten!" ſagte ſie, indem ſie es umſtürzte und die Ringe in die Hand des Mannes gleiten ließ.

Er nickte und ging an den nächſten Stuhl, wo eine Anzahl Kinder ſich um die beſten Plätze zankten. — Als ich von dort wieder zu Lore hinüber ſah, ſtand Chriſtophs Schweſter neben ihr; aber ſie wandte mir den Rücken und ſchien mich nicht bemerkt zu haben.

„Gehſt Du mit, Lore?“ hörte ich ſie fragen; „ich muß nach Hauſe.“

Lore antwortete nicht ſogleich; ihre Augen ſtreiften mit einem unſichern Blick zu mir hinüber. Ich wagte mich nicht zu rühren; aber meine Augen antworteten den ihren, und mir ſelber kaum vernehmlich flüſterten meine Lippen: „Bleib!“

„So ſprich doch!“ drängte die Andere; „es hat ſchon Acht geſchlagen.“ Lore ſteckte ihr Füßchen wieder in den Steigbügel, den ſie hatte fahren laſſen, und, die Augen auf mich gerichtet, erwiderte ſie: „Ich bleibe noch, ich hab' mich frei geritten!“ Und leiſe ſetzte ſie hinzu: „Meine Mutter wollte vielleicht noch hier vorüberkommen!“

Ich fühlte, daß das gelogen ſei. Das Blut ſchoß mir ſiedendheiß in's Geſicht, es brauſte mir vor den Ohren; die kleine Lügnerin hatte plötzlich den Schleier des Geheimniſſes über uns beide geworfen. Es was zum erſten Mal in meinem Leben, daß ich eine ſo berauſchende Zuſage erhielt;

bisher hatte ich nur manchmal darüber nachgeſonnen, wie in der Welt ſo etwas möglich ſei.

Chriſtophs Schweſter hatte ſich entfernt. Der Leierkaſten begann wieder ſeine Muſik, die Peitſche klatſchte über dem alten Gaul, und unter dem Zuruf der Bauer-Burſchen und -Mädchen, die inzwiſchen die meiſten Plätze eingenommen hatten, ſetzte das Karouſſel ſich wieder in Bewegung. Lore ſah nach mir zurück, ſie hatte ihr Floret in den Sattelknopf geſtoßen und ſaß wie in ſich verſunken, die Hände vor ſich auf dem Schooß gefaltet. Das rothe Tüchelchen an ihrem Halſe wehte in der Luft und in immer raſcherem Kreiſen wurde die leichte Geſtalt an mir vorüber getragen; kaum fühlte ich den Blitz ihres Auges in den meinen, ſo war ſie ſchon fort, und nur der Schimmer ihres hellen Kleides tauchte in der trüben Lampenbeleuchtung noch ein paar Mal flüchtig aus den immer tiefer fallenden Schatten auf. — Plötzlich krachte etwas; die in den Stühlen ſitzenden Mädchen kreiſchten, und das Carouſſel ſtand.

„Bleiben Sie ſitzen, meine Herrſchaften!“ rief der Eigenthümer; indem er mit ſeinem Gehülfen über die Querbalken ſtieg, um den Schaden zu unterſuchen. Eine Laterne wurde herunter genommen, es wurde geklopft und gehämmert; aber es ſchien ſich ſobald nicht wieder fügen zu wollen. Mir wurde die Zeit lang; meine Augen ſuchten vergebens nach der kleinen Reiterin. Ich drängte mich aus der Menſchenmaſſe heraus, in die ich eingekeilt war, und ging von außen nach der gegenüberliegenden Seite des Platzes. Als ich mich hier mit Bitten und Gewalt bis an die Barriere durchgearbeitet hatte, ſtand ich dicht neben ihr. Sie war von dem Holzgaul herabgeſtiegen und blickte wie ſuchend um ſich her.

Nach einer Weile ſteckte ſie das Floret, das ſie ſpielend in der Hand gehalten, wieder in den Sattelknopf und machte Miene, herab zu ſpringen. Aber während ſie ihre Kleider zuſammen nahm, war ich in den Kreis geſchlüpft.

„Guten Abend!“ ſagte ich leiſe.

— „Guten Abend!“

Dann, während die Bauerburſchen immer lauter ihr Eintrittsgeld zurückforderten, faßte ich ihre Hand und zog ſie mit mir hinaus in’s Freie. Aber hier war meine Verwegenheit zu Ende. Lore hatte mir ihre Hand entzogen, und wir gingen wortlos und befangen neben einander der Straße zu, an deren äußerſtem Ende ſich das Haus ihrer Eltern befand. — Als wir den zur Seite liegenden Eingang des Schloßgartens erreicht hatten, kam uns von der Straße her ein Trupp von Menſchen entgegen, an deren lauten Stimmen ich einzelne meiner ausgelaſſenſten Commilitonen erkannte. Unwillkührlich blieben wir ſtehen.

„Wir wollen durch den Schloßgarten!“ ſagte ich. — „Es iſt ſo weit!“ —

„Oh, es iſt nicht ſo viel weiter!“

Und wir gingen durch das Portal in den breiten Steig hinab, welcher zwiſchen niedrigen Dornhecken zu einem Laubgange von dicht verwachſenen Hagebuchen führte. Da hier vorne auch hinter den Zäunen nur bebautes baumloſes Gartenland lag, ſo verhinderte mich die einbrechende Dunkelheit nicht, die neben mir wandelnde Mädchengeſtalt zu betrachten. Mich ſchauerte, daß ſie jetzt wirklich, wie ich es ſo oft gewünſcht, in ſolcher Einſamkeit mir nahe war.

Kein Menſch außer uns ſchien in dem alten Park zu ſein; es war ſo ſtill, daß wir jeden unſrer Tritte auf dem Sande hörten.

„Willſt Du mich nicht anfaſſen?“ fragte ich.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

— „Nein, — wenn Jemand käme!“

Wir hatten den gewölbten Buchengang erreicht. Es war ſehr dunkel hier; denn in geringer Entfernung zu beiden Seiten waren ähnliche Laubgänge, und auf den dazwiſchen befindlichen Raſenflecken lagerten undurchdringliche Schatten. Ich wußte nur noch, daß Lore neben mir ging, denn ich hörte ihren Athem und ihren leichten Schritt; zu ſehen vermochte ich ſie nicht. Wie neckend ſchoß es mir durch den Kopf, daß ich am Nachmittag auf einen Sommervogel ausgegangen war. „Nun biſt Du doch gefangen!“ ſagte ich, und, durch die Dunkelheit ermuthigt, ergriff ich ihre herabhängende Hand und hielt ſie feſt. Sie duldete es; aber ich fühlte, wie ſie zitterte, und auch mir ſchlug mein Knabenherz bis in den Hals hinauf.

So gingen wir langſam weiter. Von der Stadt her kam der gedämpfte Ton der Drehorgeln und das noch immer fortdauernde Getöſe des Jahrmarkttreibens; vor uns am Ende der Allee in unerreichbarer Ferne ſtand noch ein Stückchen goldenen Abendhimmels. Ich legte ihre Hand in meinen Arm und faßte ſie dann wieder. In dieſem Augenblick trollte vor uns etwas über den Weg; es mag ein Igel geweſen ſein, der auf die Mäuſejagd ging. — Sie ſchrack ein wenig zuſammen und drängte ſich zu mir hin; und als ich, unabſichtlich faſt, den Arm um ſie legte, fühlte ich, wie ihr Köpfchen auf meine Schulter glitt.

Als aber dann, nur eine flüchtige Secunde lang, ein junger Mund den andern berührt hatte, da trieb es uns wie thöricht aus den ſchützenden Baumſchatten in's Freie. So hatten wir bald, während ich nur noch ihre Hand gefaßt hielt, das Ende der Allee erreicht und traten durch eine Pforte auf einen Feldweg hinaus, der ſeitwärts auf die letzten Häuſer der Stadt zuführte. Wir gingen eilig neben einander her, als könnten wir das Ende unſers Beiſammenſeins nicht raſch genug herbeiführen.

„Mein Vater wird mich ſuchen; es iſt gewiß ſchon ſpät!“ ſagte Lore ohne aufzuſehen.

„Ich glaube wohl!“ erwiderte ich. Und wir gingen noch eiliger, als zuvor.

Schon ſtanden wir am Ausgang des Weges, den letzten Häuſern der Straße gegenüber. In dem Lichtſchein, der unter der Linde aus dem Fenſter des Schneiderhäuschens fiel, ſah ich unweit davon ein Mädchen an einem Brunnen ſtehen. Ich durfte nicht weiter mit. Als aber Lore den Fuß auf das Straßenpflaſter hinausſetzte, war mir, als dürfe ich ſie ſo nicht von mir gehen laſſen.

„Lore,“ ſagte ich beklommen, „ich wollte Dir noch etwas ſagen.“

Sie trat einen Schritt zurück. „Was denn?“ fragte ſie.

— „Warte noch eine Weile!“

Sie wandte ſich um und blieb ruhig vor mir ſtehen. Ich hörte, wie ſie mit den Händen über ihr Haar ſtrich, wie ſie ihr Tüchelchen feſter um den Hals knüpfte; aber ich ſuchte lange vergebens des Gedankens habhaft zu werden, der wie ein dunkler Nebel vor meinen Augen ſchwamm. „Lore,“ ſagte ich endlich, „biſt Du noch böſ' mit mir?“

Sie blickte zu Boden und ſchüttelte den Kopf.

„Willſt Du morgen wieder hier ſein?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich darf des Abends ſonſt nicht ausgehen,“ ſagte ſie dann.

„Lore, Du lügſt; das iſt es nicht, ſag' mir die Wahrheit!“

Ich hatte ihre Hand gefaßt; aber ſie entzog ſie mir wieder.

„So ſprich doch, Lore! — Willſt Du nicht ſprechen?“

Noch eine Weile ſtand ſie ſchweigend vor mir; dann ſchlug ſie die Augen auf und ſah mich an. „Ich weiß es wohl,“ ſagte ſie leiſe, „Du heirathest doch einmal nur eine von den feinen Damen.“

Ich verſtummte. Auf dieſen Einwurf war ich nicht gefaßt; an ſo ungeheuere Dinge hatte ich nie gedacht und wußte nichts darauf zu antworten.

Und ehe ich mich deſſen verſah, hörte ich ein leiſes „Gute Nacht“ des Mädchens; und bald ſah ich ſie drüben in dem Schatten der Häuſer verſchwinden. Ich vernahm noch das vorſichtige Aufdrücken einer Hausthür, das leiſe Anſchlagen der Thürſchelle; dann wandte ich mich und ging langſam durch den Schloßgarten zurück.

Ohne erſt zum Abendeſſen in die Wohnſtube meiner Eltern zu gehen, ſchlich ich die Treppe hinauf in meine Kammer. Wie trunken warf ich mich in die Kiſſen. Nach einer Viertelſtunde hörte ich die Stubenthür gehen, und durch die halbgeöffneten Augenlieder ſah ich meine Mutter mit einer Lampe an mein Bett treten. Sie beugte ſich über mich; aber ich ſchloß die Augen und träumte weiter. Trotz des wenig verheißenden Abſchiedes war mir doch, als hätte meine Hand eine volle Roſenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müſſe.

So ſehr ich aber an dieſem Abend den Drang allein zu ſein empfunden, ebenſo ſehr trieb es mich am andern Morgen unter Menſchen. Ich hatte ein neues Gefühl der Freiheit und Ueberlegenheit in mir, das ich nun auch andern gegenüber empfinden wollte. Sobald ich gefrühſtückt, und den etwas unbequemen Fragen meiner Mutter nothdürftig genuggethan hatte, ging ich in die Werkſtatt meines Freundes Chriſtoph. Er war eifrig beſchäftigt, kleine Mahagoni-Fourniere auszuwählen und zu ſchneiden. „Was machſt denn Du da für Schönes?“ fragte ich.

— „Ein Nähkäſtchen,“ ſagte er ohne aufzublicken.

„Ein Nähkäſtchen? für wen denn?“

„Für Lenore Beauregard; meine Schweſter will's ihr zum Geburtstag ſchenken.“

Ich ſah ihn von der Seite an; ein übermüthiges Lächeln ſtieg in mir auf. „Die Lore iſt wohl Dein Schatz, Chriſtoph?“

Der eckige Kopf des guten Jungen wurde bis unter die Stirnhaare wie mit Blut übergoſſen bei dieſer treuloſen Frage. Er ſchien ſelbſt über ſeine Verlegenheit in Zorn zu gerathen. „Ihr hättet ſie nur aus Eurer lateiniſchen Tanzſchule fortlaſſen ſollen!“ ſagte er, indem er mit ſeinem Meſſer grimmig in die Fournierblättchen hineinfuhr.

— „Du biſt wohl eiferſüchtig, Chriſtoph?“ fragte ich.

Aber er antwortete nicht; er brummte nur halb für ſich: „Das hätte meine Schweſter ſein ſollen!“ —

Dieſer Triumph ſollte indeſſen mein einzigſter bleiben; denn ich mühte mich vergebens, wieder allein mit Lore zuſammen zu treffen. Ein paar Mal zwar im Laufe des Sommers begegnete ſie mir an Sonntag-Nachmittagen hinter den Gärten auf dem Bürgerſteige; aber Chriſtoph und ſeine Schweſter begleiteten ſie, und der gute Junge ging ſo trotzig neben ihr, als wenn er ſie einer ganzen Welt von Lateinern hätte ſtreitig machen wollen; auch ſuchte ſie ſelbſt, wenn ich ein Geſpräch mit ihnen begann, augenſcheinlich die Andern zum Weitergehen zu veranlaſſen.

Als ſpäterhin bei Beginn des Michaelis-Marktes das Karouſſel wieder aufgeſchlagen wurde, wagte ich noch einmal zu hoffen. Einen Abend nach dem andern, ſobald die Dämmerung anbrach, fand ich mich auf dem Platze ein; zum großen Verdruſſe meines Freundes Fritz, von dem ich mich unter immer neuen Vorwänden los zu machen ſuchte. Aber ebenſo oft ſpähte ich vergebens unter den jungen Reiterinnen, die ſich zuweilen einfanden, die ſchlanke Braune zu entdecken, um deren willen ich allein gekommen war. Einſam wanderte ich durch die dunkeln Gänge des Schloßgartens und zehrte trübſelig von der Erinnerung eines entflohenen Glückes.

Dies Alles nahm ein plötzliches Ende, als ich zu Anfang des Winters nach dem Willen meines Vaters die Gelehrtenſchule unſrer Heimath verließ und zu meiner weitern Ausbildung auf ein Gymnaſium des mittlern Deutſchlands geſchickt wurde. — Ob mein Schmetterlingskeſcher noch in dem blühenden Baum am Rande der Haide hängt? — Ich weiß es nicht; ich bin nicht wieder dort geweſen; auch den Brombeerfalter habe ich bis auf heute noch nicht gefangen.

Auf der Univerſität.

Jahre waren ſeitdem vergangen.

Als ich den Zwang der klöſterlichen Schulanſtalt hinter mir hatte, brachte ich zum erſten Male wieder einige Herbſtwochen im elterlichen Hauſe zu. Von allen meinen Kameraden fand ich nur noch Chriſtoph im heimathlichen Neſte; die übrigen, auch Fritz, waren alle ſchon ausgeflogen; in's luſtige Studentenleben, auf's weite Meer hinaus, in die dunkle Schreibſtube eines Kaufmanns oder wohin ſonſt Wahl und Verhältniſſe ſie geführt hatten. Auch Chriſtoph, der zum ſtattlichen, etwas unterſetzten, jungen Mann herangewachſen war, rüſtete ſich zum Abzug; er war Geſell geworden und wollte wandern. Aber zuvor arbeiteten wir noch einmal gemeinſchaftlich in der Werkſtatt ſeines Vaters; und ein ungeheurer Tabakokaſten, der mit mir die Univerſität beziehen ſollte, war das Reſultat unſrer Bemühungen. — Von meiner Mutter erfuhr ich, daß die rüſtige Frau Beauregard vor Jahresfriſt eines plötzlichen Todes verblichen, und ihre Tochter bald darauf nach der kleinen Landes-Univerſitätsſtadt zu einer alten unverheiratheten Tante gezogen ſei, die ſie teſtamentariſch zur Univerſalerbin ihres kleinen Vermögens eingeſetzt hatte. Das ſchmale Häuschen mit der Linde war nach dem Tode der Mutter Schulden halber verkauft worden, und der franzöſiſche Schneider hatte froh ſein müſſen, bei einem der andern Meiſter als Geſelle ein Unterkommen gefunden zu haben. Ich traf ihn am Sonntag-Nachmittag in einer Ecke des Kirchhofs auf der Bank ſitzend. Seine Haut über den ſcharfen Backenknochen war noch gelber geworden und ſein ſchwarzes Haar war ſtark ergraut; er huſtete, aber die Sonne ſchien ihm wohl zu thun. „Ach, Monſieur Philipp!“ rief er, da er mich erkannte, und ſtreckte mir zwei Finger ſeiner langen knöchernen Hand entgegen, während die andern die alte wohlbekannte Porcellan-Doſe umklammert hielten. „Damals, — das waren andere Zeiten, Monſieur Philipp!“ fuhr er ſeufzend fort. „Meine Alte, ſie hat ſich mit ihrer Menage unter die ſchwarzen Kreuze dort begeben; und das Kind, die Lore,“ — er ſchluckte ein paar Mal und nahm eine ſtarke Priſe — „Sie werden es ja gehört haben! — Sie wollte nicht, ſie wollte ihren armen Vater nicht allein laſſen, ich mußte mit Gewalt ihre kleinen Hände von mir losreißen; aber was hilft es denn! das Kind mußte doch ſein Glück machen!“ Er ließ den Kopf ſinken und legte ſchlaff ſeine Hände auf die Kniee. „Ich werde Ihnen ihre Briefe zeigen!“ begann er dann wieder. „Sie werden ſehen, Monſieur Philipp, Sie ſind ja ein

Gelehrter! Die allerliebſten Buchſtaben, und all' die lieben guten Worte; eine Marquiſe könnte es nicht beſſer.“ —

— — So ſprach er noch eine Weile fort, bis ich ihn verließ.

Ich habe den franzöſiſchen Schneider nicht wieder geſehen; denn einige Tage darauf reiſte ich ab, um zunächſt auf einer ausländiſchen Univerſität meine juriſtiſchen Studien zu beginnen; und ſchon nach einem halben Jahre ſchrieb mir meine Mutter, der ich dieſe Begegnung erzählt hatte, daß auch Monſieur Beauregard, der Enkel des Ofenheizers vom Hofe Ludwig's XVI. unter den ſchwarzen Kreuzen eine Stelle gefunden habe.

Drei Jahre ſpäter befand ich mich auf der Landesuniverſität, um vor dem Examen noch das geſetzlich vorgeſchriebene Jahr hier zu abſolviren. Fritz, mit dem ich das letzte Semeſter in Heidelberg zuſammen gewohnt, wollte erſt im nächſten Herbſt zurückkehren. Aber mein Freund Chriſtoph hatte die Univerſität bezogen; er war erſter Arbeiter in einem großen Möbelmagazin. Ich traf ihn eines Nachmittags in einem öffentlichen Garten, wo er allein vor einem Seidel Lagerbier ſaß und, ſcheinbar in Sinnen verloren, den Rauch ſeiner Cigarre vor ſich hinblies. Sein ſtarker blonder Backenbart und ſeine feine bürgerliche Kleidung ließen mich ihn erſt in nächſter Nähe erkennen. Als ich ſchweigend meine Hand auf ſeine Schulter legte, warf er den Kopf raſch und trotzig nach mir herum; denn, wenn ich jetzt auch keine farbige Mütze trug, ſo gehörte ich doch unverkennbar genug zu den muthmaßlich noch immer nicht von ihm geliebten „Lateinern“. Allein kaum hatte er mich angeſehen, als auch ſogleich die freudigſte Ueberraſchung aus ſeinen Augen leuchtete. „Philipp! Du biſt es?“ ſagte er, indem er mit einer faſt mädchenhaften Beſcheidenheit meine dargebotene Hand nahm und ſie dann deſto kräftiger drückte. — Wir ſprachen lange zuſammen; über unſre Heimath, über Eltern und Altersgenoſſen; als ich mich dann der verhängnißvollen Eisfahrt erinnerte, fragte ich auch nach unſrer gemeinſchaftlichen Knabenliebe.

Lenore lebte noch im Hauſe ihrer Verwandten, einer alten Schneiderin, mit der ſie zum Nähen in die Häuſer der vornehmern Einwohner ging. Aber Chriſtoph wurde bei den Antworten auf dieſe Fragen immer wortkarger und ſuchte endlich mit einer gewiſſen Haſt das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen. Er ſchien in ſeinem treuen Gemüthe noch immer die Feſſeln des ſchönen Mädchens zu tragen, die ich mit dem Staub der Heimath ſchon längſt von mir abgeſchüttelt zu haben glaubte.

Ich mochte mich darin indeſſen irren. — Einige Zeit darauf hatte ich mit befreundeten Damen jenſeits der Meeresbucht, an welcher die Stadt liegt, einen damals beliebten Vergnügungsort beſucht. Der Nachmittag war zu Ende, und wir gingen an den Strand hinab, um nach einem Fahrzeug für die Heimkehr auszuſchauen. — Zwei Boote, beide ſchon faſt beſetzt, lagen zur Abfahrt bereit. Neben dem einen, das etwa dreißig Schritte von uns entfernt ſein mochte, ſtand an der Seite einer ältlichen lahmen Nätherin, die ich mitunter im Wohnzimmer meines Hauswirths geſehen hatte, eine auffallend ſchöne Mädchengeſtalt. Sie hatte ſchon den Fuß auf den Rand des Bootes geſetzt und ſchien in Begriff hineinzuſteigen; aber ſie zögerte plötzlich, da ſie den Kopf nach uns zurückwandte. Zwei ſchwarze fremdartige Augen, wie ich ſie lange nicht, aber wie ich ſie einſt geſehen, trafen in die meinen; ich wußte jetzt, daß es Lenore Beauregard ſei. Sie war größer geworden, und unter den braunen Wangen ſchimmerte das Roth der vollſten Jungfräulichkeit; aber noch immer war ihr in der Haltung jene graciöſe Läſſigkeit eigen, die mir unbewußt ſchon einſt mein Knabenherz entführt hatte. Es wallte heiß in mir auf, und ich hatte der Damen neben mir faſt ganz vergeſſen. Denn jene dunkeln Augen ſchienen mich bittend anzublicken; ich hörte, wie die alte Nätherin ihr zuſprach, wie der Schiffer ſie nicht eben in den höflichſten Worten zum Einſteigen drängte; aber noch immer ſtand die ſchlanke Mädchengeſtalt unbeweglich, wie im Traum, die Augen nach mir hingewandt.

Schon hatte ich, wie von dunkler Naturgewalt getrieben, ein paar Schritte nach dem Boote zu gethan; aber ich bezwang mich; ich dachte an Chriſtoph; ſeine ehrlichen blauen Augen ſchienen mich plötzlich anzuſehen. „Es wird nicht Platz dort für uns alle ſein;“ ſagte ich zu den Damen. Dann gingen wir ſeitwärts nach dem andern Fahrzeug am Waſſer entlang. — Doch noch einmal mußte ich nach Lore zurückblicken. Sie hatte den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen, und ſtieg eben langſam über den Bord in das Innere des Bootes, das im Gold der Abendſonne auf dem regungsloſen Waſſer lag.

Bei der Heimfahrt ſaß ich am Steuer, wortkarg und innerlich erregt; meine Augen mochten wohl mitunter auf dem andern in ziemlicher Entfernung vor uns rudernden Boote ruhen, während die jungen Damen mich vergebens in ihre Plaudereien zu ziehen ſuchten.

„Aber Sie ſind heut' nicht zu gebrauchen!“ ſagte die Eine; „unſere ſchöne Nätherin ſcheint Sie ſtumm gemacht zu haben!“

„Iſt Lore Ihre Nätherin?“ fragte ich noch halb in Gedanken.

— „Lore! Woher wiſſen Sie denn, daß ſie Lore heißt?“

„Wir ſind aus einer Stadt; ich habe in der Tanzſchule meine erſte Mazurka mit ihr getanzt."

— „So! — Sie ſoll auch jetzt noch gern mit Studenten tanzen."

Unſer Geſpräch über Lore war zu Ende; aber ich wußte jetzt, weshalb Chriſtoph nicht hatte reden mögen.

Dennoch ſah ich ihn ſpäter im Laufe des Winters mehrmals an öffentlichen Orten mit Lore zuſammen, meiſtens in Geſellſchaft der lahmen Marie oder einer ältern Perſon, welche niemand anders als die Erbtante ſein konnte, die dem armen Schneider noch ſo kurz vor ſeinem Ende das Kleinod ſeines Herzens entführt hatte.

Eines Abends, es mochte einige Wochen nach Neujahr ſein, hörte ich von meinem Zimmer aus einen Tumult auf der Straße. Als ich das Fenſter öffnete, bemerkte ich unter dem vorbeiziehenden Haufen hie und da rothe Studentenmützen; endlich erkannte ich beim Schein der Straßenlaterne auch einen unſerer Pedelle.

„Was giebt's, Doſe?" rief ich hinunter.

„Holz hat's gegeben, Herr Doctor." — Doſe nannte mich aus einem nur uns beiden bekannten Grunde allezeit Herr Doctor.

— „So? Und wohl wieder auf dem Ballhaus?" fragte ich.

„Nun, wo denn anders?"

Das Ballhaus war ein öffentliches Tanzlocal, wo die altherkömmliche Feindſchaft zwiſchen Studenten und Handwerksgeſellen ſich zu Zeiten Luſt zu machen pflegte. Es ſchien diesmal indeſſen arg geworden zu ſein; denn Doſe machte andeutungsweiſe eine höchſt kräftige Bewegung mit der Fauſt.

„Wer hat's denn gekriegt?" fragte ich noch.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und flüſterte mir zu: „Es iſt auf die rechte Stelle gekommen, Herr Doctor." Ein Bekannter, der unſer Geſpräch hörte, rief im Vorübergehen. „Es iſt der Raugraf; die Knoten haben ihm auf Abſchlag gezahlt."

Der ſogenannte „Raugraf" war ein ebenſo ſchöner, als wüſter junger Mann, der in den Hörſälen der Profeſſoren ſelten, dagegen häufig auf der

Menſur und regelmäßig auf der Kneipe zu finden war; einer von denen, die auf Univerſitäten eine Rolle ſpielen, um dann im ſpätern Leben ſpurlos zu verſchwinden. Von den jungen Handwerkern, denen er ihre Mädchen abſpenſtig machte, wurde er ebenſo ſehr gehaßt, als er für die größere Anzahl der jüngern Studenten der Gegenſtand einer ſcheuen Bewunderung war. Nachdem er eine Reihe andrer Univerſitäten beſucht und, theilweiſe durch Relegation gezwungen, wieder verlaſſen hatte, fand er für gut, auch die unſrige zu verſuchen; und bald gingen von ſeinem großen Wechſel und dann von ſeinen noch größern Schulden die mannigfaltigſten Gerüchte im Schwange. Der Titel „Raugraf", den er mitbrachte, paßte inſofern für ihn, als er an die Zeiten des Fauſtrechts erinnert, und allerdings die Weiſe der alten Junker, die Schwächern rückſichtslos für ihre Leidenſchaften zu verbrauchen, ſich vollſtändig auf ihn vererbt zu haben ſchien.

Da ich den „Raugrafen" weder genauer kannte, noch ein Intereſſe an ſeiner Perſon nahm, ſo ſchloß ich das Fenſter und begab mich zur Ruhe, ohne des Vorfalles weiter zu gedenken.

Am Nachmittage darauf ſollte ich indeſſen auf's Neue daran erinnert werden. — Ich hatte eben meinen Kaffee getrunken und ſaß im Sopha über einer Pandecten-Controverſe, als an die Stubenthür gepocht wurde.

Auf mein „Herein!“ trat die ſtattliche Geſtalt meines Freundes Chriſtoph vorſichtig und etwas zögernd in das Zimmer.

„Biſt Du allein?“ fragte er.

— „Wie Du ſiehſt, Chriſtoph.“

Er ſchwieg einen Augenblick. „Ich muß fort von hier, Philipp,“ ſagte er dann „noch heute Abend; weit fort, an den Rhein zu meinem Mutterbruder; er iſt ſchwächlich und braucht einen Geſellen, der nach dem Rechten ſehen kann. Aber ich fürchte, meine Baarſchaft reicht nicht für die Reiſe; und Fechten, das iſt nicht meine Sache.“

Ich war ſchon an mein Pult gegangen und hatte eine kleine Geldſumme auf den Tiſch gezählt. „Reicht es, Chriſtoph?“

„Ich danke Dir, Philipp.“ Und er ſteckte das Geld ſorgſam in ſeine Börſe, die ſchon einen kleinen Schatz an Gold- und Silbermünzen enthielt. Erſt jetzt ſah ich, daß er in ſeiner ſchwarzen Sonntagskleidung vor mir ſtand.

„Aber Du biſt ja in vollem Wichs,“ fragte ich; „wo biſt Du denn geweſen?“

— „Nun,“ ſagte er und rieb ſich nachdenklich mit der Hand ſeine breite Stirn, „ich komme eben von der Polizei!“

„Du haſt ſchon Deinen Paß geholt?“

— „Jawohl; meinen Laufpaß.“

Ich ſah ihn fragend an.

— „Es iſt wegen der dummen Geſchichte auf dem Ballhauſe.“

Mir ging ein Licht auf. „So! alſo Du biſt es geweſen,“ ſagte ich; „daß mir das nicht ſogleich eingefallen iſt!“

— „Freilich bin ich dort geweſen, Philipp.“

„Lenore war wohl mit Dir?“

Er nickte.

— „Und da haſt Du den Raugrafen durchgeprügelt?“

Ein Lächeln befriedigten Haſſes legte ſich um ſeinen Mund. „Sie ſagen ja, daß ich's geweſen ſei,“ erwiderte er.

Der alte Feind der Gymnaſiaſten ſprach dies in ſolchem Tone der Genugthuung, daß ich über den Sachverhalt nicht mehr zweifelhaft ſein konnte.

Ich mußte laut auflachen. „So erzähl' mir doch! Wie kam denn die Geſchichte?"

— „Nun Philipp. — Du weißt doch, daß ich mit der Lore gehe?"

„Seid Ihr denn einig mit einander?"

— „Es iſt wohl ſo was," erwiderte er. — „Sie iſt eine anſtellige Perſon; und nach dem Tode der alten Tante bekommt ſie auch noch eine Kleinigkeit."

Ich ſah ihn lächelnd an. „Nun Chriſtoph, ſie iſt auch ſonſt ſo übel nicht; Du hätteſt ſo überzeugend ſonſt auch ſchwerlich zugeſchlagen!"

Er blickte einen Augenblick vor ſich hin. „Ich weiß es kaum," ſagte er, „wir ſtanden in der Reihe, Lore und ich, — es geſchah nur ihr zu Gefallen, daß ich hingegangen war, — da kam der lange blaſſe Kerl, der ſchon immer auf ſie gemuſtert und dabei mit einem Andern getuſchelt hatte, und wollte extra mit ihr tanzen."

„War er denn unverſchämt gegen Deine Dame?"

— „Unverſchämt? — Sein Geſicht iſt unverſchämt genug!"

„Und Lore?" ſagte ich, meinen Freund ſcharf fixirend, „ſie hätte wohl gern mit dem ſchmucken Kavalier getanzt?"

Er zog die Stirnfalten zuſammen, und ich ſah, wie ſich eine trübe Wolke über ſeine Augen lagerte.

— „Ich weiß es nicht;" ſagte er leiſe. — — „Es wär nicht gut, daß ihr das Mädchen damals in Eurer lateiniſchen Tanzſchule den Rothknecht ſpielen ließet."

Er reichte mir die Hand. „Leb' wohl, Philipp," ſagte er, „das Geld ſchicke ich Dir; ſonſt wirſt Du wohl nicht viel von mir zu hören bekommen; aber um Jahresfriſt, ſo Gott will, bin ich wieder hier, oder bei uns daheim."

Er ging. — Ich ſuchte vergebens mich wieder in meine unterbrochenen Arbeiten zu vertiefen; eine unbeſtimmte Sorge um die Zukunft meines Jugendgeſpielen hatte mein Herz beſchlichen. Ich wußte nur zu wohl, was ſeine Worte nicht verrathen ſollten, daß ſeine Phantaſie von jenem Mädchen ganz erfüllt war, und daß alle Kräfte dieſes tüchtigen Kopfes darauf hinarbeiteten, ſein Leben mit dem ihren zu vereinigen.

Bald darauf ging ich in die Wohnung meiner Hauswirthe hinab, bei denen ich damals meinen Mittagstiſch hatte. Es mochte etwas frühzeitig ſein; denn von den Hausgenoſſen hatte ſich noch Niemand eingeſtellt; aber in der Nebenſtube traf ich die kleine Nätherin, die „lahme Marie“, welche ſtumm und einſam inmitten einer Wolke weißer Stoffe mit der Nadel handthierte. — Da ich ſie oft in Geſellſchaft der beiden Menſchen geſehen hatte, deren Geſchick mich jetzt beſchäftigte, ſo erzählte ich ihr den geſtrigen Vorfall, in der Hoffnung, über die Urſache deſſelben Näheres zu erfahren.

„Ich hab' das kommen ſehen!“ ſagte ſie, die dünnen Lippen zuſammenkneiſend; „der Tiſchler iſt wohl ſonſt ein ganzer Kerl; aber gegen das Mädchen iſt er zu gutwillig; — was wollt' er mit ihr auf dem Ballhaus!“

Ich fragte näher nach.

Sie räumte eine Partie Zeuge von einem Stuhl, damit ich mich ſetzen könne. — „Sie kennen vielleicht das kleine Haus in der Pfaſſengaſſe,“ begann ſie kaum, als ich ihrem Wink gefolgt war; „die alte Schmieden, die Tante von der Lore, hat es vor Jahren von dem Pferdeverleiher nebenan gekauft; aber den Hof dahinter, weil er zu ſeinem Geſchäft doch großen Raum gebraucht, hat der Verkäufer ſich vorbehalten, ſo daß er mit ſeinem nun in Eins zuſammengeht; nur in der Mitte auf einem Stückchen Raſen darf die Alte ihre Waſchſachen trocknen und bleichen, ſoweit es damit reichen will. Sie iſt Geſchwiſterkind mit meiner ſel'gen Mutter, und ſeit ich confirmirt war, bin ich oft mit ihr zum Nähen ausgegangen.

„Ich denk', es war kurz vor Martini vorigen Jahrs; ich machte mich gleich nach Mittag zu der Schmieden; denn wir hatten eine große Seidenwäſche zuſammen. Unterwegs begegn' ich dem Tiſchler, der damals ſchon mit der Lore ging. Wir ſprechen ein Wort zuſammen, und im Weggehen ruft er mir noch lachend zu: „„Bei Feierabend komm' ich und helf' Euch die Klammern aufſetzen!““ Ich ſagt's auch der Lore; aber ſie ſchien nicht groß darauf zu achten.

„Spät Nachmittags, da wir drinnen fertig waren, gingen wir hinaus, um die Leine zwiſchen den Pfählen aufzuſcheeren, die draußen auf dem Grasrondeel ſtehen. Lore, das Kleid über ihren Halbſtiefelchen aufgeſchürzt, die ſchwarzen Haare hinter die Ohren geſtrichen, ging mit dem kleinen hölzernen Tritt von einem zum andern. Die Alte hatte ſich drinnen in ihren Lehnſtuhl ſchlafen geſetzt; ich — ich bin die Größte nicht und konnte ihr eben nicht viel dabei helfen —“

— und die Erzählerin ſuchte ihren dürftigen Körper möglichſt grade zu richten —

„ich hatte mich neben dem Waſchkorb auf einen Prellſtein geſetzt und ſah mir's an, wie vor dem Stall der Knecht des Nachbars einen Goldfuchs ſtriegelte. — Ich hab' die Pferde gern, wiſſen Sie, denn mein Vater iſt auch ein Fuhrmann geweſen. — Es war gar ein ſchönes Thier; und wenn es ſo den Kopf aus dem Schatten in die Sonne hinauswarf, glänzten die Haare wie Metall; aber an dem feinen Beinwerk merkte ich wohl, daß es keines von des Nachbars Miethgäulen ſei. — „„Wem gehört das Pferd?““ fragte ich Lore, die eben ihr Holztreppchen hart neben mir an den letzten Pfahl gerückt hatte. — „„Das Pferd?““ ſagt ſie, indem ſie ſich auf den Fußſpitzen hebt und die Leine um das Querholz ſchlingt; „„das gehört dem fremden Studenten; ich weiß nicht, wie er heißt.““ — Ich ſah zu ihr hinauf; aber ſie wandte nicht den Kopf und wickelte noch immer fort mit der Leine. Als ich eben ungeduldig werden wollte, ſagte hinter mir eine Stimme: „„Es iſt genug, Fräulein Lerchen!““

„Ich ſeh' noch, wie ſie die Arme ſinken läßt und haſtig das aufgeſchürzte Kleid herunterzupft; und, da ich den Kopf wende, ſteht der blaſſe vornehme Student vor mir; und Lore, ohne ein Wort zu ſagen, ſpringt von ihrem Tritt herunter und ſtellt ſich neben mich. — Der junge Herr ſteht auch nur und macht ſcharfe Augen auf die Lore, als wenn er das Anſchauen ganz umſonſt hätte. „„Daß dich!““ dacht' ich, und fing auf's Gerathewohl einen lauten Diskurs über den Goldfuchs an; und red'te ſo lang, bis ich Antwort hatte; und, ehe ich mich's verſehen, waren wir alle drei auf den Hof hinübergetreten. Das Pferd ſcharrte mit den Hufen und ſah ſeinen Herrn mit den klugen Augen an; Lore ſtand daneben, und, recht als trüge ſie Verlangen nach dem Thier, ließ ſie ihre flache Hand an dem ſpiegelblanken Hals herabgleiten. „„Es iſt lammfromm,““ ſagte der junge Herr; „„was meinen Sie, Fräulein Lore, drinnen im Stall hängt noch ein Damenſattel!““ — Sie ſchüttelte den Kopf; aber ich hörte, wie ihr der Athem verſetzte, und ihre Augen blitzten ordentlich vor Luſt. Der Herr Graf hatte das auch wohl verſtanden; denn auf ſeinen Wink wurde der Sattel aufgeſchnallt und ein leichter Zaum angelegt. Lore ſah darauf hin, als wenn ihr die Augen verhext wären. Als aber der Knecht ihr das Holztreppchen zum Aufſteigen hinſtellte, warf es der junge Herr bei Seite. „„Pfui doch, Johann!““ rief er; und, als wenn ſich's nur von ſelbſt verſtände, faßte er das Mädchen unter'm Arm. „„Treten Sie feſt!““ ſagte er und hielt die andere Hand vor ſie hin, indem er mit ſeinen durchdringenden Augen zu ihr aufſah. Und Lore, als müſſe ſie nur immer thun, wie der es wollte, ſetzte ihr Füßchen in ſeine Hand. Ich merkte wohl, er zögerte; aber es war nur ein Augenblick; dann hob er ſie mit einem raſchen Schwung hinauf.

„Sie ſah ganz verwirrt aus und ſchlug die Augen nieder, als ſie droben ſaß, und ließ ſich geduldig den Zaum zwiſchen den Fingern von ihm zurecht legen. Der Fuchs ſchüttelte den Kopf und ſtieß ein lautes Wiehern aus. Sein Herr ſtrich ihm ein paar Mal liebkoſend über das ſeidene Fell; dann legte er die Hand hinter Lore auf den Sattel; mit der andern faßte er den Zaum und führte das Pferd langſam um das Rondeel herum.

„Ich muß es ſelbſt ſagen, ſie machten ein ſtolzes Paar zuſammen; und es hätte wohl keiner gedacht, der ſie ſo geſehen, daß die feine Perſon nur eine arme Nätherin und eines Schneiders Tochter ſei.

„Bald ging es ihr ſchon nicht raſch genug. Sie warf die Hand empor, das Pferd fing an zu traben, und der junge Herr trat auf das Rondeel zurück. Aber er ließ kein Auge von ihr; wie das Pferd lief, ſo ging er, die Reitpeitſche in der Hand, im Kreiſe mit umher; als ſei es ihm angethan, ſo flogen ſeine Blicke an dem Mädchen hin und wieder, von ihren ſchwarzen wehenden Haaren bis zu dem Füßchen, das oben an dem Sattel unter dem Kleide hervorſah. Bald rief er ihr, bald ſeinem Fuchs ein kurzes Wort hinüber. Das Thier lief immer ſchneller; es ſchnob und peitſchte mit dem Schweife in die Luft. Lenore ſah gar nicht darauf hin. Sie ſaß nur wie angeflogen und lächelte und ſah auf den jungen Herrn, grad' als wären's ſeine Augen, die ſie auf dem Sattel feſthielten.

„So ging es eine Weile. „„Wenn die Alte herauskäme!““ dachte ich, „„es gäb' ein böſes Wetter!““ Aber ſie kam nicht. Da plötzlich ſchwenkt eine Flucht Tauben mit großem Geklapper über den Hof; und der Fuchs ſtutzt und macht einen Satz. Ich denk', die Lore ſtürzt herunter; aber nein, ſie hing noch an dem Hals des Pferdes; nur blaß war ſie geworden wie der Tod. „„Oho, Virginie!““ ruft der Herr, und gleich iſt er auch drüben, hat die Lore auf ſeinen Armen, ſieht ſie einen Augenblick mit den ſcharfen Augen an und läßt ſie dann ſanft zu Boden gleiten. — Eh' ich mich noch beſinne, höre ich die Hofthür gehen. „„Da iſt die Alte!““ denk' ich; aber, als ich mich umkehre, ſteht der Tiſchler vor mir. — Wär's nur die Alte geweſen, ich hätte mich nicht ſo alterirt; denn ganz wie verſteinert ſah der Menſch aus. „„Iſt denn ſchon Feierabend, Herr Werner?““ ruf' ich; aber er achtet gar nicht darauf. „„Guten Abend, Marie!““ ſagt' er mit ganz heiſerer Stimme, und er würgte ordentlich daran, als wenn ihm das Wort im Halſe ſtecken bleiben müßte. — „„Wollen wir nicht in's Haus gehen?““ ſag' ich wieder. „„Ich danke,““ antwortete er, „„Ihr habt da ſchon Geſellſchaft.““ — Und ohne das Mädchen anzuſehen oder eine Silbe an ſie zu verlieren, kehrt er ſich um und geht durch den großen Thorweg der Straße zu.

„Lore ſtand, ohne ſich zu rühren, neben dem ſchnaubenden Pferde. „„Was wollte der Menſch?““ fragte der Graf. „Es iſt ein Landsmann von mir,“ erwiderte ſie leiſe. „„Es iſt Herr Werner,““ ſagte ich, „„der erſte Arbeiter in dem großen Möbelmagazin;““ denn mich ärgerte das ſpöttiſche Geſicht, womit der Herr dem Tiſchler nachgeſehen hatte.“

Die Erzählerin hatte eine Arbeit vollendet; ſie ſtand auf und legte die Stoffe zuſammen. Nebenan im Wohnzimmer fanden ſich die Hausgenoſſen zum Mittagstiſch zuſammen.

„Was iſt denn daraus geworden?“ fragte ich noch. „Was iſt daraus geworden?“ wiederholte ſie; „ich habe eine Zeitlang hin und wieder geredet; am Ende — der Tiſchler kann ja doch nicht von ihr laſſen; und ſie, wenn ihr nicht juſt der Kopf verrückt iſt, weiß auch wohl, was ſie an ihm hat. Die ſchönen vornehmen jungen Herrn ſind ja nun doch einmal nicht für ſie gewachſen.“

Wir gingen zu Tiſche. Aber die Geſchichte der lahmen Marie lag mir ſchwer auf dem Herzen. — Lore und Chriſtoph! Ich konnte mir die beiden Menſchen nicht zuſammendenken.

Ein Spaziergang.

Bald nach Oſtern hatte eine plötzliche Erkrankung meiner Mutter mich nach Hauſe gerufen. Erſt im Auguſt, da ich die völlig Geneſende mit Ruhe der Sorge meines Vaters und der Heilkraft der milden Lüfte überlaſſen konnte, kehrte ich auf die Univerſität zurück. Als ich fortreiſte, war auf der weiten Seebucht neben der Stadt noch kaum das Eis verſchwunden; nun rauſchte über allen Wegen das volle Laub des Sommers.

Es war am Vormittage nach meiner Ankunft; von meinen Bekannten hatte ich noch keinen geſprochen. Ich ſtand nachdenklich in der Mitte meines einſamen Studentenſtübchens; das ausgetrocknete Dintenfaß auf dem Schreibtiſch und die beſtaubten Bücher ſahen mich unbehaglich an; der halb ausgepackte Koffer auf dem Fußboden machte es nicht beſſer. Aber die Sonne ſchien durch die Fenſterſcheiben und lockte mich hinaus; und bald ging ich, wie ich es ſchon als Knabe liebte, nur mit mir allein, im Schatten der breiten Ulmenallee, welche eine Strecke oberhalb des Waſſers am Seeſtrande entlang führt.

Wie ein düſteres Gewölbe ſtanden die ungeheuern Bäume über mir, während zu beiden Seiten auf Laub und Gräſern und in den Fenſtern der hier überall im Grün verſteckten Gartenhäuſer die helle Morgenſonne funkelte; mitunter, wo er durch die Büſche ſichtbar wurde, traf auch ein Blitz des Meeresſpiegels meine Augen. — Ich ging langſam weiter, die friſche Luft mit vollen Zügen athmend; nur einzelne unbekannte Menſchen begegneten mir; denn die Stunde des Spazierengehens hatte noch nicht geſchlagen.

Allmählich aber hörten die Gärten auf; ſtatt der Ulmen waren es hier ſchlanke aufſtrebende Buchen, die zur Seite ſtanden. Noch eine kurze Strecke, und ich ging in einem kühlen Walde, der zur Linken eine Anhöhe hinanſteigt, während ich nach der andern Seite durch die Bäume auf die See hinabblicken konnte. Vor mir aus dem Dickicht klang der Silberſchlag des Buchfinken und der Lockruf der Schwarzamſel; dazwiſchen wie Muſik hörte ich fortwährend das Lispeln der Blätter und drunten zu meinen Füßen das Anrauſchen des Waſſers. Mir kam plötzlich die Erinnerung an ein halb verfallenes Haus, das hier im Walde liegen mußte. Vor Jahren als Sekundaner war ich einmal mit einem mir verwandten Studenten dort geweſen, den ich von der Schule aus beſucht hatte. Es war, ſo erfuhr ich damals, von einem ſpeculirenden Schenkwirth gebaut worden; aber die Speculation mißglückte; es war ihm nicht gelungen, den großen Zug der Gäſte in ſeine Einſamkeit hinauszulocken. Er hatte verkaufen müſſen, und der neue Eigenthümer ließ derzeit die ſpärliche Wirthſchaft durch einen Kellner verwalten.

Ich entſann mich des langen blaſſen Menſchen ſehr wohl, und auch das einſtöckige Gebäude, welches zwiſchen den hohen Buchen etwa auf der Hälfte der Anhöhe lag, ſtand jetzt mit Deutlichkeit vor meinen Augen. Unter der kleinen Säulenhalle, welche die Mitte der Front einnahm, hatte ich damals mein erſtes Glas Grog getrunken; von hier aus waren wir durch eine große Flügelthür in einen hohen düſtern Saal getreten, deſſen Fenſter nach hinten in den Wald hinausſahen. Mich überkam ein Verlangen, den einſamen Ort wieder aufzuſuchen; zugleich eine Beſorgniß, er möge jetzt verſchwunden oder für mich nicht mehr zu finden ſein.

Während ich ſo meinen Gedanken nachhing, bemerkte ich aufblickend einen ſchmalen Fußweg, der ſich links vom Wege zwiſchen den Bäumen hinaufſchlang. Ich ſtand einen Augenblick; ſo war es damals auch geweſen; dann ſtieg ich langſam den Berg hinauf. Nach einiger Zeit ſah ich vor mir zwiſchen den Stämmen ein graues Schieferdach auftauchen, allmählich wurden auch die Kapitäle einer kleinen Säulenhalle und zu jeder Seite derſelben der obere Theil eines Fenſters ſichtbar. Noch ein paar Schritte, und eine breite Steintreppe führte aus dem Baumſchatten auf einen kleinen ebenen Platz hinaus.

Da lag es vor mir; mitten im Walde, im ſtillſten Sonnenſchein. Die Zeit ſchien hier kaum etwas verändert zu haben; wie damals war der urſprünglich röthliche Anwurf der Mauern, wo er nicht abgeblättert an der Erde lag, überall mit grünem Moos bezogen, und aus den Spalten der hölzernen Säulen drängte ſich braunes wucherndes Schwammgewächs; auch jetzt noch ſtand unter der kleinen Halle eine dunkelgrüne Bank zu jeder Seite der halbgeöffneten Flügelthür. — Ich ſetzte mich auf eine derſelben und blickte durch die Lücken des Gehölzes auf die See hinab, wo eben ein Fiſcherboot im Sonnenſchein vorüberglitt. — Menſchen ſchienen hier oben nicht zu hauſen, es rührte ſich nichts; auch hinter mir aus dem Hauſe vernahm ich keinen Laut; nur eine Waldbiene ſummte in raſchem Fluge vorüber und an den Grasrändern der Steintreppe gaukelten die Schmetterlinge.

Nach einer Weile ſtand ich auf und ging in den Saal. Er ſchien mir noch düſterer faſt, als ich ihn mir gedacht hatte; die dicht vor dem Fenſter ſtehenden Bäume ſchienen ihre Zweige bis über das Dach zu breiten. Ich ſchlug mit meinem Stock auf einen Tiſch, daß es an der hohen Decke wiederhallte; aber es kam Niemand. — Zur Linken in einem Nebenzimmer, in das ich hineinblickte, ſtand ein einſames Billard. Aber gegenüber an der andern Seite des Saals war noch eine Thür: ich öffnete ſie und gelangte in einen ſchmalen Gang und durch dieſen wiederum in's Freie. — Neben einer Kegelbahn, die dicht am Hauſe lag, fand ich einen ſchon ältlichen Menſchen, mit einer grünen Schürze angethan, auf dem Raſen eingeſchlafen. In der That, es ſchien auch derſelbe Kellner noch von damals! — Als ich ihn mit meinem Stock berührte, riß er die Augen auf und ſprang empor. „Ich bitte, mein Herr," ſagte er, „ich habe wenig Ruhe gehabt die Nacht."

Ich ſah ihn verwundert an.

„Sie wiſſen das nicht?“ fuhr er fort, indem er mich von Kopf zu Füßen muſterte; „die Herren Corpsburſchen haben ja ſeit Oſtern ihren Kneipabend hieher verlegt.“

Ich wußte das in der That nicht, obgleich die Meiſten meiner Bekannten zu dieſer Verbindung gehörten.

Während ich einen Krug Bier und eine Schnitte Brod beſtellte, waren wir in den Saal zurückgegangen. — Als der Tagesſchein durch die geöffnete Thür fiel, wurden auf der Mitte des Fußbodens ein paar dunkle Flecke ſichtbar, die mir keinen Zweifel ließen, daß nicht nur die Kneipabende, ſondern auch die dazu gehörigen „Paukereien“ in dieſe Einſamkeit verlegt waren. — „Weshalb ſchafft Ihr denn das Blut nicht fort?“ fragte ich.

„Um Entſchuldigung, mein Herr,“ erwiderte der blaſſe Kellner, „aber der Fleck kommt immer wieder; er iſt von damals, als das Unglück hier paſſirte. — Es ſah ſich übel an, als der hitzige junge Herr auf einmal ſo ſtill und weiß wurde.“

Ich entſann mich ſogleich jenes Vorfalls, der einer dürftigen Offizierswittwe ihren einzigen Sohn gekoſtet hatte. Es war bald nach meiner Abreiſe geſchehen und hatte auf kurze Zeit die Theilnahme des ganzen kleinen Landes in Anſpruch genommen.

Ich ging in die Halle hinaus und ſetzte mich auf eine der grünen Bänke, des armen heißblütigen Jungen gedenkend, deſſen Leben hier die letzte unliebſame Spur zurückgelaſſen hatte.

Nach einer Weile brachte der Kellner das beſtellte Frühſtück. „Heut' Abend könnten Sie was Beſſeres haben,“ ſagte er, indem er Krug und Teller vor mir auf den Tiſch ſtellte. „Wir haben Ball; da ſchickt der Prinzipal allemal ſeine Köchin heraus.“

„Ball?“ fragte ich erſtaunt. „Wer tanzt denn hier mitten im Walde?“

„Nun,“ erwiderte er, und blickte faſt ein wenig deſpectirlich auf meine nicht allzu moderne Kleidung, „die vornehmſten Herrn Studenten haben das ſo eingerichtet.“

Mir fiel plötzlich eine Stelle aus dem Briefe eines Freundes ein, den ich während meines Aufenthaltes in der Heimath erhalten hatte. „Zum Hexenſabbath nennen wir es; und es geht toll genug her!“ So lauteten die Worte. Ich wußte jetzt, wovon die Rede war; ich hatte nur den Ort vergeſſen.

Der Kellner ſchien übrigens jenen Namen nicht eben gern zu hören. Während ich ihn aber noch damit zu ſchrauben ſuchte, waren zwei junge mir wenig bekannte Studenten den Berg herauf gekommen. Sie warfen ſich, ohne von mir Notiz zu nehmen, an der andern Seite der Thür auf die Bank, während ſie in ſcharf accentuirten Worten und mit einem grimmigen Geſichtsausdruck jeder einen Seidel Bier beſtellten. Dann, während der Kellner ſich entfernte, kam in abgebrochenen Sätzen, mitunter durch Pfeifen oder lautes Gähnen unterbrochen, eine Unterhaltung über die bevorſtehende Tanzfeſtlichkeit in Gang, die der Eine, offenbar ein „Fuchs“ von neueſtem Datum, erſt durch ſeinen etwas ältern Genoſſen kennen lernen ſollte. Eine nach der andern, wurden ihm die Tänzerinnen in knapper, nicht eben zarteſter Portraitirung vorgeführt; voran die Töchter eines Winkeltanzmeiſters und eines trunkfälligen Polizisten, mit deren Hülfe das Institut begründet war; in ihrem Gefolge eine ganze Reihe freund- und elternloser Mädchen, die während des Tages mit ihrer Hände Arbeit sich ein kärgliches Brod verdienten.

Ich verzehrte indessen schweigend mein Frühstück und fütterte mitunter einen Buchfinken, der furchtlos neben mir auf den Fliesen umherlief und die ihm hingeworfenen Brodkrumen aufpickte.

„Die Gräfin sollst Du erst sehen!“ begann der Aeltere meiner beiden Nachbarn wieder, indem er seinen kleinen Schnurrbart drehte.

Der Andere that eine verwunderte Frage.

Sein Freund lachte: „Es ist nur eine Nätherin, Ludwig; aber wenn sie Dich so kalt mit ihren schwarzen Augen ansieht! — Sie ist verdammt von oben herab.“

„Aber warum nennt Ihr sie denn die Gräfin?“

— „Nun, siehst Du, — der Raugraf hat sie.“

Ich weiß nicht, weshalb ich bei diesen Worten erschrack. Schon wollte ich nähere Erkundigungen bei dem jungen Renommisten einziehen, als mir einfiel, daß ich bei meinem Fortgehen die „lahme

Marie“ in der Hinterſtube meiner Hauswirthin geſehen hatte.

Ich machte mich ſofort auf den Rückweg; und eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich neben ihr und hatte ein Geſpräch mit ihr angeknüpft.

„Und Sie haben Lenore ſeit lange nicht geſehen?“ fragte ich.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ich gehe nicht mehr mit ihr,“ ſagte ſie, indem ſie auf ihre Arbeit blickte.

„Sie ſchienen doch ſonſt ſo gute Freunde!“

— „Sonſt, ja!“ — Sie ſtrich ein paar Mal mit dem Nagel über die eben angefertigte Nath. „Aber ſeitdem ſie draußen bei den Studenten tanzt; — — ſie wird die längſte Zeit bei der alten Tante geweſen ſein; und mit dem Teſtament mag es nun auch wohl anders werden.“

„Alſo doch!“ dachte ich. — Chriſtoph hatte mir das entlehnte Geld ſchon einige Zeit nach ſeiner Abreiſe mit der kurzen Bemerkung zurückgeſandt, daß er im Hauſe ſeines Oheims eine freundliche Aufnahme, bei den beiden Alten nicht weniger, als bei deren ſchon etwas ältlicher Tochter, und außerdem Arbeit vollauf gefunden habe. Seitdem hatte ich Näheres weder von ihm, noch von Lenore gehört.

„Aber, wie iſt denn das gekommen?“ fragte ich nach einer Weile, während die Nätherin emſig fortgearbeitet hatte.

„Nun!“ ſagte ſie und ſteckte für einen Augenblick die Nähnadel in das Zeug. „Es war vierzehn Tage vor Pfingſten; die Lore war ſchon lange unwirſch geweſen; ich dachte erſt, weil der Tiſchler ihr noch immer nicht geſchrieben hatte, mitunter aber kam's mir vor, als ſei das ganze Verlöbniß ihr leid geworden, und als könne ſie in ſich ſelber darüber nicht zurechte kommen. Sie ſcheerte ſich auch keinen Deut darum, ob ſie mich oder eine von ihren vornehmen Herrſchaften mit den kurzen Worten vor den Kopf ſtieß; am ſchlimmſten war es aber, wenn ſie gegenüber die Muſik vom Ballhaus hörte; denn ſie hatte dem Tiſchler doch verſprechen müſſen, nicht zu Tanze zu gehen. — Eines Abends nun, da wir vor meiner Thür auf der Bank ſitzen, kommt mein Schweſterſohn, der Schneider, der erſt geſtern aus der Fremde heim war, mit ein paar andern Geſellen zu uns. Er war den Rhein herabgekommen, hatte auch dort in zwei oder drei Städten, die er namhaft machte, gearbeitet. Die Andern fragen; er erzählt. — „„So haſt Du den Chriſtoph Werner auch geſehen?““ ſagt der Eine. — „„Den Tiſchler, freilich habe ich ihn geſehen; der hat ſein Glück gemacht.““ — „„Wie denn?““ fragt der Andre. — „„Wie denn? Er heirathet die Meiſterstochter; und ſie hat — — — Du verſtehſt mich!““ Er machte wie Geldzählen mit den Fingern. Mir wurde himmelangſt bei dieſen Reden. „„Du biſt nicht geſcheut, Junge,““ ſag' ich, „„was ſchwatzeſt Du da in's Gelag hinein!““ — „„Oho, Tante, geſcheut genug!““ ruft er, „„bin ich doch dabei geſtanden, daß er die Bretter zu ſeinem Hochzeitsbett gehobelt hat!““ — — Lore, auf dieſes Wort, ohne einen Laut zu geben, ſteht ſie von der Bank auf, nimmt ihren Hut und geht, ohne ſich umzuſehen, die Straße hinab. „„Was fehlt der?““ ſagt mein Schweſterſohn noch. — „„Ich weiß nicht, Dietrich.““ — Und ich wußte es auch wirklich nicht. Es war nicht gar ſo heiß geweſen zwiſchen ihr und dem Tiſchler; denn er war ihr lange nachgegangen, und ſie hatte ſich zweimal bedacht, bevor ſie Ja geſagt; und wenn ich's auch ſchon wußte mit dem vornehmen jungen Herrn, dem Studenten, ſo dachte ich doch nicht, daß er ihr ſo ganz ihren eigenſinnigen Kopf verrückt hätte.

„Noch eine Weile ſaß ich bei den Andern und hörte, was der Junge, der Schneider, zu erzählen wußte; aber ich hörte nur halbwege und bald litt es mich nicht länger: denn ich ſorgte doch um ſie.

„So ging ich denn hinterher und traf ſie, wie ich es mir auch gedacht hatte, drunten im Haus der Tante, wo ſie in einem Hinterkämmerchen ihre Menage hatte. Da ſtand ſie mitten im Zimmer kreideweiß und nagte ſich auf den Lippen, daß ihr das Blut über's Kinn lief; alle ihre Schubfächer und Schachteln hatte ſie aufgeriſſen, und Tüll und Bänder lagen um ſie her auf dem Fußboden geſtreut. „„Lore!““ rief ich, „„was machſt Du, Lore?““ Aber ſie ſchien nicht auf mich zu hören. — „„Iſt Sonntag Tanz im Ballhaus?““ fragte ſie. — „„Im Ballhaus? Was geht das Dich an!““ — „„Ich will mittanzen!““ — „„Du? was würde Dein Schatz wohl dazu ſagen?““ — „„Was geht mich mein Schatz an!““ — Sie hatte während deß ihren Hut aufgeſetzt und ihr Umſchlagetuch von der Kommode genommen; dann ſchloß ſie ein Käſtchen auf, worin ſie ihr Erſpartes hinein zu legen pflegte; — denn wenn ſie auch manchen Schilling für Putz verthat, ſo war ſie doch ſtolz und hatte immer nicht ſo nackt und bloß zu ihrem Bräutigam kommen wollen. Nun riß ſie das Papier, worin es eingewickelt war, herunter und ließ das loſe Geld in ihre Taſche fallen. „„Willſt Du mit?““ fragte ſie; „„ich muß Einkäufe machen.““ — Ich wußte nicht, was ſie wollte; aber ſie dauerte mich, und ſo ging ich mit ihr; denn ich hoffte noch, das mit dem Tanzen ihr wieder auszureden. Aber es waren leere Worte; denn ſie ging haſtig neben mir die Straße hinab und antwortete nicht und ſah nicht nach mir hin.

„Als wir bei dem Schnittwaarenhändler am Markte vor dem Ladentiſch ſtanden, ließ ſie ſich die dickſten ſeidenen Bänder und die modernſten Jaconets vorlegen, wie ſie deren ſonſt wohl nur zu Zeiten für die Vornehmſten in der Stadt verarbeitet hatte. Sie ſuchte dazwiſchen umher und warf es durch einander. Der Ladendiener legte noch eine Waare vor. „„Wenn es der Dame, die das Kleid beſtellt hat, auf den Preis nicht ankommt!““ ſagte er und ſtreckte die Hand unter den klaren durchſichtigen Stoff. „„Nein,““ ſagte Lore, „„es kommt ihr auf den Preis nicht an.““ — Ich ſtieß ſie heimlich an; denn ich verſtand es nun wohl, daß ſie die koſtbaren Zeuge für ſich ſelber wollte. „„Lore,““ ſagte ich leiſe, „„ich bitte Dich, beſinne Dich doch, was willſt Du mit den feinen Sachen?““ — Aber ſie kehrte ſich nicht daran, ſie ließ den Ladendiener abſchneiden und zählte das ſchöne harte Geld auf den Tiſch, als wenn ſie nicht mehr wüßte, wie viele Tage ſie ſich ſauer darum gethan. „„So laß doch,““ ſagte ſie, als ich ihren Arm zurückhielt; „„ich will auch einmal fein ſein; ich bin nicht häßlicher, als die Schönſte hier!““ — — —

„Dann iſt ſie nach Haus gegangen, und hat die ganze Nacht und den folgenden Tag geſeſſen und mit der heißen Nadel genäht, bis das theuere Kleid fertig geweſen iſt.“

„Am Sonntag darauf,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem ſie zuvor einen neuen Faden durch ihre Nadel gezogen hatte, „Abends, da es ſchon ſpät geweſen iſt, hat ſie ſich von den weißen Maililien in ihr ſchwarzes Haar geſteckt und iſt dann auf's Ballhaus gegangen.“

„Ich hab' das Alles nur von meinem Schweſterſohne,“ ſetzte ſie hinzu, „das iſt auch Einer, der keinen Tanz verpaſſen kann. — — Sie hat erſt lange geſeſſen; denn die jungen Handwerksleute haben ſich gar nicht an ſie getraut; und die Studenten hat ſie ſelber einen nach dem andern abgewieſen; es hätte nahezu wieder einen Aufruhr um ſie gegeben. Der blaſſe vornehme Student, wie heißen ſie ihn gleich?“ — —

„Der Raugraf!“ ſagte ich.

„Freilich, der iſt auch da geweſen; aber er hat ſich wie gar nicht um ſie gekümmert. Zuletzt hat er doch kommen müſſen; denn zu ſchön hat ſie ausgeſehen; als wenn ſie aus dem Morgenland gekommen wäre, haben ſie geſagt. Sie iſt blutroth geworden, als er zu ihrem Platz getreten iſt, und hat am ganzen Leibe gezittert. Aber nun iſt ſie aufgeſtanden und hat ihm die Hand gegeben, und er hat ſie angeſehen, ſagt mein Schweſterſohn, als wenn er ſie hat verzehren ſollen. Sie hat auch mit Keinem ſonſt getanzt; denn bis die Muſikanten ihre Geigen eingepackt haben, ſind die Beiden mit einander nicht wieder von der Diele gekommen.“

Die lahme Marie ſchwieg; nur „Ja, ja!“ ſagte ſie noch einmal, wie in Gedanken die Moral aus ihrer Erzählung ziehend; dann ſetzte ſie eifriger als zuvor ihre Arbeit fort.

Ich wußte genug; und beſchloß, um nun auch mit eignen Augen zu ſehen, mich heute Abend ſelbſt auf den „Hexenſabbath“ zu begeben.

Draußen im Walde.

Es war ſchon dunkel; eine ſchwüle Luft lag über dem Walde, während ich die Anhöhe hinauf den Weg durch die Baumſtämme zu finden ſuchte.

Als ich die Steintreppe erſtiegen hatte, blieb ich unwillkürlich ſtehen. Neben mir ſah ich ein paar weiße Mädchengeſtalten durch die Bäume ſchlüpfen und dann ſeitwärts im Hauſe verſchwinden. Es ſchien eben eine Tanzpauſe zu ſein; ich hörte drinnen in dem hell erleuchteten Saal die Muſikanten ihre Geigen ſtimmen; an den offenen Flügelthüren vorbei trieben Studenten und Mädchen in lebhaftem Verkehr vorüber. Ich konnte mich nicht überwinden, ſogleich hinein zu gehen; vor meinem innern Auge ſtand die liebliche Kindesgeſtalt des Mädchens; ich ſah ſie wieder an dem Halſe ihres armen Vaters hangen; ich dachte daran, wie ſie ſo hartnäckig meiner knabenhaften Leidenſchaft ausgewichen war. Ein plötzlicher Schmerz kämpfte in meiner Bruſt; ich weiß kaum, war es Mitleid oder Eiferſucht.

Endlich ſtieg ich die beiden Stufen der kleinen Halle hinan und ſtellte mich unbemerkt an den Pfoſten der offenen Thür. Die Pauſe dauerte noch fort; aber es ſchien darum nicht weniger lebendig; die Studenten, die an den Seitentiſchen oder im Nebenzimmer ſaßen, redeten und klappten mit ihren Seideln, die Mädchen trieben ſich lachend auf und ab; mitunter fuhr ein übermüthiger Schrei durch den Saal.

Es waren anmuthige Geſichter unter dieſen Mädchen; jugendliche Geſtalten mit großen leidenſchaftlichen Augen, die durch den Ausdruck ſorgloſen Lebensgenuſſes oder einen vorüberwandelnden Zug von Leide nicht weniger anziehend wurden. Trotz ihrer Armuth waren ſie alle ſauber gekleidet, in hellen durchſichtigen Stoffen, eine Blume oder einen friſchen Kranz in dem ſorgfältig geflochtenen Haar.

Dies hatte indeſſen bei ihren Tänzern nicht eine gleiche Rückſicht zu bewirken vermocht; denn namentlich die Jüngern und einige der ſogenannten „Haupthähne“ der Verbindung ſcheuten ſich nicht, in Gegenwart ihrer Damen die Beine behaglich über Tiſch und Bänke auszuſtrecken.

Meine Augen ſuchten Lore; und ſie brauchten nicht lange zu ſuchen. Sie ſaß dem Billardzimmer gegenüber zwiſchen einem Paar jüngerer Mädchen, die lebhaft zu ihr ſprachen, während ſie theilnahmlos vor ſich hinblickte.

Im Haar trug ſie eine weiße Roſe, eine Seltenheit in dieſer Jahreszeit; aber auf ihrem Antlitz war die Roſenzeit vorüber; kein Roth ſchimmerte mehr durch dieſe zarten blaſſen Wangen.

Auch den Raugrafen ſah ich; er ſaß mit übergeſchlagenen Beinen, wie ermüdet, an der andern Seite des Saales. — Ich ſtand in ſeiner Nähe. Als die Muſikanten ihre Inſtrumente zur Hand nahmen, trat einer der jüngern Studenten zu ihm. „Laß mir die Lore für dieſen Tanz!“ ſagte er ſchüchtern.

„Ein ander Mal, Fuchs!“ erwiderte der Raugraf und lehnte ſeinen ſchönen, aber bleichen Kopf zurück gegen die Wand. Die Muſik ſetzte ein; allein er ſtand nicht auf, um ſeine Tänzerin zu holen; er hob läſſig die Hand und machte gegen ſie hin ein Zeichen mit den Fingern. Ich ſah, wie ſie einen zornigen Blick zu ihm hinüberwarf und dann, ohne aufzuſtehen, ihre Augen in die aufgeſtützte Hand begrub. Der Raugraf faltete die Stirn; und nach einer Weile ſprang er auf und ſchritt durch den Saal, bis er vor ihr ſtand. — Als ſie auch jetzt nicht aufblickte, legte er den Arm um ſie und zog ſie mit einer raſchen Bewegung zu ſich empor. Er ſchien einige Worte mit Heftigkeit hervor zu ſtoßen; ich war indeß zu weit entfernt, um etwas davon verſtehen zu können. Dann trat er mit ihr an die Spitze der übrigen Paare und eröffnete den Tanz.

Sie war eine voll ausgewachſene Mädchengeſtalt, aber gleichwohl reichte ſie ihm nur bis an die Bruſt. Ich ſah ihnen lange nach; ſie hatte den Kopf in den Nacken fallen laſſen, während ſie faſt von ſeinem Arm getragen wurde und nur mit den Fußſpitzen den Boden berührte; er neigte ſich über ſie, und ſeine Augen lagen unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf ihrem Antlitz, das ſie mit geſchloſſenen Lidern ihm entgegenhielt. Als der Tanz zu Ende war, führte er ſie an ihren Platz und ließ ſie leicht aus ſeinen Armen auf den Stuhl gleiten.

Die Pauſe dauerte indeß nicht lange. Bald entſtand eine Unruhe im ganzen Saal; die Muſik ſetzte in raſendem Tempo ein, und die Paare reihten ſich ſtürmiſch an einander.

Der Tanz begann auf's Neue, Gelächter und ausgelaſſene Rufe flogen durch die Runde; immer wilder ſah ich die kleinen leichtfertigen Füßchen über die dunkeln Flecke des Fußbodens gleiten. Endlich kam es zu einer Tour, durch deren ungeſtüme Ausführung die ganze Reihe der armen Kinder unausbleiblich zu Fall gebracht wurde.

Dann wie auf einen Wink ſchwieg die Muſik; und, während ihre Tänzer lachend über ſie hinwegſprangen, ſtanden ſie mit heißen Geſichtern auf und ſtrichen ſich das Haar aus der Stirn oder ſuchten den Staub von ihrem mühſam erarbeiteten Ballſtaat abzuſchlagen. — Ich weiß nicht, war es noch ein Reſt von dem Zerſtörungstriebe des Kindes oder war es der allen Menſchen innewohnende Drang, ſich gegen das aufzulehnen, deſſen Einfluß man ſich nicht entziehen kann; — es ſchien, als wenn die akademiſche Jugend ſich in übermüthiger Herabwürdigung des Weibes gar nicht genug thun konnte.

Lore, die ich nicht außer Acht gelaſſen, ſaß einſam auf demſelbem Platze, wohin ſie von dem Raugrafen geführt worden war. Sie ſchien es ſich erzwungen zu haben, daß zu jenem Tanze Niemand ſie auch nur aufgefordert hatte.

Während bald darauf, vielleicht des Contraſtes halber, ein Contretanz mit aller Feierlichkeit ausgeführt wurde, ging ich mit einem Bekannten in das Seitenzimmer. Wir trafen mehrere ältere Studenten, und bald waren wir, unſere Bierſeidel vor uns, in ein alle gleicherweiſe intereſſirendes Geſpräch über die Eventualitäten des bevorſtehenden Examens vertieft.

Als nebenan die Muſik abſetzte, kamen noch einige der Tanzpaare zu uns an den Tiſch; der Rangraf mit Lore war auch darunter. — Sie ſetzte ſich neben ihn, während er die Speiſekarte muſterte, und bald hatte der Kellner einige Schüſſeln und eine Flaſche Champagner vor den beiden hingeſtellt. Der Kork wurde behutſam abgenommen, — der Rangraf ließ niemals einen Champagnerpfropfen knallen; — und der ſchäumende Wein floß in die Gläſer. Die andern Mädchen, denen ein einfacheres Mahl ſervirt war, ſtießen ihre Tänzer heimlich mit den Ellenbogen; und auch meine Aufmerkſamkeit war bald ausſchließlich auf dieſes Paar gerichtet. — Lore hatte ihr blaſſes Geſicht in die eine Hand geſtützt, während die andere wie vergeſſen an dem Fuß des vollen Glaſes ruhte; der Rangraf beſchäftigte ſich behaglich mit ſeinem Lerchen-Salmi und ſchlürfte ſchweigend ſeinen Wein dazu. „Willſt Du nicht eſſen, Lore?“ fragte er endlich.

Sie ſchüttelte den Kopf.

Er ſah ſie einen Augenblick an. „Du willſt nicht? — — Nun,“ ſetzte er ruhig hinzu, „Deine Sache!“ dann ſchenkte er ſich ein und ſetzte ſeine Mahlzeit fort.

Das Mädchen hatte indeſſen ihr Glas an die Lippen geführt und es mit einem durſtigen Zug hinabgetrunken. Ohne den Kopf zu erheben, der noch immer müde in ihrer Hand ruhte, nahm ſie die Flaſche und hielt ſie ſchwebend über dem leeren Glaſe, ſo daß der Wein langſam hineinfloß und nur allmählich ſchäumend in dem Kelche aufſtieg. Ihre Augen blickten mit einem Ausdruck von Troſtloſigkeit darauf, als ſehe ſie ihr Leben aus der Flaſche rinnen. Sie achtete auch nicht darauf, als der Schaum aus dem Glaſe auf den Tiſch, und von dieſem auf den Boden floß; nur ihre andere Hand ſchien ſich immer feſter in das ſchwarze ſeidige Haar hinein zu wühlen.

„Schöne Dame!“ flüſterte ein hübſcher milchbärtiger Junge, während er wie bettelnd ihr ſein leeres Glas entgegenhielt; „einen Tropfen von Eurem Ueberfluß!“

Lore blickte nicht auf; aber ich ſah, wie es flüchtig um ihre Lippen zuckte.

„Was denn, Fuchs, was haſt Du?“ fragte einer von den Alten, der ſich bisher nur mit ſeinem Glaſe beſchäftigt hatte. „Oho, Stoffvergeudung!“

rief er plötzlich und legte ſeine Hand auf den Arm des Mädchens.

Der Raugraf war nur ein wenig zur Seite gerückt, als der Wein neben ihm zu Boden tropfte. „Laß ſie,“ ſagte er, „es iſt ihre Natur ſo. — Nicht wahr, Lore,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich lächelnd zu ihr wandte, „wir beide, wir verſtehen uns auf Vergeuden!“

Sie ſetzte die Flaſche auf den Tiſch und warf ihm einen Blick voll unergründlichen Haſſes zu. Dann ſtand ſie auf und ging nach der Thür, die in den Saal führte. Aber er war zugleich mit ihr aufgeſprungen. Ein Ausdruck verbiſſenen Jähzorns entſtellte die ſchönen regelmäßigen Geſichtszüge. „Was fällt Dir ein!“ flüſterte er und packte mit Heftigkeit ihren Arm. Sie blieb ſtehen, ohne daß ſie Miene machte, ſich von ſeiner Hand zu löſen; nur ihre dunkeln glänzenden Augen blickten ihn fragend und verachtend an. Eine Weile ertrug er es; dann zog er die Hand zurück und, indem er ein kurzes Lachen ausſtieß, trat er wieder an den Tiſch und ſchenkte langſam die Neige aus der

Flaſche. — Lore ſah ich durch die Saalthür zwiſchen den Tanzenden verſchwinden.

Mir quoll das Herz; ich hatte aus der Ecke, wo ich ſaß, Alles genau beobachtet. Nach einer Weile machte ich mich los und trat in den Saal, um ſie zu ſuchen.

Sie war nicht unter den Tanzenden; als ich mich aber zwiſchen den walzenden Paaren durchgedrängt hatte, ſah ich ſie in einer Fenſterniſche ſtehen und ſcheinbar regungslos in das Gewühl hineinſtarren; ſie war faſt ſo blaß wie die weiße Roſe in ihrem Haar.

„Sie erinnern ſich meiner wohl nicht mehr?“ fragte ich, indem ich auf ſie zutrat. Eine tiefe Röthe überzog auf einen Augenblick ihr Antlitz. „Oh, doch!“ ſagte ſie leiſe.

— „Wollen wir tanzen, Lore?“

Sie ſenkte, während ſie mir die Hand reichte, den Kopf ſo tief, daß ich ihre Augen nicht zu ſehen vermochte; aber ich ſah, wie ihre kleinen weißen Zähne ſich tief in ihre Lippe gruben.

So tanzten wir denn zuſammen; nur ein paar Runden; denn auch ſie mochte fühlen, daß es mir nicht um's Tanzen war. Bald ſtanden wir neben einander vor der großen Ausgangsthür, deren beide Flügel weit geöffnet waren. Ich blickte unwillkürlich hinaus; es war ſehr finſter, nur die Stämme der nächſten Buchen waren von dem herausfallenden Schein beleuchtet. Aber ein Strom bewegter Nachtluft trieb erfriſchend gegen uns heran; und, während von der einen Seite das Kreiſchen der Geigen und das Scharren der Tanzenden an mein Ohr ſchlug, vernahm ich zugleich von draußen das traumhafte Rieſeln in den Laubkronen des Waldes.

Das Mädchen ſtand neben mir, ohne zu ſprechen, die Augen zu Boden geſchlagen. — Ich faßte mir ein Herz. „Wie mag es Chriſtoph gehen?“ fragte ich.

Sie fuhr zuſammen und murmelte etwas, das ich nicht verſtand; aber auf ihren blaſſen Wangen wurden zwei dunkelrothe Flecke ſichtbar.

„Was würde er ſagen,“ fuhr ich fort, „wenn er hier wäre!“

Ich ſah, wie ſie nach Athem rang, und wie ihre herabhangende Hand krampfhaft an dem Kleide fingerte. „O bitte,“ ſtieß ſie leiſe hervor, „nicht hier, nur nicht hier!“

— „Wo denn? Wollen Sie mich hören, Lore?"

Sie blickte zu mir auf. „Draußen," ſagte ſie leiſe, „ich werde gleich herauskommen; laſſen Sie uns abtreten nach dieſer Runde! — Ich habe Sie ſchon bitten wollen, als ich Sie vorhin im Nebenzimmer ſitzen ſah."

Wir tanzten noch einmal; dann führte ich ſie zu Platz und trat durch die Thür in den kleinen Säulengang hinaus. — Es donnerte in der Ferne; und als ich die beiden Stufen in's Freie hinabſtieg, wetterleuchtete es, daß ich auf einen Augenblick die einzelnen Baumſtämme bis an die See hinab und drunten das Blinken des Waſſerſpiegels unterſcheiden konnte.

Ich ging um das Haus herum bis an die Kegelbahn und wartete dort. Nicht lange, ſo ſah ich auch den Schimmer eines weißen Kleides, ich hörte den leichten Schritt des Mädchens, und gleich darauf ſtand ſie ſelbſt tief aufathmend vor mir. — So war ich denn endlich wieder mit ihr allein, im Dunkel, in der Sommernacht; aber es waren andere Zeiten. Ehe ich ſie anzureden vermochte, hatte ſie ein Papier aus der Taſche gezogen, der Schein eines

Blitzes fuhr darüber, und ich erkannte Poſtſtempel und Siegel eines Briefes. „Er iſt von Chriſtoph," ſagte Lore, indem ſie das Papier in meine Hand legte, die ich unwillkürlich darnach ausgeſtreckt hatte.

„Von Chriſtoph!" rief ich; „wann haben ſie den Brief erhalten?"

— „Heute!" erwiderte ſie leiſe.

„Und Sie ſind doch hierher gekommen?"

Sie ſchwieg.

„Darf ich den Brief leſen, Lenore?"

— „Ich habe Sie darum bitten wollen."

Ich ging an eines der erleuchteten Saalfenſter in der hintern Front des Hauſes. — Lenore war mir langſam gefolgt, und ich fühlte, wie während des Leſens ihre Augen unabläſſig auf mich gerichtet waren.

Es war ein langer Brief; Chriſtoph gab von ſeinem Schweigen Rechenſchaft. Er hatte das Geſchäft ſeines Oheims übernommen; aber die Verhältniſſe waren lange in der Schwebe geweſen, da Alles von einer Verheirathung der Tochter mit einem wohlhabenden Schornſteinfegermeiſter abgehangen; ſchon ſei er, da eben ein neugieriger

Schneider aus der Heimath ihn beſucht habe, mit dem Geräthe zu ihrer Hochzeitskammer beſchäftigt geweſen, als die ganze Sache noch einmal in Frage geſtellt worden ſei. Jetzt aber war endlich Alles geordnet, die Tochter hatte Hochzeit gemacht, und er ſelbſt ſollte in den nächſten Tagen das Meiſterrecht in der fremden Stadt erwerben. Dann lud er ſie ein zu kommen, da er nicht fort könne, um ſie zu holen. „Sobald ich Deine Antwort habe,“ — das waren die letzten Worte des Briefes, „ſchicke ich Dir das Reiſegeld; es liegt ſchon abgezählt und eingeſiegelt. Das Haus wirſt Du leicht erkennen; neben der grünen Bank, die vor der Thür iſt, ſteht eine Linde, wie daheim vor Deinem Elternhaus; eine Kammer, die ich ſelber für die jungen Meiſterleute hergerichtet habe, iſt ganz davon beſchattet.“ — — —

Ich hatte den Brief zuſammen gefaltet und reichte ihn zurück. Aber Lore ſchüttelte den Kopf. „Schreiben Sie ihm, Herr Philipp!“ ſagte ſie, während eine Thräne nach der andern über ihre Wangen tropfte; und leiſe und mühſam ſetzte ſie hinzu: „Er hat es gut gemeint.“

„Und Sie wollen nicht ſelber kommen?" fragte ich.

Sie ſah mich an, mit einem Blick ſo voll von flehender Verzweiflung, daß ich bereute, dieſe Frage an ſie gethan zu haben. „Lore," ſagte ich, „kann denn Niemand helfen?"

Sie ſenkte den Kopf, indem ſie mit der Stirn an eine Fenſterſcheibe lehnte; die weiße Roſe lag noch immer duftend auf dem glänzend ſchwarzen Haar. „Er war, da er noch lebte, nur ein armer thörichter Mann," ſagte ſie und ihre Stimme brach faſt in verhaltenem Schluchzen, „aber er war doch mein Vater, und es hat mich ſonſt doch Keiner ſo geliebt, — er würde mich auch jetzt noch nicht verſtoßen."

Als ſie das geſagt hatte, ſchwiegen wir beide; nur hatte ich, ohne daß ich es wußte, ihre beiden Hände ergriffen, und ſie ließ ſie mir. — Da hörte ich von der andern Seite des Hauſes, von der Halle her, die Stimme des Raugrafen ihren Namen rufen.

Sie fuhr zuſammen. „Lore," ſagte ich, „können Sie denn nicht los von jenem Menſchen?"

Ihre Augen blickten mich groß und traurig an. „Oh, doch!“ ſagte ſie leiſe; und mir war, als ſähe ich ein Lächeln um ihren Mund; aber ein Lächeln wie in verhüllter Argliſt. — Indem wurde noch einmal und mehr in unſrer Nähe gerufen.

Sie trocknete haſtig ihre Augen. „Leb' wohl, Philipp, leb' wohl!“ flüſterte ſie. Ich empfand den Druck der beiden kleinen Hände; dann war ſie fort.

Wie lange ich noch unter den Bäumen auf und abgegangen, weiß ich nicht. Ich kam erſt wieder zum Bewußtſein der Dinge um mich her, als drinnen im Saale plötzlich die Tanzmuſik aufhörte, und ich ſtatt deſſen das Schreien der großen Käuze vernahm, die tiefer im Walde ihr Weſen trieben.

Als ich dann, um über die Steintreppe zu dem Fußweg zu gelangen, an der vordern Fronte des Hauſes vorüber ging, ſah ich Lore noch einmal. Sie ſtand unter der Halle, den Arm um eine der Säulen geſchlungen, und blickte durch die Bäume auf die See hinab, wo eben ein Wetterſchein blendend über das Waſſer leuchtete.

Am Strande.

Ich hatte lange ſchlaflos auf meinem Kiſſen gelegen, an einem Plane ſinnend, wie ich Lore mit Hülfe meiner Mutter einen andern Zufluchtsort eröffnen möchte, und, was vielleicht das Schwierigſte ſei, wie ich ſie überreden könne, einen ſolchen anzunehmen.

Als ich am andern Morgen ſpät erwachte, ſtand Fritz Bürgermeiſter, wie wir ihn als Knaben zu nennen pflegten, vor meinem Bett und lachte mich mit ſeinen treuen Augen an. — Bald ſaßen wir neben einander im Sopha, und Fritz hatte vollauf von gemeinſchaftlichen Freunden zu erzählen, die er in Heidelberg zurückgelaſſen. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr; meine Gedanken waren bei dem Erlebniß der vergangenen Nacht.

Einige Zeit nachher, als wir auf meinen Vorſchlag das Haus verlaſſen und am Strande entlang in der ſchattigen Ulmen-Allee neben einander gingen, entlaſtete ich mein Herz und berichtete ihm

Alles, was ich über Lore und mit ihr ſelbſt erfahren hatte. Fritz hörte ſchweigend zu, nur mitunter murmelte er halblaut einen derben Fluch, indem er die im Wege liegenden Steine mit dem Fuße fortſtieß, oder er führte einen Hieb in die Luft, als hätte er einen Schläger in der Fauſt.

Es blieb auch nicht bei dieſen Zeichen; acht Tage ſpäter ſtand er dem Raugrafen auf der Menſur gegenüber. Aber der Raugraf ſchlug eine gefährliche Terz, und Fritz erhielt einen „Schmiß“, deſſen Narbe noch jetzt, wenn der Zorn ihm aufſteigt, wie ein rother Blitz über ſeine Stirn flammt. — —

Als wir aus der Allee in den Wald gekommen waren und faſt die Stelle erreicht hatten, wo der Fußweg die Anhöhe nach dem Tanzhauſe hinauf geht, ſahen wir auf der andern Seite jenſeits der Bäume mehrere Menſchen auf dem Strande. Sie ſtanden dicht am Waſſer und ſchienen damit beſchäftigt, etwas, das man nicht unterſcheiden konnte, auf den Boden niederzulegen. In demſelben Augenblick kam auch ein Mann in Fiſcherkleidung in den Weg hinauf. „Was giebts da unten?“ fragte ich im Vorübergehen.

„Nichts Gutes, Herr!“ war die Antwort; „ein junges Frauenzimmer iſt verunglückt.“

„Lore!“ rief ich und ergriff unwillkürlich die Hand meines Freundes.

Er ſtieß einen Laut des Schreckens aus. „Was red'ſt Du nur!“ ſagte er abwehrend.

Gleichwohl ſtiegen wir in ſtummem Einverſtändniß durch die Bäume an den Strand hinab. Ich hörte währenddeß die Leute drunten mit einander reden. „Was der gefehlt haben mag?“ ſagte eine rauhe Stimme. „Es muß doch eine von den vornehmen Fräuleins ſein! — Und in vollem Staat iſt ſie in's Waſſer gegangen.“ Dann wurde es wieder ſtill; nur die Wellen rauſchten in der Morgenluft.

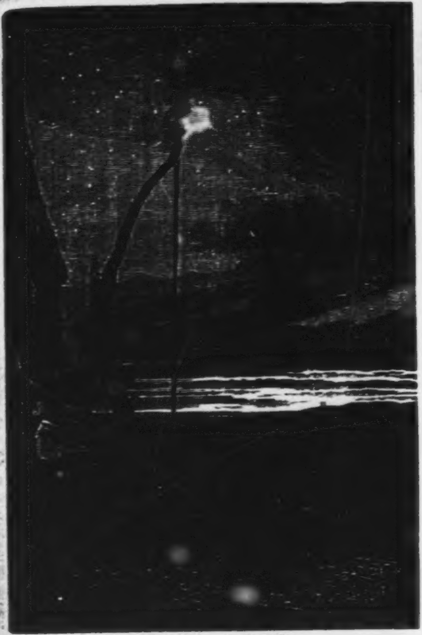
Als wir zwiſchen den Bäumen heraus traten, wurde ich faſt vom Sonnenſchein geblendet, der in vollſtem Glanze vor uns über die weite Meeresbucht gebreitet war. — Und in dieſem Sonnenglanze lag auch ſie; die Fiſcher traten bei unſrer Annäherung zur Seite, und wir konnten ſie ungeſtört betrachten. Es war kein Zweifel mehr. Das bleiche Geſichtchen ruhte auf dem Uferſande; die kleinen tanzenden Füße ragten jetzt regungslos unter dem Kleide hervor; Seetang und Muſcheln hingen in den ſchwarzen trieſenden Haaren. Die weiße Roſe war fort; ſie mochte in's Meer hinaus geſchwommen ſein.

Viele Jahre ſind ſeit jenem Morgen vergangen. — Auf dem Kirchhofe der Univerſitätsſtadt, abſeits im hohen Graſe, liegt eine weiße Marmortafel; „Lenore Beauregard" ſteht darauf. — Drei Heimathsgenoſſen, in verſchiedenen Theilen des deutſchen Landes lebend, haben ſie geſtiftet.

Zwei Weihnachtsidyllen.

* * *

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin



Meta ſtand an der Hausthür.

Zwei

Weihnachtsidyllen

von

Theodor Storm.

Illuſtrirt von Otto Speckter und Ludwig Pietſch.

[illegible] 1897

Berlin
Verlag von Heinrich Schindler
1865.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Abseits.

Illuſtrirt von Otto Speckter.

1863.

* * *

Die Winterſonne lag über der Haide; ſie ſpiegelte ſich in den Fenſterſcheiben eines neuen ſtrohgedeckten Hauſes, das in dieſer Einſamkeit wie hingeſtellt war auf die braune, unabſehliche Decke des Haidekrautes. Nur ſeitwärts dahinter lag noch eine mäßig große Scheuer und neben derſelben, dem Thore des Hauſes gegenüber, ragte die lange Stange eines Brunnens in die Luft. Ein paar Schritte weiter ein niedriger Wall aus Sand und Steinen, der ſich auch nach vorn um das Haus herumzog; und dann wieder nichts als der leere Himmel und die braune, gleichmäßige Ebene.

Das Gehöft lag in dem nördlichſten deutſchen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war Erbaut war es vor wenigen Jahren von einem wohlhabenden Kaufmann der kleinen Seeſtadt, deren Thurmſpitze man aus den Fenſtern der Vorderſtube am Horizonte erblickte. — Bald nach Beendigung des unglücklichen Krieges hatte er von mehreren Gemeinden, deren Feldmark hier zuſammenſtieß, die nicht unbeträchtlichen Bodenſtrecken käuflich erworben.

Die Lage war für die Entſtehung eines ländlichen Heimweſens günſtig; denn einen Büchſenſchuß nördlich von dem jetzt mit der Fronte gegen Abend ſchauenden Hauſe drängt ſich ein mäßig breiter, fiſchreicher Strom durch die Haide, abwärts einem Landſee zu, der ſein ovales Becken bis faſt an die Stadt erſtreckt.

Aber noch ein Anderes mochte der einſichtige Mann bei Abſchluß ſeines Kaufes in Rechnung genommen haben. Die drunten vor der Stadt am Ufer des Sees gelegene herrſchaftliche Waſſermühle erforderte, nachdem das Getriebe bei einer Pachtveränderung erweitert war, eine größere Waſſermaſſe, als der an Untiefen leidende See herzugeben vermochte. Die Anlegung eines Kanals durch denſelben konnte nicht ausbleiben. Und, als bald darauf unten im See die Arbeiter den erſten Spatenſtich thaten, ließ auch der Herr Senator jenſeit deſſelben die Gebäude auf ſeiner Haide bauen; denn nun hatte er die Gewißheit, das ſumpfige Stromufer in grasreiche Wieſen verwandeln zu können. Noch im Herbſte deſſelben Jahres ſtanden das Wohnhaus mit der kleinen Tenne und dem Milchkeller, und hinter demſelben die Scheuer mit den Stallräumen fertig da. Im Frühjahr darauf zogen die Coloniſten ein; in das Haus ein alter Knecht, eine kleine Magd und eine ältliche „Mamſell“, ein altes Inventarienſtück der Familie; der Stallraum in der Scheuer wurde von zwei Ponies und einer Kuh bezogen; den Waſſertümpel, der zwiſchen dieſem und dem Wohnhaus lag, wußte Mamſell in kurzem mit einer ſchnatternden Entenſchaar zu bevölkern und auf dem Dunghaufen, der ſich allmählig daneben erhob, ſcharrte ein goldfarbiger Hahn mit einem halben Dutzend eierlegender Hennen. Zur Vervollſtändigung der Wirthſchaft und ſich zur Geſellſchaft hatte außerdem der alte Marten noch einen kleinen Dachshund aufgezogen. — Mit dieſen Kräften begann die allmählige Urbarmachung des neuen Beſitzes; und ſchon glänzten drunten gegen den Strom hin überall die ſorgfältig gezogenen Abzugsgräben; und das zum erſten Mal in dieſer Jahreszeit nicht überſchwemmte Wieſenland verſprach auf den Sommer eine reiche Heuernte.

Im Wohnhauſe ſelbſt war hinter dem nach vorn hinaus liegenden Stübchen der Haushälterin ein großes Zimmer für die Herrſchaft eingerichtet und nicht allein mit Tiſch und Stühlen, ſondern ſogar mit einem ſtattlichen Sopha verſehen, das freilich für gewöhnlich von Mamſell ſorgſam mit einem weißen Ueberzuge verhüllt gehalten wurde.

So konnte der Senator mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimatſtadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er ſicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermüthigen Fremden als Herren in die alten Häuſer ſeiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu ſehen; aber wo im Glanz der Juniſonne die blühende Haide lag, wo ſingend aus dem träumeriſchen Duft die Lerche emporſtieg und drunten über dem Strom die weißen Möven ſchwebten.

Jetzt war es Winter, ein weicher, naſſer Tag ohne Froſt und Schnee; obgleich es der Nachmittag des Weihnachtsabends war.

Droben das Haus ſtand leer, bis auf die Hühner, die in der matten Winterſonne ſich vor der Thüre im Sande ſtreckten; die ganze kleine Menſchenbeſatzung ſchwamm drunten auf dem Strome in einem Flachboot, das eben in eine kleine ſchilfreiche Bucht hinabglitt. Auf dem Boden des Fahrzeugs kauerte die Magd neben einem Kübel, der ſchon mit Hecht und Karpfen faſt gefüllt war; dahinter ſtand ein ältliches Frauenzimmer in einem dunkeln Wollenkleide. Sie ſchirmte die Augen mit der Hand, denn vor ihnen lag die Sonne blendend auf dem Waſſerſpiegel. „Sind ſeine Reuſen noch nicht alle, Marten?“ fragte ſie.

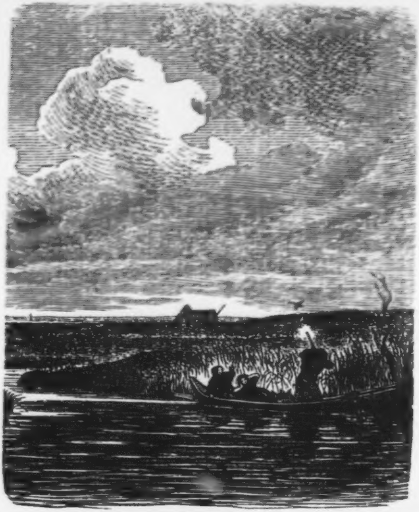
„Kann bald werden, Mamſell,“ ſagte der alte Knecht, indem er die Ruderſtange gemächlich auf den Grund ſtieß.

Seitwärts im Schilf wurde das Gekläff eines kleinen arbeitenden Hundes hörbar. Marten, indem er ſelbſtzufrieden nickte, zog die Stange ein und faßte raſch nach einer Flinte, die neben ihm im Boote lehnte. In demſelben Augenblicke brauſte dicht vor ihnen eine ſchwere Ente aus dem Schilf; der Knecht wandte ſich und, während die beiden Frauen einen Schrei ausſtießen, knallte auch ſchon der Schuß über ihre Köpfe hin. Als ſie ſich umblickten, ſahen ſie den großen gelbbraunen Vogel unweit des Bootes ſcheinbar unverletzt auf dem Waſſer ſchwimmen, das blanke, ſchwarze Auge unverwandt auf ſie gerichtet. Als aber Marten Miene machte, mit dem Boot in ſeine Nähe zu kommen, tauchte er dicht am Schilfe unter und verſchwand. „Das beißt ſich in den Grund,“ ſagte der Alte verdrießlich und ließ die Arme hängen, „das ſind boshafte Creaturen, Mamſell.“

Die Haushälterin ſah mit einem Blicke des Mitleids auf den Punkt, wo das Thier verſchwunden war. „Wenn er nur ſeine alte Donnerbüchſe zu Hauſe laſſen wollte,“ ſagte ſie.

„Ei ja, Mamſell, der gebratene Entvogel hätte morgen doch geſchmeckt!“ Dann wies er mit der Hand nach dem jenſeitigen Ufer auf einen Strich verkrüppelten

Buſchwerks, das ſich weit hinaus in die Haide dehnte,



nur mitunter durch kleine Waſſertümpel unterbrochen.

„Dort liegen auch Beckaſinen," fuhr er fort, „das gäb' einmal ein Herrengut, wenn wir den Eichenbuſch noch dazu hätten!"

„Wem gehört's denn, Marten?"

„Dem Bauervogt unten im Dorfe; er will hoch damit hinaus; aber der Herr ſollt' es nicht fahren laſſen; denn da ſteckt auch der Mergel und — den müſſen wir haben." Mit dieſen Worten hatte er die letzte Reuſe aus dem Waſſer gezogen und, da nur allerlei kleines Zeug darin zappelte, nach Befreiung der Gefangenen wieder hinabgelaſſen. Zugleich war auch der Hund aus dem Schilf ins Boot geſprungen und ſah ſich ſchüttelnd und pruſtend zu ſeinem Herrn empor. „Auf ein ander Mal, Täckel," ſagte Marten, ſeinen Liebling auf das naſſe Fell klopfend, „unſere Beine waren für dieſes Mal zu kurz." Er hatte das Boot gewandt und ſchob es wieder ſtromaufwärts. Unterhalb des Hauſes ſtiegen ſie ans Land, zuerſt auf einzelnen Feldſteinen über die Wieſen gehend, dann eine Strecke noch durch hohes Haidekraut bis zu dem niedern Wall, der das Gehöft von der umgebenden Ebene trennte.

Bald darauf hantierte die Magd mit dem Kaffeekeſſel in der Küche, während Marten die gefangenen Fiſche zwiſchen Graslagen in einen Korb verpackte, um ſie der Herrſchaft zur Abendtafel in die Stadt zu bringen.

Die Haushälterin trat in ihre Stube; gegenüber auf der alten Standuhr ſchlug es eben zwei. — Nachdem ſie ſich einen Augenblick die verklommenen Finger an dem Kachelofen gewärmt hatte, trat ſie an eine meſſingbeſchlagene Kommode und nahm aus verſchiedenen Schubladen derſelben ein neues ſchwarzes Wollenkleid, eine ſchneeweiße Haube und ein ſeidenes Tuch. „Es iſt doch heilig Abend!“ ſagte ſie für ſich. — Auch erwartete ſie ja noch Beſuch; nicht nur die Weihnachtsbriefe von ihrem Bruder, einem wohlſtehenden Kaufmann in einem deutſchen Nachbarlande, und deſſen einzigem Sohne, der ſeit einigen Jahren auf einem größeren Gute die Landwirthſchaft erlernte, ſondern auch den alten Lehrer drunten aus dem Dorfe, wohin der Fußſteig hier vorbei über die Haide führte. Sie hatte ihn, da er am Vormittag in die Stadt ging, gebeten, die Briefe für ſie von der Poſt mitzubringen.

Nun mußte er bald zurück ſein; und er hatte ja auch im vorigen Jahre ſich zu einem Schälchen Kaffee Zeit gelaſſen. — Nachdem ſie dann noch eine friſche Serviette über das unter dem Fenſter ſtehende Tiſchchen gebreitet, ging ſie mit ihren Feſtkleidern in das nebenan liegende Schlafkämmerchen, um ſich anzukleiden.

Es war eine halbe Stunde ſpäter. Marten und Täckel waren mit den Fiſchen in die Stadt gegangen, nachdem erſterer noch das Fell einer kürzlich erlegten Fiſchotter über den Rücken gehangen hatte, das er bei dieſer Gelegenheit zu verwerthen dachte. In dem Stübchen drinnen ſtand auf der weißen Serviette ein ſauberes Kaffeegeſchirr; die vergoldeten Taſſen und die bunzlauer Kaffeekanne blinkten in den ſchrägfallenden Sonnenſtrahlen.

Vor dem Tiſche in dem großen Ohrenlehnſtuhl ſaß der Schullehrer, ein ältlicher Mann, mit ernſtem Antlitz und trotz der ausgeprägten Geſichtsformen mit jenem weichen Leidenszuge um die grauen Augen, der ſich nicht ſelten unter den Frieſen findet. Die Eigenthümerin des Stübchens, in ihrem Feſtanzuge, der weißen Haube und dem lila Seidentüchlein, präſentirte eben ihrem Gaſte die braunen Pfeffernüſſe, die ſie zuvor unter dem Ofen aus dem grünen Blechkäſtchen genommen hatte. „Die Frau Senatorin hat ſie mir herausgeſchickt,“ ſagte ſie lächelnd, „ſie bäckt ſie alle Jahr zu Weihnachtabend.“

Der alte Mann nahm etwas von dem Backwerk; aber ſeine Augen hafteten mit einem Ausdruck von Verlegenheit an der anderen Hand ſeiner Gaſtfreundin, die ſchon längere Zeit auf einem noch immer verſiegelten

Briefe geruht hatte: „Wollten Sie nicht leſen, liebe Mamſell?“ fragte er endlich.

„Hernach, Herr Lehrer; das iſt meine Geſellſchaft auf den Abend.“ Und ſie ſtrich mit leiſem Finger über das Couvert.

„Aber der Herr Senator hat Sie doch gewiß zum Chriſtbaum eingeladen?“

Der Ausdruck ruhiger Güte verſchwand für einen Augenblick aus dem etwas blaſſen Antlitz des alten Mädchens. „Es iſt heute ein Tag des Friedens,“ ſagte ſie, und ihre ſonſt ſo milde Stimme klang ſcharf; „ich mag nicht in die Stadt.“ Der alte Mann ſah mit großen theilnehmenden Augen zu ihr herüber.

„Ich bin zuletzt im Juni dort geweſen, ſeitdem nicht wieder,“ fuhr ſie fort; „wir hatten hier keine Blumen; aber in den Gärten der Stadt und auch am Hauſe unſers alten Bürgermeiſters blühten ſie. Der gute Mann hat in die Fremde gehen müſſen; aber die Roſen, die er ſelber pflanzte, hatten ſchon die ganze Fronte ſeines großen Hauſes überzogen. Jetzt wohnt der neue Bürgermeiſter darin. Als ich im Vorübergehen die geputzten Kinder mit ihrem lauten fremden Geplapper die ſchönen dunkelrothen Roſen vom Spalier herabreißen ſah — mir war's, als müßte Blut herausfließen.“

Ihr Gaſt ſchwieg noch immer; aber um ſeine Lippen zuckte es, als ſtiege ein Schmerz auf, den er vergebens zu bekämpfen ſuche.

„Wir ſind mit dem Senator aufgewachſen,“ begann ſie wieder, „mein Bruder und ich; wir waren Nachbarskinder.“ — Und mit dieſen Worten trat ein Lächeln in ihr Antlitz, als blicke ſie unter ſich in eine ſonnige Landſchaft. „Es waren arge Buben damals, die Beiden,“ ſagte ſie, „ſie haben mich was Ehrliches geplagt.“

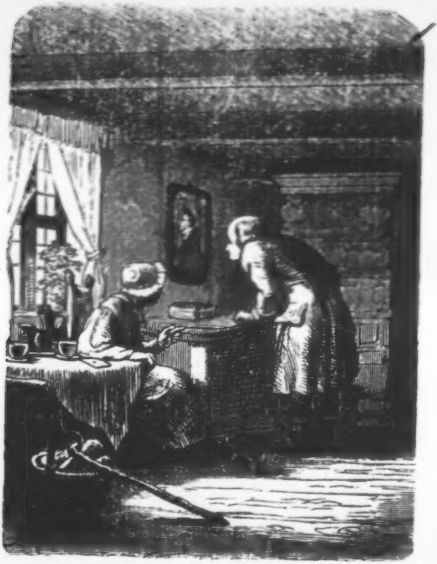
Mamſell hatte die Hände in ihrem Schoos gefaltet und blickte durch's Fenſter auf die Haide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Scheine der untergehenden Sonne; und wie ſchwimmend in Duft gehüllt ſtand fern am Horizont der ſpitze Thurm der Stadt. Auch das alte Mädchen ſaß da, vom blaſſen Abendſchein umfloſſen. Es war ein Antlitz voll ſtillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entſagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe, es mochte wohl nur ein beſcheidenes Glück ſein, das hier vergeblich erhofft worden war. „Nach unſeres Vaters Tode,“ ſagte ſie leiſe, „war der Senator mir ein hülfreicher Freund, ich habe lange in ſeinem Hauſe gelebt, und ſpäter hat er mir dann auf meine Bitten dieſen Poſten hier gegeben. Es iſt jetzt der rechte Platz für einen einſamen, alten Menſchen.“

„Aber,“ ſagte der Lehrer und legte den Theelöffel ſorgfältig über die geleerte Taſſe, „hieß es nicht vor Jahren einmal, liebe Mamſell, daß Sie den ledigen Stand hätten verrücken wollen?“

Sie ſchlug die Augen nieder und ſtrich mit der flachen Hand ein paar Mal über das Damaſttuch. „Ja,“ ſagte ſie dann, indem ſie auf ein getuſchtes Profilbildchen blickte, das in einem Strohblumenkranze über der Kommode hing. „Vor Jahren, Herr Lehrer; aber es kam anders, als wir gedacht hatten.“

Der Lehrer war aufgeſtanden und beſichtigte das Bild. „Ja, ja,“ ſagte er, „der alte Ehrenfried, wie er leibte und lebte, der Herr Senator haben bis zu ſeinem Tode große Stücke auf ihn gehalten; ich habe manches Päckchen Schnupftabak von ihm zugewogen bekommen.“

Die Haushälterin nickte. „Ich mag es Ihnen wohl erzählen,“ fuhr ſie fort, „Sie haben auch Ihre Lebensfreude, Ihren einzigen Sohn, in unſerm Kriege dahin gegeben, und haben ihm den ſchönen Spruch auf's Grab ſetzen laſſen.“ Der Alte beugte ſich vornüber und legte ſeine Hand wie beſchwichtigend auf den Arm ſeiner Freundin. „Das iſt nun vorbei,“ ſagte er, und ſeine Stimme zitterte. „Er ſtarb für ſeine Heimat, für welche wir bald nicht mehr leben dürfen; denn auch in meiner Schule ſoll nächſtens, wie es heißt, die deutſche Sprache



abgeſchafft werden. Mein Wirken iſt dann zu Ende.“ — Der alte Mann ſeufzte. „Doch,“ fuhr er fort, „Sie wollten ja erzählen!“

Sie ſtand auf und füllte erſt noch einmal die Taſſe des Gaſtes und präſentirte ihm die Schüſſel mit den Weihnachtskuchen. — „Mein Vater,“ begann ſie nach einer Weile, „hatte einen kleinen Poſten bei der Stadt und nur ein nothdürftiges Einkommen, aber er ſaß Nachts an ſeinem Pulte und ſchrieb Noten für die Klavierſchüler des Organiſten oder er fertigte die Rechnungen für die Armen- oder Kloſtervorſteher, die mit der Feder ſelbſt nicht umzugehen wußten. Er war ein ſchwächlicher Mann und hat mit den vielen Nachtwachen ſein Leben wohl verkürzt. Doch als er ſtarb, fand ſich für meinen Bruder und mich, die wir beide noch kaum erwachſen waren, ein kleines ſauer verdientes Kapital. Es mochte für Jeden wohl ein paar tauſend Mark betragen.“ Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ueber dieſes Kapital,“ ſagte ſie dann, „das ich beſaß, da Ehrenfried und ich unſern Verſpruch thaten, konnte ich ſpäterhin nicht mehr verfügen.“

„Nein, nein,“ ſetzte ſie hinzu, da ſie bemerkte, daß ihr Gaſt einen Blick des Vorwurfs auf das Bildchen an der Wand warf, „denken Sie nichts Unrechtes von dem Seligen, er hat nichts gegen mich verſchuldet.“

Der Schullehrer ließ ſich dieſe Verſicherung gefallen; denn auch das treuherzige Männergeſicht, das dort ſo ruhig aus dem hohen Rockkragen herausſchaute, ſchien gegen jeden derartigen Verdacht einen ſtummen Proteſt einzulegen.

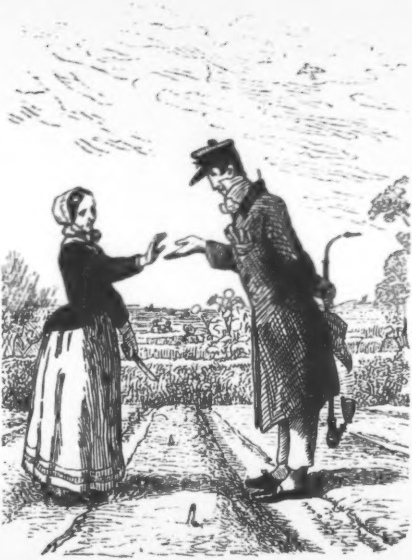
„Wir beide," fuhr die Erzählerin fort, „waren bald nach dem Tode des alten ſeligen Herrn in das Haus des Senators gekommen. Die Mutter lebte noch und der junge Herr freite damals um ſeine jetzige Frau; die Haushaltung ging wie zu den Zeiten des Vaters ihren ruhigen Gang; und es war eine regelrechte Haushaltung, Herr Lehrer, Alles wie nach dem Glockenſchlag der Amſterdamer Wanduhr, die unten auf der großen Hausdiele ſteht; das blieb auch ſo, als die junge Frau in's Haus kam. Der Ehrenfried ſchien ganz hineinzupaſſen; des Tages bediente er ſeine Kunden, des Abends ſaß er in dem kleinen Laden und klebte ſeine Düten oder brachte ſeine Bücher in Ordnung. Ich war meiſtens für die alte Frau da oder half auch wohl mit in der Haushaltung. So lebten wir nebeneinander hin, und die Jahre vergingen. Ehrenfried hatte wohl einmal den Wunſch geäußert, einen eigenen Kram zu beginnen; aber er ſprach das nur ſo hin, als ſei es für Leute ſeines Schlages doch nicht zu erſchwingen; denn er war faſt ohne Mittel. Die Zinſen ſeines kleinen Vermögens und ein gut Theil ſeines Verdienſtes gab er einer älteren kränklichen Schweſter. Das habe ich aber erſt ſpäterhin von ihm erfahren. — Ich hatte ſchon einige dreißig Jahre hinter mir und Ehrenfried mochte nah an die vierzig ſein, da ſtarb die Schweſter, und er begann nun wohl mit Ernſt auch an ſich ſelbſt zu denken.“

Die Alte warf einen liebevollen Blick auf das Bildchen in dem Immortellenkranz. „Sie wiſſen, Herr Lehrer,“ ſagte ſie dann, „der Herr Senator hat einen Speicher in der kleinen Straße, die nach der Marſch hinuntergeht; dahinter iſt ein großer Gemüſegarten, woraus für Winter und Sommer das ganze Haus verſorgt wird. Eines Vormittags hatte die Frau Senatorin mich hingeſchickt, um etwas Kraut zur Suppe zu ſchneiden. Es war juſt am heiligen Pfingſttage — ſo was vergißt ſich nicht, Herr Lehrer —, man konnte über die niedrigen Stachelbeerzäune weithin auf die Nachbargärten ſehen, wo die Leute in ihrem Sonntagszeug zwiſchen den Beeten umhergingen, denn es lag Alles im klarſten Sonnenſchein. Der blaue Flieder duftete, der überall an den Steigen wuchs und drunten von der Marſch herauf hörte man die Lerchen ſingen. Ich hatte am Morgen einen liebreichen Brief von meinem Bruder erhalten, der ſeit Jahren mit Hülfe des Herrn Senators im Hannöveriſchen ein Commiſſionsgeſchäft errichtet hatte;

es ging ihm wohl; er hatte Frau und Kind; aber er vergaß auch ſeine Schweſter nicht. Die blaue Frühlingsluft war nicht heiterer, als mein Gemüth dazumalen. So in Gedanken ging ich den breiten Steig hinab; als ich aber bei dem großen Hollunderbuſch um die Ecke biege — denn der Garten liegt hier im Winkel — ſehe ich Ehrenfried im braunen Sonntagsrock und mit der langen Pfeife zwiſchen den Spargelbeeten ſtehen. Er pflegte an Sonn- und Feſttagen wohl ein wenig in der Gärtnerei zu hantieren. „Es giebt nicht viel, Mamſell Meta,“ rief er mir zu, „die Beete ſind zu alt. — Ja, ja, das Alter!“ ſetzte er wie mit ſich ſelber ſprechend hinzu; dann legte er die Hand mit der Pfeife auf den Rücken und begann wieder mit ſeinem Meſſer die Oberfläche des Beetes zu unterſuchen. Da ich ebenfalls ein Meſſer in der Hand hatte, ſo trat ich an die andere Seite des Beetes. „Ich will Ihnen helfen, Herr Ehrenfried,“ ſagte ich, „vier Augen ſehen mehr als zwei,“ und zugleich hatte ich ſchon einen ſchönen weißen Spargel auf einer Seite bloßgelegt. Ehrenfried ſah eine Weile zu mir hinüber. „Das iſt richtig, Mamſell Meta!“ ſagte er dann, indem er ſorgfältig den Spargel aus der Erde hob. Wir gingen ſuchend an dieſem und noch zwei anderen Beeten auf und ab, aber die Ernte war nur ſpärlich.

„Als ich ihm mein Theil hinüberreichte,“ ſagte er: „Für eine Perſon ſind das zu viele und für zwei zu wenig.“ Und er hatte dabei einen ſo eigenen Ton, Herr Lehrer, daß mir ſchon war, als ſpreche er das nur ſo ſinnbildlich. „Freilich,“ erwiederte ich, „Herr Ehrenfried; aber wir haben ſchon die von geſtern, und morgen giebt es wieder welche, und wenn wir dann übermorgen noch etliche bekommen, ſo reicht es für die ganze Familie.“ Er that einen Zug aus ſeiner Pfeife und ſtieß ein paar blaue Ringe in die Luft. „Ja,“ ſagte er dann, „mit den Dingen, die unſer Herrgott wachſen läßt, da macht ſich das von ſelbſt, aber…“ — „Wie meinen Sie denn: aber, Herr Ehrenfried?“ — „Ich meine mit den Kapitalien,“ ſagte er, „die der Menſch ſich ſauer verdienen muß; da könnte das bischen Leben leicht zu kurz werden.“ Und ich verſtand noch immer nicht, Herr Lehrer, wo das hinaus ſollte. „Kann ich Ihnen in etwas dienlich ſein, Herr Ehrenfried?“ fragte ich. — „Sie wiſſen vielleicht, Mamſell Meta,“ fuhr er fort, ohne meine Frage zu beachten, „ich habe ein kleines Vermögen, ein ſehr kleines, wovon meine Schweſter bislang die Zinſen genoſſen hat. — Sie bedarf deren nun nicht mehr.“ Und er ſchwieg einige Augenblicke und dampfte heftig aus ſeiner Pfeife. „Dieſes kleine Vermögen,“ begann er dann wieder, „iſt für mich allein zu viel, denn was ich bedarf, erhalte ich von unſerm Herrn Principal; aber es iſt wiederum zu wenig, um ein eigenes Geſchäft zu beginnen." Und zögernd ſetzte er hinzu: „Sie beſitzen auch von Vaters wegen eine Kleinigkeit, Mamſell Meta; was meinen Sie, wenn wir zuſammenlegten? Ich denke faſt, — es würde reichen." — — Und ſehen Sie, Herr Lehrer, ſo legte ich denn meine Hand in die ſeine, die er mir über das Gartenbeet hinüberreichte. Es war kein Uebermuth dabei, aber es war beiderſeits doch treu gemeint. — — Wir gingen noch eine Weile in dem großen Steige auf und ab und beſprachen uns, daß wir die Sache noch geheim halten und beide noch ein paar Jahre in unſerer Condition bleiben wollten, damit wir die Ausſtattung davon zurücklegen könnten. Mitunter ſtanden wir ſtill und hörten, wie noch immer drunten aus der Marſch die Lerchen ſangen.

„So gingen ein paar Jahre hin, und wir gewannen ein rechtes Vertrauen zu einander. Oft in der Morgenfrühe, wenn noch die Häuſerſchatten über der Gaſſe lagen, trafen wir uns draußen vor der Hausthür. Wenn Ehrenfried hinausging, um die Eiſenwaaren auf dem Beiſchlag auszuſtellen, war ich ſchon draußen und putzte an der Thür den großen Meſſingklopfer. „Nun, Meta," ſagte er dann wohl, „ich denke, wir werden unſer Glück doch nicht verſchlafen!" — Er ſtand ſchon



in Handel um ein kleines Haus und wir begannen es in Gedanken miteinander einzurichten; wir kannten ſchon jedes Stück Geräth in unſeren Stuben und jeden Topf, der auf unſerm Herde kochen ſollte. Oft ſprachen wir ſo in der Morgenſtille miteinander, bis dann die erſten Bauerwagen die lange Straße herabklapperten und ſich auf dem Markte aufſtellten.

„Es kam anders, Herr Lehrer. Der Krieg brach aus und Niemand hatte Zeit, noch an ſich ſelbſt zu denken. Eines Mittags, da zuerſt die Freiſchaaren mit ihren Schlapphüten und Piſtolen in die Stadt kamen, ſteht ein großer bärtiger Mann vor mir und reicht mir ſeinen Quartierzettel. Es ſchoß mir in die Kniee, da ich ihm ins Geſicht blickte. Es war mein Bruder. „Chriſtian!“ rief ich, „was in Gottes Namen willſt Du jetzt hier?“ „Meta,“ ſagte er, „das Herz iſt immer noch zu Haus; es hat mir keine Ruh’ gelaſſen!“ — Und ſo hatte er das Geſchäft einem Compagnon anvertraut und Frau und Kind bei ſeinen Schwiegerältern untergebracht. Ehrenfried ſchüttelte den Kopf. „Was ſoll das nützen,“ ſagte er, „wir haben junges Volk genug, die älteren werden ſchon ſpäter daran kommen, ſobald es nöthig iſt.“ Und als Chriſtian ihn an den Schultern faßte: „Sei nicht ſo griesgrämig, Ehrenfried, und mach’ mir das Herz nicht ſchwer; es hilft doch nichts, ich muß ſchon jetzt mit dreinſchlagen," da blieb er doch bei ſeinem Stück: „Es muß Alles in der Ordnung ſein." Er hatte nun einmal ſo das Temperament nicht, Herr Lehrer. Aber auch der Herr Senator ſah oft nachdenklich darein, wenn ſpäterhin der Chriſtian uns ſeine Kriegsberichte ſchickte. Endlich, wir müſſen wohl ſagen, leider Gottes, wurde es Frieden."

Der Lehrer nickte, aber er unterbrach ſeine Freundin nicht.

„Unſere guten Leute wurden in die Fremde getrieben, und die Fremden kamen und ſetzten ſich im Lande feſt. Mein Bruder ſaß wieder drüben in ſeinem Geſchäft und bei ſeinen Büchern. Ich will Keinem Unrecht thun; aber er mochte es doch wohl nicht in den rechten Händen gelaſſen haben; denn es war mir nicht entgangen, daß zwiſchen ihm und unſerm Herrn plötzlich ein eiliges Schreiben hin- und widerlief; und als ich gelegentlich anfragte, drückte der Herr mir die Hand und ſagte: „Sorge nur nicht zu ſehr, Mela; in dem Kampfe um die alte Heimath iſt er mit einer Schmarre davongekommen; er muß nun hinterher noch um die neue kämpfen; aber Du weißt, Dein Bruder iſt ein tüchtiger Mann; und nun laß' uns ſorgen und geh' Du in Deine Küche!" Ich ſorgte aber doch; denn von Ehrenfried hatte ich gehört, daß auch unſern Herrn Senator ſchwere Verluſte getroffen hatten.

„Mittlerweile wurde es wieder einmal Frühling und es war mir faſt, als wenn es von der Sonne käme, die nun ſo hell in den dunklen Laden ſchien, daß Ehrenfried eines Morgens wieder von einem Hauskauf zu reden anfing, und daß wir uns dann endlich das Wort gaben, auf den Herbſt unſere Sache in Ordnung zu bringen. Wir hatten es ſchon auf den nächſten Sonntag feſtgeſetzt, daß wir der Herrſchaft unſere Heimlichkeit offenbaren wollten; da, am Freitag Nachmittag — wir ſollten auf den Abend eine kleine Geſellſchaft haben und ich war eben auf meine Kammer gegangen, um mich ein wenig anzukleiden — bringt mir der Ladenburſche einen Brief von meinem Bruder. Und da ſtand es denn geſchrieben: er war am Bankerott. Aber mein Kapital, was ich von unſerm Vater hatte, das — ſo ſchrieb er — konnte ihn noch retten. Ich verſchloß den Unglücksbrief in meine Chatoulle; dann entſann ich mich, daß noch Radieschen zum Nachtiſch aus dem Garten geholt werden ſollten. Ich nahm ein Körbchen und ſchlich die Treppe hinab, um unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen; denn ich hätte um Alles jetzt dem Ehrenfried nicht begegnen mögen. Ich weiß nicht, wie ich hinten aus dem Hauſe und die kleine Straße hinab nach dem Garten gekommen bin. Vorn an der Pforte hätte ich faſt den Herrn Senator umgerannt. „Ei, Meta,“ rief er, und hob lachend den Finger gegen mich, „mit der Küchenſchürze über die Straße!“ Aber ſo alterirt war ich, Herr Lehrer; das war mir all' mein Lebtage noch nicht paſſirt.

„Es wurde ſchon Abend, und es gemahnte mich recht wie damals; denn der Flieder duftete und von unten aus der Marſch kam auch wieder wie dazumal ein ſanfter Vogelgeſang.

„Aber ich ging mit dem leeren Körbchen in dem großen Steige auf und ab und zerriß mir unachtlich die Kleider an den Stachelbeerzäunen. Meine Gedanken verloren ſich in die alte Zeit, in das Kämmerchen, wo mein armer Bruder und ich als Kinder in unſeren ſchmalen Bettchen ſchliefen. Mir war wieder, als höre ich nebenan im Wohnzimmer die Schwarzwälder Uhr Zehn ſchlagen; und nach dem letzten Schlage wird drinnen das Schreibpult abgeſchloſſen und mein Vater öffnet leiſe die Kammerthür. Wie oft, wenn ich noch wachend lag, hatte ich heimlich durch die Augenlider geblinzelt, wenn er ſich über ſeinen Liebling beugte und ſorgſam das Deckbett über ihm zurecht legte, damit nur keine Zugluft die nackten Gliederchen berühre; bis dann des Vaters Hand ſich auch auf mein Haupt legte und ich von ſeinen

Lippen einen Laut vernahm, den ich nicht verſtehen konnte, aber den ich doch in meinem Leben nicht vergeſſen habe. — Die hülfreiche Hand unſers Vaters lag längſt im Grabe; aber was ſie mit ſaurem, ehrlichem Fleiß erworben, das war noch da; ich hatte es und es reichte noch, um die Blöße ſeines Lieblings zuzudecken. — Und doch, was ſollte aus Ehrenfried und mir nun werden? — Aber wir lebten ja geborgen, wir gaben nur einen Herzenswunſch daran; der arme Chriſtian hatte ſich nicht bedacht, da er Alles hinter ſich ließ, um ſeiner Heimath in ihrer Bedrängniß beizuſtehen.

„So hatte ich in ſchweren Gedanken meinen Korb mit Radieschen gefüllt und trat nun aus dem Garten, dem kleinen Hauſe gegenüber, was dazumal dem Steinmetzen gehörte. Die Sonne ſpiegelte ſich in den Fenſterſcheiben, und ich ſtand eine Weile und betrachtete es mir; denn es war daſſelbe, um welches Ehrenfried in Handel ſtand. Da fielen meine Augen auf die goldene Inſchrift eines neuen Grabſteins, der neben der Hausthür an der Mauer lehnte; und, Herr Lehrer, ich las die Worte: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.“

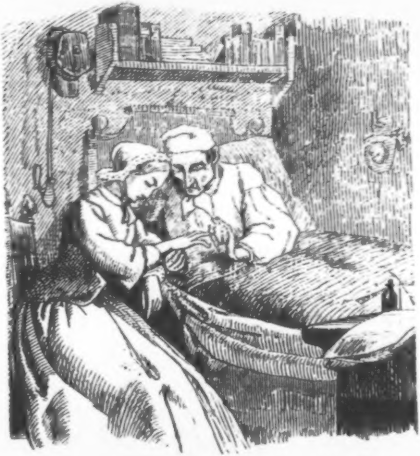
„Evangelium Johannes, Vers dreizehn im funfzehnten Kapitel,“ ſagte leiſe der alte Mann im Lehnſtuhl.

„Es war der Denkſtein, den Sie für ihren gefallenen Sohn beſtellt hatten,“ — und die Erzählerin reichte ihrem Gaſte die Hand, der ſie ſchweigend drückte; „ich habe den Spruch ſeitdem nicht mehr vergeſſen. Es ſtand nun feſt in mir, daß ich das Geld geben mußte. — Aber als ich dann aus dem hellen Sonnenſchein in unſer großes dunkles Haus trat, fiel es mir doch wieder ſchwer auf's Herz, ſo daß ich's nicht von mir bringen konnte, bis auf den Abend. Als die Herren in der Oberſtube an ihrem L'Hombre ſaßen, ging ich hinab in den Laden. Ehrenfried ſtand an der Bank und zählte Nägel in Packete, was ſonſt der Lehrling zu thun hatte, aber der war zu ſeinen Aeltern über Land. Ich erſchrak faſt, da ich ſeine Stimme hörte. „Nun, Meta,“ ſagte er, „wo haſt Du denn geſteckt! Der Steinmetz iſt bei mir geweſen von wegen dem Hauſe, und morgen — wird Alles in Richtigkeit kommen.“ — Es ſchoß mir in die Kniee, und ich zitterte; denn er ſah ſo ſeelenvergnügt dabei aus. Ich vermochte nur ſtumm den Kopf zu ſchütteln. „Was fehlt Dir, Meta?“ fragte er. „Nichts fehlt mir, Ehrenfried; aber wir dürfen das Haus nicht kaufen.“ Und als er mich erſtaunt anſah, erzählte ich ihm Alles und was ich zu thun entſchloſſen war. Aber währenddeſſen wurde ſein Geſicht immer ernſter und ſtrenger; und als ich zufällig niederblickte, ſah ich, daß er ſich mit dem Eiſenſtifte, den er in der Hand hielt, den Daumen blutig geriſſen hatte. „Und Du willſt das Geld geben?“ fragte er, und ſeine Stimme klang ſo gleichgültig, als gebe das ihn ſelber gar nicht an. „Ja, Ehrenfried, ich kann nicht anders.“ — „Nun freilich, Meta; dann reicht's nicht mehr.“ — Er ſchwieg und begann wieder ſeine Nägel einzuzählen. „Ehrenfried,“ ſagte ich, „ſprich doch zu mir; wir hatten's für uns beide beſtimmt; Du mußt Dein Wort mit dazu geben!“ Aber ich bat umſonſt; er ſah nicht auf. „Wenn Dir Dein Bruder näher iſt,“ ſagte er, und begann ſeine Packete einzuſchlagen und wegzupacken. Indem wurde ich nach oben gerufen, und als ich nach einer Stunde wieder in den Laden hinabging, war Ehrenfried in ſeine Kammer gegangen. — Nur der Allmächtige weiß, was ich die Nacht mit mir gerungen habe; eine Stunde um die andere hörte ich unten vom Flur herauf die Wanduhr ſchlagen.

Ich konnte mein Leben nicht für meine Freunde hingeben, aber das bischen Silber, Herr Lehrer, das konnte ich doch. Es war ja auch nicht um mich, ich ſah wie eine Waage vor mir: auf der einen Schale war der Name „Ehrenfried“ und auf der andern der meines Bruders; ich ſann und ſann, bis mir das Hirn brannte, aber es wurde nicht anders, wenn die eine Schale ſank, ſo ſtieg die andere. — Ich mag wohl endlich eingeſchlafen ſein; denn als ich die Augen aufſchlug, kam ſchon die Morgendämmerung durch die kleinen Scheiben, und als ich mich ermunterte, hörte ich draußen vor der Kammer auf dem Gange einen Schritt. Mitunter blieb es eine Weile an der Thür; dann ging es wieder vorſichtig auf und ab. Ich ſtieg aus dem Bett und kleidete mich an, und indem glaubte ich auch den Schritt zu kennen. Als ich bald darauf aus der Thür trat, ſtand Ehrenfried vor mir. Sein Geſicht war blaß, aber freundlich. Er ſtreckte mir ſchweigend ſeine Hand entgegen und huſtete ein paar Mal, als ob er ſprechen wollte. „Es hat nicht ſein ſollen, Meta," ſagte er endlich; „wir wollen's dem lieben Gott anheimſtellen." Dann drückte er mir noch einmal die Hand, nickte mir zu und ging die Treppe hinab an ſein Geſchäft, — Noch an demſelben Tage ſchrieb ich meinem Bruder. — — Zwiſchen mir und Ehrenfried iſt dann von dieſen Dingen nicht mehr die Rede geweſen; wir lebten wieder ſtill nebeneinander fort, und allmälig war es zwiſchen uns faſt wie es ſonſt geweſen; auch das „Du" gebrauchten wir nicht mehr, wenn wir, was ſelten geſchah, einmal zuſammen ſprachen. Aber in den Garten hinter dem Speicher bin ich ſeitdem nicht gern gegangen, und wir haben uns auch niemals wieder dort getroffen. — Die Jahre vergingen, wir wurden alt, und die Stadt um uns wurde immer fremder.“

Die Erzählerin ſchwieg. „Ich dächte,“ hob der Lehrer an, indem er faſt mit einer ehrfürchtigen Scheu auf ſeine Freundin blickte, „Ihr Herr Bruder ſei ein Mann in auskömmlichen Verhältniſſen; ſo iſt er wenigſtens in der Leute Mund.“

„Er iſt es geworden, Herr Lehrer, — ſpäter, und er hat mir das Darlehn auch bei Heller und Pfennig und mit allen Zinſen zurückgezahlt; aber es war kurz vor Ehrenfried's Tode und ſchon in ſeiner letzten Krankheit. — — Ja, was ich ſagen wollte, ein paar Tage vor ſeinem Ende, des Ehrenfried meine ich, war viel Beſuch in ſeiner Kammer; die Gerichtsperſonen waren dort geweſen, und auch unſern Nachbar, den Goldſchmied, hatte ich am Morgen herauskommen ſehen. Als ich Nachmittags die Mixtur hineinbrachte, bat Ehrenfried, mich neben ſeinem Bette niederzuſetzen. „Meta,“ ſagte er, denn ich hatte ihm das vorhin erzählt, „das Geld wäre nun wohl wieder beiſammen, aber das Leben iſt indeſſen alle geworden. — Da hab' ich nun, als ich ſo dagelegen, bei mir gedacht, es müßte doch ſchön ſein, wenn Einer, wo es juſt die rechte Zeit wäre, ſo einmal aus dem Vollen leben könnte und ohne Kümmerniß. Uns iſt es ſo gut nicht geworden und unſeren Aeltern auch nicht; mir iſt, als hätten wir Alle nur ein Stückwerk vom Leben gehabt. Und weiter hab' ich mir gedacht, wenn unſer Kapital zuſammen käme!" — — Und als ich das abwehren wollte, richtete er ſich unge-



duldig in ſeinen Kiſſen auf. „Nein, nein, Mamſell Meta,“ ſagte er, „reden Sie mir nicht dazwiſchen!“ — Und dann duzte er mich wieder und legte ſeine magere Hand auf meinen Arm. „Es iſt ja nicht um Dich, Meta, aber Dein Bruder Chriſtian hat einen Sohn; ich weiß, er hat ihn tüchtig angehalten und er wird einmal Dein Erbe ſein. Vielleicht, um was ſich Viele gemüht haben, daß es nun einmal Einem zu einem ganzen Menſchenleben helfen mag. Darum habe ich in meinem Teſtament meine verlobte Braut, die Jungfrau Hanſen, zu meiner Univerſalerbin eingeſetzt. Du wirſt mir das nicht für übel nehmen, Meta; wir haben es doch 'mal ſo im Sinn gehabt.“ Und als meine Thränen auf ſeine Hand fielen, nahm er einen goldenen Ring aus einem Käſtchen und ſteckte mir ihn an. „Der iſt für Dich allein,“ ſagte er, „es ſchickt ſich beſſer vor den Leuten, und,“ ſetzte er leiſe hinzu, „trag' ihn auch zu meinem Gedächtniß.“

Die alte Jungfrau ſchwieg und faßte wie liebkoſend den ſchmalen Reif, den ſie am Goldfinger trug. — — Es war jetzt faſt dunkel in dem kleinen Zimmer; nur ein ſchwacher Abendſchein drang durch die beſchlagenen Fenſterſcheiben.

Der alte Lehrer war aufgeſtanden. „Wenn ich den Spruch auf meines armen Knaben Stein geleſen,“ ſagte er, „ſo habe ich bisher nur ſeiner dabei gedacht; aber,“ ſetzte er hinzu und ſeine Stimme zitterte, „Gottes Wort iſt überall lebendig.“

Er bückte ſich, um ſeinen Korb mit den Feſttagseinkäufen aufzunehmen, der hinter ihm in der Ecke ſtand. Mamſell Meta nöthigte ihn, noch ein Weilchen zu verziehen, der Mond werde ja aufgehen. Er dankte: „die Meinen warten,“ ſagte er, „es iſt noch eine Stunde Weges bis nach Haus.“ Da ſie den Gaſt nicht halten konnte, zündete ſie ein Licht an den verglimmenden Kohlen im Ofen an und packte noch eine große Düte mit den Weihnachtspfeffernüſſen der Frau Senatorin, die ſie alles Widerſtrebens ungeachtet zu den anderen Dingen in den Korb legte; ſie erkundigte ſich auch — wie hätte ſie es nur vergeſſen können! — nach dem zehnjährigen Töchterchen, dem Neſthäkchen ihres alten Gaſtes, und er ſchüttelte ihr die Hand und ſagte nicht ohne eine kleine Feierlichkeit: „Ich danke für die Nachfrage, wertheſte Mamſell, ſie wächſt zu unſerer Freude heran.“

Dann ging die Thür auf und die Magd trat herein; in vollem Anzug, den Hut auf dem Kopf. „Ich bin fertig, Mamſell,“ ſagte ſie; „wenn ſonſt nichts zu beſorgen iſt, ſo möchte ich nun zu meiner Mutter gehen.“

„Du kannſt gehen, Wieb’; ſei aber morgen zeitig wieder da," beſchied Mamſell Meta. „Nimm auch dem Herrn Lehrer ſeinen Korb, Du haſt ja denſelben Weg."

Der alte Mann ließ ſich das gefallen. „Sie iſt ja mein Schulkind geweſen," ſagte er freundlich nickend.

„Und zeig' dem Herrn Lehrer den Weg oberhalb über den neuen Steg," fuhr Mamſell fort, „das ſpart ein Viertelſtündchen."

Wieb' ſchüttelte den Kopf. „Das geht nicht," ſagte ſie, indem ſie den Korb des Lehrers nahm; „der neue Weg iſt unter Waſſer; wir müſſen unterhalb über den alten Steg, und dann den Fußweg durch den Eichenbuſch."

Der Lehrer nickte. „Der Eichenbuſch ſoll verkauft ſein," bemerkte er beiläufig; „ſo hörte ich heute in der Stadt."

„Verkauft?" fragte Mamſell Meta; denn es fiel ihr ein, daß bei ihrer Kahnfahrt Marten gerade mit dieſem Grundſtück den Haidehof hatte vervollſtändigen wollen. „An wen denn verkauft, Herr Lehrer?"

„An einen Fremden; den Namen habe ich nicht gehört."

„Hm," dachte Mamſell Meta, „da iſt alſo der Herr Senator diesmal doch zu ſpät gekommen."

Dann geleitete ſie ihren Gaſt vor die Hausthür. — Es war kalt, die Sterne ſtanden ſchon am Himmel, nur ein ſchwacher Schein am Horizont zeigte, wo die Sonne verſchwunden war. „Wie unruhig die Sterne ſind,“ ſagte der Alte noch, „wir haben Froſtwetter, Mamſell Meta.“

Meta ſtand in der Hausthür und ſah den Beiden nach, wie ſie gegen Weſten den Fußſteig nach dem Bach hinabgingen. Das Dunkel der Haide hatte ſie bald ihren Blicken entzogen; nach einer Weile aber wurden ſie noch einmal in der Ferne ſichtbar, auf dem Hügel drüben; faſt übernatürlich groß erſchienen ihr die Geſtalten, wie ſie ſich ſchattenhaft gegen den ſchwachen Schein des Abendhimmels abhoben. Endlich waren ſie ganz verſchwunden. Dann hörte ſie noch unten vom Bach her das Geräuſch der Fußtritte auf dem Stege, und dann war Alles ſtill; ſie war allein. Nur im Stall in der Scheune waren die kleinen Ponies und die Kuh, und daneben in dem Verſchlag ſaß ſchlafend das Federvieh auf ſeinen Leitern; hinter ihr im Hauſe ſtrichen ein paar ſcheue Katzen durch die dunkelen Räume.

Leiſe drückte ſie die Hausthür zu und ging in ihre Stube.

Mit trockenem Haidereis und Torf brachte ſie das Ofenfeuer wieder zum Brennen, daß es geſellig zu praſſeln begann; dann, nachdem ſie den Tiſch abgeräumt und das Licht geputzt hatte, ſetzte ſie ſich in den Lehnſtuhl und brach das Siegel ihres Weihnachtsbriefes. Sie las langſam und mit ganzer Andacht, und als ſie an das Ende des Briefes kam, flog ein glückliches Lächeln über ihr Geſicht, und die Hand, welche ihn hielt, ſank auf den Tiſch. „Er kommt, endlich! nach zehn langen Jahren!“ rief ſie vor ſich hin. Sie las die Stelle noch einmal, ſie hätte nun auch Tag und Stunde wiſſen mögen; doch es hieß nur: „In nächſter Zeit.“ Sie mußte ſich begnügen. — „Aber warum hat denn der Junge, der Friedrich, nicht geſchrieben? — Und auch das Bild, das mir verſprochen wurde, iſt nicht dabei!“ Die gute Tante wäre faſt verdrießlich geworden. Aber ſie beſann ſich; ſie ſtand auf und ging mit dem Licht nebenan in die herrſchaftliche Stube. Raſch öffnete ſie das Schubfach einer Kommode, denn es war kalt hier, und die Möbeln mit ihren Ueberzügen ſtanden unwirthlich in dem großen leeren Raume; dann, nachdem ſie ein Päckchen alter Briefe herausgenommen, ging ſie eilig damit in ihr heimliches Stübchen zurück. Bald ſaß ſie wieder in ihrem Lehnſtuhl und begann die Briefe ſorgfältig durchzuſehen. Endlich kam ſie an den rechten Jahrgang; ein kleines Lichtbild lag dazwiſchen, das ſie mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete. Es war das Porträt eines kräftigen, etwa vierzehnjährigen Knaben, deſſen treuherzige Augen nicht ohne einigen Trotz unter dem buſchigen Haar herausſchauten. „Aber das war vor ſechs Jahren,“ ſagte ſie, „er muß ja jetzt ein ganzer Kerl ſein.“ Und dann entfaltete ſie den Brief ihres Bruders, der das Bild begleitet hatte. „Du wirſt den Jungen nicht verkennen,“ ſchrieb er, „auch über ſeiner Stirn erhebt ſich jener widerſpenſtige Haarwirbel, den der ſelige Subrector ſeinem Vater als eine Oppoſition gegen die Autorität der Schule auslegte und den er in der Numa-Pompilius-Stunde mir ebenſo unermüdet als vergeblich niederzuſtreichen bemüht war.“ Sie lächelte; die kräftige Knabengeſtalt ihres Bruders ſtand vor ihren Augen. Sie ſah ihn im Streit mit dem rothnaſigen Stadtdiener, der keine Rutſchſchlitten auf dem abſchüſſigen Markte dulden wollte, und dann wieder zuſammen mit ſeinem Freunde, dem jetzigen Senator, wie ſie draußen im Sonnenſchein am Deich lagert und ihre Drachen ſteigen ließen. „Und wenn ich ſie zu Mittag rufen mußte,“ dachte ſie weiter, „und ſie mit ihrem Drachen dann wieder ein Stück weiter auf den Deich hinausrückten, und immer weiter, je mehr ich hinter ihnen herlief, bis ſie mich denn am Ende richtig zum Weinen gebracht hatten.“ Und kopfſchüttelnd ſetzte ſie hinzu: „Das waren ein paar Gäſte, ſie kamen nie zu rechter Zeit nach Haus!“ — — Immer hingebender blickte ſie in die Perſpective der Vergangenheit, wo eine Ausſicht immer tiefer als die andere ſich eröffnete. Die damals ſo traulichen Straßen ihrer Vaterſtadt ſah ſie belebt von friſchen rothwangigen Kindergeſtalten; ſie gingen paarweiſe mit dem Schulſack über'm Arm in eifrigem Geplauder durch die Straßen; oder der Sommerabend war herabgekommen, und ſie rannten, Knaben und Mädchen, auf ihren Spielplatz unter den Linden vor der Kirche; ſie ſelbſt überall dabei und derzeit, ſo dachte die alte Jungfrau, keineswegs die Stillſte. „Nein, nein! eine wahre Hummel, ein Dreiviertelsjunge, wie der alte Senator immer geſagt hatte.“

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf; dann, wie müde von all' der muntern Geſellſchaft der Vergangenheit, lehnte ſie ſich zurück und faltete die Hände.

Aber die Ruhe war ihre Sache nicht. Bald ſaß ſie wieder aufrecht und nachdem ſie durch's Fenſter einen Blick in die Nacht hinaus gethan hatte, ſtand ſie auf und verließ die Stube. Sie mußte einmal horchen, ob in den Ställen Alles ruhig ſei.

Sie ging über die Tenne auf den Hof hinaus. Draußen, an den ſchweren Thorflügel gelehnt, blieb ſie ſtehen. Die Sterne blitzten über ihr; aber auf der Erde, hier gegen Oſten, war es gänzlich finſter; die Morgenſtunde, wo dort am Horizont die Sonne aufgeſtiegen, war längſt vorüber; nicht der leiſeſte Tagesſchimmer war hier auf der Erde zurückgeblieben. Sie beugte ſich vor und lauſchte. Links vom Hauſe, ein wenig tiefer hinter dem kleinen Waſſertümpel, lag die Scheuer mit den Ställen; aber es war Alles ruhig, nur das Rupfen der Kuh an der Krippe war zu hören und mitunter ein Stampfen der kleinen Ponies. Faſt unwillkürlich warf ſie einen Blick in die Ferne, ob ſie drunten im Moor die alte Eiche erkennen möchte, den einzigen Baum, der über Tag von hier aus zu entdecken war. Aber ſie ſah nur die Brunnenſtange vor ſich in die Nachtluft ragen; wenige Schritte dahinter begann der dunkele Zug der Haide und ſtreckte ſich von allen Seiten ſchwarz und undurchdringlich in die Nacht hinaus. Ein Luftzug regte ſich; leiſe, langſam durch das rauſchende Haidekraut hörte ſie es auf ſich zukommen. So war es da und zog vorüber, bis ſich das Rauſchen wieder in die Ferne hinter ihr verlor.

Da plötzlich unten vom Moor herauf ſchlug ein Thierſchrei an ihr Ohr, heiſer und gewaltſam. Die Alte ſchauerte, ſie legte die Hand auf den Griff des offen ſtehenden Thores; ihr war, als habe aus der ungeheuern lebloſen Natur ſelbſt dieſer Laut ſich losgerungen, als habe ihn die Haide ausgeſtoßen, die ſo ſchwarz und wild zu ihren Füßen lag. Und dann! Einige tauſend Schritt in das Dunkel hinaus, ſie wußte das wohl, ſtand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächſten Dorfes noch unterhalten zum Gedenken, daß hier ein Bauernkind von Wölfen zerriſſen worden war. Freilich, das ſollte über hundert Jahre her ſein; es gab längſt keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiſerm Geheul durch die Finſterniß trabten. — Aber konnten die Nebel der Haide ſich nicht wieder zu dieſen unheimlichen Thiergeſtalten zuſammenballen, damit auch das Entſetzen, das Nachts auf dieſen Mooren lagerte, ſeine Stimme wieder bekäme?

Die Alte ſchüttelte ſich ein wenig; denn die dunkelen Vorſtellungen des Volksglaubens, welche die Einſamkeit dieſer Küſtengegend ausgebrütet, lagen auch in ihrer Seele. Aber ſie wußte ſich zu faſſen. Sie räuſperte ſich ein paar Mal herzhaft und laut, damit ſie nur wieder einen Ton der Menſchenſtimme vernehme; und gleich darauf bedachte ſie es, daß ja dort unten, von wo der Schrei gekommen, der Bach durch das Bruchland gehe; es mochten zwei Ottern geweſen ſein, die ſich um einen Fiſch oder um einen erhaſchten Vogel gerauft. Ja, das war es geweſen; weiter nichts.

Wenn nur die Magd die Enten alle in den Stall getrieben hatte! Die eine mit der grünen Tolle pflegte dahinab an den Strom zu gehen und auch wohl einmal draußen zu bleiben. — Das Wäſſerchen, worauf ſie am

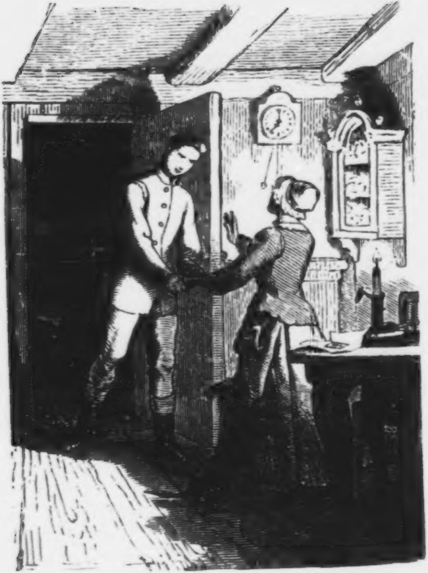
Tage ihr Weſen zu treiben pflegten, lag ſchwarz und glitzernd zu ihren Füßen. Sie ging vorſichtig an dem Rand der Pfütze zur Scheune hinab und öffnete die Thür des Hühnerſtalles, aber die Dunkelheit ließ nichts erkennen; nur hinten von der Leiter herab kam ein kurzes unwilliges Gekräh des großen Hahnes.

Mamſell Meta kehrte in's Haus zurück. Noch einmal, als ſie den Thorflügel hinter ſich anzog, ſchlug aus der Ferne der Thierſchrei an ihr Ohr. Haſtig legte ſie den großen Holzriegel vor; dann aber ging ſie über die Tenne, an ihrer Stube vorbei, und trat dann aus dem vordern Thor wiederum in's Freie. Das Licht in ihrem Stübchen warf durch die Fenſter einen geſelligen Schein hinaus, auch war hier gegen Weſten der Himmel lichter, und drüben, wohin ihre Augen blickten, lag die Stadt und das Haus ihrer Freunde. Ein heimliches Gefühl als wie von Menſchennähe überkam ſie. Aber die Stadt war nicht zu ſehen, nicht einmal die Kirchthurmſpitze, die ſie am Tage aus ihrem Stubenfenſter ſah, und ihre Augen hoben ſich unwillkürlich zu der großen blitzenden Himmelsglocke, die in feierlicher Ruhe auf dem dunkeln Erdenrunde ſtand. Es war ſo ſtill, daß ſie droben das leiſe Brennen der Sterne zu vernehmen meinte. Und immer neue, immer fernere drangen, je länger je mehr, einer hinter dem andern aus dem blauen Abgrund über ihr. Und immer weiter folgte ihr Blick; ihr war, als flöge ihre Seele mit von Stern zu Stern, als ſei ſie droben mit in der Unendlichkeit. „Du großer, liebreicher Gott,“ flüſterte ſie, „wie ſtill regierſt Du Deine Welt!“ Ein rother Schein flog über den Himmel, es mochte der Strahl eines beginnenden Nordlichts ſein; da gedachte ſie des Weihnachtsabends und ſagte: „Chriſtkindlein fliegt!“ Die Strahlen breiteten ſich aus und ſchoſſen bis zum Horizont hinab, und als ihre Augen folgten, gewahrte ſie unten auf der Erde, dort, wo die Stadt lag, den Schimmer eines Lichtes. Sie nickte und dachte: „Nun zünden ſie die Weihnachtsbäume an.“ — Aber es fiel ihr ein, ſie hatte Abends nie die Lichter der Stadt gewahren können, denn eine Erhöhung des Bodens lag dazwiſchen, auch wenn es doch nicht gar zu fern geweſen wäre. Und jenes Licht vor ihr, es blieb auch nicht an einer Stelle, es wanderte und ſtrahlte ſeitdem ſchon weiter rechts, eben wo die große Straße entlang führte. Auch war es offenbar viel näher, als es ihr zuerſt geſchienen, und jetzt hörte ſie drüben auf dem Steindamm der Chauſſee einen Wagen raſſeln, und der Schall und das Licht kamen immer näher und waren endlich faſt in gleicher Richtung mit dem Hauſe. Plötzlich hörte das Getöſe der Räder auf, aber der Schein brannte fort; es war kein Zweifel, der

Wagen mußte von der Chauſſee auf den Feldweg gefahren ſein, der von dort faſt in gerader Richtung auf das kleine Gehöft führte. Und nun hörte ſie auch das Schnauben der Pferde und das dumpfe Rumpeln der Räder auf dem unebenen Haideboden. Dann noch ein Peitſchenknall, und eine kleine Halbchaiſe, an welcher vorn zwei Laternen brannten, rollte durch die Lücke des Walles und hielt in dem hellen Schein, der aus den Fenſtern brach. In demſelben Augenblick vernahm ſie auch das Gekläff ihres kleinen Täckels, und ſchon arbeitete er freudewinſelnd mit beiden Vorderpfoten an ihr empor.

„Da wären wir, junger Herr!“ rief Marten's bekannte Stimme, der nun vom Kutſcherſtuhl über das Rad hinabkletterte und dann das Deckleder vor der Chaiſe zurückſchlug. „Guten Abend, Mamſell!“

Mamſell nickte nur ſchweigend; ſie wußte nicht, was das bedeuten ſolle. Aber ſchon wurde ſie von einem ſtattlichen jungen Mann begrüßt, den ſie erſtaunt und knixend in die Stube nöthigte. Ein paar Mal, während ſie eilig die Briefe auf dem Tiſche zuſammenräumte, wanderte ihr Blick ſtutzig und forſchend zwiſchen ſeinem Antlitz und dem noch vor ihr liegenden Lichtbildchen hin und wieder. Als er aber nach Ablegung ſeiner ſchweren Wildſchur mit der Hand über das buſchige



braune Haar ſtrich, und der eigenſinnige Wirbel ſofort wieder emporſchnellte, da flog ein Lächeln glücklicher Gewißheit über ihr Geſicht. Sie ſtreckte beide Arme nach ihm aus; und: „Meine liebe Tante Meta!“ rief der junge Mann. Und das alte Mädchen, das noch eben ſo allein geweſen, hielt plötzlich einen ihres Blutes in den Armen; und ein ſtattlicher Junge war's.

„Aber wo iſt Dein Vater?“ begann ſie nach einer Weile, während der Neffe faſt verlegen geworden wäre unter dem langen, zärtlichen Blick der Tante. „Er wollte ja doch ſelber kommen?“

— „In der Stadt, Tante Meta; und ich bin hergeſchickt, um Dich zu holen.“

Sie wurde unruhig, zitternd in großer Erregung ging ſie in der Stube umher; planlos griffen ihre Hände nach dem und jenem und legten es wieder fort. „Aber ich habe die Magd ja fortgeſchickt!“ ſagte ſie.

— „Aber, Tante, Dein alter Marten iſt ja wieder da.“

Und ſie ging an den Ofen und nahm die Kaffeekanne aus der Röhre. „Ich will mich fertig machen, Friedrich. Trink' indeß ein Täßchen und ſetze Dich in den Lehnſtuhl!“

So, während ſie dazwiſchen bald eine Pfeffernuß auf ſeine Taſſe legte, bald auf's neue wieder einſchenkte, hatte ſie endlich ihre Pelzkappe aufgeſetzt und ſämmtliche Mäntel und Tücher umgethan. Faſt hätte ihr jetzt der Muth gefehlt, ihren jungen Gaſt zu ſtören; er ſaß ſo lächelnd da, und wie ihm Alles ſchmeckte! Aber die Sehnſucht nach ihrem Bruder gönnte ihr nun ſelbſt keine Ruhe. Nachdem Marten hereingerufen und gehörig inſtruirt war, traten ſie reiſefertig vor die Hausflur. Der Mond war indeſſen aufgegangen; unten von den Wieſen blinkte der Strom herauf. Friedrich, während er die Tante in den Wagen hob, ſtand noch einen Augenblick und ſandte wie prüfend ſeine Augen über die ungeheuere dunkle Fläche. „Und das iſt das Waſſer, Tante, wo ihr heute die großen Karpfen gefangen habt?“

„Freilich, Friedrich, und den ſchönen Hecht nicht zu vergeſſen.“

— „Und dort über dem Waſſer liegt der Eichenbuſch?“

„Woher weißt Du denn das Alles, Junge?“ rief Tante Meta aus dem Fond der Chaiſe.

— „Nun, was hätte Dein alter Marten mir denn unterwegs erzählen ſollen? — Aber mehr Leute müßteſt Du haben, und jüngere,“ rief er, indem er zu ihr in den Wagen ſtieg, und es klang der Tante faſt ein wenig übermüthig, als er lachend und ihre Hand ergreifend hinzuſetzte: „Ihr ſeid hier eine gar zu ehrenfeſte Geſellſchaft!“

Ihre Antwort verhallte in dem Geräuſch des abfahrenden Wagens. Bald hatten ſie die Chauſſee erreicht, und nach Verlauf einer kleinen Stunde rollten ſie über das Straßenpflaſter der Stadt. Hier und da ſahen ſie im Vorüberfahren noch einen verſpäteten Weihnachtsbaum brennen; im Allgemeinen ſchien die eigentliche Feierſtunde ſchon vorüber, nur die bettelnden Haufen der kleinen Weihnachtsſänger zogen noch unermüdlich von einer Thür zur andern. Ein paar große Gebäude waren beſonders hell erleuchtet; aber Tante Meta ſchloß die Augen, als ſie daran vorüberkamen; denn hier wohnten die „neuen Beamten“, wie ſie noch immer von ihr genannt wurden, obgleich ſchon ein ganzer Nachwuchs für ſich und die verhaßte Sprache Geburts- und Heimathsrechte der deutſchen Stadt in Anſpruch nahm.

Auf dem Markte vor dem ſtattlichen Hauſe des Senators hielt der Wagen. Die Frau Senatorin empfing ihre alte Freundin an der Thür. „Nicht wahr, Meta,“ ſagte ſie, indem ſie auf die große Außendiele traten, „weniger that es nicht, um Dich zu Deinen Freunden in die Stadt zu bringen?“

Meta war zu bewegt, um zu antworten. Während die Magd ihr die Reiſekleider abnahm, blickte ſie zur

Linken in den geräumigen Kaufladen, wo ſie einſt mit Ehrenfried in mancher Morgenfrühe vergebliche Pläne für ein beſcheidenes Lebensglück entworfen hatte. Aus der Wohnſtube an der anderen Seite des Flurs hörte ſie zwei Männerſtimmen in lautem Geſpräch; die eine kannte ſie, die andere war ihr fremd geworden. Die Sprechenden mochten beide die Ankunft des Wagens überhört haben.

Als Meta mit ihrem Neffen hereintrat, ſah ſie neben dem Senator einen kräftigen älteren Mann mit lebhaft geröthetem Antlitz am Ofen ſtehen; das volle buſchige Haupthaar war ſchneeweiß. Mitten in ſeiner lauten Rede brach er ab und ſah ſie wie zweifelnd mit ſeinen dunklen Augen an, aber in demſelben Augenblicke hielt er die alte Schweſter in den Armen.

„Da haſt Du ihn, Meta,“ rief der Senator, „es iſt noch immer der alte Hoffegut. Wo der keine Roſen ſieht, da werden niemals welche wachſen!“ —

Dann kam die Freude des Wiederſehens; ein langes, inniges Geſpräch; ein ſtilles, gegenſeitiges Betrachten. Aber der Erzähler war meiſt der Bruder; während er vor ihr ſtehen blieb, hatte ſie ſich, wie von dem Uebermaße der Freude niedergedrückt, auf einen Stuhl geſetzt. Ihre Hände auf die Kniee gelegt, ſah ſie zu ihm empor und lauſchte ſeinen Worten. Faſt blieb die Taſſe dampfenden Thees unberührt in ihrer Hand, welche die Senatorin ihr gereicht hatte. „Ja, ja, Chriſtian,“ ſagte ſie, „Dein Geſicht iſt noch das alte; es läßt nur anders bei den weißen Haaren.“

„Meinſt Du,“ rief er lachend, „aber ſie laſſen ſich auch noch jetzt von keinem Schulmeiſter niederſtreichen. Verſuch es nur!“ Und er legte die Hand der Schweſter auf ſein Haupt. „Und nun genug von der Vergangenheit, wir wollen den Weihnachtsabend nicht vergeſſen!“ Dann ſeinem Sohne und dem Senator einen Wink gebend, führte er ſie in das gleichfalls erhellte, hinter der Wohnſtube gelegene Zimmer; die anderen folgten nach. — Es brannte hier kein Weihnachtsbaum; in dieſem Hauſe hatte ſeit vielen Jahren keiner mehr gebrannt; denn der Senator war kinderlos. Aber auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tiſche ſtanden, jeder mit drei brennenden Kerzen, die ſonſt nur für die Feſttafel beſtimmten ſilbernen Armleuchter; zwiſchen den Leuchtern vor des Senators emaillirtem Schreibgeſchirr lag ein beſchriebenes Blatt Papier, daneben eine friſch geſchnittene Feder.

Meta ſah ihren Bruder fragend an.

„Schweſter,“ ſagte er, „Du biſt es, die beſcheeren ſoll; noch einmal ſollſt Du Deine geſegnete Hand aufthun und diesmal, denke ich, Dir zur Freude.“

Und ſeine Hand auf den beſchriebenen Bogen legend, fuhr er fort: „Wir haben die Punktationen eines Kaufcontractes über den Haidehof aufgeſetzt; Verkäufer iſt unſer Freund Albrecht hier, als Käufer ſind aufgeführt die Geſchwiſter Meta und Chriſtian Hanſen: die Vollziehung einer anderen Punktation über den Eichenbuſch — denn der, wie die Sachverſtändigen und Dein alter Marten ſagen, gehört nothwendig mit dazu — wartet nur auf den Abſchluß dieſes Handels.“

„Alſo Du,“ ſagte Meta, „warſt der Käufer?“

— „Ich nicht allein, Schweſter; Du mußt allerwege mit dabei ſein; denn meine Kräfte reichen hier nicht zu. — Ich ſelber kann nicht bleiben,“ fuhr er fort, indem er mit begeiſterter Zärtlichkeit auf ſeinen Sohn blickte, „ich muß zurück an meinen Heerd, aber ich ſchicke einen jüngeren, der die Sache aus dem Fundament gelernt hat. Schon im Februar mag der Friedrich ſeinen Einzug bei Dir halten und dann könnt ihr bauen und Mergel graben und Haide brennen nach Herzensluſt, damit, wenn ich nach ein paar Jahren wiederkehre, aus der braunen Steppe ein grünes Heimweſen mir entgegenleuchte. — Wir wollen einen jungen feſten Fuß auf unſere heimathliche Erde ſetzen; denn trotz alledem“, und ſeine Stimme ſank bei dieſem Worte, „ich laſſe es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutſchen Nation iſt im Beginnen; und wir von den äußerſten deutſchen

Kgl Univ Bibl.
Berlin

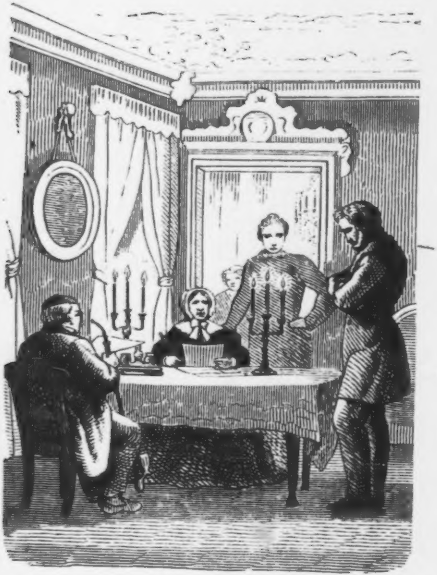
Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einſt ein alter Herzog uns geheißen, — wir gehören auch dazu!"

Der Senator hatte ſtill daneben geſtanden. „Du irrſt Dich, Chriſtian," ſagte er jetzt; „es rührt ſich keine Hand um uns; oder" — und er nahm ein Zeitungsblatt neben ſich von der Kommode, „wie es hier geſchrieben ſteht:

Die fremde Sprache ſchleicht von Haus zu Haus
Und deutſches Wort und deutſches Lied löſcht aus;
Trotz alledem — es muß beim Alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde ſchreiben."

Aber der alte Freiſchärler legte die Fauſt vor ſich auf den Tiſch, und die tiefe Narbe über der Stirn begann zu leuchten. „Mögen ſie ſchreiben!" rief er, „das rechte Wort wandert landaus und ein, raſtlos und unantaſtbar, bis es ſein Fleiſch und Bein gefunden hat. Langſam geht es, langſamer als anderswo; aber" — und die breite germaniſche Männergeſtalt richtete ſich in ihrer ganzen Höhe auf — „das Wachsthum der Eiche zählt nur nach Jahrhunderten. Laß Dich nicht irren von dem, Schweſter! — Lies nur die Bedingungen; der Verkäufer hat uns nirgends übervortheilt."

Sie hatte theilnehmend dieſen Reden zugehört. Nun, während der Senator ſchweigend ſeine Zeitung



zuſammenfaltete, nahm ſie das Schriftſtück und begann es aufmerkſam zu leſen. Die Hand, welche das Blatt hielt, zitterte; aber ihr Antlitz verklärte ſich wie von junger aufſtrebender Hoffnung, da doch das Leben ſich ſchon abwärts neigte.

Der Bruder ſtand ihr gegenüber; die Arme untergeſchlagen, geſpannt zu ihr hinüber blickend. — Sie hatte ihn wohl verſtanden; er wollte ihr nach Kräften einen Erſatz der Lebensgüter bieten, auf die ſie einſt durch jenes ſchweſterliche Opfer hatte verzichten müſſen. Sie blickte empor und die Augen der Geſchwiſter begegneten ſich. „Du willſt mir gar nichts ſchuldig bleiben!“ ſagte ſie ſchüchtern; „aber Chriſtian, Du zahlſt Dich arm dabei.“

Der lebhafte Mann ſchüttelte ſein buſchiges Haupthaar, als wolle er das Gefühl abſchütteln, das ihn überkam, „Nein, nein!“ rief er, die Hand wie abwehrend vor ſich hinſtreckend; „aber ich dächte, Schweſter, Du hülfeſt gern Deinem Brudersſohn zu Haus und Hof!“

Sie ſah ihn an und lächelte; aber noch einmal verſchwand das Lächeln für kurze Zeit von ihrem Antlitz, und ſie blickte mit faſt ſchmerzlichem Ausdruck auf das vor ihr liegende Schriftſtück. Sie mochte des Todten gedenken, über deſſen kleinen Schatz ſie jetzt auch verfügen ſollte. — Dann nach einer Weile tauchte ſie die

Feder ein und ſchrieb. „Für mich — und Ehrenfried!“ ſagte ſie.

Der Senator ergriff die Hände des jungen Mannes, der ſchweigend das Ende der Verhandlungen abgewartet hatte. Sein etwas finſteres Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der feſten, ausgeprägten Stirn des Jünglings. „Weil Du es denn gewollt,“ ſagte er, zu ſeinem Freunde hingewandt, „Dein Sohn ſoll uns willkommen ſein. — Und morgen Weinkauf auf dem Haidehof! Nein, Meta, ſorge nur nicht; wir kannten Dich ja — die Braten ſind ſchon alle hier gemacht.“

Unter dem Tannenbaum.

Illuſtrirt von L. Pietſch.

1862.

1.

Eine Dämmerstunde.

Es war das Arbeitszimmer eines Beamten. Der Eigenthümer, ein Mann in den Vierzigern, mit ſcharf ausgeprägten Geſichtszügen, aber milden, lichtblauen Augen unter dem ſchlichten, hellblonden Haar, ſaß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtiſch; damit beſchäftigt, einzelne Schriftſtücke zu unterzeichnen, welche der daneben ſtehende alte Amtsbote ihm überreichte. Die Nachmittagsſonne des Decembers beleuchtete eben mit ihrem letzten Strahl das große, ſchwarze Tintenfaß, in das er dann und wann die Feder tauchte. Endlich war Alles unterſchrieben.

„Haben Herr Amtsrichter ſonſt noch Etwas?" fragte der Bote, indem er die Papiere zuſammenlegte.

— „Nein, ich danke Ihnen.“

„So habe ich die Ehre, vergnügte Weihnachten zu wünſchen.“

— „Auch Ihnen, lieber Erdmann.“

Der Bote ſprach einen der mitteldeutſchen Dialekte; in dem Tone des Amtsrichters war etwas von der Härte jenes nördlichſten deutſchen Volksſtammes, der vor wenigen Jahren, und diesmal vergeblich, in einem ſeiner alten Kämpfe mit dem fremden Nachbarvolke geblutet hatte. — Als ſein Untergebener ſich entfernte, nahm er unter den Papieren einen angefangenen Brief hervor und ſchrieb langſam daran weiter.

Die Schatten im Zimmer fielen immer tiefer. Er ſah nicht die ſchlanke Frauengeſtalt, die hinter ihm mit leiſen Schritten durch die Thür getreten war; er bemerkte es erſt, als ſie den Arm um ſeine Schulter legte. — Auch ihr Antlitz war nicht mehr jung; aber in ihren Augen war noch jener Ausdruck von Mädchenhaftigkeit, den man bei Frauen, die ſich geliebt wiſſen, auch noch nach der erſten Jugend findet. „Schreibſt Du an meinen Bruder?“ fragte ſie; und in ihrer Stimme, nur etwas mehr gemildert, war dieſelbe Klangfarbe wie in der ihres Mannes.

Er nickte. „Lies nur ſelbſt!“ ſagte er, indem er die Feder fortlegte und zu ihr empor ſah.

Sie beugte ſich über ihn herab; denn es war ſchon dämmerig geworden. So las ſie, langſam wie er geſchrieben hatte:

„Ich bin wieder geſund und arbeitsfähig, — glücklicherweiſe; denn das iſt die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man ſteht, ſich in jeder Stunde neu erſchaffen muß. So ſchlecht es immer ſein mag, darin habt Ihr es doch gut daheim; und wer wäre nicht gern geblieben, wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche „ſanfte Ruhekiſſen" des alten Sprichworts ſich hätte erhalten können."

Sie legte ſchweigend die Hand auf ſeine Stirn, während er, der ihren Augen gefolgt war, das Blatt umwandte. Dann las ſie weiter:

„Der guten und klugen Frau, die Du vorige Weihnachten bei uns haſt kennen lernen, bin ich ſo glücklich geweſen, durch die Vermittelung eines Vergleichs mit ihrem Gutsnachbarn einen wirklichen Dienſt zu leiſten; der ſchöne, ſo ſehr von ihr begehrte Wald iſt ſeit Kurzem endlich in ihren Beſitz gelangt. Hätten wir morgen für Deinen Freund Harro nur eine Tanne aus dieſem Walde! Denn hier iſt viele Meilen in die Runde kein Nadelholz zu finden. Was aber iſt ein Weihnachtsabend ohne jenen Baum mit ſeinem Duft voll Wunder und Geheimniß?"

— „Aber Du," ſagte der Amtsrichter, als ſeine Frau geleſen hatte, „Du bringſt in Deinen Kleidern den Duft des echten Weihnachtsabends!"

Sie langte lächelnd in den Schlitz ihres Kleides und legte ein großes Stück braunen Weihnachtskuchen vor ihm auf den Tiſch. „Sie ſind eben vom Bäcker gekommen," ſagte ſie, „prob' nur; Deine Mutter backt ſie Dir nicht beſſer!"

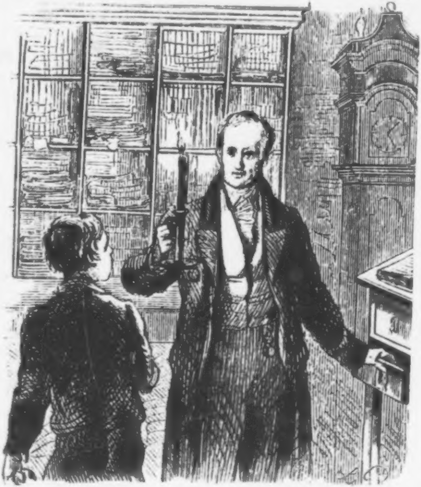
Er brach einen Brocken ab und prüfte ihn genau; aber er fand Alles, was ihn als Knaben daran entzückt hatte; die Maſſe war glashart, die eingerollten Stückchen Zucker wohl zergangen und candirt. „Was für gute Geiſter aus dieſem Kuchen ſteigen," ſagte er, ſich in ſeinen Arbeitsſtuhl zurücklehnend; „ich ſehe plötzlich, wie es daheim in dem alten, ſteinernen Hauſe Weihnacht wird. — Die Meſſingthürklinken ſind womöglich noch blanker, als ſonſt; die große, gläſerne Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stuckſchnörkel an den ſauber geweißten Wänden; ein Kinderſtrom um den andern, ſingend und bettelnd, drängt durch die Hausthür; vom Erdgeſchoß herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäckes in ihre Naſen, das dort in dem großen kupfernen Keſſel über dem Feuer praſſelt. —

Ich ſehe Alles; ich ſehe Vater und Mutter — Gott ſei gedankt, ſie leben beide! — aber die Zeit, in die ich hinabblicke, liegt in ſo tiefer Ferne der Vergangenheit! — — Ich bin ein Knabe noch! — Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs ſind erleuchtet; rechts iſt die Weihnachtsſtube. Während ich vor der Thür ſtehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauſcht, kommt von der Hoftreppe herauf der Kutſcher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — „Schon anzünden, Thoms?“ Er ſchüttelt ſchmunzelnd den Kopf und verſchwindet in die Weihnachtsſtube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? — — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Hausthür wird aufgeriſſen. Nein, es iſt nur ſein Lehrling, der die lange Pfeife des „Herrn Rathsverwandters“ bringt; ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal ſtimmen an: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“ Und ſchon iſt meine Großmutter mitten zwiſchen ihnen, die alte, geſchäftige Frau, den Speiſekammerſchlüſſel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäckes in der Hand. Wie blitzſchnell das verſchwindet! Auch ich erwiſche mein Theil davon, und eben kommt auch meine Schweſter mit dem Kindermädchen, feſtlich gekleidet, die langen Zöpfe friſch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf;

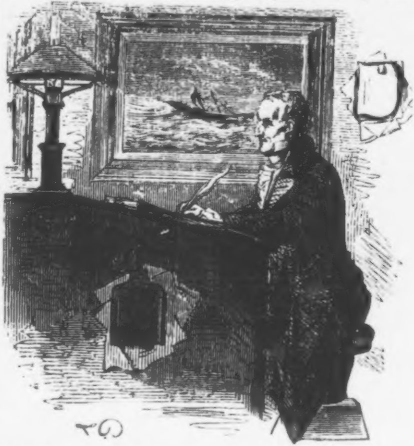
ich ſpringe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hofe hinab.“ — —

Es war allmälig dunkel geworden; die Frau des Amtsrichters hatte leiſe einen Actenſtoß von einem Stuhl entfernt und ſich an die Seite ihres Mannes geſetzt.

„Drüben in dem Seitengebäude iſt das Arbeitszimmer meines Vaters. Auf die Vordiele dort fällt heute kein Lichtſchein aus dem Thürfenſter der Schreiberſtube; der alte Tauſendkünſtler iſt von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimniſſen angeſtellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn gegenüber in ſeinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet ſchon nicht mehr. Ich öffne leiſe die Thür; wie deutlich ſehe ich ihn vor mir, ihn ſelbſt und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pickt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwiſchen den mit Papieren bedeckten Tiſchen umher, in der einen Hand den Meſſingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgeſteckt, als ſolle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade ſeines kleinen Stehpults und nimmt die große goldene Tabatière aus der Fiſchhautkapſel, einſt ein Geſchenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er iſt noch nicht fertig; aus dem Geldkörbchen werden blanke Silbermünzen für die Dienſtboten hervorgeſucht, eine Goldmünze für den Schreiber. „Iſt Onkel Erich ſchon da?“ fragt er, ohne ſich nach



mir umzuſehen. — „Noch nicht, Vater! darf ich ihn holen?“ — „Das könnteſt Du ja thun.“ Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Thür wird aufgeriſſen, daß die Klingel weithin durch Flur und Peſel läutet. — Vor dem Ladentiſch ſteht der alte Commis, der das Detailgeſchäft leitet. Er ſieht mich etwas grämlich an. „Der Herr iſt in ſeinem Comptoir,“ ſagt er trocken; er liebt die wilde, naſeweiſe Range nicht. Aber, was geht's mich an. — Fort mach' ich hinten zur Hofthür hinaus, über zwei kleine finſtere Höfe, dann in ein uraltes ſeltſames Nebengebäude, in welchem ſich das Allerheiligſte des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen dunkeln Gang und klopfe an eine Thür. — „Herein!“ Da ſitzt der kleine Herr in dem ſeinen braunen Tuchrock an ſeinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Comptoirlampe fällt auf ſeine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennaſe, die über den friſchgeſtärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob Du nicht kommen wollteſt!“ ſage ich, nachdem ich Athem geſchöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick ſetzen!“ erwidert er, indem ſeine Feder ſummirend über das Folium des aufgeſchlagenen Hauptbuches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne, ich werde nicht ein bischen ungeduldig; aber ich ſetze mich auch nicht; ich bleibe ſtehen und beſehe mir die Englands- und Weſtindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der



Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, ſo wird das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüſſelbund raſſelt und: „Sieh ſo," ſagt der Onkel, „fertig wären wir!" Während er ſein ſpaniſches Rohr aus der Ecke langt, will ich ſchon wieder aus der Thür; aber er hält mich zurück. „Ah, wart' doch mal ein wenig!" ſagt er, „wir hätten hier wol noch ſo etwas mitzunehmen." Und aus einer dunkeln Ecke des Zimmers holt er zwei wohlverſiegelte, geheimnißvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in ſolchen Päckchen ſteckte ein Stück leibhaſtigen Weihnachtens; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie geſehenes, märchenhaftes Zuckerzeug, wie er mitten in der Beſcheerung noch mir und meiner Schweſter auf unſere Weihnachtsteller zu legen pflegte, iſt mir ſpäter niemals wieder vorgekommen.

„Bald darauf ſteige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unſerm Hauſe hinauf. Ein paar Augenblicke verſchwindet er mit ſeinem Päckchen in die Weihnachtsſtube; es iſt noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und raſch wieder geſchloſſene Thür glitzert es mir entgegen aus der noch drinnen herrſchenden ahnungsvollen Dämmerung. Ich ſchließe die Augen, denn ich will nichts ſehen, und trete in das gegenüberliegende, feſtlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute beſonders fein gemiſchten Thees erfüllt iſt. Die Hände auf dem Rücken mit langſamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. „Nun, ſeid ihr da?“ fragt er ſtehen bleibend. — Und ſchon iſt auch Onkel Erich bei uns; mir ſcheint, die Stube wird noch einmal ſo hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schweſter die Taſſe ab, die ſie ihm auf dem gelblackirten Brettchen präſentirt. „Was meinſt Du,“ ſagt er, indem er ſeinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben ſucht, „es wird wol heute nicht viel für uns abfallen!“ Aber er lacht dabei ſo tröſtlich, daß dieſe Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Meſſingcomfort der Theekeſſel ſauſt, beginnt er eine ſeiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, ſeit man ſich nicht geſehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierſtocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtaſſe; es floß alles ſo ſanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pauſe machte, um das bisher Erzählte im behaglichſten Gelächter nach zu genießen, wer hätte da nicht mit gelacht! Mein Vater nimmt vergeblich ſeine kritiſche Priſe; er muß endlich doch mit einſtimmen. Dies harmloſe Geplauder — es iſt mir das erſt ſpäter klar geworden — war die Art, wie der thätige Geſchäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir iſt, als verſtände das jetzt niemand mehr. — Aber während der Onkel ſo erzählt, ſteckt plötzlich meine Mutter, die ſeit Mittag unſichtbar geweſen iſt, den Kopf ins Zimmer. Der Onkel macht ein Compliment und bricht ſeine Geſchichte ab; die Thür und die gegenüberliegende Thür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgeſtrahlt von dem großen Wandſpiegel, ſteht der brennende Baum mit ſeinen Flittergoldfähnchen, ſeinen weißen Netzen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen." — —

„Paul," ſagte die Frau, „und wenn wir ihn noch ſo weit herbeiſchaffen ſollten, wir müſſen wieder einen Tannenbaum haben. Der arme Junge hat ſich ſelbſt einen Weihnachtsgarten gebaut; er iſt nur eben wieder fort, um Moos aus dem Eichenwäldchen zu holen."

Der Amtsrichter ſchwieg einen Augenblick. — „Es thut nicht gut, in die Fremde zu gehen," ſagte er dann, „wenn man daheim ſchon am eigenen Herd geſeſſen hat. — Mir iſt noch immer, als ſei ich hier nur zu Gaſte, und morgen oder übermorgen ſei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hauſe müßten!"

Sie faßte die Hand ihres Mannes und hielt ſie feſt in der ihrigen, aber ſie antwortete nichts darauf.

„Gedenkſt Du noch an einen Weihnachten?" hub er wieder an, „ich hatte die Studentenjahre hinter mir und lebte nun noch einmal, zum letzten mal, eine kurze Zeit als Kind im älterlichen Hauſe. Freilich war es dort nicht mehr ſo heiter, wie es einſt geweſen; es war Unvergeßliches geſchehen, die alte Familiengruft unter der großen Linde war ein paar mal offen geweſen; meine Mutter, die unermüdlich thätige Frau, ließ oft mitten in der Arbeit die Hände ſinken und ſtand regungslos, als habe ſie ſich ſelbſt vergeſſen. Wie unſere alte Margreth' ſagte, ſie trug ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin ſpielte ein todtes Kind. — Nur Onkel Erich, freilich ein wenig grauer als ſonſt, erzählte noch ſeine kleinen freundlichen Geſchichten, und auch die Schweſter und die Großmutter lebten noch. Damals war jener Weihnachtsabend; eine Verwandte, ein junges ſchönes Mädchen, war zu der Schweſter auf Beſuch gekommen. Weißt Du, wie ſie hieß?“

„Ellen,“ ſagte ſie leiſe und lehnte den Kopf an die Bruſt ihres Mannes.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete ein paar Silberfäden in dem braunen ſeidigen Haar, das ſie ſchlicht geſcheitelt trug, ſchmucklos in einer Flechte um den Schildpattkamm gelegt.

Er ſtrich mit der Hand über dies noch immer ſelten ſchöne Haar. „Ellen hatte auch beſchert bekommen,“

ſprach er weiter; „auf dem kleinen Mahagonitiſche lagen Geſchenke von meiner Mutter und was von ihren Aeltern von drüben aus dem Schweſterland herübergeſchickt war. Sie ſtand mit dem Rücken gegen den brennenden Baum, die Hand auf die Tiſchplatte geſtützt; ſie ſtand ſchon lange ſo; ich ſehe ſie noch;“ — und er ließ ſeine Augen eine Weile ſchweigend auf dem ſchönen Antlitz ſeiner Frau ruhen, — „da war meine Mutter unbemerkt zu ihr getreten; ſie faßte ſanft ihre Hand und ſah ihr fragend in die Augen. — Ellen blickte nicht um, ſie neigte nur den Kopf; plötzlich aber richtete ſie ſich raſch auf und entfloh ins Nebenzimmer. Weißt Du es noch? Während meine Mutter leiſe den Kopf ſchüttelte, ging ich ihr nach; denn ſeit einem kleinen Zank am letzten Abend waren wir vertraute Freunde. Ellen hatte ſich in der Ofenecke auf einen Stuhl geſetzt; es war faſt dunkel dort; nur eine vergeſſene Kerze mit langer Schnuppe brannte in dem Zimmer. „Haſt Du Heimweh, Ellen?“ fragte ich. — „Ich weiß es nicht!“ — Eine Weile ſtand ich ſchweigend vor ihr. „Was haſt Du denn da in der Hand?“ — „Willſt Du es haben?“ — Es war eine Börſe von dunkelrother Seide. „Wenn Du ſie für mich gemacht haſt,“ ſagte ich; denn ich hatte die Arbeit in den Tagen zuvor in ihren Händen geſehen und wohl bemerkt, wie Ellen ſie, ſobald ich näher kam, in ihrem Nähkäſtchen verſchwinden ließ. — Aber Ellen antwortete nicht und gab mir auch nicht ihr Angebinde. Sie ſtand auf und putzte das Licht, daß es plötzlich ganz hell im Zimmer wurde. „Komm,“ ſagte ſie; „der Baum brennt ab, und Onkel Erich will noch Zuckerzeug beſcheren!“ Damit wehte ſie ſich mit ihrem Schnupftuch ein paar mal um die Augen und ging in die Weihnachtsſtube zurück, und als wir dann ſpäter am Pochbrett ſaßen, war ſie die Ausgelaſſenſte von allen. Von meinem Weihnachtsgeſchenk war weiter nicht die Rede. — — Aber weißt Du, Frau?“ — und er ließ ihre Hand los, die er bis dahin feſtgehalten — „die Mädchen ſollten nicht ſo eigenſinnig ſein; das hat mir damals keine Ruh gelaſſen; ich mußte doch die Börſe haben, und darüber“ — —

„Darüber, Paul? — Sprich nur dreiſt heraus!“

„Nun haſt Du denn von der Geſchichte nichts gehört? darüber bekam ich nun auch noch das Mädchen in den Kauf.“

„Freilich,“ ſagte ſie, und er ſah bei dem hellen Mondſchein in ihren Augen etwas blitzen, das ihn an das übermüthige Mädchen erinnerte, das ſie einſt geweſen, „freilich weiß ich von der Geſchichte, und ich kann ſie Dir auch erzählen; aber es war ein Jahr ſpäter, nicht am Weihnachts-, ſondern am Neujahrsabend, und auch nicht hüben, ſondern drüben.“

Sie räumte das Dintenfaß und einige Papiere beiſeite und ſetzte ſich ihrem Manne gegenüber auf den Schreibtiſch. „Der Vetter war bei Ellen's Aeltern zum Beſuch, bei dem alten prächtigen Kirchſpielvogt, der damals noch ein ſtarker Nimrod war. — Ellen hatte noch niemals einen ſo ſchönen und langen Brief bekommen als den, worin der Vetter ſich bei ihnen angemeldet; aber ſo gut wie mit der Feder wußte er mit der Flinte nicht umzugehen. Und dennoch, that es die Landluft oder der ſchöne Gewehrſchrank im Zimmer des Kirchſpielvogts, es war nicht anders, er mußte alle Tage auf die Jagd. Und wenn er dann abends durchnäßt mit leerer Taſche nach Hauſe kam und die Flinte ſchweigend in die Ecke ſetzte, — wie behaglich ergingen ſich da die Stichelreden des alten Herrn; — „Das heißt Malheur, Vetter; aber die Haſen ſind heuer alle wild gerathen!" — oder: „Mein Herzensjunge, was ſoll die Diana einmal von Dir denken!" Am meiſten aber, — — Du hörſt doch, Paul?"

„Ich höre, Frau."

„Am meiſten plagte ihn die Ellen; ſie ſetzte ihm heimlich einen Strohkranz auf, ſie band ihm einen Gänſeflügel vor den Flintenlauf; eines Vormittags — weißt Du, es war Schnee gefallen — hatte ſie einen Haſen, den der Knecht geſchoſſen, aus der Speiſekammer geholt, und eine Weile drauf ſaß er noch einmal auf ſeinem alten Futterplatz im Garten, als wenn er lebte, ein Kohlblatt zwiſchen den Vorderläufen. Dann hatte ſie den Vetter geſucht und an die Hofthür gezogen. „Siehſt du ihn, Paul? da hinten im Kohl; die Löffel gucken aus dem Schnee!" — Er ſah ihn auch; ſeine Hand zitterte. „Still, Ellen! Sprich nicht ſo laut! Ich will die Flinte holen!" Aber als kaum die Thür nach des Vaters Stube hinter ihm zuklappte, war Ellen ſchon wieder in den Schnee hinausgelaufen, und als er endlich mit der geladenen Flinte heranſchlich, hing auch der Haſe ſchon wieder an ſeinem ſichern Haken in der Speiſekammer. — Aber der Vetter ließ ſich geduldig von ihr plagen."

„Freilich," ſagte der Amtsrichter und legte ſeine Arme behaglich auf die Lehne ſeines Seſſels, „er hatte ja die Börſe noch immer nicht!"

„Drum auch! die lag noch unangerührt droben in der Kommode, in Ellen's Giebelſtübchen. Aber — wo die Ellen war, da war der Vetter auch; heißt das, wenn er nicht auf der Jagd war. Saß ſie drinnen an ihrem Nähtiſch, ſo hatte er gewiß irgendein Buch aus der Polterkammer geholt und las ihr daraus vor; war ſie in der Küche und backte Waffeln, ſo ſtand er neben ihr, die Uhr in der Hand, damit das Eiſen zur rechten Zeit gewendet würde. — So kam die Neujahrsnacht. Am

Nachmittage hatten beide auf dem Hofe mit des Vaters Piſtolen nach goldenen Eiern geſchoſſen, die Ellen vom Weihnachtsbaum ihrer Geſchwiſter abgeſchnitten; und der Vetter hatte unter dem Händeklatſchen der Kleinen zweimal das goldene Ei getroffen. Aber war's nun, weil er am andern Tage reiſen mußte oder war's, weil Ellen fortlief, als er ſie vorhin allein in ihrem Zimmer aufgeſucht hatte, — es war gar nicht mehr der geduldige Vetter — er that kurz und unwirrſch und ſah kaum noch nach ihr hin. — Das blieb den ganzen Abend ſo; auch als man ſpäter ſich zu Tiſche ſetzte. Ellen's Mutter warf wol einmal einen fragenden Blick auf die beiden, aber ſie ſagte nichts darüber. Der Kirchſpielvogt hatte auf andere Dinge zu achten, er ſchenkte den Punſch, den er eigenhändig gebraut hatte; und als es drunten im Dorfe zwölf ſchlug, ſtimmte er das alte Neujahrlied von Johann Heinrich Voß an, das nun getreulich durch alle Verſe abgeſungen wurde. Dann rief man „Proſt Neujahr!“ und ſchüttelte ſich die Hände, und auch Ellen reichte dem Vetter ihre Hand, aber er berührte kaum ihre Fingerſpitzen. — So war's auch, da man ſich bald darauf gute Nacht ſagte. — Als das Mädchen droben allein in ihrem Giebelſtübchen war, — und nun merk' auf, Paul, wie ehrlich ich erzähle! — da hatte ſie keine Ruh zum Schlafen; ſie ſetzte ſich ſtill auf die Kante ihres Bettes, ohne ſich auszukleiden und ohne der klingenden Kälte in der ungeheizten Kammer zu achten. Denn es kränkte ſie doch; ſie hatte dem Menſchen ja nichts zu Leid' gethan. Freilich, er hatte ſie geſtern noch gefragt, ob ſie den Haſen nicht wieder im Kohl geſehen; und ſie hatte dazu den Kopf geſchüttelt. — War es etwa das, und wußte er denn, daß er den Haſen ſchon vor drei Tagen ſelbſt hatte mit verzehren helfen? — — Sie wollte den ſchönen Brief des Vetters einmal wieder leſen. Aber als ſie in die Taſche langte, vermißte ſie den Kommodenſchlüſſel. Sie ging mit dem Licht hinab in die Wohnſtube, und von dort, als ſie ihn nicht gefunden, in die Küche, wo ſie vorhin gewirthſchaftet hatte.

„Von all dem Sieden und Backen des Abends war es noch warm in dem großen dunkeln Raume. Und richtig, dort lag der Schlüſſel auf dem Fenſterbret. Aber ſie ſtand noch einen Augenblick, und blickte durch die Scheiben in die Nacht hinaus. — So hell und weit dehnte ſich das Schneefeld; dort unten zerſtreut lagen die ſchwarzen Strohdächer des Dorfes; unweit des Hauſes zwiſchen den kahlen Zweigen der Silberpappeln erkannte ſie deutlich die großen Krähenneſter; die Sterne funkelten. Ihr fiel ein alter Reim ein, ein Zauberſpruch, den ſie vor Jahr und Tag von der Tochter des Schulmeiſters gelernt hatte. Hinter ihr im Hauſe war es ſo ſtill und leer; ſie ſchauerte; aber troß deſſen wuchs in ihr das Gelüſten, es mit den unheimlichen Dingen zu verſuchen. So trat ſie zögernd ein paar Schritte zurück. Leiſe zog ſie den einen Schuh vom Fuße, und die Augen nach den Sternen und tief aufathmend ſprach ſie: „Gott grüß dich, Abendſtern!“ — — Aber was war das? Ging hinten nicht die Hofthür? Sie trat ans Fenſter und horchte. — Nein, es knarrte wol nur die große Pappel an der Giebelſeite des Hauſes. — Und noch einmal hub ſie leiſe an und ſprach:

„Gott grüß dich, Abendſtern!
Du ſcheinſt ſo hell von fern,
Ueber Oſten, über Weſten,
Ueber alle Krähenneſten.
Iſt einer zu mein' Liebchen geboren,
Iſt einer zu mein' Liebchen erkoren,
Der komm, als er geht,
Als er ſteht,
In ſein täglich Kleid!“

Dann ſchwenkte ſie den Schuh und warf ihn hinter ſich. Aber ſie wartete vergebens; ſie hörte ihn nicht fallen. Ihr wurde ſeltſam zu Muthe, das kam von ihrem Vorwitz! Welch unheimlich Ding hatte ihren Schuh gefangen, eh' er den Boden erreicht hatte? — Einen Augenblick noch ſtand ſie ſo; dann mit dem letzten Reſtchen ihres Muthes wandte ſie langſam den Kopf zurück. — Da ſtand ein Mann in der dunklen Thür, und es war

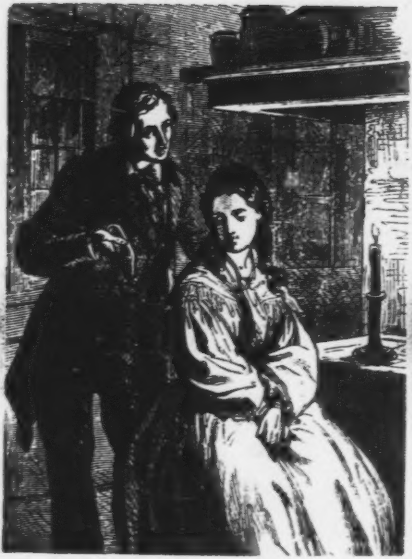
Paul; er war richtig noch einmal auf den unglücklichen Haſen ausgeweſen!" —

„Nein, Ellen," ſagte der Amtsrichter, „Du weißt es wohl; das war er denn doch diesmal nicht; er hatte nur, wie Du, auch keine Ruh' gefunden; — aber nun hielt er den kleinen Schuh des Mädchens in der Hand; und Ellen hatte ſich am Herd auf einen Stuhl geſetzt, mit geſchloſſenen Augen, die Hände gefaltet vor ſich in den Schos geſtreckt. Es war kein Zweifel mehr, daß ſie ſich ganz verloren gab; denn ſie wußte wohl, daß der Vetter alles geſehen und gehört hatte. — Und weißt Du auch noch die Worte, die er zu ihr ſprach?"

„Ja, Paul, ich weiß ſie noch; und es war ſehr grauſam und wenig edel von ihm. „Ellen," ſagte er, „iſt noch immer die Börſe nicht für mich gemacht?" — Doch Ellen that ihm auch diesmal den Gefallen nicht; ſie ſtand auf und öffnete das Fenſter, daß von draußen die Nachtluft und das ganze Sterngefunkel zu ihnen in die Küche drang."

„Aber," unterbrach er ſie, „Paul war zu ihr getreten und ſie legte ſtill den Kopf an ſeine Bruſt; und noch höre ich den ſüßen Ton ihrer Stimme, als ſie ſo, in die Nacht hinaus nickend, ſagte: „Gott grüß dich, Abendſtern!"

— — — — — — —



Die Thür wurde raſch geöffnet; ein kräftiger, etwa zehnjähriger Knabe trat mit einem brennenden Licht ins Zimmer. „Vater! Mutter!" rief er, indem er die Augen mit der Hand beſchattete. „Hier iſt Moos und Epheu und auch noch ein Wachholderzweig!"

Der Amtsrichter war aufgeſtanden; „biſt Du da, mein Junge!" ſagte er und nahm ihm die Botaniſirtrommel mit den heimgebrachten Schätzen ab.

Frau Ellen aber ließ ſich ſchweigend von dem Schreibtiſch herabgleiten und ſchüttelte ſich ein wenig wie aus Träumen. Sie legte beide Hände auf ihres Mannes Schultern und blickte ihn eine Weile voll und herzlich an. Dann nahm ſie die Hand des Knaben. „Komm, Harro," ſagte ſie, „wir wollen Weihnachtsgärten bauen!"

2.

Unter dem Tannenbaum.

Der Weihnachtsabend begann zu dämmern. — Der Amtsrichter war mit ſeinem Sohne auf der Rückkehr von einem Spaziergange; Frau Ellen hatte ſie auf ein Stündchen fortgeſchickt. Vor ihnen im Grunde lag die kleine Stadt; ſie ſahen deutlich, wie aus allen Schornſteinen der Rauch emporſtieg; denn dahinter am Horizont ſtand feuerfarben das Abendroth. — Sie ſprachen von den

Großältern drüben in der alten Heimat; dann von den letzten Weihnachten, die ſie dort erlebt hatten.

„Und am Vorabend,“ ſagte der Vater, „als Knecht Ruprecht zu uns kam mit dem großen Bart und dem Querſack und der Ruthe in der Hand!“

„Ich wußte wohl, daß es Onkel Johannes war,“ erwiederte der Knabe, „der hatte immer ſo etwas vor!“

„Weißt Du denn auch noch die Worte, die er ſprach?“

Harro ſah den Vater an und ſchüttelte den Kopf.

„Wart' nur,“ ſagte der Amtsrichter, „die Verſe liegen zu Haus in meinem Pult; vielleicht bekomm ich's noch beiſammen!“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Entſinne Dich nur, wie erſt die drei Ruthenhiebe von draußen auf die Thür fielen und wie dann die rauhe borſtige Geſtalt mit der großen Hakennaſe in die Stube trat!“ Dann hub er langſam und mit tiefer Stimme an:

„Von drauß' vom Walde komm ich her,
Ich muß Euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Allüberall auf den Tannenſpitzen
Sah ich goldene Lichtlein ſitzen.
Und droben aus dem Himmelsthor
Sah mit großen Augen das Chriſtkind hervor.
Und wie ich ſo ſtrolcht' durch den dichten Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:

„Knecht Ruprecht," rief es, „alter Geſell,
Hebe die Beine und ſpute Dich ſchnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelsthor iſt aufgethan,
Alt und Junge ſollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruh'n;
Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es ſoll wieder Weihnachten werden!"
Ich ſprach: „O lieber Herre Chriſt,
Meine Reiſe faſt zu Ende iſt;
Ich ſoll nur noch in dieſe Stadt,
Wo's eitel brave Kinder hat."
— „Haſt denn das Säcklein auch bei Dir?"
Ich ſprach: „Das Säcklein, das iſt hier;
Denn Apfel, Nuß und Mandelkern
Freſſen fromme Kinder gern!"
— „Haſt denn die Ruthe auch bei Dir?"
Ich ſprach: „Die Ruthe, die iſt hier!
Doch für die Kinder nur, die ſchlechten,
Die trifft ſie auf den Theil, den rechten!"
Chriſtkindlein ſprach: „So iſt es recht,
So geh mit Gott mein treuer Knecht!"
Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muß Euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Nun ſprecht, wie ich's hierinnen find'?
Sind's gute Kind', ſind's böſe Kind'?"

Aber," fuhr der Amtsrichter mit veränderter Stimme fort, „ich ſagte dem Knechte Ruprecht:

„Der Junge iſt von Herzen gut,
Hat nur mitunter was trotzigen Muth!"

„Ich weiß, ich weiß!“ rief Harro triumphirend; und den Finger emporhebend und mit liſtigem Ausdruck ſetzte er hinzu: „Dann kam ſo etwas!“

„Was Dich in großes Geſchrei brachte; denn Knecht Ruprecht ſchwang ſeine Ruthe und ſprach:

„Heißt es bei Euch denn nicht mitunter:
Nieder den Kopf und die Hoſen herunter?“

„O,“ ſagte Harro, „ich fürchtete mich nicht; ich war nur zornig auf den Onkel!“

Ueber der Stadt, die ſie jetzt faſt erreicht hatten, ſtand nur noch ein fahler Schein am Himmel. Es dunkelte ſchon; aber es begann zu ſchneien; leiſe und emſig fielen die Flocken und der Weg ſchimmerte ſchon weiß zu ihren Füßen.

Vater und Sohn waren eine Weile ſchweigend nebeneinander hergegangen. — „Am Abend darauf,“ hub der Amtsrichter wieder an, „brannte der letzte Weihnachtsbaum, den Du gehabt haſt. Es war damals eine bewegte Zeit; ſogar das Zuckerwerk zwiſchen den Tannenzweigen war kriegeriſch geworden; unſere ganze Armee, Soldaten zu Pferde und zu Fuß! — Von alledem iſt nun nichts mehr übrig!“ ſetzte er leiſer und wie mit ſich ſelber redend hinzu.

Der Knabe ſchien etwas darauf erwidern zu wollen, aber ein Anderes hatte plötzlich ſeine Gedanken in Anſpruch genommen. — Es war ein großer bärtiger Mann, der vor ihnen aus einem Seitenwege auf die Landſtraße herauskam. Auf der Schulter balancirte er ein langes ſtangenartiges Gepäck, während er mit einem Tannenzweig, den er in der Hand hielt, bei jedem Schritt in die Luft peitſchte. Wie er vorüberging, hatte Harro in der Dämmerung noch die große rothe Hakennaſe erkannt, die unter der Pelzmütze hinausragte. Auch einen Querſack trug der Mann, der anſcheinend mit allerhand eckigen Dingen angefüllt war. Er ging raſch vor ihnen auf.

„Knecht Ruprecht!“ flüſterte der Knabe, „hebe die Beine und ſpute Dich ſchnell!“

Das Gewimmel der Schneeflocken wurde dichter, ſie ſahen ihn noch in die Stadt hinabgehen; dann entſchwand er ihren Augen; denn ihre Wohnung lag eine Strecke weiter außerhalb des Thores.

„Freilich,“ ſagte der Amtsrichter, indem ſie rüſtig zuſchritten, „der Alte kommt zu ſpät; dort unten in der Gaſſe leuchteten ſchon alle Fenſter in den Schnee hinaus.“

Endlich war das Haus erreicht. Nachdem ſie auf dem Flur die beſchneiten Ueberkleider abgethan, traten ſie in das Arbeitszimmer des Amtsrichters. Hier war heute der Thee ſervirt; die große Kugellampe brannte, alles war hell und aufgeräumt. Auf der ſaubern Damaſtſerviette ſtand das feinlackirte Theebret mit den Geburtstagstaſſen und dem rubinrothen Zuckerglaſe; daneben auf dem Fußboden in dem Comfort von Mahagoniſtäbchen mit blankem Meſſingeinſatz kochte der Keſſel, wie es ſein muß, auf gehörig durchgeglühten Torfkohlen; wie daheim einſt in der großen Stube des alten Familienhauſes, ſo dufteten auch hier in dem kleinen Stübchen die braunen Weihnachtskuchen nach dem Recept der Urgroßmutter. — Aber während die Mutter nebenan im Wohnzimmer noch das Feſt bereitete, blieben Vater und Sohn allein; kein Onkel Erich kam, ihnen feiern zu helfen. Es war doch anders als daheim.

Ein paar mal hatte Harro mit beſcheidenem Finger an die Thür gepocht, und ein leiſes „Geduld!“ der Mutter war die Antwort geweſen. Endlich trat Frau Ellen ſelbſt herein. Lächelnd, aber ein leichter Zug von Weh war doch dabei — ſtreckte ſie ihre Hände aus und zog ihren Mann und ihren Knaben, jeden bei einer Hand, in die helle Weihnachtsſtube.

Es ſah freundlich genug aus. Auf dem Tiſche in der Mitte, zwiſchen zwei Reihen brennender Wachskerzen, ſtand das kleine Kunſtwerk, das Mutter und Sohn in den Tagen vorher ſich ſelbſt geſchaffen hatten, ein Garten im Geſchmack des vorigen Jahrhunderts mit glatt geſchorenen Hecken und dunklen Lauben; alles von Moos und verſchiedenem Wintergrün zierlich zuſammengeſtellt.

Auf dem Teiche von Spiegelglas ſchwammen zwei weiße Schwäne; daneben vor dem chineſiſchen Pavillon ſtanden kleine Herren und Damen von Papiermaché in Puder und Kontuſchen. — Zu beiden Seiten lagen die Geſchenke für den Knaben; eine ſcharfe Lupe für die Käferſammlung, ein paar bunte Münchener Bilderbogen, die nicht fehlen durften, von Schwind und Otto Speckter; ein Buch in rothem Halbfranzband; dazwiſchen ein kleiner Globus in ſchwarzer Kapſel, augenſcheinlich ſchon ein altes Stück. „Es war Onkel Erich's letzte Weihnachtsgabe an mich;" ſagte der Amtsrichter, „nimm Du es nun von mir! Es iſt mir in dieſen Tagen aufs Herz gefallen, daß ich ihm die Freude, die er mir als Kind gemacht, in ſpäterer Zeit nicht einmal wieder gedankt —; nun haben ſie mir den alten Herrn im letzten Herbſt begraben!"

Frau Ellen legte den Arm um ihren Mann und führte ihn an den Spiegeltiſch, auf dem heute die beiden ſilbernen Armleuchter brannten. Auch ihm hatte ſie beſchert; das Erſte aber, wonach ſeine Hand langte, war ein kleines Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf, während Frau Ellen ſtill zu ihm emporſah. Es war ſein elterlicher Garten; dort unter dem Ahorn vor dem Luſthauſe ſtanden die beiden Alten ſelbſt, das weiße Haar ſeines Vaters war deutlich zu erkennen.

Der Amtsrichter hatte ſich umgewandt; es war, als ſuchten ſeine Augen etwas. Die Lichter an dem Moosgärtchen brannten kniſternd fort; in ihrem Schein ſtand der Knabe vor dem aufgeſchlagenen Weihnachtsbuch. Aber droben unter der Decke des hohen Zimmers war es dunkel; der Tannenbaum fehlte, der das Licht des Feſtes auch dort hinaufgetragen hätte.

Da klingelte draußen im Flur die Glocke und die Hausthür wurde polternd aufgeriſſen. „Wer iſt denn das?“ ſagte Frau Ellen; und Harro lief zur Thür und ſah hinaus.

Draußen hörten ſie eine rauhe Stimme fragen: „Bin ich denn hier recht beim Herrn Amtsrichter?“ Und in demſelben Augenblicke wandte auch der Knabe den Kopf zurück und rief: „Knecht Ruprecht; Knecht Ruprecht!“ Dann zog er Vater und Mutter mit ſich aus der Thür.

Es war der große bärtige Mann, der den beiden Spaziergängern vorhin oberhalb der Stadt begegnet war; bei dem Schein des Flurlämpchens ſahen ſie deutlich die rothe Hakennaſe unter der beſchneiten Pelzmütze leuchten. Sein langes Gepäck hatte er gegen die Wand gelehnt. „Ich habe das hier abzugeben!“ ſagte er, indem er auch den ſchweren Querſack von der Schulter nahm.

„Von wem denn?“ fragte der Amtsrichter.

„Iſt mir nichts von aufgetragen worden.“

„Wollt Ihr denn nicht näher treten?“

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt alles ſchon beſorgt! Habt gute Weihnacht bei einander!“ Und indem er noch einmal mit der großen Naſe nickte, war er ſchon zur Thür hinaus.

„Das iſt eine Beſcherung!“ ſagte Frau Ellen faſt ein wenig ſchüchtern.

Harro hatte die Hausthür aufgeriſſen. Da ſah er die große dunkele Geſtalt ſchon weithin auf dem beſchneiten Wege hinausſchreiten.

Nun wurde die Magd herbeigerufen, deren Beſcherung durch dieſes Zwiſchenſpiel bis jetzt verzögert war; und als mit ihrer Hülfe die verhüllten Dinge in das helle Weihnachtszimmer gebracht waren, kniete Frau Ellen auf dem Fußboden und begann mit ihrem Trennmeſſer die Nähte des großen Packens aufzulöſen. Und bald fühlte ſie, wie es von innen heraus ſich dehnte und die immer ſchwächer werdenden Bande zu ſprengen ſtrebte; und als der Amtsrichter, der bisher ſchweigend dabei geſtanden, jetzt die letzten Hüllen abgeſtreift hatte und es aufrecht vor ſich hingeſtellt hielt, da war's ein ganzer mächtiger Tannenbaum, der nun nach allen Seiten ſeine entfeſſelten Zweige ausbreitete. Lange ſchmale Bänder von Knittergold rieſelten und blitzten überall von den Spitzen durch das dunkele Grün herab; auch die Tannäpfel waren golden, die unter allen Zweigen hingen.

Harro war indeß nicht müßig geweſen, er hatte den Querſack aufgebunden; mit leuchtenden Augen brachte er einen flachen, grün lackirten Kaſten geſchleppt. „Horch, es rappelt!“ ſagte er; „es iſt ein Schubfach darin!“ Und als ſie es aufgezogen, fanden ſie wohl ein Schock der feinſten weißen Wachskerzchen.

„Das kommt von einem echten Weihnachtsmann,“ ſagte der Amtsrichter, indem er einen Zweig des Baumes herunterbog, da ſitzen ſchon überall die kleinen Blechlampetten!“

Aber es war nicht nur ein Schubfach in dem Kaſten; es war auch obenauf ein Klötzchen mit einem Schraubengang. Der Amtsrichter wußte Beſcheid in dieſen Dingen; nach einigen Minuten war der Baum eingeſchroben und ſtand feſt und aufrecht, ſeine grüne Spitze faſt bis zur Decke ſtreckend. — Die alte Magd hatte ihre Schüſſel mit Aepfeln und Pfeffernüſſen ſtehen laſſen; während die anderen drei beſchäftigt waren, die Wachskerzen aufzuſtecken, ſtand ſie neben ihnen, ein lebendiger Candelaber, in jeder Hand einen brennenden Armleuchter emporhaltend. — Sie war aus der Heimat mit herübergekommen und hatte ſich von allen am ſchwerſten in den Brauch der Fremde gefunden. Auch jetzt betrachtete ſie den ſtolzen Baum mit mißtrauiſchen Augen. „Die goldenen Eier ſind denn doch vergeſſen!“ ſagte ſie.

Der Amtsrichter ſah ſie lächelnd an: „Aber, Margreth, die goldenen Tannäpfel ſind doch ſchöner!“

„So, meint der Herr? Zu Hauſe haben wir immer die goldenen Eier gehabt.“

Darüber war nicht zu ſtreiten; es war auch keine Zeit dazu. Harro hatte ſich indeſſen ſchon wieder über den Querſack hergemacht. „Noch nicht anzünden!“ rief er, „das Schwerſte iſt noch darin!“

Es war ein feſt vernageltes hölzernes Kiſtchen. Aber der Amtsrichter holte Hammer und Meiſel aus ſeinem Geräthkäſtchen; nach ein paar Schlägen ſprang der Deckel auf und eine Fülle weißer Papierſpähne quoll ihnen entgegen. — „Zuckerzeug!“ rief Frau Ellen, und ſtreckte ſchützend ihre Hände darüber aus. „Ich wittere Marzipan! Setzt Euch; ich werde auspacken!“

Und mit vorſichtiger Hand langte ſie ein Stück nach dem andern heraus und legte es auf den Tiſch, das nun von Vater und Sohn aus dem umhüllenden Seidenpapier herausgewickelt wurde.

„Himbeeren!“ rief Harro, „und Erdbeeren, ein ganzer Strauß!“

„Aber ſiehſt Du es wol?“ ſagte der Amtsrichter, „es ſind Walderdbeeren; ſo welche wachſen in den Gärten nicht.“

Dann kam, wie lebend, allerlei Geziefer; Horniſſe und Hummeln und was ſonſt im Sonnenſchein an ſtillen Waldplätzen umherzuſummen pflegt, zierlich aus Dragant gebildet, mit goldbeſtäubten Flügeln; nun eine Honigwabe — die Zellen mochten mit Liqueur gefüllt ſein — wie ſie die wilde Biene in den Stamm der hohlen Eiche baut; und jetzt ein großer Hirſchkäfer, von Chocolade, mit geſperrten Zangen und ausgebreiteten Flügeldecken. „Cervus lucanus!“ rief Harro und klatſchte in die Hände.

An jedem Stück war, je nach der Größe, ein lichtgrünes Seidenbändchen. Sie konnten der Lockung nicht widerſtehen; ſie begannen ſchon jetzt den Baum damit zu ſchmücken, während Frau Ellen's Hände noch immer neue Schätze ans Licht förderten.

Bald ſchwebte zwiſchen den Immen auch eine Schaar von Schmetterlingen an den Tannenſpitzen; da war der Himbeerfalter, die ſilberblaue Daphnis und der olivenfarbige Waldargus, und wie ſie alle heißen mochten, die Harro hier vergebens aufzujagen geſucht hatte. — Und immer ſchwerer wurden die Päckchen, die eins nach dem andern von den eifrigen Händen geöffnet wurden. Denn jetzt kam das Geſchlecht des größern Geflügels; da kam der Dompfaff und der Buntſpecht, ein Paar Kreuzſchnäbel, die im Tannenwald daheim ſind; und jetzt — Frau Ellen ſtieß einen leichten Schrei aus — ein ganzes Neſt voll kleiner ſchnäbelaufſperrender Vögel; und Vater und Sohn geriethen mit einander in Streit, ob es Goldhähnchen oder junge Zeiſige ſeien, während Harro ſchon das kleine Heimweſen im dichteſten Tannengrün verbarg.

Noch ein Waldbewohner erſchien; er mußte vom Buchenrevier herübergekommen ſein; ein Eichhörnchen von Marzipan, in halber Lebensgröße, mit erhobenem Schweif und klugen Augen. „Und nun iſt's alle!“ rief Frau Ellen. Aber nein, ein ſchweres Päckchen noch! Sie öffnete es, und verbarg es dann ebenſo raſch wieder in beiden Händen. „Ein Prachtſtück!“ rief ſie; „aber nein, Paul; ich bin edelmüthiger als Du; ich zeig's Dir nicht!“

Der Amtsrichter ließ ſich das nicht anfechten; er brach ihr die nicht gar zu ernſtlich geſchloſſenen Hände auseinander; während ſie lachend über ihn wegſchaute.

„Ein Haſe!“ jubelte Harro; „er hat ein Kohlblatt zwiſchen den Vorderpfötchen!“

Frau Ellen nickte: „Freilich, er kommt auch eben aus des alten Kirchſpielvogts Garten!“

„Harro, mein Junge,“ ſagte der Amtsrichter, indem er drohend den Finger gegen ſeine Frau erhob; „verſprich mir, dieſen Haſen zu verſpeiſen, damit er gründlich aus der Welt komme!“

Das verſprach Harro.

Der Baum war voll, die Zweige bogen ſich; die alte Margreth ſtöhnte, ſie könne die Leuchter nicht mehr halten, ſie habe gar keine Arme mehr am Leibe.

Aber es gab wieder neue Arbeit. „Anzünden!“ commandirte der Amtsrichter; und die klein' und großen Weihnachtskinder ſtanden mit heißen Geſichtern, kletterten auf Schemel und Stühle und ließen nicht ab, bis alle Kerzen angezündet waren.

Der Baum brannte, das Zimmer war von Duft und Glanz erfüllt; es war nun wirklich Weihnachten geworden.

Ein wenig müde von der ungewohnten Anſtrengung ſaß der Amtsrichter auf dem Sopha, nachſinnend in den gegenüberhängenden großen Wandſpiegel blickend, der das Bild des brennenden Baumes zurückſtrahlte.

Frau Ellen, die ganz heimlich ein wenig aufzuräumen begann, wollte eben die geleerte Kiſte an die Seite ſetzen, als ſie wie in Gedanken noch einmal mit der Hand durch die Papierſpähne ſtreifte. Sie ſtutzte. „Unerſchöpflich!“ ſagte ſie lächelnd. — Es war ein Staar von Chocolade, den ſie hervorgeholt hatte. „Und, Paul,“ fuhr ſie fort, „er ſpricht!“

Sie hatte ſich zu ihm auf die Sophalehne geſetzt, und beide laſen nun gemeinſchaftlich den beſchriebenen Zettel, den der Vogel in ſeinem Schnabel trug: „Einen

Wald- und Weihnachtsgruß von einer dankbaren Freundin!"

„Alſo von ihr!" ſagte der Amtsrichter, „ihr Herz hat ein gut Gedächtniß. Knecht Ruprecht mußte einen tüchtigen Weg zurücklegen; denn das Gut liegt fünf ganze Meilen von hier."

Frau Ellen legte den Arm um ihres Mannes Nacken. „Nicht wahr, Paul, wir wollen auch nicht undankbar gegen die Fremde ſein?"

„O, ich bin nicht undankbar; — aber — —"

„Was denn aber, Paul?"

„Was mögen drüben jetzt die Alten machen!"

Sie antwortete nicht darauf; ſie gab ihm ſchweigend ihre Hand.

„Wo iſt Harro?" fragte er nach einer Weile.

Harro war eben wieder ins Zimmer getreten; aus einer Schachtel, die er mit ſich brachte, nahm er eine kleine verblichene Figur und befeſtigte ſie ſorgfältig an einen Zweig des Tannenbaums. Die Aeltern hatten es wohl erkannt; es war ein Stück von dem Zuckerzeug des letzten heimatlichen Weihnachtsbaums; ein Dragoner auf ſchwarzem Pferde in langem graublauem Mantel. Der Knabe ſtand davor und betrachtete es unbeweglich; ſeine großen blauen Augen unter der breiten Stirn wurden immer finſterer. „Vater," ſagte er endlich, und ſeine

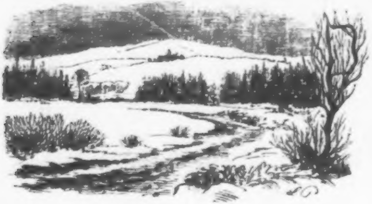
Stimme zitterte, „es war doch ſchade um unſer ſchönes Heer! — Wenn ſie es nur nicht aufgelöſt hätten, — ich glaube, dann wären wir wol noch zu Hauſe!“

Eine lautloſe Stille folgte, als der Knabe das geſprochen. Dann rief der Vater ſeinen Sohn und zog ihn dicht an ſich heran. „Du kennſt noch das alte Haus deiner Großältern,“ ſagte er, „Du biſt vielleicht das letzte Kind von den Unſeren, das noch auf den großen übereinander gethürmten Bodenräumen geſpielt hat; denn die Stunde iſt nicht fern mehr, daß es in fremde Hand kommen wird. — Einer deiner Urahnen hat es einſt für ſeinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgeſtattet vor, als er nach mehrjähriger Abweſenheit in den Handelsſtädten Frankreichs nach ſeiner Heimat zurückkehrte. Bei ſeinem Tode hat er es ſeinen Nachkommen hinterlaſſen, und ſie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren, oder, nachdem ſie ſich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als Bürgermeiſter oder Syndici ihrer Vaterſtadt. Es waren angeſehene und wohldenkende Männer, die im Lauf der Zeiten ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weiſe ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren ſie wurzelfeſt geworden in der Heimat. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerkern faſt keine Familie, wo nicht von den Vorältern oder Aeltern eines in den Dienſten der Unſerigen geſtanden hatte; ſei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hauſe ſelbſt. — Es waren das Verhältniſſe des gegenſeitigen Vertrauens; jeder rühmte ſich des andern und ſuchte ſich des andern werth zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Aeltern ihren Kindern; ſie kannten ſich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn ſie kannten Art und Geſchlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dageweſen waren." — — Der Amtsrichter ſchwieg einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm emporſah. „Aber nicht allein in die Höhe," fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben deine Vorältern gebaut; zu dem ſteinernen Hauſe in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die Todten ſollten noch beiſammen ſein. — Und ſeltſam, da ich deß inne ward, daß ich fort mußte, mein erſter Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — — Ich habe ſie mehr als einmal offen geſehen; das letzte mal, als deine Urgroßmutter ſtarb, eine Frau in hohen Jahren, wie ſie den Unſerigen vergönnt zu ſein pflegen. — Ich vergeſſe den Tag nicht. Ich war hinabgeſtiegen und ſtand unten in der Dunkelheit zwiſchen den Särgen, die neben und über mir auf den eiſernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernſte ſchweigſame Geſellſchaft. Neben mir war der Todtengräber, ein eisgrauer

Mann. Aber einſt war er jung geweſen und hatte als Kutſcher, den ſchwarzen Pudel zwiſchen den Knieen, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er ſtand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkoſend ſeine Hand über das ſchwarze Tuch des Deckels gleiten. „Dat is min ole Herr!“ ſagte er in ſeinem Plattdeutſch, „dat weer en gude Mann!“ — — Mein Kind, nur dort zu Hauſe konnte ich ſolche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den Segen der Heimat ſich leibhaft auf mich niederſenken. Ich war der Erbe dieſer Todten; ſie ſelbſt zwar waren dahin gegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich ſelber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnißvollen Weh, auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl, dem ſich dann alle Hände dort entgegenſtreckten, das bin nicht ich allein.“

Er war aufgeſtanden und hatte einen Fenſterflügel aufgeſtoßen. Weithin dehnte ſich das Schneefeld; der Wind ſauſte; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unſichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte feſt den Arm um ſeine Frau, die ihm ſchweigend gefolgt war; ſeine lichtblauen Augen lugten ſcharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ ſprach er leiſe: „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutſchen Landen; wir wollen ihn ſtill in unſerm Herzen ſprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligſten.“ Und er ergriff die Hand ſeines Kindes und preßte ſie ſo feſt, daß der Junge die Zähne zuſammenbiß.

Noch lange ſtanden ſie und blickten dem dunkeln Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete ſorgſamen Auges die allmälig niederbrennenden Weihnachtskerzen.



Im Verlage von **Heinrich Schindler** in Berlin erſchien ferner:

Theodor Storm, Gedichte. 4. vermehrte Auflage. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1 Thlr. 15 Sgr., geb. 1 Thlr 5 Sgr.

— — Ein grünes Blatt; zwei Novellen. 3. Auflage. Miniat.-Format. Eleg. geb. 27 Sgr., geheftet 15 Sgr.

— — In der Sommer-Mondnacht; Vier Novellen. 2. Aufl. Miniat.-Format. Eleg. geb. 27 Sgr., geheftet 15 Sgr.

— — Drei Novellen. Miniat.-Format. Eleg. geb. 27 Sgr., geheftet 15 Sgr.

— — Deutſche Liebeslieder ſeit Günther. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1 Thlr.

Karl Beck, Gedichte. 8. Auflage. Miniat.-Format. Eleg. geb. 2 Thlr., geheftet 1⅔ Thlr.

— — Janko. Ein Roman in Verſen. 2. Auflage. Miniat.-Format. Eleg. geb. 2 Thlr., geheftet 1⅔ Thlr.

Otto Roquette, Hans Haidekuckuck. 3. Auflage. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1 Thlr.

— — Das Reich der Träume. 3. Auflage. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Ernſt Scherenberg, Aus tiefſtem Herzen. Gedichte. 2. Aufl. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1 Thlr.

— — Stürme des Frühlings. Neue Gedichte. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1⅓ Thlr., geheftet 1 Thlr.

— — Verbannt; eine Dichtung. Ausgabe in gr. 8. Eleg. geheftet 15 Sgr.

— — Verbannt. 2. (Miniatur-) Aufl. Eleg. geb. 12½ Sgr.

Adolf, R. von Tſchabuſchnigg, Aus dem Zauberwald. Romanzenbuch. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1⅓ Thlr., geheftet 1 Thlr.

Ernſt Wegener, Jugendlieder und Balladen. Miniat.-Format. Eleg. geb. 1 Thlr., geheftet 20 Sgr.

Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines ruſſiſchen Diplomaten, herausgegeben von Levin Schücking. Miniat.-Format. cart. 20 Sgr.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Im Verlage von **Heinrich Schindler** erſchienen ferner:

Karl Beck, Gedichte. Achte Auflage. Miniatur-Format. Eleg. geb. 2 Thlr.

— — Janko. Zweite Aufl. Miniat.-Form. Eleg. geb. 2 Thlr.

v. Alesheim, Von der Wartburg. Miniatur-Format. Eleg. geb. 24 Sgr.

Regenbogenbrücke; zwei Märchen von der Verfaſſerin der Sommerreiſe. Miniatur-Format. Geb. 10 Sgr.

Otto Roquette, Das Reich der Träume. Dritte Auflage. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

— — Hans Haidekuckuck. Zweite Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

Ernſt Scherenberg, Aus tiefſtem Herzen. Gedichte. Zweite Aufl. Miniatur-Format. Geb. 20 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr.

— — Stürme des Frühlings. Neue Gedichte. Miniatur-Format. Geb. 1 Thlr., eleg. geb. 1⅓ Thlr.

— — Verbannt. Eine Dichtung. Zweite Auflage. Miniatur-Format. Cart. 12½ Sgr.

— — 1866. Dichtungen. kl. 8. Eleg. geb. 10 Sgr.

Levin Schücking, Ein Redekampf in Florenz. Miniatur-Format. Eleg. geb. 1 Thlr.

— — Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines ruſſiſchen Diplomaten. Miniatur-Format. Cart. 20 Sgr.

Theodor Storm, Gedichte. Vierte vermehrte Aufl. Miniatur-Format. Geb. 1⅙ Thlr., eleg. geb. 1½ Thlr.

— — Ein grünes Blatt; zwei Novellen. Dritte Aufl. Miniatur-Format. Geb. 15 Sgr., eleg. geb. 27 Sgr.

— — Drei Novellen. Miniatur-Format. Geb. 15 Sgr., eleg. geb. 27 Sgr.

— — Zwei Weihnachtsidyllen, mit Illuſtrationen von Otto Speckter und Ludwig Pietſch. Miniatur-Format. Geb. 16 Sgr., eleg. geb. 27 Sgr.

— — Deutſche Liebeslieder ſeit J. C. Günther. Eine Codification. Miniatur-Format. Eleg. geb. 1 Thlr.

A. v. Tſchabuſchnigg, Aus dem Zauberwald; Romanzenbuch. Miniatur-Format. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

In meinem Verlage erſchienen ferner:

Theodor Storm, Gedichte. Vierte vermehrte Auflage. Miniaturformat. Eleg. gebunden 1 Thlr. 15 Sgr

Geheftet 1 Thlr. 5 Sgr.

— Ein grünes Blatt. Dritte durchgeſehene Aufl. Miniaturformat. Eleg. gebunden . . . 27 Sgr.

Geheftet 15 Sgr

— In der Sommer-Mondnacht. Zweite Auf Miniaturformat. Eleg. gebunden . . . 27 Sgr.

Geheftet 15 Sgr.

— Drei Novellen. Miniaturformat. Elegant gebunden 27 Sgr. Geheftet . . . . 15 Sgr.

— Deutſche Liebeslieder ſeit Johann Chriſtian Günther. Eine Codification. Miniaturformat. Elegant gebunden . . . . 1 Thlr

Heinrich Schindler.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Drei Märchen

von

Theodor Storm.

SCHMIDT'SCHE LEIHBIBLIOTHEK
MORITZSTRASSE

Hamburg,
W. Mauke Söhne,
vormals: Perthes, Beſſer und Mauke.
1866.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Meiner Nichte

Lucie Storm

und

meiner Tochter

Lisbeth Storm

zum Weihnachten 1865.

Vorwort.

Wenn ich dieſe Dichtungen Märchen genannt habe, ſo bitte ich das nicht zu genau zu nehmen; in dem „Cyprianus-Spiegel" iſt wohl der vornehmere Ton der Sage angeſchlagen, „Bulemann's Haus" würde vielleicht paſſender eine ſeltſame Hiſtorie genannt; nur das phantaſtiſche Element iſt allen gemeinſam und muß die gewählte Bezeichnung rechtfertigen.

Soll ich dem Büchlein außer dem Namen nun noch einen Wunſch auf den Weg mitgeben, ſo wäre es der, daß es auch in die Hände der Jugend — ich meine nicht der Kinder — gelangen, und ſo auf den Weihnachtstiſchen ſtatt der fabrizirten Märchen- und Geſchichtenbücher einmal wieder ein ernſt gemeintes Werk der Poeſie ſeinen Platz finden möge.

Denn wenn dieſe Märchen auch keineswegs mit Rückſicht auf eine beſtimmte Alters- oder Bildungsſtufe, ſondern ganz unbekümmert aus dem Kern der Sache herausgeſchrieben ſind, ſo habe ich doch durch mehrfache Probe erfahren, daß ſie ſämmtlich die Theilnahme der Jugend zu feſſeln vermögen. Und ſo lade ich denn dies Mal außer den Alten auch die Jungen ein, den „Ritt in's alte romantiſche Land" mit mir zu wagen. Es wird zwar ſachte aufwärts gehen, zuletzt aber doch hübſch über die Alltagswelt hinweg, und der Schulſtaub wird prächtig aus den flatternden Gewändern fliegen.

An die Redactionen unſerer Zeitſchriften aber richte ich die Bitte, daß ſie meinen Wunſch, wenn ſie das Gebotene anders deſſen werth halten, zeitig und nach beſter Ueberzeugung unterſtützen.

Huſum, im Mai 1865.

Th. St.

Inhalt.

Seite

Die Regentrude 1

Bulemann's Haus 51

Der Spiegel des Cyprianus 89

Die Regentrude.

Einen ſo heißen Sommer, wie nun vor hundert Jahren, hat es ſeitdem nicht wieder gegeben. Kein Grün faſt war zu ſehen; zahmes und wildes Gethier lag verſchmachtet auf den Feldern.

Es war an einem Vormittag. Die Dorfſtraßen ſtanden leer; was nur konnte, war in's Innerſte der Häuſer geflüchtet; ſelbſt die Dorfkläffer hatten ſich verkrochen. Nur der dicke Wieſenbauer ſtand breitſpurig in der Thorfahrt ſeines ſtattlichen Hauſes und rauchte im Schweiße ſeines Angeſichts aus ſeinem großen Meerſchaumkopfe. Dabei ſchaute er ſchmunzelnd einem mächtigen Fuder Heu entgegen, das eben von ſeinen Knechten auf die Diele gefahren wurde. — Er hatte vor Jahren eine bedeutende Fläche ſumpfigen Wieſenlandes um geringen Preis erworben, und die letzten dürren Jahre, welche auf den Feldern ſeiner

Nachbarn das Gras verſengten, hatten ihm die Scheuern mit duftendem Heu und den Kaſten mit blanken Kronthalern gefüllt.

So ſtand er auch jetzt und rechnete, was bei den immer ſteigenden Preiſen der Ueberſchuß der Ernte für ihn einbringen könne. „Sie kriegen alle nichts,“ murmelte er, indem er die Augen mit der Hand beſchattete und zwiſchen den Nachbarsgehöften hindurch in die flimmernde Ferne ſchaute; „es gibt gar keinen Regen mehr in der Welt.“ Dann ging er an den Wagen, der eben abgeladen wurde; er zupfte eine Hand voll Heu heraus, führte es an ſeine breite Naſe und lächelte ſo verſchmitzt, als wenn er aus dem kräftigen Duft noch einige Kronthaler mehr herausriechen könne.

In demſelben Augenblicke war eine etwa funfzigjährige Frau in's Haus getreten. Sie ſah blaß und leidend aus, und bei dem ſchwarzſeidenen Tuche, das ſie um den Hals geſteckt trug, trat der bekümmerte Ausdruck ihres Geſichtes nur noch mehr hervor. „Guten Tag, Nachbar,“ ſagte ſie, indem ſie dem Wieſenbauer die Hand reichte, „iſt das eine Glut; die Haare brennen einem auf dem Kopfe!“

„Laß brennen, Mutter Stine, laß brennen!“ erwiderte er, „ſeht nur das Fuder Heu an! Mir kann's nicht zu ſchlimm werden!“

— „Ja, ja, Wieſenbauer, Ihr könnt ſchon lachen; aber was ſoll aus uns Andern werden, wenn das ſo fortgeht!“

Der Bauer drückte mit dem Daumen die Aſche in ſeinen Pfeifenkopf und ſtieß ein paar mächtige Dampfwolken in die Luft. „Seht Ihr,“ ſagte er, „das kommt von der Ueberklugheit. Ich hab's ihm immer geſagt; aber Euer Seliger hat's alleweg beſſer verſtehen wollen. Warum mußte er all' ſein Tiefland vertauſchen! Nun ſitzt Ihr da mit den hohen Feldern, wo Eure Saat verdorrt und Euer Vieh verſchmachtet.“

Die Frau ſeufzte.

Der dicke Mann wurde plötzlich herablaſſend. „Aber Mutter Stine,“ ſagte er, „ich merke ſchon, Ihr ſeid nicht von ungefähr hieher gekommen; ſchießt nur immer los, was Ihr auf dem Herzen habt!“

Die Witwe blickte zu Boden. „Ihr wißt wohl,“ ſagte ſie, „die funfzig Thaler, die Ihr mir geliehen, ich ſoll ſie auf Johanni zurückzahlen und der Termin iſt vor der Thür.“

Der Bauer legte ſeine fleiſchige Hand auf ihre Schulter. „Nun macht Euch keine Sorge, Frau! Ich brauche das Geld nicht; ich bin nicht der Mann, der aus der Hand in den Mund lebt. Ihr könnt mir Eure Grundſtücke dafür zum Pfande einſetzen; ſie ſind zwar nicht von den beſten, aber mir ſollen ſie diesmal gut genug ſein. Auf den Sonnabend könnt Ihr mit mir zum Gerichtshalter fahren."

Die bekümmerte Frau athmete auf. „Es macht zwar wieder Koſten," ſagte ſie, „aber ich danke Euch doch dafür."

Der Wieſenbauer hatte ſeine kleinen klugen Augen nicht von ihr gelaſſen. „Und," fuhr er fort, „weil wir hier einmal beiſammen ſind, ſo will ich Euch auch ſagen, der Andrees, Euer Junge, geht nach meiner Tochter!"

„Du lieber Gott, Nachbar, die Kinder ſind ja miteinander aufgewachſen."

— „Das mag ſein, Frau; wenn aber der Burſche meint, er könne ſich hier in die volle Wirthſchaft einfreien, ſo hat er ſeine Rechnung ohne mich gemacht!"

Die ſchwache Frau richtete ſich ein wenig auf und ſah ihn mit faſt zürnenden Augen an. „Was habt Ihr denn an meinem Andrees auszuſetzen?" fragte ſie.

„Ich an Eurem Andrees, Frau Stine? — Auf der Welt gar nichts! Aber" — und er ſtrich ſich mit der Hand über die ſilbernen Knöpfe ſeiner rothen Weſte — „meine Tochter iſt eben meine Tochter und des Wieſenbauers Tochter kann es beſſer belaufen."

„Trotzt nicht zu ſehr, Wieſenbauer!" ſagte die Frau milde, „ehe die heißen Jahre kamen!" —

„Aber ſie ſind gekommen und ſie ſind noch immer da, und auch für dies Jahr iſt keine Ausſicht, daß Ihr eine Ernte in die Scheuer bekommt. Und ſo geht's mit Eurer Wirthſchaft immer weiter rückwärts."

Die Frau war in tiefes Sinnen verſunken; ſie ſchien die letzten Worte kaum gehört zu haben. „Ja," ſagte ſie, „Ihr mögt leider Recht behalten, die Regentrude muß eingeſchlafen ſein; aber — ſie kann geweckt werden!"

„Die Regentrude?" wiederholte der Bauer hart. „Glaubt Ihr auch an das Geſaſel?"

„Kein Geſaſel, Nachbar!" erwiderte ſie geheimnißvoll. „Meine Urahne, da ſie jung geweſen, hat ſie ſelber einmal aufgeweckt. Sie wußte auch das Sprüchlein noch und hat es mir öfters vorgeſagt; aber ich habe es ſeither längſt vergeſſen."

Der dicke Mann lachte, daß ihm die ſilbernen Knöpfe auf ſeinem Bauche tanzten. „Nun, Mutter Stine, ſo ſetzt Euch hin und beſinnt Euch auf Euer Sprüchlein. Ich verlaſſe mich auf mein Wetterglas und das ſteht ſeit acht Wochen auf beſtändig Schön!"

„Das Wetterglas iſt ein todtes Ding, Nachbar; das kann doch nicht das Wetter machen!"

„Und Eure Regentrude iſt ein Spukeding, ein Hirngeſpinnſt, ein Garnichts!"

„Nun, Wieſenbauer,“ ſagte die Frau ſchüchtern, „Ihr ſeid einmal Einer von den Neugläubigen!“

Aber der Mann wurde immer eifriger. „Neu- oder altgläubig!“ rief er, „geht hin und ſucht Eure Regenfrau und ſprecht Euer Sprüchlein, wenn Ihr's noch beiſammenkriegt! Und wenn Ihr binnen heut' und vierundzwanzig Stunden Regen ſchafft, dann!“ — er hielt inne und paffte ein paar dicke Rauchwolken vor ſich hin.

„Was dann, Nachbar?“ fragte die Frau.

— „Dann — — dann, — zum Teufel, ja, dann ſoll Euer Andrees meine Maren freien!“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür des Wohnzimmers und ein ſchönes ſchlankes Mädchen mit rehbraunen Augen trat zu ihnen auf die Durchfahrt hinaus. „Topp, Vater!“ rief ſie, „das ſoll gelten!“ Und zu einem ältlichen Mann gewandt, der eben von der Straße her in's Haus trat, fügte ſie hinzu: „Ihr habt's gehört, Vetter Schulze!“

„Nun, nun Maren,“ ſagte der Wieſenbauer, „Du brauchſt keine Zeugen gegen Deinen Vater aufzurufen; von meinem Wort da beißt Dir keine Maus auch nur ein Tittelchen ab!“

Der Schulze ſchaute indeß, auf ſeinen langen Stock geſtützt, eine Weile in den freien Tag hinaus; und hatte nun ſein ſchärferes Auge in der Tiefe des glühenden Himmels ein weißes Pünktchen ſchwimmen ſehen oder wünſchte er es nur und glaubte es deshalb geſehen zu haben, aber er lächelte hinterhaltig und ſagte: „Mög's Euch bekommen, Vetter Wieſenbauer, der Andrees iſt allewege ein tüchtiger Burſch!"

Bald darauf, während der Wieſenbauer und der Schulze in dem Wohnzimmer des erſtern über allerlei Rechnungen beiſammen ſaßen, trat Maren an der andern Seite der Dorfſtraße mit Mutter Stine in deren Stübchen.

„Aber Kind," ſagte die Witwe, indem ſie ihr Spinnrad aus der Ecke holte, „weißt Du denn das Sprüchlein für die Regenfrau?"

„Ich?" fragte das Mädchen, indem ſie erſtaunt den Kopf zurückwarf.

— „Nun ich dachte nur, weil Du ſo keck dem Vater vor die Füße tratſt."

„Nicht doch, Mutter Stine, mir war nur ſo um's Herz, und ich dachte auch, Ihr ſelber würdet's wohl noch beiſammen bekommen. Räumt nur ein biſſel auf in Eurem Kopfe; es muß ja noch irgendwo verkramet liegen!"

Frau Stine ſchüttelte den Kopf. „Die Urahne iſt mir früh geſtorben. Das aber weiß ich noch wohl, wenn wir damals große Dürre hatten, wie eben jetzt, und uns dabei mit der Saat oder dem Viehzeug Unheil zuſchlug, dann pflegte ſie wohl ganz heimlich zu ſagen. „„Das thut der Feuermann uns zum Schabernack, weil ich einmal die Regenfrau geweckt habe!““

„Der Feuermann?“ fragte das Mädchen, „wer iſt denn das nun wieder?“ Aber ehe ſie noch eine Antwort erhalten konnte, war ſie ſchon an's Fenſter geſprungen und rief: „Um Gott, Mutter, da kommt der Andrees; ſeht nur, wie verſtürzt er ausſieht!“

Die Witwe erhob ſich von ihrem Spinnrade: „Freilich Kind,“ ſagte ſie niedergeſchlagen, „ſiehſt Du denn nicht, was er auf dem Rücken trägt? Da iſt ſchon wieder eines von den Schafen verdurſtet.„

Bald darauf trat der junge Bauer in's Zimmer und legte das todte Thier vor den Frauen auf den Eſtrich. „Da habt Ihr's!“ ſagte er finſter, indem er ſich mit der Hand den Schweiß von der heißen Stirn ſtrich.

Die Frauen ſahen mehr in ſein Geſicht als auf die todte Kreatur. „Nimm Dir's nicht ſo zu Herzen, Andrees!“ ſagte Maren. „Wir wollen die Regenfrau wecken und dann wird alles wieder gut werden.“

„Die Regenfrau!“ wiederholte er tonlos: „ja Maren, wer die wecken könnte. — Es iſt aber auch nicht wegen dem allein; es iſt mir etwas widerfahren draußen." —

Die Mutter faßte zärtlich ſeine Hand. „So ſag' es von Dir, mein Sohn," ermahnte ſie, „damit es Dich nicht ſiech mache!"

„So hört denn!" erwiderte er. — „Ich wollte nach unſern Schafen ſehen und ob das Waſſer, das ich geſtern Abend für ſie hinaufgetragen, noch nicht verdunſtet ſei. Als ich aber auf den Weideplatz kam, ſah ich ſogleich, daß es dort nicht ſeine Richtigkeit habe; der Waſſerzuber war nicht mehr, wo ich ihn hingeſtellt und auch die Schafe waren nicht zu ſehen. Um ſie zu ſuchen, ging ich den Rain hinab bis an den Rieſenhügel. Als ich auf die andere Seite kam, da ſah ich ſie alle liegen, keuchend, die Hälſe lang auf die Erde geſtreckt; die arme Kreatur hier war ſchon crepirt. Daneben lag der Zuber umgeſtürzt und ſchon gänzlich ausgetrocknet. Die Thiere konnten das nicht gethan haben; hier mußte eine böswillige Hand im Spiele ſein."

„Kind, Kind!" unterbrach ihn die Mutter, „wer ſollte einer armen Witwe Leides zufügen!"

„Hört nur zu, Mutter, es kommt noch weiter. Ich ſtieg auf den Hügel und ſah nach allen Seiten über die Ebene hin; aber kein Menſch war zu ſehen, die ſengende

Glut lag wie alle Tage lautlos über den Feldern. Nur neben mir auf einem der großen Steine, zwiſchen denen das Zwergenloch in den Hügel hinabgeht, ſaß ein dicker Molch und ſonnte ſeinen häßlichen Leib. Als ich noch ſo halb rathlos, halb ingrimmig um mich her ſtarrte, höre ich auf einmal hinter mir von der andern Seite des Hügels her ein Gemurmel, wie wenn einer eifrig mit ſich ſelber redet, und als ich mich umwende, ſehe ich ein knerpſiges Männlein im feuerrothen Rock und rother Zipfelmütze unten zwiſchen dem Haidekraute auf und ab ſtapſen. — Ich erſchrak mich, denn wo war es plötzlich hergekommen! — Auch ſah es gar ſo arg und misgeſchaffen aus. Die großen braunrothen Hände hatte es auf dem Rücken gefaltet und dabei ſpielten die krummen Finger wie Spinnenbeine in der Luft. — Ich war hinter den Dornbuſch getreten, der neben den Steinen aus dem Hügel wächſt, und konnte von hier aus alles ſehen, ohne ſelbſt bemerkt zu werden. Das Unding drunten war noch immer in Bewegung; es bückte ſich und riß ein Bündel verſengten Graſes aus dem Boden, daß ich glaubte, es müſſe mit ſeinem Kürbiskopf vorn überſchießen; aber es ſtand ſchon wieder auf ſeinen Spindelbeinen und, indem es das dürre Kraut zwiſchen ſeinen großen Fäuſten zu Pulver rieb, begann es ſo entſetzlich zu lachen, daß auf der andern Seite des Hügels die halbtodten Schafe aufſprangen und in wilder Flucht an dem Rain hinunterjagten. Das Männlein aber lachte noch gellender, und dabei begann es von einem Bein auf's andere zu ſpringen, daß ich fürchtete, die dünnen Stäbchen müßten unter ſeinem klumpigen Leibe zuſammenbrechen. Es war grauſenvoll anzuſehen, denn es funkte ihm dabei ordentlich aus ſeinen kleinen ſchwarzen Augen.

Die Witwe hatte leiſe des Mädchens Hand gefaßt.

„Weißt Du nun, wer der Feuermann iſt!" ſagte ſie. Maren nickte.

„Das Allergrauſenhafteſte aber," fuhr Andrees fort, „war ſeine Stimme. „„Wenn ſie es wüßten, wenn ſie es wüßten!"" ſchrie er, „„die Flegel, die Bauerntölpel!"" Und dann ſang er mit ſeiner ſchnarrenden, quäkenden Stimme ein ſeltſames Sprüchlein; immer von vorn nach hinten, als könne er ſich gar daran nicht erſättigen. Wartet nur, ich bekomm's wohl noch beiſammen!";

Und nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle!"

Die Mutter ließ plötzlich ihr Spinnrad ſtehen, das ſie während der Erzählung eifrig gedreht hatte, und ſah ihren Sohn mit geſpannten Augen an. Der aber ſchwieg wieder und ſchien ſich zu beſinnen.

„Weiter!“ ſagte ſie leiſe.

— „Ich weiß nicht weiter, Mutter; es iſt fort und ich hab's mir unterwegs doch wohl hundertmal vorgeſagt.“

Als aber Frau Stine mit unſicherer Stimme ſelbſt fortfuhr:

„Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

da ſetzte er raſch hinzu:

„Nimm dich in Acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

— „Das iſt das Sprüchlein der Regentrude!“ rief Frau Stine; „und nun raſch noch einmal! Und Du, Maren, merk wohl auf, damit es nicht wiederum verloren geht!“

Und nun ſprachen Mutter und Sohn noch einmal zuſammen und ohne Anſtoß:

„Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle!
Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!

Nimm dich in Acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!"

— „Nun hat alle Noth ein Ende!" rief Maren; „nun wecken wir die Regentrude; morgen ſind alle Felder wieder grün und übermorgen giebt's Hochzeit!" Und mit fliegenden Worten und glänzenden Augen erzählte ſie ihrem Andrees, welches Verſprechen ſie dem Vater abgewonnen habe.

„Kind," ſagte die Witwe wieder, „weißt Du denn auch den Weg zur Regentrude?"

„Nein, Mutter Stine, wißt Ihr denn auch den Weg nicht mehr?"

„Aber, Maren, es war ja die Urahne, die bei der Regentrude war; von dem Wege hat ſie mir niemals was erzählt."

„Nun Andrees," ſagte Maren und faßte den Arm des jungen Bauern, der währenddeß mit gerunzelter Stirn vor ſich hingeſtarrt hatte, „ſo ſprich Du! Du weißt ja ſonſt doch immer Rath!"

„Vielleicht weiß ich auch jetzt wieder einen!" entgegnete er bedächtig. „Ich muß heute Mittag den Schafen noch Waſſer hinauſtragen. Vielleicht daß ich den Feuermann noch einmal hinter dem Dornbuſch belauſchen kann!

Hat er das Sprüchlein verrathen, wird er auch noch den Weg verrathen; denn ſein dicker Kopf ſcheint überzulaufen von dieſen Dingen.“

Und bei dieſem Entſchluß blieb es. Soviel ſie auch hin und wieder redeten, ſie wußten keinen beſſern aufzufinden.

Bald darauf befand ſich Andrees mit ſeiner Waſſertracht droben auf dem Weideplatze. Als er in die Nähe des Rieſenhügels kam, ſah er den Kobold ſchon von weitem auf einem der Steine am Zwergloch ſitzen. Er ſtrählte ſich mit ſeinen fünf ausgeſpreizten Fingern den rothen Bart; und jedesmal wenn er die Hand herauszog, löſte ſich ein Häuſchen feuriger Flocken ab und ſchwebte in dem grellen Sonnenſchein über die Felder dahin.

„Da biſt du zu ſpät gekommen;“ dachte Andrees, „heute wirſt du nichts erfahren,“ und wollte ſeitwärts, als habe er gar nichts geſehen, nach der Stelle abbiegen, wo noch immer der umgeſtürzte Zuber lag. Aber er wurde angerufen. „Ich dachte, Du hätt'ſt mit mir zu reden!“ hörte er die Quäkſtimme des Kobold's hinter ſich.

Andrees kehrte ſich um und trat ein paar Schritte zurück. „Was hätte ich mit Euch zu reden,“ erwiderte er; „ich kenne Euch ja nicht.“

„Aber Du möchteſt den Weg zur Regentrude wiſſen?“ — „Wer hat Euch denn das geſagt?“

„Mein kleiner Finger, und der iſt klüger als mancher große Kerl.“

Andrees nahm all' ſeinen Muth zuſammen und trat noch ein paar Schritte näher zu dem Unding an den Hügel hinauf. „Euer kleiner Finger mag ſchon klug ſein,“ ſagte er, „aber den Weg zur Regenfrau wird er doch nicht wiſſen, denn den wiſſen auch die allerklügſten Menſchen nicht.“

Der Kobold blähte ſich wie eine Feuerkröte und fuhr ein paar mal mit ſeiner Klaue durch den Feuerbart, daß Andrees vor der herausſtrömenden Glut einen Schritt zurücktaumelte. Plötzlich aber den jungen Bauer mit dem Ausdrucke eines überlegenen Hohns aus ſeinen böſen kleinen Augen anſtarrend, ſchnarrte er ihn an: „Du biſt zu einfältig, Andrees; wenn ich Dir auch ſagte, daß die Regentrude hinter dem großen Walde wohnt, ſo würdeſt Du doch nicht wiſſen, daß hinter dem Walde eine hohle Weide ſteht!“

„Hier gilt's den Dummen ſpielen!“ dachte Andrees; denn obſchon er ſonſt ein ehrlicher Burſche war, ſo hatte er doch auch ſeine gute Portion Bauernſchlauheit mit auf die

Welt bekommen. „Da habt Ihr Recht,“ ſagte er, und riß den Mund auf, „das würde ich freilich nicht wiſſen!“

„Und,“ fuhr der Kobold fort, „wenn ich Dir auch ſagte, daß hinter dem Walde die hohle Weide ſteht, ſo würdeſt Du doch nicht wiſſen, daß in dem Baume eine Treppe zum Garten der Regenfrau hinabführt.“

„Wie man ſich doch verrechnen kann!“ rief Andrees. „Ich dachte, man könnte nur ſo geradeswegs hineinſpazieren.“

„Und wenn Du auch geradeswegs hineinſpazieren könnteſt,“ ſagte der Kobold, „ſo würdeſt Du immer noch nicht wiſſen, daß die Regentrude nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann.“

„Nun freilich,“ meinte Andrees, „da hilft's mir nichts; da will ich mich nur gleich wieder auf den Heimweg machen.“

Ein argliſtiges Lächeln verzog den breiten Mund des Kobolds. „Willſt Du nicht erſt Dein Waſſer in den Zuber gießen?“ fragte er; „das ſchöne Viehzeug iſt ja ſchier verſchmachtet.“

„Da habt Ihr zum vierten male recht!“ erwiederte der Burſche und ging mit ſeinen Eimern um den Hügel herum. Als er aber das Waſſer in den heißen Zuber goß, ſchlug es ziſchend empor und verpraſſelte in weißen

Dampfwolken in die Luft. „Auch gut!“ dachte er, „meine Schafe treibe ich mit mir heim und morgen mit dem Frühesten geleite ich Maren zu der Regentrude. Die ſoll ſie ſchon erwecken!“

Auf der andern Seite des Hügels aber war der Kobold von ſeinen Steinen aufgeſprungen. Er warf ſeine rothe Mütze in die Luft und kollerte ſich mit wieherndem Gelächter den Berg hinab. Dann ſprang er wieder auf ſeine dürren Spindelbeine, tanzte wie toll umher und ſchrie dabei mit ſeiner Quäkſtimme einmal über's andere: „Der Kindskopf, der Bauerlümmel! dachte mich zu übertölpeln und weiß noch nicht, daß die Trude ſich nur durch das rechte Sprüchlein wecken läßt. Und das Sprüchlein weiß keiner als Eckeneckepenn, und Eckeneckepenn das bin ich!“ —

Der böſe Kobold wußte nicht, daß er am Vormittag das Sprüchlein ſelbſt verrathen hatte.

Auf die Sonnenblumen, die vor Marens Kammer im Garten ſtanden, fiel eben der erſte Morgenſtrahl, als ſie ſchon das Fenſter aufſtieß und ihren Kopf in die friſche Luft hinausſteckte. Der Wieſenbauer, welcher nebenan im Alkoven des Wohnzimmers ſchlief, mußte davon erwacht ſein; denn ſein Schnarchen, das noch eben durch alle Wände drang, hatte plötzlich aufgehört. „Was treibſt Du, Maren?“ rief er mit ſchläfriger Stimme. „Fehlt's Dir denn wo?“

Das Mädchen fuhr ſich mit dem Finger an die Lippen, denn ſie wußte wohl, daß der Vater, wenn er ihr Vorhaben erführe, ſie nicht aus dem Hauſe laſſen würde. Aber ſie faßte ſich ſchnell. „Ich habe nicht ſchlafen können, Vater,“ rief ſie zurück, „ich will mit den Leuten auf die Wieſen; es iſt ſo hübſch friſch heute Morgen.“

„Haſt das nicht nöthig, Maren,“ erwiderte der Bauer, „meine Tochter iſt kein Dienſtbot'.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu. „Na, wenn's Dir Plaiſir macht! Aber ſei zur rechten Zeit wieder heim, eh' die große Hitze kommt. Und vergiß mein Warmbier nicht!“ Damit warf er ſich auf die andere Seite, daß die Bettſtelle krachte, und gleich darauf hörte auch das Mädchen wieder das wohlbekannte abgemeſſene Schnarchen.

Behutſam drückte ſie ihre Kammerthüre auf. Als ſie durch die Thorfahrt in's Freie ging, hörte ſie eben den Knecht die beiden Mägde wecken. „Es iſt doch ſchnöd,“ dachte ſie, „daß du ſo haſt lügen müſſen, aber“ — und ſie ſeufzte dabei ein wenig — „was thut man nicht um ſeinen Schatz!“

Drüben in ſeinem Sonntagsſtaat ſtand ſchon Andrees ihrer wartend. „Weißt Du Dein Sprüchlein noch?“ rief er ihr entgegen.

— „Ja, Andrees! Und weißt Du noch den Weg?“ Er nickte nur.

— „So laß uns gehen!“ — Aber eben kam noch Mutter Stine aus dem Hauſe und ſteckte ihrem Sohne ein mit Meth gefülltes Fläſchchen in die Taſche. „Der iſt noch von der Urahne,“ ſagte ſie, „ſie that alle Zeit ſehr geheim und koſtbar damit, der wird Euch gut thun in der Hitze!“

Dann gingen ſie im Morgenſchein die ſtille Dorfſtraße hinab und die Witwe ſtand noch lange und ſchaute nach der Richtung, wo die beiden jungen kräftigen Geſtalten verſchwunden waren.

Der Weg der beiden führte hinter der Dorfmark über eine weite Haide. Danach kamen ſie in den großen Wald. Aber die Blätter des Waldes lagen meiſt verdorrt am Boden, ſodaß die Sonne überall hindurchblitzte, ſie wurden faſt geblendet von den wechſelnden Lichtern. — Als ſie eine geraume Zeit zwiſchen den hohen Stämmen der Eichen und Buchen fortgeſchritten waren, faßte das Mädchen die Hand des jungen Mannes.

„Was haſt Du, Maren?“ fragte er.

— „Ich hörte unſere Dorfuhr ſchlagen, Andrees.“

„Ja, mir war es auch ſo.“

— „Es muß ſechs Uhr ſein!“ ſagte ſie wieder. „Wer kocht denn dem Vater nun ſein Warmbier? Die Mägde ſind alle auf dem Felde.“

„Ich weiß nicht, Maren; aber das hilſt nun doch weiter nicht!“

„Nein,“ ſagte ſie, „das hilſt nun weiter nicht. Aber weißt Du denn auch noch unſer Sprüchlein?“

„Freilich, Maren!

Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle!“

Und als er einen Augenblick zögerte, ſetzte ſie raſch hinzu:

„Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder.“

„O!“ rief ſie, „wie brannte die Sonne!“

„Ja,“ ſagte Andrees und rieb ſich die Wange, „es hat auch mir ordentlich einen Stich gegeben.“

Endlich kamen ſie aus dem Walde und dort ein paar Schritte vor ihnen ſtand auch ſchon der alte Weidenbaum. Der mächtige Stamm war ganz gehöhlt und das Dunkel, das darin herrſchte, ſchien tief in den Abgrund der Erde zu führen. Andrees ſtieg zuerſt allein hinab, während Maren ſich auf die Höhlung des Baumes lehnte und ihm nachzublicken ſuchte. Aber bald ſah ſie nichts mehr von ihm, nur das Geräuſch des Hinabſteigens ſchlug noch an ihr Ohr. Ihr begann angſt zu werden, oben um ſie her war es ſo einſam und von unten hörte ſie endlich auch keinen Laut mehr. Sie ſteckte den Kopf tief in die Höhlung und rief: „Andrees, Andrees!“ Aber es blieb alles ſtill und noch einmal rief ſie: „Andrees!“ — Da nach einiger Zeit war es ihr als höre ſie es von unten wieder heraufkommen und allmählich erkannte ſie auch die Stimme des jungen Mannes, die ihren Namen rief, und faßte ſeine Hand, die er ihr entgegenſtreckte. „Es führt eine Treppe hinab,“ ſagte er, „aber ſie iſt ſteil und ausgebröckelt und wer weiß, wie tief nach unten zu der Abgrund iſt!“

Maren erſchrak. „Fürchte Dich nicht,“ ſagte er, „ich trage Dich; ich habe einen ſichern Fuß.“ Dann hob er das ſchlanke Mädchen auf ſeine breite Schulter; und als ſie die Arme feſt um ſeinen Hals gelegt hatte, ſtieg er behutſam mit ihr in die Tiefe. Dichte Finſterniß umgab ſie; aber Maren athmete doch auf, während ſie ſo Stufe um Stufe wie in einem gewundenen Schneckengange hinabgetragen wurde; denn es war kühl hier im Innern der Erde. Kein Laut von oben drang zu ihnen herab; nur einmal hörten ſie dumpf aus der Ferne die unterirdiſchen Waſſer brauſen, die vergeblich zum Lichte emporarbeiteten.

„Was war das?“ flüſterte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, Maren.“

„Aber hat's denn noch kein Ende?“

— „Es ſcheint faſt nicht.“

„Wenn Dich der Kobold nur nicht betrogen hat!“

— „Ich denke nicht, Maren.“

So ſtiegen ſie tiefer und tiefer. Endlich ſpürten ſie wieder den Schimmer des Sonnenlichts unter ſich, das mit jedem Tritte leuchtender wurde; zugleich aber drang auch eine erſtickende Hitze zu ihnen herauf.

Als ſie von der unterſten Stufe in's Freie traten, ſahen ſie eine gänzlich unbekannte Gegend vor ſich. Maren ſah befremdet umher. „Die Sonne ſcheint aber doch dieſelbe zu ſein!“ ſagte ſie endlich.

„Kälter iſt ſie wenigſtens nicht.“ meinte Andrees, indem er das Mädchen zur Erde hob.

Von dem Platze, wo ſie ſich befanden, auf einem breiten Steindamm, lief eine Allee von alten Weiden in die Ferne hinaus. Sie bedachten ſich nicht lange; ſondern gingen, als ſei ihnen der Weg gewieſen, zwiſchen den Reihen der Bäume entlang. Wenn ſie nach der einen oder andern Seite blickten, ſo ſahen ſie in ein ödes unabſehbares Tiefland, das ſo von aller Art Rinnen und Vertiefungen zerriſſen war, als beſtehe es nur aus einem endloſen Gewirre verlaſſener See- und Strombetten.

Dies ſchien auch dadurch beſtätigt zu werden, daß ein beklemmender Dunſt, wie von vertrocknetem Schilf, die Luft erfüllte. Dabei lagerte zwiſchen den Schatten der einzeln ſtehenden Bäume eine ſolche Glut, daß es den beiden Wanderern war, als ſähen ſie kleine weiße Flammen über den ſtaubigen Weg dahinfliegen. Andrees mußte an die Flocken aus dem Feuerbarte des Kobolds denken. Einmal war es ihm ſogar, als ſähe er zwei dunkle Augenringe in dem grellen Sonnenſchein; dann wieder glaubte er deutlich neben ſich das tolle Springen der kleinen Spindelbeine zu hören. Bald war es links, bald rechts an ſeiner Seite. Wenn er ſich aber wandte, vermochte er nichts zu ſehen; nur die glutheiße Luft zitterte flirrend und blendend vor ſeinen Augen. „Ja," dachte er, indem er des Mädchens Hand erfaßte und beide mühſam vorwärts ſchritten, „ſauer machſt Du's uns; aber Recht behälſt Du heute nicht!"

Weiter und weiter gingen ſie, der Eine nur auf das immer ſchwerere Athmen des Andern hörend. Der einförmige Weg ſchien kein Ende zu nehmen; neben ihnen unaufhörlich die grauen, halb entblätterten Weiden, ſeitwärts hüben und drüben unter ihnen die unheimlich dunſtende Niederung.

Plötzlich blieb Maren ſtehen und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen an den Stamm einer Weide. „Ich kann nicht weiter,“ murmelte ſie; „die Luft iſt lauter Feuer.“

Da gedachte Andrees des Methfläſchchens, das ſie bis dahin unberührt gelaſſen hatten. — Als er den Stöpſel abgezogen, verbreitete ſich ein Duft, als ſeien die Tauſende von Blumen noch einmal zur Blüte auferſtanden, aus deren Kelchen vor vielleicht mehr als hundert Jahren die Bienen den Honig zu dieſem Tranke zuſammengetragen hatten. Kaum hatten die Lippen des Mädchens den Rand der Flaſche berührt, ſo ſchlug ſie ſchon die Augen auf. „O,“ rief ſie, „auf welcher ſchönen Wieſe ſind wir denn?“

„Auf keiner Wieſe, Maren; aber trink nur, es wird Dich ſtärken!“

Als ſie getrunken hatte, richtete ſie ſich auf und ſchaute mit hellen Augen um ſich her. „Trink auch einmal, Andrees,“ ſagte ſie; „ein Frauenzimmer iſt doch nur ein elendiglich Geſchöpf!“

„Aber das iſt ein echter Tropfen!“ rief Andrees, nachdem auch er gekoſtet hatte. „Mag der Himmel wiſſen, woraus die Urahne den gebraut hat!“

Dann gingen ſie geſtärkt und luſtig plaudernd weiter. Nach einer Weile aber blieb das Mädchen wieder ſtehen. „Was haſt Du, Maren?“ fragte Andrees.

„O nichts; ich dachte nur!"

— „Was denn, Maren?"

„Siehſt Du, Andrees! Mein Vater hat noch ſein halbes Heu draußen auf den Wieſen; und ich gehe da aus und will Regen machen!"

— „Dein Vater iſt ein reicher Mann, Maren; aber wir andern haben unſer Fetzchen Heu ſchon längſt in der Scheuer und unſere Frucht noch alle auf den dürren Halmen."

„Ja, ja, Andrees, Du haſt wol recht; man muß auch an die Andern denken!" Im Stillen bei ſich ſelber aber ſetzte ſie nach einer Weile hinzu: „Maren, Maren, mach' dir keine Flauſen vor; du thuſt ja doch alles nur von wegen deinem Schatz!"

So waren ſie wieder eine Zeit lang fortgegangen, als das Mädchen plötzlich rief: „Was iſt denn das? Wo ſind wir denn? Das iſt ja ein großer ungeheurer Garten!"

Und wirklich waren ſie, ohne zu wiſſen wie, aus der einförmigen Weidenallee in einen großen Park gelangt. Aus der weiten, jetzt freilich verſengten Raſenfläche erhoben ſich überall Gruppen hoher prachtvoller Bäume. Zwar war ihr Laub zum Theil gefallen oder hing dürr oder ſchlaff an den Zweigen, aber der kühne Bau ihrer Aeſte ſtrebte noch in den Himmel und die mächtigen Wurzeln griffen noch weit über die Erde hinaus. Eine Fülle von Blumen, wie die beiden ſie nie zuvor geſehen, bedeckte hier und da den Boden, aber alle dieſe Blumen waren welk und düftelos und ſchienen mitten in der höchſten Blüte von der tödtlichen Glut getroffen zu ſein.

„Wir ſind am rechten Orte, denk' ich!“ ſagte Andrees.

Maren nickte. „Du mußt nun hier zurückbleiben, bis ich wiederkomme.“

„Freilich,“ erwiderte er, indem er ſich in dem Schatten einer großen Eiche ausſtreckte. „Das Uebrige iſt nun Deine Sach'! Halt nur das Sprüchlein feſt, und verred' Dich nicht dabei!“ — —

So ging ſie denn allein über den weiten Raſen und unter den himmelhohen Bäumen dahin, und bald ſah der Zurückbleibende nichts mehr von ihr. Sie aber ſchritt weiter und weiter durch die Einſamkeit. Bald hörten die Baumgruppen auf, und der Boden ſenkte ſich. Sie erkannte wohl, daß ſie in dem ausgetrockneten Bette eines Gewäſſers ging; weißer Sand und Kieſel bedeckten den Boden, dazwiſchen lagen todte Fiſche und blinkten mit ihren Silberſchuppen in der Sonne. In der Mitte des Beckens ſah ſie einen grauen fremdartigen Vogel ſtehen; er ſchien ihr einem Reiher ähnlich zu ſein, doch war er von ſolcher Größe, daß ſein Kopf, wenn er ihn aufrichtete, über den eines Menſchen hinwegragen mußte; jetzt hatte er den langen Hals zwiſchen den Flügeln zurückgelegt und ſchien zu ſchlafen. Maren fürchtete ſich. Außer dem regungsloſen unheimlichen Vogel war kein lebendes Weſen ſichtbar, nicht einmal das Schwirren einer Fliege unterbrach hier die Stille; wie ein Entſetzen lag das Schweigen über dieſem Orte. Einen Augenblick trieb ſie die Angſt, nach ihrem Geliebten zu rufen, aber ſie wagte es wiederum nicht, denn den Laut ihrer eigenen Stimme in dieſer Oede zu hören, dünkte ſie noch ſchauerlicher als alles Andre.

So richtete ſie denn ihre Augen feſt in die Ferne, wo ſich wieder dichte Baumgruppen über den Boden zu erheben ſchienen, und ſchritt weiter ohne rechts oder links zu ſehen. Der große Vogel rührte ſich nicht, als ſie mit leiſem Tritt an ihm vorüberging, nur für einen Augenblick blitzte es ſchwarz unter der weißen Augenhaut hervor. — Sie athmete auf. — Nachdem ſie noch eine weite Strecke hingeſchritten, verengte ſich das Seebette zu der Rinne eines mäßigen Baches, der unter einer breiten Lindengruppe durchführte. Das Geäſte dieſer mächtigen Bäume war ſo dicht, daß ungeachtet des mangelhaften Laubes kein Sonnenſtrahl hindurchdrang. Maren ging in dieſer Rinne weiter; die plötzliche Kühle um ſich her, das hohe dunkle Gewölbe der Wipfel über ſich; es ſchien ihr faſt, als gehe ſie durch eine Kirche. Plötzlich aber wurden ihre Augen von einem blendenden Lichte getroffen; die Bäume hörten auf und vor ihr erhob ſich ein graues Geſtein, auf das die grellſte Sonne niederbrannte.

Maren ſelbſt ſtand in einem leeren ſandigen Becken, in welches ſonſt ein Waſſerfall über die Felſen hinabgeſtürzt ſein mochte, der dann unterhalb durch die Rinne ſeinen Abfluß in den jetzt verdunſteten See gehabt hatte. Sie ſuchte mit den Augen, wo wohl der Weg zwiſchen den Klippen hinaufführe. Plötzlich aber ſchrak ſie zuſammen. Denn das dort auf der halben Höhe des Abſturzes konnte nicht zum Geſtein gehören; wenn es auch ebenſo grau war und ſtarr wie dieſes in der regungsloſen Luft lag, ſo erkannte ſie doch bald, daß es ein Gewand ſei, welches in Falten eine ruhende Geſtalt bedeckte. — Mit verhaltenem Athem ſtieg ſie näher. Da ſah ſie es deutlich; es war eine ſchöne, mächtige Frauengeſtalt. Der Kopf lag tief auf's Geſtein zurückgeſunken; die blonden Haare, die bis zur Hüfte hinabfloſſen, waren voll Staub und dürren Laubes. Maren betrachtete ſie aufmerkſam. „Sie muß ſehr ſchön geweſen ſein," dachte ſie, „ehe dieſe Wangen ſo ſchlaff und dieſe Augen ſo eingeſunken waren. Ach, und wie bleich ihre Lippen ſind! Ob es denn wohl die Regentrude ſein mag? — Aber die da ſchläft nicht; das iſt eine Todte! O, es iſt entſetzlich einſam hier!“

Das kräftige Mädchen hatte ſich indeſſen bald gefaßt. Sie trat ganz dicht herzu, und niederknieend und zu ihr hingebeugt legte ſie ihre friſchen Lippen an das marmorblaſſe Ohr der Ruhenden. Dann all' ihren Muth zuſammennehmend, ſprach ſie laut und deutlich:

„Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle;
Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

Da rang ſich ein tiefer klagender Laut aus dem bleichen Munde hervor; doch das Mädchen ſprach immer ſtärker und eindringlicher:

„Nimm Dich in Acht!
Eh' Du erwacht,
Holt Dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

Da rauſchte es ſanft durch die Wipfel der Bäume und in der Ferne donnerte es leiſe wie von einem Gewitter. Zugleich aber, und, wie es ſchien, von jenſeits des Geſteins kommend, durchſchnitt ein greller Ton die Luft, wie der Wuthſchrei eines böſen Thieres. Als Maren emporſah, ſtand die Geſtalt der Trude hoch aufgerichtet vor ihr. „Was willſt Du?“ fragte ſie.

„Ach, Frau Trude,“ antwortete das Mädchen noch immer knieend. „Ihr habt ſo grauſam lang geſchlafen, daß alles Laub und alle Kreatur verſchmachten will!“

Die Trude ſah ſie mit weit aufgeriſſenen Augen an, als mühe ſie ſich aus ſchweren Träumen zu kommen.

Endlich fragte ſie mit tonloſer Stimme: „Stürzt denn der Quell nicht mehr?“

„Nein, Frau Trude,“ erwiderte Maren.

— „Kreiſt denn mein Vogel nicht mehr über dem See?“

„Er ſteht in der heißen Sonne und ſchläft.“

„Weh!“ wimmerte die Regenfrau. „So iſt es hohe Zeit. Steh' auf und folge mir, aber vergiß nicht den Krug, der dort zu Deinen Füßen liegt!“

Maren that wie ihr geheißen, und beide ſtiegen nun an der Seite des Geſteins hinauf. — Noch mächtigere Baumgruppen, noch wunderbarere Blumen waren hier der Erde entſproſſen, aber auch hier war alles welk und düftelos. — Sie gingen an der Rinne des Baches entlang, der hinter ihnen ſeinen Abfall vom Geſtein gehabt hatte. Langſam und ſchwankend ſchritt die Trude dem Mädchen voran, nur dann und wann die Augen traurig umherwendend. Dennoch meinte Maren, es bleibe ein grüner Schimmer auf dem Raſen, den ihr Fuß betreten, und wenn die grauen Gewänder über das dürre Gras ſchleppten, da rauſchte es ſo eigen, daß ſie immer darauf hinhören mußte. „Regnet es denn ſchon, Frau Trude?“ fragte ſie.

„Ach nein, Kind, erſt mußt Du den Brunnen aufſchließen!“

— „Den Brunnen? Wo iſt denn der?“

Sie waren eben aus einer Gruppe von Bäumen herausgetreten. „Dort!“ ſagte die Trude, und einige tauſend Schritte vor ihnen ſah Maren einen ungeheuern Bau emporſteigen. Er ſchien von grauem Geſtein zackig und unregelmäßig aufgethürmt; bis in den Himmel, meinte Maren; denn nach oben hinauf war alles wie in Duft und Sonnenglanz zerfloſſen. Am Boden aber wurde die in rieſenhaften Erkern vorſpringende Fronte überall von hohen ſpitzbogigen Thor- und Fenſterhöhlen durchbrochen, ohne daß jedoch von Fenſtern oder Thorflügeln ſelbſt etwas zu ſehen geweſen wäre.

Eine Weile ſchritten ſie gerade darauf zu, bis ſie durch den Uferabſturz eines Stromes aufgehalten wurden, der den Bau rings zu umgeben ſchien. Auch hier war jedoch das Waſſer bis auf einen ſchmalen Faden, der noch in der Mitte floß, verdunſtet; ein Nachen lag zerborſten auf der trockenen Schlammdecke des Strombettes.

„Schreite hindurch!“ ſagte die Trude. „Ueber Dich hat er keine Gewalt. Aber vergiß nicht, von dem Waſſer zu ſchöpfen; Du wirſt es bald gebrauchen!“

Als Maren, dem Befehl gehorchend, von dem Ufer herabtrat, hätte ſie faſt den Fuß zurückgezogen, denn der Boden war hier ſo heiß, daß ſie die Glut durch ihre Schuhe fühlte. „Ei was, mögen die Schuhe verbrennen!“ dachte ſie und ſchritt rüſtig mit ihrem Kruge weiter. Plötzlich aber blieb ſie ſtehen; der Ausdruck des tiefſten Entſetzens trat in ihre Augen. Denn neben ihr zerriß die trockene Schlammdecke und eine große braunrothe Fauſt mit krummen Fingern fuhr daraus hervor und griff nach ihr.

„Muth!“ hörte ſie die Stimme der Trude hinter ſich vom Ufer her.

Da erſt ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und der Spuk verſchwand.

„Schließe die Augen!“ hörte ſie wiederum die Trude rufen. — Da ging ſie mit geſchloſſenen Augen weiter, als ſie aber das Waſſer ihren Fuß berühren fühlte, bückte ſie ſich und füllte ihren Krug. Dann ſtieg ſie leicht und ungefährdet am andern Ufer wieder hinauf.

Bald hatte ſie das Schloß erreicht, und trat mit klopfendem Herzen durch eines der großen offenen Thore. Drinnen aber blieb ſie ſtaunend an dem Eingange ſtehen. Das ganze Innere ſchien nur ein einziger unermeßlicher Raum zu ſein. Mächtige Säulen von Tropfſtein trugen in beinahe unabſehbarer Höhe eine ſeltſame Decke, faſt meinte Maren, es ſeien nichts als graue rieſenhafte Spinngewebe, die überall in Bauſchen und Spitzen zwiſchen den Knäufen der Säulen herabhingen. Noch immer ſtand ſie wie verloren an derſelben Stelle und blickte bald vor ſich hin, bald nach einer und der andern Seite, aber dieſe ungeheueren Räume ſchienen außer nach der Fronte zu, durch welche Maren eingetreten war, ganz ohne Grenzen zu ſein; Säule hinter Säule erhob ſich, und wie ſehr ſie ſich auch anſtrengte, ſie konnte nirgends ein Ende abſehen. Da blieb ihr Auge an einer Vertiefung des Bodens haften. Und ſiehe! Dort, unweit von ihr, war der Brunnen; auch den goldenen Schlüſſel ſah ſie auf der Fallthür liegen.

Während ſie darauf zuging, bemerkte ſie, daß der Fußboden nicht etwa, wie ſie es in ihrer Dorfkirche geſehen, mit Steinplatten, ſondern überall mit vertrockneten Schilf- und Wieſenpflanzen bedeckt war. Aber es nahm ſie jetzt ſchon nichts mehr Wunder.

Nun ſtand ſie am Brunnen und wollte eben den Schlüſſel ergreifen; da zog ſie raſch die Hand zurück. Denn deutlich hatte ſie es erkannt, der Schlüſſel, der ihr in dem grellen Lichte eines von außen hereinfallenden Sonnenſtrahls entgegenleuchtete, war von Glut und nicht von Golde roth. Ohne Zaudern goß ſie ihren Krug darüber aus, daß das Ziſchen des verdampfenden Waſſers in den weiten Räumen widerhallte. Dann ſchloß ſie raſch den Brunnen auf. Ein friſcher Duft ſtieg aus der Tiefe, als ſie die Fallthür zurückgeſchlagen hatte, und erfüllte bald alles mit einem feinen feuchten Staube, der wie ein zartes Gewölk zwiſchen den Säulen emporſtieg.

Sinnend und in der friſchen Kühle aufathmend ging Maren umher. Da begann zu ihren Füßen ein neues Wunder. Wie ein Hauch rieſelte ein lichtes Grün über die verdorrte Pflanzendecke, die Halme richteten ſich auf und bald wandelte das Mädchen durch eine Fülle ſprießender Blätter und Blumen. Am Fuße der Säulen wurde es blau von Vergißmeinnicht; dazwiſchen blühten gelbe und braunviolette Iris auf und verhauchten ihren zarten Duft. An den Spitzen der Blätter klommen Libellen empor, prüften ihre Flügel und ſchwebten dann ſchillernd und gaukelnd über den Blumenkelchen, während der friſche Duft, der fortwährend aus dem Brunnen ſtieg, immer mehr die Luſt erfüllte und wie Silberfunken in den hereinfallenden Sonnenſtrahlen tanzte.

Indeſſen Maren noch des Entzückens und Beſtaunens kein Ende finden konnte, hörte ſie hinter ſich ein behagliches Stöhnen wie von einer ſüßen Frauenſtimme. Und wirklich, als ſie ihre Augen nach der Vertiefung des Brunnens zuwandte, ſah ſie auf dem grünen Moosrande der dort emporgekeimt war, die ruhende Geſtalt einer wunderbar ſchönen blühenden Frau. Sie hatte ihren Kopf auf den nackten glänzenden Arm geſtützt, über den das blonde Haar wie in ſeidenen Wellen herabfiel, und ließ ihre Augen eben zwiſchen den Säulen an der Decke wandern.

Auch Maren blickte unwillkürlich hinauf. Da ſah ſie nun wohl, daß das, was ſie für große Spinngewebe gehalten, nichts anderes ſei als die zarten Florgewebe der Regenwolken, die durch den aus dem Brunnen aufſteigenden Duft gefüllt und ſchwerer und ſchwerer wurden. Eben hatte ſich ein ſolches Gewölk in der Mitte der Decke abgelöſt und ſank leiſe ſchwebend herab, ſodaß Maren das Geſicht der ſchönen Frau am Brunnen nur noch wie durch einen grauen Schleier leuchten ſah. Da klatſchte dieſe in die Hände, und ſogleich ſchwamm die Wolke der nächſten Fenſteröffnung zu und floß durch dieſelbe in's Freie hinaus.

„Nun!“ rief die ſchöne Frau. „Wie gefällt Dir das?“ Und dabei lächelte ihr rother Mund und ihre weißen Zähne blitzten.

Dann winkte ſie Maren zu ſich, und dieſe mußte ſich neben ihr in's Moos ſetzen; und als eben wieder ein Duftgewebe von der Decke niederſank, ſagte ſie: „Nun klatſch in Deine Hände!“ und als Maren das gethan und auch dieſe Wolke, wie die erſte, in's Freie hinausgezogen war, rief ſie: „Siehſt Du wohl, wie leicht das iſt! Du kannſt es beſſer noch als ich!“

Maren betrachtete verwundert die ſchöne übermüthige Frau. „Aber,“ fragte ſie, „wer ſeid Ihr denn ſo eigentlich?“

— „Wer ich bin? Nun, Kind, biſt Du aber einfältig!“

Das Mädchen ſah ſie noch einmal mit ungewiſſen Augen an; endlich ſagte ſie zögernd: „Ihr ſeid doch nicht gar die Regentrude?“

— „Und wer ſollte ich denn anders ſein?“

„Aber verzeiht! Ihr ſeid ja ſo ſchön und luſtig jetzt!“

Da wurde die Trude plötzlich ganz ſtill. „Ja,“ rief ſie, „ich muß Dir dankbar ſein. Wenn Du mich nicht geweckt hätteſt, wäre der Feuermann Meiſter geworden, und ich hätte wieder hinab müſſen zu der Mutter unter die Erde.“ Und indem ſie ein wenig wie vor innerem

Grauen die weißen Schultern zuſammenzog, ſetzte ſie hinzu: „Und es iſt ja doch ſo ſchön und grün hier oben!“

Dann mußte Maren erzählen, wie ſie hierher gekommen und die Trude legte ſich in's Moos zurück und hörte zu. Mitunter pflückte ſie eine der Blumen, die neben ihr emporſproßten und ſteckte ſie ſich oder dem Mädchen in's Haar. Als Maren von dem mühſeligen Gange auf dem Weidendamme berichtete, ſeufzte die Trude und ſagte: „Der Damm iſt einſt von Euch Menſchen ſelbſt gebaut worden; aber es iſt ſchon lange, lange her! Solche Gewänder, wie Du ſie trägſt, ſah ich nie bei ihren Frauen. Sie kamen damals öfters zu mir, ich gab ihnen Keime und Körner zu neuen Pflanzen und Getreiden, und ſie brachten mir zum Dank von ihren Früchten. Wie ſie meiner nicht vergaßen, ſo vergaß ich ihrer nicht, und ihre Felder waren niemals ohne Regen. Seit lange aber ſind Menſchen mir entfremdet, es kommt Niemand mehr zu mir. Da bin ich denn vor Hitze und lauter langer Weile eingeſchlafen, und der tückiſche Feuermann hätte faſt den Sieg erhalten.“

Maren hatte ſich währenddeſſen ebenfalls mit geſchloſſenen Augen auf das Moos zurückgelegt; es thaute ſo ſanft um ſie her, und die Stimme der ſchönen Trude klang ſo ſüß und traulich.

„Nur einmal,“ fuhr dieſe fort, „aber das iſt auch ſchon lange her, iſt noch ein Mädchen gekommen, ſie ſah faſt aus wie Du und trug faſt eben ſolche Gewänder. Ich ſchenkte ihr von meinem Wieſenhonig, und das war die letzte Gabe, die ein Menſch aus meiner Hand empfangen hat!“

„Seht nur,“ ſagte Maren, „das hat ſich gut getroffen! Jenes Mädchen muß die Urahne von meinem Schatz geweſen ſein, und der Trank, der mich heute ſo geſtärkt hat, war gewiß von Eurem Wieſenhonig!“

Die Regenfrau dachte wohl noch an ihre junge Freundin von damals; denn ſie fragte: „Hat ſie denn noch ſo ſchöne braune Löckchen an der Stirn?“

— „Wer denn, Frau Trude?“

„Nun, die Urahne, wie Du ſie nennſt!“

„O nein, Frau Trude,“ erwiderte Maren, und ſie fühlte ſich in dieſem Augenblick ihrer mächtigen Freundin faſt ein wenig überlegen, — „die Urahne iſt ja ganz ſteinalt geworden!“

„Alt?“ fragte die ſchöne Frau. Sie verſtand das nicht, denn ſie kannte nicht das Alter.

Maren hatte große Mühe, ihr es zu erklären. „Merket nur!“ ſagte ſie endlich, „graues Haar und rothe Augen und häßlich und verdrießlich ſein! Seht, Frau Trude, das nennen wir alt!“

„Freilich," erwiderte dieſe, „ich entſinne mich nun; es waren auch ſolche unter den Frauen der Menſchen; aber die Urahne ſoll zu mir kommen, ich mache ſie wieder froh und ſchön."

Maren ſchüttelte den Kopf. „Das geht ja nicht, Frau Trude," ſagte ſie, „die Urahne iſt ja längſt unter der Erde."

Die Trude ſeufzte. „Arme Urahne!"

Hierauf ſchwiegen beide, während ſie noch immer behaglich ausgeſtreckt im weichen Mooſe lagen. „Aber Kind!" rief plötzlich die Trude, „da haben wir über all' dem Geplauder ja ganz das Regenmachen vergeſſen. Schlag doch nur die Augen auf! Wir ſind ja unter lauter Wolken ganz begraben; ich ſehe Dich ſchon gar nicht mehr!"

„Ei, da wird man ja naß wie eine Katze!" rief Maren, als ſie die Augen aufgeſchlagen hatte.

Die Trude lachte. „Klatſch nur ein wenig in die Hände, aber nimm Dich in Acht, daß Du die Wolken nicht zerreißt!"

Sie begannen beide leiſe in die Hände zu klopfen, und alsbald entſtand ein Gewoge und Geſchiebe, die Nebelgebilde drängten ſich nach den Oeffnungen und ſchwammen, eins nach dem andern, in's Freie hinaus. Nach kurzer Zeit ſah Maren ſchon wieder den Brunnen vor ſich und den grünen Boden mit den gelben und violetten Irisblüten. Dann wurden auch die Fenſterhöhlen frei, und ſie ſah weithin über den Bäumen des Gartens die Wolken den ganzen Himmel überziehen. Allmählich verſchwand die Sonne. Noch ein paar Augenblicke, und ſie hörte es draußen wie einen Schauer durch die Blätter der Bäume und Gebüſche wehen, und dann rauſchte es hernieder, mächtig und unabläſſig.

Maren ſaß aufgerichtet mit gefalteten Händen. „Frau Trude, es regnet,“ ſagte ſie leiſe.

Dieſe nickte kaum merklich mit ihrem ſchönen blonden Kopfe: ſie ſaß wie träumend.

Plötzlich aber entſtand draußen ein lautes Praſſeln und Heulen, und als Maren erſchrocken hinausblickte, ſah ſie aus dem Bette des Umgebungsſtromes, den ſie kurz vorher überſchritten hatte, ſich ungeheuere weiße Dampfwolken ſtoßweiſe in die Luft erheben. In demſelben Augenblicke fühlte ſie ſich auch von den Armen der ſchönen Regenfrau umfangen, die ſich zitternd an das neben ihr ruhende junge Menſchenkind ſchmiegte. „Nun gießen ſie den Feuermann aus,“ flüſterte ſie, „horch nur, wie er ſich wehrt! Aber es hilft ihm doch nichts mehr.“

Eine Weile hielten ſie ſich ſo umſchloſſen; da wurde es ſtille draußen und es war nun nichts zu hören als das ſanfte Rauſchen des Regens. — Da ſtanden ſie auf und die Trude ließ die Fallthür des Brunnens herab und verſchloß ſie.

Maren küßte ihre weiße Hand und ſagte: „Ich danke Euch, liebe Frau Trude, für mich und alle Leute in unſerm Dorfe! Und“ — ſetzte ſie ein wenig zögernd hinzu — „nun möchte ich wieder heimgehen!“

„Schon gehen?“ fragte die Trude.

— „Ihr wißt es ja, mein Schatz wartet auf mich; er mag ſchon wacker naß geworden ſein.“

Die Trude erhob den Finger. „Wirſt Du ihn auch ſpäter niemals warten laſſen?“

— „Gewiß nicht, Frau Trude!“

„So geh, mein Kind, und wenn Du heimkommſt, ſo erzähle den anderen Menſchen von mir, daß ſie meiner fürder nicht vergeſſen. — Und nun komm! Ich werde Dich geleiten.“

Draußen unter dem friſchen Himmelsthau war ſchon überall das Grün des Raſens und an Baum und Büſchen das Laub hervorgeſproſſen. — Als ſie an den Strom kamen, hatte das Waſſer ſein ganzes Bette wieder ausgefüllt, und als erwarte er ſie, ruhte der Kahn, wie von unſichtbarer Hand wiederhergeſtellt, ſchaukelnd an dem üppigen Graſe des Uferrandes. Sie ſtiegen ein und leiſe glitten ſie hinüber, während die Tropfen ſpielend und klingend in die Flut fielen. Da, als ſie eben an das andere Ufer traten, ſchlugen neben ihnen die Nachtigallen ganz laut aus dem Dunkel des Gebüſches. „O,“ ſagte die Trude, und athmete ſo recht aus Herzensgrunde, „es iſt noch Nachtigallenzeit, es iſt noch nicht zu ſpät!“

Da gingen ſie an dem Bache entlang, der zu dem Waſſerfalle führte. Der ſtürzte ſich ſchon wieder toſend über die Felſen und floß dann ſtrömend in der breiten Rinne unter den dunkeln Linden fort. Sie mußten, als ſie hinabgeſtiegen waren, an der Seite unter den Bäumen hingehen. Als ſie wieder in’s Freie traten, ſah Maren den fremden Vogel in großen Kreiſen über einem See ſchweben, deſſen weites Becken ſich zu ihren Füßen dehnte. Bald gingen ſie unten längs dem Ufer hin, fortwährend die ſüßeſten Düfte athmend und auf das Anrauſchen der Wellen horchend, die über glänzende Kieſel an dem Strande hinaufſtrömten. Tauſende von Blumen blühten überall; auch Veilchen und Maililien bemerkte Maren, und andere Blumen, deren Zeit eigentlich längſt vorüber war, die aber wegen der böſen Glut nicht hatten zur Entfaltung kommen können. „Die wollen auch nicht zurückbleiben,“ ſagte die Trude, „das blüht nun alles durcheinander hin.“

Mitunter ſchüttelte ſie ihr blondes Haar, daß die

Tropfen wie Funken um ſie verſprühten oder ſie ſchränkte ihre Hände zuſammen, daß von ihren vollen weißen Armen das Waſſer wie in eine Muſchel hinabfloß. Dann wieder riß ſie die Hände auseinander, und wo die hingeſprühten Tropfen die Erde berührten, da ſtiegen neue Düfte auf und ein Farbenſpiel von friſchen nie geſehenen Blumen drängte ſich leuchtend aus dem Raſen.

Als ſie um den See herum waren, blickte Maren noch einmal auf die weite, bei dem niederfallenden Regen kaum überſehbare Waſſerfläche zurück; es ſchauerte ſie faſt bei dem Gedanken, daß ſie am Morgen trockenen Fußes durch die Tiefe gegangen ſei. Bald mußten ſie dem Platze nahe ſein, wo ſie ihren Andrees zurückgelaſſen hatte. Und richtig! Dort unter den hohen Bäumen lag er mit aufgeſtütztem Arm; er ſchien zu ſchlafen. Als aber Maren auf die ſchöne Trude blickte, wie ſie mit dem rothen lächelnden Munde ſo ſtolz neben ihr über den Raſen ſchritt, erſchien ſie ſich plötzlich in ihren bäueriſchen Kleidern ſo plump und häßlich, daß ſie dachte: „Ei, das thut nicht gut, die braucht der Andrees nicht zu ſehen!" Laut aber ſprach ſie: „Habt Dank für Euer Geleite, Frau Trude, ich finde mich nun ſchon ſelber!"

— „Aber ich muß doch Deinen Schatz noch ſehen!"

„Bemüht Euch nicht, Frau Trude," erwiderte Maren,

„es iſt eben ein Burſch, wie die anderen auch und juſt gut genug für ein Mädel vom Dorf.“

Die Trude ſah ſie mit durchdringenden Augen an. „Schön biſt Du, Närrchen!“ ſagte ſie und erhob drohend ihren Finger: „Biſt Du denn aber auch in Deinem Dorf die Allerſchönſte?“

Da ſtieg dem hübſchen Mädchen das Blut in's Geſicht, daß ihr die Augen überliefen. Die Trude aber lächelte ſchon wieder. „So merk' denn auf!“ ſagte ſie; „weil nun doch alle Quellen wieder ſpringen, ſo könnt Ihr einen kürzern Weg haben. Gleich unten links am Weidendamm liegt ein Nachen. Steigt getroſt hinein; er wird Euch raſch und ſicher in Euere Heimat bringen! — Und nun leb' wohl!“ rief ſie und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens und küßte ſie. „O, wie ſüß friſch ſchmeckt doch ſolch ein Menſchenmund!“

Dann wandte ſie ſich und ging unter den fallenden Tropfen über den Raſen dahin. Dabei hub ſie an zu ſingen; das klang ſüß und eintönig; und als die ſchöne Geſtalt zwiſchen den Bäumen verſchwunden war, da wußte Maren nicht, hörte ſie noch immer aus der Ferne den Geſang, oder war es nur das Rauſchen des niederfallenden Regens.

Eine Weile noch blieb das Mädchen ſtehen; dann wie in plötzlicher Sehnſucht ſtreckte ſie die Arme aus. „Lebt wohl, ſchöne, liebe Regentrude, lebt wohl!“ rief ſie. — Aber keine Antwort kam zurück; ſie erkannte es nun deutlich, es war nur noch der Regen, der herniederrauſchte.

Als ſie hierauf langſam dem Eingange des Gartens zuſchritt, ſah ſie den jungen Bauer hoch aufgerichtet unter den Bäumen ſtehen. — „Wonach ſchauſt Du denn ſo?“ fragte ſie, als ſie näher gekommen war.

„Alle Tauſend! Maren,“ rief Andrees, „was war denn das für ein ſauber Weibsbild?“

Das Mädchen aber ergriff den Arm des Burſchen und drehte ihn mit einem derben Ruck herum. „Guck Dir nur nicht die Augen aus!“ ſagte ſie, „das iſt keine für Dich; das war die Regentrude!“

Andrees lachte. „Nun, Maren,“ erwiderte er, „daß Du ſie richtig aufgeweckt hatteſt, das hab’ ich hier ſchon merken können; denn ſo naß, mein’ ich, iſt der Regen noch nimmer geweſen, und ſo etwas von Grünweiden hab’ ich auch all’ mein Lebtag’ noch nicht geſehen! — Aber nun komm! Wir wollen heim, und Dein Vater ſoll uns ſein Wort einlöſen.“

Unten am Weidendamm fanden ſie den Nachen und ſtiegen ein. Das ganze weite Tiefland war ſchon überflutet; auf dem Waſſer und in der Luft lebte es von aller

Art Gevögel; die ſchlanken Seeſchwalben ſchoſſen ſchreiend über ihnen hin und tauchten die Spitzen ihrer Flügel in die Flut, während die Silbermöve majeſtätiſch neben ihrem fortſchießenden Kahne dahinſchwamm; auf den grünen Inſelchen, an denen ſie hier und dort vorbeikamen, ſahen ſie die Brunshähne mit den goldenen Kragen ihre Kampfſpiele halten.

So glitten ſie raſch dahin. Noch immer fiel der Regen, ſanft doch unabläſſig. Jetzt aber verengte ſich das Waſſer und bald war es nur noch ein mäßig breiter Bach.

Andrees hatte ſchon eine Zeit lang mit der Hand über den Augen in die Ferne geblickt. „Sieh doch, Maren,“ rief er, „iſt das nicht meine Roggenkoppel?“

„Freilich, Andrees; und prächtig grün iſt ſie geworden! Aber ſiehſt Du denn nicht, daß es unſer Dorfbach iſt, auf dem wir fahren?“

„Richtig, Maren; aber was iſt denn das dort? Das iſt ja Alles überflutet!“

„Ach, Du lieber Gott!“ rief Maren, „das ſind ja meines Vaters Wieſen! Sieh nur, das ſchöne Heu, es ſchwimmt ja Alles!“

Andrees drückte dem Mädchen die Hand. „Laß nur, Maren!“ ſagte er, „der Preis iſt, denk' ich, nicht zu hoch, und meine Felder tragen ja nun um deſto beſſer."

Bei der Dorflinde legte der Nachen an. Sie traten an's Ufer und bald gingen ſie Hand in Hand die Straße hinab. Da wurde ihnen von allen Seiten freundlich zugenickt; denn Mutter Stine mochte in ihrer Abweſenheit doch ein wenig geplaudert haben.

„Es regnet!" riefen die Kinder, die unter den Tropfen durch über die Straße liefen. „Es regnet!" ſagte der Vetter Schulze, der behaglich aus ſeinem offenen Fenſter ſchaute und den beiden mit kräftigem Drucke die Hand ſchüttelte. „Ja, ja, es regnet!" ſagte auch der Wieſenbauer, der wieder mit der Meerſchaumpfeife in der Thorfahrt ſeines ſtattlichen Hauſes ſtand, „und Du, Maren, haſt mich heute Morgen wacker angelogen. Aber kommt nur herein, Ihr Beiden! Der Andrees, wie der Vetter Schulze ſagt, iſt allewege ein guter Burſch, ſeine Ernte wird heuer auch noch gut, und wenn es etwan wieder drei Jahre Regen geben ſollte, ſo iſt es am Ende doch ſo übel nicht, wenn Höhen und Tiefen beieinander kommen. Drum geht hinüber zu Mutter Stine, da wollen wir die Sache allſort in Richtigkeit bringen!"

Mehrere Wochen waren ſeitdem vergangen. Der Regen hatte längſt wieder aufgehört und die letzten ſchweren Erntewagen waren mit Kränzen und flatternden Bändern in die Scheuern eingefahren; da ſchritt im ſchönſten Sonnenſchein ein großer Hochzeitszug der Kirche zu. Maren und Andrees waren die Brautleute; hinter ihnen gingen Hand in Hand Mutter Stine und der Wieſenbauer. Als ſie faſt bei der Kirchthür angelangt waren, daß ſie ſchon den Choral vernahmen, den drinnen zu ihrem Empfang der alte Cantor auf der Orgel ſpielte, zog plötzlich ein weißes Wölkchen über ihnen am blauen Himmel auf und ein paar leichte Regentropfen fielen der Braut in ihren Kranz. — „Das bedeutet Glück!“ riefen die Leute, die auf dem Kirchhof ſtanden. „Das war die Regentrude!“ flüſterten Braut und Bräutigam und drückten ſich die Hände.

Dann trat der Zug in die Kirche; die Sonne ſchien wieder, die Orgel aber ſchwieg und der Prieſter verrichtete ſein Werk.

Bulemann's Haus.

In einer norddeutſchen Seeſtadt, in der ſogenannten Düſternſtraße, ſteht ein altes verfallenes Haus. Es iſt nur ſchmal, aber drei Stockwerke hoch; in der Mitte deſſelben, vom Boden bis faſt in die Spitze des Giebels, ſpringt die Mauer in einem erkerartigen Ausbau vor, welcher für jedes Stockwerk nach vorne und an den Seiten mit Fenſtern verſehen iſt, ſodaß in hellen Nächten der Mond hindurchſcheinen kann.

Seit Menſchengedenken iſt Niemand in dieſes Haus hinein- und Niemand herausgegangen; der ſchwere Meſſingklopfer an der Hausthüre iſt faſt ſchwarz von Grünſpan, zwiſchen den Ritzen der Treppenſteine wächſt Jahr aus Jahr ein das Gras. — Wenn ein Fremder fragt: „Was iſt denn das für ein Haus?“ ſo erhält er gewiß zur Antwort: „Es iſt Bulemann's Haus;“ wenn er aber weiter fragt: „Wer wohnt denn darin?“ ſo antworten ſie ebenſo gewiß: „Es wohnt ſo Niemand darin.“ — Die Kinder auf den Straßen und die Ammen an der Wiege ſingen:

„In Bulemann's Haus,
In Bulemann's Haus,
Da gucken die Mäuſe
Zum Fenſter hinaus.“

Und wirklich wollen luſtige Brüder, die von nächtlichen Schmäuſen dort vorbeigekommen, ein Gequieke wie von unzähligen Mäuſen hinter den dunkeln Fenſtern gehört haben. Einer, der im Uebermuth den Thürklopfer anſchlug, um den Widerhall durch die öden Räume ſchollern zu hören, behauptet ſogar, er habe drinnen auf den Treppen ganz deutlich das Springen großer Thiere gehört; faſt, pflegt er dies erzählend hinzuzuſetzen, hörte es ſich an wie die Sprünge der großen Raubthiere, welche in der Menageriebude auf dem Rathhausmarkte gezeigt wurden.

Das gegenüberſtehende Haus iſt um ein Stockwerk niedriger, ſo daß Nachts das Mondlicht ungehindert in die oberen Fenſter des alten Hauſes fallen kann. Aus einer ſolchen Nacht hat auch der Wächter etwas zu erzählen; aber es iſt nur ein kleines altes Menſchenantlitz mit einer bunten Zipfelmütze, das er droben hinter den runden Erkerfenſtern geſehen haben will. Die Nachbarn dagegen meinen, der Wächter ſei wieder einmal betrunken geweſen; ſie hätten drüben an den Fenſtern niemals etwas geſehen, das einer Menſchenſeele gleich geweſen.

Am meiſten Auskunft ſcheint noch ein alter in einem entfernten Stadtviertel lebender Mann geben zu können, der vor Jahren Organiſt an der St. Magdalenenkirche geweſen iſt. „Ich entſinne mich," äußerte er, als er einmal darüber befragt wurde, „noch ſehr wohl des hagern Mannes, der während meiner Knabenzeit allein mit einer alten Weibsperſon in jenem Hauſe wohnte. Mit meinem Vater, der ein Trödler geweſen iſt, ſtand er ein paar Jahre lang in lebhaftem Verkehr und ich bin derzeit manches mal mit Beſtellungen an ihn geſchickt worden. Ich weiß auch noch, daß ich nicht gern dieſe Wege ging und oft allerlei Ausflucht ſuchte; denn ſelbſt bei Tage fürchtete ich mich, dort die ſchmalen dunkeln Treppen zu Herrn Bulemann's Stube im dritten Stockwerk hinaufzuſteigen. Man nannte ihn unter den Leuten den „Seelenverkäufer"; und ſchon dieſer Name erregte mir Angſt, zumal daneben allerlei unheimlich Gerede über ihn im Schwange ging. Er war, ehe er nach ſeines Vaters Tode das alte Haus bezogen, viele Jahre als Supercargo auf Weſtindien gefahren. Dort ſollte er ſich mit einer Schwarzen verheirathet haben; als er aber heimgekommen, hatte man vergebens darauf gewartet, eines Tages auch jene Frau mit einigen dunkeln Kindern anlangen zu ſehen. Und bald hieß es, er habe auf der Rückfahrt ein Sklavenſchiff getroffen und an den Kapitän deſſelben ſein eigen Fleiſch und Blut nebſt ihrer Mutter um ſchnödes Geld verkauft. — Was Wahres an ſolchen Reden geweſen, vermag ich nicht zu ſagen," pflegte der Greis hinzuzuſetzen; „denn ich will auch einem Todten nicht zu nahe treten; aber ſo viel iſt gewiß, ein geiziger und menſchenſcheuer Kauz war es; und ſeine Augen blickten auch, als hätten ſie böſen Thaten zugeſehen. Kein Unglücklicher und Hülfeſuchender durfte ſeine Schwelle betreten; und wann immer ich damals dort geweſen, ſtets war von innen die eiſerne Kette vor die Thüre gelegt. — Wenn ich dann den ſchweren Klopfer wiederholt hatte anſchlagen müſſen, ſo hörte ich wohl von der oberſten Treppe herab die ſcheltende Stimme des Hausherrn: „Frau Anken! Frau Anken! Iſt Sie taub? Hört Sie nicht, es hat geklopft!" Alsbald ließen ſich aus dem Hinterhauſe über Peſel und Corridor die ſchlurfenden Schritte des alten Weibes vernehmen. Bevor ſie aber öffnete, fragte ſie hüſtelnd: „Wer iſt es denn?" und erſt, wenn ich geantwortet hatte: „Es iſt der Leberecht!" wurde die Kette drinnen abgehakt. Wenn ich dann haſtig die ſiebenundſiebzig Treppenſtufen — denn ich habe ſie einmal gezählt — hinaufgeſtiegen war, pflegte Herr Bulemann auf dem kleinen dämmerigen Flur vor ſeinem Zimmer ſchon auf mich zu warten; in dieſes ſelbſt hat er mich nie hineingelaſſen. Ich ſehe ihn noch, wie er in ſeinem gelbgeblümten Schlafrocke mit der ſpitzen Zipfelmütze vor mir ſtand, mit der einen Hand rücklings die Klinke ſeiner Zimmerthüre haltend. Während ich mein Gewerbe beſtellte, pflegte er mich mit ſeinen grellen runden Augen ungeduldig anzuſehen und mich darauf hart und kurz abzufertigen. Am meiſten erregten damals meine Aufmerkſamkeit ein Paar ungeheuere Katzen, eine gelbe und eine ſchwarze, die ſich mitunter hinter ihm aus ſeiner Stube drängten und ihre dicken Köpfe an ſeinen Knieen rieben. — Nach einigen Jahren hörte indeſſen der Verkehr mit meinem Vater auf und ich bin nicht mehr dort geweſen. — Dies alles iſt nun über ſiebzig Jahre her, und Herr Bulemann muß längſt dahin getragen ſein, von wan- Niemand wiederkehrt.“ — — Der Mann irrte ſich, als er ſo ſprach. Herr Bulemann iſt nicht aus ſeinem Hauſe getragen werden; er lebt darin noch jetzt.

Das aber iſt ſo zugegangen.

Vor ihm, dem letzten Beſitzer, noch um die Zopf- und Haarbeutelzeit, wohnte in jenem Hauſe ein Pfandverleiher, ein altes verkrümmtes Männchen. Da er ſein Gewerbe mit Umſicht ſeit über fünf Jahrzehenden betrieben hatte und mit einem Weibe, das ihm ſeit dem Tode ſeiner Frau die Wirthſchaft führte, auf's Spärlichſte lebte, ſo war er endlich ein reicher Mann geworden. Dieſer Reichthum beſtand aber zumeiſt in einer faſt unüberſehbaren Menge von Pretioſen, Geräthen und ſeltſamſtem Trödelkram, was er alles von Verſchwendern oder Nothleidenden im Laufe der Jahre als Pfand erhalten hatte und das dann, da die Rückzahlung des darauf gegebenen Darlehns nicht erfolgte, in ſeinem Beſitz zurückgeblieben war. — Da er bei einem Verkauf dieſer Pfänder, welcher geſetzlich durch die Gerichte geſchehen mußte, den Ueberſchuß des Erlöſes an die Eigenthümer hätte herausgeben müſſen, ſo häufte er ſie lieber in den großen Nußbaumſchränken auf, mit denen zu dieſem Zwecke nach und nach die Stuben des erſten und endlich auch des zweiten Stockwerks beſetzt wurden. Nachts aber, wenn Frau Anken im Hinterhauſe in ihrem einſamen Kämmerchen ſchnarchte und die ſchwere Kette vor der Hausthüre lag, ſtieg er oft mit leiſem Tritt die Treppen auf und ab. In ſeinen hechtgrauen Rockelor eingeknöpft, in der einen Hand die Lampe in der andern das Schlüſſelbund, öffnete er bald im erſten, bald im zweiten Stockwerke die Stuben- und die Schrankthüren, nahm hier eine goldene Repetiruhr, dort eine emaillirte Schnupftabacksdoſe aus dem Verſteck hervor und berechnete bei ſich die Jahre ihres Beſitzes und ob die urſprünglichen Eigenthümer dieſer Dinge wol ſchon verkommen und verſchollen ſeien oder ob ſie noch einmal mit dem Gelde in der Hand wiederkehren und ihre Pfänder zurückfordern könnten. — —

Der Pfandverleiher war endlich im äußerſten Greiſenalter von ſeinen Schätzen weggeſtorben und hatte das Haus nebſt den vollen Schränken ſeinem einzigen Sohne hinterlaſſen müſſen, den er während ſeines Lebens auf jede Weiſe daraus fern zu halten gewußt hatte.

Dieſer Sohn war der von dem kleinen Leberecht ſo gefürchtete Supercargo, welcher eben von einer überſeeiſchen Fahrt in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war. Nach dem Begräbniß des Vaters gab er ſeine früheren Geſchäfte auf und bezog deſſen Zimmer im dritten Stock des alten Erkerhauſes, wo nun ſtatt des verkrümmten Männchens im hechtgrauen Rockelor eine lange hagere Geſtalt im gelbgeblümten Schlafrock und bunter Zipfelmütze auf und ab wandelte oder rechnend an dem kleinen Pulte des Verſtorbenen ſtand. — Auf Herrn Bulemann hatte ſich indeſſen das Behagen des alten Pfandverleihers an den aufgehäuften Koſtbarkeiten nicht vererbt. Nachdem er bei verriegelten Thüren den Inhalt der großen Nußbaumſchränke unterſucht hatte, ging er mit ſich zu Rathe, ob er den heimlichen Verkauf dieſer Dinge wagen ſolle, die immer noch das Eigenthum Anderer waren und an deren Werth er nur auf Höhe der ererbten und, wie die Bücher ergaben, meiſt ſehr geringen Darlehnsforderung einen Anſpruch hatte. Aber Herr Bulemann war keiner von den Unentſchloſſenen. Schon in wenigen Tagen war die Verbindung mit einem in der äußerſten Vorſtadt wohnenden Trödler angeknüpft und, nachdem man einige Pfänder aus den letzten Jahren zurückgeſetzt hatte, wurde heimlich und vorſichtig der bunte Inhalt der großen Nußbaumſchränke in gediegene Silbermünzen umgewandelt. — Das war die Zeit, wo der Knabe Leberecht in's Haus gekommen war. — Das gelöſte Geld that Herr Bulemann in große eiſenbeſchlagene Kaſten, welche er nebeneinander in ſeine Schlafkammer ſetzen ließ; denn bei der Rechtloſigkeit ſeines Beſitzes wagte er nicht, es auf Hypotheken auszuthun oder ſonſt öffentlich anzulegen.

Als alles verkauft war, machte er ſich daran, ſämmtliche für die mögliche Zeit ſeines Lebens denkbare Ausgaben zu berechnen. Er nahm dabei ein Alter von neunzig Jahren in Anſatz, und theilte dann das Geld in einzelne Päckchen je für eine Woche, indem er auf jedes Quartal noch ein Röllchen für unvorhergeſehene Ausgaben dazulegte. Dieſes Geld wurde für ſich in einen Kaſten gelegt, welcher nebenan in dem Wohnzimmer ſtand; und alle Sonnabend Morgen erſchien Frau Anken, die alte Wirthſchafterin, die er aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters mit übernommen hatte, um ein neues Päckchen in Empfang zu nehmen und über die Verausgabung des vorigen Rechenſchaft zu geben.

Wie ſchon erzählt, hatte Herr Bulemann Frau und Kinder nicht mitgebracht; dagegen waren zwei Katzen von beſonderer Größe, eine gelbe und eine ſchwarze, am Tage nach der Beerdigung des alten Pfandverleihers durch einen Matroſen in einem feſtzugebundenen Sacke vom Bord des Schiffes in's Haus getragen worden. Dieſe Thiere waren bald die einzige Geſellſchaft ihres Herrn. Sie erhielten Mittags ihre eigene Schüſſel, die Frau Anken unter verbiſſenem Ingrimm Tag aus und ein für ſie bereiten mußte; nach dem Eſſen, während Herr Bulemann ſein kurzes Mittagsſchläfchen abthat, ſaßen ſie geſättigt neben ihm auf dem Kanapee, ließen ein Läppchen Zunge hervorhängen und blinzelten ihn ſchläfrig aus ihren grünen Augen an. Waren ſie in den unteren Räumen des Hauſes auf der Mausjagd geweſen, was ihnen indeſſen immer einen heimlichen Fußtritt von dem alten Weibe eintrug, ſo brachten ſie gewiß die gefangenen Mäuſe zuerſt ihrem Herrn im Maule hergeſchleppt und zeigten ſie ihm, ehe ſie unter das Kanapee krochen und ſie verzehrten. War dann die Nacht gekommen und hatte Herr Bulemann die bunte Zipfelmütze mit einer weißen vertauſcht, ſo begab er ſich mit ſeinen beiden Katzen in das große Gardinenbett im Nebenkämmerchen, wo er ſich durch das gleichmäßige Spinnen der zu ſeinen Füßen eingewühlten Thiere in den Schlaf bringen ließ.

Dieſes friedliche Leben war indeß nicht ohne Störung geblieben. Im Laufe der erſten Jahre waren dennoch einzelne Eigenthümer der verkauften Pfänder gekommen und hatten gegen Rückzahlung des darauf erhaltenen Sümmchens die Auslieferung ihrer Pretioſen verlangt. Und Herr Bulemann, aus Furcht vor Proceſſen, wodurch ſein Verfahren in die Oeffentlichkeit hätte kommen können, griff in ſeine großen Kaſten und erkaufte ſich durch größere oder kleinere Abfindungsſummen das Schweigen der Betheiligten. Das machte ihn noch menſchenfeindlicher und verbiſſener. Der Verkehr mit dem alten Trödler hatte längſt aufgehört; einſam ſaß er auf ſeinem Erkerſtübchen mit der Löſung eines ſchon oft geſuchten Problems, der Berechnung eines ſichern Lotteriegewinnes beſchäftigt, wodurch er dermaleinſt ſeine Schätze in's Unermeßliche zu vermehren dachte. Auch Graps und Schnores, die beiden großen Kater, hatten jetzt unter ſeiner Laune zu leiden. Hatte er ſie in dem einen Augenblicke mit ſeinen langen Fingern getätſchelt, ſo konnten ſie ſich im andern, wenn etwa die Berechnung auf den Zahlentafeln nicht ſtimmen wollte, eines Wurfs mit dem Sandfaß oder der Papierſcheere verſehen, ſodaß ſie heulend in die Ecke hinkten.

Herr Bulemann hatte eine Verwandte, eine Tochter ſeiner Mutter aus erſter Ehe, welche indeſſen ſchon bei dem Tode dieſer wegen ihrer Erbanſprüche abgefunden war und daher an die von ihm ererbten Schätze keine Anſprüche hatte. Er kümmerte ſich jedoch nicht um dieſe Halbſchweſter, obgleich ſie in einem Vorſtadtviertel in den dürftigſten Verhältniſſen lebte; denn noch weniger als mit anderen Menſchen liebte Herr Bulemann den Verkehr mit dürftigen Verwandten. Nur einmal, als ſie kurz nach dem Tode ihres Mannes in ſchon vorgerücktem Alter ein kränkliches Kind geboren hatte, war ſie Hülfe ſuchend zu ihm gekommen. Frau Anken, die ſie eingelaſſen, war horchend unten auf der Treppe ſitzen geblieben, und bald hatte ſie von oben die ſcharfe Stimme ihres Herrn gehört, bis endlich die Thür aufgeriſſen worden und die Frau weinend die Treppe herabgekommen war. Noch an demſelben Abend hatte Frau Anken die ſtrenge Weiſung erhalten, die Kette fürderhin nicht von der Hausthür zu ziehen, falls etwa die Chriſtine noch einmal wiederkommen ſollte.

Die Alte begann ſich immer mehr vor der Habichtsnaſe und den grellen Eulenaugen ihres Herrn zu fürchten. Wenn er oben am Treppengeländer ihren Namen rief oder auch, wie er es vom Schiffe her gewohnt war, nur einen ſchrillen Pfiff auf ſeinen Fingern that, ſo kam ſie gewiß, in welchem Winkel ſie auch ſitzen mochte, eiligſt hervorgekrochen, und ſtieg ſtöhnend, Schimpf- und Klageworte vor ſich herplappernd, die ſchmalen Treppen hinauf.

Wie aber in dem dritten Stockwerke Herr Bulemann, ſo hatte in den unteren Zimmern Frau Anken ihre ebenfalls nicht ganz rechtlich erworbenen Schätze aufgeſpeichert. — Schon in dem erſten Jahre ihres Zuſammenlebens war ſie von einer Art kindiſcher Angſt befallen worden, ihr Herr könne einmal die Verausgabung des Wirthſchaftsgeldes ſelbſt übernehmen, und ſie werde dann bei dem Geize deſſelben noch auf ihre alten Tage Noth zu leiden haben. Um dieſes abzuwenden, hatte ſie ihm vorgelogen, der Weizen ſei aufgeſchlagen, und demnächſt die entſprechende Mehrſumme für den Brotbedarf gefordert. Der Supercargo, der eben ſeine Lebensrechnung begonnen, hatte ſcheltend ſeine Papiere zerriſſen, und darauf ſeine Rechnung von vorn wieder aufgeſtellt und den Wochenrationen die verlangte Summe zugeſetzt. — Frau Anken aber, nachdem ſie ihren Zweck erreicht, hatte zur Schonung ihres Gewiſſens und des Sprichwortes gedenkend: „Geſchleckt iſt nicht geſtohlen“, nun nicht die überſchüſſig empfangenen Schillinge, ſondern regelmäßig nur die dafür gekauften Weizenbrödchen unterſchlagen, mit denen ſie, da Herr Bulemann niemals die unteren Zimmer betrat, nach und nach die ihres koſtbaren Inhalts beraubten großen Nußbaumſchränke anfüllte

So mochten etwa zehn Jahre verfloſſen ſein. Herr Bulemann wurde immer hagerer und grauer, ſein gelbgeblümter Schlafrock immer fadenſcheiniger. Dabei vergingen oft Tage, ohne daß er den Mund zum Sprechen geöffnet hätte; denn er ſah keine lebenden Weſen als die beiden Katzen und ſeine alte halbkindiſche Haushälterin. Nur mitunter, wenn er hörte, daß unten die Nachbarskinder auf den Prellſteinen vor ſeinem Hauſe ritten, ſteckte er den Kopf ein wenig aus dem Fenſter und ſchalt mit ſeiner ſcharfen Stimme in die Gaſſe hinab. — „Der Seelenverkäufer, der Seelenverkäufer!“ ſchrieen dann die Kinder und ſtoben auseinander. Herr Bulemann aber fluchte und ſchimpfte noch ingrimmiger, bis er endlich ſchmetternd das Fenſter zuſchlug und drinnen Graps und Schnores ſeinen Zorn entgelten ließ.

Um jede Verbindung mit der Nachbarſchaft auszuſchließen, mußte Frau Anken ſchon ſeit geraumer Zeit ihre

Wirthſchaftseinkäufe in entlegenen Straßen machen. Sie durfte jedoch erſt mit dem Eintritt der Dunkelheit ausgehen und mußte dann die Hausthür hinter ſich verſchließen.

Es mochte acht Tage vor Weihnachten ſein, als die Alte wiederum eines Abends zu ſolchem Zwecke das Haus verlaſſen hatte. Trotz ihrer ſonſtigen Sorgfalt mußte ſie ſich indeſſen diesmal einer Vergeſſenheit ſchuldig gemacht haben. Denn als Herr Bulemann eben mit dem Schwefelholz ſein Talglicht angezündet hatte, hörte er zu ſeiner Verwunderung es draußen auf den Stiegen poltern, und als er mit vorgehaltenem Lichte auf den Flur hinaustrat, ſah er ſeine Halbſchweſter mit einem bleichen Knaben vor ſich ſtehen.

„Wie ſeid Ihr in's Haus gekommen?“ herrſchte er ſie an, nachdem er ſie einen Augenblick erſtaunt und ingrimmig angeſtarrt hatte.

„Die Thür war offen unten,“ ſagte die Frau ſchüchtern.

Er murmelte einen Fluch auf ſeine Wirthſchafterin zwiſchen den Zähnen. „Was willſt Du?“ fragte er dann.

„Sei doch nicht ſo hart, Bruder,“ bat die Frau, „ich habe ſonſt nicht den Muth zu Dir zu ſprechen.“

„Ich wüßte nicht, was Du mit mir zu ſprechen hätteſt; Du haſt Dein Theil bekommen; wir ſind fertig miteinander.“

Die Schweſter ſtand ſchweigend vor ihm und ſuchte vergebens nach dem rechten Worte. — Drinnen wurde wiederholt ein Kratzen an der Stubenthür vernehmbar. Als Herr Bulemann zurückgelangt und die Thür geöffnet hatte, ſprangen die beiden großen Katzen auf den Flur hinaus und ſtrichen ſpinnend an dem blaſſen Knaben herum, der ſich furchtſam vor ihnen an die Wand zurückzog. Ihr Herr betrachtete ungeduldig die noch immer ſchweigend vor ihm ſtehende Frau. „Nun, wird's bald?“ fragte er.

„Ich wollte Dich um etwas bitten, Daniel,“ hub ſie endlich an; „Dein Vater hat ein paar Jahre vor ſeinem Tode, da ich in bitterſter Noth war, ein ſilbern' Becherlein von mir in Pfand genommen.“

„Mein Vater von Dir?“ fragte Herr Bulemann.

„Ja, Daniel, Dein Vater; der Mann von unſer beider Mutter. Hier iſt der Pfandſchein; er hat mir nicht zu viel darauf gegeben.“

„Weiter!“ ſagte Herr Bulemann, der mit raſchem Blicke die leeren Hände ſeiner Schweſter gemuſtert hatte.

„Vor einiger Zeit,“ fuhr ſie zaghaft fort, „träumte mir, ich gehe mit meinem kranken Kinde auf dem Kirchhofe. Als wir an das Grab unſerer Mutter kamen, ſaß ſie auf ihrem Grabſteine unter einem Buſch voll blühender weißer

Roſen. Sie hatte jenen kleinen Becher in der Hand, den ich einſt als Kind von ihr geſchenkt erhalten; als wir aber näher gekommen waren, ſetzte ſie ihn an die Lippen; und indem ſie dem Knaben lächelnd zunickte, hörte ich ſie deutlich ſagen: „Zur Geſundheit!“ — Es war ihre ſanfte Stimme, Daniel, wie im Leben; und dieſen Traum habe ich drei Nächte nacheinander geträumt.“

„Was ſoll das?“ fragte Herr Bulemann.

„Gib mir den Becher zurück, Bruder! Das Chriſtfeſt iſt nahe; leg ihn dem kranken Kinde auf ſeinen leeren Weihnachtsteller!“

Der hagere Mann in ſeinem gelbgeblümten Schlafrocke ſtand regungslos vor ihr und betrachtete ſie mit ſeinen grellen runden Augen. „Haſt Du das Geld bei dir?“ fragte er. „Mit Träumen löſt man keine Pfänder ein.“

„O Daniel,“ rief ſie, „glaub' unſerer Mutter! Er wird geſund, wenn er aus dem kleinen Becher trinkt. Sei barmherzig; er iſt ja doch von Deinem Blute!“

Sie hatte die Hände nach ihm ausgeſtreckt; aber er trat einen Schritt zurück. „Bleib mir vom Leibe,“ ſagte er. Dann rief er nach ſeinen Katzen. „Graps, alte Beſtie! Schnores, mein Söhnchen!“ Und der große gelbe Kater ſprang mit einem Satze auf den Arm ſeines Herrn und klauete mit ſeinen Krallen in der bunten Zipfelmütze, während das ſchwarze Thier mauzend an ſeinen Knieen hinaufſtrebte.

Der kranke Knabe war näher geſchlichen. „Mutter,“ ſagte er, indem er ſie heftig an dem Kleide zupfte, „iſt das der böſe Ohm, der ſeine ſchwarzen Kinder verkauft hat?“

Aber in demſelben Augenblicke hatte auch Herr Bulemann die Katze herabgeworfen und den Arm des aufſchreienden Knaben ergriffen. „Verfluchte Bettelbrut,“ rief er, „pfeiſſt Du auch das tolle Lied!“

„Bruder, Bruder!“ jammerte die Frau. — Doch ſchon lag der Knabe wimmernd drunten auf dem Treppenabſatz. Die Mutter ſprang ihm nach und nahm ihn ſanft auf ihren Arm; dann aber richtete ſie ſich hoch auf und den blutenden Kopf des Kindes an ihrer Bruſt, erhob ſie die geballte Fauſt gegen ihren Bruder, der zwiſchen ſeinen ſpinnenden Katzen droben am Treppengeländer ſtand: „Verruchter, böſer Mann!“ rief ſie. „Mögeſt Du verkommen bei Deinen Beſtien!“

„Fluche, ſo viel Du Luſt haſt!“ erwiderte der Bruder; „aber mach', daß Du aus dem Hauſe kommſt.“

Dann, während das Weib mit dem weinenden Knaben die dunklen Treppen hinabſtieg, lockte er ſeine Katzen und klappte die Stubenthür hinter ſich zu. — Er bedachte nicht, daß die Flüche der Armen gefährlich ſind, wenn die Hartherzigkeit der Reichen ſie hervorgerufen hat.

Einige Tage ſpäter trat Frau Anken, wie gewöhnlich, mit dem Mittagseſſen in die Stube ihres Herrn. Aber ſie kniff heute noch mehr als ſonſt mit den dünnen Lippen, und ihre kleinen blöden Augen leuchteten vor Vergnügen. Denn ſie hatte die harten Worte nicht vergeſſen, die ſie wegen ihrer Nachläſſigkeit an jenem Abende hatte hinnehmen müſſen, und ſie dachte ſie ihm jetzt mit Zinſen wieder heimzuzahlen.

„Habt Ihr's denn auf St. Magdalenen läuten hören?“ fragte ſie.

„Nein,“ erwiderte Herr Bulemann kurz, der über ſeinen Zahlentafeln ſaß.

„Wißt Ihr denn wohl, wofür es geläutet hat?“ fragte die Alte weiter.

„Dummes Geſchwätz! Ich höre nicht nach dem Gebimmel.“

„Es war aber doch für Euern Schweſterſohn!“

Herr Bulemann legte die Feder hin. „Was ſchwatzeſt Du, Alte?“

„Ich ſage," erwiderte ſie, „daß ſie ſoeben den kleinen Chriſtoph begraben haben."

Herr Bulemann ſchrieb ſchon wieder weiter. „Warum erzählſt Du mir das? Was geht mich der Junge an?"

„Nun, ich dachte nur; man erzählt ja wohl, was Neues in der Stadt paſſirt." — —

Als ſie gegangen war, legte aber doch Herr Bulemann die Feder wieder fort, und ſchritt, die Hände auf dem Rücken, eine lange Zeit in ſeinem Zimmer auf und ab. Wenn unten auf der Gaſſe ein Geräuſch entſtand, trat er haſtig an's Fenſter, als erwarte er ſchon den Stadtdiener eintreten zu ſehen, der ihn wegen der Mishandlung des Knaben vor den Rath citiren ſolle. Der ſchwarze Graps, der mauzend ſeinen Antheil an der aufgetragenen Speiſe verlangte, erhielt einen Fußtritt, daß er ſchreiend in die Ecke flog. Aber, war es nun der Hunger, oder hatte ſich unverſehens die ſonſt ſo unterwürfige Natur des Thieres verändert, er wandte ſich gegen ſeinen Herrn und fuhr fauchend und pruſtend auf ihn los. Herr Bulemann gab ihm einen zweiten Fußtritt. „Freßt," ſagte er. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten."

Mit einem Satz waren die beiden Katzen an der vollen Schüſſel, die er ihnen auf den Fußboden geſetzt hatte.

Dann aber geſchah etwas Seltſames.

Als der gelbe Schnores, der zuerſt ſeine Mahlzeit beendet hatte, nun in der Mitte des Zimmers ſtand, ſich reckte und buckelte, blieb Herr Bulemann plötzlich vor ihm ſtehen; dann ging er um das Thier herum und betrachtete es von allen Seiten. „Schnores, alter Hallunke, was iſt denn das?“ ſagte er, den Kopf des Katers krauend. „Du biſt ja noch gewachſen in deinen alten Tagen!“ — In dieſem Augenblicke war auch die andere Katze herzugeſprungen. Sie ſträubte ihren glänzenden Pelz und ſtand dann hoch auf ihren ſchwarzen Beinen. Herr Bulemann ſchob ſich die bunte Zipfelmütze aus der Stirn. „Auch der!“ murmelte er. „Seltſam, es muß in der Sorte liegen.“

Es war indeß dämmerig geworden, und, da Niemand kam und ihn beunruhigte, ſo ſetzte er ſich zu den Schüſſeln, die auf dem Tiſche ſtanden. Endlich begann er ſogar ſeine großen Katzen, die neben ihm auf dem Kanapee ſaßen, mit einem gewiſſen Behagen zu beſchauen. „Ein paar ſtattliche Burſchen ſeid ihr!“ ſagte er, ihnen zunickend. „Nun ſoll euch das alte Weib unten auch die Ratten nicht mehr vergiften!“ — Als er aber Abends nebenan in ſeine Schlafkammer ging, ließ er ſie nicht, wie ſonſt, zu ſich herein; und als er ſie Nachts mit den Pfoten gegen die Kammerthür fallen und mauzend daran herunterrutſchen hörte, zog er ſich das Deckbett über beide Ohren und dachte: „Mauzt nur zu, ich habe eure Krallen geſehen.“ —

Dann kam der andere Tag, und, als es Mittag geworden, geſchah daſſelbe, was tagszuvor geſchehen war. Von der geleerten Schüſſel ſprangen die Katzen mit einem ſchweren Satz mitten in's Zimmer hinein, reckten und ſtreckten ſich; und, als Herr Bulemann, der ſchon wieder über ſeinen Zahlentafeln ſaß, einen Blick zu ihnen hinüberwarf, ſtieß er entſetzt ſeinen Drehſtuhl zurück und blieb mit ausgerecktem Halſe ſtehen. Dort mit leiſem Winſeln, als wenn ihnen ein Widriges angethan würde, ſtanden Graps und Schnores zitternd mit geringelten Schwänzen, das Haar geſträubt; er ſah es deutlich, ſie dehnten ſich, ſie wurden groß und größer.

Noch einen Augenblick ſtand er, die Hände an den Tiſch geklammert; dann plötzlich ſchritt er an den Thieren vorbei und riß die Stubenthür auf. „Frau Anken, Frau Anken!“ rief er, und da ſie nicht gleich zu hören ſchien, that er einen Pfiff auf ſeinen Fingern, und bald ſchlurrte auch die Alte unten aus dem Hinterhauſe hervor und keuchte eine Treppe nach der andern herauf.

„Sehe Sie ſich einmal die Katzen an!“ rief er, als ſie in's Zimmer getreten war.

— „Die hab ich ſchon oft geſehen, Herr Bulemann.“

„Sieht Sie daran denn nichts?“

— „Daß ich nicht wüßte, Herr Bulemann!“ erwiderte ſie, mit ihren blöden Augen um ſich blinzelnd.

„Was ſind denn das für Thiere? Das ſind ja gar keine Katzen mehr!“ — Er packte die Alte an den Armen und rannte ſie gegen die Wand. „Rothäugige Hexe,“ ſchrie er, „bekenne, was haſt Du meinen Katzen eingebraut!“

Das Weib klammerte ihre knöchernen Hände ineinander und begann unverſtändliche Gebete herzuplappern. Aber die furchtbaren Katzen ſprangen von rechts und links auf die Schultern ihres Herrn und leckten ihn mit ihren ſcharfen Zungen in's Geſicht. Da mußte er die Alte loslaſſen.

Fortwährend plappernd und hüſtelnd ſchlich ſie aus dem Zimmer und kroch die Treppen hinab. Sie war wie verwirrt; ſie fürchtete ſich, ob mehr vor ihrem Herrn oder vor den großen Katzen, das wußte ſie ſelber nicht. So kam ſie hinter in ihre Kammer. Mit zitternden Händen holte ſie einen mit Geld gefüllten wollenen Strumpf aus ihrem Bette hervor; dann nahm ſie aus einer Lade eine Anzahl alter Röcke und Lumpen und wickelte ſie um ihren Schatz herum, ſodaß es endlich ein großes Bündel gab. Denn ſie wollte fort, um jeden Preis fort; ſie dachte an die arme Halbſchweſter ihres Herrn draußen in der

Vorſtadt; die war immer freundlich gegen ſie geweſen, zu der wollte ſie. Freilich, es war ein weiter Weg, durch viele Gaſſen, über viele ſchmale und lange Brücken, welche über dunkele Gräben und Flethen hinwegführten, und draußen dämmerte ſchon der Winterabend. Es trieb ſie dennoch fort. Ohne an ihre Tauſende von Weizenbrödchen zu denken, die ſie in kindiſcher Fürſorge in den großen Nußbaumſchränken aufgehäuft hatte, trat ſie mit ihrem ſchweren Bündel auf dem Nacken aus dem Hauſe. Sorgfältig mit dem großen krauſen Schlüſſel verſchloß ſie die ſchwere eichene Thür, ſteckte ihn in ihre Ledertaſche und ging dann keuchend in die finſtere Stadt hinaus. — — —

Frau Anken iſt niemals wiedergekommen, und die Thür von Bulemann's Haus iſt niemals wieder aufgeſchloſſen worden.

Noch an demſelben Tage aber, da ſie fortgegangen, hat ein junger Taugenichts, der den Knecht Ruprecht ſpielend in den Häuſern umher lief, mit Lachen ſeinen Kameraden erzählt, da er in ſeinem rauhen Pelze über die Crescentiusbrücke gegangen ſei, habe er ein altes Weib dermaßen erſchreckt, daß ſie mit ihrem Bündel wie toll in das ſchwarze Waſſer hinabgeſprungen ſei. — Auch iſt in der Frühe des andern Tages in der äußerſten Vorſtadt die Leiche eines alten Weibes, welche an einem großen

Bündel feſtgebunden war, von den Wächtern aufgefiſcht und bald darauf, da Niemand ſie gekannt hat, auf dem Armenviertel des dortigen Kirchhofs in einem platten Sarge eingegraben worden.

Dieſer andere Morgen war der Morgen des Weihnachtabends. — Herr Bulemann hatte eine ſchlechte Nacht gehabt; das Kratzen und Arbeiten der Thiere gegen ſeine Kammerthür hatte ihm diesmal keine Ruhe gelaſſen; erſt gegen die Morgendämmerung war er in einen langen bleiernen Schlaf gefallen. Als er endlich ſeinen Kopf mit der Zipfelmütze in das Wohnzimmer hineinſteckte, ſah er die beiden Katzen laut ſchnurrend mit unruhigen Schritten umeinander hergehen. Es war ſchon nach Mittag; die Wanduhr zeigte auf Eins. „Sie werden Hunger haben, die Beſtien," murmelte er. Dann öffnete er die Thür nach dem Flur und pfiff nach der Alten. Zugleich aber drängten die Katzen ſich hinaus und rannten die Treppe hinab, und bald hörte er von unten aus der Küche herauf Springen und Tellergeklapper. Sie mußten auf den Schrank geſprungen ſein, auf den Frau Anken die Speiſen für den andern Tag zurückzuſetzen pflegte.

Herr Bulemann ſtand oben an der Treppe und rief laut und ſcheltend nach der Alten: aber nur das Schweigen antwortete ihm oder von unten herauf aus den Winkeln des alten Hauſes ein ſchwacher Widerhall. Schon ſchlug er die Schöße ſeines geblümten Schlafrocks übereinander und wollte ſelbſt hinabſteigen, da polterte es drunten auf den Stiegen und die beiden Katzen kamen wieder heraufgerannt. Aber das waren keine Katzen mehr; das waren zwei furchtbare namenloſe Raubthiere. Die ſtellten ſich gegen ihn, ſahen ihn mit ihren glimmenden Augen an und ſtießen ein heiſeres Geheul aus. Er wollte an ihnen vorbei, aber ein Schlag mit der Tatze, der ihm einen Fetzen aus dem Schlafrock riß, trieb ihn zurück. Er lief in's Zimmer; er wollte ein Fenſter aufreißen, um die Menſchen auf der Gaſſe anzurufen; aber die Katzen ſprangen hinterdrein und kamen ihm zuvor. Grimmig ſchnurrend, mit erhobenem Schweif, wanderten ſie vor den Fenſtern auf und ab. Herr Bulemann rannte auf den Flur hinaus und warf die Zimmerthür hinter ſich zu: aber die Katzen ſchlugen mit der Tatze auf die Klinke und ſtanden ſchon vor ihm an der Treppe. — Wieder floh er in's Zimmer zurück, und wieder waren die Katzen da.

Schon verſchwand der Tag und die Dunkelheit kroch in alle Ecken. Tief unten von der Gaſſe herauf hörte er Geſang; Knaben und Mädchen zogen von Haus zu Haus und ſangen Weihnachtslieder. Sie gingen in alle Thüren; er ſtand und horchte. Kam denn Niemand in ſeine Thür? — — Aber er wußte es ja, er hatte ſie ſelber alle fortgetrieben; es klopfte Niemand, es rüttelte Niemand an der verſchloſſenen Hausthür. Sie zogen vorüber; und allmählich ward es ſtill, todtenſtill auf der Gaſſe. Und wieder ſuchte er zu entrinnen; er wollte Gewalt anwenden; er rang mit den Thieren, er ließ ſich Geſicht und Hände blutig reißen. Dann wieder wandte er ſich zur Liſt; er rief ſie mit den alten Schmeichelnamen, er ſtrich ihnen die Funken aus dem Pelz und wagte es ſogar ihren flachen Kopf mit den großen weißen Zähnen zu krauen. Sie warfen ſich auch vor ihm hin und wälzten ſich ſchnurrend zu ſeinen Füßen; aber wenn er den rechten Augenblick gekommen glaubte und aus der Thür ſchlüpfte; ſo ſprangen ſie auf und ſtanden, ihr heiſeres Geheul ausſtoßend, vor ihm. — So verging die Nacht, ſo kam der Tag und noch immer rannte er zwiſchen der Treppe und den Fenſtern ſeines Zimmers hin und wieder, die Hände ringend, keuchend, das graue Haar zerzauſt.

Und noch zweimal wechſelten Tag und Nacht; da endlich warf er ſich gänzlich erſchöpft, an allen Gliedern zuckend auf das Kanapee. Die Katzen ſetzten ſich ihm gegenüber und blinzelten ihn ſchläfrig aus halbgeſchloſſenen Augen an. Allmählich wurde das Arbeiten ſeines Leibes weniger und endlich hörte es ganz auf. Eine fahle Bläſſe überzog unter den Stoppeln des grauen Bartes ſein Geſicht; noch einmal aufſeufzend ſtreckte er die Arme und ſpreizte die langen Finger über die Kniee; dann regte er ſich nicht mehr.

* * *

Unten in den öden Räumen war es indeſſen nicht ruhig geweſen. Draußen an der Thür des Hinterhauſes, die auf den engen Hof hinausführt, geſchah ein emſiges Nagen und Freſſen. Endlich entſtand über der Schwelle eine Oeffnung, die größer und größer wurde; ein grauer Mauskopf drängte ſich hindurch, dann noch einer, und bald huſchte eine ganze Schaar von Mäuſen über den Flur und die Treppe hinauf in den erſten Stock. Hier begann das Arbeiten auf's neue an der Zimmerthür, und als dieſe durchnagt war, kamen die großen Schränke daran, in denen Frau Anken's hinterlaſſene Schätze aufgeſpeichert lagen. Da war ein Leben wie im Schlaraffenland; wer durch wollte, mußte ſich durchfreſſen. Und das Gezieſer füllte ſich den Wanſt; und wenn es mit dem Freſſen nicht mehr fort wollte, rollte es die Schwänze auf und hielt ſein Schläfchen in den hohlgefreſſenen Weizenbrötchen. Nachts kamen ſie hervor, huſchten über die Dielen oder ſaßen, ihre Pfötchen leckend, vor dem Fenſter und ſchauten, wenn der Mond ſchien, mit ihren kleinen blanken Augen in die Gaſſe hinab.

Aber dieſe behagliche Wirthſchaft ſollte bald ihr Ende erreichen. In der dritten Nacht, als eben droben Herr Bulemann ſeine Augen zugethan hatte, polterte es draußen auf den Stiegen. Die großen Katzen kamen herabgeſprungen, öffneten mit einem Schlage ihrer Tatze die Thür des Zimmers und begannen ihre Jagd. Da hatte alle Herrlichkeit ein Ende. Quiekſend und pfeifend rannten die fetten Mäuſe umher und ſtrebten rathlos an den Wänden hinauf. Es war vergebens; ſie verſtummten eine nach der andern zwiſchen den zermalmenden Zähnen der beiden Raubthiere.

Dann wurde es ſtill, und bald war in dem ganzen Hauſe nichts vernehmbar, als das leiſe Spinnen der großen Katzen, die mit ausgeſtreckten Tatzen droben vor dem Zimmer ihres Herrn lagen und ſich das Blut aus ihren Bärten leckten.

Unten in der Hausthür verroſtete das Schloß, den Meſſingklopfer überzog der Grünſpan und zwiſchen den Treppenſteinen begann das Gras zu wachſen.

Draußen aber ging die Welt unbekümmert ihren Gang. — Als der Sommer gekommen war, ſtand auf dem St. Magdalenenkirchhof auf dem Grabe des kleinen Chriſtoph ein blühender weißer Roſenbuſch; und bald lag auch ein kleiner Denkſtein unter demſelben. Den Roſenbuſch hatte ſeine Mutter ihm gepflanzt; den Stein freilich hatte ſie nicht beſchaffen können. Aber Chriſtoph hatte einen Freund gehabt; es war ein junger Muſikus, der Sohn eines Trödlers, der in dem Hauſe ihnen gegenüber wohnte. Zuerſt hatte er ſich unter ſein Fenſter geſchlichen, wenn der Muſiker drinnen am Klavier ſaß; ſpäter hatte dieſer ihn zuweilen in die Magdalenenkirche genommen, wo er ſich Nachmittags im Orgelſpiel zu üben pflegte. — Da ſaß denn der blaſſe Knabe auf einem Schemelchen zu ſeinen Füßen, lehnte lauſchend den Kopf an die Orgelbank und ſah wie die Sonnenlichter durch die Kirchenfenſter ſpielten. Wenn der junge Muſikus dann, von der Verarbeitung ſeines Themas fortgeriſſen, die tiefen mächtigen Regiſter durch die Gewölbe brauſen ließ, oder wenn er mitunter den Tremulanten zog und die Töne wie zitternd vor der Majeſtät Gottes dahinfluteten, ſo konnte es wohl geſchehen, daß der Knabe in ſtilles Schluchzen ausbrach und ſein Freund ihn nur ſchwer zu beruhigen vermochte. Einmal auch ſagte er bittend: „Es thut mir weh, Leberecht; ſpiele nicht ſo laut."

Der Orgelſpieler ſchob auch ſogleich die großen Regiſter wieder ein und nahm die Flöten- und andere ſanfte Stimmen; und ſüß und ergreifend ſchwoll das Lieblingslied des Knaben durch die ſtille Kirche: „Befiehl du deine Wege." — Leiſe mit ſeiner kleinen kränklichen Stimme hub er an mitzuſingen. „Ich will auch ſpielen lernen," ſagte er, als die Orgel ſchwieg; „willſt Du mich es lehren, Leberecht?"

Der junge Muſikus ließ ſeine Hand auf den Kopf des Knaben fallen, und ihm das gelbe Haar ſtreichelnd, erwiderte er: „Werde nur erſt recht geſund, Chriſtoph; dann will ich Dir es gern lehren."

Aber Chriſtoph war nicht geſund geworden. — Seinem kleinen Sarge folgte neben der Mutter auch der junge Orgelſpieler. Sie ſprachen hier zum erſten mal zuſammen; und die Mutter erzählte ihm jenen dreimal geträumten Traum von dem kleinen ſilbernen Erbbecher.

„Den Becher," ſagte Leberecht, „hätte ich Euch geben können; mein Vater, der ihn vor Jahren mit vielen anderen Dingen von Euerm Bruder erhandelte, hat mir das zierliche Stück einmal als Weihnachtsgeſchenk gegeben."

Die Frau brach in die bitterlichſten Klagen aus. „Ach," rief ſie immer wieder; „er wäre ja gewiß geſund geworden!"

Der junge Mann ging eine Weile ſchweigend neben ihr her. „Den Becher ſoll unſer Chriſtoph dennoch haben," ſagte er endlich.

Und ſo geſchah es. Nach einigen Tagen hatte er den Becher an einen Sammler ſolcher Pretioſen um einen guten Preis verhandelt; von dem Gelde aber ließ er den Denkſtein für das Grab des kleinen Chriſtoph machen. Er ließ eine Marmortafel darin einlegen, auf welcher das Bild des Bechers ausgemeißelt wurde. Darunter ſtanden die Worte eingegraben: „Zur Geſundheit!" —

Noch viele Jahre hindurch, mochte der Schnee auf dem Grabe liegen oder mochte in der Juniſonne der Buſch mit Roſen überſchüttet ſein, kam oft eine blaſſe Frau und las andächtig und ſinnend die beiden Worte auf dem Grabſtein. — Dann eines Sommers iſt ſie nicht mehr gekommen; aber die Welt ging unbekümmert ihren Gang.

Nur noch einmal, nach vielen Jahren, hat ein ſehr alter Mann das Grab beſucht, er hat ſich den kleinen

Denkſtein angeſehen und eine weiße Roſe von dem alten Roſenbuſch gebrochen. Das iſt der emiritirte Organiſt von St. Magdalenen geweſen.

Aber wir müſſen das friedliche Kindergrab verlaſſen und, wenn der Bericht zu Ende geführt werden ſoll, drüben in der Stadt noch einen Blick in das alte Erkerhaus der Düſternſtraße werfen. — Noch immer ſtand es ſchweigend und verſchloſſen. Während draußen das Leben unabläſſig daran vorüberflutete, wucherte drinnen in den eingeſchloſſenen Räumen der Schwamm aus den Dielenritzen, löſte ſich der Gips an den Decken und ſtürzte herab, in einſamen Nächten ein unheimliches Echo über Flur und Stiege jagend. Die Kinder, welche an jenem Chriſtabend auf der Straße geſungen hatten, wohnten jetzt als alte Leute in den Häuſern, oder ſie hatten ihr Leben ſchon abgethan und waren geſtorben; die Menſchen, die jetzt auf der Gaſſe gingen, trugen andere Gewänder, und draußen auf dem Vorſtadtskirchhof war der ſchwarze Nummerpfahl auf Frau Anken's namenloſem Grabe ſchon längſt verfault. Da ſchien eines Nachts wieder einmal, wie ſchon ſo oft, über das Nachbarhaus hinweg der Vollmond in das Erkerfenſter des dritten Stockwerks und malte mit ſeinem bläulichen Lichte die kleinen runden Scheiben auf den Fußboden. Das Zimmer war leer; nur auf dem Kanapee zuſammengekauert ſaß eine kleine Geſtalt von der Größe eines jährigen Kindes, aber das Geſicht war alt und bärtig und die magere Naſe unverhältnißmäßig groß; auch trug ſie eine weit über die Ohren fallende Zipfelmütze und einen langen, augenſcheinlich für einen ausgewachſenen Mann beſtimmten Schlafrock, auf deſſen Schooß ſie die Füße heraufgezogen hatte.

Dieſe Geſtalt war Herr Bulemann. — Der Hunger hatte ihn nicht getödtet, aber durch den Mangel an Nahrung war ſein Leib verdorrt und eingeſchwunden, und ſo war er im Laufe der Jahre kleiner und kleiner geworden. Mitunter in Vollmondnächten, wie dieſe, war er erwacht und hatte, wenn auch mit immer ſchwächerer Kraft, ſeinen Wächtern zu entrinnen geſucht. War er von den vergeblichen Anſtrengungen erſchöpft auf's Kanapee geſunken, oder zuletzt hinaufgekrochen und hatte dann der bleierne Schlaf ihn wieder befallen, ſo ſtreckten Graps und Schnores ſich draußen vor der Treppe hin, peitſchten mit ihrem Schweif den Boden und horchten, ob Frau Anken's Schätze neue Wanderzüge von Mäuſen in das Haus gelockt hätten.

Heute war es anders; die Katzen waren weder im Zimmer noch draußen auf dem Flur. Als das durch das

Fenſter fallende Mondlicht über den Fußboden weg und allmählig an der kleinen Geſtalt hinaufrückte, begann ſie ſich zu regen; die großen runden Augen öffneten ſich, und Herr Bulemann ſtarrte in das leere Zimmer hinaus. Nach einer Weile rutſchte er, die langen Aermel mühſam zurückſchlagend, von dem Kanapee herab und ſchritt langſam der Thür zu, während die breite Schleppe des Schlafrocks hinter ihm herfegte. Auf den Fußſpitzen nach der Klinke greifend, gelang es ihm die Stubenthür zu öffnen und draußen bis an das Geländer der Treppe vorzuſchreiten. Eine Weile blieb er keuchend ſtehen; dann ſtreckte er den Kopf vor und mühte ſich zu rufen: „Frau Anken, Frau Anken!“ Aber ſeine Stimme war nur wie das Wiſpern eines kranken Kindes. „Frau Anken, mich hungert; ſo höre Sie doch!“

Alles blieb ſtill; nur die Mäuſe quiekſten jetzt heftig in den unteren Zimmern.

Da wurde er zornig. „Hexe, verfluchte, was pfeift Sie denn?“ Und ein Schwall unverſtändlich geflüſterter Schimpfworte ſprudelte aus ſeinem Munde, bis ein Stickhuſten ihn befiel und ſeine Zunge lähmte.

Draußen, unten an der Hausthür, wurde der ſchwere Meſſingklopfer angeſchlagen, daß der Hall bis in die Spitze des Hauſes hinaufdrang. Es mochte jener nächtliche Geſelle ſein, von dem im Anfang dieſer Geſchichte die Rede geweſen iſt.

Herr Bulemann hatte ſich wieder erholt. „So öffne Sie doch!“ wisperte er; „es iſt der Knabe, der Chriſtoph; er will den Becher holen.“

Plötzlich wurden von unten herauf zwiſchen dem Pfeifen der Mäuſe die Sprünge und das Knurren der beiden großen Katzen vernehmbar. Er ſchien ſich zu beſinnen; zum erſten Mal bei ſeinem Erwachen hatten ſie das oberſte Stockwerk verlaſſen und ließen ihn gewähren. — Haſtig, den langen Schlafrock nach ſich ſchleppend, ſtapfte er in das Zimmer zurück.

Draußen aus der Tiefe der Gaſſe hörte er den Wächter rufen. „Ein Menſch, ein Menſch!“ murmelte er; „die Nacht iſt ſo lang, ſo viel Mal bin ich aufgewacht, und noch immer ſcheint der Mond.“

Er kletterte auf den Polſterſtuhl, der in dem Erkerfenſter ſtand. Emſig arbeitete er mit den kleinen dürren Händen an dem Fenſterhaken; denn drunten auf der mondhellen Gaſſe hatte er den Wächter ſtehen ſehen. Aber die Haspen waren feſtgeroſtet; er mühte ſich vergebens ſie zu öffnen. Da ſah er den Mann, der eine Weile hinaufgeſtarrt hatte, in den Schatten der Häuſer zurücktreten.

Ein ſchwacher Schrei brach aus ſeinem Munde;

zitternd mit geballten Fäuſten ſchlug er gegen die Fenſterſcheiben; aber ſeine Kraft reichte nicht aus ſie zu zertrümmern. Nun begann er Bitten und Verſprechungen durcheinander zu wiſpern; allmählich, während die Geſtalt des unten gehenden Mannes ſich immer mehr entfernte, wurde ſein Flüſtern zu einem erſtickten heiſern Gekrächze; er wollte ſeine Schätze mit ihm theilen; wenn er nur hören wollte, er ſollte alles haben, er ſelber wollte nichts, gar nichts für ſich behalten; nur den Becher, der ſei das Eigenthum des kleinen Chriſtoph.

Aber der Mann unten ging unbekümmert ſeinen Gang und bald war er in einer Nebengaſſe verſchwunden. — Von allen Worten, die Herr Bulemann in jener Nacht geſprochen, iſt keines von einer Menſchenſeele gehört worden.

Endlich nach aller vergeblichen Anſtrengung kauerte ſich die kleine Geſtalt auf dem Polſterſtuhl zuſammen, rückte die Zipfelmütze zurecht, und ſchaute, unverſtändliche Worte murmelnd, in den leeren Nachthimmel hinauf.

So ſitzt er noch jetzt und erwartet die Barmherzigkeit Gottes.

Der Spiegel des Cyprianus.

Das Grafenſchloß — eigentlich war es eine Burg — lag frei auf der Höhe; uralte Föhren und Eichen ragten mit ihren Wipfeln aus der Tiefe; und über ihnen und den Wäldern und Wieſen, die ſich unterhalb des Berges ausbreiteten, lag der Sonnenglanz des Frühlings. Drinnen aber waltete Trauer; denn das einzige Söhnlein des Grafen war von unerklärlichem Siechthum befallen; und die vornehmſten Aerzte, die herbeigerufen wurden, vermochten den Urſprung des Uebels nicht zu erkennen.

Im verhangenen Gemache lag der Knabe ſchlafend mit blutloſem Antlitz. Zwei Frauen ſaßen je zu einer Seite des Bettes, mit dem geſpannten Blick der Sorge ihn betrachtend; die eine alt, in der Kleidung einer vornehmeren Dienerin, die andere, unverkennbar die Dame des Hauſes, faſt jung noch, aber die Spuren vergangenen

Leides in dem blaſſen gütevollen Angeſicht. — In den ſchönſten Tagen ihrer Jugend hatte der Graf, um ſie, das wenig begüterte Fräulein geworben; aber, da ſchon nichts mehr fehlte, als das ausgeſprochene Wort, hatte er ſich abgewandt. Eine reiche ſchöne Dame, die dem armen Fräulein den ſtattlichen Gemahl und deſſen Herrſchaft neidete, hatte den leichtblütigen Mann in ihrem Liebesnetz verſtrickt; und während dieſe als Herrin in das Grafenſchloß einzog, blieb die Verlaſſene in dem Witwenſtübchen ihrer Mutter.

Aber das Glück der jungen Gräfin hatte keinen Beſtand. Als ſie nach Jahresfriſt dem kleinen Kuno das Leben gegeben, wurde ſie von einem böſen Kindbettfieber hingerafft; und als wiederum ein Jahr vorbei war, da wußte der Graf für ſein verwaiſtes Söhnlein keine beſſere Mutterhand, als die, welche er einſt verſchmäht hatte. Und ſie mit ihrem ſtillen Herzen, vergab ihm alle Kränkung und wurde jetzt ſein Weib. — So ſaß ſie nun ſorgend und wachend bei dem Kinde ihrer einſtigen Nebenbuhlerin.

„Er ſchläft jetzt ruhig,“ ſagte die Alte; „Frau Gräfin ſollten auch ein wenig ruhen.“

„Nicht doch, Amme,“ erwiderte die ſanfte Frau; „ich bedarf's noch nicht; ich ſitze hier ja gut in meinem weichen Seſſel.“

— „Aber die vielen Nächte durch! Es iſt doch nimmer ein Schlaf, wenn der Menſch nicht aus den Kleidern kommt." Und nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: „Es hat nicht immer ſolche Stiefmütter gegeben hier im Schloß."

— „Du mußt mich nicht ſo loben, Amme!"

„Kennt Ihr denn nicht die Geſchichte von dem Spiegel des Cyprianus?" ſagte wiederum die Alte; und als die Gräfin es verneinte, fuhr ſie fort: „So will ich ſie Euch erzählen; es hilft die Gedanken zerſtreuen. Und ſeht nur, wie das Kind ſchläft, der Athem geht ganz ruhig aus dem kleinen Munde! — Nehmt noch dies Kiſſen unterm Kreuz, und nun die Füßchen auf den Schemel hier! — Und nun wartet ein Weilchen, daß ich mich recht beſinne."

Dann, als die Gräfin ſich in die Kiſſen geſetzt, und ihr freundlich zugenickt hatte, begann die erfahrene Dienerin des Hauſes ihre Erzählung:

„Vor über hundert Jahren hat einmal eine Gräfin in dieſem Schloſſe gelebt; die iſt von allen Leuten nur die gute Gräfin genannt worden. Der Name hat auch Recht gehabt; denn ſie iſt demüthig in ihrem Herzen geweſen und hat die Armen und Niedrigen nicht gering geachtet. Aber eine frohe Gräfin iſt ſie nicht geweſen. Wenn ſie unten im Dorfe hülfebringend in die Wohnungen der Käthner gegangen, ſo hat ſie mit Leid auf die Häuflein der Kinder geblickt, die ihr oft den Eingang in die niedrigen Thüren verſperrten, und dabei gedacht: „Was gäbſt Du nicht hin um ein einziges ſolcher pausbäckiger Englein;“ denn ſchon zehn Jahre lebte ſie mit ihrem Gemahl; aber ihre Ehe blieb ungeſegnet; auch war ihr nicht, wie Euer Gnaden, ein mutterlos Kind vom Herrgott in den Arm gelegt, dem ſie den Schatz ihrer Liebe hätte ſchenken können. Der Graf, ſonſt ein gerechter Mann und der guten Gräfin in Treuen zugethan, hatte begonnen mitunter finſter drein zu ſehen, daß ihm der Erbe ſeiner großen Herrſchaft noch immer nicht geboren wurde. — „Du lieber Gott!“ — unterbrach ſich die Erzählerin — „den Reichen fehlt's; und die Armen wünſchen oft vergebens, daß ſie von ihrem Häuflein ein Englein oder zwei im Himmel hätten, die droben für ſie beten könnten.“

„Erzähle weiter!“ bat ihre Herrin; und die Alte fuhr fort:

„Es iſt in der letzten Zeit des großen Krieges geweſen, und das Schloß hier noch oft von Feindes und Freundes Truppen überzogen worden, da hat es ſich eines Tags begeben, daß ein alter Arzt, der mit den Schweden in's Land gekommen, bei einem Gefecht, dort hinten an dem Walde, von einer kaiſerlichen Kugel verwundet worden, während er des Ausgangs harrend bei ſeinem Theriakskaſten Wache hielt. Der Mann, welcher Cyprianus geheißen, iſt hier in's Schloß getragen, und, obwohl die Herrſchaft gut kaiſerlich geweſen, von der guten Gräfin mit großer Hingebung gepflegt worden. Sie hat eine glückliche Hand gehabt; doch iſt viel Zeit darüber hingegangen. Der Friede iſt ſchon geſchloſſen geweſen, als ſie noch oft in dem kleinen Würzgärtlein hinter dem Schloſſe an der Seite des geneſenden Greiſes auf und ab gewandelt iſt und ſeinen Reden von den Kräften und Geheimniſſen der Natur gelauſcht hat. Manchen Wink und manches Heilmittel aus den Kräutern der Berge hat er ihr angegeben, das ſpäter ihren Kranken zu Gute kommen konnte. Und ſo iſt allmählig zwiſchen der ſchönen Frau und dem alten weiſen Meiſter eine gegenſeitige dankbare Freundſchaft entſtanden.

Um dieſe Zeit iſt auch der Graf, welcher ſeit einem Jahre in der Armee des Kaiſers mit zu Felde gelegen, auf ſein Schloß zurückgekehrt. Als nun die erſte Freude des Wiederſehens vorüber war, glaubte der Arzt mit ſeinen forſchenden Augen den Zug eines ſtillen Kummers in dem Geſicht der guten Gräfin zu erkennen; doch die Beſcheidenheit des Alters hatte immer noch eine Frage darüber auf ſeinen Lippen zurückgehalten. Als er aber eines Tages ein Weib von den ſchwarzen fahrenden Leuten, die derzeit unter ihrem Herzog Michel durch das ganze Reich zogen, aus ihrer Kammer ſchlüpfen ſehen, da hat er Abends beim Luſtwandeln in dem Gärtlein ihre Hand genommen und ihr eindringlich zugeredet: „Ihr wiſſet, gnädige Gräſin, ich trage ein väterlich Herz zu Euch; ſo ſaget mir auch, was ließet Ihr um Mittag, da Euer Herr ſein Schläfchen that, die arge Heidin in Eure Kammer?“

Die gute Gräſin erſchrak; aber als ſie in das milde Geſicht des Greiſes ſah, da ſprach ſie: „Ich habe ein großes Leid, Meiſter Cyprianus, und möchte wiſſen, ob noch eine Zeit kommt, wo es von mir genommen wäre.“

„So öffnet mir Euer Herz!“ entgegnete er; „vielleicht, daß ich beſſern Rath weiß, als jene fahrenden Leute, die wohl den Betrug der Leichtgläubigen, aber keineswegs die Zukunft verſtehen!“

Auf dieſe Worte hat die Gräſin dem alten Meiſter ihren Kummer vertraut, und wie ſie durch ihre Kinderloſigkeit ſogar das Herz ihres Gemahls zu verlieren fürchte.

Sie gingen während deſſen an der Umfaſſungsmauer des Gärtleins entlang, und Cyprianus ſchaute über die unten liegenden Wälder hinaus, auf die ſchon der rothe Abendſchein ſich legte. „Die Sonne ſcheidet,“ ſprach er; „und wenn ſie morgen emporſteigt, ſo muß ſie mich auf der Reiſe nach meinem Heimathlande ſehen. Aber ich ſchulde Euch Leben und Geſundheit, und ſo will ich denn gebeten haben, wollet eine Dankesgabe, die ich durch ſichere Hand aus der Heimath an Euch ſenden werde, nicht verſchmähen."

„So müßt Ihr wirklich fort, Meiſter Cyprianus?" rief die trauernde Frau. „Da wird mein liebreichſter Tröſter mich verlaſſen!"

„Klaget darüber nicht, Frau Gräfin!" entgegnete er; „die Gabe, von der ich ſprach, iſt ein speculum, zu Deutſch ein Spiegel, unter ſondrer Kreuzung der Geſtirne und in der heilbringendſten Zeit des Jahres gefertiget. Wollet ihn in Eure Kammer ſtellen und dort nach Frauen Art gebrauchen, ſo dürfte er Euch bald beſſere Kunde bringen, als die trügeriſchen Leute der Haide. — — Man hält mich," ſetzte der Greis geheimnißvoll lächelnd hinzu, „in meiner Heimath für nicht unkundig der Dinge der Natur."

Die Erzählerin unterbrach ſich. — „Ihr wiſſet wohl, gnädige Gräfin, daß der Name Cyprianus ſpäter im ganzen Norden als eines mächtigen Zauberers bekannt geworden iſt. Die Bücher, die er geſchrieben, hat man nach ſeinem Tode in dem unterirdiſchen Gewölbe eines Schloſſes an Ketten gelegt, weil man geglaubt hat, es ſeien böſe das Heil der Seele gefährdende Dinge darin enthalten. Aber die das gethan, haben ſich geirrt, oder ſie ſind ſelbſt nicht reinen Herzens geweſen; denn — wie Cyprianus während ſeines Aufenthalts in dieſem Hauſe oft geſagt haben ſoll, — „die Kräfte der Natur ſind niemals böſe in gerechter Hand."

„Aber ich will in meiner Geſchichte fortfahren. — Einige Monde ſpäter, nachdem der Meiſter unter troſtvollem Zuſpruch an die beiden Ehegatten das Schloß verlaſſen hatte, hielt eines Tages ein Wägelchen mit einer großen Holzkiſte auf dem Hofe; und da der Graf mit ſeiner Gemahlin, welche in der Nachmittagsſtunde müßig am Fenſter ſtanden, von Neugierde getrieben hinabgegangen waren, ward ihnen von dem Fuhrmann ein auf Pergament geſchriebener Brief des Cyprianus überreicht. Die Kiſte aber enthielt die bei ſeinem Abſchiede verheißene Dankesgabe. „Möge" — ſo lautete das Schreiben — „dieſer Spiegel ſo viele Tage der Freude Eurem Leben zulegen, als er mich Stunden heiligſter Arbeit gekoſtet hat. Wollet aber nicht vergeſſen, das Letzte in allen Dingen ſteht allezeit in der Hand des unergründlichen Gottes. — Nur Eines iſt zu verhüten. Niemals darf das Bild einer argen That in dieſen Spiegel fallen; die heilſamen Kräfte, welche bei ſeiner Anfertigung mitgewirkt haben, würden ſich ſonſt in ihr Widerſpiel verkehren; inſonders möchte den Kindern, ſo — das walte Gott! — Euch bald umgeben werden; daraus eine tödtliche Gefahr erwachſen, und nur eine Sühne, aus des Uebelthäters eignem Blut entſproſſen, vermöchte die Heilkraft des Spiegels wieder herzuſtellen. Allein die Güte Eures Hauſes iſt ſo groß, daß Solches nicht geſchehen kann; und ſomit wollet in Hoffnung und Vertrauen dieſe Gabe aus der Hand eines dankbaren Freundes empfangen.“

Und wie der Meiſter es gewollt, in Hoffnung und Vertrauen empfingen die Ehegatten ſein Geſchenk. Als die Kiſte in den Flur getragen und geöffnet war, zeigte ſich zuerſt ein Geſtelle, künſtlich in Bronze gearbeitet. Dann hob man den Spiegel heraus; ein hohes ſchmales Glas von einem wunderbar bläulichen Lichtglanz. „Iſt es nicht, mein Gemahl,“ rief die Gräfin, die einen Blick hineingeworfen, „als liege die drinnen abgeſpiegelte Welt in ſanftem Mondenſchein?“ Der Rahmen war von geſchliffenem Stahl, in deſſen tauſenden Facetten der gefangene und gebrochene Lichtſtrahl wie in farbigem Feuer blitzte.

Bald war das ſchöne Werk in dem Schlafgemach der Eheleute aufgeſtellt; und an jedem Morgen, während die Dienerin ihr das blonde Haar ſtrählte oder die ſeidne Flechte in einen Knoten legte, ſaß die gute Gräfin mit gefalteten Händen vor dem Spiegel des Cyprianus und ſchaute andächtig und voll Hoffnung in ihr eignes liebes Antlitz. Wenn aber die Frühſonne auf die Facetten des Rahmens leuchtete, dann ſaß das Bild der ſchönen Frau wie in einem Kranz von Sternenfunken. Oft nach ſeinem erſten Gange durch Feld und Wald trat ihr Gemahl wieder in das Schlafgemach und lehnte ſchweigend hinter ihrem Stuhl; und wenn ſie ihn dann im Spiegel ſah, ſo meinte ſie jedesmal, daß ſeine Augen weniger finſter blickten.

Eine geraume Zeit war vergangen, als die Gräfin eines Morgens, da die Kammerzofe ſie ſchon verlaſſen, im Vorübergehen noch einen Blick in den Spiegel thun wollte. Aber es ſchien ein Hauch auf dem Glaſe, ſo daß ſie ihr Antlitz nicht deutlich zu ſehen vermochte. Sie nahm ihr Schweißtüchlein und ſuchte es fortzuwiſchen; aber es half nicht; und ſie ſah nun wohl, daß es nicht ober- ſondern innerhalb dem Glaſe war. Näherte ſie ſich dem Spiegel, ſo trat ihr Antlitz klar daraus hervor; wenn ſie aber weiter zurücktrat, ſo ſchwamm es wie ein roſiger Duft zwiſchen ihr und ihrem Spiegelbilde. — Sinnend ſteckte ſie ihr Tüchlein ein und ging den Tag über ſchweigend und voll ſtiller Ahnung im Hauſe umher, ſo daß ihr Gemahl, der ihr im Corridor begegnete, ausrief: „Was lächelſt Du denn ſo ſelig, Herzensfraue?" — Sie ſchwieg noch immer und legte nur die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn.

Tag für Tag aber, wenn ihr Gemahl und die Dienerin ſie verlaſſen, ſtand ſie in der Einſamkeit vor dem Spiegel des guten Meiſters, und mit jedem Morgen ſah ſie das Roſenwölkchen deutlicher hinter dem Glaſe ſchwimmen.

So war der Mai gekommen, und von draußen aus dem Gärtlein wehte der Veilchenduft durch's offene Fenſter; da trat die gute Gräfin eines Morgens wieder vor den Spiegel. Kaum hatte ſie hineingeblickt, da brach ein „Ach!" des Entzückens aus ihren Lippen und ihre Hände fuhren nach dem Herzen; denn in der Frühlingsſonne, die hell in den Spiegel leuchtete, erkannte ſie deutlich ein ſchlummerndes Kinderantlitz, das aus dem Roſenwölkchen blickte. Mit verhaltenem Athem ſtand ſie; ſie konnte ſich an dem Anblick nicht erſättigen.

Da hörte ſie von draußen vor der Brücke Hörnerſchall, und ſie entſann ſich, es müſſe ihr Gemahl ſein, der von der Jagd zurückkehrte. Sie ſchloß die Augen und blieb wartend ſtehen, bis er, gefolgt von ſeinem Hunde, zu ihr in's Gemach trat Dann umſing ſie ihn mit beiden Armen und, in den Spiegel zeigend, ſprach ſie leiſe: „Dich grüßt der Erbe Deines Hauſes!" — Nun hatte der gute Graf auch das kleine Antlitz in dem Roſenwölkchen erkannt; aber, der Freudenblitz aus ſeinen Augen verſchwand auf einmal, und die Gräfin ſah im Spiegel, wie er erblaßte. „Siehſt Du es denn nicht?“ flüſterte ſie.

„Ich ſehe es freilich, Herzensfraue;“ erwiderte er; aber es erſchreckt mich, daß das Kindlein weint.“

Sie kehrte ſich zu ihm und wiegte das Haupt. „Du thörichter Mann,“ ſprach ſie, „es ſchlummert, es lächelt ja im Traum.“

Und ſo blieb es mit den Beiden. Er ging in Sorge; ſie aber rüſtete heiteren Sinnes mit ihrer Schaffnerin die Wiege nebſt den Daunenkiſſen und den kleinen zarten Gewändern für den künftigen Erben des Hauſes. Mitunter, wenn ſie vor dem Spiegel ſtand, ſtreckte ſie wohl wie in traumhafter Sehnſucht ihre Arme nach dem Roſenwölkchen aus, aber wenn dann ihre Finger an die kalte Spiegelfläche ſtießen, ſo ließ ſie die Arme wieder ſinken und gedachte an ein Wort des Cyprianus: „Es will Alles ſeine Zeit.“

Und auch ihre Stunde kam. Das Wölkchen im Spiegel verſchwand, und ſtatt deſſen lag ein roſiger Knabe auf dem weißen Leintuch ihres Bettes. Das gab große Freude im Schloß und drunten im Dorfe, und als der gute Graf Morgens durch ſeine lachenden Fluren ritt, da ließ er dem wiehernden Goldfuchs die Zügel ſchießen und rief es jubelnd in den Sonnenſchein hinaus: „Mir iſt ein Sohn geboren!“

Nachdem die Gräfin als Sechswöchnerin ihren Kirchgang gehalten, ſah man ſie wiederum an warmen Sommertagen in die Käthnerhäuſer des Dorfes gehen; nur daß ſie jetzt nicht mehr in Leid auf die Bauerkinder herabſah. Sie ſtand oft lange und bückte ſich zu ihnen und wies ſie an in ihren Spielen; und wo ſie einen recht kräftigen Jungen ſah, da dachte ſie auch wohl: „Der Meine iſt ihm doch noch über!“

Aber, wie Cyprianus geſchrieben hatte, das Letzte ruht in der Hand des unerforſchten Gottes. — Mit dem Herbſt fiel ein böſes Fieber über das Dorf; die Menſchen ſtarben; doch ehe ſie ſtarben, lagen ſie verſchmachtend und hülfeflehend auf ihrem Lager. Und die gute Gräfin ließ nicht auf ſich warten. Mit den Arkanen des alten Meiſters ging ſie in die Hütten; ſie ſaß an den Betten der Kranken, und wiſchte, wenn es zum Sterben ging, mit ihrem Tüchlein den letzten Schweiß von ihren Stirnen. Endlich aber, da der kleine Kuno die Hälfte ſeines erſten Jahres erreicht hatte, ſchritt der Tod, dem ſie ſo manches Leben entriſſen hatte, mit ihr ſelber nach dem Schloß hinauf; und, nachdem ihre armen Wangen im Fieber wie zwei dunkle Roſen gebrannt hatten, ſtreckte er ſie weiß und kalt auf ihrem

Lager aus. Da war alle Freude ausgethan. Der Graf ritt mit geſenktem Haupt durch ſeine Fluren und ließ ſein Roß die Wege, wie es wollte, ſuchen. „Nun weiß ich, warum mein armes Knäblein ſchon vor der Geburt hat weinen müſſen;“ ſo ſprach er immer wieder bei ſich ſelbſt; „denn Mutterlieb' iſt nur einmal auf der Welt.“

Einſam ſtand der kunſtreiche Spiegel in dem Schlafgemach; und wie oft auch die Frühſonne ihre Funken auf den Stahlkranz des Rahmens ſtreute, das Bild der guten Gräfin ſaß nicht mehr darin. „Trage ihn fort!“ ſagte der Graf eines Morgens zu ſeinem alten Hausmeiſter; „das Blitzen thut meinen Augen weh!“ — Der Hausmeiſter ließ den Spiegel in ein entlegenes Gemach des oberen Stockwerkes bringen, was derzeit zur Aufbewahrung allerlei alten Gewaffens diente; und als die Diener, die ihn hinaufgetragen, ſich entfernt hatten, holte der alte Mann ein ſchwarzes Bahrtuch vom Begräbniß der guten Gräfin und verhing damit das Kunſtwerk des Meiſters Cyprianus, ſo daß kein Lichtſtrahl fürder es berühren konnte.

Allein der Graf war noch jung; und als ein paar Jahre in's Land gegangen waren und der kräftige Knabe anfing in den weiten Corridoren des Schloſſes umherzutoben, da dachte der Graf: „Es ziemte ſich, daß du deinem Sohne eine neue Mutter ſuchteſt, die ihn aufzöge in edler

Sitte, wie es ſich für deinen Erben ziemt.“ Und weiter dachte er: „Am Hofe des Kaiſers ſind viel holde Frauen; es ſollte ſchlimm kommen, ſo du nicht die rechte fändeſt.“ Auch eine Stimme war in ſeinen Ohren; die ſprach: „Eine Mutter für das Kind, ein Weib für dich; denn Frauenliebe iſt ein ſüßer Trank!“

Und ſo, als wieder einmal der Mai gekommen war, wurde das Reiſezeug gerüſtet, und der Graf zog mit ſeinem Knaben, von ſtattlicher Dienerſchaft begleitet, nach der großen Stadt Wien.

Lange blieben ſie aus, und der alte Hausmeiſter ging in den hohen leeren Gemächern umher und ließ die Fenſter ſperren, damit das Geräthe, was einſt der guten Herrin gedient, in der eingeſchloſſenen Luft nicht zu Grunde gehe. Endlich aber, da ſchon die Herbſtfäden über die Felder flogen, langten nach einander viele Kiſten mit koſtbaren Teppichen, goldgepreßten Ledertapeten und allerart modiſchen Dingen an, wie es von dem Geſinde dort nie zuvor geſehen war, und der Hausmeiſter erhielt Befehl, die großen Gemächer des Erdgeſchoſſes für die neue Herrin zu bereiten.“

Die alte Erzählerin hielt einige Augenblicke inne; denn der kleine Kranke hatte im Schlaf das Deckbett abgeſtoßen. Dann aber, als ſie ihn ſorgfältig wieder zugedeckt, und da der Knabe fort ſchlief, begann ſie wieder:

„Ihr kennt ſie, gnädige Gräfin: das lebensgroße Frauenbild, das im Ritterſaal oben neben dem Kamin hängt, ſoll ihr ähnliches Conterfei ſein. Es iſt ein Füchschen mit goldröthlichem Haar, wie ſie den Männern, inſonders den älteren, ſo gefährlich ſind. Ich habe ſie mir oft drauf angeſehen, wie ſie den Kopf ſo leicht zurückwirft, und wie der Mund ſo ſüß und hinterhaltig lächelt und das goldfarbige Haar in freien Liebeslocken über den weißen Nacken webt, da hätte vielleicht auch ein kühleres Blut, als das des guten Grafen nicht zu widerſtehen vermocht. — Ich will nur das noch ſagen, ſie iſt eine junge Wittib geweſen; und ſoll ein Kind aus dieſer erſten Ehe, ein Töchterlein!, bei den Verwandten ihres verſtorbenen Gemahls in der Kaiſerſtadt zurückgelaſſen haben. So viel iſt gewiß, auf das Schloß hier iſt dieſe Tochter nie gekommen.

Nun aber! Endlich raſſelten die Wagen in den Schloßhof; und das verſammelte Geſinde ſah ſtaunend zu, wie der Graf und eine fremdredende Kammerjungfer der Dame aus dem Wagen halfen. Und als ſie nun in ihrem mandelfarbenen Seidenkleide mit leichtem Kopfneigen die Treppe emporſchritt, da hörte ihr feines Ohr manch' leis geraunte bewunderndes Wort über die Schönheit der neuen Herrin.

Erſt als die Dame in der Thür verſchwunden war, kam aus dem nachfolgenden Geſindewagen der kleine Kuno hervorgeklettert. „Ei Junker,“ rief eine rothwangige Magd ihm zu, „habt Ihr eine ſchöne Mutter jetzt!“ Aber der Knabe runzelte die Stirn und ſagte trotzig: „Es iſt nicht meine Mutter!“ Und der alte Hausmeiſter, der eben von der Begleitung der Herrſchaft zurückkam, ſagte finſter zu der Dirne: „Siehſt Du denn nicht, daß das der Sohn der guten Gräfin iſt!“ Und dem Knaben zärtlich in die blauen Augen ſehend, nahm er ihn auf ſeinen Arm und trug ihn in ſein väterliches Haus.

Dort waltete denn von nun an die fremde Frau. Das Geſinde pries ihre Leutſeligkeit und die Armen im Dorfe meinten bald, ſie habe eine noch freigebigere Hand als die Verſtorbene; nur auf die Kinder ſehe ſie gar nicht, und auch ſeine Noth könne man ihr ſo nicht klagen, wie einſt der guten Gräfin. — Während ſie aber die meiſten der Schloßbewohner mit ihrer Schönheit beſtrickte, hatte der Hausmeiſter nur kalte Blicke für ſie; es mißfiel ihm, daß ſie auch an Werktagen, wie er ſagte, „geſchmückt wie eine Jeſabel“ einherging. Er traute den Liebkoſungen nicht, womit ſie zuweilen in ſeiner und des Grafen Gegenwart den kleinen Kuno überſchüttete. Und auch den Knaben ſelbſt gewann ſie nicht damit; er hatte für ſie nichts, als ein ſchweigendes Anſtarren; und wenn ihre Arme und Augen ihn losließen, ſo rannte er hinaus in's Freie, holte ſeine kleine Armbruſt und ſchoß nach einem Holzvogel, den der Hausmeiſter ihm geſchnitzt hatte; oder er ſaß Abends in der Stube ſeines alten Freundes und bilderte in einem großen Buche von den Freuden des edlen Waidwerks. — Der gute Graf aber ſah nichts, als die Schönheit ſeines Weibes. Wenn er in das Zimmer und ihr entgegentrat, ſo ſtand ſie lächelnd, bis er ſie umfing; hatte ſie der Thür den ſchönen Nacken zugewandt, ſo hob ſie wohl das Handſpieglein, das ihr an güldner Kette vom Gürtel herabhing, aus den Falten ihres Seidenrockes und nickte dem Eintretenden daraus entgegen.

Als aber das Frühjahr wiederkam, da befiel den Knaben ein Fieber, das er ſich im feuchten Mooſe des Waldes geholt hatte, und er lag in unruhigem Krankenſchlummer in ſeinen Kiſſen. Neben dem Bette ſtand der Stuhl der guten Gräfin mit der geſchnitzten Lehne und dem blauen Sammetpolſter, auf dem ſie ſo oft vor dem Spiegel des Meiſters Cyprianus geſeſſen hatte, einſt als in der Frühlingsluft die Veilchendüfte zu ihr in's offne Fenſter wehten. Jetzt blühten draußen wieder einmal die Veilchen; aber der Stuhl ſtand leer. Die ſchöne Stiefmutter war zwar auch zugegen und ſaß neben dem Grafen zu Füßen des kleinen Bettes; denn ſie ſah es wohl, wie der Vater um ſein Kind ſorgte und wollte es an ſich nicht fehlen laſſen. Da rief der Knabe aus ſeinem Fieber: „Mutter, Mutter!“ und hob ſich mit offnen Augen aus ſeinen Kiſſen. „Hörſt Du, mein Gemahl,“ ſagte die ſchöne Frau, „er ruft mir.“ Als ſie aber aufſtand und ſich zu ihm neigte, da ſtreckte das Kind an ihr vorbei ſeine Arme nach dem leeren Stuhl der guten Gräfin. Der Graf erblaßte, und, von dem Leid plötzlicher Erinnerung bezwungen, fiel er neben dem Bette ſeines Sohnes in die Kniee. Die ſtolze Frau trat zurück und, indem ſie heimlich die kleine Fauſt um ihren Gürtel ballte, verließ ſie das Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Doch der Knabe wurde geſund auch ohne ihre Pflege.

Bald darauf, als draußen die Roſenknospen ausſchlugen, genaß die Gräfin eines Söhnleins. Der Graf aber wußte nicht, weshalb es ihm ſo ſchwer auf's Herz fiel, als der kleine Kuno ihm mit dieſer Nachricht entgegen ſprang. Zwar ließ er auch jetzt ſein Roß aus dem Stalle führen, um mit ſeinen Gedanken in die Haide hinaus zu reiten; aber nicht um ſie jubelnd über Flur und See zu rufen. Als er eben im Bügel ſaß, hob der alte Hausmeiſter den kleinen Kuno zu ihm auf den Sattel und ſagte: „Vergeßt den Sohn der guten Gräfin nicht!“ Der Vater ſchloß die Arme um ſein Kind und ritt mit ihm Berg auf und ab, bis die Sonne hinabgeſunken war; als ſie aber bei der Heimkehr unter den Fenſtern der Kapelle vorüber ritten, in der die gräflichen Grabgewölbe waren, da ließ er ſein Roß langſamer gehen und raunte in das Ohr des Knaben, „Vergiß ihrer nicht; denn Mutterlieb' iſt nur einmal auf der Welt!“ — Als bei ſeinem Eintritt in das Zimmer der Wöchnerin die Wartefrau den Neugeborenen in ſeine Arme legte, überfiel ihn auf's Neue das Heimweh nach der Todten, und er wußte es plötzlich, daß ſie doch allein die Fraue ſeines Herzens geweſen war; der Knabe, obwohl ſein eigen Blut, war ihm wie fremd, weil er nicht auch aus ihrem Blute war. — Die Augen der Gräfin, welche bald ſchöner als je aus ihren Wochen erſtanden war, übten fürder keinen Zauber mehr auf ihn. Einſam ritt er durch die Felder; ein Wort des Meiſter Cyprianus ſtand wie in dunkler Schrift vor ſeinen Augen: „Rückwärts zu leben iſt auch durch Gottes Hülfe nicht vergönnt!“

Indeſſen wuchſen die beiden Knaben zuſammen auf, und bald zeigte ſich eine große Liebe zwiſchen ihnen. Als der kleine Wolf erſt mit in's Freie konnte, wurde Kuno ſein Lehrer in allen Künſten, die von den Knaben geübt werden. Er ließ ihn über Felſen und auf Bäume klettern, er ſchnitzte ihm die Bolzen für ſeine kleine Armbruſt und ſchoß mit ihm nach der Scheibe oder wohl gar nach dem unerreichbaren Raubvogel, der über ihnen im Sonnenglanz revierte.

So war wieder einmal der Winter herangekommen, als eines Abends ein Mann in der Uniform eines kaiſerlichen Feldobriſten mit ſeinem Diener in den Schloßhof geritten kam. — Hager hat er geheißen, und ein hagerer knochiger Mann ſoll es geweſen ſein, mit eckiger Stirn und kleinen grimmen Augen; der ſtruppige ſtrohgelbe Bart — ſo heißt es — habe ihm wie Strahlen vom Kinn und von den Naſenflügeln abgeſtanden. Er nannte ſich einen Vetter von dem erſten Gemahl der Gräfin und war, wie er ſagte, nur auf Beſuch gekommen; aber er blieb von einer Woche in die andere und wurde allmählich als ein ſtändiger Hausgenoſſe angeſehen. — Der Graf hatte ſich anfänglich um den Beſuch gar nicht gekümmert; aber der Obriſt zeigte ſich bald als einen Meiſter des edlen Waidwerks, und als der erſte Schnee gefallen war, zogen die beiden Männer zuſammen in das Tannendickicht, und von nun an hörte man faſt täglich das Toben der Rüden und das „Ho Ridoh," der Jäger durch den ſtillen Wald. Da eines Nachmittags bei einer Sauhatz tönte das Hifthorn des Obriſten aus einem entlegenen Thalgrunde, wohin er ohne Gefolge mit dem Grafen ſich verloren hatte; und als der Rüdenmann und die Jäger, dem Rufe folgend, dort zuſammentrafen, ſahen ſie das Wildſchwein verendet zwiſchen den Tannen liegen; daneben aber lag auch der Graf in ſeinem Blute. Der Obriſt ſtand auf ſeinen Jagdſpeer gelehnt, das Hifthorn in der Hand. „Eure Saufedern taugen nichts;“ ſagte er kurz, „der Keiler hat ſie abgeſchlagen;“ und, als Alle von Schreck gelähmt daſtanden, blitzte er ſie mit ſeinen kleinen grimmen Augen an: „Was ſteht Ihr noch! Brecht Zweige zu einer Bahre und tragt Euren Herrn in's Schloß!“ Und die Leute thaten, wie er befohlen hatte.

Der Graf aber iſt nicht wieder mit dem Oberſt auf die Jagd gezogen. Denn als der alte Hausmeiſter den Reitknecht nach einem Arzt entſenden wollte, damit die Wunde unterſucht würde, erhielt er den Beſcheid, der Arzt ſei nimmer nöthig, der Graf ſei ſchon verſchieden.

Und bald ruhte er im Grabgewölbe bei ſeiner guten Gräfin, und der kleine Kuno war ein vater- und mutterloſes Kind. Der Obriſt aber blieb nach wie vor im Schloſſe, und die Gräfin duldete es, daß unmerklich ein Stück des Hausregiments nach dem andern in ſeine Hand ging. Das Geſinde murrte zwar, wenn er ſie mit ſeiner ſcharfen Stimme anherrſchte; aber ſie wagten es gleichwohl nicht ſich dem grimmen Manne zu widerſetzen. — Auch mit den beiden Knaben machte er ſich zu ſchaffen. Eines Morgens, als Kuno in den Stall hinabkam, ſtand neben dem Rappen des Oberſten ein kleines ſchwarzes Nordlandsroß mit rother goldgeſtickter Schabracke. „Das iſt Dein eigen,“ ſagte der Oberſt, der mit hineingetreten war. „klettere hinauf, ſo zeig' ich Dir, wie ein Mann zu Pferde ſitzen muß.“ Bald ſorgte er, daß auch der kleine Wolf ein Roß bekam, und nun lehrte er die beiden reiten nach den Regeln der Kunſt. Nicht lange, ſo ſah man den hagern Obriſten auf ſeinem hochbeinigen Rappen zwiſchen den beiden Knaben auf ihren kleinen Nordlandsroſſen über die Felder reiten. Aber ſeltſame Reden waren es, die er dabei mit ihnen führte. Wenn ſie, wie es bei Kindern geſchieht, einmal in Zank geriethen, ſo bückte er ſich von ſeinem hohen Rappen und flüſterte dem Aeltern zu: „Du biſt der Herr; vom Hof kannſt Du den Burſchen jagen!“ und darauf zu dem Jüngern nach der andern Seite: „Er will's Dir zeigen, daß Du auf ſeinem Grund und Boden reiteſt!“ Aber dergleichen Worte bewirkten nur, daß die Knaben ſogleich von ihrem Streite abließen, ja wohl gar von ihren Roſſen ſprangen und ſich weinend in die Arme fielen.

Der Obriſt ſah ſcharf; er hatte es wohl bemerkt, wie die Augen der ſchönen Gräfin, wenn ſie den Stiefſohn mit ihrem eignen aus der Thür gehen ſah, von plötzlicher Finſterniß befallen wurden, und wie dann ihre Blicke dem Fortgehenden haſtig und feindſelig nachjagten.

An einem ſonnigen Nachmittage ſtand er mit ihr in dem Würzgärtlein, wo einſt die gute Gräfin der Weisheit des Meiſter Cyprianus gelauſcht hatte. Als die ſtolze Frau über die Ringmauer auf die unten liegenden Wälder und Auen hinausſah, ſagte er lauernd: „Der Kuno tritt eine ſchöne Herrſchaft an, wenn er zu ſeinen eignen Jahren kommt.“ Und als ſie ſchwieg und nur mit finſtern Augen in die Ferne ſtarrte, ſetzte er hinzu: „Euer Wolf iſt ein zartes Pflänzlein; aber der Kuno ſcheint für's Regiment geboren; langlebig und handfeſt ſchaut er aus.“

In dieſem Augenblicke kamen auf der Wieſe, die in der Tiefe unterhalb des Gärtleins lag, die beiden Knaben auf ihren Roſſen daher geflogen. Sie ritten ſo dicht neben einander, daß die braunen Locken Kuno's mit den blonden des kleinen Wolf zuſammen wehten. Das Roß des Letztern ſchüttelte die Mähne und wieherte laut in den Sonnenſchein hinaus. Da erſchrak die Mutter und ſtieß einen Schrei aus; aber Kuno ſchlang den Arm um ſeinen Bruder, und, indem ſie vorübertrabten, warf er einen ſtolzen leuchtenden Blick zu den Obenſtehenden hinauf.

„Wie gefallen Euch dieſe Augen, ſchöne Gräfin?“ fragte der Oberſt.

„Sie ſtutzte und ſtreifte mit einem unſichern Blick über ihn hin. „Wie meint Ihr das?“ flüſterte ſie dann.

Er aber, die Hand am Kinn, erwiderte ebenſo: „Rechnet auf mich, ſchöne Frau; der Oberſt Hager iſt Euer treuergebener Knecht.“

Da raunte ſie, und er ſah, wie ihr Antlitz todtenbleich wurde: „Die Augen würden mir beſſer noch gefallen, wenn ſie geſchloſſen wären.“

„Und was gäbt Ihr drum, wenn Ihr ſie in ſolcher Schönheit erblicken könntet?“

Sie legte einen Augenblick ihre weiße Hand in die ſeine; dann warf ſie die glänzenden Locken zurück, und ſchritt, ohne ſich umzublicken, aus dem Gärtlein.

Als eine Stunde ſpäter der kleine Kuno durch die Corridore des obern Stockwerks ſtreifte, ſah er den Obriſten in einer Fenſterniſche ſtehen. Der Knabe wollte vorüber; denn der Mann ſchaute ſo unheimlich drein. Aber er wurde angerufen: „Wohin rennſt Du, Junge?“

„Nach der alten Rüſtkammer;“ ſagte Kuno, „ich wollte meine Armbruſt holen.“

„So gehe ich mit Dir.“ Und der Oberſt ſchritt neben dem Knaben her bis zu dem entlegenen Gemache, wo noch immer mit dem ſchweren Bahrtuch verhangen unter allerlei Gewaffen der Spiegel des Cyprianus ſtand. Als ſie eingetreten waren, ſchob der Oberſt den Eiſenriegel vor und ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Thür. Da aber der Knabe die wilden Augen des Mannes ſah, ſchrie er: „Hager, Hager, Du willſt mich tödten!“

„Du kannſt nicht übel rathen,“ ſagte der Oberſt und griff nach ihm. Aber der Knabe ſprang unter ſeinen Händen fort und riß ſeine geſpannte Armbruſt von der Wand, die er Tags vorher dorthin gehangen hatte. Er ſchoß, und den Eindruck ſeines Bolzens könnt Ihr noch heutzutage in dem ſchweren Eichengetäfel ſehen; aber den Obriſten traf er nicht.

Da warf er ſich in die Kniee und rief: „Laß mich leben; ich ſchenke Dir mein kleines Nordlandsroß und auch das ſchöne rothe Sattelzeug!“

Der finſtre Mann ſtand mit untergeſchlagenen Armen vor ihm. „Dein Nordlandsroß,“ erwiderte er, „läuft mir noch lange nicht ſchnell genug.“

„Lieber Hager, laß mich leben!“ rief der Knabe wieder; „wenn ich groß bin, will ich Dir mein Schloß geben und alle ſchönen Wälder, die dazu gehören!“

„Die will ich bälder noch bekommen,“ ſagte der Oberſt.

Da ſenkte der Knabe das Haupt und rief: „So ergebe ich mich in die Allbarmherzigkeit Gottes!“

„Das war das rechte Wort!“ ſagte der böſe Mann. Aber der Knabe ſprang noch einmal auf, und flog an den Wänden des Gemaches entlang; der Oberſt jagte ihn wie ein Wildprett. Als ſie aber an den verhangenen Spiegel kamen, verwickelte der Knabe ſeine Füße in dem Bahrtuch, daß er jählings zu Boden ſtürzte. Da war auch der böſe Mann über ihm. — —

In demſelben Augenblick, — ſo wird erzählt — als dieſer zum Fauſtſchlage aushohlte und der Knabe die kleinen Hände ſchützend über ſeinem Herzen kreuzte, ſtand der alte Hausmeiſter tief unten im hinterſten Verſchlage des Kellers, wo ein Knecht mit der Abzapfung eines Faſſes Ingelheimer beſchäftigt war. „Haſt Du nichts gehört, Caspar?“ rief er und ſetzte das Lämpchen, das er in der Hand gehalten, auf das Faß.

Der Knecht ſchüttelte den Kopf.

„Mir war,“ ſagte der Alte, „als hörte ich den Junker Kuno meinen Namen rufen.“

„Ihr irrt Euch, Meiſter,“ erwiderte der Knecht; „hier unten hört ſich nichts!“

Eine Weile ſtand es an; da rief der Alte wieder: „Um Gott, Caspar, da hat es nochmals mich gerufen; das war ein Nothſchrei aus meines Junkers Kehle!“

Der Knecht fuhr in ſeiner Arbeit fort. „Ich höre nur den rothen Wein vom Faſſe rinnen,“ ſagte er.

Der Alte aber ließ ſich nicht beruhigen; er ſtieg in das Schloß hinauf; er ging von Thür zu Thür, erſt in dem Erdgeſchoß und dann droben in dem oberen Stockwerk. Als er die Thür der entlegenen Rüſtkammer öffnete, da leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus entgegen, auf den die Abendſonne ſchien. „Weß ruchloſe Hand hat denn das herabgeriſſen?“ murrte der Alte; als er aber das Bahrtuch vom Boden hob, ſah er darunter den Leichnam des Knaben, und ſah die dunkeln Locken über den geſchloſſenen Augenlidern liegen.

Der alte Mann ſtürzte in die Kniee und warf ſich jammernd über ihn. Er löſte die Kleider und ſuchte an dem Körper ſeines Lieblings nach der Spur des Todes. Aber er fand nichts, als nur über dem Herzen einen dunkelrothen Flecken. Lange blieb er noch finſter und grübelnd auf den Knieen liegen. Dann hüllte er den Knaben in das Bahrtuch, nahm ihn auf ſeine Arme und trug ihn in das Erdgeſchoß hinab nach dem Zimmer der Gräfin. Als er eintrat, ſah er die ſtolze Frau todtbleich und zitternd vor dem Oberſten ſtehen, der, wie es ſchien, halb mit Gewalt ihre Hand gefaßt hielt.

Da legte der Alte den Leichnam zwiſchen die Beiden auf den Boden, und, feſt die Augen auf ſie heftend, ſprach er: „Der Erbherr Graf Kuno iſt todt; Euer Söhnlein, Frau Gräfin, iſt jetzt der Erbe dieſer Herrſchaft.“

„Es mochte ein Monat nach dem Begräbniß des jungen Erbherrn ſein, da lehnte die Gräfin eines Nachmittags an dem Geländer eines kleinen Söllers, der über der Tiefe ſchwebend von ihrem Zimmer den Austritt in die freie Luft geſtattete. Der kleine Wolf ſtand neben ihr und betrachtete eine Schaar von Vögeln, welche in den Wipfeln der von unten heraufragenden Föhren und Eichen mit lautem Geſchrei ihr Weſen trieben.

„Sieh nur!“ ſagte die Gräfin. „Sie beſchreien den Kauz; dort ſitzt er neben dem Aſtloch in der Eiche.“ Und ſie wies mit dem Finger vor ſich hin.

Des Knaben Augen folgten mit Begierde. „Ich ſeh ihn ſchon, Mutter;“ ſagte er; „das iſt der Todtenvogel; er ſchrie vor meinem Fenſter, als der arme Kuno ſtarb.“

„Hol' Deine Armbruſt, und ſchieß ihn!“ ſagte die Mutter.

Der Knabe ſprang aus dem Zimmer, die Treppen hinab und in den Stall. Dort lag die Armbruſt neben ſeinem kleinen Roß. Aber die Sehne war zerriſſen; er hatte ſie lange nicht gebraucht; denn Kuno war nicht mehr da, der ihm die Bolzen ſchnitzte und den Holzvogel auf die Stange ſteckte. — Da lief er in das Schloß zurück. Er entſann ſich, daß der Bruder ſeine Armbruſt oben in der Rüſtkammer aufzuhängen pflegte. Als er dort in dem entlegenen Theile des Schloſſes angekommen war und ſich mit Mühe durch die ſchwere Eichenthür gedrängt hatte, leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus mit ſeinem bläulichen Schein entgegen. Die Stahlfacetten des Rahmens blitzten im letzten Strahl der Abendſonne. Der Knabe hatte das noch nie geſehen; denn, wenn er auch einmal mit dem Bruder hierher gekommen, ſo war doch das Kunſtwerk ſtets mit dem ſchweren Bahrtuch verhangen geweſen. Jetzt ſtand er davor und beſah ſtaunend ſein eignes Bild in dieſem Glanze; er ſchien die Armbruſt ganz vergeſſen zu haben. — Es mußte indeſſen außer ihm ſelbſt noch etwas in dem Spiegel ſein, das ſeinen ganzen Sinn gefangen nahm; denn er kniete nieder und legte die Stirn an das Glas, um ſo nahe, als möglich hineinzuſchauen.

Plötzlich aber griff er mit beiden Händen nach dem Herzen. Dann ſprang er mit einem Wehſchrei in die Höhe. „Hülfe!“ ſchrie er, „Hülfe!“ und noch einmal mit durchdringendem Zeter: „Hülfe!“ Da hörte es die Mutter unten auf dem Söller; und in Todesangſt irrte ſie von Gang zu Gang, von Thür zu Thür. „Wolf! Wo biſt Du Wolf?“ rief ſie; „ſo gieb doch Antwort!“ Und endlich kam ſie in die rechte Thür. Da lag ihr Kind ſich im Todeskrampfe auf dem Boden windend.

Sie warf ſich über ihn. „Wolf! Wolf! Was iſt geſchehen?“ rief ſie.

Der Knabe regte die verblaßten Lippen. „Es hat mir einen Schlag auf's Herz gethan,“ ſtammelte er.

„Wer, wer that es?“ flüſterte die Mutter. „Wolf, ſprich nur ein einziges Wort noch; wer hat das gethan?“

Der Knabe wies mit erhobenem Finger in den Spiegel. — Und, das ſterbende Kind in ihren Armen haltend, blickte ſie vorgebeugt in das Glas des Cyprianus. Aber während des Schauens trat das Entſetzen in ihr Angeſicht, und ihr lichtblaues Auge wurde ſteinern wie ein Diamant. Denn bei dem Abendſchein, der durch die trüben Fenſter brach, ſah ſie im tiefſten Grunde wie zuſammen geballten Nebel die Geſtalt eines Kindes; wie trauernd kauerte es am Boden und ſchien zu ſchlafen. Sie warf einen ſcheuen Blick hinter ſich in das Zimmer; aber dort lag nur die Dämmerung in den Winkeln. Wieder, als ob es ſie bannte, blickte ſie mit geſpannten Augen in den Spiegel, und noch immer war es dort. — Da fühlte ſie den Kopf des kleinen Wolf ihren Armen entgleiten, und in demſelben Augenblicke ſah ſie einen leichten Rauch gegen das Spiegelglas ziehen. Wie ein Hauch lief es darüber hin. Dann wurde das Glas wieder klar; aber hinter demſelben zog es wie ein graues Wölkchen in die Tiefe; und jetzt plötzlich ſah ſie dort im Grunde des Spiegels zwei kleine Nebelgeſtalten, die ſich umſchlungen hielten.

Mit einem Schrei ſprang die Gräfin empor; ihr Sohn lag regungslos mit wachsbleichem Antlitz; die offenſtehenden blauen Lippen verkündeten den Tod. — Sie riß das ſeidne Wamms von ſeiner Bruſt; da ſah ſie den dunkelrothen Fleck auf ſeinem Herzen, den ſie kurz zuvor auf der Bruſt des kleinen Kuno geſehen hatte. „Hager, Hager!“ ſchrie ſie — denn das Geheimniß des Spiegels war ihr unbekannt — „das iſt Deine Fauſt! Der war Dir auch im Wege; aber noch biſt Du nicht der Herr im Schloß; und ich ſchwör's, Du ſollſt es nimmer werden!“

Sie ging hinab; ſie ſuchte ihn; aber der Oberſt war eben zur Jagd auf ein benachbartes Schloß geritten und hatte auf den morgenden Tag erſt ſeine Rückkunft angeſagt.

Der plötzliche Tod auch des letzten Grafenſohnes verbreitete einen dumpfen Schrecken unter dem Geſinde. Auf

Treppen und Gängen ſtanden ſie und raunten mit einander, und, wenn die Gräfin nahte, ſtahlen ſie ſich ſcheu von dannen. Es wurde Nacht. Der Leichnam des kleinen Welf war hinabgetragen, und lag ausgeſtreckt auf ſeinem Bettchen in der Kammer. Aber der Gräfin ließ es bei dem Todten keine Ruh. Im hellen Mondſchein, während Alles ſchlief, ſtieg ſie hinauf nach der Rüſtkammer. Dort ſtand ſie vor dem Spiegel, der in blauem Schimmer leuchtete, blickte mit ſtarren Augen hinein und wand die Hände um einander. Dann wieder, als jage ſie ein plötzliches Grauſen, ſtürzte ſie aus dem Gemach und rannte durch alle Gänge, bis ſie die Thür ihres Schlafgemachs erreicht und hinter ſich in's Schloß geworfen hatte. — So verging die Nacht.

Als am andern Morgen der Hausmeiſter in das Zimmer der Gräfin treten wollte, hörte er hart und heftig drinnen reden. Er erkannte die Stimme des Obriſten, der eben zurückgekehrt war; und bald antwortete die Gräfin in gleicher Weiſe. Es waren Worte tödtlichen unverſöhnlichen Haſſes, die der Alte hörte. Kopfſchüttelnd trat er von der Thür zurück. „Das ſind die Gerichte Gottes!“ ſprach er, und ſtieg ein paar Treppen höher nach der Platte des runden Thurmes hinauf; denn ihm war, als müſſe er Gottes freie Luft ſchöpfen.

Er lehnte ſich über die Brüſtung und blickte in den ſonnigen Morgen hinaus. „Wie ſchön die Wälder grünen!“ ſprach er vor ſich hin. „Und ſie ſind alle todt! Die gute Gräfin und der Graf, mein Junker Kuno und nun auch der kleine Wolf!“ — Da hörte er unten auf dem Hofe ein Pferd aus dem Stalle ziehen: nicht lange darauf, ſo donnerte der Galoppſchlag über die Zugbrücke; dann weniger hörbar draußen auf dem Wege, und drüberhin aus den Kronen der alten Eichen, die zur Seite ſtanden, flogen die Raben krächzend in die Luft.

In demſelben Augenblicke kam von unten herauf ein Geſchrei der Weiber; und als der Alte hinabgeſtiegen war, drang es von allen Seiten auf ihn ein, die Gräfin liege erſchlagen in ihrem Blute. — „Wo iſt der Oberſt?“ fragte der Hausmeiſter. „Fort iſt er!“ rief der Reitknecht, der vom Hofe heraufkam, „mitſammt ſeinem hochbeinigen Rappen.“

Raſch wurde die Verfolgung von dem Alten angeordnet; aber am andern Morgen kamen Alle auf ſchaumbedeckten Roſſen unverrichteter Sache wieder heim. — „So laßt uns denn die Todten begraben;“ ſprach er, „und einen Boten ſenden an den neuen Herrn dieſer ſchönen Güter!“

„Und ſo geſchah es,“ — ſchloß die Erzählerin ihren

Bericht — „die Herrſchaft kam an einen Vorfahren Eures Gemahls, welcher der Nächſte war dem Blute nach. Der alte Hausmeiſter ſoll noch lange nach ſeinem Antritt dort unten in dem Thorhäuschen gewohnt haben, ein treuer Wächter an der Gruſt ſeiner geliebten Herrſchaft.“

„Das iſt eine entſetzliche Geſchichte!“ ſagte die Gräfin, als die Amme ſchwieg; „Aber haſt Du nicht gehört, wie der erſte Gemahl jener unglücklichen Frau geheißen hat?“

„Freilich,“ erwiderte die Alte, „ihr Witwenname ſteht auf dem Rahmen des Bildes.“ Und hierauf nannte ſie eines der erſten Adelsgeſchlechter.

„Seltſam!“ ſagte die Gräfin; „ſo iſt ſie meine Urahne!“

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Unmöglich,“ ſagte ſie, „Ihr, Frau Gräfin, aus dem Blute jener böſen Frau?“

„Es iſt völlig gewiß, Amme; jene Tochter, die in Wien zurückblieb, wurde die Frau eines meiner Vorfahren.“ — —

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Der Knabe lag nach wie vor in todtähnlichem Schlummer, und erwachte auch nicht, als die Hand des

Arztes an ſeinen kleinen Gliedern nach der Spur des Lebens forſchte.

„Nicht wahr, er wird geneſen?“ ſagte die Gräſin, indem ſie angſtvoll in das verſchloſſene Geſicht des Arztes blickte.

„Die Frage iſt zu viel für einen Menſchen,“ erwiderte dieſer; „aber Frau Gräſin müſſen ſchlaſen; das iſt ganz nothwendig.“ Und als ſie Gegenvorſtellungen machte, fuhr er fort: „Es wird ſich bis morgen mit dem Kranken nichts ereignen, ich haſte daſür; die Amme kann die Krankenwache halten.“

Endlich war ſie überredet und begab ſich in ihr Schlaſgemach, da der Arzt erklärt hatte, das Haus nicht verlaſſen zu wollen, bis er deſſen gewiß ſei.

Als die Alte mit dieſem allein war, fragte ſie: „Seid Ihr deſſen ſicher, daß Frau Gräſin ruhig ſchlaſen mag?“

„Für die angegebene Zeit, ja.“

„Und dann, Herr Doctor?“

„Dann, wenn Eure Herrſchaft geſchlaſen hat, ſo mögt Ihr ſie vorbereiten: denn der Knabe muß ſterben.“

Die Alte blickte mit feſten Augen auf den Arzt. „Iſt das ganz gewiß?“ fragte ſie.

„Ganz gewiß, Amme; es müßte denn ein Wunder geſchehen.“ — —

Der Arzt hatte ſich entfernt; und ſtatt der Gräfin theilte jetzt eine junge Magd die Krankenwache mit der Alten. — Dieſe ſtützte den Kopf auf den Rand des Bettes und betrachtete das bleiche Antlitz des kleinen Kuno, in das der Tod ſchon ſeine ſcharfen Züge grub. „Ein Wunder!“ murmelte ſie ein paar Mal; „ein Wunder!“

Da regte der Knabe ſich auf ſeinem Kiſſen. „Ich will mit den Kindern ſpielen!“ flüſterte er.

Die Alte riß die Augen auf. „Mit was für Kindern?“ fragte ſie leiſe.

Und der Knabe ſagte ebenſo im Schlaf: „Mit den Spiegelkindern, Amme!“

Sie ſchrie faſt auf. „Unglückskind, ſo haſt Du in den Spiegel des Cyprianus geſehen! — — Aber der ſoll ja in der Sacriſtei ſtehen; und die Sacriſtei iſt ja vermauert!“ — Sie ſann einen Augenblick; dann ſagte ſie zu dem Mädchen: „Hol' mir den Vinzenz, Urſel!“

Vinzenz, der Reitknecht, kam. — „Biſt Du neulich bei dem Bau in der Kapelle geweſen?“ fragte die Alte.

„Ich bin jeden Tag dort.“

— Iſt die Sacriſtei auch eingeriſſen?“

„Das geſchah ſchon vor vierzehn Tagen.“

— „Haſt Du einen Spiegel dort geſehen?“

Er beſann ſich. „Nun freilich, es ſteht dort einer im

Winkel; der Rahmen ſcheint von Stahl; aber der Roſt hat ihn zerfreſſen.“

Die Alte gab ihm einen großen Teppich. „Verhänge den Spiegel ſorgſam!“ ſagte ſie; „dann laß ihn hierher in's Zimmer tragen. Aber leiſe, damit der Knabe nicht erwacht.“

Vinzenz ging; und bald wurde von ihm und einem Arbeiter ein hohes mit dem Teppich verhangenes Geräth in das Zimmer getragen.

„Iſt das der Spiegel, Vinzenz?“ fragte die Amme; und als er es bejaht hatte, fuhr ſie fort: „Stellt ihn zu Füßen des Bettes, ſo daß der kleine Kuno hineinblicken kann, ſo bald der Teppich fortgenommen iſt.“

Nachdem der Spiegel aufgeſtellt war und die Träger ſich entfernt hatten, ſetzte die Alte ſich wieder an die Seite des Bettes. „Ein Wunder muß geſchehen!“ ſprach ſie vor ſich hin. Dann ſaß ſie mit geſchloſſenen Augen wie ein ſteinern Bild; unſichtbar aber kämpften in ihr Furcht und Hoffnung. Sie harrte auf die Rückkunft der Gräfin; aber wie lang ſie mußte noch warten, bis der Schlaf die ganz verwachte Frau verlaſſen haben würde.

Da that ſich die Thür auf, und die Gräfin trat herein. „Es hat mich nicht ſchlafen laſſen, Amme,“ ſagte ſie; verzeih' es mir! Du biſt ſo treu und gut, und verſtändiger wohl als ich; und doch iſt mir, ich dürfte das Bett des Kindes nicht verlaſſen."

Die alte Frau antwortete nicht darauf. „Sagt mir noch einmal, Frau Gräfin," ſagte ſie, und das Herz ſchlug ihr ſo gewaltig, daß ſie die Worte kaum herausbrachte, „ſeid Ihr deſſen ganz gewiß, daß jene böſe Frau Eure Urahne geweſen iſt?"

„Ich bin deſſen ganz gewiß. Aber weshalb fragſt Du, Amme?"

Die Alte ſtand auf: und mit feſter Hand riß ſie den Teppich von dem Spiegel.

Die Gräfin ſchrie laut auf. „Mein Kind, mein Kind! Das iſt der Spiegel des Cyprianus!" — Als ſie aber einen Blick in den ſanften Schein des Glaſes geworfen hatte, da ſah ſie darin den kleinen Kuno mit offnen Augen auf ſeinem Kiſſen liegen; ſie ſah ihn lächeln, und wie ein Hauch flog das Roth der Geſundheit auf ſeine Wangen. Sie wandte ſich um; da ſaß er ſchon aufrecht, friſch und blühend.

„Die Kinder, die Kinder!" rief er mit heller klingender Stimme und ſtreckte die Arme nach dem Spiegel aus.

„Wo ſind ſie?" fragte die Gräfin.

„Dort, dort!" rief die Alte. „Seht nur, ſie lächeln, ſie nicken; ach! und ſie haben Flügel: zwei Englein ſind es!"

„Was ſprecht Ihr?“ ſagte die Gräfin; „ich ſehe ſie ja nicht.“

„Dort, dort!“ rief wieder der kleine Kuno. — „Ach!“ ſetzte er traurig hinzu, „nun ſind ſie fortgeflogen.“

Da ſank die alte Amme auf den Stuhl zurück. „Unſer Kuno iſt gerettet!“ rief ſie und brach in lautes Schluchzen aus. „Eure Liebe hat das gethan, und hat den Fluch hinweggenommen von dem Werk des alten Meiſters!“

Die Gräfin aber ſtand und blickte ſelig lächelnd in den Spiegel. Auf ſeiner Fläche ſchwamm wie Duft ein Roſenwölkchen, und deutlich ſchimmerte ein ſchlummerndes Kinderantlitz daraus hervor. „Wolf ſoll es heißen, wenn's ein Knabe iſt; Wolf und Kuno!“ flüſterte ſie leiſe: „und laß uns beten, Amme, daß ſie glücklicher werden als die, ſo einſtens ihre Namen trugen!“

* * *

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Novellen

von

Theodor Storm.

Novellen

von

Theodor Storm.

Schleswig.
Schulbuchhandlung
(Hermann Heiberg).
1868.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Meinen Freunden

Alexander und Anna von Wuſſow

zur ſilbernen Hochzeit.

Inhalt.

Seite

In St. Jürgen 1
Von Jenſeit des Meeres 93
Eine Malerarbeit 193

In St. Jürgen.

Es iſt nur ein ſchmuckloſes Städtchen meine Vaterſtadt; ſie liegt in einer baumloſen Küſtenebene und ihre Häuſer ſind alt und finſter. Dennoch habe ich ſie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menſchen heilige Vögel ſcheinen dieſe Meinung zu theilen. Bei hoher Sommerluft ſchweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Neſter unten auf den Dächern haben; und wenn im April die erſten Lüfte aus dem Süden wehen, ſo bringen ſie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar ſagt's dem andern, daß ſie gekommen ſind. — So iſt es eben jetzt. Unter meinem Fenſter im Garten blühen die erſten Veilchen, und drüben auf der Planke ſitzt auch ſchon die Schwalbe und zwitſchert ihr altes Lied:

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm;“.

und je länger ſie ſingt, je mehr gedenke ich einer längſt Verſtorbenen, der ich für manche gute Stunde meiner Jugend zu danken habe.

Meine Gedanken gehen die lange Straße hinauf bis zum äußerſten Ende, wo das St. Jürgensſtift liegt; denn auch unſere Stadt hat ein ſolches, wie im Norden die meiſten Städte von einiger Bedeutung. Das jetzige Haus iſt im ſechzehnten Jahrhundert von einem unſerer Herzöge erbaut und durch den Wohlthätigkeitsſinn der Bürger allmählig zu einem gewiſſen Reichthume gediehen, ſo daß es nun für alte Menſchen, die nach der Noth des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden ſuchen, einen gar behaglichen Aufenthaltsort bildet. — Mit der einen Seite ſtreckt es ſich an dem St. Jürgens-Kirchhof entlang, unter deſſen mächtigen Linden ſchon die erſten Reformatoren gepredigt haben; die andere liegt nach dem innern Hofe und einem angrenzenden ſchmalen Gärtchen, aus dem in meiner Jugendzeit die Pfründnerinnen ſich ihr Sträußchen zum ſonntäglichen Gottesdienſte pflückten. Unter zwei ſchweren gothiſchen Giebeln führt ein dunkler Thorweg von der Straße her in dieſen Hof, von welchem aus man durch eine Reihe von Thüren in das Innere des Hauſes, zu der geräumigen Kapelle und zu den Zellen der Stiftsleute gelangt.

Durch jenes Thor bin ich als Knabe oft gegangen; denn ſeitdem, lange vor meiner Erinnerung, die große St. Marienkirche wegen Baufälligkeit abgebrochen war, wurde der allgemeine Gottesdienſt viele Jahre hindurch in der Kapelle des St. Jürgenſtiftes gehalten.

Wie oft zur Sommerzeit, ehe ich in die Kapellenthür trat, bin ich in der Stille des Sonntagmorgens zögernd auf dem ſonnigen Hofe ſtehen geblieben, den von dem nebenliegenden Gärtchen her, je nach der Jahreszeit, Goldlack-, Nelken- oder Reſedaduft erfüllte. — Aber dies war nicht das Einzige, weßhalb mir derzeit der Kirchgang ſo lieblich ſchien; denn oftmals, beſonders wenn ich ein Stündchen früher auf den Beinen war, ging ich weiter in den Hof hinab und lugte nach einem von der Morgenſonne beleuchteten Fenſterchen im obern Stock, an deſſen einer Seite zwei Schwalben ſich ihr Neſt gebaut hatten. Der eine Fenſterflügel ſtand meiſtens offen; und wenn meine Schritte auf dem Steinpflaſter laut wurden, ſo bog ſich wohl ein Frauenkopf mit grauem glattgeſcheiteltem Haar unter einem ſchneeweißen Häubchen daraus hervor und nickte freundlich zu mir herab. „Guten Morgen, Hanſen,“ rief ich dann; denn nur bei dieſem ihrem Familiennamen nannten wir Kinder unſere alte Freundin; wir wußten kaum, daß ſie auch noch den wohlklingenden Namen „Agnes“ führte, der einſt, da ihre blauen Augen noch jung und das jetzt graue Haar noch blond war, gar wohl zu ihr gepaßt haben mochte.

Sie hatte viele Jahre bei der Großmutter als Haushälterin gedient, und dann, ich mochte damals in meinem zwölften Jahr ſein, als die Tochter eines Bürgers, der der Stadt Laſten getragen, im Stiſte Aufnahme gefunden. Seitdem war eigentlich für uns aus dem großmütterlichen Hauſe die Hauptperſon verſchwunden; denn Hanſen wußte uns alle Zeit, und ohne daß wir es merkten, in behagliche Thätigkeit zu ſetzen; meiner Schweſter ſchnitt ſie die Muſter zu neuen Puppenkleidern, während ich mit dem Bleiſtift in der Hand nach ihrer Angabe allerlei künſtliche Prendelſchrift anfertigen oder auch wohl ein jetzt ſelten gewordenes Bild der alten Kirche nachzeichnen mußte, das in ihrem Beſitze war. Nur Eines iſt mir ſpäter in dieſem Verkehr aufgefallen: niemals hat ſie uns ein Märchen oder eine Sage erzählt, an welchen beiden doch unſere Gegend ſo reich iſt; ſie ſchien es vielmehr als etwas Unnützes oder gar Schädliches zu unterdrücken, wenn ein Anderer von ſolchen Dingen anheben wollte. Und doch war ſie nichts weniger als eine kalte oder phantaſieloſe Natur. — Dagegen hatte ſie an allem Thierleben ihre Freude; beſonders liebte ſie die Schwalben und wußte ihren Neſterbau erfolgreich gegen den Kehrbeſen der Großmutter zu vertheidigen, deren faſt holländiſche Sauberkeit ſich nicht wohl mit den kleinen Eindringlingen vertragen konnte. Auch ſchien ſie das Weſen dieſer Vögel genauer beobachtet zu haben. So entſinne ich mich, daß ich ihr einſt eine Thurmſchwalbe brachte, die ich wie leblos auf dem Steinpflaſter des Hofes gefunden hatte. „Das ſchöne Thier wird ſterben,“ ſagte ich, indem ich traurig das glänzende braunſchwarze Gefieder ſtreichelte; aber Hanſen ſchüttelte den Kopf. „Die?“ ſagte ſie, „das iſt die Königin der Luft; ihr fehlt nichts als der freie Himmel! Die Angſt vor einem Habicht wird ſie zu Boden geworfen haben; da hat ſie mit den langen Schwingen ſich nicht helfen können.“ Dann gingen wir in den Garten; ich mit der Schwalbe, die ruhig in meiner Hand lag, mich mit den großen braunen Augen anſehend. „Nun wirf ſie in die Luft!“ rief Hanſen. Und ſtaunend ſah ich, wie, von meiner Hand geworfen, der ſcheinbar lebloſe Vogel gedankenſchnell ſeine Schwingen ausbreitete und mit hellem Zwitſcherlaut wie ein befiederter Pfeil in dem ſonnigen Himmelsraum dahinſchoß. „Vom Thurm aus,“ ſagte Hanſen, „ſollteſt du ſie fliegen ſehen; das heißt; von dem Thurm der alten Kirche, der noch ein Thurm zu nennen war.“

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen ſtreichelnd, ging ſie in's Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weßhalb ſeufzt denn Hanſen ſo?“ dachte ich. — Die Antwort auf dieſe Frage erhielt ich erſt viele Jahre ſpäter, aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.

Nun war ſie in den Ruheſtand verſetzt, aber ihre Schwalben hatten ſie zu finden gewußt, und auch wir Kinder wußten ſie zu finden.

Wenn ich am Sonntagmorgen vor der Kirchenzeit in das ſaubere Stübchen der alten Jungfrau trat, pflegte ſie ſchon im feiertäglichen Anzuge vor ihrem Geſangbuche zu ſitzen. Wollte ich dann neben ihr auf dem kleinen Kanapee Platz nehmen, ſo ſagte ſie wohl: „Ei was, da ſiehſt Du ja die Schwalben nicht!“ Dann räumte ſie einen Geranien- oder einen Nelkenſtock von der Fenſterbank und ließ mich in der tiefen Fenſterniſche auf ihrem Lehnſtuhl niederſitzen. „Aber ſo fechten mit den Armen darfſt Du nicht,“ fügte ſie dann lächelnd hinzu; „ſo junge muntere Geſellen ſehen ſie nicht alle Tage!“ Und dann ſaß ich ruhig und ſah, wie die ſchlanken Vögel im Sonnenſcheine ab und zu flogen, ihr Neſt bauten oder ihre Jungen fütterten, während Hanſen mir gegenüber von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählte: von den Feſten im Hauſe meines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde oder — und das war ihr Lieblings-Thema — von der Bilder- und

Altarpracht der alten Kirche, in der ſie ſelbſt noch zur Enkelin des letzten Thürmers Gevatter geſtanden hatte; bis dann endlich von der Kapelle her der erſte Orgelton zu uns herüber brauſte. Dann ſtand ſie auf, und wir gingen mit einander durch einen ſchmalen endloſen Corridor, welcher nur durch die verhangenen Thürfenſterchen der zu beiden Seiten liegenden Zellen ein karges Dämmerlicht empfing. Hier und dort öffnete ſich eine dieſer Thüren; und in dem Schein, der einige Augenblicke die Dunkelheit unterbrach, ſah ich alte ſeltſam gekleidete Männer und Frauen auf den Gang hinaus ſchlurfen, von denen die meiſten wohl ſchon vor meiner Geburt aus dem Leben der Stadt entſchwunden waren. Gern hätte ich dann dies oder jenes gefragt; aber auf dem Wege zur Kirche hatte ich von Hanſen keine Antwort zu erwarten; und ſo gingen wir denn ſchweigend weiter, am Ende des Ganges Hanſen mit der alten Geſellſchaft auf einer Hintertreppe nach unten zu den Plätzen der Stiftsleute, ich oben auf das Chor, wo ich träumend dem ſich drehenden Glockenſpiel der Orgel zuſah und, wenn unſer Propſt die Kanzel beſtiegen hatte, — ich will es geſtehen — ſeine gewiß wohlgeſetzte Predigt meiſt nur wie ein eintöniges Wellengeräuſch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen fühlte; denn unten, mir gegenüber, hing das lebensgroße Portrait eines alten Predigers mit langen ſchwarzkrauſen Haaren und ſeltſam geſchorenem Schnurrbart, das bald meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholiſchen ſchwarzen Augen blickte es ſo recht wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens in die neue Zeit hinauf, und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu leſen ſtand, bis hinab zu dem böſen Stegreifjunker, deſſen letzte Unthat einſt das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte. — Freilich, wenn dann plötzlich die Orgel das

„Unſern Ausgang ſegne Gott“ einſetzte, ſo ſchlich ich mich meiſt verſtohlen wieder in's Freie; denn es war kein Spaß, dem Examen meiner alten Freundin über die gehörte Predigt Stand halten zu müſſen.

Von ihrer eigenen Vergangenheit pflegte Hanſen nicht zu erzählen; ich war ſchon ein paar Jahre lang Student geweſen, als ich bei einem Ferienbeſuch in der Heimath darüber zum erſten Mal etwas von ihr erfuhr.

Es war im April, an ihrem fünfundſechzigſten Geburtstage. Wie in früheren Jahren, ſo hatte ich ihr auch heute die beiden hergebrachten Dukaten von der Großmutter und einige kleine Geſchenke von uns Geſchwiſtern überbracht, und war von ihr mit einem Gläschen Malaga-bewirthet worden, den ſie für ſolche Tage in ihrem Wandſchränkchen aufbewahrte. Nachdem wir ein Weilchen geplaudert, bat ich ſie, mir heute, wie ich ſchon lange gewünſcht, den Feſtſaal zu zeigen, in dem ſeit Jahrhunderten die Vorſteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuſe zu feiern pflegten. Hanſen willigte ein, und wir gingen mit einander den dunklen Corridor entlang; denn der Saal lag jenſeits der Kapelle am andern Ende des Hauſes. Als ich beim Hinabſteigen der Hintertreppe ausglitt und die letzten Stufen hinabſtolperte, wurde unten auf der Flur eine Thüre aufgeriſſen, und der unheimliche nackte Kopf eines neunzigjährigen Mannes reckte ſich daraus hervor. Er murmelte ein paar halbverſtändliche Scheltworte und ſtierte uns dann, bis wir durch die Thür der Kapelle traten, mit den verglaſ'ten Augen nach.

Ich kannte ihn wohl; die Stiftsleute hießen ihn den „Spökenkieker"; denn ſie behaupteten, er könne „was ſehen".

„Die Augen könnten einen fürchten machen," ſagte ich zu Hanſen, als wir durch die Kapelle gingen.

Sie meinte: „Er ſieht dich gar nicht; er ſieht nur noch rückwärts in ſein eignes thörichtes und ſündhaftes Leben.“

„Aber,“ erwiderte ich ſcherzend, „er ſieht doch dort in der Ecke die offenen Särge ſtehen, während, die darin liegen, noch lebend unter Euch umher wandern.“

„Das ſind auch nur Schatten, mein Kind; er thut nichts Arges mehr. Freilich,“ ſetzte ſie hinzu, „in's Stift gehörte er nicht, und hat auch nur auf eine der Freiſtellen des Amtmanns hineinſchlüpfen können; denn wir Andern müſſen unſere bürgerliche Reputation nachweiſen, ehe wir hier angenommen werden.“

Wir hatten inzwiſchen den Schlüſſel bei der Wirthſchafterin abgelangt und ſtiegen nun die Treppe zu dem Feſtſaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach, das wir betraten. An der einen Wand ſah man eine alterthümliche Stutzuhr aus dem Nachlaß einer hier Verſtorbenen, an der gegenüber ſtehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rothen Wamms; ſonſt war das Zimmer ohne Schmuck. „Das iſt der gute Herzog, der das Stift erbaut hat,“ ſagte Hanſen; „aber die Menſchen genießen ſeine Gaben und denken nicht mehr an ihn, wie er es doch bei ſeiner Lebzeit wohl gewünſcht hat.“

„Aber du gedenkſt ja ſeiner, Hanſen.“

Sie ſah mich mit ihren ſanften Augen an. „Ja, mein Kind,“ ſagte ſie, „das liegt ſo in meiner Natur; ich kann nur ſchwer vergeſſen.“

Die Wände nach der Straße und nach dem Kirchhofe hatten eine Reihe Fenſter, mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben; und in jeder faſt war ein Name, meiſt aus mir bekannten angeſehenen Bürgerfamilien, mit ſchwarzer Farbe eingebrannt; darunter: „Speiſemeiſter dahier anno —“ und dann folgte die betreffende Jahreszahl.

„Siehſt Du, das iſt Dein Urgroßvater,“ ſagte Hanſen, indem ſie auf eine dieſer Scheiben wies; „den vergeſſe ich auch nicht; mein Vater hat bei ihm die Handlung gelernt und ſpäter oft Rath und That bei ihm geholt; leider, in der ſchwerſten Zeit, da hatte er ſchon ſeine Augen zugethan.“

Ich las einen anderen Namen: „Liborius Michael Hanſen, Speiſemeiſter anno 1799.“

„Das war mein Vater!“ ſagte Hanſen.

„Dein Vater? Wie kam es denn eigentlich — —?“

„Daß ich mein halbes Leben gedient habe, meinſt Du, während ich doch zu den Honoratiorentöchtern gehörte?“

„Ich meine, was war es eigentlich, was das Unglück über Deine Familie brachte?“

Hanſen hatte ſich auf einen der alten Lederſtühle geſetzt. „Das war nichts Beſonderes, mein Kind,“ ſagte ſie; „es war anno ſieben, zur Zeit der Continentalſperre; damals florirten die Spitzbuben und die ehrlichen Leute gingen zu Grunde. Und ein ehrlicher Mann war mein Vater! — Er hat den Namen auch mit in's

Grab genommen,“ fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort. „Ich ſehe es noch, wie er mir einſt, da wir mit einander durch die Krämerſtraße gingen, ein altes, nun längſt verſchwundenes Haus zeigte. „Merke Dir das,“ ſagte er zu mir, „hier wohnte anno 1549, da am Sonntage Jubilate die große Feuersbrunſt ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Graveley. Da die Flammen heranbrauſten, ſprang er mit Elle und Waage auf die Gaſſe und flehte zu Gott, wenn er je mit Wiſſen und Willen ſeinen Nächſten um eines Körnleins Werth geſchädiget, ſo möge ſein Haus nicht verſchont bleiben. Aber die Flamme ſprang darüber hin, während Alles rings in Aſche fiel.“

„Siehſt Du, mein Kind,“ ſetzte mein Vater hinzu, indem er ſeine Hände in die Höhe hob, „das könnte auch ich thun; und auch über unſer Haus würde die Strafe des Herrn hinweggehen.“ — Hanſen ſah mich an. „Der Menſch ſoll ſich nicht rühmen,“ ſagte ſie dann. „Du biſt nun alt genug, daß ich Dir es wohl erzählen mag; Du mußt doch von mir wiſſen, wenn ich nicht mehr bin. — Mein guter Vater hatte eine Schwäche; er war abergläubig. Dieſe Schwäche brachte ihn dahin, daß er in den Tagen der äußerſten Noth etwas beging, das ihm bald das Herz brach; denn er konnte ſeitdem die Geſchichte von dem frommen Kaufmann nicht mehr erzählen.

In dem Hauſe neben uns wohnte ein Tiſchlermeiſter. Als er mit ſeiner Frau frühzeitig verſtarb, wurde mein Vater der Vormund ſeines nachgelaſſenen Sohnes. Harre — dieſen frieſiſchen Namen führte der Knabe — las gern in den Büchern und war auch ſchon in der Tertia unſerer lateiniſchen Schule; aber die Mittel reichten doch nicht zum Studiren; und ſo blieb er denn bei dem Handwerk ſeines Vaters. Als er ſpäter Geſelle wurde und nach zweijähriger Wanderung wieder eine Zeitlang bei einem Meiſter gearbeitet hatte, wurde es auch bald bekannt, daß er zu den ſeineren Arbeiten in ſeinem Fach ein beſonderes Geſchick habe. Wir beide waren mit einander aufgewachſen; als er noch in der Lehre war, las er mir oft aus den Büchern vor, die er ſich von ſeinen früheren Schulkameraden geliehen hatte. Du weißt, wir wohnten am Markt, in dem Erkerhauſe dem Rathhauſe gegenüber; da ſteht noch jetzt ein mächtiger Buxbaum im Garten. Wie oft haben wir mit unſerem Buche unter dieſem Baum geſeſſen, während über uns die Bienen in den kleinen grünen Blüthen ſummten! — Nach ſeiner Rückkehr war das nicht anders geworden, er kam oft in unſer Haus; mit einem Wort, mein lieber Junge, wir beide hatten uns gern und ſuchten das auch nicht zu verbergen.

Meine Mutter lebte nicht mehr; was mein Vater dazu dachte, und ob er überhaupt etwas darüber gedacht, das hab' ich nie erfahren. Auch kam es nicht ſo weit, daß es ein rechtes Verlöbniß wurde.

Eines Morgens in den erſten Frühlingstagen war ich in unſern Garten gegangen; die Crokus und die rothen Leberblumen ſchickten ſich ſchon an zu blühen, es war Alles rings umher ſo jung und friſch; aber mir ſelbſt war ſchwer zu Sinne; die Sorgen meines Vaters drückten auch mich. Obwohl er niemals über ſeine Angelegenheiten zu mir geredet, ſo fühlte ich doch, daß es immer ſchneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibſtube gehen ſehen; war er fort, ſo verſchloß mein Vater ſich ſtundenlang; und von manchem Mittagseſſen ſtand er auf, ohne die Speiſen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, ſich die Karte zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft von ſeinem Orakel erwarte, hatte er mich ſtumm mit der Hand zurückgewieſen, und war dann ſpäter mit einem kurzen „Gute Nacht“ in ſeine Kammer gegangen.

Das Alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen ſahen, wußten nichts von dem klaren Sonnenſchein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Marſch herauf die Lerche ſingen; und Du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend iſt das Herz noch ſo leicht, der kleinſte Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich, als ſehe ich über allen Dunſt der Sorge hinweg in eine ſonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hineinzuſetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinkniete und mit welcher Freude ich nun die Knoſpen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schooß der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub' ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Gartenthür aufklinken, und wie ich aufſah, kam er ſelber mir entgegen.

Ob auch ihn die Lerche froh gemacht hatte, — er ſah aus, wie die Hoffnung ſelbſt. „Guten Morgen, Agnes,“ rief er, „weißt Du was Neues?“—

„Iſt's denn was Gutes, Harre?"

„Verſteht ſich, was ſollt' es ſonſt wohl ſein! Ich will Meiſter werden, und das in allernächſter Zeit."

Kannſt Du wohl denken, daß ich ordentlich erſchrak! Denn ich dachte doch gleich: „Mein Gott, nun braucht er auch die Frau Meiſterin!'

Ich mag wohl ganz verdutzt ausgeſehen haben; denn Harre fragte mich: „Fehlt Dir etwas Agnes?"

„Mir, Harre? Ich glaube nicht," ſagte ich. „Der Wind wehte ſo kühl über mich hin. — Das war nun wohl gelogen; allein der liebe Gott hat es einmal ſo eingerichtet, daß wir in ſolchem Fall nicht ſagen können, was der Andere eben hören will.

„Aber mir fehlt nun etwas," ſagte Harre; „das Allerbeſte fehlt mir!"

Ich antwortete nichts hierauf, kein Wörtlein. Auch Harre ging eine Weile ſchweigend neben mir; dann fragte er auf einmal: „Was meinſt

Du, Agnes, ob es wohl ſchon geſchehen iſt, daß eine Krämerstochter einen Tiſchlermeiſter geheirathet hat?“

Als ich aufſah und er mich mit ſeinen guten braunen Augen ſo bittend anblickte, da gab ich ihm die Hand und ſagte ebenſo: „Das wird wohl nun zum erſten Mal geſchehen.“

„Agnes,“ rief Harre, „was werden die Leute ſagen!“

„Ich weiß nicht, Harre. — Aber wenn nun die Krämerstochter arm wäre?“

„Arm, Agnes?“ und er faßte mich ſo recht luſtig bei beiden Händen; „iſt denn jung und hübſch noch nicht genug?“ —

Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingsſonne ſchien, wir gingen Hand in Hand; und während wir ſchwiegen, ſangen über uns die Lerchen aus tauſend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hauſe gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfaſſung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Waſſer glitzert!“ ſagte ich.

Das Glück macht muthwillig; Harre wollte mich necken. „Das Waſſer?“ ſagte er. „Das iſt das Gold, das aus der Tiefe funkelt.“

Ich wußte nicht, was er damit meinte.

„Weißt Du denn nicht, daß ein Schatz in Eurem Brunnen liegt?“ fuhr er fort. „Guck nur genau zu; es ſitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht iſt's auch nur das brennende Licht in ſeiner Hand, das drunten ſo ſeltſam glitzert; denn er iſt der Hüter des Schatzes.“

Mir flog die Noth meines Vaters durch den Sinn. Harre hob einen Stein auf und warf ihn hinab, und es dauerte eine Weile, ehe ein dumpfer Schall zu uns zurückkam. „Hörſt Du, Agnes?“ ſagte er, „das traf auf die Kiſte.“

„Harre, red' vernünftig!“ rief ich, „was treibſt Du für Narrenspoſſen!“

„Ich ſpreche nur nach, was die Leute vorſprechen!“ erwiderte er.

Aber meine Neugierde war geweckt, vielleicht auch die Begierde nach den unterirdiſchen Reichthümern, die aller Noth ein Ende machen konnten.

„Woher haſt Du das Gerede?“ fragte ich nochmals, „ich habe doch nie davon gehört.“

Harre ſah mich lachend an: „Was weiß ich! von Hans oder Kunz; ich glaub', am letzten Ende kommt es von dem Hallunken, dem Goldmacher.“

„Von dem Goldmacher?“ — Mir kamen allerlei Gedanken. Der Goldmacher war ein herabgekommener Trödler; er konnte ſegnen und rathen, Menſchen und Vieh beſprechen, und alle die andern Geheimniſſe, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geſchäft zu machen war. Es iſt derſelbe, den ſie jetzt den Spökenkieker nennen, welchen Namen er gerade ſo gut wie ſeinen damaligen verdient hat. Er war in den letzten Tagen, da ich eben auf der

Außendiele zu thun hatte, ein paar Mal in meines Vaters Schreibſtube gegangen und hatte ſich dann, ohne auf ſein demüthig geſprochenes „Herr Hanſen bei der Hand?“ meine Antwort abzuwarten, mit ſcheuem Blick an mir vorbeigeſchoben. Einmal war er faſt eine Stunde drinnen geweſen; kurz vor ſeinem Fortgehen hatte ich das mir wohlbekannte Pult meines Vaters aufſchließen hören; dann war mir geweſen, als vernehme ich das Klirren von Goldſtücken. Das Alles kam mir jetzt in den Sinn.

Aber Harre rüttelte mich auf. „Agnes, träumſt Du?“ rief er; „oder willſt Du Schätze graben?“ Ach, er kannte nicht die Noth meines Vaters; ihm lag nur die eigene Zukunft in Gedanken, in die auch ich hineingehörte. Er ergriff meine beiden Hände und rief fröhlich: „Wir brauchen keine Schätze, Agnes; mein kleines Erbtheil hat dein Vater ſchon für mich erhoben; das reicht hin, um Haus und Werkſtatt einzurichten. Und für das Weitere,“ fügte er lächelnd hinzu, „laß dieſe nicht ganz ungeſchickten Hände ſorgen!“

Ich vermochte ſeine hoffnungsreichen Worte nicht zu erwidern; der Schatz und der Goldmacher lagen mir im Sinn; ich weiß nicht, war es eine tollkühne Hoffnung oder der Schatten eines drohenden Unheils, was mir die Bruſt beklemmte. Vielleicht ahnte es mir, daß kurz darauf der Schatz meines ganzen Lebens in dieſen Brunnen fallen würde.

Am andern Tage war ich nach einem benachbarten Dorfe hinausgefahren, wo die uns verwandte Predigerfrau ſich wegen Erkrankung eines Kindes meine Hülfe erbeten hatte. Aber ich hatte keine Ruhe dort; mein Vater war in den letzten Tagen ſo ſtill und doch wieder ſo unruhig geweſen; ich hatte ihn im Garten auf- und abrennen, dann wieder am Brunnen ſtehen und in die Tiefe hinabſtarren ſehen; mir wurde angſt, er könne ſich ein Leides anthun. Am dritten Tage glaubte ich mich zu entſinnen, daß er mich auf eine ſeltſame haſtige Weiſe zu der Reiſe hingedrängt hatte; je mehr es gegen die Nacht ging, je beklommener wurde mir. Da gegen 10 Uhr der Mond aufging, ſo bat ich meinen Vetter, mich noch heute zur Stadt fahren zu laſſen. Und ſo geſchah es; nachdem er mir vergebens meine Unruhe auszureden geſucht hatte, wurde angeſpannt; und als es Mitternacht vom Thurme ſchlug, hielt der Wagen vor unſerm Hauſe. Es ſchien Alles zu ſchlafen; erſt als ich eine Zeitlang geklopft hatte, wurde drinnen die Kette abgehakt, und der Lehrling, der ſeine Kammer unten auf dem Flur hatte, öffnete die Hausthür. Es war Alles, wie es immer geweſen. „Iſt der Herr zu Haus?“ fragte ich.

„Der Herr iſt ſchon um zehn Uhr ſchlafen gegangen,“ war die Antwort.

Ich ſtieg leichteren Herzens nach meiner Kammer hinauf, deren Fenſter nach dem Garten lagen. — Die Nacht draußen war ſo hell, daß ich, ohne Licht zu machen, noch einmal ans

Fenſter trat. Der Mond ſtand über der Hollunderwand, deren noch unbelaubte Zweige ſich ſcharf gegen den Nachthimmel abzeichneten; und meine Gedanken gingen mit meinen Augen über dieſe Erde hinaus zu dem großen liebreichen Gott, dem ich all' meine Sorgen anvertraute. — Da, wie ich eben in das Zimmer zurücktreten wollte, ſah ich plötzlich aus der Röhre des Brunnens, welcher dort im Schatten lag, eine rothe Gluth empor lodern; ich ſah die am Rande wuchernden Grasbüſchel, und dann darüber her die Zweige des Gebüſches wie in goldenem Feuer ſchimmern. Mich überfiel eine abergläubige Furcht, denn ich dachte an die Kerze des grauen Männleins, das drunten auf dem Grunde hocken ſollte. Als ich aber ſchärfer hinblickte, bemerkte ich eine Leiter an der Brunnenwand, von der jedoch nur das oberſte Ende von hier aus ſichtbar war. Im ſelben Augenblicke hörte ich einen Schrei aus der Tiefe; dann ein Gepolter; und ein dumpfes Getöſe von Menſchenſtimmen ſcholl herauf. Mit einem Male erloſch die Helligkeit; und ich hörte deutlich, wie es ſproſſenweiſe an der Leiter emporklomm.

Die Geſpenſterfurcht verließ mich; aber ſtatt deſſen beſchlich mich eine unklare Angſt um meinen Vater. Mit zitternden Knieen ging ich nach ſeiner Schlafkammer, die neben der meinen lag. Als ich behutſam die Gardine von ſeinem Bette zurückzog, da beſchien der Mond die leeren Kiſſen; ſein armer Kopf hatte wohl ſchon längſt nicht mehr die Ruhe darauf gefunden; jetzt waren ſie gänzlich unberührt. In Todesangſt lief ich die Treppe hinab nach der Hofthür; aber ſie war verſchloſſen und der Schlüſſel abgezogen. Ich ging in die Küche und zündete Licht an; dann nach der Schreibſtube, die ebenfalls ihre Fenſter nach dem Garten hatte. Eine Zeitlang ſtand ich rathlos am Fenſter und ſtarrte hinaus; ich hörte Tritte zwiſchen den Hollunderbüſchen, aber ich konnte nichts unterſcheiden, denn die dahinter ſtehende Planke verbreitete trotz des Mondſcheins tiefen Schatten. Da hörte ich draußen die Hofthür aufſchließen, und bald darauf wurde auch die Stubenthür geöffnet. Mein Vater trat herein. — Ich bin ſo alt geworden, aber ich habe es nicht vergeſſen; ſein langes graues Haar triefte von Waſſer oder Schweiß; ſeine Kleider, die er ſonſt ſo peinlich ſauber hielt, waren überall mit grünem Schlamm beſudelt.

Er fuhr ſichtbar zuſammen, als er mich erblickte. „Was iſt das! Wie kommſt Du hierher?“ ſagte er hart.

„Der Vetter ließ mich herfahren, Vater!“

„Um Mitternacht? — Das hätte er können bleiben laſſen.“

Ich ſah meinen Vater an; er hatte die Augen niedergeſchlagen und ſtand unbeweglich. „Es ließ mir keine Ruhe,“ ſagte ich; „mir war, ich ſei hier nöthig, als müſſe ich zu Dir.“

Der alte Mann ließ ſich auf einen Stuhl ſinken und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Geh auf Deine Kammer,“ murmelt er; „ich will allein ſein.“

Aber ich ging nicht. „Laß mich bei Dir bleiben,“ ſagte ich leiſe. Mein Vater hörte nicht auf mich; er erhob den Kopf und ſchien nach draußen hinzuhorchen. Plötzlich ſprang er auf. „Still!“ rief er, „hörſt Du's?“ und ſah mich mit weit offenen Augen an.

Ich war an's Fenſter getreten und ſah hinaus. Es war Alles todt und ſtille; nur die Hollunderzweige ſchlugen vom Nachtwinde bewegt gegen einander. „Ich höre nichts!“ ſagte ich.

Mein Vater ſtand noch immer, als höre er auf etwas, das ihn mit Entſetzen erfüllte. „Ich meinte, es ſei keine Sünde,“ ſprach er vor ſich hin, „es iſt kein gottloſes Weſen dabei, und der Brunnen ſteht, bis jetzt wenigſtens, auf meinem Grund.“ Dann wandte er ſich zu mir. „Ich weiß, Du glaubſt nicht daran, mein Kind,“ ſagte er, „aber es iſt dennoch gewiß; die Ruthe hat dreimal geſchlagen, und die Nachrichten, die ich nur zu theuer habe bezahlen müſſen, ſtimmen alle überein; es liegt ein Schatz in unſerm Brunnen, der zur Schwedenzeit darin vergraben iſt. Warum ſollte ich ihn nicht heben! — Wir haben die Quelle abgedämmt und das Waſſer ausgeſchöpft, und heute Nacht haben wir gegraben.“

„Wir?“ fragte ich. „Von welchem Andern ſprichſt Du?“

„Es iſt nur Einer in der Stadt, der das verſteht.“

„Du meinſt doch nicht den Goldmacher? Das iſt kein guter Helfer!“

„Es iſt nichts Gottloſes mit dem Ruthenſchlagen, mein Kind.“

„Aber die es treiben, ſind Betrüger.“ — —

Mein Vater hatte ſich wieder auf den Stuhl geſetzt, und ſah wie zweifelnd vor ſich hin. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Der Spaten klang ſchon darauf; aber da geſchah etwas;“ — und ſich unterbrechend fuhr er fort: „Vor achtzehn Jahren ſtarb Deine Mutter; als ſie es inne wurde, daß ſie uns verlaſſen müſſe, brach ſie in ein bitterliches Weinen aus, das kein Ende nehmen wollte, bis ſie in ihren Todesſchlaf verfiel. Das waren die letzten Laute, die ich aus Deiner Mutter Mund vernahm.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er zögernd, als ſcheue er ſich vor dem Laut ſeiner eignen Stimme: „Heute Nacht, nach achtzehn Jahren, da der Spaten auf die Kiſte ſtieß, habe ich es wieder gehört. Es war nicht blos in meinem Ohr, wie es all' die Jahre hindurch ſo oft geweſen iſt; unter mir, aus dem Grund der Erde kam es herauf. — Man darf nicht ſprechen bei ſolchem Werk; aber mir war, als ſchnitte das Eiſen in Deiner todten Mutter Herz. — Ich ſchrie laut auf, da erloſch die Lampe, und — ſiehſt Du,“ ſetzte er dumpf hinzu, „deßhalb iſt Alles wieder verſchwunden.“

Ich warf mich vor meinem Vater auf die Knice und legte meine Hände um ſeinen Nacken.

„Ich bin kein Kind mehr," ſagte ich, „laß uns zuſammenhalten, Vater; ich weiß, das Unglück iſt in unſer Haus gekommen."

Er ſagte nichts; aber er lehnte ſeine feuchte Stirn an meine Schulter; es war das erſte Mal, daß er an ſeinem Kinde eine Stütze ſuchte. Wie lange wir ſo geſeſſen haben, weiß ich nicht. Da fühlte ich, daß meine Wangen von heißen Thränen naß wurden, die aus ſeinen alten Augen floſſen. Ich klammerte mich an ihn. „Weine nicht, Vater," bat ich, „wir werden auch die Armuth ertragen können."

Er ſtrich mit ſeiner zitternden Hand über mein Haar und ſagte leiſe, ſo leiſe, daß ich es kaum verſtehen konnte: „Die Armuth wohl, mein Kind; aber nicht die Schuld."

Und nun, mein Junge, kam eine bittere Stunde; aber eine, die noch jetzt in meinem Alter mir als die troſtvollſte meines Lebens erſcheint. Denn zum erſten Male konnte ich meinem Vater die Liebe ſeines Kindes geben; und von jenem Augenblicke an blieb ſie ihm das Theuerſte und bald auch das Letzte, was er auf Erden noch ſein nannte. Während ich neben ihm ſaß und heimlich meine Thränen niederſchluckte, ſchüttete mein Vater mir ſein Herz aus. Ich wußte nun, daß er vor dem Bankerott ſtand; aber das war das Schlimmſte nicht. In einer ſchlafloſen Nacht, da er vergebens auf ſeinem heißen Kiſſen nach einem Ausweg aus dem Elend geſucht, war ihm die halbvergeſſene Sage von dem Schatz in unſerem Brunnen wieder in den Sinn gekommen. Der Gedanke hatte ihn ſeitdem verfolgt; Tags, wenn er über ſeinen Büchern ſaß, des Nachts, wenn endlich ein ſchwerer Schlummer auf ſeiner Bruſt lag. In ſeinen Träumen hatte er das Gold im dunkeln Waſſer brennen ſehen; und wenn er Morgens aufgeſtanden, immer wieder hatte es ihn hinaus an den Brunnen getrieben, um wie gebannt in die geheimnißvolle Tiefe hinab zu ſtarren. Da hatte er ſich dem argen Gehülfen anvertraut.

Aber der war keineswegs ſogleich bereit geweſen, ſondern hatte vor Allem eine bedeutende Summe zu den nothwendigen Vorbereitungen des Werkes verlangt. Mein armer Vater hatte ſchon keinen Willen mehr; er gab ſie hin, und bald eine zweite und eine dritte. Das Traumgold verſchlang das wirkliche, das noch in ſeinen Händen war; aber dieſes Gold war nicht ſein eigen; es war das anvertraute Erbe ſeines Mündels. An Erſatz war nicht zu denken; wir riethen hin und wieder; Verwandte, die uns zu helfen vermocht, hatten wir nicht; Dein Großvater war nicht mehr; endlich geſtanden wir uns, daß von außen her keine Hülfe zu hoffen ſei. —

Das Licht war ausgebrannt, ich hatte meinen Kopf an meines Vaters Bruſt gelegt, meine Hand ruhte in der ſeinen; ſo blieben wir im Dunkeln ſitzen. Was dann weiter im geheimen Zwieſprach dieſer Nacht zwiſchen uns geſprochen wurde, ich weiß es nicht mehr. Aber niemals zuvor, da noch mein Vater unfehlbar vor mir ſtand, wie faſt nur unſer Herrgott ſelber, habe ich ſolch' heilige Zärtlichkeit für ihn gefühlt, wie in jener Stunde, da er mir eine That vertraut hatte, die wohl nicht blos vor den Augen der Menſchen ein Verbrechen war. — Allgemach erblichen am Himmel draußen die Sterne, ein kleiner Vogel ſang aus den Hollunderbüſchen und der erſte Schein des Morgenroths fiel in das dämmerige Zimmer. Mein Vater ſtand auf und trat an das Pult, auf dem ſeine großen Contobücher lagen. Das lebensgroße Oelbild des Großvaters, mit dem Haarbeutel und dem lederfarbenen Camiſol, ſchien ſtrenge auf den Sohn herabzuſehen. „Ich werde noch einmal rechnen," ſagte mein Vater; „bleibt das Facit daſſelbe," ſetzte er zögend hinzu, indem er wie um Vergebung flehend zu dem Bilde ſeines Vaters aufblickte, „dann werde ich einen ſchweren Gang thun; denn ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes und der Menſchen."

Auf ſeinen Wunſch verließ ich jetzt das Zimmer, und bald wurde es laut im Hauſe; der Tag war angebrochen. Als ich die nöthigen Geſchäfte beſorgt hatte, ging ich in den Garten und durch das Hinterpförtchen auf den Weg hinaus: Harre pflegte hier vorbei zu kommen, wenn er Morgens nach der Werkſtatt ging, in der er bis jetzt noch arbeitete.

Ich brauchte nicht lange zu warten; als die Uhr ſechs geſchlagen, ſah ich ihn kommen. „Harre, einen Augenblick!“ ſagte ich, und winkte ihm, mit mir in den Garten zu treten.

Er ſah mich befremdet an; denn meine böſe Botſchaft war wohl auf meinem Geſicht geſchrieben; auch ſtand ich, als ich ihn in eine Ecke des Gartens gezogen hatte, eine ganze Zeit und hatte ſeine Hand gefaßt, ohne daß ich ein Wort hervorbringen konnte. Endlich aber ſagte ich ihm Alles, und dann bat ich ihn: „Mein Vater will zu Dir gehen; ſei nicht zu hart mit ihm.“

Er war todtenblaß geworden und in ſeine

Augen trat ein Ausdruck, vielleicht nur der Verzweiflung, der mich erſchreckte.

„Harre, Harre, was willſt Du mit dem alten Mann beginnen?“ rief ich.

Er drückte die Hand gegen ſeine Bruſt. „Nichts, Agnes,“ ſagte er, indem er mich traurig lächelnd anſah; „aber ich muß nun' fort von hier.“

Ich erſchrak. — „Weshalb?“ fragte ich ſtammelnd.

— „Ich darf Deinen Vater nicht wieder ſehen.“

„Du wirſt ihm ja doch vergeben, Harre!“

„Das wohl, Agnes; ich ſchulde ihm mehr als das; aber — er ſoll ſein graues Haupt vor mir nicht demüthigen. Und dann“ — das ſetzte er wie beiläufig noch hinzu — „ich glaube auch, es geht jetzt mit dem Meiſterwerden nicht.“

Ich ſagte nichts hierauf; ich ſah nur, wie das Glück, nach dem ich geſtern ſchon die Hand geſtreckt, in unſichtbare Ferne ſchwand; aber es war nichts mehr zu ändern; es war jetzt am beſten ſo, wie Harre es wollte. Nur das ſagte ich noch: „Wann wirſt Du gehen, Harre?“ Ich wußte ſelbſt kaum, was ich ſprach.

„Sorge nur, daß Dein Vater mich heute nicht aufſucht,“ erwiderte er; „bis morgen früh bin ich mit Allem fertig, was ich noch hier zu thun habe. Kränke Dich auch nicht um mich, ich finde leicht ein Unterkommen.“

Nach dieſen Worten trennten wir uns; das Herz war wohl zu voll, als daß wir Weiteres hätten ſprechen können.“ —

Die Erzählerin ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie: „Am anderen Morgen ſah ich ihn noch einmal, und dann nicht mehr; das ganze lange Leben niemals mehr.“

Sie ließ den Kopf auf ihre Bruſt ſinken; die Hände, die auf ihrem Schooß geruht hatten, wand ſie leiſe um einander, als müſſe ſie damit das Weh beſchwichtigen, das, wie einſt das

Herz des jungen blonden Mädchens, ſo noch jetzt den gebrechlichen Leib der Greiſin zittern machte.

Doch ſie blieb nicht lange in dieſer gebrochenen Stellung; ſich gewaltſam aufraffend, erhob ſie ſich vom Stuhl und trat an's Fenſter. „Was will ich klagen!“ ſagte ſie und zeigte mit dem Finger auf die Scheibe, die ihres Vaters Namen trug. „Der Mann hat mehr gelitten als ich. Laß mich auch das Dir noch erzählen.

Harre war fort; er hatte von meinem Vater in einem herzlich guten Briefe Abſchied genommen; geſehen haben ſie ſich nicht mehr. Bald darauf waren die letzten gerichtlichen Schritte gegen uns gethan und die Eröffnung des Concurſes ſollte in nächſter Zeit erfolgen.

Es war damals Sitte in unſerer Stadt, daß alle öffentlichen Bekanntmachungen, nicht wie jetzt durch den Prediger in der Kirche, ſondern aus dem offenen Fenſter des Rathsſitzungsſaales durch den Stadtſecretair verleſen wurden; bevor aber dies geſchah, wurde eine halbe Stunde lang mit der kleinen Glocke vom Thurm geläutet. Da unſer Haus dem Rathhauſe gegenüber lag, ſo hatte ich dies oft beobachtet, und auch, wie ſich unter dem Glockenſchall Kinder und müßige Leute vor den Rathhausfenſtern und auf der Treppe über dem Rathskeller verſammelten. Das Nämliche geſchah bei der Publicirung eines Concursurthels; aber die Leute legten dann der Sache eine üble Bedeutung unter, und das Wort „Die Glocke hat über ihn geläutet“ galt für einen Schimpf. — Ich hatte auch in ſolchen Fällen ohne viel Gedanken hingehört; jetzt zitterte ich vor dem Eindruck, den dieſer Vorgang auf das Gemüth meines ohnehin tiefgebeugten Vaters machen würde.

Er hatte mir vertraut, daß er ſich deßhalb durch einen befreundeten Rathsherrn an den Bürgermeiſter gewandt habe; und der Rathsherr, ein gutmüthiger Schwätzer, hatte ihm die Zuſicherung gegeben, daß die Publication dießmal ohne die Glocke geſchehen würde. Ich ſelbſt aber wußte aus ſicherer Quelle, daß dieſe Zuſicherung eine grundloſe war. Dennoch ließ ich meinen Vater in ſeinem argloſen Glauben und bemühte mich nur, ihn für dieſen Tag zu einer kleinen Reiſe auf's Land zu unſern Verwandten zu bereden. Aber er wollte, wie er mit ſchmerzlichem Lächeln ſagte, ſein ſinkendes Schiff nicht vor dem völligen Untergang verlaſſen. Da, in meiner Angſt, fiel mir ein, daß ich in dem hinterſten Verſchlage unſeres ſehr tiefen und gewölbten Kellers die Glocke niemals hatte ſchlagen hören. Darauf baute ich meinen Plan. Es gelang mir auch, meinen Vater zu bereden, mit mir gemeinſchaftlich ein Verzeichniß über die dort lagernden Waaren aufzunehmen, wodurch wenn ſpäter die Gerichtsperſonen zur Aufnahme des Inventars kämen, eine Abkürzung dieſes traurigen Geſchäfts herbeigeführt würde.

Als die verhängnißvolle Stunde kam, waren wir ſchon längſt unter der Erde bei unſerer

Arbeit. Mein Vater ſortirte die Waaren, ich beim Schein einer Laterne ſchrieb auf ein Blatt Papier, was er mir dictirte. Ein paar Mal war mir wohl geweſen, als hörte ich von fern das Summen einer Glocke; dann ſprach ich ein paar laute Worte, bis das Schieben und Rücken mit den Fäſſern und Kiſten allen von außen eindringenden Schall wieder verſchlang. Alles ſchien gut zu gehen, mein Vater war ganz in ſeine Arbeit vertieft. Da hörte ich plötzlich droben die Kellerthür aufreißen; die alte Magd rief, ich weiß nicht mehr weßhalb, nach mir, und zugleich drangen auch die klaren Schallwellen der Glocke zu uns herab. Mein Vater horchte auf und ſetzte die Kiſte, die er in den Händen hatte, auf den Boden. „Die Schandglocke!“ ſtöhnte er und fiel wie kraftlos gegen die Wand. „Es wird mir nichts geſpart.“ — Aber nur einen Augenblick; dann richtete er ſich auf, und ehe ich noch Zeit bekam, ein Wort zu reden, hatte er ſchon den

Raum verlaſſen, und gleich darauf hörte ich ihn die Kellertreppe hinaufſteigen. Auch ich ging jetzt in das Haus hinauf und fand meinen Vater, nachdem ich ihn vergebens in der Schreibſtube geſucht, im Wohnzimmer mit gefalteten Händen am offnen Fenſter ſtehen. In dieſem Augenblick hörte das Glockenläuten auf; im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgenſonne beleuchtet war, wurden die drei Fenſterflügel aufgeſtoßen, und ich ſah den Stadtdiener die rothen Polſter auf die Fenſterbänke legen; an dem Eiſengeländer der Rathstreppe hing ſchon ein ganzer Schwarm von halberwachſenen Buben. Mein Vater ſtand unbeweglich und ſah mit geſpannten Augen zu. Ich wollte ihn mit ſanften Worten fortziehen. Aber er wehrte mir. „Laß nur, mein Kind," ſagte er, „das geht mich an, ich muß das hören."

So blieb er denn. Der alte Stadtſecretair mit ſeinem weißgepuderten Kopf erſchien drüben in dem Mittelfenſter, und während ihm zur

Seite zwei Rathsherren auf dem rothen Kiſſen lehnten, verlas er mit ſeiner ſcharfen Stimme aus einem Blatt Papier, das er in beiden Händen vor ſich hielt, das Concursurthel. Bei der klaren Frühlingsluſt drang jedes Wort verſtändlich zu uns herüber. Als mein Vater ſeinen vollen Namen über den Markt hinaus ſprechen hörte, ſah ich ihn zuſammenzucken; aber er hielt dennoch Stand, bis Alles vorüber war. Dann zog er ſeine goldene Uhr, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, aus der Taſche, und legte ſie auf den Tiſch. „Sie gehört zur Concursmaſſe,“ ſagte er, „ſchließe ſie in die Schatulle, damit ſie morgen mit verſiegelt werde.“

Am andern Tage kamen die Herren zur Verſiegelung; aber mein Vater konnte das Bett nicht verlaſſen; er war in der Nacht vom Schlage getroffen worden. — Als einige Monate ſpäter unſer Haus verkauft war, wurde er in einem Tragkorb, den wir aus dem Krankenhauſe geliehen, nach der kleinen Wohnung gebracht, die wir am Ende der Stadt für uns gemiethet hatten. Dort hat er noch neun Jahre gelebt; ein gelähmter und gebrochener Mann. In ſeinen guten Stunden beſorgte er kleine Rechnungen und Schreibereien für Andere; das Meiſte habe ich mit meiner Hände Arbeit verdienen müſſen. Dann aber iſt er in feſter Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes in meinen Armen ſanft verſchieden. — Nach ſeinem Tode kam ich zu guten Leuten; es war das Haus Deiner Großeltern."

Meine alte Freundin ſchwieg. Ich aber dachte an Harre. — „Und haſt Du denn," fragte ich, „während der ganzen Zeit auch niemals eine Nachricht von Deinem Jugendfreunde erhalten?"

„Niemals, mein Kind," erwiderte ſie.

„Weißt Du, Hanſen," ſagte ich, „Dein Harre gefällt mir nicht, er war kein Mann von Wort!"

Sie legte die Hand auf meinen Arm. „So darfſt Du nicht ſprechen, Kind. Ich habe ihn gekannt; es giebt noch andere Dinge, als den Tod, die des Menſchen Willen zwingen. — Aber wir wollen nach meinem Zimmer gehen; Du haſt Deinen Hut noch dort, und es mag bald Mittag werden."

So ſchloſſen wir denn den einſamen Feſtſaal wieder ab, und gingen denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren. Diesmal öffnete ſich die Thür des Spökenkiekers nicht; nur hinter derſelben, auf den ſandigen Dielen, hörten wir ſeinen ſchlurfenden Schritt.

Als wir in Hanſens Zimmer waren, wo noch der letzte Strahl der Vormittagsſonne in die Fenſter ſchien, zog ſie eine Schublade ihrer Schatulle auf und nahm daraus ein Mahagonikäſtchen, ſauber polirt, aber im Geſchmack einer vergangenen Zeit. Es mochte einſt ein Geſchenk des jungen Tiſchlers an einem Geburtstage ihrer Jugend geweſen ſein.

„Das mußt Du auch noch ſehen," ſagte Hanſen, indem ſie das Käſtchen aufſchloß. Es lagen Werthpapiere darin, welche ſämmtlich auf Harre Jenſen, „Sohn des verſtorbenen Tiſchlermeiſters Harre Chriſtian Jenſen dahier" lauteten, deren Datum aber nicht über die letzten zehn Jahre hinabreichte.

„Wie kommſt Du zu dieſen Papieren?" fragte ich.

Sie lächelte. „Ich habe nicht umſonſt gedient."

„Aber die Papiere lauten nicht auf Deinen Namen!"

„Es iſt die Schuld meines Vaters, die ich zurückerſtatte. Deshalb und weil mein Nachlaß, wie Aller, die hier verſterben, an das Stift fällt, habe ich das Geld ſofort auf Harre Jenſens Namen ſchreiben laſſen." — Einen Augenblick noch, ehe ſie es wieder einſchloß, wog ſie das Käſtchen auf der Hand. „Der Schatz iſt wieder beiſammen," ſagte ſie; „aber das Glück, mein Kind, das Glück, das einſt darin geweſen iſt, das iſt nicht mehr darin."

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſchoß draußen ein Schwalbenzug mit lautem Geſchrei vorüber, und gleich darauf flatterten zwei dieſer Vögel bis nahe an die Scheiben und ſetzten ſich dann zwitſchernd auf den offnen Fenſterflügel. Es waren die erſten Schwalben, die ich in dieſem Frühjahr ſah.

„Hörſt Du die kleinen Gratulanten, Hanſen?“ rief ich; „juſt zu Deinem Geburtstag ſind ſie heimgekommen!“

Hanſen nickte nur. Ihre noch immer ſchönen blauen Augen blickten traurig auf die kleinen ſingenden Freunde. Dann legte ſie die Hände auf meinen Arm und ſagte freundlich: „Geh nun, mein Kind; ich danke Allen, daß ſie an mich gedacht. Ich möchte nun allein ſein.“

Es war mehrere Jahre ſpäter, als ich mich von einer Reiſe nach dem mittleren Deutſchland auf den Heimwege nach meiner Vaterſtadt befand. Auf einer Hauptſtation der Eiſenbahn — denn die Zeit des Dampfes war damals ſchon hereingebrochen — ſtieg ein alter Mann mit weißem Haar zu mir in das Coupé, worin ich mich bisher allein befunden hatte. Er ließ ſich einen kleinen Reiſekoffer nachreichen, den ich ihm unter den Sitz ſchieben half, und ſetzte ſich dann mit den freundlichen Worten: „Wir haben auch noch nie beiſammen geſeſſen,“ mir gegenüber. Als er dies ſagte, erſchien um den Mund und um die braunen Augen ein Ausdruck der Güte, ich möchte ſagen der Theilnahme, der unwillkürlich zu traulichen Geſpräche einlud. Die Sauberkeit ſeiner äußern Erſcheinung, die ſich nicht blos in dem braunen Tuchrock und dem weißen Halstuch ausprägte, das feinbürgerliche Weſen des Mannes, Alles heimelte mich an, und es dauerte nicht lange, ſo hatten wir uns in gegenſeitige Mittheilungen über unſere Heimath und Familienverhältniſſe vertieft. Ich erfuhr, daß er ein Claviermacher und in einer mittelgroßen Stadt Schwabens anſäſſig ſei. Dabei fiel mir Eines auf: mein Reiſegefährte ſprach den ſüddeutſchen Dialekt, und doch hatte ich auf ſeinem Koffer den Namen „Jenſen“ geleſen, der meines Wiſſens nur dem nördlichſten Deutſchland angehörte.

Als ich ihm das bemerkte, lächelte er. „Ich mag ſchon ziemlich eingeſchwäbelt ſein,“ ſagte er, „denn ich wohne nun ſeit über vierzig Jahren in dieſem guten Lande und habe es in dieſer Zeit niemals verlaſſen; meine Heimath aber liegt im Norden und daher ſtammt denn auch mein Name.“ Und nun nannte er meine eigene Vaterſtadt als ſeinen Geburtsort.

„So ſind wir Landsleute, ſo ſehr als möglich,“ rief ich „dort bin auch ich geboren und eben im Begriff, dahin zurückzukehren.“

Der alte Herr ergriff meine beiden Hände und ſah mich liebevoll an. „Das hat der liebe Gott gut gemacht,“ ſagte er, „ſo reiſen wir, wenn es Ihnen recht iſt, zuſammen. Auch mein Ziel iſt unſere Vaterſtadt; ich hoffe auf ein Wiederſehen dort, — wenn Gott es zuläßt."

Ich nahm mit Freuden dieſen Vorſchlag an.

Nachdem wir den derzeitigen Endpunkt der Eiſenbahn erreicht hatten, lagen noch fünf Meilen Weges vor uns, und bald ſaßen wir zuſammen in den bequemen Kiſſen eines Federwagens, deſſen Bedachung wir bei dem ſchönen Herbſtwetter zurückgeſchlagen hatten. Die Gegend wurde allmählich heimathlicher; die Wälder verſchwanden, bald auch die lebendigen Zäune zur Seite des Weges, ja ſogar die Wälle, auf denen ſie ſtanden, und die weite baumloſe Ebene that ſich vor uns auf. Mein Gefährte blickte ſtill vor ſich hinaus. „Ich bin dieſer Unendlichkeit des Raumes ſo entwöhnt," ſagte er einmal, „mir iſt jetzt hier, als ſähe ich nach allen Seiten in die Ewigkeit." Dann ſchwieg er wieder, und ich ſtörte ihn nicht.

Als wir etwa auf der Mitte des Weges, aus einem Dorfe, durch das die Landſtraße führte wieder ins Freie kamen, bemerkte ich, daß er den Kopf vorbeugte und eifrig auszulugen ſchien. Dann beſchattete er die Augen mit ſeiner Hand und wurde ſichtbar unruhig. „Ich ſehe doch ſonſt noch gut in die Ferne,“ ſagte er endlich, „aber ich bemühe mich umſonſt, unſern Thurm von hier in Sicht zu bekommen, und doch hab' ich ihn in meiner Jugend von hier aus immer zuerſt begrüßt, wenn ich von einer Wanderung heimkehrte.“

„Sie müſſen ſich irren,“ erwiderte ich, „der niedrige Thurm kann in ſolcher Entfernung noch nicht ſichtbar ſein.“

„Niedrig!“ rief der Alte faſt unwillig, „der Thurm hat ſeit Jahrhunderten auf viele Meilen in die See hinaus den Schiffern zum Wahrzeichen gedient!“

Da fiel es mir bei. „Sie denken am Ende,“ ſagte ich zögernd, „noch an den Thurm der alten Kirche, die vor reichlich vierzig Jahren abgebrochen wurde.“

Der Alte ſah mich mit ſeinen großen Augen an, als ob ich faſelte. „Die Kirche abgebrochen — und vor über vierzig Jahren! Mein Gott, wie lange bin ich fort geweſen; ich habe niemals etwas davon erfahren!“

Er faltete ſeine Hände und ſaß eine ganze Weile wie muthlos in ſich zuſammengeſunken. Dann ſagte er: „Auf jenem ſchönen Thurm, der alſo nur in meinen Gedanken noch vorhanden war, habe ich vor nun bald fünfzig Jahren der das Wiederkommen verſprochen, um deren willen ich jetzt dieſe weite Reiſe mache. Ich will Ihnen, wenn Sie hören mögen, dies Stück meines Lebens mittheilen; vielleicht, daß Sie mir dann über die Hoffnung, die ich hege, eine Auskunft zu geben vermögen.“

Ich verſicherte den alten Herrn meiner Theilnahme; und während unſer Poſtillon in der warmen Mittagsſonne auf ſeinem Sitze einnickte und die Räder langſam durch den Sand mahlten, begann er ſeine Erzählung.

„In meiner Jugend hätte ich gern den Weg einer gelehrten Bildung eingeſchlagen; da aber nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern die Mittel dazu nicht vorhanden waren, ſo blieb ich bei dem Handwerk meines Vaters, das heißt, ich wurde Tiſchler. Schon während ich als Geſelle auf der Wanderſchaft war, hatte ich nicht übel Luſt, mich draußen anzuſiedeln, denn es fehlte mir nicht ganz an Mitteln; aus dem Verkauf des väterlichen Hauſes war mir ein rundes Sümmchen übrig geblieben, das für den Anfang ſchon genügte. Aber ich kehrte doch wieder heim, und das geſchah um eines jungen blonden Mädchens willen. — Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder ſo blaue Augen geſehen habe. Eine Freundin ſagte einmal im Scherz zu ihr: „Agnes, ich pflück' Dir die Veilchen aus den Augen!“ Die Worte hab' ich nimmer vergeſſen können.“ — Der Alte ſchwieg eine Weile, und blickte verklärt vor ſich hin, als ſehe er noch einmal in dieſe Veilchenaugen ſeiner Jugend.

Darauf, während ich faſt unwillkürlich den Namen meiner alten Freundin in St. Jürgen bei mir ſelber ſprach, begann er wieder: „Sie war die Tochter eines Krämers, meines Vormundes. Wir wuchſen als Nachbarkinder mit einander auf, während das Mädchen von dem früh verwittweten Vater ziemlich ſtreng und einſam erzogen wurde. Daher mag es gekommen ſein, daß ſie ſich immer mehr dem einzigen Jugendgeſpielen anſchloß. Bald nach meiner Rückkehr waren wir unter uns Beiden ſo gut wie verlobt, und es war ſchon ausgemacht, daß ich in unſerer Vaterſtadt mein Geſchäft begründen ſollte, als ich durch einen unerwarteten Zufall mein ganz kleines Vermögen verlor. — Es kam ſo, daß ich wieder fort mußte.

Am letzten Tage hatte Agnes mir verſprochen, Abends noch einmal auf den Weg hinter ihrem Garten hinaus zu kommen und dort ein letztes Wort mit mir zu reden. Als ich mich aber mit dem beſtimmten Glockenſchlage einfand, war ſie nicht dort. Ich ſtand lauſchend an der Planke unter dem überhängenden Lindengezweig, aber ich wartete vergebens. Das Haus ihres Vaters konnte ich damals nicht betreten; nicht daß ein Zwieſpalt zwiſchen uns geweſen wäre, ich glaube im Gegentheil, daß er mir die Hand ſeiner Tochter ohne ein großes Bedenken würde gegeben haben, denn er hielt etwas auf mich und war kein hochmüthiger Mann. Es hatte einen anderen Grund, den ich nicht gern der Vergeſſenheit entreißen möchte. — Ich weiß es noch gar wohl. Es war ein dunkler, ſtürmiſcher Aprilabend, mehrmals täuſchte mich die Wetterfahne auf dem Dache, daß ich glaubte, die mir wohlbekannte Hofthür öffnen zu hören, aber es kam kein Schritt den Gartenſteig herab. Noch lange lehnte ich an der Planke und ſah die ſchwarzen Wolken am Himmel vorüberfliegen; endlich ging ich ſchweren Herzens fort. — —

Am andern Morgen hatte es eben fünf vom Thurme geſchlagen, als ich nach einer ſchlafloſen Nacht die Treppe von meiner Kammer hinabſtieg und von meinen Hauswirthen Abſchied nahm. In den engen, ſchlecht gepflaſterten Straßen war noch die Dunkelheit und der Schmutz des Winters. Die Stadt ſchien noch im Schlaf zu liegen; von allen bekannten Geſichtern wollte mir keins begegnen, und ſo ging ich einſam und trübſelig meinen Weg. Da, als ich eben nach dem Kirchhof einbiegen wollte, brach ein ſcharfer Sonnenſtrahl hervor und das alte Haus der Rathsapotheke, das unten mit ſeinem Löwenſchnitzbild noch in dem Dunſt der Gaſſe ſtand, war oben mit der Spitze des Treppengiebels auf einmal wie in Frühlingsſchein gebadet. Zugleich, als ich eben aufſchaue, ſchallt über mir hoch in der Luft ein lang gezogener Ton; dann noch einmal und noch einmal, als riefe es weit in die Welt hinaus.

Ich war auf den Kirchhof hinausgetreten

und blickte an dem Thurm hinauf; da ſah ich oben auf der Gallerie den Thürmer ſtehen, und ſah, wie er ſein langes Horn noch in der Hand hielt. Ich wußte es nun wohl; die erſten Schwalben waren gekommen, und der alte Jakob hatte ihnen den Willkommen geblaſen und es laut über die Stadt gerufen, daß der Frühling in's Land gekommen ſei. Dafür bekam er ſeinen Ehrentrunk im Rathsweinkeller und einen blanken Reichsthaler vom Herrn Bürgermeiſter. — Ich kannte den Mann und war oft droben bei ihm geweſen; als Knabe, um von dort aus meine Tauben fliegen zu ſehen, ſpäter auch wohl mit Agnes; denn der Alte hatte ein Enkeltöchterchen bei ſich, zu dem ſie Pathe geſtanden und deren ſie ſich auf allerlei Art anzunehmen pflegte. Einmal, am Chriſtabend, hatte ich ihr ſogar ein vollſtändiges Weihnachtsbäumchen den hohen Thurm hinaufſchleppen helfen. — Nun ſtand die wohlbekannte Eichenthür offen; unwillkürlich trat ich hinein und in der Finſterniß, die mich plötzlich umgab, ſtieg ich langſam die Treppen und, wo dieſe aufhörten, die ſchmalen leiterartigen Stiege hinan. Nichts hörte ich, als das Raſſeln der großen Thurmuhr, die hier in der Einſamkeit ihr Weſen trieb. Ich weiß es noch gar wohl, mir grauete dermalen vor dieſem todten Dinge, und ich hätte, als ich daran vorbeikam, in die eiſernen Räder greifen mögen, nur um es ſtill zu machen. Da hörte ich den alten Jakob von oben herabklettern. Er ſchien mit einem Kinde zu ſprechen, das er zur Vorſicht ermahnte. Ich rief ihm einen „guten Morgen“ in die Dunkelheit hinauf und fragte, ob er die kleine Meta bei ſich habe.

„Biſt Du's denn, Harre?“ rief der Alte zurück; „freilich, die muß ja mit zum Herrn Bürgermeiſter.“

Endlich kamen die Beiden zu mir herab, während ich ſeitwärts in eine Schall-Luke getreten war. Als Jakob mich ſo reiſefertig neben ſich ſah, rief er verwundert: „Was ſoll das bedeuten, Harre? Was ſteigſt denn da mit Knittel und Wachstuchhut in meinen Thurm hinauf? Biſt doch nicht wieder fremd geworden bei uns daheim?“

„Es iſt nichts anders, Jakob,“ erwiderte ich, „'s wird hoffentlich nicht auf lange ſein.“

„Hatt's mir ganz anders mit Dir ausgedacht!“ brummte der Alte. „Nun, wenn's denn einmal ſein muß, die Schwalben ſind wieder da; es iſt jetzt ſchon die beſte Zeit zum Wandern. Und hab' auch Dank, daß Du noch 'mal gekommen biſt!“

„So lebt wohl, Jakob!“ ſagte ich, „und wenn Ihr mich von Eurem Thurm herab einmal im hellen Sonnenſchein wieder in's Thor hineinwandern ſeht, ſo blaſt auch mir einen Willkommen, wie heute Euren Schwalben!“

Der Alte ſchüttelte mir die Hand, indem er ſein Enkelchen auf den Arm nahm. „Soll gelten, Meiſter Harre!“ rief er lächelnd; er pflegte mich im Scherze ſo zu nennen. Als ich mich aber anſchickte, wieder mit ihm hinabzuſteigen, fügte er noch hinzu: „Wenn Du einen „guten Weg“ von der Agnes haben willſt, ſie iſt oben, ſchon ſeit früh; ſie hat noch ihr Gefallen an den Vögelchen.“

Wohl niemals bin ich ſo ſchnell die letzten halsbrechenden Stiegen hinaufgekommen, obgleich mir der Herzſchlag faſt den Athem verſetzte. Als ich aber oben auf die Plattform und in den blendenden Himmelsſchein hinaustrat, blieb ich unwillkürlich ſtehen und that einen Blick über das Eiſengeländer. Da ſah ich unter mir in der Tiefe meine Vaterſtadt im erſten Schmuck des Frühlings liegen; überall zwiſchen den Dächern ſtanden die Kirſchbäume in Blüthe, welche das warme Frühjahr ſo zeitig hervorgetrieben hatte. Dort der Giebel, dem kleinen Thurme des Rathhauſes gegenüber, gehörte dem Hauſe meines Vormundes. Ich ſah den Garten, den Weg dahinter; mir quoll das Herz, und von Heimweh überwältigt mag ich unwillkürlich einen Laut ausgeſtoßen haben; denn ich fühlte plötzlich meine

Hand ergriffen, und, als ich aufblickte, ſtand Agnes neben mir. „Harre,“ ſagte ſie, „kommſt Du noch einmal!“ Und dabei flog ein glückliches Lächeln über ihr Geſicht.

„Ich dachte nicht dich hier zu finden,“ erwiderte ich; „nun muß ich fort; weshalb haſt Du mich geſtern ſo vergebens warten laſſen?“

Da war alles Glück aus ihrem Angeſicht verſchwunden. „Ich konnte nicht, Harre; mein Vater wollte mich nicht von ſich laſſen. Später bin ich in den Garten hinabgelaufen; aber Du warſt ſchon fort, Du kamſt nicht; da bin ich heute früh auf den Thurm geſtiegen, — ich dachte, ich könnte Dich doch zum Thor hinauswandern ſehen.“

Die Zukunft lag verworren vor mir, aber doch hatte ich einen Plan gefaßt. Schon früher war ich in einer Clavierfabrik beſchäftigt geweſen; nun wollte ich wieder dieſe Arbeit ſuchen, um dann mit Hülfe des zu erwartenden Verdienſtes vielleicht ſpäter ſelbſt ein ſolches Geſchäft zu begründen; denn dieſe Inſtrumente begannen ſchon damals eine große Verbreitung zu finden. — Das Alles ſagte ich jetzt dem Mädchen und auch, wohin ich zunächſt mich zu wenden beabſichtigte.

Sie hatte ſich auf das Geländer gelehnt und wie abweſend in den leeren Himmelsraum hinausgeblickt. Jetzt wandte ſie langſam den Kopf zurück. „Harre,“ ſagte ſie leiſe, „geh' nicht fort, Harre!“

Als ich ſie aber ohne Antwort anblickte, rief ſie wieder: „Nein, hör' nicht auf mich; ich bin ein Kind, ich weiß nicht, was ich rede.“ Der Morgenwind hatte ein Paar der blonden Haare gelöſt und wehte ſie über ihr blaſſes Geſicht, das jetzt geduldig zu mir aufblickte.

„Wir müſſen warten, Agnes,“ ſagte ich, „das Glück liegt nun in weiter Ferne; ich will verſuchen, ob ich es wieder heimbringen kann. Schreiben werd' ich nicht; ich komme ſelber, wenn es Zeit iſt.“

Sie ſah mich eine Weile mit großen Augen an; dann drückte ſie mir die Hand. „Ich warte,“ ſagte ſie mit feſter Stimme; „geh' denn mit Gott, Harre!“

Ich ging noch nicht. Der Thurm, der uns Beide trug, ragte ſo einſam in dem blauen Aetherraum; nur die Schwalben, auf deren ſtahlblauen Schwingen der Sonnenſchein wie Funken blitzte, ſchwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir Beide, ſie und ich, ſchon jetzt hinausgehoben über alle Noth der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns ſchlug dröhnend die Viertelsglocke. Da, als noch die Schallwellen den Thurm umflutheten, kam eine Schwalbe geflogen, daß ſie uns faſt mit ihren Flügeln ſtreifte; furchtlos, nur auf Armeslänge von uns, ſetzte ſie ſich auf den Rand des Geländers, und, während wir wie gebannt in das kleine glänzende Auge blickten, ſchmetterte ſie plötzlich mit geſchwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft. Agnes warf ſich an meine Bruſt. „Vergiß das Wiederkommen nicht!" rief ſie. Da breitete der Vogel ſeine Schwingen aus und flog davon. — —

Wie ich durch den dunkeln Thurm zur Erde gekommen bin, das weiß ich nicht. Als ich draußen vor dem Stadtthor auf der Landſtraße war, blieb ich ſtehen und blickte zurück. Da erkannte ich noch deutlich auf dem von Sonnenglanz umfloſſenen Thurm ihre liebe Geſtalt; mir ſchien, als lehne ſie ſich weit über den Rand des Geländers hinaus, ſo daß ich unwillkürlich einen Schreckensruf ausſtieß. Aber die Geſtalt blieb unbeweglich.

Und endlich wandte ich mich und ging, ohne noch einmal wieder umzuſehen, mit raſchen Schritten auf der Landſtraße fort."

Der Alte ſchwieg eine Weile. Dann ſagte er: „Sie hat vergebens auf mich gewartet; ich bin niemals wieder heimgekommen. — Ich will Ihnen nun erzählen, wie das geſchehen konnte.

Meine erſte Arbeit fand ich in Wien, wo damals die beſten Clavierfabriken waren; von da kam ich nach anderthalb Jahren in's Würtembergiſche, nach meinem jetzigen Wohnort. Ein Nebengeſelle von mir hatte dort einen Bruder, von dem er um die Beſorgung eines zuverläſſigen Gehülfen gebeten war. — Es war ein noch junges Ehepaar, zu dem ich in's Haus kam. Das Geſchäft war klein, aber der Inhaber ein freundlicher und geſchickter Mann, bei dem ich bald mehr in dieſen Dingen lernte, als in der großen Fabrik, wo ich immer nur zu einzelnen Arbeiten zugelaſſen wurde. Da ich mich der Sache nach Kräften annahm und doch auch aus meinen Wiener Erfahrungen Manches hinzubrachte, ſo gewann ich bald das Vertrauen dieſer guten Leute. Beſondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freiſtunden den älteſten ihrer beiden Knaben in der deutſchen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutſche Ausſprache, und ſie wünſchten, daß die Kinder auch einmal, wie ſie meinten, ſo reines Deutſch ſprechen möchten. Bald wurde auch der jüngere Bruder in den Unterricht hineingezogen, und nun blieb es nicht bei der trockenen Grammatik; ich wußte mir Bücher zu verſchaffen, aus denen ich ihnen allerlei Unterhaltendes und Wiſſenswerthes vorzuleſen pflegte. So kam es, daß auch die Kinder mit groſser Liebe an mir hingen. Als ich nach Jahresfriſt zum erſten Mal ohne Beihülfe ein Clavier von beſonders ſchönem Klang zu Stande gebracht hatte, gab es eine Freude im ganzen Hauſe, als habe der liebſte Angehörige ſein Meiſterſtück gemacht. — Ich aber dachte nun an die Heimkehr.

Da erkrankte mein junger Meiſter. Aus einer Erkältung entwickelte ſich endlich ein ernſtliches Bruſtübel, deſſen Keim ſchon lange in ihm gelegen haben mochte. Die Leitung der Geſchäfte kam wie ſelbſtverſtändlich faſt ganz in meine Hände. Ich konnte jetzt nicht fort. Dabei ſah ich tiefer in die Verhältniſſe der Familie, mit der mich eine immer innigere Freundſchaft verband. Eintracht und Fleiß wohnten unter ihrem Dache. Aber es war dennoch ein böſes Ding der dritte Hausgenoſſe, das dieſe guten Geiſter nicht zu vertreiben vermocht hatten. In jedem Winkel, wohin nicht gerade die Sonne ſchien, ſah der kranke Mann es ſitzen. — Dieſes Ding war die Sorge. — „Nimm den Kehrbeſen und feg' es weg," ſagte ich oft zu meinem Freunde; „ich will Dir helfen, Martin!" Dann drückte er mir wohl die Hand und eine wehmüthige Heiterkeit flog für einen Augenblick über ſein blaſſes Geſicht, bald aber ſah er wieder die ſchwarzen Spinngewebe auf allen Dingen.

Leider waren es keine bloßen Hirngeſpinnſte. Das Kapital, womit er ſein Geſchäft begonnen, war von vorn herein zu gering geweſen. In den erſten Jahren hatte er durch ſchlechte Arbeiter Verluſte erlitten, die nicht in Rechnung genommen waren, und auch der Abſatz der fertigen Waare wollte nicht ſo raſch erfolgen, wie es ſolche Umſtände erforderten; nun kam ein ausſichtsloſer Krankheitszuſtand noch dazu. Auf mir lag endlich nicht nur die ganze Sorge für den Unterhalt der Familie, ich mußte auch noch der Tröſter der Geſunden ſein. Die Knaben ließen meine Hand nicht los, wenn wir am Bette des Vaters ſaßen, das er bald nicht mehr verlaſſen konnte. Bei dieſem aber ſchien das Erlöſchen der Körperkraft die Unruhe des Geiſtes nur zu ſteigern; grübelnd lag er auf ſeinem Kiſſen und baute Pläne für die Zukunft. Mitunter, wenn die Schauer des nahenden Todes ihn anwehten, richtete er ſich plötzlich auf und rief: „Ich kann nicht ſterben, ich will nicht ſterben!“ und dann wieder leiſe mit gefalteten Händen: „Mein Gott, mein Gott, ich will auch, wenn Du willſt!“

Und endlich kam die Stunde der Erlöſung. Wir waren Alle an ſeinem Bette; er dankte mir, er nahm von uns Allen Abſchied. Dann aber, als ſähe er vor ſich etwas, vor dem er ſie beſchützen müſſe, riß er ſeine Frau und die beiden Knaben haſtig an ſich, blickte ſie mit troſtloſen Augen an und ſtöhnte laut. Und als ich ihm zuredete: „Wirf Deine Sorgen auf den Herrn, Martin!“ da rief er verzweifelnd: „Harre, Harre, das ſind nicht mehr die Sorgen, das iſt die Armuth ſelbſt! Bald wird ſie über meine Leiche wegkriechen; mein Weib, o meine lieben Kinder, ſie werden ihr nicht entrinnen!“

Es iſt ein eigen Ding um ein Sterbebett; ich weiß nicht, ob Sie es kennen, mein junger Freund. Aber in dieſem Augenblicke verſprach ich meinem ſterbenden Meiſter, bei den Seinen auszuhalten, bis das Geſpenſt, das ſeine letzte Stunde störte, ſie nicht mehr würde erreichen können. Und als ich das verſprochen, ließ auch der Tod nicht mehr auf ſich warten. Leiſe ſchritt er zur Thür herein. Martin ſtreckte die Hand aus; ich meinte, er wolle ſie mir noch reichen, aber es war der unſichtbare Bote des Herrn, der ſie ergriff; denn ehe ich ſie berührte, hatte das Leben meines jungen Meiſters aufgehört.“

Mein Reiſegefährte nahm ſeinen Hut ab und legte ihn vor ſich auf den Schooß; ſein weißes Haar wehte in der lauen Mittagsluft. So ſaß er ſchweigend, als weihe er dieſe Augenblicke dem Andenken des längſt verſtorbenen Freundes. — Ich aber mußte der Worte gedenken, die meine alte Hanſen einſt zu mir geſprochen: „Es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menſchen Willen zwingen.“ Es war dennoch der Tod geweſen, der die Lebenden getrennt hatte. Denn es verſteht ſich, daß ich über die Perſon deſſen, der an meiner Seite ſaß, nicht mehr in Zweifel ſein konnte. Nach einiger Zeit begann der Alte ſeine Erzählung wieder, indem er langſam ſein Haupt bedeckte.

„Ich habe mein gegebenes Wort gehalten,“ ſagte er; „aber da ich es gab, brach ich ein anderes; denn ich habe nun nicht wieder fort gekonnt. Es zeigte ſich bald, daß die Verhältniſſe noch zerrütteter waren, als ich bisher gewußt. Einige Monate nach dem Tode des Mannes wurde noch ein drittes Kind, ein Mädchen geboren; unter dieſen Umſtänden eine neue Sorge zu den alten. Ich that das Meinige; aber Jahr auf Jahr verging, und das Glück wollte immer noch nicht einkehren. Ungeachtet ich nicht nur meine ganze Kraft, ſondern auch die Erſparniſſe der letzten Jahre hingab, gelang es mir noch immer nicht, den Kampf mit jenem Geſpenſte der Armuth ſiegreich zu beendigen; ich ſah es klar, wenn eine auch nur etwas weniger treue und ſorgſame Hand an meine Stelle trat, ſo waren meine Schutzbefohlenen ihm verfallen.

Oft freilich mitten in der Arbeit überfiel mich das Heimweh und nagte und zehrte an mir; mehr als einmal, wenn der Meißel, ohne daß ich darum gewahr wurde, müßig in meiner Hand lag, bin ich erſchreckt vor der Stimme der guten Frau zuſammengefahren; denn meine Gedanken waren fort in die Heimath und eine ganz andere Stimme war in meinen Ohren. In meinen Träumen ſah ich den Thurm unſerer Vaterſtadt; anfänglich im hellen Sonnenſchein, umkreiſt von einem Heer von Schwalben; ſpäter, wenn der Traum mir wiederkam, ſah ich ihn ſchwarz und drohend in den leeren Himmel ragen, der Herbſtſturm tobte und ich hörte die großen Glocken anſchlagen; aber immer, auch dann, lehnte Agnes oben auf dem Geländer der Plattform; ſie trug noch das blaue Kleid, worin ſie dort von mir Abſchied genommen; nur war es ganz zerriſſen, die leichten Fetzen flatterten in der Luft. „Wann kommen die Schwalben wieder?“ hörte ich es rufen. Ich erkannte ihre Stimme, aber ſie klang troſtlos in dem Wehen des Sturmes. — Wenn ich nach ſolchen Träumen erwachte, ſo hörte ich wohl im Zwielicht die Schwalben auf der Dachrinne über meinem Fenſter zwitſchern. In den erſten Jahren hatte ich den Kopf aufgeſtützt und mir das Herz vollſingen laſſen von Sehnſucht und Heimweh; ſpäter konnt' ich's nimmer ertragen. Mehr als einmal, wenn das Gezwitſcher kein Ende nehmen wollte, habe ich das Fenſter aufgeriſſen und die lieben Vögel fortgejagt.

An einem ſolchen Morgen erklärte ich einmal, daß ich nun fort müſſe, daß es jetzt endlich Zeit ſei, auch an mein eignes Leben zu denken. Aber die beiden Knaben brachen in laute Wehklagen aus, und die Mutter ſetzte, ohne ein Wort zu ſagen, ihr Töchterchen auf meinen Schooß, das ſogleich die kleinen Arme feſt um meinen Hals ſchlang. — Mein Herz hing an den Kindern, lieber Herr; ich konnte die Kinder nicht verlaſſen. Ich dachte: „Bleib denn noch ein Jahr!“ Aber es blieb nicht bei dem einen Jahr. Der Abgrund zwiſchen mir und meiner Jugend wurde immer tiefer; zuletzt lag Alles wie unerreichbar hinter mir, wie Träume, an die ich nicht mehr denken dürfe. — Ich war ſchon über die Vierzig hinaus, da ſchloß ich auf den Wunſch der ſchon herangewachſenen Kinder das Ehebündniß mit der Frau, deren einzige Stütze ich ſo lange geweſen war.

Und nun geſchah mir etwas Seltſames. Ich war der Frau, wie ſie es auch gar wohl verdiente, ſtets von Herzen gut geweſen; nun aber, ſeit ſie mir unauflöslich angehörte, begann in mir ein Widerwille, ja faſt ein Haß gegen ſie zu wachſen, den ich oft nur mit Mühe zu verbergen wußte. So ſind wir Menſchen: ich warf in meinem Herzen auf ſie die Schuld von Allem, was doch nur die Folge meiner eignen Schwäche war. Da führte Gott zu meinem Heil mich in Verſuchung.

Es war eines Sonntags in der Hochſommerzeit. Wir machten eine Landpartie nach dem benachbarten Gebirgsdorfe, wo ein Verwandter der Familie wohnte. Die beiden Söhne mit ihrem Schweſterchen waren uns beiden Alten weit voraus; ihr Plaudern und Lachen war in dem Walde, durch den der Weg führte, ſchon ganz verſchollen. Da machte meine Frau mir den Vorſchlag, einen ihr bekannten Richtſteig entlang eines Steinbruches einzuſchlagen, um ſo wo möglich den Jungen auf dem Hauptwege noch zuvorzukommen. „Ich bin als Braut mit Martin hier gegangen;“ ſagte ſie, als wir ſeitwärts in die Tannen bogen, „etwas weiterhin pflückten wir damals eine dunkelblaue Blume; ich möchte wiſſen, ob ſie noch dort zu finden iſt.“

Nach kurzer Zeit hörte an unſerer einen Seite der Wald auf, und der Fußweg lief nun dicht an dem Rande des abſchüſſigen Geſteins hin, während von der andern Seite ſich Brombeerranken und anderes Gebüſch dicht heran drängte. — Meine Frau ſchritt rüſtig vor mir auf. Ich folgte langſam und war bald in meine alten Träumereien verſunken. Wie die verlorne Seligkeit lag die Heimath vor meinen Sinnen und grübelnd aber vergebens ſuchte ich nach einem Weg dahin. Nur wie durch einen Schleier ſah ich, daß es nach dem Bruche zu ganz blau von Genzianen wurde, und daß meine Frau ſich ein Mal um das andere nach dieſen Blumen bückte. Was kümmerte mich das Alles! — Da hör' ich plötzlich einen Schrei und ſehe, wie ſie mit den Händen in die Luft greift; ich ſehe auch ſchon, wie unter ihren Füßen das Geröll ſich löſt und zwiſchen den Klippen fortpoltert, und zehn Schritte weiter abwärts ſteht der Fels lothrecht über dem Abgrund.

Ich ſtand wie gelähmt. Es brauſte mir in den Ohren: „Bleib; laß ſie ſtürzen; Du biſt frei!“ Aber Gott half mir. Nur einen Secundenſchlag, da war ich bei ihr; und, mich über den Rand des Felſens werfend, ergriff ich ihre Hand und hatte ſie glücklich zu mir heraufgezogen. „Harre, mein guter Harre,“ rief ſie weinend, „ſchon wieder hat Deine Hand mich vom Abgrund gerettet!“

Wie glühende Tropfen fielen dieſe Worte in meine Seele. In all' den Jahren war kein Wort der Vergangenheit über meine Lippen gekommen; zuerſt aus jugendlicher Scheu, das

Heiligſte hinauszugeben, ſpäter wohl in dem unbewußten Bedürfniß, den innern Zwieſpalt zu verhehlen. Jetzt plötzlich drängte es mich, Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Und am Rande des Abgrundes ſitzend, ſchüttete ich mein Herz aus vor der Frau, die ich kurz zuvor darin begraben gewünſcht hatte. Auch das verſchwieg ich ihr nicht. Sie brach in heftige Thränen aus; ſie weinte über mich, über ſich ſelbſt, am lauteſten klagte ſie über Agnes. „Harre, Harre," rief ſie, aber ſie legte ihren Kopf an meine Bruſt; „das habe ich nicht gewußt, aber es iſt nun zu ſpät und Niemand kann dieſe Sünde von uns nehmen!"

Es war nun an mir, ſie zu beruhigen; und erſt mehrere Stunden ſpäter trafen wir in dem Dorfe ein, wo unſere Kinder uns ſchon längſt erwartet hatten. Aber ſeit jener Zeit war meine Frau mit ihrem milden und gerechten Herzen meine beſte Freundin und kein Geheimniß mehr zwiſchen uns. — So gingen die Jahre hin.

Allmählich ſchien ſie es vergeſſen zu haben, daß ich ihre und der Kinder Wohlfahrt mit einem fremden Glück bezahlt hatte, und auch in mir wurde es ſtiller. Nur wenn im Frühling die Schwalben wiederkamen, oder auch ſpäter im Jahr, wenn ſie in der Dämmerung noch ſo allein von allen Vögeln in's Abendroth hineinſangen, dann überfiel's mich mit der alten Pein, und ich hörte noch immer die liebe junge Stimme, noch immer klang es mir in den Ohren: „Vergiß das Wiederkommen nicht!“

So war's auch heuer eines Abends. Ich ſaß vor unſerer Hausthür auf der Bank und blickte in den vergehenden Tagesſchein, der durch eine Lücke der Straße über den jenſeitigen Rebhügeln ſichtbar war. Ein Töchterchen unſeres jüngſten Sohnes war mir auf den Schooß geklettert und hatte es ſich ſpielmüde in Großvaters Arm bequem gemacht. Bald fielen die kleinen Augen zu und auch das Abendroth verſchwand, aber drüben auf des Nachbars Dach ſaß noch im Dunkeln eine Schwalbe und zwitſcherte leiſe wie von vergangener Zeit.

Da trat meine Frau aus dem Hauſe. Sie ſtand eine Weile ſchweigend neben mir, und als ich nicht aufblickte, fragte ſie mich ſanft: „Alter, was iſt Dir?" und da ich nicht antwortete und nur der Vogelgeſang aus der Dämmerung herübertönte: „Iſt's denn wieder einmal die Schwalbe?"

„Du weißt's ja, Mutter," ſagte ich, „Du haſt ja allezeit Geduld mit mir gehabt."

Aber ich kannte ſie noch nicht ganz; ſie hatte mehr als das für mich. Sie legte beide Hände auf meine Schultern. „Was meinſt?" rief ſie, indem ſie mich mit ihren alten guten Augen anblickte, „wir können's jetzt ja leiſten, Du mußt die Agnes wiederſehen, Du hätteſt ja ſonſt einmal keine Ruh' im Grab' bei mir!"

Ich war faſt erſchreckt durch dieſen Vorſchlag und wollte Einwendungen machen, ſie aber ſagte: „Stell's Gott anheim!" —— Das hab' ich denn gethan; und ſo iſt es gekommen, daß ich noch einmal heimkehre; aber, wenn wir durch's Thor fahren, der alte Jacob wird wohl nicht mehr blaſen.“

Mein Reiſegefährte ſchwieg. Ich aber hielt nun nicht länger zurück, denn ich war im Innerſten bewegt. „Ich kenne Sie,“ ſagte ich, „ich kenne Sie ſehr wohl, Harre Jenſen; auch Agnes kenne ich; ſie hat viele Jahre im Hauſe meiner Großmutter gelebt, ſie iſt mir ſelbſt wie meiner Mutter Mutter. Aus ihrem eignen Munde habe ich Alles erfahren, auch das, was Sie verſchwiegen haben.“

Der Alte faltete die Hände. „Großer, gnädiger Gott!“ ſagte er, „ſo lebt ſie noch und kann mir noch vergeben!“

Mir ahnte wenig, daß ich eine Hoffnung angeregt hatte, deren Erfüllung ſchon im Reiche der Schatten lag. Ich erwiderte nur: „Sie kannte ihren Jugendfreund; ſie hat ihn niemals angeklagt.“ — Und nun erzählte ich. Er hörte in athemloſen Schweigen und nahm begierig jedes Wort von meinen Lippen.

Da klatſchte der Poſtillon mit ſeiner Peitſche. Der ſtumpfe Thurm unſerer Vaterſtadt war am Horizonte aufgetaucht. Als ich mit dem Finger dahin wies, faßte der Alte meine Hand. „Mein junger Freund,“ ſagte er, „ich zittre vor der nächſten Stunde.“

Nicht lange, ſo raſſelte unſer Wagen über das Steinpflaſter der Stadt. Bei dem ſchönen Herbſtwetter waren viele Leute auf den Straßen, und da ich lange fortgeweſen, ſo erhielt ich als allbekanntes Stadtkind fortwährend lebhafte Grüße von den Vorübergehenden. Den fremden Greis an meiner Seite ſtreifte höchſtens ein Blick der Verwunderung oder wohl auch der Neugierde. Endlich hielten wir am Gaſthofe und hier dachte ich für heute von meinem Freunde Abſchied zu nehmen, denn er wünſchte ſeinen erſten Gang nach St. Jürgen allein zu machen.

Ein paar Minuten ſpäter war ich zu Hauſe, umringt von Eltern und Geſchwiſtern. „Alles wohl?“ war meine erſte Frage.

„Du ſiehſt es, hier iſt Alles geſund,“ erwiderte meine Mutter, „ſonſt aber — Eine findeſt Du nicht mehr.“

„Hanſen!“ rief ich; denn an wen anders hätte ich denken ſollen.

Meine Mutter nickte. „Aber was erſchreckt Dich ſo, mein Kind? Ihre Jahre waren daher; heut' in der Frühe iſt ſie in meinen Armen ſanft entſchlafen.“

Ich erzählte, wen ich mitgebracht, in fliegenden Worten; und während Alle noch tief erſchüttert ſtanden, verließ ich, ohne meine Kleider zu wechſeln, das Haus; jetzt durfte ich den alten Mann nicht allein laſſen. Ich ging zuerſt nach dem Gaſthofe, und, nachdem ich dort erfahren, daß er fort ſei, geradewegs die Straße hinauf nach St. Jürgen.

Als ich dort anlangte, ſah ich den Spökenkieker, den der Tod zu verſchmähen ſchien, mitten auf der Straße vor dem Stiftshauſe ſtehen. Die Hände auf dem Rücken, wiegte er ſich behaglich in den Knieen, während er unter dem breiten Schirme ſeiner Mütze nach dem einen Giebel hinaufſtierte. Als ich mit den Augen der Richtung folgte, ſah ich dort auf den oberſten Treppen, ja ſogar auf der Glocke, die oben in der durchbrochenen Mauer hing, eine große Menge Schwalben eine neben der andern ſitzen, während einzelne um ſie her ſchwärmten, ſich hoch in die Luft erhoben und dann wieder ſchreiend und zwiſchernd zu ihnen zurückkehrten. Einige von dieſen ſchienen neue Gefährten mitzubringen, die dann neben den andern auf den Mauerzinnen Platz zu finden ſuchten.

Es hielt mich unwillkürlich feſt. Ich ſah es wohl, ſie rüſteten ſich zur Reiſe; die Sonne der Heimath war ihnen nicht mehr warm genug. — Der alte Menſch neben mir riß die Mütze vom Kopf und ſchwenkte ſie hin und her. „Huſch!“

lallte er, „fort mit Euch, ihr Sakermenters!“ — Aber noch eine Weile dauerte das Schauſpiel dort oben auf dem Giebel. Da plötzlich, wie emporgeweht, erhoben ſich ſämmtliche Schwalben faſt ſenkrecht in die Luft, und in demſelben Augenblick waren ſie auch ſchon ſpurlos in dem blauen Himmelsraum verſchwunden.

Der Spökenkieker ſtand noch und murmelte unverſtändliche Worte, während ich durch den dunkeln Thorweg in den Hof des Stiftes ging. — Der eine Fenſterflügel von Hanſens Stube ſtand wie einſtens offen; auch das Schwalbenneſt war noch da. Zögernd ſtieg ich die Treppe hinan und öffnete die Stubenthür. Da lag meine alte Hanſen friedlich und ſtill; das Leintuch, womit man ſie bedeckt hatte, war zur Hälfte zurückgeſchlagen. Auf der Kante des Bettes ſaß mein Reiſegefährte, aber ſeine Augen waren über den Leichnam weg auf die nackte Wand gerichtet. Ich ſah es wohl, dieſer ſtarre Blick ging über eine leere ungeheure Kluft, denn am jenſeitigen Ufer ſtand das unerreichbare Luftbild ſeiner Jugend, das jetzt mit reißender Schnelle in Dunſt zerfloß.

Ich hatte mich, anſcheinend ohne von ihm bemerkt zu werden, in den Lehnſtuhl an das offene Fenſter geſetzt und betrachtete das leere Schwalbenneſt, aus dem noch die Halme und Federn hervorſahen, die einſt der nun flügge gewordenen Brut zum Schutze gedient hatten. Als ich wieder in's Zimmer blickte, war der Kopf des alten Mannes dicht über dem der Leiche. Er ſchien wie ſinnverwirrt dies eingefallene Greiſenantlitz zu betrachten, das mit dem drohenden Ernſt des Todes vor ihm lag. „Könnte ich nur einmal noch die Augen ſehen!“ murmelte er. „Aber Gott hat ſie zugedeckt.“ Dann, als müſſe er es ſich beweiſen, daß ſie es dennoch ſelber ſei, nahm er eine Strähne des grauen glänzenden Haares, das zu beiden Seiten vom Haupte auf das Leintuch herabfloß, und ließ es liebkoſend durch ſeine Hände gleiten.

„Wir ſind zu ſpät gekommen, Harre Jenſen!“ rief ich ſchmerzlich.

Er blickte auf und nickte. „Um funfzig Jahre,“ ſagte er, „das Leben iſt auch ſo vergangen.“ Dann, während er langſam aufſtand, ſchlug er das Laken zurück und deckte es über das ſtille Antlitz der Todten.

Ein Windſtoß fuhr gegen das Fenſter. Mir war, als höre ich von draußen, fern aus der höchſten Luftſtrömung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

„Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.“

Von Jenſeit des Meeres.

Das Zimmer im Hôtel war durch die gepackten Koffer nicht behaglicher geworden. Mein Vetter, ein junger Architekt, der es ſeit zwei Tagen bewohnt hatte, ging ſchweigend und ſeine Cigarre rauchend auf und ab, wie Jemand der ungeduldig iſt, eine leere Zeit hinzubringen. — Es war eine milde Septembernacht, die Sterne ſchienen durch das offene Fenſter; drunten auf der Gaſſe war der Lärm und das Wagengeraſſel der großen Stadt ſchon verſtummt, ſo daß man drüben vom Hafen her das Flüſtern der Nachtluft in den Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte.

„Wann mußt Du fort, Alfred?“ fragte ich.

„Um drei Uhr geht das Boot ab, das mich an Bord bringen ſoll.“

„Willſt Du nicht noch ein paar Stunden ruhen?“

Er ſchüttelte den Kopf.

„So laß mich bei Dir bleiben. Meinen Schlaf hole ich morgen im Wagen auf der Heimfahrt nach. Und wenn Du willſt, erzähle mir — von ihr! Ich kenne ſie ja nicht; und laß mich wiſſen, wie Alles ſo gekommen iſt.“

Alfred ſchloß das Fenſter und ſchraubte die Lampe höher, ſo daß es völlig hell im Zimmer wurde. „Setz' Dich und habe Geduld,“ ſagte er, „ſo ſollſt Du Alles wiſſen.“

„Schon als zwölfjähriger Knabe,“ begann er dann, als wir uns jetzt gegenüberſaßen, „habe ich eine Zeit lang mit ihr in meinem elterlichen Hauſe zuſammengelebt; ſie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleineren Inſeln Weſtindiens, wo er durch Glück und Geſchick in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus einem mittelloſen Kaufmann zu einem reichen Plantagenbeſitzer geworden. Seine Tochter hatte er ſchon vor einigen Jahren nach Deutſchland geſchickt, um ſie in der Sitte ſeiner Heimath erziehen zu laſſen; aber die Anſtalt, in der ſie ſich bisher befunden, war durch den Tod der Vorſteherin aufgelöſt, und bis eine neue gefunden wurde, ſollte ſie unter Obhut meiner Eltern bleiben. Lange ſchon, ehe ich ſie ſelber ſah, war meine Phantaſie von ihr beſchäftigt worden, beſonders aber als meine Mutter nun wirklich ein Kämmerchen neben dem Schlafzimmer der Eltern für ſie in Bereitſchaft ſetzte. Denn es war ein Geheimniß um das Mädchen. Nicht nur, daß ſie aus einem andern Welttheil kam und daß ſie die Tochter eines Pflanzers war, die ich aus meinen Bilderbüchern nur als fabelhaft reiche und höchſt grauſame Herren hatte kennen lernen; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters ſei. Näheres von dieſer hatte ich nicht erfahren können; und ich dachte ſie mir daher am liebſten als eine ſchöne ebenholzſchwarze Negerin mit Perlenſchnüren in den Haaren und blanken Metallringen um die Arme.

Endlich, an einem Februarabend, hielt der Wagen vor unſerer Haustreppe. Ein kleiner alter Herr mit weißen Haaren ſtieg zuerſt herab; es war der Commis eines ihrem Vater befreundeten Handlungshauſes, der ſie ihren neuen Beſchützern überliefern ſollte. Bald darauf hob er ein kleines, in viele Tücher und Mäntel gehülltes Mädchen vom Wagen, das er dann mit einer gewiſſen Feierlichkeit in unſere Wohnung führte und mit einer kleinen wohlgeſetzten Rede der Fürſorge des Herrn Senators und Frau Gemahlin empfahl. — Aber wie verwunderte ich mich, als ſie den Schleier zurückſchlug; ſie war nicht ſchwarz, nicht einmal braun; ſie ſchien mir weißer als irgend ein anderes Mädchen aus meiner Bekanntſchaft. Ich ſehe ſie noch, wie ſie mit den großen Augen um ſich blickte, während ſie ſich von meiner Mutter das pelzverbrämte Reiſemäntelchen von den Schultern ziehen ließ. Als auch Hut und Handſchuhe abgenommen waren, und das ganze zierliche Figürchen nun endlich aus allem Reiſeplunder herausgeſchält daſtand, ſtreckte ſie meiner Mutter die Hand entgegen und ſagte etwas zaghaft: „Biſt Du denn meine Tante?“ Als dieſe ihr aber die kohlſchwarzen Löckchen von der Stirn ſtrich, ſie in die Arme ſchloß und küßte, da ſah ich mit Erſtaunen, wie leidenſchaftlich das Kind dieſe Liebkoſungen erwiderte. Bald zog meine Mutter auch mich zu ſich heran. „Und das iſt mein Junge!‘ ſagte ſie. „Sieh ihn Dir an, Jenni; er hat ein gut Geſicht; nur zu wild iſt er; und da paßt es ſich, daß er jetzt ein Mädchen zur Geſpielin bekommt.“

Jenni ſah ſich um und gab mir die Hand; aber dabei ſchoß ein Blick von ſolcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte ſie ſagen: „Wir verſtehen uns; guten Tag, Kamerad!“

Und ſo zeigte es ſich ſchon in den nächſten Tagen; dieſem leichten, feingliederigen Kinde war kein Baum zu hoch, kein Sprung zu verwegen. Sie war faſt immer mit bei unſern Knabenſpielen, und, ohne daß wir es wußten, regierte ſie uns alle; durch ihre Kühnheit wohl weniger als durch ihre Schönheit. Mitunter konnte ſie uns zu einem wahrhaft wilden Taumel hinreißen, ſo daß mein Vater von dem Lärm aus ſeiner Schreibſtube aufgeſchreckt wurde und dann durch ein unerbittliches Machtwort aller Luſt ein Ende machte. Mit dieſem, während der Verkehr mit meiner Mutter immer inniger wurde, kam ſie nie in ein zutrauliches Verhältniß; er verſtand es nicht, mit Kindern umzugehen; dieſes eigenartige Weſen ſchien er mit bedenklichen Blicken zu betrachten. Ebenſo wenig gelang es ihr mit Tante Joſephine, dieſer ehrenwerthen, aber etwas ſtrengen alten Jungfrau, die ſich auf eine recht fatale Weiſe um das Fertigwerden unſerer Schulaufgaben bekümmerte.

Und hier, wo Jenni nicht von all zu großem Reſpect in Bann gehalten wurde, gab es bald einen kleinen fortgeſetzten Guerillakrieg; und die würdige Tante konnte mitunter keine zehn Schritte gehen, ohne zu ihrem Schreck auf irgend einen luſtigen Schabernack zu treten.

Aber es waren nicht blos Tollheiten, die ſie trieb; wir Beide konnten auch zuſammen plaudern. Sie wußte allerlei Märchen und Geſchichten, die ſie mit glänzenden Augen und lebhaftem Fingerſpiel erzählte, meiſt wohl aus der Penſion; die eine oder andere, wie ich jetzt glaube, auch noch aus ihrer alten Heimath. Und ſo konnte man uns denn oft Abends in der Dämmerung auf der Bodentreppe oder in dem großen Reiſeſchrank zuſammenſitzen finden; je heimlicher wir unſern Märchenſaal aufgeſchlagen hatten, deſto lebendiger traten alle die wunderlichen und ſüßen Geſtalten, die verzauberten Ungeheuer, Schneewittchen und die Frau Holle vor unſere Phantaſie. Unſere Vorliebe für verborgene Erzählungsplätzchen trieb uns zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; ja, ich entſinne mich, daß wir zuletzt eine große leere Tonne dazu auserſehen hatten, die in dem Packhauſe unweit von meines Vaters Stube ſtand. In dieſem Allerheiligſten kauerten wir Abends, wenn ich aus den Privatſtunden gekommen war, ſo gut es ging, zuſammen; meine kleine Laterne, die zuvor mit einigen Lichtendchen verſehen war, nahmen wir auf den Schooß und ſchoben dann ein großes auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Oeffnung, ſo daß wir wie in einem verſchloſſenen Stübchen beiſammenſaßen. Wenn nun die Leute die Abends zu meinem Vater gingen, das Gemurmel aus der Tonne aufſteigen hörten, auch wohl einige Lichtſtrahlen daraus hervorſchimmern ſahen, ſo konnte unſer alter Comptoiriſt, der ſein Zimmer gegenüber hatte, kaum den immer neuen Fragen nach dieſer verwunderlichen Erſcheinung gerecht werden. Waren dann unſere Lichtendchen ausgebrannt oder hörten wir von der Hofthür aus die Magd nach uns rufen, ſo kletterten wir heimlich wie die Marder aus unſerer Tonne, um noch, bevor mein Vater ſein Zimmer verließ, in unſere Schlafkammer zu ſchlüpfen.

Nur von ihren Eltern, beſonders über ihre Mutter, ſprachen wir niemals mit einander, außer einmal an einem Sonntagmorgen. — Ich ſpielte mit meinen Kameraden „Räuber und Soldat“. Seitwärts von unſerm Hofe und hinter dem Garten lag, noch vom Großvater her, eine ganze Reihe jetzt leer ſtehender Fabrikgebäude, voll dunkler Keller und Kämmerchen und übereinander gethürmter Dachböden. Die übrigen Räuber waren ſchon alle in dieſen Labyrinthen verſchlüpft; nur ich, der ich ſelbſtverſtändlich auch zu ihnen gehörte, ſtand noch unſchlüſſig im Garten. Ich dachte an Jenni, die ſonſt ſtets dabei war und im Klettern über Dächer und im Herabſpringen durch Fallthüren hinter dem wildeſten Räuber nicht zurückſtand. Heute aber hatte Tante Joſephine ſie an einen Schulaufſatz gepreßt; ich wußte, ſie ſaß dort in der Hinterſtube, deren Fenſter auf den Garten ging. Und während ich vom Hofe her unter der Fahrpforte den Anführer der Soldaten ſeine Truppen haranguiren hörte, ſchlich ich mich vorſichtig längs der Gartenmauer an das Haus heran und blickte, von einem Jasminbuſch verborgen, in das Zimmer.

Jenni ſaß mit aufgeſtütztem Arm am Tiſch vor ihrem Schreibbuch; aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei der Arbeit zu ſein; denn, während ihr eine Hand in dem ſchwarzen krauſen Haar begraben lag, zerſtampfte ſie mit der andern die arme Gänſefeder auf der Tiſchplatte. — Dicht neben ihrem Schreibzeug lag die wohlbekannte ſilberne Nadelbüchſe der Tante Joſephine und nicht weit davon ein mir gehöriger ziemlich ſtarker Magnetſtein. Plötzlich, während ſie wie in langer Weile darüber hinblickte, ſchoß ein übermüthiger Strahl aus ihren dunkeln Augen; die nützliche Verwendung dieſer beiden Dinge ſchien ſich in ihrem Köpfchen zu combiniren. Aus dem trägen Selbſtvergeſſen wurde jetzt die befliſſenſte Geſchäftigkeit. Sie ſchüttete den ganzen Inhalt von Tante Joſephinens Heiligthum auf den Tiſch; dann nahm ſie den Magnet und begann emſig jede einzelne Nadel damit zu beſtreichen. Wie ein kleiner ſchöner Teufel ſaß ſie da mit ihren ſchwarzen Augen; ſie ſchien im Voraus ſchon die ſtaunende Entrüſtung der alten Jungfrau zu genießen, wenn dieſe demnächſt ihre echt engliſchen Nähnadeln als ein räthſelhaft vereinigtes Bündelchen aus der Büchſe ziehen würde. Und während ſie immer eifriger an ihrem ſchadenfrohen Werke arbeitete, zuckte unabläſſig ein kaum verhaltenes Lachen über ihr Geſichtchen, ſo daß die weißen Zähnchen hinter den rothen Lippen hervorblitzten.

Ich klopfte leiſe an's Fenſter; denn auf dem Hofe erſcholl das Signalhorn der ausrückenden Soldaten. Sie fuhr zuſammen; als ſie aber ihren Kameraden erkannte, nickte ſie mir zu und that raſch ihren ganzen Unfug in Tante Joſephinens Nadelbüchſe. Dann ſtrich ſie das ſchwarze Haar hinter die Ohren und kam auf den Fußſpitzen zu mir heran. „Jenni,“ flüſterte ich, „wir ſpielen Räuber!“

Sie ſtieß behutſam den Fenſterflügel auf. „Wer iſt Räuber, Alfred?“

„Du und ich; die Anderen ſind ſchon im Verſteck.“

„Wart' einen Augenblick!“ Und ſie ſchlich leiſe zurück und ſchob den Riegel vor die Thür, die das Zimmer von der Wohnſtube trennte. „Adieu, Tante Joſephine!“ — Raſch war ſie wieder da, und mit einem leichten Sprung ſtand ſie draußen.

Es war ein prächtiger Frühlingstag; Garten und Hof voll von Sonnenſchein. Die alten Birnbäume, die ihre Aeſte hoch an den Dächern der Gebäude ausbreiteten, waren mit weißen Blüthen überſäet, zwiſchen denen ſich überall die jungen lichtgrünen Blätter hervordrängten; aber hier unten im Bosquet war das Laub nur noch ſpärlich am Geſträuch hervorgeſproßt. Jenni's weißes Kleid konnte uns verrathen. Ich faßte ihre Hand und zog ſie durch die Büſche, hart an der Gartenmauer entlang, und während wir das Trappen der Soldaten in einem Gange des vorderſten Fabrikgebäudes verhallen hörten, ſchlüpften wir durch eine vom Garten aus hineinführende Thür in den entlegenſten Anbau, auf deſſen oberſtem Boden ich auch meinen Taubenſchlag eingerichtet hatte. Als wir auf der dämmerigen Treppe ſtanden, athmeten wir einen Augenblick auf; wir waren glücklich entronnen. Aber wir ſtiegen höher; auf den erſten und dann auf den zweiten Dachboden; Jenni voran, ich vermochte kaum zu folgen; aber es entzückte mich — das weiß ich noch ſehr wohl, wie die geſchmeidigen Füßchen mit ſichern, faſt lautloſen Tritten vor mir die Stufen hinaufflogen. Als wir den letzten Boden erreicht hatten, ließen wir behutſam die Fallthüre herab und wälzten einen großen länglichen Holzblock darauf, der, Gott weiß bei welcher Gelegenheit, auf dem abgelegenen Boden liegen geblieben war. Einen Augenblick hörten wir auf das Flattern der Tauben, die nebenan in dem Schlage aus- und einflogen; dann ſetzten wir uns zuſammen auf unſern Block und Jenni ſtützte das Köpfchen ſchweigend in ihre Hand, daß die krauſen Haare ihr über das Geſicht herabhingen.

„Du biſt wohl müde, Jenni?“ fragte ich.

Sie nahm meine Hand und legte ſie an ihre Bruſt. „Fühl' nur, wie es klopft!“ ſagte ſie.

Als ich dabei unwillkürlich auf die ſchlanken weißen Fingerchen blickte, welche die meinen gefangen hielten, erſchien mir daran, ich wußte nicht was, anders, als ich es ſonſt geſehen hatte. Und plötzlich, während ich darüber nachſann, ſah ich es auch. Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, ſondern bläulich und dunkler als der übrige Theil derſelben. Ich hatte damals noch nicht geleſen, daß dies als Kennzeichen jener oft ſo ſchönen Parias der amerikaniſchen Staaten gilt, in deren Adern auch nur ein Tropfen ſchwarzen Sklavenblutes läuft; aber es befremdete mich und ich konnte die Augen nicht davon wenden.

Es mochte ihr endlich auffallen; denn ſie fragte mich: „Was guckſt Du denn ſo auf meine Hände?“

Ich entſinne mich, daß ich verlegen wurde über dieſe Frage. „Sieh nur!“ ſagte ich, indem ich ihre Finger neben einander legte, daß die übrigens ganz roſenrothen Nägel wie eine Perlenſchnur beiſammen ſtanden.

Sie wußte nicht, was ich meinte.

„Was haſt Du denn da für kleine dunkle Monde?“ fuhr ich fort.

Sie betrachtete aufmerkſam ihre Hand und verglich ſie mit der meinen, die ich dagegen hielt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie dann; „auf St.

Ergiz haben ſie das Alle. Meine Mutter, glaub' ich, hatte noch viel dunklere.“ —

Ganz aus der Ferne, aus der Tiefe irgend eines verborgenen Kellers herauf hörten wir das Getöſe der Räuber und Soldaten, die indeſſen handgemein geworden ſein mochten, aber es war noch weit von unſerem Zufluchtsort. Meine Gedanken geriethen wieder auf einen andern Weg. „Weshalb biſt Du nicht bei Deiner Mutter geblieben?“ fragte ich.

Sie hatte wieder den Kopf geſtützt. „Ich glaube, ich ſollte was lernen,“ ſagte ſie gleichgültig.

„Konnteſt Du dort nichts lernen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Papa ſagt, ſie ſprechen dort ſo ſchlecht.“

Es war ganz ſtill auf unſerm Dachboden, und faſt dämmerig, denn die kleinen Fenſter waren mit Spinngeweben überzogen; nur vor uns durch eine ausgehobene Dachpfanne kam ein wenig Sonnenſchein, ſo viel ſich vor einem blühenden Zweig des großen Birnbaums her einſiehlen konnte. Jenni ſaß ſchweigend neben mir; ich betrachtete ihr Geſichtchen; es war ſehr blaß, nur unter den Augen lagen ſeltſam tiefe Schatten.

Auf einmal bewegte ſie die Lippen und lachte ganz laut vor ſich hin. Ich lachte mit; dann aber fragte ich: „Worüber lachſt Du denn?"

„Sie konnte Papa nicht leiden!" ſagte ſie.

„Wer denn?"

„Mama's Meerkatze!"

„War Dein Papa nicht gut gegen ſie?"

„Doch! — Ich weiß nicht. — Sie ſtahl ihm immer ſeine Brillantnadel aus dem Jabot, wenn er zu uns kam."

„Wohnte Dein Papa denn nicht bei Euch?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Er kam nur oft des Abends zu uns; er wohnte in einem großen Hauſe in der Stadt. Mama hat es mir geſagt, ich bin nicht drin geweſen."

„So! — Wo wohntet Ihr denn, Du und Deine Mutter?"

„Wir wohnten auch ſehr ſchön! Draußen vor der Stadt. Das Haus lag im Garten, hoch über der großen Bai; eine Galerie mit Säulen war davor; da ſaß ich immer mit Mama, wir konnten alle Schiffe kommen ſehen." — Sie ſchwieg einen Augenblick. „O, ſie iſt ſehr ſchön, meine Mama!" ſagte ſie ſtolz. Dann ließ ſie die Stimme ſinken und ſetzte faſt traurig hinzu: „Sie hatte ſo allerliebſte ſchwarze Löckchen vor der Stirn!" Und als ſie das geſagt hatte, brach ſie in bitterliche Thränen aus.

Nach einer Weile hörten wir unter uns das Getümmel und die Blechhörner der Soldaten; ſie ſchienen an der Treppe des erſten Bodens Halt zu machen und ſich zu berathen. Ich ſprang auf und blickte umher. Das hatten wir nicht bedacht, es war nirgend ein Ausgang. „Wir müſſen uns vertheidigen," ſagte ich leiſe; „denn wir ſind gefangen."

Jenni hatte raſch ihre Augen getrocknet. „Noch nicht, Alfred!“ Und ſie zeigte auf die Dachöffnung uns gegenüber. „Dort mußt Du hinaus, und dann über den Birnbaum in den Garten hinab.“

„Das geht nicht; ich darf Dich nicht verlaſſen.“

„O,“ rief ſie, „mich ſollen ſie nicht fangen!“ Dabei blickte ſie nach dem dunkelſten Winkel des Daches hinauf. „Geſchwind hilf mir! Ich ſetze mich dort oben auf den Hahnebalken; dann ſeh' ich's, wie ſie unter mir umherraſen!“

Der Rath war gut; und nach ein paar Augenblicken war ſie mit meiner Hülfe an den Sparren und Latten emporgeklettert und ſaß im Dunkeln auf dem kleinen Querbalken unter der höchſten Spitze des Daches. „Siehſt Du mich?“ rief ſie, als ich wieder unten ſtand.

„Ja, ich ſehe Deine weiße Hand.“

„Noch immer?“

„Nein, ich ſehe nun nichts mehr.“

„Dann mach', daß Du fortkommſt!“ —

Aber die Oeffnung war zu eng. Ich riß noch eine Pfanne aus und zwängte mich hindurch; denn ſchon drängten die Verfolger mit lautem Geſchrei unter der Fallthür unſeres Bodens, und ich hörte ſchon den ſchweren Holzblock ſich bewegen.

Wie es geſchah, weiß ich nicht mehr; aber kaum war ich draußen, ſo fühlte ich die Dachpfannen unter mir ſich bewegen; ich kam in's Rutſchen, die Zweige des Baumes ſchlugen mir ins Geſicht, es praſſelte rings um mich herum; auf gut Glück, während es immer unhaltbarer abwärts ging, erwiſchte ich einen Aſt, fuhr wie raſend daran hinunter, während ein paar Dachpfannen an mir vorbei in den Garten hinab flogen, und kam endlich mit einem ſo derben Stoß zu Boden, daß ich faſt wie betäubt liegen blieb.

Als ich aufblickte, ſah ich über mir in der Höhe zwiſchen den blühenden Zweigen die großen erſchreckten Augen und die hängenden ſchwarzen Locken des ſchönen Kindes, das ſich mit halbem Leibe aus dem zertrümmerten Dache zu mir herabbog. Um ihr ein Zeichen meines Lebens, vielleicht noch mehr meiner Bravour, zu geben, ſtieß ich, nicht ohne Anſtrengung, ein lautes Lachen aus; als ich dann aber den Kopf wandte, ſah ich in das ſtrenge Geſicht meines Vaters, der mich mehr mit Verdruß als Sorge zu betrachten ſchien; auch Tante Joſephine zeigte ſich in der Ferne, den unvermeidlichen Strickſtrumpf in den vor Schreck erſtarrten Händen. Ich begreife noch nicht, wie Jenni ſo ſchnell zu uns herabgekommen. Sie hatte ſich über mich geworfen und begann emſig, mir die Haare aus Geſicht und Schläfen wegzuſtreichen; in demſelben Augenblick aber, als jetzt mein Vater mit einer heftigen Geberde die Hand ausſtreckte, um mir vielleicht etwas unſanft vom Boden aufzuhelfen, ſprang ſie wie emporgeſchnellt wieder auf. „Du,“ ſchrie ſie, und die ganze kleine Geſtalt ſtreckte ſich, „rühr' ihn nicht an!“ Sie hielt ihm das geballte Fäuſtchen vor's Geſicht; im Grund ihrer Augen funkelte etwas, das herausſchießen wollte.

Mein Vater, einen Schritt zurücktretend, kniff nach ſeiner Art die Lippen zuſammen und legte die Hände auf den Rücken; dann wandte er ſich ab und ging bei ſich ſelber murmelnd in ſein Comptoir zurück. Mir war, als habe er geſagt: „Das muß ein Ende haben.“ Als meine Mutter jetzt in den Garten trat, flog Jenni auf ſie zu, und ich ſah, wie die milde Frau das zuckende Körperchen des heftig bewegten Kindes unter leiſem, mir unhörbarem Zuſpruch mit beiden Armen an ſich drückte.

Seit dieſem Tage war — ſo glaube ich — in uns Beiden ein unbewußtes Gefühl der Zuſammengehörigkeit und gegenſeitiger Verantwortlichkeit entſtanden; es war ein Keim gelegt, der viele Jahre geſchlummert hat, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht die blaue

Märchenblume emporgeſchoſſen iſt, deren Duft mich jetzt berauſcht.

Wie ſoll ich Dir dieſe kleinen ungreifbaren Dinge ſchildern! Gleich in den erſten Tagen darauf, wenn unter dem Mittagseſſen mein Vater mir nach der Magd zu klingeln befahl, ſo hatte gewiß ſchon Jenni jedesmal die Schnur gezogen, noch ehe er das Wort ganz ausgeſprochen; nur damit mein humpelnder Gang die verhängnißvolle Geſchichte nicht in Erinnerung bringe.

Aber die ſchönen Tage waren vorüber; die Schreckensnachricht kam, daß eine neue Penſion für Jenni gefunden ſei, und bald war auch der Tag des Abſchieds da. — Ich weiß noch wohl, wie ich, in unſerm großen Birnbaum ſitzend, in einem unklaren Zuſtand von Trauer und Ingrimm, eine unreife Birne nach der andern abriß und damit nach dem unſchuldigen Bodenfenſter unſeres Nachbarn zielte, bis ich durch ein Geräuſch unter mir aufmerkſam gemacht wurde und beim Hinabblicken Jenni im Kankingreiſemäntelchen einen Zweig um den andern bis zu mir hinauf erklimmen ſah. Als ſie oben war, ſchlang ſie den Arm um einen Aſt; dann zog ſie einen kleinen Ring aus der Taſche und ſteckte ihn an meine Hand. Sie ſprach kein Wort, ſondern ſah mich dabei nur höchſt traurig mit ihren großen Augen an. Ich hatte mir das mit der Unbeholfenheit eines aufwachſenden Jungen gefallen laſſen, und während ich halbverlegen auf meinen ſo geſchmückten Finger blickte, war Jenni ebenſo ſtill wieder verſchwunden, wie ſie gekommen war. Jetzt erſt fuhr ich ſo raſch von meinem Baum herunter, daß ich faſt wieder hinabgeſtürzt wäre. Da ich aber durch das Haus auf die Gaſſe hinauskam, fuhr eben der Wagen fort, und ich ſah nur noch ein weißes Tüchelchen, das nach uns zurückwehte.

Da ſtand ich denn plötzlich von Kummer und Sehnſucht überwältigt und betrachtete mein kleines Angedenken. Es war ein Ring von

Schildpat mit goldner Einfaſſung. — Ich wußte nicht, daß Jenni mir das Liebſte gegeben hatte, was ſie zu jener Zeit beſaß.“

Alfred hatte während des Erzählens ſeine Cigarre weggelegt. „Du rauchſt nicht!“ ſagte er; „aber ich kann Dich nicht ſo müßig ſitzen ſehen, Du mußt einen Ableiter für die Langeweile haben.“ Er hatte mit dieſen Worten einen kleinen Flaſchenkeller aufgeſchloſſen, der neben ſeinem Reiſekoffer ſtand; und bald hielt ich ein geſchliffenes Glas mit duftendem Trank in meiner Hand. „Wein von Alicante!“ ſagte Alfred; „und hier ſind auch Feigen in wilden Thymian verpackt! Ich weiß, Du liebſt mit dem Erfinder der Urhygiene, was ſüß und lieblich iſt. Es ſind Geſchenke von Jenni's Vater; er hat ſie mir ſelber eingepackt, als ich ihn vor einigen Tagen verließ.“

„Du haſt Deines älteren Bruders nicht erwähnt,“ bemerkte ich, als Alfred ſich wieder zu mir geſetzt hatte.

„Mein Bruder Hans,“ erwiderte Alfred, „war damals weit vom Hauſe auf einer landwirthſchaftlichen Schule; aber er hat Jenni ſpäter kennen gelernt; denn ſeine Frau war mit ihr in einer Penſion zuſammen, wo Jenni auch noch nach Beendigung der eigentlichen Schuljahre blieb. — Ich ſelbſt habe ſie erſt nach zehn Jahren wiedergeſehen.

Es war im letzten Juni. Ich hatte, wie Du weißt, der reichen Gräſin die kleine Baſilika in ihrem Dorfe gebaut und wurde zu guter Letzt noch von dem dort auftretenden Typhus ergriffen. Ich wurde gut gepflegt; aber ich war weit von der Heimath und der Mann mit den langen Knochenarmen hatte ſcharf nach mir ausgelangt. — Meine Mutter war damals, während mein Vater unter Tante Joſephinens Fürſorge zurückblieb, zum Beſuch auf dem Gute meines Bruders; dort war ſie ſelbſt erkrankt und hatte zu ihrem Schmerz die Pflege ihres Sohnes fremden Händen überlaſſen müſſen. Jetzt aber waren wir Beide wieder faſt geneſen und ſchon in den nächſten Tagen wollte ich die Heimreiſe antreten. Das Gut meines Bruders kannte ich noch nicht. Er hatte es kurz vor ſeiner Hochzeit aus dem Nachlaß eines Mannes gekauft, von deſſen Vorfahr, einem reichen franzöſiſchen Emigranten, das Herrenhaus gebaut und namentlich der daſſelbe umgebende Park in großartiger Weiſe nach der Gartenkunſt Lenotre's angelegt ſein ſollte. Wie meine Mutter ſchrieb, war ein großer Theil deſſelben, der ſogenannte Luſthain, noch wohl erhalten; ſogar von jenen graziöſen Statuen, zu denen die ſchönen Damen vom Hofe Ludwig's des Fünfzehnten das Modell gegeben, ſollte noch hie und da an Teichen und ſtillen Plätzen eine zwiſchen den hohen Laubwänden wie in verzauberter Einſamkeit ſtehen.

Kurz vor meiner Abreiſe kam noch ein Brief von meiner heitern Schwägerin: „Wenn Du bald kommſt,“ ſchrieb ſie, „ſo können wir Kindergeſchichten zuſammen leſen. Ich habe lebendige Bilder dazu; auf dem einen iſt eine Räuberbraut; ſie hat ein ſchönes blaſſes Geſicht und rabenſchwarzes Haar. Den Kopf hat ſie geſenkt und blickt auf ihren Goldfinger; denn dort hat der Ring geſeſſen, den ſie einſt dem treuloſen Räuber geſchenkt hat.“ Den Brief in der Hand, ſprang ich auf und kramte zwiſchen meinen Sachen ein Elfenbeinkäſtchen hervor, in dem ich allerart kleine Schätze zu bewahren pflegte. Dort lag auch Jenni's Ring. Ein ſchwarzes Band war daran; denn ich hatte ihn, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der erſten Zeit nach jenem Abſchiede ganz heimlich auf dem Herzen getragen. Dann war er zu andern Raritäten in das Käſtchen gewandert, das ich auch ſchon ſeit lange beſeſſen. Jetzt, als könne es nicht anders ſein, that ich, wie ich als Knabe gethan hatte: mit einem Lächeln mich zugleich verſpottend und entſchuldigend, hing ich mir auf's Neue den Ring um den Hals.

Du ſollteſt" — unterbrach ſich Alfred — „auf Deiner Rückfahrt den kleinen Umweg nicht ſcheuen! Das Gut liegt ja nur eine Meile von hier; und, wie Hans mir ſagt, haſt Du ihnen ſchon ſeit lange Deinen Beſuch verſprochen. Du würdeſt es in der That ſo finden, wie meine Mutter mir geſchrieben. —

Es war Nachmittags am letzten Juni, als ich aus der Sonnenhitze des offenen Wegs in den Schatten der Kaſtanienallee hineinfuhr, die zum Hofe hinaufführt; und bald hielt auch der Wagen vor einem ſchloßartigen Gebäude, das in dem ſogenannten Commodenſtyl erbaut und mit einem Schwulſt von Ornamenten überladen war, aber dennoch in ſeinen hervorſpringenden Profilen und in den tiefe Schatten werfenden Reliefs einen Eindruck großartiger verſchollener Pracht auf mich hervorrief. Auf der Treppe empfingen mich Hans und ſeine Grethe. Als wir durch den geräumigen Flur gingen, erhielt ich die Weiſung, leiſe zu ſprechen; denn unſere Mutter hielt noch ihre Mittagsruhe.

Wir waren der Hausthür gegenüber in einen großen hellen Saal getreten. Zwei offene Flügelthüren führten auf eine Terraſſe; unterhalb dieſer breitete ſich ein Raſen aus von ſolchem Umfange, daß von allen Seiten wohl nur ein lauter Ruf herüberreichen mochte. Ueberall in der grünen Fläche zeigten ſich üppige Gruppen hochſtämmiger und niedriger Roſen, die eben jetzt in voller Blüthe ſtanden und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Dahinter war eine Gebüſchpartie, die wie die Raſenanlage offenbar aus neuer Zeit ſtammte; jenſeit derſelben, aber ſchon in ziemlich weiter Ferne, erhob ſich in der ganzen Breite des Gartens der Luſthain des urſprünglichen Begründers mit ſeinen ſteilen Laubwänden und regelrechten Einſchnitten. Alles dies lag im Glanz der Nachmittagsſonne vor mir.

„Was ſagſt Du zu unſerm Paradieſe?“ fragte die junge Frau.

„Was ich ſage, Grethe? — Wie lange hat denn Dein Mann das Gut?“

„Ich denke, ſeit letztem Mai zwei Jahre.“

„Und dieſer praktiſche Landwirth duldet eine ſolche Raumverſchwendung?“

„Ei was, thu' nur nicht, als wenn Du die Poeſie allein gepachtet hätteſt!“

Mein Bruder lachte. „Aber Recht hat er, Grethe! — Die Sache iſt die, Alfred; ich darf mich nicht an dieſen Herrlichkeiten vergreifen; das iſt contractlich feſtgemacht.“

„Gott ſei gedankt!“

„Von mir nicht. — Inmitten eines kleinen Waſſerſpiegels ſteht dort noch eine Venus im reinſten Style Louis quinze; ich hätte ſie ſchon für ſchweres Geld verkaufen können; aber — wie geſagt!“

In dieſem Augenblick hatte Grethe meine Hand erfaßt. „Sieh Dich um!“ rief ſie.

Und auf der Thürſchwelle mir gegenüber ſtand im weißen Sommerkleide eine Mädchengeſtalt, die ich nicht verkennen konnte. Das waren noch die fremdartigen Augen der weſtindiſchen Pflanzerstochter; aber das ſchwarze, einſt ſo widerſpenſtige Haar lag jetzt in einen glänzenden Knoten gefeſſelt, der faſt zu ſchwer ſchien für den zarten Nacken.

Ich ging ihr entgegen; aber ehe ich den Mund noch aufgethan, war meine heitere Schwägerin ſchon zwiſchen uns getreten. „Haltet einen Augenblick!“ rief ſie. „Ich ſehe ſchon das „Sie“ und „Fräulein Jenni“ und alle unmöglichen Titel auf Euern Lippen ſitzen; und das ſtört mich in meinen Familiengefühlen. Darum beſinnt Euch erſt einmal auf den alten Birnbaum!“

Die eine Hand legte Jenni der Freundin auf den Mund, die andere ſtreckte ſie mir entgegen. „Willkommen, Alfred!“ ſagte ſie.

Ich hatte ihre Stimme ſeit vielen Jahren nicht gehört; um ſo tiefer traf mich der eigenthümliche Accent, mit dem ſie ganz wie damals meinen Namen ſprach. „Ich danke Dir, Jenni,“ ſagte ich, „das klingt noch ganz wie in der Kinderzeit; aber Du mußt dieſen Namen lange nicht geſprochen haben.“

„Ich bin keinem Alfred ſonſt begegnet,“ erwiderte ſie, „und Du biſt mir ja immer aus dem Wege gegangen.“

Ehe ich noch dieſem Vorwurf begegnen konnte, hatte Grethe uns ſchon auseinander gedrängt.

„Das wäre in Ordnung,“ rief ſie. „Und nun, Jenni, hilf mir den Kaffee beſorgen; denn er hat einen langen Weg gemacht, und unſere Mutter wird auch gleich hier ſein.“

Das Wiederſehen mit dieſer, als ſie bald darauf eintrat, war ein erſchütterndes. Sie hatte den Sohn ſchon verloren gegeben; nun hielt ſie ihn leibhaftig in ihren Armen und liebkoſte ihn und ſtreichelte ihm die Wangen, wie einem kleinen Kinde. In dem Augenblick, da ich mich aufrichtete, um meine Mutter zu einem Lehnſtuhl zu führen, ſah ich Jenni bleich und mit überquellenden Augen an einen Schrank gelehnt. Als wir an ihr vorüber gingen, fuhr ſie zuſammen; eine Porcellanſchale, die ſie in der Hand hielt, fiel zu Boden und zerbrach. „Verzeih, verzeih mir, ſüße Grethe!“ rief ſie und ſchlang den Arm um ihre Freundin.

Dieſe führte ſie ſanft aus dem Zimmer.

Mein Bruder lächelte. „Wie das gleich überkocht!“ ſagte er.

„Sie hat ein theilnehmendes Herz, Hans!“ bemerkte unſere Mutter, die ihr zärtlich nachgeblickt hatte.

Grethe war wieder hereingetreten. „Laſſen wir ſie einen Augenblick,“ ſagte ſie; „das arme Kind war ſchon vorhin in Unruhe; ihr Vater hat geſchrieben; er wird in den nächſten Tagen kommen, dann ſoll ſie mit ihm nach Pyrmont.“

Ich erfuhr nun, daß der reiche Kaufherr, der bis jetzt ohne eigne Wirthſchaft gelebt, nach beendeter Badereiſe eine neu erbaute Wohnung zu beziehen und in dieſe ſeine Tochter als Dame des Hauſes einzuführen beabſichtige. — Grethe ſchien eben nicht ſeine Freundin. „Es iſt Jenni's Vater," ſagte ſie; „aber — o, ich könnte ihn haſſen, dieſen Mann, der mit gleichgültiger Hand Tauſende für ſeine Tochter hingäbe, bei dem ſie aber vergebens um das kleinſte Tauſendtheilchen ſeiner eigenen werthen Perſönlichkeit betteln würde. — Ja, Hans," fuhr ſie fort, als ihr Mann ihr neckend und wie zur Beſchwichtigung über das blonde Haar ſtrich, „Du ſollteſt nur eine von den Antworten ſehen, die Jenni auf ihre Briefe zu bekommen pflegt; ich wenigſtens kann ſie von Quittungen nicht unterſcheiden."

Meine Mutter nahm die junge Frau bei beiden Händen. „Nun kocht auch unſere Grethe über," ſagte ſie. „Ich habe den Mann gekannt; in früheren Jahren, heißt das. Aber er hat mit der Noth des Lebens kämpfen müſſen; und da wird Manches hart, was bei uns Andern weich geblieben iſt. — Mitunter ſcheint's auch wohl nur ſo."

Als wir dann ſpäter zuſammenſaßen und ich auf die Fragen der Meinigen Alles noch einmal erzählen mußte, was ich in meinen Briefen ihnen ſchon geſchrieben hatte, kam auch Jenni wieder zu uns und ſetzte ſich ſtill an Grethe's Seite.

Abends nach herzlichem Zwiegeſpräch führte Hans mich in das Schlafzimmer im oberen Stockwerk. — Noch lange, nachdem er mich verlaſſen, lag ich wachend, aber in behaglichſter Ruhe in meinen Kiſſen; denn die Nachtigallen ſchlugen überlaut in den Büſchen des Gartens, auf den die Fenſter hinausführten.

Als ich erwachte, war mein Zimmer erhellt von dem Licht des Sommermorgens. Ein Gefühl von wachſender Geſundheit und Lebensfülle durchſtrömte mich, wie ich es kaum je empfunden.

Ich kleidete mich an und öffnete die Fenſter; der weiche Raſen unten lag noch feucht von Thau, und der Duft der Roſen wehte mir friſch und morgenkühl entgegen. Meine Uhr zeigte auf Sechs; es war noch eine Stunde bis zum gemeinſamen Frühſtück. So ſah ich mich denn noch einmal in dem Zimmer um, das, wie Grethe mir neckend vertraut hatte, bis zu meiner Ankunft die Reſidenz meiner Räuberbraut geweſen ſei. Und wirklich, in einem Schubfach des Toilettenſpiegels, das ich aufzog, lag noch ein Flöckchen roſafarbener Seide, in das ſich ein langes glänzendſchwarzes Haar ſo eigenſinnig verfangen hatte, daß ich es kaum ohne Verletzung herauszulöſen vermochte. Dann, als mir das gelungen, fand ich auf einem Hängebrettchen über dem Bette ein paar Bücher mit Jenny's Namen, die ich zu durchblättern begann. Das erſte war ein Album, wie man es bei jungen Mädchen findet, vollgeſchrieben von allerlei Verſen wenig ausgeprägten Inhalts. Dazwiſchen ſtanden aber andere, wie Diſteln zwiſchen unſchuldigem Klee. Gleich das erſte, das mir in die Augen fiel:

Ich bin eine Roſe, pflück mich geſchwind;
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß Du mich los;
Ich bin keine Blume, ich bin keine Roſ'.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimath- und mutterlos Kind.

Die letzte Zeile war zwiefach unterſtrichen; und deſſelben Sinnes fanden ſich mehrere.

Ich legte das Album fort und nahm das andere Buch. Ich erſchrak faſt. Es war Sealsfield's Pflanzerleben; der Theil, welcher die lebensvolle Erzählung von den Farbigen enthält, jenen anmuthigen Creaturen, denen der Verfaſſer kaum ein ganzes Menſchenthum zugeſteht, die aber, nach ſeiner Schilderung, in ihrer verlockenden Schönheit die böſen Genien der eingewanderten Europäer ſind. Auch in dieſem Buche waren einzelne Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen, ſo ſcharf mitunter, daß das Papier davon zerriſſen war. Mir fiel das Geſpräch ein, das ich vor vielen Jahren mit der kleinen Jenni über dieſen Gegenſtand gehabt hatte; auf alle die Dinge, welche damals ihre Phantaſie ſo harmlos bewahrte, mußte jetzt ein ſcharfes ſchmerzendes Licht gefallen ſein.

Als ich aufſtand und aus dem Fenſter ſah, ging ſie unten auf dem breiten Kieswege des Gartens. Sie trug wie geſtern ein weißes Kleid; ich habe ſie in jenen Tagen nie anders als in weißen Kleidern geſehen.

Einen Augenblick ſpäter war auch ich im Garten. Sie ging vor mir auf den breiten Steg, der von der Terraſſe aus um den Raſen führt; ſie ging raſch wie in innerer Erregung und ſchwenkte ihren Strohhut an den ſeidenen Bändern. Ich blieb ſtehen und ſah ihr nach. Als ſie bald darauf zurückkam, ging ich ihr entgegen. „Verzeih, wenn ich Dich ſtöre,“ ſagte ich; „ich habe die kleine Jenni nicht vergeſſen, aber ich bin ungeduldig, die große kennen zu lernen.“

Sie ſah mich raſch mit ihren ſchwarzen Augen an. „Das wird ein ſchlechter Tauſch, Alfred!“ erwiderte ſie.

„Ich hoffe, gar keiner. Du haſt Dich geſtern ſchon verrathen; Du biſt noch ganz die alte herzliche heftige Jenni von vordem; mir war, als müßten ſogar Deine ſchwarzen Haare aus dem Knoten ſpringen und ſich wieder in kleinen wilden Kinderlöckchen um Deine Stirn kräuſeln. Und“ — fuhr ich fort — „laß mich es Dir auch ſagen, wie jene unwillkürliche Aeußerung Deiner Theilnahme mich bewegt hat.“

„Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte ſie.

„Nun, Jenni, was war es denn anders, das Dir die Schale aus der Hand warf, als meine Mutter ihren Sohn empfing?“

„Das war keine Theilnahme, Alfred. Du hältſt mich für beſſer, als ich bin.“

„Was war es denn?“ fragte ich.

„Neid war es,“ ſagte ſie hart.

„Was ſprichſt Du da, Jenni?“

Sie antwortete nicht; aber während wir neben einander hergingen, ſah ich, wie ihre blitzenden Zähne ſich in die rothe Lippe gruben. Dann brach es hervor. „Ach!“ rief ſie; „Du verſtehſt das nicht; Du haſt noch keine Mutter verloren, und — o, eine Mutter, die noch immer lebt! — Daß ich einmal ihr Kind geweſen, mir ſchwindelt, wenn ich daran denke; denn es liegt tief im Abgrund unter mir. Immer vergebens und immer wieder ringe ich, ihr ſchönes Antlitz aus der trüben Vergeſſenheit heraufzubeſchwören. Nur ihre zärtliche Geſtalt ſehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein ſeltſames Lied ſummt ſie und blickt mich mit weichen ſammetſchwarzen Augen an, bis unwiderſtehlich mich der Schlaf befällt.“

Sie ſchwieg. Als wir uns wieder dem Hauſe zugewandt hatten, ſah ich meine Schwägerin auf der Terraſſe, die mit dem Schnupftuch nach uns winkte. Ich faßte die Hand des Mädchens. „Glaubſt Du mich noch zu kennen, Jenni?“ fragte ich.

„Ja, Alfred; und mir iſt das wie ein Glück.“ Als wir die Terraſſe betraten, drohte Grethe uns lächelnd mit dem Finger. „Wenn Ihr noch Bedürfniß nach irdiſcher Speiſe habt,“ ſagte ſie, „ſo kommt jetzt an den Theetiſch!“ — Damit trieb ſie uns in den Saal, wo wir ſchon unſere Mutter mit ihrem älteſten Sohne im Geſpräch fanden. Und in dieſer freundlichen Umgebung ſchwanden bald die Schatten, die noch eben tief genug auf dieſem jungen Antlitz lagen; oder ſie traten wenigſtens von der Oberfläche unſichtbar in ihr Inneres zurück.

Am Nachmittage fand ich Gelegenheit, mit Jenni unſerer gemeinſamen Kindergeſchichten zu gedenken, und ſie lachte wieder hell und herzlich. Ein paar Mal ſuchte ich das Geſpräch von meiner Mutter auf die ihrige zu bringen, aber ſie ſchwieg entweder plötzlich oder redete von anderen Dingen.

Später, als die Sonnenhitze abgenommen, rief mein Bruder uns und ſeine Frau zum Federballſpiel auf den großen Raſen. Es gehörte zu ſeiner Sonntagsunterhaltung und er hielt ſtreng darauf, daß es nicht verſäumt wurde. Für unſere Mutter ließ er einen Polſterſtuhl auf die Terraſſe tragen, von wo aus ſie dem Spiele zuſah.

Hier war Jenni in ihrem Elemente. Mit den großen raſch blickenden Augen verfolgte ſie den Ball, und ebenſo leicht, bald rückwärts, bald zur Seite weichend, flogen ihre Füße über den Raſen. Dann im rechten Augenblick ſchwang ſie mit ihrer kleinen Hand den Ketſcher und ſchlug das herabſchießende Federſpiel, daß es geflügelt in die Luft zurückſtieg. Einmal auch, wie hingeriſſen in der Aufregung des Spiels, warf ſie den Ketſcher von ſich und unter dem lauten Ruf: „Wie er fliegt! Ihm nach, ihm nach!“ flog ſie ſelbſt, mit den Fingern wie zum Gruß in die Luft ſchnalzend, über den Boden dahin. — Oder wenn ſie ſich bückte und den Ball aufnahm, oder wenn er von der kräftigen

Hand meines Bruders getroffen, einmal über ſie hinflog, — man mußte es ſehen, wie ſie dann den Kopf mit dem ſchweren glänzenden Haar zurückwarf und wie leicht und raſch dieſe biegſamen Hüften der Wendung des ſchönen Kopfes folgten. Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden; in dieſen kräftigen und doch ſo anmuthigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Urſprünglichkeit der Wildniß erinnerte. Auch meine gute Schwägerin ſchien ganz davon hingeriſſen. Während Jenni den fliegenden Ball verfolgte, kam ſie auf mich zugelaufen und flüſterte: „Du ſiehſt ſie doch, Alfred? Du haſt doch die Augen offen?“ Und als ich erwiderte: „Ach, nur zu ſehr, Grethe!“ ſah ſie mich mit ihrem ſchweſterlichſten Lächeln an und ſagte heimlich: „Ich gönne ſie nur Einem; hörſt Du, nur einem Einzigen auf der Welt!“

Dann aber rief uns meine Mutter und ſagte: „Es iſt genug, Kinder!“ Und Jenni kniete vor ihr, und die alte Frau ſtreichelte ihr die heißen Wangen und nannte ſie ihr „goldnes Herz“.

Später, nach dem Abendeſſen, da ſchon die große Lampe brannte und nachdem meine Mutter ſich zur Ruhe begeben, ſaß ich mit den beiden jungen Frauen in einem dämmerigen Winkel des Saales auf dem Eckdivan. Mein Bruder war in ſein Zimmer gegangen, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen. Die Thürflügel nach der Terraſſe ſtanden offen und ließen der Abendkühle freien Zugang; wir konnten von unſerm Sitze aus über den dunkeln Baumgruppen die Sterne in dem tiefblauen Nachthimmel ſehen.

Grethe und Jenni verſenkten ſich in ihre Penſionserinnerungen; ſie plauderten lebhaft, ich brauchte nur zuzuhören. So ſaßen wir lange Zeit. Als aber Grethe ausrief: „Das war doch eine glückliche Zeit!“, ſenkte Jenni ſchweigend den Kopf; ſo tief, daß ich auf den Scheitel ihres glänzenden Haares ſah.

Dann ſtand ſie auf und ging nach der offenen Gartenthür, wo ſie auf der Schwelle ſtehen blieb; und da in dieſem Augenblick mein Bruder ſeine Frau zu ſich in's Nebenzimmer rief, ſo trat ich zu ihr. Draußen hatte indeß die Mondnacht den Garten in ihren weichen Duft gehüllt; hie und da auf dem Raſen leuchtete eine Roſe aus der Dämmerung hervor, deren Kelch dem Strahle des eben aufgehenden Lichtes zugewendet war. Jenſeits des Bosquets ſah man einen Theil der hohen Laubwände des Luſthains in bläulicher Beleuchtung, während die hineinführenden Gänge ſchwarz und geheimnißvoll dazwiſchen ſtanden. Weder Jenni noch ich verſuchten ein Geſpräch, aber es war mir ſüß, ſo ſchweigend neben ihr zu ſtehen und in die ahnungsreiche Nacht hinauszublicken.

Nur einmal ſagte ich: „Eines vermiſſe ich noch an Dir; wo ſind denn Deine ſchönen Teufeleien geblieben?“

Und ſie erwiderte: „Ja, Alfred“ — und an ihrer Stimme hörte ich, daß ſie lächelte — „wenn wir die Tante Joſephine hier hätten! Vielleicht“ — ſetzte ſie plötzlich ernſt hinzu — „gebrauche ich meine Gedanken anderswie.“

Ich antwortete nicht darauf. Wie geſtern ſchlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn ſie ſchwiegen, war es ſo ſtill, daß ich meinte, von den Sternen herab den Thau auf die Roſen fallen zu hören. Wie lange das gedauert, weiß ich nicht. Plötzlich aber richtete Jenni ſich auf und ſagte: „Gute Nacht, Alfred!“ und reichte mir die Hand.

Ich hätte ſie gern zurückgehalten; aber ich ſagte nur: „Gib mir noch einmal die Hand! — — Nein, hier in meine linke!“

„Da haſt Du ſie. Weshalb denn aber in die linke?“

„Weshalb, Jenni? — Die brauche ich den Andern nicht zu geben.“

Und fort war ſie; und in den Büſchen ſchlugen noch immerzu die Nachtigallen.

Die Perlenſchnur dieſer Tage wurde unterbrochen; der nächſte wenigſtens war ohne Glanz für mich; denn — und ſo ſtand es ſchon mit mir — Jenni war fort; wie ſie geſagt hatte, um einen längſt beſtimmten Beſuch auf einem Nachbargute zu machen. Sie war früh Morgens mit der Poſt gefahren, die auf dem Wege nach hier dort, wie auch an dem Gute meines Bruders, vorbeifährt; ihre Rückkunft war erſt ſpät Abends zu erwarten.

Den Vormittag hatte ich auf dem Zimmer meiner Mutter in ſtillem Austauſch von Gedanken und Zukunftsplänen zugebracht; am Nachmittag war ich mit meinem Bruder auf die Felder, nach ſeinen Wieſen, Haiden und Mergelgruben gegangen; dann hatte Grethe mir ihre luſtige Verlobungsgeſchichte erzählt; aber je mehr der Abend dunkelte, deſto mehr verlor ich die Ruhe, den Worten meiner Freunde zuzuhören. — Als meine Mutter in ihr Schlafzimmer gegangen war, lehnte ich in der offenen Gartenthür, wo ich geſtern neben Jenni geſtanden hatte; und wieder ſah ich über den Raſen weg jenſeit des Bosquets die ferne Buchenwand des Luſthains in dem bläulichen Duft der Mondſcheinbeleuchtung. Durch Zufall war ich immer noch nicht hineingekommen; jetzt aber lockten mich noch mehr als geſtern die tiefen Schatten, durch welche ſich die Eingänge kenntlich machten. Mir war, als müſſe in jenem Labyrinth von Laub und Schatten das ſüßeſte Geheimniß der Sommernacht verborgen ſein. Ich ſah in den Saal zurück, ob mich Jemand bemerkte; dann ſtieg ich leiſe von der Terraſſe in den Garten hinab. Der Mond war eben hinter den Kronen der Eichen und Kaſtanien heraufgeſtiegen, welche denſelben nach Oſten hin begrenzen. Ich ging an dieſer Seite, die noch ganz im Schatten lag, um den Raſen; eine Roſe, die ich im Vorübergehen brach, war ſchon feucht von Thau. Dem Hauſe gegenüber gelangte ich in das Bosquet. Breite Steige ſchlangen ſich ſcheinbar regellos zwiſchen Gebüſchen und kleineren Raſenpartien; hier und dort leuchtete noch ein Jasmin mit ſeinen weißen Blüthen aus dem Dunkel. Nach einer Weile trat ich auf einen ſehr breiten, quer vor mir liegenden Weg hinaus, jenſeit deſſen ſich majeſtätiſch und hell vom Mond beleuchtet die Laubwände der alten Gartenkunſt erhoben. Ich ſtand einen Augenblick und ſah daran empor; ich konnte jedes Blatt erkennen; mitunter ſchwirrte über mir ein großer Käfer oder ein Schmetterling aus dem Laubgewirr in die lichte Nacht hinaus. Mir gegenüber führte ein Gang in das Innere; ob es derſelbe war, deſſen Dunkel mich zuvor von der Terraſſe aus gelockt, konnte ich nicht entſcheiden; denn das Gebüſch verwehrte mir den Rückblick nach dem Herrenhauſe.

Auf dieſen Steigen, die ich nun betrat, war eine Einſamkeit, die mich auf Augenblicke mit einer traumhaften Angſt erfüllte, als würde ich den Rückweg nicht zu finden wiſſen. Die Laubwände an beiden Seiten ſtanden ſo dicht und waren ſo hoch, daß ich nur wie abgeſchnitten ein Stückchen Himmel über mir erblickte. Wenn ich, wo ſich zwei Gänge kreuzten, auf einen etwas freien Platz gelangte, ſo war mir immer, als müſſe aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Contuſche am Arm eines Stutzers von anno 1750 in den Mondſchein heraustreten. Aber es blieb Alles ſtill; nur mitunter hauchte die Nachtluft wie ein Athemzug durch die Blätter.

Nach einigen Kreuz- und Quergängen befand ich mich an dem Rande eines Waſſers, das von meinem Standort aus etwa hundert Schritte lang und vielleicht halb ſo breit ſein mochte, und von den es an allen Seiten umgebenden Laubwänden nur durch einen breiten

Steig und einzelne am Ufer ſtehende Bäume getrennt war. Weiße Teichroſen ſchimmerten überall auf der ſchwarzen Tiefe; zwiſchen ihnen aber in der Mitte des Baſſins auf einem Poſtamente, das ſich nur eben über dem Waſſer erhob, ſtand einſam und ſchweigend das Marmorbild der Venus. Eine lautloſe Stille war an dieſem Platze. Ich ging an den Ufern entlang, bis ich dem Kunſtwerke ſo nahe als möglich gegenüberſtand. Es war offenbar eine der ſchönſten Statuen aus der Zeit Louis quinze. Den einen der nackten Füße hatte ſie ausgeſtreckt, ſo daß er wie zum Hinabtauchen in die Fluth nur eben über dem Waſſer ſchwebte; die eine Hand ſtützte ſich auf ein Felsſtück, während die andere das ſchon gelöſte Gewand über der Bruſt zuſammenhielt. Das Antlitz vermochte ich von hier aus nicht zu ſehen; denn ſie hatte den Kopf zurückgewandt, als wolle ſie ſich vor unberufenen Lauſchern ſichern, ehe ſie den enthüllten Leib den Wellen anvertraue.

Der Ausdruck der Bewegung war von ſo täuſchendem Leben und dabei, während ſich der untere Theil der Geſtalt im Schatten befand, ſpielte das Mondlicht ſo weich und leuchtend um die marmorne Schulter, daß mir in der That war, als hätte ich mich in das Innerſte eines verbotenen Heiligthums eingeſchlichen. — Hinter mir an der Laubwand ſtand eine Holzbank. Von hier aus betrachtete ich noch lange das ſchöne Bild; und — ich weiß nicht, war es eine Aehnlichkeit in der Bewegung, oder war es nur die Stimmung, in die ich durch den Anblick der Schönheit verſetzt wurde, ich mußte im Hinſchauen immer an Jenni denken.

Endlich ſtand ich auf und irrte wiederum auf's Gerathewohl eine Zeitlang in den dunkeln Gängen umher. Unweit des Teiches, den ich eben verlaſſen, fand ich an einem mit niedrigem Gebüſch bewachſenen Platze auf marmornem Sockel noch den Ueberreſt einer zweiten Statue. Es war ein muskulöſer Männerfuß, der ſehr wohl einem

Polyphem gehört haben konnte; und ſo hatte der Vetter Philologe vielleicht nicht Unrecht, der jenes Marmorbild für eine Galathea erklärt haben ſollte, die vor der Eiferſucht des ungeſchlachten Götterſohns in's Meer entflieht.

Der Kunſtmenſch wurde in mir lebendig. Ob Galathea oder Venus — es reizte mich, ſelbſt dieſe Frage zu entſcheiden; und ſo wollte ich noch einmal zurück, um weniger träumeriſch als vorhin zu betrachten. Aber ſo manchen Weg ich auch einſchlug, es wollte mir nicht gelingen, den Teich wieder zu erreichen; endlich, da ich aus einem Seitenweg in einen breiten Laubgang einbog, ſah ich am Ende deſſelben das Waſſer glitzern, und bald meinte ich auch an derſelben Stelle zu ſtehen, wo ich das erſte Mal an das Ufer getreten war. Es war ſeltſam, daß ich den Ort ſo hatte verfehlen können. Aber ich traute meinen Augen kaum; dort in der Mitte erhob ſich zwar noch das Poſtament über dem Waſſer; auch die Teichroſen ſchimmerten nach wie vor auf der ſchwarzen Tiefe: aber das Marmorbild, das dort geſtanden, war verſchwunden. Ich begriff das nicht, und ſtarrte eine ganze Weile nach dem leeren Fleck. Als ich der Länge nach über den Teich hinblickte, ſah ich drüben am jenſeitigen Ufer im Schatten der hohen Baumwand eine weiße Frauengeſtalt. Sie lehnte an einem Baume, der neben dem Waſſer ſtand, und ſchien in die Tiefe hinabzublicken. Und jetzt mußte ſie ſich bewegt haben; denn, während ſie noch eben ganz im Schatten geweſen, ſpielte nun das Mondlicht auf ihrem weißen Gewande. Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Waſſer zwiſchen den weißen Blumen ſpiegelten ſich die Sterne; im Laube rieſelte der Thau von Blatt zu Blatt; mitunter von den am Ufer ſtehenden Bäumen fiel ein Tropfen in den Teich, daß es einen leiſen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, ſchlug die Nachtigall. Ich ging an der Schattenſeite um den Teich herum. Als ich mich näherte, erhob die Geſtalt den Kopf, und Jenni's ſchönes blaſſes Antlitz wandte ſich mir entgegen; es war ſo hell vom Mond beleuchtet, daß ich den bläulichen Schmelz der Zähne zwiſchen den rothen Lippen ſchimmern ſah.

„Du biſt es, Jenni!“ rief ich.

„Ich, Alfred!“ erwiderte ſie und trat mir entgegen.

„Wie biſt Du hierher gekommen?“

„Hinten am Eingange des Parks bin ich abgeſtiegen.“

„Ich dachte,“ ſagte ich leiſe, „es ſei die Göttin, die dort vom Poſtament herabgeſtiegen iſt.“

„Die iſt wohl ſeit lange herabgeſtiegen, oder vielleicht herabgeſtürzt; ich habe ſie niemals dort geſehen.“

„Aber ich ſah ſie noch vor einer Viertelſtunde!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Du biſt drüben an dem andern Teiche geweſen; dort wird das Marmorbild auch jetzt noch ſtehen. Hier ſind keine Götter, Alfred; hier iſt nur ein armes hülfsbedürftiges Menſchenkind.“

„Du, Jenni, hülfsbedürftig?“

Sie nickte heftig.

„Wenn Du, wie Du mir geſtern ſagteſt, mich wirklich noch zu kennen glaubſt, ſo ſprich es aus; was iſt es, deſſen Du bedarfſt?“

„Geld,“ ſagte ſie.

„Du Geld, Jenni!“ Und ich betrachtete erſtaunt dieſes Kind des Reichthums.

„Frage mich nicht, wozu,“ erwiderte ſie; „Du wirſt es bald erfahren.“ Dann zog ſie ihr Schnupftuch aus der Taſche und nahm daraus einen Schmuck, an dem ich grüne Steine in künſtlicher Faſſung funkeln ſah, als ſie ihn jetzt in den Mondſchein hinaushielt. „Ich habe keine Gelegenheit, ihn zu verkaufen,“ ſagte ſie; „willſt Du es morgen für mich verſuchen?“ Und als ich einen Augenblick zögerte, ſetzte ſie raſch hinzu: „Es iſt nichts Geſchenktes oder gar Ererbtes; ich habe ihn einſt für mein Taſchengeld gekauft.“

„Aber, Jenni,“ konnte ich nicht unterlaſſen, ihr zu ſagen, „weshalb wendeſt Du Dich nicht an Deinen Vater?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich dächte,“ fuhr ich fort, „er ſorgte reichlich für Dich.“

„Ja, Alfred; er zahlt für mich — reichlich!“ Und während die bitterſte Erregung aus ihrer Stimme klang, ſetzte ſie hinzu: „Ich kann den Mann nicht bitten.“

Sie trat einen Schritt zurück und ſetzte ſich auf die Bank, die hinter uns an der Laubwand ſtand. Dann ließ ſie den Kopf in beide Hände ſinken.

„Iſt es denn ganz nothwendig?“ fragte ich.

Sie ſah zu mir empor und ſagte faſt andächtig: „Ich muß eine heilige Pflicht damit erfüllen.“

„Und es gibt keinen andern Ausweg?“

„Ich weiß keinen."

„So gib mir den Schmuck."

Sie that es, und ich nahm ihn mit innerem Widerſtreben. — Jenni hatte ſich ſchweigend zurückgelehnt; ein Streif des Mondlichts beleuchtete die ſchmale Hand, die in ihrem Schooße lag, und ich ſah wieder, wie vor Jahren, die kleinen dunkeln Monde an ihren Nägeln. Ich weiß nicht, weshalb ich darüber faſt erſchrak, ſo daß meine Augen wie gebannt waren. Als Jenni es bemerkte, zog ſie die Hand leiſe in den Schatten zurück. „Ich habe noch eine Bitte, Alfred!" ſagte ſie.

„Sprich nur, Jenni!"

Sie neigte den Kopf ein wenig. „Ich habe Dir vor Jahren," begann ſie, „da wir als Kinder von einander Abſchied nahmen, einen kleinen Ring gegeben. Erinnerſt Du Dich deſſen noch?"

„Wie kannſt Du daran zweifeln?"

„Wenn Du dieſes werthloſe Kleinod," fuhr ſie fort, „wenn Du es ſo viel geachtet hätteſt, daß Du es noch beſitzeſt, dann bitte ich Dich, gieb es mir zurück!“

„Wenn Du es zurückverlangſt,“ erwiderte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „ſo habe ich kein Recht, es ferner zu beſitzen.“

„Du mißverſtehſt mich, Alfred!“ rief ſie; „ach, es iſt das einzige Angedenken von meiner Mutter!“

Ich hatte ſchon das Bändchen mit dem Ringe unter meinem Halstuche hervorgezogen. „Hier iſt er, Jenni; aber — verzeih mir, es thut mir dennoch weh!“

Sie war aufgeſtanden. Ich ſah, wie eine leichte Röthe über ihr ſchönes Geſicht flog; dann aber, wie aus unwillkürlichem Antrieb, ſtreckte ſie die Hand nach dem Ringe und erfaßte ihn.

Ich konnte mich nicht überwinden, ihn hinzugeben; ich hielt ihn feſt. „Vor Kurzem,“ ſagte ich, „war er mir nichts als eine Erinnerung an die anmuthige Geſpielin aus der Kinderzeit. — Nun iſt es anders geworden; mit jedem Tage mehr, den ich hier gelebt.“

Aber ich ſchwieg; denn ſie ſah mich an, als hätte ich ihr ein tiefes Leid gethan. „Sprich nicht ſo zu mir, Alfred,“ ſagte ſie.

Ich achtete dieſer Worte nicht; ich ergriff ihre Hand, die ſie ruhig in der meinen ließ. „Nimm den Ring, Jenni,“ ſagte ich, „aber gieb mir Deine Hand dafür!“

Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Die Hand einer Farbigen,“ ſagte ſie tonlos.

„*Deine* Hand, Jenni. Was kümmert uns das Uebrige!“

Sie ſtand, ohne ſich zu regen; nur an dem Zittern der Hand, die noch immer in der meinen lag, fühlte ich, daß ſie lebe. „Ich weiß wohl, daß wir ſchön ſind,“ ſagte ſie dann, „verlockend ſchön, wie die Sünde, die unſer Urſprung iſt. Aber, Alfred — ich will Dich nicht verlocken.“

Und dennoch, als ich ſchweigend die Arme nach ihr ausbreitete, da lag ſie plötzlich an meiner

Bruſt und hatte ihre Hände feſt um meinen Nacken geſchloſſen. Sie ſah zu mir empor; ihre großen glänzenden Augen waren wie ein Abgrund unter mir. „Ja, Jenni,“ und mir war, als wehe ein Schauer von den Bäumen durch mich hin, „Du biſt bethörend ſchön; ſie war nicht ſchöner, die dämoniſche Göttin, die einſt der Menſchen Herz verwirrte, daß ſie Alles vergaßen, was ſie einſt geliebt! Vielleicht biſt Du es dennoch ſelbſt, und gehſt nur um in dieſer ſeligen Nacht, um die zu beglücken, die noch an Dich glauben. — — Nein, reiße Dich nicht los; ich weiß es ja, Du biſt ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in Deinem eignen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht, — ſpurlos, ſo wirſt auch Du vergehen. — Aber ſchilt nicht die geheimnißvolle Macht, die uns einander in die Arme warf. Wenn wir auch willenlos das Fundament unſerer Zukunft hier empfangen mußten — der Bau, den es einſtens tragen ſoll, liegt doch in unſerer Hand.“

Ich löſte ihre Hände ſanft von meinem Nacken und legte den Arm um ihren Leib. Dann riß ich das Bändchen von dem Ringe und ſteckte ihn an ihren Finger. Sie lehnte ſich an mich wie ein beruhigtes Kind und ließ ſich ſtill von mir hinwegführen. — Als wir nach einiger Zeit an den andern Teich gelangten, ſtand wirklich noch das Bild der Venus zwiſchen den weißen Waſſerroſen, und ich wußte es nun gewiß, daß ich ein irdiſches Weib in meinen Armen hatte.

Zögernd, aber endlich dennoch traten wir aus den entlegenen Schattengängen in das Bosquet, und aus dem Bosquet dem Hauſe gegenüber in's Freie. Ueber den Raſen weg durch die offenen Flügelthüren ſahen wir drinnen in dem erhellten Saal meinen Bruder mit ſeiner Frau wie im traulichen Geſpräche auf und ab gehen.

Jenni bückte ſich und war, ehe ich mich deſſen verſah, aus meinem Arm entſchlüpft; aber ebenſo ſchnell hatte ſie auch meine Hand wieder erfaßt. „Thue, was Du mir verſprochen, Alfred,“ ſagte ſie; „und alles Andere,“ ſetzte ſie kaum hörbar hinzu, — „vergiß!“

Und als hierauf Grethe in die offene Thür trat und in die Nacht hinausrief: „Jenni, Alfred, ſeid Ihr's denn?“ da bat ſie dringend: „Sprich nicht davon; auch nicht zu Deiner Mutter; wir dürfen ſie nicht betrüben.“

„Aber ich verſtehe Dich nicht, Jenni.“

Sie drückte nur heftig meine Hand. Dann verließ ſie mich und ſtand gleich darauf bei Grethe auf der Terraſſe, die uns, als wir in den hellen Saal getreten waren, Eines um das Andere mit ſchweigendem Kopfſchütteln betrachtete.

Am andern Morgen früh ritt ich in die Stadt, um mein Verſprechen zu erfüllen. Dort ließ ich von zwei verſchiedenen Juwelieren den Werth des Schmuckes ſchätzen. Er war hoch; aber meine Caſſe war damals gerade gefüllt.

So konnte ich ſelbſt den Schmuck für Jenni aufheben, und wechſelte von meiner mitgenommenen Baarſchaft eine Rolle Goldes ein, die dem angegebenen Werthe entſprach. — Als das beſorgt war, ging ich noch eine Weile an dem ſchönen Hafen auf und ab. Draußen auf der Rhede, ganz fern im Sonnenduft, ſah ich ein großes Schiff liegen; eine Brigg, wie mir ein Matroſe ſagte, ſegelfertig nach Weſtindien. —

„Nach ihrer Heimath!“ dachte ich; und dann übernahm mich das Denken an ſie ſo ſehr und ließ mir keine Ruhe, als bis ich wieder auf dem Heimwege war.

Kurz vor Mittag trat ich in den Gartenſaal. Es war Niemand dort; aber von der Thür aus ſah ich in einiger Entfernung Jenni mit einem hageren ältlichen Herrn im Garten ſtehen. Gleich darauf bot er ihr mit einer gewiſſen Förmlichkeit den Arm und führte ſie dem Hauſe zu. Als ſie näher kamen, ſah ich, daß der Mann faſt weißes Haar hatte; aber aus dem ſehr dunklen Antlitz blickten zwei ſcharfe herriſche Augen, und die kurzen Bewegungen ſeines Kopfes zeugten davon, daß er gewöhnt ſei, zu befehlen. Das weiße Halstuch und die große Brillantnadel in dem gekrauſten Jabot gehörten wie ſelbſtverſtändlich zu dieſer Geſtalt. Ich wußte auch ſofort, daß es Jenni's Vater ſei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vaters wegen, den ich bis jetzt noch nie geſehen hatte; aber, ſo wie er war, entſprach er wohl noch meiner Knabenphantaſie. Und jetzt hörte ich auch ſeine fremdklingende Stimme; er ſprach in abgeſtoßenen Worten, die ich nicht verſtand, zu ſeiner Tochter; ſie ſchien nur zuzuhören.

Da ich mich nicht vorbereitet fühlte, ihm jetzt entgegenzutreten, ſo verließ ich, ehe die Beiden die Terraſſe erreicht haten, den Saal, und ging in das Oberhaus hinauf. Die Thür zu Jenni's Zimmer ſtand offen. Ich ging hinein und legte unſerer Verabredung gemäß den Erlös des Schmuckes in einen Wandſchrank, der ſich oberhalb der Thür befand. Dann ging ich in mein eigenes Zimmer und warf mich dort aufgeregt und doch ermüdet auf das Sopha.

Es mochten kaum einige Minuten vergangen ſein, als ich von der Treppe her Schritte vernahm und bald darauf zwei Perſonen in das große neben dem meinigen liegende Zimmer treten hörte. Eine von meinem Zimmer da hineinführende Thür befand ſich meinem Sitze gegenüber. Sie war zwar jetzt verſchloſſen; aber ſie hatte ein Fenſter, das von der andern Seite mit einer weißen Gardine dicht verhangen war.

An der Stimme erkannte ich, daß Jenni und ihr Vater die Eingetretenen ſeien, obwohl ich, da ſie ſich am andern Ende des Zimmers befinden mochten, von ihrer Unterhaltung nichts verſtand. Als ſie ſich dann näherten, wollte ich mich leiſe entfernen; aber die erſten Worte, die mit Deutlichkeit mein Ohr trafen, bewirkten, daß ich regungslos und alles Andere vergeſſend auf meinem Sitze blieb.

„Du konnteſt dort nicht bleiben!“ hörte ich den Vater in der ſchon vorhin bemerkten abgeſtoßenen Redeweiſe ſagen.

„Weshalb nicht?“ fragte Jenni.

Ich hörte ihn jetzt ein paar Mal langſam auf und ab gehen. Dann ſtand er ſtill. „Du magſt es hören,“ ſagte er, „weil Du mich zwingſt, es zu ſagen. Du hätteſt bei der Abſtammung Deiner Mutter niemals die Geſellſchaft Deines Vaters theilen können.“

„Und bei meiner eignen,“ ſetzte Jenni hinzu. „Ich weiß das.“

„Du weißt das? Wer hat Dir dieſe Dinge geſagt?“

„Niemand; ich habe ſie geleſen.“

„Nun, dann weißt Du auch, weshalb ich Dich nach Europa ſchicken mußte. Ich meine, Du hätteſt mir das danken ſollen.“

„Ja," ſagte ſie, „ſo wie ich Dir mein Leben danke."

Der Vater erwiderte hierauf nichts; aber es wurde ein Fenſterflügel aufgeſtoßen, und an dem Geräuſch bemerkte ich, wie er den Kopf in die freie Luft ſteckte und mit großer Erregung ſich räusperte. — Jenni hatte ſich mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, welche die beiden Zimmer trennte. Ich ſah durch das verhängte Fenſter den Schatten ihres Kopfes und hörte das Rauſchen ihres Kleides.

Nach einiger Zeit ſchien ihr Vater in die Stube zurückgetreten zu ſein. „Ich habe," begann er wieder, „für Dich gethan, was ich vermochte. Du haſt freilich niemals einen Wunſch gegen mich ausgeſprochen; aber ich wüßte auch nicht, was Du noch zu wünſchen gehabt hätteſt."

Sie erhob ſich und trat ihm langſam einen Schritt entgegen. „Wo iſt meine Mutter?" fragte ſie.

„Deine Mutter, Jenni!" rief der Mann, als habe er eher alles Andere, als eine Frage nach dieſer Frau erwartet. „Du weißt es ja, ſie lebt; es wird für ſie geſorgt.“

„Und,“ fuhr das Mädchen unerbittlich fort, „da nun Dein großes neues Haus fertig und eingerichtet iſt, haſt Du ſchon Anſtalten getroffen, daß ſie herüber komme, um wieder mit uns zu leben?“

Ich hörte, wie er ein paar Mal mit ſtarken Schritten in den großem Zimmer auf und ab ging. Dann trat er wieder zu ſeiner Tochter. „Du biſt ein Kind, Jenni,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme; aber die Worte klangen dennoch ſcharf accentuirt. „Du kennſt die Verhältniſſe drüben in Deinem Geburtslande nicht; Du ſollſt ſie auch nicht kennen lernen.“ Und als überkomme ihn, den alten Kaufherrn, plötzlich der Zauber der Erinnerung, fuhr er fort: „Sie war unglaublich ſchön, jene Frau; unglaublich! — wenn ſie ſich in ihrer Hängematte ſchaukelte, in ihren weißen Gewändern zwiſchen den grünen breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der ſtahlblaue Tropenhimmel; wenn ſie mit ihren Vögeln ſpielte oder die goldnen Bälle lachend in die Luſt warf! — Aber man durfte ſie nicht reden hören; der ſchöne Mund ſtümperte in der gebrochenen Sprache der Neger; es war das Geplapper eines Kindes. — Jene Frau, Jenni, war keine Geſellſchafterin für Dich, wenn Du das werden ſollteſt, was Du geworden biſt.“

Sie hatte ſich wieder an die Thüre gelehnt. „Und dafür,“ ſagte ſie, „haſt Du der Mutter das Kind genommen. — Sie ſchrie; o, ſie ſchrie, als Du mich aus ihren Armen nahmſt und über das Brett in’s Schiff hinübertrugſt. Und das war der letzte Laut den ich von meiner Mutter hörte. — Ich hatte es lange vergeſſen; denn ich war ein gedankenloſes Kind. Gott verzeihe mir das! — Aber jetzt höre ich es alle Nächte vor meinen Ohren. Wer gab Dir das Recht, meine Zukunft mit dem Elend meiner Mutter zu bezahlen!“ Und ich ſah durch die Gardine, wie ſie ſich hoch aufrichtete bei dieſen Worten.

Der Vater ſchien ihre Hand zu faſſen. „Beſinne Dich, Jenni,“ ſagte er; „ich hatte nur die Wahl zwiſchen Dir und ihr; — aber Du warſt mein Kind.“

Der weiche, faſt zärtliche Ton, worin er die letzten Worte ſprach, ſchienen ohne Eindruck auf die Tochter zu bleiben. „Du haſt mir meine Frage nicht beantwortet,“ ſagte ſie; „der Preis, den Du gezahlt haſt, war nicht Dein und auch nicht mein; er muß zurückerſtattet werden, ſo weit es jetzt noch möglich iſt. Antworte mir, ja oder nein, wird meine Mutter in dem neuen Hauſe mit uns wohnen?“

„Nein, Jenni; das iſt nicht möglich.“

Auf dieſe Worte folgte eine lautloſe Stille. Was in dieſen Augenblicken in dem Innern des Mädchens vorging, was davon etwa in dem

Ausdruck ihrer Geberde oder ſonſtwie zu Tage trat, konnte ich nicht bemerken.

„Ich habe noch eine Bitte,“ ſagte ſie endlich.

„Sprich nur, Jenni,“ erwiderte der Vater haſtig; „ſprich nur; Alles, was ſonſt in meinen Kräften ſteht!“

„So bitte ich,“ fuhr ſie fort, „um die Erlaubniß, während Deines Aufenthaltes in Pyrmont bei unſern Freunden hier zurückzubleiben.“

Er ſchwieg einen Augenblick. „Wenn Du,“ ſagte er dann, „es nicht für paſſender findeſt, Deinen Vater zu begleiten, ſo wüßte ich nichts dagegen einzuwenden.“

Sie antwortete nicht darauf; ſie frägte nur: „Darf ich mich jetzt entfernen?“

„Wenn Du mir nichts mehr zu ſagen haſt, ich werde mit hinabgehen.“

Darauf wurde die Thür geöffnet, und ich hörte, wie ihre Schritte ſich draußen auf dem Corridor nach der Treppe zu entfernten.

Ich blieb auf meinem Zimmer, bis ich zum Mittagseſſen herabgerufen wurde.

Jenni's Vater, als mein Bruder mich ihm vorſtellte, maß mich mit ſeinen raſchen Augen, ſo daß ich fühlte, es werde meine Perſon im Ueberſchlage abgeſchätzt. Dann fragte er nach meinen Studien und Reiſen, und ob ich Gelegenheit fände, meine Kenntniſſe in der Heimath zu verwerthen. Das Alles geſchah in einer Art, die einem Examen nicht unähnlich war. Zuletzt wurde ich höflich eingeladen, über das neuerbaute Haus mein ſachverſtändiges Urtheil abzugeben, ſobald er von ſeiner Badereiſe zurück ſein werde. — Von dem, was kurz vorher zwiſchen ihm und ſeiner Tochter geſchehen, war bei dem förmlichen Weſen des Mannes nichts zu ſpüren.

Bei Tiſche ſaß er neben meiner Mutter und unterhielt ſie in aufmerkſamſter Weiſe; als dieſe das Geſpräch auf eine gemeinſam verlebte Jugendzeit brachte, verſtand er es ſogar, zu ſcherzen. Er erinnerte ſeine Nachbarin an verſchiedene Bälle, auf denen ſie in dem Harmonieſaale ihrer Vaterſtadt getanzt, und an das lebensgroße Bild eines kleinen wohlbeleibten Amors, das dort an der Tapete geweſen. „Die jungen Damen,“ ſagte er, „hatten ſolche Scheu davor, daß es dort immer eine Lücke in der Tanzreihe gab.“

„Und Sie, Herr Vetter,“ erwiderte meine Mutter, „waren recht darauf verſeſſen, Ihre Dame immer wieder vor das verfehmte Götterbild zu führen.“

Er verneigte ſich galant gegen ſie. „Ich wußte ja, Frau Couſine,“ ſagte er, „daß Sie mir gegenüber den Amor nicht zu ſcheuen hätten.“

Ich ſah, wie bei dieſen Worten ein zartes Roth das noch immer anmuthige Geſicht meiner Mutter überflog; und unwillkürlich dachte ich, ob, wie jetzt ihre Kinder, ſo vielleicht auch ſie in vergangenen Tagen einmal durch gegenſeitige

Neigung zu einander gezogen geweſen. Auch Jenni, die bisher ohne Zeichen der Theilnahme und kaum die Speiſen berührend dageſeſſen, blickte bei dieſen Worten auf; vielleicht hatte ſie ihren Vater noch nie über ſo heitere Dinge reden hören. Dieſer ſelbſt richtete über Tiſch kein Wort an ſeine Tochter, ſondern ſprach wieder über allerlei Verkehrsverhältniſſe mit meinem Bruder. Später aber, beim Kaffee, hörte ich ihn zu meiner Mutter ſagen: „Jenni wird durch die Güte Ihrer Kinder nun noch eine Zeit lang hier verweilen; ich reiſe morgen allein weiter. Wir kennen uns ſeit langen Jahren, Frau Couſine; wenn es die Gelegenheit giebt — erzählen Sie ihr von jenen Tagen. — Sie ſoll in nächſter Zeit mit dem alten Manne leben; es wäre vielleicht gut, wenn ſie vorher den jungen etwas kennen lernte.“ Und indem er ſeiner Jugendgenoſſin die Hand drückte, fügte er aufſtehend hinzu: „Sie thun mir damit einen Dienſt, Couſine.“

Der Tag ging hin, ohne daß es mir gelang, Jenni allein zu treffen; ſie vermied es ſichtlich.

Auch Grethe war meiſt draußen in ihrer Wirthſchaft. — Am andern Morgen, als ſie nach der Abreiſe unſeres Gaſtes zu mir in den Garten kam, kreuzte ſie die Hände auf der Bruſt und ſagte lächelnd und mit einem tiefen Seufzer: „Da wären wir denn nun wieder unter uns!“

Bald aber erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Jenni noch am Vormittag auf mehrere Tage in die Stadt reiſe, um in dem neuen Hauſe ihres Vaters mit deſſen Wirthſchafterin, ich weiß nicht welche Einrichtungen zu beſchaffen.

Ich ſtand allein auf der Terraſſe, als ſie im Reiſeanzug zu mir heraustrat. Sie reichte mir die Hand; aber ich grollte ihr, daß ſie mich jetzt verlaſſen könne. „Warum thuſt Du mir das, Jenni?“ fragte ich. „Hatten denn dieſe Einrichtungen ſolche Eile?“

Sie ſchüttelte den Kopf, indem ſie mich groß und ruhig anblickte; in ihren Augen war, ich kann nicht anders ſagen, ein Ausdruck von erhabener Schwärmerei.

„Und doch gehſt Du?“ fragte ich wieder, „und gerade jetzt?“

„Ich will Dich nicht belügen, Alfred,“ ſagte ſie; „das iſt es nicht; aber ich muß, ich kann nicht anders.“

„So komme ich täglich in die Stadt, um Dir zu helfen.“

Sie erſchrak ſichtlich. „Nein, nein,“ rief ſie, „das darfſt Du nicht!“

„Weshalb denn nicht?“

„Ich weiß nicht; frage mich nicht! — O glaub' es doch!“

„Kannſt Du mir nicht vertrauen, Jenni?“

Sie ſtieß einen Laut der Klage aus, ſo ſchmerzlich, wie ich jemals etwas hörte. Dann ſtreckte ſie die Arme nach mir aus, unbekümmert, wer es ſehen möchte; und wie einmal zuvor im Geheimniß der Nacht, ſo hielt ich ſie jetzt im hellſten Sonnenlicht an meinem Herzen. „So bleib denn nicht ſo lange!“ bat ich; „mein Vater erwartet mich, meine Zeit hier geht zu Ende.“

Ich ſah auf ihr ſchönes blaſſes Antlitz, da ſie ſchwieg. Sie hatte die Augen geſchloſſen und, als wolle ſie hier ruhen, den Kopf auf meine Schulter gelegt.

Es war nur ein Augenblick. Sie riß ſich los, und wir gingen nach der Vorderſeite des Hauſes, wo ſchon der Wagen bereit ſtand. — Als ſie eingeſtiegen war, hörte ich noch meine Mutter, die ihre Hand gefaßt hatte, ſagen: „So weine doch nicht, Kind! Du weinſt ja, als ob es Dir das Herz abſtieße.“

Es folgten jetzt trotz alles Sonnenglanzes für mich eine Reihe von grauen Tagen. Es war noch ein Glück, daß mein Bruder mich mit den Entwürfen zu einem neuen Wirthſchaftsgebäude vollſtändig außer Athem hielt. Es war keine Kleinigkeit, ſeine praktiſchen Anforderungen mit den künſtleriſchen, die ich meinerſeits nicht außer Acht laſſen wollte, zu verbinden. Oft fuhr er mir unbarmherzig mit dem Bleiſtift in meinen ſchön gezeichneten Plan hinein; und wir ſtritten hin und her, bis endlich ſogar die beiden Frauen zur Entſcheidung aufgerufen wurden.

Es war am vierten Tage nach Jenni's Abreiſe, als ich mit dieſer Arbeit beſchäftigt auf meinem Zimmer ſaß. Es wollte indeß heute nicht von der Hand gehen, und da ich der armen Reißfeder die Schuld gab, ſo ſtand ich auf, um eine andere aus meinem Koffer zu nehmen. Als ich dabei die darin befindliche Wäſche auspackte, fiel mir ein zuſammengefaltetes Papier in die Hand. „Von Jenni,“ ſtand darauf; darin lag der kleine Schildpatring, den ich kurz zuvor ihr an den Finger geſteckt hatte, und, dadurch geſchlungen, ein langer Streifen ſeidenſchwarzen Haares.

Mein erſtes Gefühl war ein Schauer des Entzückens, ein Gefühl unmittelbarer Nähe der Geliebten; dann aber überkam mich eine unbeſtimmte Beſorgniß. Ich betrachtete das Papier von allen Seiten; aber es war kein Buchſtabe oder Zeichen ſonſt daran. — Nachdem ich vergeblich wieder zu arbeiten verſucht hatte, ging ich in den Saal hinab, wo ich meinen Bruder mit ſeiner Frau in einem Geſpräche über Jenni traf.

„Aber ſo etwas von Augen!“ hörte ich Grethe bei meinem Eintritt ſagen.

Ihr Mann ſchien ihr im Scherz das Widerſpiel zu halten; denn er erwiderte: „Du findeſt dieſe wilden Augen doch nicht ſchön?“

„Wild, Hans? Und nicht ſchön? — Aber freilich, Du haſt Recht, ſie ſind ſo ſchön, daß ſie den Widerſpruch hervorrufen. Und dies!“ — — Sie hielt inne und blickte mit einem mitleidigen Lächeln zu ihrem ſtattlichen Manne empor.

„Was denn, Grethe?“

„Iſt nichts als der Anfang einer Vertheidigung. Aufrichtig, Hans, Du fühlſt ſchon, wie ſie Dir gefährlich wird!“

„Ja, wenn ich Dich nicht hätte!“

„O, auch wenn Du mich haſt.“

Er gab ihr lachend beide Hände. „Halt ſie feſt,“ ſagte er, „ſo ſoll kein hübſcher Teufel mich verführen.“

Aber das ließ ſeine Frau nicht gelten. „Der Teufel iſt in Euch Männern!“ rief ſie. „Ueberhaupt, was haſt Du jetzt immer an dem harmloſen Kind zu nergeln, der Du doch ſonſt allezeit ihr Ritter warſt?“

„Sonſt, Grethe, ja. Aber ſie iſt anders geworden!“ Er beſann ſich einen Augenblick. „Ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen. Aber es iſt nur zu gewiß; die Kaufmannstochter iſt in ihr zum Vorſchein gekommen; — ſie iſt geizig geworden.“

„Geizig!“ rief Grethe. „Nun wird es zu arg! Jenni, die in der Penſion nur durch die ſtrengſten Verbote zurückgehalten war, ſich nicht das Kleid vom Leibe fortzugeben!“

„Sie giebt jetzt keine Kleider mehr fort,“ erwiderte mein Bruder; „ſie verkauft ſie an den Trödler; und zwar kann ich Dir ſagen, daß ſie die Preiſe ſehr genau behandelt.“

Ich hatte, ohne mich in's Geſpräch zu miſchen, aufmerkſam zugehört. Bei dieſen letzten Worten überfiel mich plötzlich eine erſchreckende Klarheit. — Mein Entſchluß war raſch gefaßt. „Kann ich Dein Pferd bekommen, Hans?“ fragte ich.

„Freilich; wohin willſt Du denn?“

„Ich möchte in die Stadt reiten.“

Seine Frau war mir dicht unter die Augen getreten. „Kannſt Du es denn gar nicht länger aushalten, Alfred?“

„Nein, Grethe!“

„Nun, ſo grüß mir Jenni; oder noch beſſer, bring ſie uns ſelber wieder mit zurück!“

Ich ſagte nichts; aber gleich darauf ſaß ich im Sattel; eine Stunde ſpäter war ich in der

Stadt und bald auch in der mir wohlbekannten Straße, wo das Haus von Jenni's Vater liegen ſollte. Es war unſchwer aufgefunden, und nach mehrmaligem Klingeln wurde die Thür des ſtattlichen Gebäudes von einer ältlichen Frau geöffnet. Als ich nach Fräulein Jenni fragte, erwiederte ſie trocken: „Das Fräulein iſt nicht hier.“

„Nicht hier?“ wiederholte ich; und mein Geſicht mochte die Beſtürzung ausdrücken, die ich bei dieſer Antwort empfand; denn die Alte fragte mich nach meinem Namen. Als ich ihr aber geſagt hatte, wer und woher ich ſei, ſetzte ſie verdrießlich hinzu: „Was fragen Sie denn? Das Fräulein iſt ja den andern Tag ſchon wieder zurückgereiſt.“

Ich ließ die Alte ſtehen und lief aus einer Straße in die andere, bis ich den Hafen erreicht hatte. Die Sonne war ſchon unter und die Rhede weit hinaus mit dem Purpur eines ſtarken Abendroths überglänzt. Dort hatte die

Brigg gelegen; jetzt war ſie fort, kein Schiff mehr zu ſehen. Ich ſuchte mit den Arbeitern, die umherſtanden, ein Geſpräch anzuknüpfen, und erfuhr den Namen des Rheders und des Schiffes, und daß es vor drei Tagen in See gegangen ſei. Weiteres wußten ſie nicht; außer noch die Schlafſtelle des Capitäns. Ich machte mich ſogleich auf den Weg, und dort brachte ich heraus, daß eine junge ſchöne Dame mit ſchwarzen Haaren ſich am Bord befinden ſolle. Dann ging ich auf das Comptoir des Rheders, wo ich durch Zufall noch den alten Buchhalter an ſeinem Pulte traf; aber er wußte mir keine weitere Auskunft zu geben; denn die Paſſagiere ſeien lediglich Sache des Capitäns.

Ich kehrte in's Hotel zurück und ließ mein Pferd ſatteln. Schneller, als mein Bruder es erlaubt haben würde, trabte der Rappe heimwärts. Es war ſchon ſpät und der Himmel hing voller Wolken. Wenn der Nachtwind durch die Finſterniß an mir vorüberwehte, ſo flogen meine Gedanken mit, und wie einen Spuk vor meinen Augen ſah ich das Schiff, das ſie hinwegtrug; ein winziger Punkt, ſchwebend in dem flüſſigen Element über den gähnenden Abgründen der Tiefe, umlagert von Nacht in der ungeheuern Oede des Meeres. — Endlich blinkten die Lichter des Gutes vor mir aus den Bäumen.

Hier fand ich Alles in Trauer und Beſtürzung. Es war ein Brief von Jenni da, datirt vom Bord der Brigg „Eliſabeth". Sie war fort, über's Meer, zu ihrer Mutter; wie ſie es mir geſagt hatte, wie ſie es hier wiederholte, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. In den innigſten, ſüßeſten Worten bat ſie Alle, ihr zu verzeihen. Mein Name war in dem Briefe nicht genannt; aber ich hatte ja meinen Gruß im Stillen ſchon empfangen. Auch ihres Vaters hatte ſie nicht erwähnt.

Am andern Tage waren mein Bruder und ich wieder in der Stadt; aber nur, um dort die

Ueberzeugung zu erlangen, daß die Brigg „Eliſabeth“ nicht mehr zu erreichen ſei.

Dann, ohne erſt mit Hans zurückzukehren, reiſte ich geradeswegs nach Pyrmont. Einige Augenblicke nach meiner Ankunft ſtand ich Jenni's Vater gegenüber und berichtete ihm die Flucht ſeiner Tochter. — Ich hatte mir gedacht, den ſchon ältlichen Mann unter dieſer Nachricht zuſammenbrechen zu ſehen; aber es war kein Schmerz, es war ein Blitz des Jähzornes, der aus ſeinen Augen fuhr. Die Fauſt auf dem Tiſch ballend, daß die mageren Knöchel ſcharf hervorſtanden, ſtieß er Verwünſchungen gegen ſeine Tochter aus. „Möge ſie gehen, wohin ſie gehört!“ rief er, „dieſe Raſſe iſt nicht zu beſſern; verflucht der Tag, wo ich das geglaubt habe!“ Dann aber wurde er plötzlich ſtill; er ſetzte ſich und ſtützte den Kopf in ſeine Hand. Und wie zu ſich ſelber ſprach er: „Was red' ich denn! Es iſt mein eigen Blut; das Andre — iſt meine Schuld. Was kann das Kind dafür! Es hat zu ſeiner Mutter gewollt.“ Und die Arme ausſtreckend und vor ſich hinſtarrend rief er laut: „O Jenni, meine Tochter, mein Kind, was hab' ich Dir gethan!“ — Er ſchien meine Gegenwart vergeſſen zu haben, und ich ließ ihn ungeſtört gewähren. „Wir ſind ja Menſchen,“ fuhr er fort; „Du hätteſt mir das verzeihen ſollen; aber ich verſtand es nicht, zu Dir zu ſprechen; das war es, wir konnten nicht zu einander kommen.“

Da, in dieſem Augenblicke wagte ich es, ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ihm zu ſagen, daß wir uns liebten. Und der gebrochene Mann griff danach wie nach einem Strohhalm und bat mich, ihm ſein Kind zurückzubringen.

Was ſoll ich viel erzählen! Tags darauf reiſte ich wieder ab; aber zuvor gab er mir einen Brief an ſeine Tochter, den er in der Nacht geſchrieben hatte. Und glaub' mir, diesmal iſt es keine Quittung; Zorn und Liebe, Anklage und Entſchuldigung, wie ſie während des langen Abends, den wir noch zuſammenſaßen, in ſeinen Worten wechſelten, werden auch in dieſem Briefe ſein.

Das Uebrige — ſo ſchloß Alfred ſeine Erzählung — iſt Dir bekannt. Hier ſtehe ich, ausgerüſtet mit allen Vollmachten und väterlichen Conſenſen, und harre des Glockenſchlags, um meine Brautfahrt anzutreten.“ —

Noch eine Stunde etwa waren wir beiſammen; dann ſchlug es drei vom Kirchthurm und ein Packträger kam, um Alfred's Koffer an den Hafen hinabzutragen.

Ich geleitete meinen jungen Freund. Es war eine kühle Nacht; ein ſcharfer Oſtwind regte das Waſſer auf und warf das Boot polternd gegen die Hafentreppe. Alfred ſtieg ein und reichte mir die Hand herüber. „Nicht wahr, Alfred,“ ſagte ich, die Bewegung des Abſchieds in einen Scherz verhüllend; „mit Jenni oder niemals?“

„Nein, nein!“ rief er zurück, während ſchon das Boot in die Nacht hinausſteuerte: „Mit Jenni, aber jedenfalls!“

Ueber ein halbes Jahr iſt ſeit jener Nacht vergangen. Auf das Gut bin ich noch nicht hinausgekommen; aber eben jetzt, wo die erſten Mailüfte mir in's offene Fenſter ſpielen, iſt eine erneuete Einladung an mich eingelaufen, und ich werde mich diesmal nicht vergebens bitten laſſen. Vor mir liegen zwei Briefe; beide datirt aus Chriſtiansſtadt auf St. Croix; der eine, von Jenni an Alfred, iſt in deſſen Abweſenheit von ſeiner Schweſter erbrochen worden. Er lautet:

„Ich habe meine Mutter gefunden; ohne Mühe, denn ſie hält ein großes Logirhaus in der Nähe des Hafens. Sie iſt noch ſchön und von blühender Geſundheit; aber in ihren Zügen, deren Umriß ich zwar noch erkenne, ſuche ich vergebens, wonach ich die langen Jahre mich geſehnt habe. — Ich muß Dir Alles ſagen, Alfred; es iſt anders, als ich mir gedacht. Ich habe eine Scheu vor dieſer Frau; mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie ſie bei der erſten Mittagstafel mich einer Anzahl Herren als ihre Tochter vorſtellte. Gleich darauf, in einem Gemiſch aller lebenden Sprachen, gab ſie laut und prunkend die Geſchichte ihrer Jugend preis; — Alles, was im Geheim an mir genagt, und was ich in die ſchwärzeſte Nacht hätte verbergen mögen.

Die meiſten Gäſte und Koſtgänger ſind Farbige; einer von ihnen aber, ein reicher Mulatte, ſcheint das ganze Hausweſen zu regieren; meiner Mutter begegnet er mit einer Vertraulichkeit, die mir das Blut heiß in's Geſicht jagt. Und dieſer Menſch, Alfred, — er hat das Zähnefletſchen eines Hundes, — verlangt mich zum Weibe; und meine Mutter ſelbſt drängt mich dazu, bald durch ihre ungezähmten Liebkoſungen, womit ſie mich faſt erſtickt, bald in aller Fremden

Gegenwart mit kreiſchenden Drohungen und Vorwürfen. — Ich muß mitunter wie ſinnverwirrt in das Geſicht dieſer Frau ſtarren; mir iſt, als ſähe ich auf eine Maske, die ich herabreißen müßte, um darunter das ſchöne Antlitz wiederzufinden, das noch aus meiner Kindheit zu mir herüberblickt; als würde ich dann auch die Stimme wieder hören, die mich einſt in den Schlaf geſummt, ſüß wie Bienengetön. — — O es iſt Alles furchtbar, was mich hier umgiebt! Früh Morgens ſchon, denn meine Schlafkammer liegt nach der Hafenſeite, wecken mich die Stimmen der ſchwarzen Arbeiter und Laſtträger. Solche Laute kennt Ihr drüben nicht; das iſt wie Geheul, wie Thierſchrei; ich zittre vor Entſetzen, wenn ich es höre, und begrabe den Kopf in meine Kiſſen; denn hier in dieſem Lande gehöre ich zu Jenen; ich bin ihres Blutes, Glied an Glied reicht die Kette von ihnen bis zu mir hinan. Mein Vater hatte Recht; und doch — — mir ſchwindelt, wenn ich in dieſen Abgrund blicke. Ich werfe mich an deine Bruſt; Alfred, hilf mir, ach, hilf mir!“

Und die Hülfe war nicht fern geweſen; der andere Brief iſt von Alfred an ſeine Schweſter, und das Datum nur um wenige Tage ſpäter. Die frohe Zuverſicht, mit der er ſeine Reiſe antrat, hat ihm auch dort den Preis gewinnen helfen.

„Schon von Bord aus“ — ſo ſchreibt er — „wurde ich zu Jenni's Mutter in's Quartier gewieſen. Jenni ſelbſt war die Erſte, die mir bei meinem Eintritt auf dem Flur begegnete; ſie flog mit einem Schrei der Freude in meine Arme. — Seither habe ich denn auch die Mutter genügend kennen gelernt; ſie iſt eine wohlbeleibte, noch immer hübſche Frau, die in bunten ſeidnen Kleidern daherrauſcht und in einer ganz unmöglichen Sprache redet; je nachdem, ob mit den Gäſten oder mit dem Geſinde, in ſanften oder auch wohl in etwas kreiſchenden Tönen. Von Jenni's Vater ſpricht ſie mit einem dankbaren Reſpect, und nennt ihn den „guten nobelen Herrn", durch deſſen Freigebigkeit ſie in dieſe behaglichen Verhältniſſe gekommen ſei. Nichts liegt ihr ferner, als ein Verlaſſen ihrer Heimathinſel oder gar eine Heirath mit dem vornehmen Vater ihrer Tochter. Sie iſt hier an ihrem Platze und befindet ſich ſo wohl, daß es für Jenni eine faſt herbe Enttäuſchung geweſen ſein muß, ſtatt des geträumten Elendes, zu deſſen Heilung ſie alle Bande in der alten Welt zerriſſen hatte, eine ſo niedrige Region vorzufinden, in der ſolch edles Leid gar nicht gedeihen kann. — Nichts deſtoweniger hat die Ankunft der Tochter dieſer lebhaften Frau eine große Freude bereitet; und ſie hat ſie oft genug vor meinen Augen mit einer ungeſtümen, ich möchte ſagen, elementariſchen Zärtlichkeit überſchüttet. Da ſie mit dem ſchönen Mädchen vor den Gäſten prunken will, ſo iſt ſie unaufhörlich bemüht, ſie herauszuputzen, und Jenni hat alle Noth, ſich der brennenden Farben zu erwehren, welche die Mutter für ſie ausſucht. Aber nicht genug; ſie hatte ihr unter den Gäſten des Hauſes einen reichen Herrn zum Gemahl auserſehen, in dem mir noch ein erhebliches Maaß des hier ſo verfehmten Blutes zu circuliren ſcheint, und zu dem Ende ſchon die ernſtlichſten Anſtalten in's Werk geſetzt. Da bin ich denn dazwiſchen getreten; und der Wille und die Vollmacht des „guten nobelen Herrn" haben Alles auf's Leichteſte geſchlichtet.

Ich fühle wohl, es war nicht nur ein Schrei der Freude, ſondern auch der Erlöſung, womit Jenni mich begrüßte. Aber es iſt gut ſo; ſie mußte auch das erſt erfahren; denn nur, wie es jetzt geſchehen, konnte ſie wirklich mein werden; und fehlt ihr der Blick noch rückwärts in eine Familie, ſo wird ſie einen Mann haben, der froh iſt, ein neues Haus mit ihr zu gründen und ſein künftiges Geſchlecht aus ihrem Schooße emporblühen zu ſehn. Denn ich ſchreibe dies an unſerem Hochzeitstage. — Ihr hättet nur ſehen ſollen, in welch' leuchtend grüner

Seide die wackre bewegliche Dame zwiſchen den Stammgäſten des Hauſes der Hochzeitstafel präſidirte, wie ſtolz ſie auf ihre wunderſchöne Tochter und — ich kann es nicht leugnen — auch auf ihren Schwiegerſohn war, und welche unglaublichen Toaſte ſie in drei Sprachen zugleich auf das Wohl der Neuvermählten ausbrachte. Jn den erſten Frühlingstagen hoffen wir bei Euch einzutreffen. Und Du, Grethe, wirſt nicht eiferſüchtig in Deiner Freundſchaft werden, wenn ich Dir vertraue, was Jenni mir eben zugeflüſtert: „Nun, Alfred, hilf mir, daß ich zu meinem Vater komme!“ —

Dieſe Briefe waren dem Einladungsſchreiben der beiden Eheleute angeſchloſſen. „Alſo kommen Sie,“ — hieß es in dem letzteren von Frau Grethe's Hand — „Jenni's Vater iſt ſchon hier; Alfred's Eltern treffen noch heute ein; ſogar Tante Joſephine kommt, obgleich ſie mitunter noch einige Bedenken äußern ſoll hinſichtlich einer Perſon, die ſchon in ihren Kinderjahren ſo ruchlos mit engliſchen Nähnädeln umgegangen iſt. — Wir ſind aus unſern Winterquartieren ſchon wieder in den hellen Gartenſaal eingezogen. Vom Raſen her weht der Duft der Maililien durch die offenen Flügelthüren und drüben im Luſthain am Teiche, wo die Venus ſteht, ſind die Uferränder blau von Veilchen.“

Und in der kräftigen Handſchrift meines Freundes Hans ſtand dahinter:

„Die Brigg »Eliſabeth« hat am letzten Sonntage Liſſabon paſſirt; Jenni und Alfred ſind an Bord; in einigen Tagen können ſie bei uns ſein; denn ſchon wehen günſtige Winde. und bringen die Beiden und ihr Glück.“

Eine Malerarbeit.

Wir ſaßen am Kamin, Männer und Frauen, eine behagliche Plaudergeſellſchaft. Der Menſch gab wie immer den beſten Unterhaltungsſtoff, und endlich waren wir bei einem abweſenden Bekannten angelangt, der aus Mißfallen an ſeiner übrigens frei gewählten Gattin ſein Familienleben faſt eigenſinnig zu zerſtören ſchien. Es wurde für und wider geſprochen und Partei genommen. „Mit der iſt nicht zu leben," riefen Einige, „man kann's ihm nicht verdenken!"

Der bisher ſchweigſame Hausarzt, der ſich erſt ſeit einigen Jahren in unſerem Städtchen niedergelaſſen, räuſperte ſich und nahm eine Priſe. „Man muß ſein Leben aus dem Holze ſchnitzen, das man hat," ſagte er, „und damit baſta!"

„Wenn's aber nichts taugt?" wurde dagegen geſprochen.

„Und wenn es krumm und knorrig wäre," erwiderte er.

„Doctor," rief die jugendliche Hausfrau, „ich merke ſchon, dahinter ſteckt wieder eine Geſchichte, aber die Contes moraux ſind aus der Mode gekommen."

„Nun," verſetzte er, „Sie wiſſen, wir Aerzte liegen oft im Streite mit dieſer Göttin."

„Laßt unſeren Doctor erzählen," entſchied eine junge Dame. „Wenn's nur eine Geſchichte iſt; es kommt auf die Moral nicht an!"

„Erſt ein paar Scheite noch in den Kamin!" ſagte der Doctor. „So! — Und nun — ich weiß nicht, ob Einer der verehrten Anweſenden den kleinen Maler Edde Brunken kennt?"

Die Meiſten aus der Geſellſchaft hatten wohl von ihm gehört, auch einzelne ſeiner Bilder geſehen, perſönlich kannten ſie ihn nicht. Nur Einer ſagte:

„Ich habe ihn lange nicht geſehen, aber wir ſind aus derſelben Stadt gebürtig. Obgleich gänzlich verkrüppelt, hatte ich keinen tolleren Cameraden als ihn. Er war der Sohn eines Seecapitäns, und manches Mal bin ich mit dem kleinen Teufel auf ſeines Vaters Brigg umhergeklettert; ich ſehe ihn noch, wie er gleich einem Klümpchen Unglück oben in dem Takelwerke hing.“

„Den alſo meine ich,“ fuhr der Doctor fort; „auch als ich ihn kennen lernte, obgleich ein Mann an die Dreißig, galt er noch immer für einen ziemlich wilden Burſchen; es war ſo recht ein Stückchen der erbarmungsloſen Mutter Natur, ein ſolches Temperament auf dieſes Körperchen zu pfropfen. Aber er beſaß jenen hülfreichen Freund, den Humor, mit dem er ſchließlich alles überwand. Dagegen war ihm, vielleicht, weil er die körperlichen Hemmniſſe ſtets nur jenſeits der äußerſten Grenze reſpectirt hatte, weniger jener ſchlagfertige Spott eigen, der ſich ſonſt bei denen auszubilden pflegt, welche mit der Natur in Zwieſpalt leben. Zuweilen, wenn ſein Herz in's Spiel kam — und dieſer Muskel war bei ihm ſehr ſtark vertreten — ließ er ſich zu einem für ſeine äußere Erſcheinung bedenklichen Pathos hinreißen, und konnte dadurch einem wohlgewachſenen Gegner die gefährlichſten Blößen geben.

Bei einer ſolchen Gelegenheit lernte ich ihn kennen.

Wir ſaßen eines Abends, eine bunte Geſellſchaft von Künſtlern, jungen Juriſten und Regierungsbeamten in einem Kaffeehauſe, und wie gewöhnlich bildeten Politik und ſociale Fragen das Thema des Geſpräches. An meiner Seite ſaß der mir damals noch wenig bekannte kleine Maler, ihm gegenüber ein Regierungsaſſeſſor, ein junger Mann mit einer Brille und einem blonden Fuchskopf, den ich mitunter in dem gaſtfreien Hauſe meines Onkels geſehen hatte. Dieſer — er iſt ſeitdem übrigens mein Vetter geworden — ſchien auf die eifrigen Verhandlungen der Andern nur wie auf eine Art Komödie herabzuſehen, die ihn in einem müßigen Augenblick unterhalten durfte. Im Laufe des Geſpräches kam man auf den Paß- und Reiſezwang, vermöge deſſen die jungen Handwerker noch immer als verdächtige Subjecte von einem Polizeiamt an das andere geſchickt würden, und es erhob ſich ein lebhafter Sturm dagegen. Als auch mein kleiner Nachbar ſeine ſittliche Entrüſtung in gleichem Sinne kundgegeben, bemerkte der Aſſeſſor, nachdem er ihn erſt eine Weile durch ſeine Brillengläſer fixirt hatte: „Aber, ſo viel ich weiß, Herr Brunken“ — und er ſprach den Namen, als faſſe er ihn mit einer Zange an — „ſind die Kunſtmaler dieſem Zwange nicht unterworfen.“

Der Kleine ſah mit einem raſchen Blick zu ihm auf. „Wenn Sie damit mein Intereſſe zur

Sache bezeichnen wollen," erwiderte er und ſeine Stimme wurde ſcharf, „ſo bin ich in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß ich ein ganzes Jahr als Stubenmalergeſelle gewandert bin."

„Das wäre!" meinte der Andere. „Da ſprechen Sie denn freilich aus Erfahrung."

Aber der Kleine war noch nicht zur Ruhe. Indem er ſich in ſeiner ganzen nicht eben beträchtlichen Höhe aufrichtete, fiel er in ein ſchwunghaftes Pathos, wobei ihm die Stimme in's Falſet überſchlug. So ſprach er von verletzter Menſchenwürde und dergleichen erhabenen Dingen.

Was half es ihm, daß er die Wahrheit ſprach! Der Aſſeſſor behielt ruhig ſeine Hände in den Hoſentaſchen und betrachtete den kleinen aufgeregten Mann ihm gegenüber, als ob er etwas höchſt Amüſantes vor ſich habe. — „So," ſagte er endlich, nachdem jener ſich erſchöpft auf ſeinen Platz geſetzt hatte, „Herr Brunken, halten Sie ſo viel auf Menſchenwürde?"

Die Sache war weit genug gediehen; der kleine Maler, indem ihm der Athem mühſam aus der Bruſt hervorkeuchte, erwiderte mit einem Worte, das ſelbſt der Aſſeſſor nicht kaltblütig zu hören vermochte, und am andern Morgen gab es ein Piſtolenduell, bei dem ich ſelbſtverſtändlich als Arzt zugegen war. Trotz der geringeren Schußfläche, die er zu bieten hatte, wurde der Maler in der linken Schulter verwundet, und da die übrigens ungefährliche Verletzung eine ſorgfältige ärztliche Behandlung nöthig machte, ſo wurden wir dadurch näher mit einander bekannt und bald befreundet. Noch während ſeiner Geneſung, wo ich darauf denken mußte, ſeinen ungeduldigen Arbeitstrieb zu zügeln, hatte ich ihn in das Haus meines Onkels eingeführt, mit deſſen einziger Tochter Gertrud ich vetterlich und kameradſchaftlich aufgewachſen war.

Der Onkel, der es liebte, ſich mit jungen Leuten zu umgeben, lernte bald den Menſchen wie den Künſtler in meinem Freunde ſchätzen, und es dauerte nicht lange, ſo ſaß Gertrud vor ſeiner Staffelei und ließ ihr blondes Köpfchen von ihm auf die Leinwand bringen. Sie war eine leichtherzige Natur, dazu nur eben über die Kinderſchuhe hinaus, und ſo kamen die Beiden in den wiederholten Sitzungen bald auf einen Neckfuß, der für das Mädchen zwar nur eine harmloſe Unterhaltung, für das reizbare Temperament meines Freundes aber, wie ich bald bemerkte, nicht ohne tiefere Folgen war. Ich ſagte ihr wohl einmal: „Laß unſeren Künſtler nur nicht zu tief in Deine leichtfertigen Augen gucken!“ Dann lachte ſie mich aus, oder ſie ſagte: „Aber Du biſt äußerſt komiſch!“ und begann eines ihrer Schelmenlieder zu trillern, mit denen ſie im Hauſe treppab und auf zu fliegen liebte.

So ſtand die Sache, als mein Onkel eines Tages in der ſchönen Junizeit auf Gertrud's Antrieb eine Wald- und Bergpartie veranſtaltete, zu der ich außer Anderen auch unſeren Maler einzuladen hatte. — Als ich am Tage vorher in ſein Zimmer trat, fand ich ihn arbeitend vor ſeiner Staffelei; aber ſie war vor den Spiegel gerückt, wo des einfallenden Lichtes wegen augenſcheinlich ein ſchlechter Platz zum Malen war und wo ich ſie nie zuvor geſehen hatte. „Laß Dich nicht ſtören!“ rief ich ihm zu.

„Nur — ein paar Striche noch!“ erwiderte er, und ſein Athem ging keuchend aus der Bruſt hervor, wie es in Aufregung oder Anſtrengung bei ihm zu geſchehen pflegte. Unter dem Malen bog er den Kopf zur Seite und blickte eine Weile gegenüber in den Spiegel und gleich danach auf eine Statuette der Venus von Milo, die ſeitwärts auf einem Tiſchchen ſtand. Dann, mit einem kurzen ſcharfen Lachen, das wie ein Hohn aus der Tiefe des gebrechlichen Leibes hervorbrach, ließ er wiederum den Pinſel eifrig auf der Leinwand arbeiten. Ich ſah eine Weile zu, dann aber fragte ich: „Was zum Henker treibſt denn Du da?“

„Ich, Verehrteſter? — Ich arbeite in Contraſten."

„Das iſt eine ſchlechte Kunſt."

„Es gar keine Kunſt," erwiderte er, indem er den Malſtock auf den Boden ſtützte und den Körper wie erſchlafft in ſich zuſammenſinken ließ. „Keine Spur von Kunſt, Arnold, eitel nichtswürdige Abſchrift der Natur. Das kleine borſtige Ungeheuer dort im Spiegel iſt in ſeiner Art eben ſo vollkommen, wie die Göttliche ohne Arme neben ihm. Mein Gehirn vermag weder hier noch dort etwas hinzuzuthun."

Ich war aufgeſtanden und hinter ſeinen Stuhl getreten. Ein kleines, aber faſt vollendetes Bild in kräftigen Farben ſtand auf der Staffelei. Es war eine ſonnige Parkpartie in altfranzöſiſchem Gartenſtil; auf dem freien Platze im Vordergrunde erhob ſich aus einem blühenden Roſengebüſch die Statue der Venus; ihr zu Füßen, zu ihr emporſchauend, ſtand in zierlicher Rococcokleidung die Geſtalt eines verkrüppelten Mannes, in der ich, unerachtet der ſtruppige Vollbart hier raſirt und das Haar des unbedeckten Hauptes mit Puder beſtreut war, ſogleich den Maler ſelbſt erkannte. Die langen Finger der beiden Hände, welche aus breiten Spitzenmanſchetten hervorſahen, hatten ſich um die goldene Krücke eines Bambusrohrs gelegt, auf welche der kleine Mann im veilchenfarbenen Wamms ſich mühſelig zu ſtützen ſchien. Er hatte augenſcheinlich zuvor auf der Bank geruht, welche im Schatten der hohen Buchenhecke der Statue gegenüber ſtand, denn das dreieckige Hütchen lag noch dort. Weshalb er aber jetzt in die heiße Sonne hinausgetreten war und ſo finſter zu dem Antlitz der Liebesgöttin emporblickte, wurde erſt verſtändlich, wenn man im Mittelgrunde des Bildes den ſonnigen Laubgang hinabſah, durch den ſich im traulichſten Behagen ein Liebespaar entfernte. Der Cavalier zeigte nur den Rücken und die eine lebhaft geſticulirende Hand, das zierliche Puderköpfchen des Dämchens aber, das an ſeinem Arme hing, war zurückgewandt, und ſchaute übermüthig lachend nach dem Krüppel, an dem ſie ſo eben vorübergegangen ſein mochten. Ich hätte faſt den Namen meines Mühmchens ausgerufen, aber die Aehnlichkeit, ob abſichtlich oder zufällig, war doch nur eine flüchtige.

Mein kleiner Freund hatte mich geſpannten Blickes angeſehen, während ich dies ſeltſame Bild betrachtete. „Du haſt ihr Arme gegeben,“ bemerkte ich endlich, um nur etwas zu ſagen, indem ich auf die Geſtalt der Venus zeigte.

„Freilich,“ verſetzte er haſtig, „ſchöne, hülfreiche Arme, und ſie hilft auch gern; nur nicht ſolchen Creaturen, deren eine dort zu ihren Füßen kriecht.“

„Für wen,“ unterbrach ich ihn, „haſt Du denn eigentlich dieſes Bild gemalt?“

„Nur eine Studie zur Selbſterkenntniß, Verehrteſter.“

„Freilich,“ ſagte ich, „einige Selbſtkenntniß iſt darin. Du haſt ſehr wohl gewußt, daß Du etwas beſitzeſt, das ſelbſt der Königin der Schönheit fehlt, zu der Du dort ſo mißvergnügt hinaufſchauſt.“

Er ſah mich fragend an.

„Du haſt in der That,“ fuhr ich fort, „ungeachtet Du Dir ſonſt eben nicht geſchmeichelt, Deine ohnehin nicht übeln Augen in das beſte Licht zu ſetzen gewußt.“

Mein kleiner Freund lächelte. „Meinſt Du?“ ſagte er. „Aber was nützen mir die Augen?“

„Nun, ich weiß nicht, aber ſie haben ſchon Manchem genützt.“ — Wir ſprachen weiter in dieſes Thema hinein, und es gelang mir nach und nach das Antlitz meines Freundes aufzuhellen. Als ich dann mit meinem Auftrage zum Vorſchein kam, war er ſogleich bereit, die Partie mitzumachen. Nur wie beiläufig fragte er noch: „Iſt auch der Aſſeſſor eingeladen?“ Und ich antwortete: „Ohne Zweifel; aber Brunken, der hat ja keine Augen, wenigſtens nur ſo etwas wie eine Andeutung davon, und im Uebrigen, Ihr verſteht es ja vortrefflich, ohne alle Berührung um einander herumzugehen.“

Mein Freund lächelte wieder; ich glaube ſogar, er zupfte ſich die Cravatte zurecht und warf dabei verſtohlen einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel.

Am andern Tage leuchtete der hellſte Sonnenſchein. Zu Leiterwagen, in denen man ſich auf langen Brettern gegenüber ſaß, ging es die erſte Meile durch den Wald; alle Altersclaſſen waren vertreten, Gertrud hatte ſogar ein ganzes Rudel Kinder mit zu verpacken gewußt. Unter der Direction des lebensluſtigen Onkels ging dergleichen immer vortrefflich, und ſo war denn auch heute Alles guter Dinge, und die Droſſeln im Tannicht ſangen nicht heller, als das junge Volk auf den Leiterwagen. Zumal mein kleiner Brunken war heiterer, als ich ihn lange geſehen; wenn die Anderen ſchwiegen, ſang er mit ſeiner ſtarken, aber freilich etwas ſcharfen Tenorſtimme holländiſche Volkslieder, die er von der Antwerpener Akademie mitgebracht hatte. Er war in ſolchen Dingen unerſchöpflich. Endlich langte man in einem Dorfe unterhalb des Gebirges an, von wo aus es zu Fuße nach der Teufelskanzel hinaufgehen ſollte, einem breiten Felſenvorſprunge, zu dem ein ziemlich ſteiler Weg etwa eine Stunde lang durch niedriges Gebüſch hinaufführte. Die Sonne brannte, und da ich das Bergſteigen unter ſolchen Umſtänden für meinen Freund nicht räthlich hielt, ſo beſtieg er eines unſerer Wagenpferde, einen alten mageren Urhengſt; und, dieſen Reiter in der Mitte, zog nun die luſtige Schaar in der Bergſchlucht aufwärts; zwei Bauernburſchen folgten mit wohlgepackten Körben, die ein gutes Frühſtück am Ziele alles Mühſales verhießen.

Aber wer konnte ſo lange durſten! Auf der Mitte des Wegs wurde Halt commandirt; die Mädchen ſchenkten Wein, Alles trank, und auch dem Maler wurde von Gertrud ein großer Humpen hinaufgereicht. — Man mußte es ſehen, wie die kleine Geſtalt mit dem rauhen, mächtigen Kopf auf der hochbeinigen Mähre huckte, wie er das Glas emporhob, daß die Sonne durch den rothen Wein funkelte, und mit den ſcharfen, ſchwarzen Augen darnach hinblinzte. „Flüſſiger Rubin!“ rief er. „Auf das Wohl aller ſchönen Erdenkinder!“ Und dabei goß er den rothen Wein hinab.

„Sehet da, der Herr des Gebirges!“ rief Gertrud.

„Nur der Kobold, ſchöne Dame!“ entgegnete der Maler und ſetzte ſeinem Hengſt die Ferſen in die Weichen.

„Rübezahl, Rübezahl!“ ſchrieen die Kinder, und lachend ſetzte ſich der Zug auf's Neue in Bewegung. Endlich war die Teufelskanzel erreicht. Sie war nicht unbefugt, dieſen Namen zu führen; lothrecht ſchoß der Fels über hundert Klafter in die Tiefe, wo ſich unten im Sonnenglanz die lachendſte Landſchaft ausbreitete. Durch grüne Wieſen, an Dörfern und Wäldern vorbei, floß in vielen Krümmungen ein glänzender Strom, deſſen Rauſchen in der Mittagsſtille zu uns heraufklang, und drüber her, in gleicher Höhe mit uns, ſtanden die Lerchen flügelſchlagend in der Luft und miſchten ihren Geſang in die Muſik der Wellen. Wer deſſen noch fähig war der mußte hier von Lebens- und Liebesluſt beſtürmt werden. Brunken, deſſen Mähre einem der Bauernburſchen zur Obhut übergeben war, ſtand neben mir und ſtarrte wie verzaubert in die Tiefe.

„Arnold, das Leben iſt doch ſchön,“ ſagte er und drückte mir die Hand.

Nach dem Frühſtück ſtieg der Aſſeſſor mit einigen anderen Herren auf einem Umwege den Berg hinab, um eine von unten heraufſchimmernde Marmorader zu unterſuchen, die Uebrigen blieben noch auf der Lagerſtelle; Brunken und ich ſchlenderten in den Wald hinein. Während ich mich hier an einer freien Stelle in's Moos warf, befiel ihn die Kletterluſt ſeiner Jugend; ich ſah ihn über mir an einer jungen Buche wie eine große Spinne von Aſt zu Aſt hinaufrücken, und nicht lange, ſo ſchaukelte er ſich im höchſten Wipfel und ſang laut über den Wald hinaus. Er war ſchon mitten in ſeinem holländiſchen Lieblingsliede: „Jck ſee din Bild in de Fonteyn,“ oder wie es in der ſeltſamen Sprache heißen mag, als er plötzlich verſtummte. Statt deſſen hörte ich Kindergeplauder durch die Bäume und bald ſah ich auch Gertrud mit der ganzen Schaar heranziehen. Auf meine Einladung lagerte ſich Alles neben mir auf die weichen Moospolſter und die Kinder riefen: „Geſchichten erzählen!“

„Was denn erzählen?“ fragte Gertrud.

Und die Einen wollten von Schneewittchen hören, die Andern vom dummen Hanſel, bis ſich endlich Alles in der Geſchichte von dem Ungeheuer und der weißen Roſe vereinigte. Aber

Gertrud kannte die Geſchichte nicht. Da, während ſie auf's Neue die Titel ihres Märchenſchatzes auskramte, ſchwang ſich plötzlich Freund Brunken von einem Baumaſt zur Erde. „Die Geſchichte," ſagte er, noch ſtoßweiſe mit dem Athem kämpfend, „iſt meine Domäne, ſchöne Dame, ich bitte um die Erlaubniß, ſie zu erzählen." Dann unter dem Händeklatſchen der Kinder verbeugte er ſich tief vor dem jungen Mädchen.

„Und wie, Meiſter Brunkenius," ſagte dieſe, „der Sie ſo unverhofft, wie eine reiſe Frucht, vom Baume fallen, wie kommen Sie zu einer ſolchen Domäne?"

„Ich," verſetzte der Maler, „bin mit dieſer Geſchichte aufgewachſen, und da ich bekanntlich das normale Maß nicht zu erreichen vermochte, ſo bin ich niemals über ſie hinausgekommen, derohalben glaube ich, ſie gründlicher verſtehen gelernt zu haben, als Ihr anderen großen Menſchenkinder." Er ſprach dieſe Worte mit aufgeregter, unſicherer Stimme; die Wendung, welche die Gedanken unſeres Freundes zu nehmen ſchienen, wollte mir keineswegs gefallen.

Gertrud ſagte: „Dieſe tiefſinnigen Reden gehen freilich über meinen Horizont, aber ſie flößen mir hinlänglich Reſpect ein; erzählen Sie, ich trete meine Rechte ab.“

Nachdem der Maler hierauf zwiſchen uns im Mooſe Platz genommen hatte, begann er zu erzählen. Anfänglich war es die bekannte Geſchichte; das ſchöne Königstöchterlein, in der richtigen Erkenntniß, daß die Welt ſich ihr zu fügen habe, verlangt beim erſten Schneefall eine weiße Roſe; und als der gute König ſelbſt ſie endlich in einem verzauberten Garten gefunden und ſebſtverſtändlich auch gepflückt hat, tritt ihm — wie das ſchon eher in ſolchem Fall geſchehen — wider alles Erwarten ein Ungeheuer entgegen, dem er als Entgelt das geloben muß, was bei ſeiner Heimkehr ihm zuerſt entgegenkommen werde. Leider geht es ihm, wie dem alten Richter von

Iſrael; das Erſte, was ihn vor ſeinem Schloſſe begrüßt, iſt ſeine Tochter, und am dritten Tage kommt das Ungeheuer und holt ſich die Prinzeſſin.

Gertrud unterbrach den Erzähler. „War es denn wirklich ſo ſchlimm, Meiſter Brunkenius?“ ſagte ſie. „Wie ſah denn das Ungeheuer aus?“

„Entſetzlich ſah es aus!“

„Aber wie denn entſetzlich?“

„Ich weiß nicht, meine Mutter, die mir die Geſchichte erzählte, hat es mir nie beſchreiben wollen. Aber ſahen Sie denn nie ein Ungeheuer, Fräulein Gertrud?“

Sie lächelte. „Was reden Sie doch!“

„Ich weiß wohl, was ich rede, beſinnen Sie ſich nur!“ Und dabei ſtützte er den borſtigen Kopf in ſeine ausgeſpreizten Finger, als wolle er ſich von ihr betrachten laſſen.

Das Mädchen erröthete. „Erzählen Sie doch weiter!“ ſagte ſie, und: „Weiter, weiter!“ riefen die Kinder, indem ſie näher zu ihm herankrochen.

Er warf einen Blick auf die kleine Geſellſchaft.

„Ja ſo," ſagte er, „Ihr ſeid auch noch da. So hört denn!" — Und nun begann er ſeine Scenen auszupinſeln: „Es war eine unabſehbare Wildniß, die ſie durchwanderten. Immer höher wucherten Ginſter und Haidekraut, aber kein Vogel ſang und keine Biene ſummte; die ſeidenen Schuhe der Prinzeſſin zerriſſen an den harten Wurzeln, mit denen der Boden überſponnen war. Todtenſtill lag es über der Steppe, nur dort aus der Ferne, wo eben die Sonne gluthroth hinter der ſchwarzen Haide hinabgeſunken war, kam es jetzt herangefahren; das war aber der Nachtwind, der ſich aufgemacht hatte, er riß der Prinzeſſin die weiße Roſe aus ihrem blonden Haar und wehte ſie fort in die Nacht, die hinter ihnen heraufſtieg. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill und ſchloß ihre ſchönen blauen Augen, und als das Ungeheuer ſeinen ungeſtalteten Kopf nach ihr umwandte, ſah es nur die langen ſchwarzen Wimpern auf ihren zarten Wangen liegen. Da ſtreckte es ſeine Tatze aus und zupfte damit an ihrem weißen Kleide. — Machen Sie nicht ſo entſetzte Augen, Fräulein Gertrud! Das arme Ungeheuer hatte ja nichts als ſeine Tatzen. — Aber freilich, als die Prinzeſſin aufſah, da ſchauderte ſie und grub, wie ſie zu thun pflegte, mit ihren weißen Zähnchen in die Lippe, daß ſie blutete.“

Die Kinder ſahen alle auf Gertrud, denn, wie ſie mir ſpäter vorplauderten, hatten ſie gemeint, daß die Prinzeſſin mit jedem Zuge ihrer jungen Freundin ähnlicher würde. Auch ſchien der Erzähler, obgleich er vor ſich in das Moos blickte, ſeine Worte nur an ſie zu richten. — „Das,“ fuhr er fort, „erbarmte das Ungeheuer, und es wollte ihr ein tröſtliches Wort zuſprechen; denn Ihr wißt wohl, es war ſelbſt nur ein armer verwünſchter Prinz. Aber der Laut, der aus ſeiner Kehle fuhr, war ſo heiſer, als hätte die ſchwarze Wildniß ſelbſt das Geheul ausgeſtoßen. Da fiel die Prinzeſſin vor ihm in die Kniee und ſah ihn mit entſetzten Augen an, und das Ungeheuer ſtieß abermals ein Geheul aus, weit grauſenhafter als vorhin; denn es war der Schrei einer armen Seele, die nach Erlöſung ringt. Es fühlte die innere Wohlgeſtalt und den edlen Klang der Stimme, die eigentlich ſein eigen waren, aber es ſuchte vergebens die abſchreckende Hülle zu ſprengen, die alles in böſem Zauberbann verſchloß.“

Der Erzähler hielt erſchöpft inne, eine unheimliche Erregung braunte in ſeinen Augen.

„Brunken,“ ſagte ich, „beſinne Dich! Iſt das ein Kindermärchen, was Du da erzählſt?“

„Es gilt wenigſtens dafür!“ erwiderte er.

Aber ehe wir Zeit fanden, unſer Geſpräch fortzuſetzen, bemerkte ich, daß Gertrud aufgeſtanden war und zwiſchen den Bäumen fortging.

Ich ſprang auf. „Erzähle den Kindern Deine Geſchichte zu Ende!“ ſagte ich und folgte dem Mädchen, die ſchon hinter dem niederhängenden Gezweig verſchwunden war. Auch fand ich ſie bald; in einer kleinen Lichtung ſah ich ſie am Boden liegen, ihr Geſichtchen in das Moos gedrückt; ich hörte, wie ſie wimmernd vor ſich hin ſprach: „Was fang' ich an, was fang' ich an!“ — Als ich hinzutrat und ihren Arm berührte, ſprang ſie auf und ſchüttelte die erhobenen Hände, ganz wie ein verzweifeltes Kind.

„Gerte, was iſt?“ fragte ich.

„O Gott,“ rief ſie, ohne von ihrem kindlichen Gebahren abzulaſſen, „er liebt mich; o, es iſt ganz gewiß, daß er mich liebt!“

„Wer denn? Iſt denn das ſo fürchterlich?“

Sie antwortete nicht, ſondern ſah mich nur mit großen hülfloſen Augen an. Da ich aber Miene machte; fortzugehen, ergriff ſie meine

Hand. „Bleib', Arnold! Ich will's Dir ja ſagen, hab' doch nur Geduld!“

„Nun ſo ſprich, Gertrud.“

Aber ſie ſchlug die Hände vor's Geſicht: „Nein, ich kann's nicht!“ rief ſie.

„Weshalb nicht? Bin ich nicht Dein alter Camerad?“

„Arnold — ich ſchäme mich. — Nein, bleib', geh' nicht, ich erſticke ſonſt daran.“

„Nun, Gertrud, wer iſt es denn, der Dich ſo erſchrecken kann?“

Sie ſah mich eine Weile unentſchloſſen an; dann mit einer raſchen Bewegung zu mir tretend, brachte ſie den Mund dicht an mein Ohr und rief mit einem Ton des Abſcheues: „Der Bucklige!“

„Mein armer Freund!“ Ich wußte weiter nichts zu ſagen, obgleich es mir ſeit der letzten halben Stunde nichts Neues war, was ich erfuhr.

Gertrud nickte: „Er hat ſo gute Augen!“ ſagte ſie. „O, ich weiß es ja, es iſt ſo ſchlecht von mir!“ und dabei fing ſie bitterlich zu weinen an.

Nachdem ich ſie etwas beruhigt hatte, bat ich ſie noch ein paar Augenblicke hier zu verweilen; ich wollte, ehe ſie dorthin zurückkehrte, den kleinen Maler aus dem Kinderkreiſe zu entfernen ſuchen. Gertrud war damit einverſtanden. Als ich aber kaum ein paar Schritte in die Bäume hinein gethan hatte, ſah ich nicht weit von mir eine arme gebrechliche Geſtalt an einen Baum gelehnt.

„Brunken,“ rief ich, „was machſt Du hier?“

„Nicht eben viel,“ erwiderte er, „die Kleine da hat mir das Ende meiner Ungeheuergeſchichte erzählt; eigentlich freilich hat ſie es wohl nur Dir erzählen wollen, aber ich habe ſcharfe Ohren.“ Dann ergriff er meine Hand. „Arnold,“ ſagte er, und ſeine Stimme klang auf einen

Augenblick faſt weich, „es iſt ein ſchwer' Exempel; meine Seele und meine Kunſt verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf ſie nicht berühren."

In ſolchem Augenblick vermag ein Anderer nicht viel; was wir noch geſprochen, deſſen erinnere ich mich nicht mehr; ebenſowenig, wie der Reſt des Tages verlief. Nur das weiß ich noch, daß bei der Rückfahrt der unglückſelige Aſſeſſor neben Gertrud auf der Leiterbank und Brunken den Beiden gegenüber zu ſitzen kam. Er hatte während einer ganzen Stunde hinlänglich Gelegenheit, ſich das Herz voll Gift und Leidenſchaft zu trinken; denn auch mir entging es nicht, daß jene Beiden nicht ungern neben einander ſaßen, wie ich es denn auch geſtehen muß, daß ſie ſpäter durch den Segen der Kirche ſo feſt als möglich mit einander verbunden worden ſind.

Als wir in der Stadt und vor meines Onkels Hauſe angekommen waren, ſprang Brunken vom Wagen und rannte, ohne Einem von uns eine „gute Nacht“ geboten zu haben, die Straße hinab; ſein kleiner Radmantel, den er umgebunden hatte, ſchwebte wie ein Dach über den dünnen Beinen.

„Heiſa! Freu Dich, Chriſtel!“ hörte ich einen Jungen einem alten Weibe zurufen, das einen Korb voll Wäſche über die Straße ſchleppte, „die Schildkröten laufen herum, heute Nacht gibt's Regen!“ Und beide ſchlugen ein ſchallendes Gelächter auf.

Nachdem ich die ſämmtlichen Damen und Kinder hatte vom Wagen herab heben helfen, nahm ich von meinen Verwandten Abſchied und ging in Brunken's Wohnung. Aber ich erfuhr nur, daß er dort geweſen und ſogleich, ohne Beſcheid zurückzulaſſen, wieder fortgegangen ſei. Nicht beſſer ging es mir ein paar Tage darauf; es hieß, Brunken habe ſagen laſſen, er ſei auf den Dörfern in der Umgegend, um dort Studien zu machen; einiges Geräth und Farben zum Aquarellmalen hatte er ſich nachkommen laſſen. Nach etwa vier Wochen erhielt ich aber einen Brief von ihm aus einer größeren Stadt des mittleren Deutſchlands, worin er mir erzählte, daß er dort ſeinen bleibenden Aufenthalt nehmen werde; der Brief enthielt zugleich die Bitte, ihm ſeine Habſeligkeiten dorthin nachzuſchicken. Ich beſorgte das alles, und ſeitdem verging eine lange Zeit, während welcher jede Beziehung zwiſchen uns aufgehört hatte.

Es mochte vier Jahre ſpäter ſein, als ich auf einer größern Reiſe eines Vormittags auch in jene Stadt gelangte. Von dem Wirth des Gaſthofes, in dem ich abgetreten war, erfuhr ich, daß mein Freund in einem kleinen Landhauſe vor der Stadt wohne. Als ich mich dann nach dem Wege dahin erkundigte, meinte er, der Pflegeſohn des Herrn Profeſſor ſei vor einer halben Stunde hier vorbeigegangen und werde bald zurückkommen. „Wenn's gefällig,“

ſetzte er hinzu, „könnten Sie ja mit dem jungen Herrn hinausgehen.“

Ich machte große Augen. „Pflegeſohn, Herr Wirth? — Ich ſpreche von dem Maler Brunken!“

„Ohne Zweifel, mein Herr,“ erwiderte dieſer, „der Herr Profeſſor ſind mir wohlbekannt; ſie haben zu Anfang ihres hieſigen Aufenthalts ein Vierteljahr in meinem Hotel zu Mittag geſpeiſt.“

Ich gab mich zufrieden und ging auf mein Zimmer, um mich umzukleiden. Es dauerte auch nicht lange, ſo wurde angeklopft, und auf mein „Herein“ trat ein kräftiger, faſt unterſetzter junger Mann von etwa neunzehn Jahren in das Zimmer. „Herr Doctor Arnold?“ ſagte er, indem er mich begrüßte.

Ich betrachtete ihn näher. Auf ſeinen breiten Schultern erhob ſich ein kleiner blaſſer Kopf, in deſſen tiefliegenden Augen ein eigener, faſt melancholiſcher Reiz lag. „Sie wollen die Güte haben," entgegnete ich, „mich zu meinem Freunde zu führen?"

„Es wird meinem Lehrer eine große Freude sein," erwiderte er; „er hat mir oft von Ihnen geſprochen."

„Sie ſind auch Maler?" fragte ich.

„Ich ſuche es zu werden," verſetzte er.

Wir gingen nun zuſammen fort. Unterwegs erzählte mir mein junger Begleiter, der auf meine Fragen beſcheiden, aber ohne Geſprächigkeit antwortete, daß er ſeinen erſten Unterricht von Brunken erhalten, mit dem er ſogleich das derzeit von dieſem erkaufte Haus bezogen habe. Aus ſeinen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß er dort ſeine eigentliche Heimath finde; denn er war auch jetzt nach einem dreijährigen Beſuch der Akademie dahin zurückgekehrt.

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir bald die Stadt im Rücken und gingen nun im Schatten einer langen Lindenallee, an deren beiden Seiten ſich eine Reihe von zum Theil prächtigen

Landhäuſern entlang zog. Nach kurzer Zeit bogen wir in eine Seitenſtraße, wo die Architektur beſcheidenere Formen anzunehmen begann; und hier, auf der Terraſſe eines einſtöckigen Hauſes, erblickte ich die groteske Geſtalt meines trefflichen Freundes. Er ſtand in der vollen Mittagsſonne und beſchattete die Augen mit der Hand; das mächtige Haupt war noch wie einſt mit dem braunen ſtruppigen Vollbart geziert; aber als wir die Thür des Gartengitters öffneten, ſah ich, daß er friſch und kräftig ausſchaute, wie ich ihn nie gekannt.

„Wen bringſt Du mir da, mein Sohn Paul?“ rief er uns entgegen, während wir um einen kleinen Raſen herum dem Hauſe zugingen.

Paul lächelte. „Keinen Fremden, denke ich!“

Und ſchon war Brunken die Stufe in den Garten hinabgekommen und hatte meine beiden Hände ergriffen. „Nein, keinen Fremden!“ rief er. „Bei allen Göttern, die den Wanderer beſchützen! Sei mir tauſend Mal geſegnet, Arnold, daß Du endlich bei mir einkehrſt!"

Ich konnte nicht zu Worte kommen; denn ſchon war er wieder die Stufen hinauf, und rief durch die offene Flügelthür in's Haus: „Martha, Marie, wo ſteckt Ihr denn?" Und dabei ſchlug ihm die Stimme in ſeine höchſte Fiſtel über; aber dennoch klang es ſchön und herzerquickend. Und herzerquickend war auch, was auf ſeinen Ruf erſchien; zuerſt, wie ein Vogel herangeflogen, ein ſchlankes, etwa vierzehnjähriges Mädchen; und dann, ihr ruhig folgend, eine ältere Frau mit den ſchönen Augen meines Freundes, aber ohne die Gebrechen ſeines Körpers.

„Dies," ſagte Brunken, „indem er ihre Hand ergriff, „iſt meine liebe Schweſter Martha; wir hauſen hier zuſammen; den Paul haſt Du Dir ſchon ſelber aufgefiſcht; aber dieſe meine Nichte muß ich Dir noch vorſtellen; es iſt ein junges, thörichtes Geſchöpf, das den hehren Namen

Maria noch keineswegs verdient hat.“ Und dabei zupfte er die kleine Schöne ein paar Mal derb an ihren braunen Flechten. „Nicht wahr,“ fuhr er zu mir gewendet fort, „Du trittſt hier in ein kinderreiches Haus! Und ſind ſie auch nicht ſo ganz mein eigen, ſo hab’ ich doch ein gutes Theil an ihnen.“

Er mußte inne halten, der Athem fing ihm endlich an zu fehlen. Und es brauchte auch keiner weitern Auseinanderſetzung; das Mädchen hatte die Arme auf dem Rücken zuſammengeſchränkt und ſah mit den glücklichſten Augen in das geröthete Antlitz des kleinen aufgeregten Oheims.

„Aber Edde?“ bemerkte jetzt die Schweſter, indem ſie fragend von ihm zu mir herüber blickte.

Er hatte ſie ſogleich verſtanden. „Ja ſo, wer das iſt?“ rief er. „Den kennt Ihr alle; das iſt der Arnold, der Doctor; er kommt grade, da die Roſen blühen; und nun ſoll es auf der Villa Brunken ein paar ſeelenfrohe Tage geben!“

Und in der That, heiter war es auf der Villa Brunken. Nach dem herzlichſten Willkommen, ſaß ich bald unter dieſen lieben Menſchen an einer wohlgedeckten Mittagstafel, in dem freundlichen Gartenſaal, deſſen Flügelthüren auf die Terraſſe hinaus geöffnet blieben; und während wir plauderten und genoſſen, wehten von Zeit zu Zeit die vorbeiziehenden Sommerlüfte eine ganze Wolke von Roſenduft zu uns herein. — Nachher verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich zur Mittagsruhe in ein kühles Gaſtzimmerchen verwieſen wurde, das man bei Kündigung der Freundſchaft mir auferlegte, mindeſtens für drei Tage als meine Wohnung anzuſehen.

Ich mußte ſchon nachgeben; und während ich nach der auf der Eiſenbahn verwachten Nacht einen erquicklichen Schlaf that, war Paul zur Stadt geweſen, und hatte mein Gepäck aus dem Gaſthof herüber ſchaffen laſſen.

Als ich mit Brunken wieder in den Gartenſaal trat, wo uns Frau Martha am Kaffeetiſch erwartete, klopfte er mich leiſe auf den Arm und zeigte nach der Terraſſe hinaus, zu der auch jetzt die Thüren offen ſtanden. Dort, wo jetzt ſchon der Schatten des Nachmittags vorgerückt war, wurde augenſcheinlich eine Zeichenſtunde gegeben. Das hübſche ſchlanke Mädchen ſaß eifrig mit dem Bleiſtift arbeitend an einem Tiſchchen, während Paul, an ihren Stuhl gelehnt, der kleinen regſamen Hand aufmerkſam mit den Augen folgte.

„Nun ſeh mir einer dieſe Hexe!“ rief Brunken, „mir läuft ſie immer aus der Schule; und ſeit der Paul da iſt, wird Tag für Tag gezeichnet. Verſteht er's denn wirklich ſchon beſſer, als ich?“

Der junge Mann erröthete; Marie aber ſagte, ohne aufzublicken: „Paul iſt ſo hübſch geduldig, Onkel!“

Brunken drohte mit dem Finger. „Ich muß

wohl eiferſüchtig werden!“ ſagte er, und dabei warf er einen Blick des innigſten Behagens auf das junge Menſchenpaar.

Nach dem Kaffee luſtwandelte ich mit Brunken in ſeinem Garten, der ſich in beträchtlicher Tiefe hinter dem Wohnhauſe erſtreckte. Nachdem wir den Duft der Rebenblüthe in einem Glashauſe eingeſogen, auch eine Weile von einem Anberge aus nach der Stadt hinüber geſehen hatten, von wo das Glockenläuten des morgenden Sonntags zu uns herüberwehte, ließen wir uns ſchließlich in einer kühlen Laube nieder. Ich bot meinem Freunde eine Cigarre, die er wie immer verſchmähte, und zündete mir dann ſelbſt einen Stengel dieſes edlen Krautes an. So begannen wir von der vergangenen gemeinſam verlebten Zeit zu plaudern und kamen endlich auch an jenen Abend, wo er uns auf Nimmerwiederkehr entflohen war. Ich ſprach darüber mein Bedauern aus; aber Brunken ſchüttelte, wie er zum Zeichen der Verneinung zu thun pflegte, ſeinen langen Finger vor der Naſe. „Halt Doctor,“ ſagte er, „das war eine heilbringende Nacht!“

„So erzähle!“ verſetzte ich. „Was haſt Du damals denn getrieben?“

„Kennſt Du die Fabel aus Campe's Kinderbibliothek: Es war einmal ein dicker fetter Mops?“

„Freilich, der Mops bellte den Mond an.“

„Ich habe auch den Mond angebellt, oder, unbildlich geſprochen, ich habe mit dem Herrgott geſcholten, daß er mich ſo ungeſchickt nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen. — Es war damals ein toller Lebensdrang in mir, und dazu dies Gemengſel von Gliedmaßen, vor dem die Mädel ſich graueln, wie vor einer Kreuzſpinne; Verehrteſter, das iſt keine Bagatelle!“

„Aber,“ unterbrach ich ihn, „wo war denn der Schauplatz dieſes Dramas?“

Mein kleiner Freund legte beide Hände in die Seite und ſah mich mit dem Ausdruck einer tragikomiſchen Verzweiflung an. „Ich war über Feld gerannt,“ ſagte er, „immer grad' zu, durch Korn und Dorn, über Wälle und Gräben; endlich ſaß ich am Rande einer Trinkgrube. Wie ich ſpäter erfuhr, war einige Stunden vorher ein junger Burſche daraus aufgefiſcht, der in dem ſchwarzen Wäſſerchen dort unten die Noth des Lebens und nebenbei ſich ſelber zu ertränken verſucht hatte. Der Mond ſchien hell; ich konnte Alles um mich her betrachten. Das Gras an meiner Seite war noch mit ſchwarzem Schlamm überzogen; mitten darin ſtand ein grober Lederſchuh, naß und beſudelt. Ich glaube noch jetzt, daß dieſer Schuh mich damals über Waſſer gehalten hat; denn auch ich war ſchon dem böſen Zauber verfallen, der in ſolch einſamen Gewäſſern ſpuken geht. Es war nicht düſter dort; ein Stern nach dem andern drang aus der Tiefe, und immer mehr, je länger ich hineinſtarrte. Mich überfiel jenes nichtswürdige Mitleid mit dem lieben Ich; und ſchon dachte ich: „Verſuch es einmal mit der Welt dort unten; Verluſt iſt keinenfalls dabei;" — da traf mein Blick auf jenen groben Schuh, und, geſegnet ſei er, er fing an mir Räthſel aufzugeben. Erſtens, es gehörte doch ein zweiter noch dazu; wo mochte ſein Camerade ſein? Und dann, er konnte doch nicht allein hierher gegangen ſein; wo wanderte ſein Herr jetzt mit dem zweiten Schuh? — Unter mir in den Binſen ſaß freilich ein großer Froſch mit ſeiner ganzen Geſellſchaft und ſuchte mir die Geſchichte vorzuſingen. Ich merkte wohl, daß ſie von allem Beſcheid wußten. Aber Du weißt, ich bin immer ein ſchlechter Linguiſte geweſen; ich verſtand die Kerle nicht. Doch wie nun alles in der Welt zu Ende geht, ſo ging auch dieſe Nacht dahin; der Morgenwind fuhr über die Felder und weckte alle Creaturen; und als die erſten Lerchen aufſtiegen, erſchien auch die Sonne am Horizont und beleuchtete mich in all' meiner Unſauberkeit; ich konnte es nun deutlich an meinen Kleidern nachbuchſtabiren, daß ich nicht bloß durch Hecken und Dornen, ſondern auch durch Sümpfe und Gräben hieher gelangt ſein mußte. Es ſchauderte mich ein wenig, ich weiß nicht mehr, ob vor Kälte oder Scham, und ich machte mich daran, die Spuren meiner Thorheit nach Möglichkeit zu vertilgen. Dann ſtieg ich auf den Wall des Grundſtücks, um eine vernünftige Landſtraße zu erſpähen; und nachdem ich nicht nur dieſe, ſondern zu Ende derſelben auch ein Dorf unter grünen Bäumen entdeckt hatte, marſchirte ich bald zwiſchen wohl numerirten Chauſſeeſteinen, wie ein verſtändiger Mann, der die Kühle der erſten Frühe zu ſeiner Wanderung benutzt.

In dem Dorfe, das ich dann erreichte, war eben das Tagesleben angebrochen; ich hörte in den Gehöften die Leute zu ihren Pferden reden, die zur Heufuhr an die Wagen geſpannt wurden. Mitten in der Dorfſtraße, in dem Gärtchen vor ſeinem Hauſe, ſtand ein ältlicher Mann und rauchte behaglich ſeine Morgenpfeife, in dem ich ſogleich den Schulmeiſter des Dorfes erkannte. Auf meinen „Guten Morgen“ erhielt ich freundliche Erwiderung und auf meine Frage, wo ich hier ein Frühſtück bekommen könne, die Einladung in's Haus zu treten und mit ihm und ſeiner Frau den Morgenkaffee einzunehmen. Das that ich denn, und da die Frau nicht weniger zutraulich war, ſo ſaßen wir drei bald im ſchönſten Plaudern neben einander.

Das erſte, was ich erfuhr, war die Geſchichte jenes Schuhes, bei der mein gütiger Wirth ſelbſt in gewiſſer Weiſe betheiligt war. — Als eines Stubenmalers Sohn hielt er die väterliche Kunſt noch ſo weit in Ehren, daß er ſeinen Schülern wöchentlich eine Stunde Zeichenunterricht ertheilte. Er verdiente damit, wie er meinte, freilich weder bei Eltern noch Kindern beſondern Dank; nur der Sohn eines wohlhabenden Bauern, welcher dem Schulhauſe gegenüber wohnte, hatte ſo viel Geſchick und Eifer gezeigt, daß er bald nicht nur allerlei Dinge, die der Lehrer ihm vorgelegt, nach der Natur gezeichnet, ſondern auch zu Hauſe und auf eigene Hand Alles abconterfeit hatte, was ihm grade in den Weg gekommen. — So weit war alles leidlich gut gegangen, wenn auch der alte Bauer bisweilen über die „dumme Kritzelei“ geſcholten hatte. „Da mußte das Unglück,“ erzählte der Lehrer weiter, „meinen jüngſten Bruder, welcher bei dem Berufe unſeres Vaters geblieben iſt, auf ein paar Wochen zum Beſuch hierher führen. Er verſteht ein wenig mehr, als was zum bloßen Handwerk gehört, und pflegt auch in ſeinen Mußeſtunden allerlei Blättchen mit Waſſerfarben anzufertigen. Ein paar Zeichnungen des Knaben, die ich ihm zeigte, erregten ſeine Theilnahme, und ſo dauerte es nicht bis in den dritten Tag, daß die Beiden die dickſten Freunde waren. Jeden Abend haben ſie hier am Tiſch geſeſſen zu zeichnen und zu pinſeln, und da mein Bruder dem Jungen einen Theil ſeiner

Farben zum Geſchenk machte, ſo ſetzte dieſer das Geſchäft auch nach deſſen Abreiſe fort. Seitdem war nichts mit ihm anzufangen, und endlich erklärte er rund heraus, er wolle Maler werden. Sie können ſich den Lärm denken; der Vater, der außer ihm nur eine verheirathete Tochter hat, hatte ſich immer der ſtarken Gliedmaßen ſeines Sohnes berühmt. Nun wurde er confirmirt und ſollte mit an die Feldarbeit; aber er wollte nicht. Manches Mal hat der Alte ihn mit der Peitſche drüben aus dem Walde geholt, wo er irgend einen ſchönen Baum zu Papier brachte, und ihm ſeinen Zeichenkram vor der Naſe entzwei geriſſen. Aber es half Alles nichts; ich redete vergebens zum Frieden; der Junge mit ſeinen Knochen ſollte Bauer werden, der Alte wollte nicht für Fremde ſo viele Acker Haide urbar gemacht haben. Endlich, vorgeſtern Nachmittag beim Heufahren, wurde dem Faß der Boden ausgeſtoßen. Der arme Burſche vergaß unſers Herrgotts Gebote und ſprang in die

Trinkgrube; zum Glück waren ſeines Vaters Leute in der Nähe, die ihn noch eben zu rechter Zeit herausholten. Mich ſelbſt und meine Zeichenſtunde," ſo ſchloß der Schullehrer ſeinen Bericht, „wird dieſe Geſchichte auf lange um allen Credit gebracht haben."

Er ſtand auf und holte ſich eine neue Pfeife aus der Ecke; ich blieb nachdenklich ſitzen. — Was hatte denn mich an jenes Wäſſerchen hinausgelockt? Die ſolide Deſperation des armen Jungen verſetzte mich in die tiefſte Beſchämung. So viel ſtand feſt, ich mußte ihn kennen lernen; vielleicht daß ich ihm helfen konnte.

„Schulmeiſter," ſagte ich endlich, „ich bin krank geweſen, es würde mir gut thun, ein paar Wochen auf dem Lande zu leben. Könntet Ihr mir wohl Quartier geben?"

Daß ich ein Maler ſei und allerlei für meine Mappen einzuſammeln gedachte, verſchwieg ich wohlweislich noch; und ſo war denn auch bald, „wenn ich nur fürlieb nehmen wollte," ein

Kämmerchen bei den kinderloſen Leuten für mich bereit. Freilich ließ ich mit einigen Kleidungsſtücken auch mein Aquarellkäſtchen aus der Stadt kommen; aber das blieb vorläufig in dem Reiſeſack verborgen; auf meinen erſten Streifereien behalf ich mich mit dem Bleiſtift, womit ich denn auch noch am ſelben Nachmittage die Trinkgrube mit dem rettenden Lederſchuh zum dankbaren Gedächtniß in mein Taſchenbuch eintrug. Am Abend wagte ich mich unter die Dorfleute und endlich auch zu dem alten Kunſtfeinde gegenüber, der rauchend in der großen Thorfahrt ſeines Hauſes ſtand. Ich begann ein Geſpräch über den Stand der Ernte, ging dann auf die neue Steuer über, ſchimpfte etwas weniges auf die Regierung, und ſo wurden wir bald bekannt. Es iſt ein alter knorriger Kerl; Du ſollſt ihn nachher in meiner Mappe ſehen, worin er ohne Wiſſen und Willen hat Platz nehmen müſſen. Von dem Sohne ſah ich nichts und hütete mich auch wohl ſeiner zu erwähnen. — Am

Abend darauf, nachdem ich den Tag im nahen Walde in Geſellſchaft gehöriger Butterſchnitte der Frau Schulmeiſterin verbracht hatte, war ich wieder zur Stelle, und ebenſo am dritten und am vierten Abend; der Alte ſchien diesmal in einer nachdenklichen Stimmung; er ſaß ohne ſeine Pfeife auf dem Stein vor ſeinem Hauſe und antwortete kaum auf meine noch ſo wohl überlegten Geſprächseinleitungen.

„Wer weiß,“ dachte ich endlich; „vielleicht iſt's juſt der rechte Augenblick.“ So fragte ich ihn denn geradezu nach ſeinem Sohn. „Iſt er nicht zu Hauſe?“ fügte ich hinzu. „Ich habe ja noch nichts von ihm geſehen.“

Da brach's hervor; mit der geballten Fauſt drohte er nach dem Schulhauſe hinüber: „Der Haſelant mit ſeinen hergelaufenen Faxen!“ rief er. Und nun klagte er mir ſeine Noth, während zwiſchendurch immer Flüche auf den armen Schulmeiſter fielen. „Der hätte die Prü gel haben ſollen, die der Junge gekriegt hat; denn bei dem hat's nichts geholfen.“

„Was macht Euer Sohn denn jetzt?“ fragte ich.

Der Alte ſchob die Pudelmütze über's Ohr. „Das iſt ein wunderlich' Spiel,“ verſetzte er, „ſeit er die Dummheit da begangen, iſt er mir wie ausgewechſelt; als ich ihn gefragt habe: „Was willſt Du denn nun eigentlich, Paul?“ hat er geantwortet: „Was Ihr wollt, Vater, mir gilt's gleich!“ Aber geſprochen hat er kein Wort, und nach dem Abendbrode geht er auf ſeine Kammer; ob er dort ſchläft oder wacht, ich weiß es nicht. Seht — dies Weſen will mir ebenſo wenig gefallen. Was meint Ihr, wenn Ihr einmal ein vernünftig Wort mit ihm zu reden ſuchtet? Ihr könntet mir einen rechten Dienſt erweiſen; ich ſelbſt verſtehe die Worte nicht ſo zu ſetzen.“

Der Mann ſah erwartungsvoll zu mir auf;

die Sorge um ſein Kind ſtand leſerlich in ſeinen harten Zügen.

„Aber," erwiderte ich, „wenn er nun wieder von ſeiner Malerei beginnt?"

„Solch' dummes Zeug müßt Ihr ihm eben auszureden ſuchen!"

„Aber weßhalb denn ſollte er nicht Maler werden?"

„Weßhalb? — Er hat eine volle Hufe; er braucht ſo brodloſe Künſte nicht zu treiben."

Ich wagte einen kühnen Schritt. Als ich meine Wohnung verließ, hatte ich in dem Gedanken, ſofort in die weite Welt zu laufen, meine paar Caſſenſcheine in mein Taſchenbuch geſteckt. Jetzt zog ich es hervor und ſchlug es vor dem Alten auf.

„Was ſoll's?" ſagte er, „das iſt ein Päckchen Fünfzigthalerſcheine."

„Das," erwiderte ich, „iſt mit der brodloſen Kunſt verdient."

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine, daß dieſe dreihundert Thaler der halbe Preis meines letzten Bildes ſind; denn ich bin eben auch nur ein Maler.“

Der Alte ſah mich faſt erſchrocken an. „Ihr?“ ſagte er; „da wäre ich ja an den Rechten gekommen! Im Uebrigen,“ ſetzte er hinzu, indem er mich mitleidig von oben bis unten muſterte, „iſt das ein ander Ding; mein Junge hat geſunde Gliedmaßen.“

„Nun, gute Nacht, Nachbar!“ ſagte ich und macht Miene fortzugehen.

Aber er rief mich zurück. „Auf ein Wort noch, Herr Brunken,“ begann er wieder, „dreihundert Thaler, ſagtet Ihr? Und nur die Hälfte? Wie lange macht Ihr denn an ſolch' einem Bild? — Wird wohl langſame Arbeit ſein?“

Als ich ihn über dieſes Bedenken beruhigt hatte, ſtützte er erſt den Kopf in die Hand; dann zog er ſeine Pfeife aus der Taſche, ſchlug Feuer und rauchte eine ganze Weile eifrig, aber ſchweigſam fort. Hierauf folgte eine lange Auseinanderſetzung zwiſchen uns; der Alte meinte, der Junge ſei für den Acker da, und ich meinte, der Acker ſei für den Jungen da; endlich, als ich ihm auch noch die pausbackige Nachkommenſchaft ſeiner im Dorf verheiratheten Tochter zu Gemüthe geführt und aus dieſer den künftigen Gutserben deſignirt hatte, erhielt ich die Erlaubniß, nach meinem Guthalten mit ſeinem Sohne zu ſprechen. „Nun macht's wie Ihr könnt," ſchloß der Alte dieſe Verhandlung; „und damit hopp und holla! Ich führ' ſelbſt in die Grube, wenn ich dem Jungen ſein todt Geſicht noch länger anſehen ſollte."

Eine Stunde ſpäter, während welcher die Arbeiter vom Felde zurückgekehrt waren, ſtand ich vor dem Schulhauſe und blickte nach des Nachbars Garten hinüber, wo trotz des Johannisabends noch eine Nachtigall in den Hollunderbüſchen ſchlug. Da verſtummte mit einem Mal der Vogelgeſang; ſtatt deſſen hörte ich Kinderſtimmen, und bald ſah ich auch ein paar

Knaben und ein kleines Mädchen durch die Gartenpforte auf den Weg hinaus rennen. Draußen blieben ſie ſtehen und wieſen mit den Fingern auf kleine Papierblättchen, von denen jedes mehrere in Händen hatte; dann gingen ſie wieder eine Strecke fort und ſetzten ſich unweit unter einen Zaun am Wege, wo es an ein neues Zeigen- und Beſchauen ging.

Ich konnte den Zuſammenhang dieſes Vorganges leicht errathen; und richtig, als ich zu ihnen gegangen, ſah ich, daß es lauter bunte Bilderchen waren. „Wer hat Euch die geſchenkt?“ fragte ich.

Sie glotzten mich ſcheu von der Seite an; nur das kleine Mädchen antwortete endlich auf meine wiederholte Frage: „Paul Werner!“

Ich ſah mir die Sachen an. Es war ungeſchicktes Zeug aus allen vier Naturreichen: eine Kuh, die mit dem Schwanze ſich die Bremſen wegpeitſcht; ein alter Felsblock; ein Bienenſtand mit einem Hund davor und dergleichen mehr; aber aus allem blickte in kleinen Zügen, was ich ſelber nie ſo ganz beſeſſen, jenes inſtinctive Verſtändniß der Natur; es war alles, ſo unbehülflich es auch war, dennoch, ich möchte ſagen, über das Zufällige hinausgehoben.

Du weißt, der Menſch iſt nun einmal eine Canaille; — und ſo begann ſich denn auch in mir ein ganz lebenskräftiger Neid gegen dieſen Bauerburſchen zu regen. Da ich mich aber mit Naturdämonen ſchon hinlänglich behaftet fühlte, ſo entſchloß ich mich kurz, dieſen neuen Cameraden ſofort in der Geburt zu erſticken.

Zum Glück hatte ich einige blanke Münzen bei mir, mit denen es mir bei den Knaben ſofort gelang, ihnen einige der Blätter abzuhandeln. Nachdem mir beim Nachhauſekommen auch der Schulmeiſter beſtätigt hatte, daß die Bilder von der Hand ſeines jungen Schülers ſeien, verbarg ich für dieſen Abend die eroberten Schätze in meinem Skizzenbuch.

Am andern Morgen trat ich früh mit der

Sonne meine gewöhnliche Wanderung an. Als ich an der Kirchhofsmauer entlang ging, ſah ich jenſeit derſelben einen jungen Mann auf einem Grabe ſitzen. Während ich durch das Kreuz der Kirchhofspforte trat, wandte er den Kopf zu mir, und ich ſah nun zum erſten Mal in jenes blaſſe Antlitz mit den tiefliegenden Augen, welche das Weſen der Dinge einzuſaugen ſcheinen; mit einem Wort, ich ſah den Jungen, in deſſen aufſtrebender Kunſt ich jetzt faſt mehr lebe, als in meiner eigenen. Aber während ich auf ihn zuging, ſtand er auf und entfernte ſich nach der andern Seite des Kirchhofs; er überſchritt den Fahrweg jenſeit deſſelben und entſchwand meinen Augen zwiſchen den Bäumen eines anliegenden Gehölzes. Ich ging zu dem Raſenhügel, den er ſoeben verlaſſen, und da ich hier auf dem Grabſteine den Familiennamen unſeres Nachbarn las, ſo wußte ich auch, daß ich Paul Werner auf dem Grabe ſeiner Mutter geſehen hatte. Jetzt machte ich lange Beine;

Du weißt, daß ch dieſe Fähigkeit beſaß, die mir auch bis jetzt noch nicht abhanden gekommen iſt. Als ich meinen Flüchtling drüben auf dem Fußſteige des Wäldchens wieder zu Geſicht bekommen hatte, rief ich ihm ſchon von weitem meinen „Guten Morgen“ nach. Er blickte um, erwiderte meinen Gruß und ging dann nur um ſo ſchneller vorwärts.

Ich ſtrengte alſo noch einmal meine Lungen an. „Paul Werner!“ rief ich. „Warte, ich habe mit Dir zu reden!“

Jetzt blieb er ſtehen. „Ich kenne Sie nicht, Herr,“ ſagte er; — übrigens, Dank ſeinem alten Schulmeiſter, in reinem Hochdeutſch.

„Aber ich möchte Dich kennen lernen,“ erwiderte ich.

„Mich?“ fragte er befremdet.

„Dich, Paul!“ verſetzte ich, „denn ich höre, Du willſt Maler werden.“

„Ich will kein Maler werden, Herr.“

„Aber der Schulmeiſter ſagt es doch.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Das iſt vorbei,“ ſagte er.

Ich nahm nun die erhandelten Bilderchen aus meinem Skizzenbuch. „Sind das Deine Malereien?“ fragte ich.

Er nickte.

„Wie haſt Du denn das zu Stande gebracht?“

„Ich habe es ſo geſehen,“ erwiderte er.

„Recht ſo!“ rief ich. „Und es iſt auch ſo; es iſt nur ſeltſam, daß nicht auch die andern, — faſt hätte ich geſagt: wir andern — es ſo ſehen.“

Er blickte mich fragend an, er verſtand das nicht. Aber ich ſchrie ihm zu: „Und Du willſt kein Maler werden, Junge? Was in aller Welt denn ſonſt?“

Eine Weile zupfte er ſchweigend an ſeinen Fingern; dann ſagte er: „Ich werde ein Bauer, wie mein Vater.“

„Und doch, Paul,“ begann ich noch einmal,

„haſt Du nicht leben wollen, weil Du nicht malen durfteſt.“

Eine jähe Röthe ſchoß über das blaſſe Antlitz. „Weßhalb ſagen Sie mir das?“ ſagte er zitternd.

„Weil ich Dir helfen möchte, Paul,“ erwiderte ich; „denn bei den Todten iſt nun einmal keine Hülfe.“

Er ſchlug langſam die Augen zu mir auf und blickte mich faſt angſtvoll an. „Ich ſuche einen tüchtigen Schüler,“ fuhr ich fort. „Was meinſt Du, willſt Du es mit mir verſuchen?“ Dabei gab ich ihm das Skizzenbüchlein aufgeſchlagen in die Hand.

Es war doch, als wenn es plötzlich in den dunklen Augen blitzte; wie auf eine Offenbarung ſchaute er auf die kleine Aquarellſkizze. — Und doch, ſage ich Dir, iſt die Zeit nicht fern, daß meine Augen ebenſo an ſeinen Blättern haften werden; denn er iſt einer von jenen, nach deren Tode man noch die Papierſchnitzel aus dem Kehricht ſammelt, auf welchen ihre Hand einmal gekritzelt hat.“

Mein Freund war aufgeſtanden und ſtützte ſich mit beiden Händen auf den vor uns ſtehenden Gartentiſch; auch in ſeinen Augen blitzte es jetzt von Liebe und Begeiſterung.

„Doch,“ fuhr er fort, „damals war er noch ein Bauerburſche und konnte ſich nicht ſatt ſtaunen an meinem Machwerk. — Was ſoll ich Dir das lange noch erzählen! Als ich ihm Alles, was ich beabſichtigte und was ich Tags zuvor mit ſeinem Vater verhandelt, mitgetheilt hatte, da habe ich ihn wie einen Trunkenen heimgeführt; denn wir gingen gradeswegs zum alten Werner. Und nachdem ich dieſem noch einmal eine Stunde lang tüchtig Stand gehalten, war endlich Alles, ſo wie ich es wünſchte, abgemacht.

Mein alter Schulmeiſter ſtaunte nicht ſchlecht, als ich nach dem Frühſtück Farben und Palette auspackte und nun mit beiden Beinen als ein fix und fertiger Maler vor ihn hinſprang; und gar als er von der Bekehrung ſeines Widerſachers hörte. „Da käme ich ja auch wohl wieder zu Ehren!“ rief er lachend. — Und wirklich, die Verſöhnung der beiden langjährigen Nachbarn war denn noch die Krone meines Werkes. Freilich, als dabei der Schulmeiſter ſo etwas wie einen Triumphton anſtimmen wollte, fuhr der Bauer auf: „Red't nicht ſo viel Schulmeiſter! Es könnt' mir leid werden!“ Und ſeitdem genoſſen wir weislich unſeren Sieg im Stillen.

Schon am erſten Morgen hatte ich beſchloſſen, der Verfolgung des Dämon Amor durch raſche Flucht ein Ziel zu ſetzen. Nun ſchrieb ich meiner Schweſter, die ſeit kurzem Wittwe war, und ſchlug ihr vor, mit mir hierher zu ziehen; und als ihre Zuſtimmung nach einigen Tagen erfolgte, ſo war das Fundament dieſes wackeren Hauſes damit gelegt.

Noch acht Tage blieb ich in dem Dorfe und ſtreifte mit meinem neuen Schüler, der nun plötzlich in reiner Lebensluſt athmete, plaudernd und arbeitend durch Berg und Wald. Ich wurde mit jedem Tag geſunder; die freie Luft, das derbe praktiſche Leben um mich her thaten mir wohl. Hier war einmal eine Welt ohne jene bethörende Liebe; die Mädchen heiratheten, je nachdem, eine ganze, halbe oder viertel Hufe; die reſpectiven Beſitzer gingen mit in den Kauf; — ſcheußliche Kerle, ſag ich Dir, mitunter. Mein Bauer war auch mit einem ſolchen Schwiegerſohn verſehen; der Menſch war überdies ein Trunkenbold.

Am letzten Abend meiner dortigen Sommerfriſche kam die Frau, die übrigens nichts mit ihrem Bruder Paul gemein hat, zu dem Hauſe ihres Vaters, wo ich mit dieſem auf den großen Steinen vor der Thorfahrt ſaß. Sie hatte eines ihrer Kinder auf dem Arm, bei deſſen Entſtehung auch nicht die Grazien geholfen, dem ſie aber doch mit mütterlichem Behagen das Näschen mit der Schürze ſchnäuzte. — Die Frau ſtellte ſich grade vor den Alten hin. „Vater," ſagte ſie, „'s iſt nicht mehr zum Aushalten!"

Der Alte blieb ruhig ſitzen, that einen Zug aus ſeiner Pfeife und fragte: „Wo ſteckt's denn ſchon wieder einmal?"

„Wo es ſteckt?" rief das Weib; „der Kerl iſt alle Tage dick und voll!"

„Sonſt nichts?" meinte der Alte. „Das haben wir ſchon allzeit gewußt."

„Macht keinen Spaß, Vater; das paßt ſich nicht dazu!"

„Ei was," rief der Bauer, indem er aufſtand und in's Haus ging. „Du mußt ihn eben ſchleißen; ich hab's Dir vorher geſagt; 's hat alles ſein End' in der Welt!"

Ich fiel über dieſe Worte in einen Abgrund der Betrachtung. Wem denn, als mir ſelber, lag die Verpflichtung näher, meine eigene werthe Perſon zu ſchleißen? — Freilich, wenn es vollbracht war, ich konnte keine Hufe dabei gewinnen; wenigſtens keine irdiſche zu zehntauſend

Thalern Steuerwerth. Aber dennoch! — Und am Ende, war denn das Körperchen wirklich ſo übel? Hatte es mir nicht ſchon einen weſentlichen Dienſt geleiſtet? Ich dachte an die Prügel des armen Paul. Hätte mein Vater mich nicht unzweifelhaft zum Schiffsmaat geprügelt, wenn ich mit ſolchen Gliedmaßen auf die Welt gekommen wäre?

Als ich aus der Tiefe dieſer Schlußfolgerungen auftauchte, ſah ich das Weib ſchon wieder ruhig plaudernd bei einer Nachbarin ſitzen; und auch der Alte ſaß wieder, ſeine Pfeife ſchmauchend, neben mir. „Was ſimuliret Ihr denn, Herr Brunken?" ſagte er; als ich mit der Hand mir die Gedanken aus den Augen wiſchte.

„Ich ſimulire," erwiderte ich, „Vater Werner, man ſoll ſein Leben aus dem Holze ſchnitzen, das man hat."

„Da habt Ihr wacker Recht," ſagte der Alte und nickte dazu ein paar Mal derb mit ſeinem harten Kopfe. — Und ſiehſt Du, Arnold," ſo ſchloß Freund Brunken ſeine Erzählung, „dieſe gute Lehre, die ich zuletzt noch auf den Weg bekam, habe ich feſtgehalten; und ich würde mich jetzt ohne Gefahr ſogar den ſchönen Augen Deines Mühmchens ausſetzen können.“

„Vielleicht um ſo mehr,“ verſetzte ich, „wenn Du erfährſt, daß ſie inzwiſchen Deinen Freund, den Aſſeſſor, geheirathet hat.“

Er ſtutzte doch einen Augenblick. „Ich laſſe ihr Glück wünſchen,“ ſagte er dann, „möge ſie es nie vermiſſen! Denn, nichts für ungut, Dein Herr Vetter gehört denn doch zu jener Sorte, — nun, wir kennen ſie ſattſam; verderben wir uns die gute Stunde nicht!“

Ich lachte.

„Gehen wir lieber einmal in meine Werkſtatt, die Du noch nicht geſehen haſt,“ fuhr er fort, „dort kann ich Dir auch die Illuſtration zu meiner Geſchichte zeigen.“

Und ſo ſchlenderten wir durch den blühenden Garten nach dem Hauſe zurück, und betraten bald im oberen Stockwerk ein geräumiges Zimmer mit der ganzen Ausſtattung eines rüſtigen Malerlebens. Als Brunken die grünen Fenſtervorhänge zurückgezogen hatte, entwickelte ſich eine reiche Bilderſchau; aber er faßte meinen Arm. „Das nachher,“ ſagte er, und führte mich vor ein kleines Bild, das ſeitwärts auf einer Staffelei lehnte.

Es war faſt daſſelbe, wie jene bittere Caricatur ſeines eigenen Lebens, an der ich ihn einſt ſo eifrig hatte arbeiten ſehen; derſelbe ſonnige Park und im Vordergrunde, aus dem blühenden Roſengebüſch emporſteigend, die Statue der Venus; nur die Stellung der Figuren war eine andere. Das junge Paar, das ſich früher mit übermüthigem Lachen in dem Laubgange entfernt hatte, ſah man jetzt in harmloſer Weltvergeſſenheit zu den Füßen der huldreichen Göttin. Das Mädchen, wie ruhig athmend hingeſtreckt, lehnte ihr Köpfchen an das Poſtament, während der jugendliche Cavalier, welcher dem

Beſchauer jetzt ebenfalls ſein Antlitz zeigte, damit beſchäftigt war, eine rothe Roſe in ihrem Haar zu befeſtigen, die er augenſcheinlich eben friſch vom Strauch gebrochen hatte. — Im Hintergrunde des Bildes aber, in beſcheidener Ferne, ſo daß ſie nur bei genauerer Betrachtung bemerkt wurde, ſaß auf einer Bank die Geſtalt meines Freundes. Bequem in die Ecke gelehnt, die Krücke ſeines Stöckleins unterm Kinn, ſchaute er unverkennbar in heiterer Behaglichkeit den Spielen zu, die bei dem warmen Sonnenſchein unſeres Hergotts Geziefer vor ihm in den Lüften aufführten.

„Nun, Arnold?“ fragte Brunken, der während meiner langen Betrachtung des Bildes neben mir geſtanden.

Ich drückte ihm die Hand. „Da iſt Friede,“ ſagte ich.

„Du ſiehſt,“ verſetzte er, „es galt nur die Kleinigkeit, das liebe Ich aus dem Vorder- in den Hintergrund zu prakticiren. — Ihr großgewachſenen Menſchen verſteht es freilich nicht, was für Arbeit dem kleinen Kerl die kurze Strecke Wegs gekoſtet hat.“

Als ich noch einmal auf das Bild blickte, ſah ich auch jetzt wieder eine Aehnlichkeit, aber eine andere, als in der erſten Auflage deſſelben. „Du biſt auch hier meinem Mühmchen untreu geworden,“ ſagte ich lachend; „und wenn vor vier Jahren, da er noch den Laubgang hinabwandelte, der Cavalier ſich umgeſehen hätte, ſo würde auch er uns wohl ein anderes Geſicht gezeigt haben.“

„Haſt Du mich richtig ertappt, Doctor!“ rief mein kleiner Freund.

„Paul und Marie!“ ſagte ich leiſe.

Brunken lächelte. „Still, Arnold! Du ſiehſt, ich habe noch immer meine Träume. Möge das Leben einſt deutlicher reden als das Bild!“

Noch drei heitere Tage verweilte ich auf der Villa Brunken; dann reiſte ich ab und beſorgte meine Ueberſiedlung in dieſe wohllöbliche

Stadt. — In den zwei Jahren, die seitdem verfloſſen, haben Brunken und ich uns nicht wieder vergeſſen; nach ſeinen letzten Briefen muß ich annehmen, daß ſeine ſelbſtloſen Hoffnungen einer frohen Ernte entgegengehen.

Der Arzt ſchwieg und es trat eine kurze Stille ein. Dann aber rief die Hausfrau: „Doctor, Ihr Freund war ja nicht verheirathet. Wie paßt denn das auf unſern Fall?“

„Glauben Sie,“ erwiderte der Doctor, indem er wieder eine Priſe nahm, „daß man ſich ſelber leichter ſchleißt, als ſeine Frau? — Unter Umſtänden können Sie Recht haben.“

Druck von A. Edelmann in Leipzig.

15689

Zerſtreute Kapitel.

Von

Theodor Storm.

[illegible]DTSCHE
LEIHBIBLIOTHEK
No 17
MORITZSTRASSE
DRESDEN.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

Zerſtreute Kapitel.

Von

Theodor Storm.

SCHMIDT'SCHE
LEIHBIBLIOTHEK
No 17
MORITZSTRASSE
DRESDEN.

H 915. 1881

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Zerſtreute Kapitel.

I.

Der Amtschirurgus. — Heimkehr.

Allerlei Seltſames war in der alten Stadt. In der alten ſage ich; denn ſeit der große Brand ihre Treppengiebel verzehrt und die Eiſenbahn den Arm nach ihr ausgeſtreckt hat, iſt ſie jünger geworden, als ſie es in meiner Jugend war.

Damals, wenn Unwetter in der Luft drohte, ließen wir uns das nicht, wie anderwärts, durch ein Wetterglas prophezeien, auch nicht durch einen Laubfroſch, der die Leiter in ſeinem Glaſe hinabkletterte, ſondern durch einen alten Amtschirurgus, der die Treppen der drei Rathhausböden hinaufſtieg und dann aus der oberſten Giebelluke über die Stadt hinausprophezeite. Zwar betrafen ſeine Worte nicht zunächſt das Wetter; vielmehr pflegte er ſich dann als Kronprinzen von Preußen zu proclamiren und hinterher allerlei Verwünſchungen über die höchſten Würdenträger der Stadt herabzurufen; aber wir Eingeborenen wußten Beſcheid, ein Sturm aus Nordweſt war gewiß im Anzuge. Oft habe ich aus dem engen Steinhofe eines Nachbarhauſes hinaufgeſchaut, wenn das breite rubinrothe Geſicht mit dem weißgepuderten Haarſchopf droben aus dem Rathhausgiebel hinausfuhr, und mit Wonne die ungeheuren Aufrichtigkeiten eingeſogen, die der aufgeregte Redner mit beiden Armen aus der Bodenluke hervorarbeitete. Es war dies allerdings nicht das geeignetſte Mittel, um in einem jungen Herzen den Reſpect vor den Autoritäten des Staatskalenders groß zu ziehen, und ich habe ſpäter oft darüber nachdenken müſſen, was der Mann nicht alles in mir zerſtört haben mag. — Ob im Grunde genommen nicht der Amtschirurgus klarer ſah als die Leute unten in der Stadt, die ihn für einen Narren hielten? — Nur ſo viel iſt gewiß: auch wir Geſunden ſehen die Dinge nicht, wie ſie ſind; uns ſelber unbewußt webt unſer Inneres eine Hülle um ſie her, und erſt in dieſer Scheingeſtalt erträgt es unſer Auge, ſie zu ſehen, unſere Hand, ſie zu berühren.

Ich glaube nicht, daß unſer Amtschirurgus der Kronprinz von Preußen war; aber es war vielleicht ein Prinz jenes weit entlegenen, aber viel größeren und ſchöneren Reiches, in welchem Aſchenbrödel einſt den Thron beſtieg. Beſtimmtes über ſeine Herkunft kann ich nicht berichten; denn er war lange vor meiner Geburt aus der Fremde eingewandert. Seit ſeine Denkweiſe von der der anderen guten Bürger in ſo Anſtoß erregender Weiſe abzuweichen begonnen hatte und, wie es hieß, ſogar die Kehle eines hohen Beamten unter ſeinem Scheermeſſer in Gefahr gerathen war, hauſete er, ich weiß nicht in Folge welches Abkommens, auf den wüſten Böden des Rathhauſes, die er weder Sommers noch Winters verließ. — Dennoch konnte man ſein Leben kein ungeſelliges nennen; nur etwas ſeltſam mochte, wenigſtens dem oberflächlichen Beobachter, die Geſellſchaft erſcheinen, die er bei ſich ſah. Da er nämlich auf menſchlichen Beſuch nicht eingerichtet war, ſo hatte er dafür deſto traulichere Beziehungen mit den großen Ratten der benachbarten Brauerei angeknüpft; und er ſtand ſich dabei um nichts ſchlechter.

Die meiſten Leute in der Stadt kannten von dem Amtschirurgus nur noch die Stimme, wie ſie an düſteren Novembertagen in der Luft über ihren Köpfen laut wurde; mich aber hatte ſchon lange die Neugierde geplagt, dies geheimnißvolle Leben einmal in unmittelbarer Nähe zu betrachten; auch wußte ich von meiner dicken Freundin, der Rathskeller-Wirthin, daß der Amtschirurgus, wenn die Geiſter des Sturmes ihn nicht beunruhigten, ein gar wohlanſtändiger alter Herr ſei. Und ſo ſchlich ich denn an einem ſonnigen ſchulfreien Nachmittage die engen Wendelſtiegen hinauf, bis ich endlich durch die Bodenthür in den unterſten der weiten unbenutzten Räume eintrat. Es war todtenſtill, von dem Wirthſchaftsleben drunten im Keller drang kein Laut herauf; überall jene bekannte Bodendämmerung; nur hie und da durch die kleinen Dachfenſter fiel ein Lichtſtrahl mit emſig tanzenden Sonnenſtäubchen. Dort hinten in der dunkeln Ecke ſah ich eine Stiege, die durch einen Ausſchnitt in der Decke zu einem weiteren Boden führte, der, wie ich wußte, noch nicht der letzte war. Eine ſeltſame Beklommenheit befiel mich, und ich wollte ſchon ganz leiſe meinen Rückzug nehmen; da hörte ich hinter mir eine Thür aufklinken, und als ich mich umwandte, ſtand eine aufrechte breitſchultrige Geſtalt vor mir, und ein ſtattliches Burgundergeſicht mit vollem weißen Haarſchopf ſchaute aus kleinen zugeſchnürten Augen gelaſſen auf mich herab. „Nun, mein Söhnchen,“ — er ſprach es aber: Söhnchen — „was haſt Du denn zu beſtellen?“ Dieſe Worte wurden mit einer auffallend zarten Tenorſtimme an mich gerichtet, und ich wollte eben wohlgemuth eine Antwort geben, als zum Unglück mein Blick in die offene Thür einer Kammer fiel und ich drinnen eine ganze Reihe halb geöffneter ſpiegelblanker Scheermeſſer an dem Balken hängen ſah. Aber ſchon legte ſich beſchwichtigend eine große Hand gar ſanft auf meinen Kopf: „Warte nur, mein Söhnchen; wir ſollen wohl meine Hausthierchen einmal zu Gaſte laden!“

Ich blickte auf, vermochte aber nur durch ein ſtummes Nicken mein Einverſtändniß zu erkennen zu geben; der Mann ſah mir ſo alterthümlich vornehm aus, und es war plötzlich, ich weiß nicht wie, in meinem Knabenhirne fertig, daß der Amtschirurgus, wenn auch kein Prinz, ſo doch wenigſtens ein in Ungnade gefallener Kammerherr ſein müſſe. Der blaue Kleidrock mit dem aufrechtſtehenden Kragen und den blanken Knöpfen, zwiſchen deſſen Schößen der goldene Schlüſſel nicht übel gepaßt hätte, mochte ein Weſentliches zu dieſer Vorſtellung beitragen. Freilich, en grande tenue habe ich ihn auch ſpäter nie geſehen; ſeine hellgrauen Pantalons waren über den Knöcheln zugebunden und ſeine Füße ſteckten immer in großen Lederpantoffeln, wenn er, die Hände auf dem Rücken, in ſeinem öden Reiche promenirte.

Damals war übrigens zu langen Betrachtungen keine Zeit gelaſſen; denn der Amtschirurgus begann jetzt in ſcharfem Tempo den Marſch des alten Deſſauer zu pfeifen. Unter dieſer Muſik ſtieg er die Treppe zu dem zweiten Boden hinan, und während ich ihn ſo immer weiter bis unter das Dach hinaufpfeifen hörte, wurden über mir alle Böden nach und nach lebendig, überall hörte ich es raſcheln und an dem Holzwerk herunterhuſchen, kleine Kalkſtückchen fielen mir vor die Füße, und hie und da zwiſchen Pfannen und Sparren fuhr ein grauer Rattenkopf hervor und lugte wie ſuchend mit den blutſchwarzen Augen umher, während an der andern Seite der kahle Schwanz herabhing. Meine Gegenwart ſchien hier keinen Zwang zu thun; denn bald begann es dicht neben mir immer emſiger auf den Fußboden herabzuplumpen, bis endlich ein ganzer Haufen von glatten grauen Pelzen durcheinander wimmelte. Und jetzt verbreitete ſich auch der eigenthümliche Dunſt, den die Ratte an ſich hat, ſo daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Mittlerweile hatte der Amtschirurgus ſeinen Marſch vollendet und war mit einer Brodſchnitte in der Hand herangetreten. Einen Augenblick wurde es ruhig, und die ſämmtlichen Köpfchen hoben ſich empor; ſobald aber der erſte Brocken zwiſchen ſie fiel, fuhr Alles wieder quiekſend und beißend in einen Haufen zuſammen. Nur eine Ratte mit lichtgrauem Fell, es mochte eine junge ſein, war nicht unter dem Wirrſal; ſie hob ſich auf den Hinterfüßchen, ließ die Vorderpfötchen hängen und ſah erwartungsvoll zu ihrem Meiſter auf. Alsbald auch begann dieſer eine neue muſikaliſche Figur zu pfeifen; die Ratte huſchte über den Fußboden und ſaß im Nu in derſelben zuwartenden Stellung auf der Lehne einer zerbrochenen Holzbank; und der Amtschirurgus trat dicht an ſie heran. — Sie kannten ſich wohl, das fremde unheimliche Thier und der einſame alte Mann; ſie blickten ſich traulich in die Augen, als hätten ſie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterſchiedslos für alle Creatur aus dem Urquell des Lebens ſpringt. Und jetzt nahm der Alte ein Krüſtchen Brod zwiſchen ſeine Lippen, und ſein Lieblingsthier lief an ihm herauf, erfaßte es mit den zierlichen Pfötchen und ſaß gleich darauf wieder auf der zerbrochenen Bank, behaglich knuspernd und dann und wann einen Blick auf ſeinen großen menſchlichen Freund werfend, der lächelnd daneben ſtand.

Ehe ich fortging, führte der Amtschirurgus mich noch in ſeine Kammer, wo die blanken Scheermeſſer mich nun nicht mehr erſchreckten. — Es war nur ein Bretterverſchlag, den man von dem großen Boden abgetheilt hatte; darin ſtand ein Stuhl, ein Tiſch und ein Bett; das war Alles. Ein Ofen war nicht darin; und wenn im Januar die „hahnebüchene“ Kälte bei uns einzog, ſo mußte der Amtschirurgus auch den Tag über im Bette bleiben, und er lag dann, wie mir die Rathskellerwirthin ſpäter erzählte, ſo tief darin vergraben, daß nur die bläuliche Burgundernaſe und die kleinen Augen über der rothcarrirten Bettdecke hervorſahen. — Allein es war auch dann ſo übel nicht in ſeiner Kammer; denn die Wände waren ganz mit jenen hübſchen Bilderbogen bedeckt, wie wir Aelteren ſie in unſerer Kinderzeit für einen Schilling uns beim Krämer holen konnten. Derzeit, vor der Erfindung des Steindrucks, war noch jeder Bilderbogen ein illuminirter Kupferſtich, und zum mindeſten ein halbes Kunſtwerk, und der Amtschirurgus wußte wohl, was er that, als er mit dieſer Tapete ſeine Bretterwand bekleiden ließ. Da ſah man außer dem Affen- und dem Ritterſpiel jenen berühmten Bilderbogen von der verkehrten Welt, wo die Bauern von den Ochſen auf die Weide getrieben werden und der Schulmeiſter von den Schuljungen die Ruthe bekommt; da war ferner ein Bogen mit kleinen Landſchaften in runden Schildern, hier eine Heuernte, über der ſo luſtig die gelbe Sommerſonne ſchien, dort ein Vogelherd mit dem alten Vogelſteller im tiefen grünen Walde; lauter trauliche Orte für den Amtschirurgus; denn ich zweifle nicht, daß er ſich dieſelben Bilder ausgeſucht hatte, für welche einſt in ſeiner Knabenzeit ſeine erſparten Dreier zum Krämer gewandert waren. Und ſo, während draußen auf den wüſten Böden die Bretter im Froſte krachten, während das Trinkwaſſer vor ſeinem Bett gefror und durch die bereiſten Dachfenſter das kalte Dämmerlicht des Winters in ſeine Kammer fiel, führte er ſeine Augen an den Wänden ſpazieren und wandelte vergnügt in ſeinem Kindheitsgarten, wo er einſt gewandelt, da er noch nicht der Kronprinz von Preußen und der Wetterprophet unſerer grauen Stadt geweſen war.

Aber es gab noch andere Unterhaltungen für den alten Herrn. — Unter ſeinem erſten Bodenraum befand ſich der große Rathhausſaal, in welchem nicht nur unſere heimiſchen Komödianten zuweilen ihr Gerüſte aufſchlugen, ſondern wo auch wir Primaner alljährlich um Michaelis von einem hohen Katheder herab mehr oder minder ſelbſtverfertigte Reden hielten. Von allem dieſen bekam der Alte ſeinen ſtillen Antheil. Denn wenn unten — und das geſchah unfehlbar jedesmal — die Begeiſterung die Luft allzuſehr erhitzt hatte, dann wurde in der Bretterdecke des Saales eine Luke ausgehoben, und alsbald vom Rande der Oeffnung glänzte das rothe Geſicht des Amtschirurgus theilnehmend zu uns herab.

Es war immer ein großer Tag, dieſe „Redefeierlichkeit". Wir kennten damals noch nicht am eignen Tiſche frühſtücken und in Hamburg zu Mittag eſſen; Alles blieb deshalb hübſch zu Hauſe, und was wir dort hatten, das würzten wir uns und machten es ſchmackhaft und koſteten es aus bis auf den letzten Tropfen. — An jenem Tage ſtanden die Häuſer der Honorationen wie der kleineren Bürgersleute leer; der Rattenfänger von Hameln hätte ſie nicht leerer fegen können. Frauen und Töchter in Flor und Seide ſaßen dicht gereiht vor dem weißen Katheder mit der grünſammtenen goldbefranzten Bordüre; den Männern blieben nur die hinterſten Bänke, oder ſie ſtanden an der Wand unter den großen Bildern vom jüngſten Gericht und vom Urtheil Salomonis. Wer hätte auch zu Hauſe bleiben können, wenn wir Primaner uns nicht zu vornehm hielten, die gedruckten Einladungen in eigener Perſon von Haus zu Haus zu tragen! Freilich war auch dieſe Pflicht, beſonders für die älteren Schüler, nicht ohne allen Reiz; denn die „Stellen“, welche nach einem Maaßſtabe von Wein und Kuchen in „fette“ und „magere“ zerfielen, wurden von dem Primus Claſſis ſtrenge nach der Anciennität vertheilt. Die Einladungen ſelbſt enthielten nur unſere Namen und die Thematen unſerer Vorträge; aber deſſen ungeachtet waren es keine öden Liſten, wovon es heutzutage an allen Ecken wimmelt; unſer alter Rector — möge der allverehrte Greis noch lange ſeiner fruchtbringenden Muße genießen! — wußte durch eine feine Abtönung auch dieſen Dingen einen munteren Anſtrich zu geben. Denn während der Erſte nur „redete“, ſuchte der Zweite ſchon „auszuführen“, der Dritte

„vertiefte ſich in", der Vierte „verbreitete ſich über;" und ſo arbeitete Jeder in ſeinem eigenen Charakter. Was blieb endlich mir übrig, der ich ſchon damals in einigen Verſen geſündigt hatte? Ich, ſelbſtverſtändlich: „beſang". — „Matathias, der Befreier der Juden", ſo hieß meine Dichtung, welche der Rector mir ohne Correctur und mit den lächelnd beigefügten Worten zurückgab, er ſei kein Dichter. Ich will nicht leugnen, es überrieſelte mich ſo etwas von einer excluſiven Lebensſtellung, und ich mag in jenem Augenblick meinen Knabenkopf wohl um einige Linien höher getragen haben. — Freilich, unſer Schultiſch war derzeit nur mit geiſtiger Hausmannskoſt beſetzt: wir kannten noch nicht den bunten Krautſalat, der — „Friß Vogel oder ſtirb"! — den heutigen armen Jungen aufgetiſcht wird. Ich habe niemals Kaviar eſſen können, und — Gott ſei Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung" eſſen müſſen; dieſe ſchöne Lehre beglückte noch nicht unſere Jugend; der Fundamentalſatz aller Oekonomie: „Was koſtet es Dir, und was bringt es Dir ein?" fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch ſeine Anwendung. — Leider muß ich bekennen, daß auch die deutſche Poeſie als Luxusartikel betrachtet und lediglich dem Privatgeſchmack anheimgegeben war; und dieſer Geſchmack war äußerſt unerheblich. Unſeren Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minneſänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts geſehen als einmal Ludwig Tiecks Portrait auf dem Umſchlage eines Schreibbuches. — Nichtsdeſtoweniger dichtete ich den „Matathias.“

Und endlich kam der große Tag. Während draußen vor der Kirche die Buden zum Michaelis-Jahrmarkte aufgeſchlagen wurden, war oben in unſerem Rathhausſaale die Redefeierlichkeit ſchon in vollem Schwunge. Die an den Fenſtern entlang poſtirte Liebhabercapelle hatte ſchon einige Pauſen mit entſprechenden Walzern und Ecoſſaiſen ausgefüllt; nun aber begann ein feierlicher Marſch, und mir klopfte das Herz; denn ich hatte ihn beſtellt, als Ouvertüre zum Matathias. Dort ſtand auch mein würdiger Freund, der Doctor, derzeit Primaner und Mitglied des „Dilettantenvereins,“ und noch hübſcher, als er redete, blies er die Clarinette; heute aber leiſtete er das Außerordentliche. Da plötzlich, noch ein heroiſcher Accord, und oben auf dem

Catheder ſtand ich in dem lautloſen Saale, die erwartungsvolle Menge unter mir. Wie durch einen Schleier ſah ich noch die Dilettanten ihre Clarinettenſchnäbel mit den Taſchentüchern putzen; ein Blick nach oben zeigte mir am Rande der Deckenöffnung das leuchtende Geſicht des Amtschirurgus, der wie ein umgekehrter Sixtiniſcher Engelskopf zur Erde ſtatt zum Himmel blickte: dann:

„O Söhne Juda's, rächt der Väter Schmach!“

— — Zum Unglück für den Leſer iſt das Gedicht verloren gegangen, und mein Gedächtniß vermag dem Schaden nicht mehr abzuhelfen; doch kann ich verſichern, daß es ohne Anſtoß zu Ende gebracht wurde. Und das war keine Kleinigkeit; denn unter den Zuhörerinnen hatte ich ein paar wohlbekannte vergißmeinnichtblaue Augen entdeckt, die mit dem Ausdruck zarter Fürſorge auf mich gerichtet waren. Ich kannte ſolche Klippen nur zu wohl; war es mir doch in meiner vorjährigen Rede „über den Untergang der Staaten“ begegnet, daß ich in denſelben Augen eine ganze Weile, alle Feierlichkeit vergeſſend, hängen blieb, wodurch denn eine allen übrigen Zuhörern unbegreifliche Kunſtpauſe entſtanden war. Diesmal aber, und das von Rechtswegen, half mir der Gott Iſraels. Denn dort hinten, unter dem Urtheile Solomonis, erſchien mein Freund, der jüdiſche Handelsherr aus unſerer Nachbarſtadt und nickte mir zu und lächelte mich an; und der Geiſt meiner heutigen Sendung erfüllte mich wieder, ich ſah nicht mehr in die vergißmeinnichtblauen Augen, ſondern auf die goldenen Uhrberloques, die an dem behäbigen Leibe des jüdiſchen Mannes funkelten; und für ihn eigentlich habe ich dieſe Rede gehalten.

„Dein Stern ging unter, Juda's Stern
Erglänzt in neuer Pracht und brennt
An Deiner Gruft die würd'ge Todesfackel.“

Das waren meine letzten Worte für den Matathias. Als ich das Katheder verlaſſen und mich nach dem altteſtamentariſchen Bilde durchgedrängt hatte, nahm der Urenkel deſſelben ſchweigend und mit ſanftem Druck meinen Arm in den ſeinen, und wir ſtiegen mit einander die ſchmale Wendeltreppe hinab bis unten in den Rathskeller und tranken dort in altem Madeira auf das Gedächtniß des unſterblichen Matathias und auf die Geſundheit ſeines jungen ſterblichen Dichters. Dann, da die Redefeierlichkeit für den Vormittag beendet war, gingen wir auf den Markt hinaus und ſetzten uns im Lindenſchatten vor einem Hauſe auf den Beiſchlag. Uns gegenüber im Sonnenſchein wurde eine Bude nach der andern aufgeſchlagen; aber der ſonſt ſo eifrige Handelsmann, obgleich er noch nicht einmal ſein herkömmliches Tuchgeſchäft mit meinem Vater gemacht hatte, wandte kein Auge auf dieſes werktägige Treiben. Von meiner Rede ausgehend hatte er mich, wie er es liebte, in allerlei religiös-moraliſches Geſpräch verwickelt: „Was ſoll's!“ rief er mit den ſcharfen Accenten ſeines Volkes, „ich ſage bloß: Thue Recht und ſcheue Niemand!“ — Bald darauf ſchien er indeſſen durch den jetzt vom nahen Kirchthurm tönenden Schlag der Viertelsglocke an die Koſtbarkeit der Zeit erinnert zu werden; denn, als wolle er alle grauen Theorien von ſich ſchütteln, ſtand er plötzlich auf und klopfte mich zärtlich auf die Schulter. „Komm nun!“ ſagte er ſchmunzelnd; „woll'n wir gehen, und woll'n noch betrügen ein bischen den Alten!“

Aber das war nur Dein Scherz, mein alter Freund; ich kann nicht anders, als es Dir in Dein Grab nachſagen, worin Du nun ſeit lange auf dem kleinen Judenkirchhof der Nachbarſtadt ruhſt, daß Du meinem Vater gewiß gutes niederländiſches Tuch zu den chriſtlichſten Preiſen verkauft haſt. — Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die Du dem Knaben einſt erwieſeſt, den Keim jener Zuneigung gelegt hat, die ich Deinem Volke ſtets bewahrte und die mir auch der ſchmutzigſte Schacherjude nicht hat ſtören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachſtehenden Verſe gedichtet, welche freilich von meinem Freunde Alexander, da ich ſie ihm noch warm aus dem Herzen vortrug, mit der kurzen Kritik: „Auch eine Auffaſſung!“ ganz und für immer abgefertigt ſind:

Crucifixus.

Am Kreuz hing ſein gequält' Gebeine,
Mit Blut beſudelt und geſchmäht;
Dann hat die ſtets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch, die ſich ſeine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und ſtellten's in des Tempels Düſter
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unſre Zeit.
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unverſöhnlichkeit.

Aber ich kann ſo nicht weiter ſchreiben. Durch das offene Fenſter weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem ſprießenden Syringenbaum ſteht plötzlich meine Muſe, die ich ſo lange nicht mehr ſah. Sie legt den ſchönen ewig jugendlichen Kopf zurück und ſieht mich an; ſchimmernd liegt die Frühlingsſonne auf ihrem goldig blonden Haar. Soll ich noch einmal Deine träumeriſchen Wege wandeln? — Aber, wenn Du mich zur Höhe führſt, und nun Dein Fuß von der feſten Erde auf die roſigen Wolken hinaustritt? — Zwar meine Seele hat noch ihre Flügel; aber manche der rauſchenden Schwungfedern ſind ſchon gebrochen, und mächtiger als ſonſt fühl' ich die Erde mich zu ſich niederziehen. — Doch, wer könnte dieſen Augen widerſtehen? So gehen wir denn! Streich mit Deiner Götterhand das graue Haar von meinen Schläfen und dann ſage mir; wie war es doch?

— — Ich war wieder in der kleinen Küſtenſtadt, in der ich einſt die Tage meiner Jugend lebte. Weit dahinter lag jene Zeit, unabſehbar weit; denn es giebt Gräber, über die hinweg der Blick in die Vergangenheit unmöglich wird. Dennoch hatte es mich dahin zurückgezogen; in allen Jahren, die ich in der Fremde lebte, war immer wieder das Brauſen des heimathlichen Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnſucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einſt die Mutter das Toſen der Welt von ihrem Kinde ferngehalten hatte. — Nun hörte ich es wieder, das Wiegenlied des Meeres; am Tage wanderte ich hinaus an ſeine Küſte und ließ die Wellen zu meinen Füßen rauſchen, des Nachts klang es hinüber in die ſchlafende Stadt, nur unterbrochen von dem tönenden Flug der Wandervögel, die in großen Zügen unſichtbar unter den Sternen dahinrauſchten. Wie oft ſtand ich jetzt im Dunkel meines Gartens, blickte hinauf zu der lichten Sternenhöhe und ließ mein Ohr von dieſen Accorden des Schöpfungsliedes erfüllen!

Ich entſinne mich eines Spätherbſtnachmittages; ſo ungeſtört war ich ſeit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erſte Novemberſturm hatte die Gaſſen leer gefegt. Ich ſah mir die Häuſer an und gedachte ihrer einſtigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, ſaß einſt der luſtige Herbergsvater, der uns Schülern ſtets das griechiſche „Heureka" zum Gruß entgegenrief. — Heureka — Gefunden! — ob man wohl das Wort auf ſeinen Sarg geſchrieben hat?

Und drüben jenes Giebelfenſter mit den zertrümmerten Scheiben; — die Donner des Frühlingsungewitters ſind längſt verhallt, die ich in lauer düfteſchwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo iſt ſie geblieben, die ich ſo feſt in meinen Armen hielt? — Ich habe das blaſſe Geſichtchen nie vergeſſen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verſchwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menſchen. Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Raſtlos kehrt und kehrt der unſichtbare Beſen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der grauſe Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Roſen liegen dazwiſchen.

Ich will zum Kirchhofe gehen; es ſtillt die Unruhe, in den Blättern dieſes grünen Stammbuches zu leſen. Auf dem Wege dahin ſieht hie und da ein übrig gebliebener Treppengiebel vertraut auf mich herab. Ob droben in der Tertia der nun abgeſetzten „Gelehrtenſchule" das halbzerſchnittene Pult noch ſteht, vor dem ich einſt „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" ſo weltvertrauend declamirte? Mir ahnte damals noch nicht, daß die Redlichkeit nur ſoweit geübt werden dürfe, als ſie nicht verboten iſt. Jetzt weiß ich es und begreife nur nicht, warum man die Kinder Dinge lernen läßt, die ihnen ſpäter ſo gefährlich werden können.

Aeußerſt ſchmucklos waren jene alten Räume; höchſtens daß hie und da eine aus Strafgeldern zuſammengeſparte Landkarte an der Wand hing. Wir kannten weder die Schöne griechiſcher Götterbilder, noch andrerſeits jenes cäſariſche Weſen, in dem Bilde des jemaligen Herrſchers der aufſtrebenden Jugend ein drohendes Symbol der Gewalt entgegen zu halten. Aber jenſeits der ſchmalen Straße in dem Hofe der damaligen Propſtei ſtand derzeit ein mächtiger Kaſtanienbaum, deſſen Zweige zu den Fenſtern der Tertia und der danebenliegenden Sekunda hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos, oder ſpäter über den Ovid hinweg und ſchwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rothgeſprenkelten Blüthenkerzen, die aus den jungen lichtgrünen Blättern emporgeſtiegen waren.

Aber weiter, — weiter! Hier noch den kurzen Baumgang hinab, und ſchon ſehe ich die Todtenkränze an den Kreuzen wehen und die weißen Bänder flattern. Die Ulmen an der Seite des Kirchhofes ächzen und ſchlagen ihre nackten Zweige aneinander, wie der Sturm ihnen die letzten Blätter abreißt und ſie weithin über die Gräber wirft. Wie wüſt dort im Nordweſt das Meer am Horizonte aufſteigt! Ich leſe die Inſchriften der Leichenſteine: „Du warſt, wirſt ſein, wirſt nie vergehen, nie Todesraub.“

Ueberall dieß unheimliche Wehren gegen die Vernichtung; nur hier der alte aufrechte Stein trägt einen anderen Spruch:

Hët Liden hier geleden,
Het Striden hier geſtreden,
Ik was het Leven mēd;
Ik zegg Adies min Vrienden,
Gy zelt mi niet mer vinden;
— — — — — —

Das Uebrige bedeckt die Erde.

Es iſt ſehr einſam hier; — doch nein, da ſtehe ich ja an Deinem Grabe, alter ehrlicher Georg, candidatus der Gottesgelahrtheit. Wie lange iſt es her, daß wir unter den blühenden Apfelbäumen Deines elterlichen Gartens auf dem widerſpenſtigen Eſel Schule reiten wollten! Mir iſt, als ſei das nur ein Capitel aus einer ſonnigen Idylle, die ich in ſchöner Jugendzeit geleſen. Etwas ſpäter war es — wir waren ſchon Studenten — da wir am lauen Frühlingsabend über den Hamburger Wall ſchlenderten. Als in der Dämmerung die Fröſche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legteſt Du die Hand auf meinen Arm und ſagteſt andächtig: „Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!“ Freilich, Du warſt ein Sohn unſerer Küſte, und ſelten und nur zu flüchtigem Beſuche kehrt Philomele bei uns ein; denn ſie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brauſen der großen Naturorgel verſchlungen wird, die Boreas hier ſo meiſterlich zu ſpielen weiß. Aber, daß Dir auch der Froſch, der Sänger unſerer Marſchen, plötzlich fremd geworden war, das mußte mich billig Wunder nehmen, und ich komme nachträglich auf den Verdacht, daß Du die ſeltſamen Worte nur geſprochen haſt, damit ich jenen Abend nicht vergäße, an dem ſonſt nichts war als Frieden in der Natur und in unſeren jungen Herzen. Das Pfeifen ganz anderer Vögel war es, die Dir bei Idſtedt Dein letztes Schlummerlied geſungen haben, und mit Andacht leſe ich auf Deinem Grabe den Spruch aus dem Evangelium Johannis, den, wie ich anderswo berichtet habe, auch der alte Landſchullehrer auf ſeines Knaben Grabſtein hauen ließ: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.“ Für ſeine Freunde; möge das Dein Loos geweſen ſein!

Und hier ſtolpere ich über den Hügel unſeres Amtschirurgus; der Nordweſt der jetzt den Sand von ſeinem Grabe bläſt, beunruhigt ihn nicht mehr. Ich war ihm noch begegnet nach meiner Heimkehr; aber ſchon damals hatte er ſeine großen Räume verlaſſen und begnügte ſich mit einem Winkel in dem ſtädtiſchen Krankenhauſe. Seine Seltſamkeiten hatten abgeblüht, und er war nur noch ein müder abgebrauchter Menſch, gleich allen Uebrigen, die dort der Ewigkeit entgegenträumen. Hier auf der Bank am Kirchhofsſteige ſaß er und wärmte ſeine Glieder in der Frühlingsſonne. Als ich ihn begrüßte, ſtand er auf, und ich ſah, wie das Alter ſeine hohe Geſtalt gebeugt hatte. „Und was iſt aus Ihren trefflichen Ratzen geworden?“ So fragte ich, nachdem die üblichen Reden eines erſten

Wiederſehens zwiſchen uns gewechſelt waren. Ich hatte eine unverharrſchte Wunde berührt; aus ſeinen kleinen Augen blickte er wehmüthig auf mich herab, indem er mit ſeinem Stock im Sande ſcharrte: „Sie wiſſen ja; die große Brauerei nebenan; — vergiftet! alle vergiftet!“ Und er ſchlich von dannen mit einem Seufzer über die ſchöne alte Zeit; denn, wie Freund Mörike ſagt:

„Doch beſſer dünkt ja Allen, was vergangen iſt.“

Aber wo biſt denn Du, Ludwig? Ich lebe noch und ſchon finde ich Dein Grab nicht mehr. Wir waren gute Kameraden; hab' ich doch einſt, da wir auf dem Lübecker Gymnaſium unſerer Schulbildung die letzte Politur geben ließen, meine goldene Uhr zum Pfandverleiher getragen, damit Du in der Rolle des dottore Bartolo die Maskerade im Schauſpielhauſe beſuchen konnteſt! Mit dem Bambusrohr und der Pillenſchachtel ſtapfteſt Du wacker im Saale umher; und als der ſpaniſche Grande Dich wegen der Donna Ines conſultirte, die zart und ſchmächtig an ſeinem Arme hing, da verſicherteſt Du mit großer Innigkeit, daß die Dame nur an den Würmern leide; was Dir ſeltſamer Weiſe mehr Entrüſtung als Dank von dem

Gemahl der hohen Patientin eintrug. — Auch eine Maskerade war es, die wir Beide wenige Jahre ſpäter in unſerer grauen Küſtenſtadt veranſtalteten. Dein Name ſtand neben dem meinigen auf dem Einladungsbogen; aber als der Abend des Feſtes herangekommen war und die Masken ſich durch einander drängten, die Du mit mir berufen, da hatteſt Du Dich ſo tief vermummt, daß Dich Niemand zwiſchen ihnen zu finden vermochte; und auch ſpäter biſt Du niemals wieder zum Vorſchein gekommen. — —

Aber es wird ſchon dämmerig: mir iſt, als höre ich zwiſchen dem Brüllen des Sturmes das gewichtige Wort des alten Jobſt Sackmann, das bei jeder Wiederkehr immer dröhnender ins Gehör fällt: „Wo is he bleven? — Wo is he bleven? — **Mortuus est!**“

Ich will nach Hauſe gehen. Die eiſerne Kirchhofsthür fällt klirrend hinter mir ins Schloß; die lange Straße, die nach meiner Wohnung führt, iſt noch ſo öde wie zuvor. Aber dort ſehe ich eine weibliche Geſtalt mit dem Winde kämpfen; und wie wir uns einander nähern, bemerke ich mit Verwunderung, daß ſie einen maigrünen Sonnenſchirm in der Hand hält. Unter einem lila Seidenhütchen mit Blumen hängen lange braune Locken auf die Schultern herab. Und jetzt erkenne ich ſie! In meiner Erinnerung taucht ein Erkerfenſter auf, mit Reſeda und Geranienſtöcken, hinter denen ein junges Mädchen an einer Stickerei zu ſitzen pflegte. Wie tief zogen wir Primaner unſere Mützen, um einen Aufſchlag dieſer Augen, ein Erröthen dieſes friſchen Antlitzes zu erhaſchen! — Auch jetzt ziehe ich den Hut. Ein ältliches maskenartiges Geſicht verzieht ſich zu einem verbindlichen Lächeln, und mit altjüngferlichem Knix geht die Geſtalt an mir vorüber.

* * *

O meine Muſe, war das der Weg, den Du mich führen wollteſt? Die ſommerlichen Haiden, deren heilige Einſamkeit ich ſonſt an Deiner Hand durchſtreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne ſchienen, ſind ſie denn alle, alle abgeblüht?

Es iſt ein melancholiſches Lied, das Lied von der Heimkehr.

II.

Gedichte.

Begrabe nur dein Liebſtes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, ſtehſt bald wieder Du.
— So jüngſt im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend' Wort zu lauter Rede ſchwoll;
Und nicht der Stillſten einer war ich ſelbſt.
Der Wein ſchoß Perlen im kryſtallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Toſen hört' ich
— Nicht Täuſchung war's, doch wunderbar zu ſagen —
Aus weiter Ferne hört ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühſam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch ſüß, daß ich erbebte:
„Was lärmſt Du ſo, und weißt doch, daß ich ſchlafe!“

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal beſeſſen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch was es war, iſt mir vergeſſen.
Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich im lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit Dir geſeſſen Hand in Hand,
Indeß vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amſel ſchallend ſchlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd ſchwieg Dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd' ich's dort.

Es iſt ein Flüſtern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will ſich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet ſind?
Oder iſt's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emſig drängt ſich anzuſagen?

An Kl. Groth.

Wenn't Abend ward,
Un ſtill de Welt un ſtill dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörſt den Parpendikelſlag,
De nich to Woert keem över Dag;
Wenn't ſchummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtſwulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finſter 'rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt un lacht, —
Dat is ſo wat vör't Minſchenhart,
Wenn't Abend ward.

Engel — Ehe.

Wie Flederwiſch und Bürſte ſie regiert!
Glas und Geräth, es blitzt nur Alles ſo
Und lacht und lebt! Nur, ach, ſie ſelber nicht.
Ihr ſchmuck Geſicht, dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirthſchaftliche Bahn er kreuzt,
Gleich einer Maske hält ſie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, ſo wirft ſie ihm das Wort,
Als wie dem Hunde einen Knochen, zu.
Denn er iſt ſchuld an Allem, was ſie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäſchen,
Am Tages-Mühſal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem ſchmutz'gen Pudel und den Kindern.
Und Er? — Er weiß, wenn kaum der grimme Tod
Sein unverkennbar Mal ihm aufgeprägt,
Dann wird, der doch in jedem Weibe ſchläft,
Der Engel auch in ſeinem Weib erwachen;
Ihr eigen Weh bezwingend wird ſie dann,
Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
Heraufbeſchwören; leuchten wird es ihm
Aus ihren Augen, lind wie Sommerathem

Wird dann ihr Wort zu ſeinem Herzen gehn. —
Doch wähnet nicht, daß dies ihn tröſte! Nein,
Den künft'gen Engel, gräulich haßt er ihn;
Er magert ab, er ſchlottert im Gebein,
Er wird daran erſticken jedenfalls.
Doch eh' ihm ganz die Kehle zugeſchnürt,
Muß er ſein Weib in Himmelsglorie ſehn;
Die Rede, die er brütend ausſtudirt,
Womit vor ſeinem letzten Athemzug,
Jedwedes Wort ein Schwerdt, auf einen Schlag
Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen,
Er wird ſie nimmer halten; Segen-Stammeln
Wird noch von ſeinen todten Lippen fliehn.
Das Alles weiß er, und es macht ihn toll;
Er geht umher und fluchet innerlich.
Ja, manches Mal im hellſten Sonnenſchein
Durchfährt es ihn, als ſtürz' er in das Grab.
Es war ſein Weib; ſie ſprach ein ſanftes Wort,
Und zitternd blickt er auf. — „O Gott ſei Dank!
Noch nicht, noch nicht das Engels-Angeſicht!“

Letzte Einkehr.

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längſt die blauen Berge;
Kurz iſt der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harrt der Ferge.

Doch blinket ſchon das Abendroth
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie ſonſt am Wege Herberg ſuchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
Und ganz von Sonnenſchein umglommen;
Am Thore ſteht ein blondes Kind,
Und lacht ihn an und ſagt Willkommen.

Seitab am Ofen iſt der Platz;
Schon kommt der Wirth mit blankem Kruge.
Das iſt ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einſt in vollem Zuge.

Und endlich ſchaut der Mond herein
Von draußen durch die dunkeln Zweige;
Es wird ſo ſtill; der alte Mann
Schlürft träumeriſch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauſchend Ohr geneigt,
Ob Jemand klopf' und nach ihm frage.

III.

Eine Halligfahrt.

Einſt waren große Eichenwälder an unſerer Küſte, und ſo dicht ſtanden in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Aſt zu Aſt ſpringen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müſſen; ſo tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochſommers war unabläſſige Schattenkühle unter dieſen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchſtreiften, indeſſen oben, nur von den Augen der revierenden Falken geſehen, ein Meer von Sonnenſchein auf ihren Wipfeln fluthete.

Aber dieſe Wälder ſind längſt gefallen; nur mitunter gräbt man aus ſchwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine verſteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig einſt im Kampfe mit den Nordweſtſtürmen jene Laubkronen müſſen gerauſcht haben. Wenn wir jetzt auf unſeren Deichen ſtehen, ſo blicken wir in die baumloſe Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht ſagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum erſten Mal hierher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!“

* * *

Und wie erquicklich die Luft auf dieſen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich beſſer den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erſte warme Frühlingsregen die unabſehbaren Wieſenlandſchaften grün gemacht; ſchon weideten wieder die unzähligen Rinder auf der Raſendecke, in welcher die Waſſergräben zwiſchen den einzelnen „Fennen“ wie Silberſtreifen in der Morgenſonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechſelnd und ſich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob ſich Gebrüll und Klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Staare waren, dieſe geflügelten Freunde der Rinder! In lärmendem Zuge kamen ſie vom Koge herauf, ſchwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem

Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um ſich pickend, ſeewärts an der Böſchung hinabzuſpazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, ſchimmerte einladend die neue Strohbeſtickung, womit zum Schutze gegen die nagende Fluth der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmuthig es ſich auf dieſem ſauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müſſe dieſer Tag was unausſprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Geſpenſter des Glückes noch willkommen ſind. — Und ſiehe! — während das Waſſer weich, faſt lautlos zu meinen Füßen anſpülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das ſie kurz in freien Locken trug, war noch ſo blond wie einſt. — Es war Deine Geſtalt, Suſanne, in der ſie mir erſchien; ich ſah wieder Dein junges feſtumriſſenes Geſichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich ſah ich es!

Auf einem ſolchen Teppich an eben dieſem Strande ſchritten wir auch damals neben einander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südoſt aufwehte, griff Deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warſt Du ſtehen geblieben und horchteſt nach oben hinauf; Deine jungen neugierigen Augen forſchten in der durchſichtigen Luft. „Ich ſehe nur eine einzige!“ riefſt Du; „dort ſteigt ſie eben in den Himmel!“ Und jetzt vernahm auch ich es; ſo weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, der ganze Luftraum ſchien ein einziges unabläſſiges Lerchenſingen. Die kleinen Sänger ſelbſt aber entſchwanden unſeren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchſtrömte. — Und ſchweigend gingen wir weiter; die Welt war ſo ſtill und klar und die Lerchen ſangen immer fort; was hätten wir auch reden ſollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimräthin, Suſannens Mutter, iſt mir nicht weniger unvergeßlich; ſie hatte an der Böſchung des Deiches ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unſerer Seite. Es war eine gar ſtattliche Dame, und ſelbſt die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, ſchienen ihr den ſchuldigen Reſpect nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, ſaßen am Rande des Waſſers auf der Strohdecke und ſonnten ſich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimräthin mit der ungeheueren lila Hutſchleife über ſie hinfiel, klappten ſie grimmig mit den Scheeren und ſchoſſen ſeitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff beſtiegen; „Die Wohlfahrt“ hieß es; der Name ſtand mit goldenen Buchſtaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame doch einen zierlichen Schrei ausſtieß, als ihre Champignons, die ſie den „lieben Schiffer“ zu verwahren bat, ſo ohne Umſtände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leiſe blähten ſich die Segel und leiſe ſchwamm das Schiff; man hörte das Waſſer vorn am Kiele gluckſen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Inſel hinter uns und trieben nun auf der breiten Meeresfluth. Eine Möwe ſchwebte über dem Waſſer dicht an uns vorüber; ich ſah, wie ihre gelben

Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!“ rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimräthin, die — ich weiß nicht durch welche Künſte — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand trug, blickte nach allen Seiten um ſich. „Ich ſehe nur den uferloſen Ocean!“ ſagte ſie, indem ſie ihr Augenglas einſchlug und wieder in den Gürtel ſteckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte ſein wetterbraunes Geſicht der Dame zu; aber nachdem er ſie wie in mitleidiger Verachtung einige Sekunden gemuſtert hatte, ſtarrte er wieder ſchweigend ins Meer hinaus.

„Sie müſſen dorthin blicken,“ ſagte ich, „wo nach Seneca's Ausſpruch alle Erdendinge am ſicherſten verwahrt ſind!“

„Und wo wäre das, mein Lieber?“

„In der Vergangenheit; — in dieſem ſicheren Lande liegt auch Rungholt. Einſt zu König Abels Zeiten und auch ſpäter noch, ſtand es oben im Sonnenlichte mit ſeinen ſtattlichen Giebelhäuſern, ſeinen Thürmen und Mühlen. Auf allen Meeren ſchwammen die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Welttheile in die Heimath; wenn die Glocken zur

Meſſe läuteten, füllten ſich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in ſeidenen Gewändern in die Kirche rauſchten; zur Zeit der Aequinoctialſtürme ſtiegen die Männer, wenn ſie von ihren Gelagen heimkehrten, vorerſt noch einmal auf ihre hohen Deiche, hielten die Hände in den Taſchen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: „Trotz nu, blanke Hans!“ Aber das rothwangige Heidenthum, das hier noch in uns allen ſpukt, —“

„Ich bitte doch, mich freundlich auszunehmen!“ ſchob die Geheimräthin mit etwas ſtrammem Lächeln dazwiſchen.

Ich verbeugte mich zuſtimmend. „Es bäumte ſich noch einmal auf gegen den blaſſen aufgedrungenen Chriſtengott; die Männer von Rungholt — ſo wenigſtens haben es die geiſtlichen Chroniſten aufgeſchrieben — beriefen eines Tages einen Prieſter und hießen ihn einer kranken Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten ſeine Waſſer ſteigen; und über die Deiche und Mühlen und Thürme ſchwollen ſie; und Rungholt mit ſeinen blonden Frauen und ſeinen trotzigen Männern“ — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom

Kiel unſeres Schiffes das Waſſer in der Sonne ſtrudelte — „dort ſteht es unten, unſichtbar und verſchollen auf dem Boden des Meeres. Nur zu Zeiten bei hellem Wetter, wenn in der einſamen Mittagsſtunde die Wimpel ſchlaff am Maſt herunterhängen und die Schiffer in der Koje ſchnarchen, dann — wie die Leute ſagen — „dühnt es auf.“ — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Waſſer ſchaut, kann gewahren, wie Thürme mit goldnen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung aufſteigen; vielleicht mag er ſogar die Dächer der alten Häuſer erkennen und wie zwiſchen dem Seetang, der ſie überſtrickt hat, ſeltſam ſchwerfälliges Gethier umherkriecht, oder zwiſchen den zackigen Giebeln in die Enge der Gaſſen hinabſchauen, wo Muſchelwerk und Bernſtein die Thore der Häuſer verbaut hat und der nie raſtende Fluth- und Ebbeſtrom mit den Schätzen verſunkener Schiffe ſpielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten ſich auf; denn unter ſich aus der Tiefe hören ſie es läuten; das ſind die Glocken von Rungholt.“

Suſanne war indeß herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber ſie bedurfte für dieſe Seegeſchichte eines ſachkundigeren Gewährsmannes.

„Läuten ſie wirklich, Schiffer?“ fragte ſie. „Haben Sie es ſelbſt gehört?“

Das klang ſo allerliebſt, daß auch die Backen der alten Theerjacke ſich zu einem Lächeln verzogen; und er ſpie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Ick hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Suſanne noch ein paar Mal verſtohlen über Bord ins Waſſer; begann doch auch jetzt die Mittagseinſamkeit ſich brütend auf das Meer zu legen. Und als ſie ſich von mir ertappt ſah, erröthete ſie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren ſchon verrathen haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der ſich allmälig in die Breite ſtreckte; und endlich ſtieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache ſchien es zu umgeben; ſoweit man an dem Strande entlang ſehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unabläſſig wie in ſtiller Geſchäftigkeit durcheinander auf- und abſtiegen. Stets in demſelben Luftraume beharrend, glichen ſie einem ungeheuren ſchwebenden

Gürtel, der das ganze Eiland zu umſchließen ſchien; ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel erſchienen wie durchſichtiger Marmor gegen den ſonnigen Mittagshimmel. — Das war faſt wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Aemil, ein leidenſchaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in ſeinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Muſik vernommen haben. Der Mond ſei über der ſtillen Inſel geſtanden, und während er nach langer Pauſe heimgerudert, ſei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut geweſen als dieſe geiſterhaften, allmälig hinter ihm verhallenden Töne.

Aber es war dennoch keine Zauberinſel, ſondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtauſend von der großen Fluth in dieſe Inſelbrocken zerriſſen wurde; die weißen Vögel waren Silbermöwen, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen ſchwebten; larus argentatus, von den Naturforſchern längſt regiſtrirt und in ihren Syſtemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren, ſah ich deutlich über unſeren Köpfen die funkelnden Augen und die ſtarken vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pauſen ein heiſeres „Gack! Gack!“ ähnlich dem unſerer Gänſe, nur haſtiger und wilder. Suſanne drückte ängſtlich den Kopf an ihre Mutter; aber unſer Fuhrmann klatſchte lachend mit der Peitſche, und das luſtige Geſindel ſtob gackernd nach allen Seiten aus einander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden baumloſen Inſel, lag das große Halligħaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun ſchon ſeit Jahren „der Vetter“, ein alter trefflicher Junggeſelle, ſich bei den ſchweigſamen Bewohnern eingemiethet hatte. „Die Räder der Staatsmaſchine“ — ſo hatte er mir derzeit ſeine Ueberſiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiscret; ich weiß, es giebt Leute, die davon entzückt ſind; mich anlangend, ſo kann ich's nicht ertragen, wenn ſie mir fortwährend hinten in die Rockſchöße haspeln.“ — Und ſo war er denn mit ſeiner Bibliothek und ſeinen allerlei Sammlungen in dieſe Meereseinſamkeit gezogen, wo er ſich ſeiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maſchine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Muſik zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenſpieler gegolten, obgleich er, ſo lang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber ſei. Ich ſelbſt hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hauſe meiner Eltern lebte, ſpielen hören; dieſes eine Mal aber wurde für mich die Urſache wiederholter Täuſchungen; denn wenn ich ſpäter in den Concerten weltberühmter Virtuoſen ſaß, ſo trug ich ſelten etwas Anderes davon, als eine traumhafte Sehnſucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch ſollte er während meiner ſpäteren Abweſenheit von der Heimath noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, ſeine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einſtens, Alles mit ſich fortgeriſſen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht erfahren. Für gewöhnlich war der Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch' tiefer Erregung oft dieſe freundlichen Augen Wache hielten.

Aber ſchon war unſer Wagen am Fuß der Werfte angelangt, und dort oben in der Thür unter dem ſteinernen Giebel ſtand er ſelbſt, der kleine ſchmächtige

Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!“ rief er, während er eilig herabkam und dem Dienſtjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hauſe ſchien aus der grünen Inſelfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerſtreut umherweidende Schafherde; ſelbſt das Gras war ſo niedrig, daß es kaum den dazwiſchen umherkletternden langbeinigen Schnaken ein Hinderniß in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte ſich der Vetter in dem größten Raume des Hauſes, dem ſogenannten Peſel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Conchylien und anderen Sammlungen, Karten und Kupferſtiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übrigens weiß getünchten Wände. Von dem Aufſatze des Schreibtiſches ſchaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südſee-Inſeln gleichſam überſchattet war, das markige Antlitz Beethoven's in der bekannten Koloſſalbüſte auf uns herab.

Als wir in die Thür traten, flog uns ein kleiner

Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und ſetzte ſich dann auf die Hand ſeines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!“ ſagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend; „Sie wiſſen, der Sperling gleicht dem Menſchen; an ſich iſt er ohne Werth, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in ſich. Der Burſche hier und ich, wir leben trefflich mit einander“ — Auf ſeinen Wink flog der Vogel wieder fort und ließ ſich auf einen Aſt des Korallenbaumes zu Häupten der ſchaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einſt darauf, mit luſtigen Genoſſen vor ihren Wagen geſpannt zu werden, um ſie über das blaue griechiſche Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber ſchlürften bald aus zierlichen Taſſen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffe, ſondern den Thee, den wir Küſtenbewohner auch an einem heißen Hochſommervormittage nicht verſchmähen.

Durch die Fenſter, welche in der Front des Hauſes gegen Süden lagen, ſah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche ſilbern in der Sonne ſchimmerte. Unſer Schiff war von hier aus nicht zu ſehen; aber dort zu Weſten ſtarrte der Maſt eines andern kleinen Fahrzeugs in die Luft; es war vor Kurzem hier geſtrandet und jetzt Eigenthum der Halligleute; — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große ſchwarze Hund, der jetzt im Hauſe umherlief, nicht weniger als der edle Alicante, den wir ſpäterhin bei Tiſche tranken. Und wie ſtand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherſchränke durchſtöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Hesperus“, als eine kleine Hand ſich leiſe auf das erſte weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma“ ſtand hier eingeſchrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unſchuldiger Theilnahme, den Suſanne bei dieſem Anblick ausſtieß. „Wer war das, Onkel?“ rief ſie. „Haſt Du ſie gekannt?“

„Gekannt, mein Kind?“ wiederholte der Alte und ſtrich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das iſt auch Strandgut; faſt Alles Antiquaria! Die einſtigen Beſitzer ſind geſcheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher ſind in alle Welt getrieben, von geſchäftigen Leuten aufgefiſcht und verkauft; und nun ſtehen ſie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Beſitzer das gleiche Loos ereilt. — Aber freilich, dennoch kenne ich dieſe Emma, wenn ſie auch ſchwerlich davon weiß, daß ich ihre poſthume Bekanntſchaft gemacht habe.“

Suſanne blickte geſpannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehſt Du!“ fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und ſchlug einige Seiten darin auf — „hier ſteht es deutlich: ſie liebte, litt und ſtarb. Dieſe kurze Geſchichte erzählen mir hier die Bleiſtiftſtriche unter ihren Lieblingsſtellen, das vertrocknete Vergißmeinnicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer iſt ſie geweſen und häßlich genug, daß ihre ſchönen Augen Niemandem haben gefallen wollen; auch dem Einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er ſie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume ſo gedankenlos ihr gab, wie er ſie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Geſichtchen wie das Deine wird das nie verſtehen; aber“ — und er blickte halb ſchmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das ſchöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch Dich ſoll Niemand Leid erfahren!“

Suſanne öffnete die Lippen, als wolle ſie eine Frage thun; aber der Vetter ſtrich ſanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er ſich ab und ſetzte mit faſt zarter Sorgſamkeit das Buch an ſeinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er ſagte lächelnd: „Nun, nun! da iſt nicht blos der Hesperus, da iſt auch noch ein armes treues Menſchenherz darin.“

Zufällig ſah ich in dieſem Augenblick unter dem Bücherſchranke den mir von früher wohlbekannten ſchwarzen Geigenkaſten. Was war nach ſolchen Geſprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte, und in ihn drang, ſie mich jetzt noch einmal hören zu laſſen. — Aber er ſchien faſt erſchrocken. „Nein, nein, mein Junge!“ ſagte er, den Kaſten haſtig in die äußerſte Ecke ſchiebend. „Siehſt Du denn nicht, daß das ein Särglein iſt? Man ſoll die Todten ruhen laſſen.“

Und ſo war denn weiter von dem Geigeſpielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen ſtand übrigens, daß die äußerſt zarte Organiſation des Vetters im Anſtoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchſchnittsmenſchen ziemlich ſeltſamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimräthin, welche ein ſeltenes Geſchick hatte, ihn an ſeinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieſes Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu ſetzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann“ die feine Geſellſchaft ſeines frühern Wohnorts mit dieſer nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauſcht habe, und nahm dies Thema ſtets von Neuem wieder auf. — Die kleine Scene, welche zwiſchen den beiden alten Herrſchaften hieraus entſprang, werde ich nie vergeſſen.

„Frau Couſine!“ ſagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine ſchon erfaßte Apfelſine in die Kryſtallſchale zurückfallen ließ — denn wir ſaßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtiſch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unſer Haus gepackt hat, daß wir aufgeſchüttelt aus den Betten ſpringen; — wenn wir dann durch's Fenſter in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt ſind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitſchte Meer hier unten am Fuße unſerer Werfte ſehen, die allein noch hervorragt aus den ſchäumenden, tobenden Waſſerbergen; — Sie glauben nicht, Frau Couſine, wie erquicklich es iſt, ſich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unſerer kleinen regierungsluſtigen Mitcreaturen!"

Ich mag wohl ſtumm dazu genickt haben; denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Couſine aber wollte das allerdings nicht glauben, ſondern fuhr fort, heftig für das feſte Land und deſſen gute Geſellſchaft zu plaidiren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber begann es ſchalkhaft um ſeinen noch immer ſchönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen;" ſagte er, „die Excellenzen und die Geheimen-Ober-Gott weiß was-Räthe begannen ſich die letzte Zeit in unſerer guten Stadt auf eine für mich äußerſt beunruhigende Weiſe zu vermehren."

Ich ſah das herablaſſendſte Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufſteigen.

„Aber, mein Gott, was thaten Ihnen denn — ?"

„Mir, Frau Couſine? Ich dächte doch; ſie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es ſind das aber, ſo lange ſie noch in ihren Drähten hängen, oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt

Die Geheimeräthin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein ſeliger Mann —"

„Gewiß, gewiß, Frau Couſine!" Und der Vetter legte beſchwichtigend ſeine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenleſe davon, die alle einen unheimlichen Anſtrich mit ſich herumtragen; dieſe Kerle — ich wette! — wiſcht man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, ſo ſitzen ſie da wie ausgeblaſene Hülſen; und ich ſehe ſchon, wie ihnen die Augen verglaſen, während das bischen Acten- und Rangklaſſenbewußtſein daraus verdunſtet."

„Aber, Herr Vetter!" Und die Geheimeräthin benutzte eine augenblickliche Pauſe; „mein trefflicher ſeliger Mann —"

Und der Vetter legte wieder beſchwichtigend ſeine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Couſine! Und damit ich Niemandem Unrecht thue, es giebt auch recht charmante Leute unter ihnen!"

Und ſich plötzlich zu mir wendend, begann er immer ſchneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuſchlucken ſich ehrlich, aber vergebens bemühte.

Die Geheimeräthin hatte reſignirt die Hände gefaltet und ſagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgeſprungen, mit erhitztem Geſicht riß er die Stubenthür auf und rief: „Mantje, ein Glas Waſſer!“

Bevor aber Mantje noch erſcheinen konnte, rannte er ſelber hintennach.

Die alte Dame ſchien allmälig aufzuathmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter,“ ſagte ſie hüſtelnd, „indeß, ich ſehe ihn doch am liebſten hier auf ſeiner Inſel.“

Aber ſchon trat er ſelber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicherweiſe die Tafel abgebrochen,“ ſagte er entſchuldigend, „Sie wiſſen ja: „Herz ſchon ſo alt und noch immer nicht klug!“ — Laſſen Sie uns nach Landesbrauch nun Martje Flor's Geſundheit trinken!“ Er füllte die Gläſer und erhob das ſeine. „Frau Couſine! Suſanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unſeren alten Tagen!“

Und wir tranken, wie das dieſem ernſteſten aller

Trinkſprüche eigen zu ſein ſcheint, ſchweigend, und ſchüttelten uns die Hände.

Die Geſchichte aber, welche demſelben zu Grunde liegt, verdient es, auch in weiteren Kreiſen erzählt zu werden. Als nämlich Tönningen, die größte Stadt der Landſchaft Eiderſtedt, einſt von den Schweden belagert wurde, hatte eine Geſellſchaft feindlicher Officiere in dem benachbarten Kathrinenheerd Quartier genommen und trieb dort arge Wirthſchaft; ſie ließen ſich Wein auftragen, zechten und lärmten, als ſeien ſie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauſes, ſtand dabei und ſah unwillig dem Gelage zu, denn ſie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was ſie ſo trübſelig daſtehe, ſie ſolle lieber auch eine Geſundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glaſe an den Tiſch, wo die feindlichen Kriegsleute ſaßen, und ſprach: „Dat et uns wull ga up unſe ole Dage!“ — Und auf dieſes Wort des Kindes wurde es ſtill.

Seitdem verſteht es Jeder bei uns zu Hauſe, wenn am Schluſſe des Mahles der Wirth es ſeinen Gäſten zubringt: „Und nun noch — Martje Flor's!“

Als wir nach aufgehobener Tafel vor die Hausthür traten, führte uns der Vetter unter bedeutungsvollem Schweigen am Hauſe entlang bis an die ſüdweſtliche Ecke deſſelben. Hier ſtieß er ein unter herabhängendem Hollunder faſt verborgenes Pförtchen auf; und, wie in ein Wunder, blickten wir in einen großen baumreichen Garten hinab, den an dieſem Orte, bei der rings umgebenden Oede, wohl Niemand hätte vermuthen können. — Drunten, von der Inſel aus dem Auge ganz verborgen, lag er in einer keſſelförmigen Vertiefung der Werfte, an deren ſchräg abfallenden Wänden ſich zwiſchen verſchiedenartigen Obſtbäumen eine Reihe üppiger Gemüſebeete entlang zog.

Von unten aus dem Grunde blinkte ein kleiner Teich, ringsum von einem hohen Liguſterzaun umſchloſſen. Auf dem daran entlang führenden Steige erſchien eben, vom Hauſe hinabſpazirend, eine weiße Katze; aber ſie verſchwand gleich darauf unter dem Schatten der Obſtbäume, welche vom Garten aus ihr dichtes Gezweig über den Steig hinüberſtreckten. Die blanken Blätter glänzten in dem ſatteſten Grün, als ſeien ſie nie von einem gefräßigen Inſekt berührt werden; nur freilich, wo die Kronen der Bäume den oberen Gartenrand erreichten, waren ſie ſämmtlich wie mit der Zaunſcheere abgeſchoren, was nach des Vetters Erläuterung, von dem Nordweſtwinde ohne jegliche Beſtellung ausgeführt wurde.

Die Aufmerkſamkeit unſerer „Maman“ war durch eine Pumpe erregt werden, welche unweit des Eingangs in dem kleinen Teiche ſtand; und während der alte Herr, unter lebhaften Schlägen mit dem Schwengel, ihr die Speiſung und Bedeutung dieſes Süßwaſſerbehälters der Inſel zu erklären begann, gingen Suſanne und ich in das trauliche Gartenneſt hinab, wo der Sonnenſchein wie eingefangen auf dem grünen Laube ſchlief. Wir ſchritten langſam der weißen Katze nach, und verſchwanden gleich ihr unter dem dichten Laube der Apfelbäume, das faſt Suſannes goldklares Haar berührte; um uns her ſchwamm der Duft von Federnelken und Roſen, die oben zwiſchen den Gemüſebeeten blühten. Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuſcht, waren wir in jenen träumeriſchen Zuſtand gerathen, von dem in der Sommerſtille, inmitten der webenden Natur ſo leicht ein junges Paar beſchlichen wird: ſie ſchweigen, und ſie meinen faſt zu reden; aber es iſt nur das Getön des unſichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüthen zu einander tragen. Ich glaube, wir ſaßen auf einer kleinen Holzbank und blickten — wer weiß, wie lange ſchon! — durch die Lücken des Zaunes auf das unten ſchimmernde Waſſer, als plötzlich die accentuirte Stimme der Geheimräthin mich auf die Oberfläche des Lebens zurückrief; und gleich darauf erſchien auch der alte Herr und trieb uns mit munteren Worten zum Kaffee in das Haus.

Aber ich ſtahl mich bald davon, um mir nach meiner Weiſe allein und ungeſtört die verſchiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauſes anzuſehen.

Eine Weile ſtand ich in einer Art von Zimmerwerkſtatt und plauderte mit dem Sohne des Hauſes, der, gleich Robinſon, alle Handtirungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in ſich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenſchaft an den Blöcken eines Segelboots arbeitete, das von einer Nachbarinſel aus bei ihm beſtellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düſtern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur die weiße Katze ſaß jetzt hier auf der Krippe und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden ſah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daran ſtoßend, noch ſtiller und noch mehr in Dämmerung lag die Scheune; und dort in ihrer Mitte ſtand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt. Wie ſelbſtverſtändlich, ſtieg ich ein; ich ſetzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin ſein Geigenſpiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einſam hier. Die kleinen überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenſter lagen ſo hoch, daß ſie keinen Ausblick zuließen. Vom Hauſe her vernahm ich keinen Laut; aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind ſich faſt gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmuſik, die mich die großen Regiſter ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm ſein Weltmeerconcert in Scene zu ſetzen pflegt. Nach einer Weile miſchten ſich leichte

Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieſes Tönen der Luft, und als ich aufblickte, ſtand Suſanne in der Thür, ihr Hütchen am Bande hin- und herſchwenkend.

„Weshalb ſind Sie denn fortgelaufen?“ rief ſie, indem ſie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama ſitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein großes Teleſkop am offenen Fenſter aufgeſtellt. Ich mag aber nicht durch Teleſkope ſehen.“

„So gehen Sie bei mir an Bord!“ erwiderte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es iſt ein neues ſicheres Fahrzeug.“

„In dieſes Boot ſoll ich ſteigen? Weshalb? Es iſt ſo düſter hier.“

„Hören Sie nur, wie die zarten Geiſter muſiciren!“

Sie horchte einen Augenblick, dann kam ſie näher und hatte ſchon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes geſetzt.

„Nun, was zögern Sie, Suſanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunſt?“

Sie ſah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelſteins in dieſem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von dieſen Augen Leids geſchehen könne. Ich mag ſie dabei wohl ſeltſam angeſtarrt haben; denn, als wandle eine Furcht ſie an, zog ſie langſam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!“ ſagte ſie leiſe. „Ich möchte noch die Neſter der Silbermöwen ſehen!“

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hauſe, wo die Tageshelle faſt blendend in unſere Augen ſtrömte. — Ohne von den alten Herrſchaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuths, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, ſonſt war hier nichts, das unſere Aufmerkſamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf- und abwandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberſpringen fanden. Aber Suſanne hatte die Mädchenturnſchule durchgemacht und an ihren Schultern waren die unſichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodiſches Rauſchen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge anſetzte und wenn ſie dann ſo raſch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte ſich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Fluth nur etwa einen Büchſenſchuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den ſchräg fallenden Strahlen der Nachmittagsſonne; bis weit hinaus um den Strand der Inſel hörte man das Getöſe der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß jetzt, da kein Licht von oben durchſchien, das ſchneeige Weiß ihrer Flügel ſich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere ſchwarze Vögel mit ſtorchartigem Schnabel ſahen wir, die wie mit hellem Kriegsſchrei durch das Gewimmel der großen Möven hin- und herſchoſſen.

Und jetzt ließ Suſanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüſchel, umgeben von einem röthlichen Kranze zermalmter Schalthiere, lagen zwei der großen graugrünen Eier; ſechs Schritte weiter wieder zwei; und dort, etwas ſeitwärts, ſchimmerten gar drei von den kleineren Eiern des ſchwarzen Auſterfiſchers. Die meiſten lagen auf dem bloßen Sande; denn, wie der Vetter ſagte, „dieſe Creaturen machen wenig Umſtände mit ihrer Häuslichkeit". Die Vögel gackerten und ſchrieen; Suſanne aber, unbekümmert und mit vor Neugier leuchtenden Augen, ſchritt immer weiter hinaus, von Neſt zu Neſt.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den Rand des Ufers geſetzt. Eine Weile blickte ich Suſannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl ſelber kaum zu ſagen gewußt, meine Augen aber buchſtabirten immer wieder an dem Spiegel unſeres unweit auf dem Waſſer ſchaukelnden Schiffes den mir längſt bekannten Namen „Die Wohlfahrt", deſſen goldene Buchſtaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauſchen des Meeres, das ſanfte Wehen des Windes — es iſt ſeltſam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufſtand, war von Suſanne nichts zu ſehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven gleich ungeheueren Schneeflocken in der Luft tanzten. Ich rief, ich ſang — keine Antwort. Endlich dort, weitab in einer Bodenſenkung ſah ich ſie im Sande knieen. In der ſcharfen Beleuchtung der ſchon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; ſie hielt regungslos das

Ohr darauf geneigt, als wolle ſie das keimende Leben belauſchen, das darin verſchloſſen war. Ihr zu Häupten aber ſchwebten zwei der mächtigen Vögel, die ſich aus der langen Kette losgelöſt hatten; ſie ſtießen ihre heiſeren Töne aus und ſchlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich ſtehen, ſo wild und doch ſo anmuthvoll war dieſes Bild. Die knieende Geſtalt des Mädchens regte ſich noch immer nicht. Da ſchoß eines der erzürnten Thiere ſo jäh auf ſie herab, als hätte es mit ſeinem Schnabel ihre Locken packen müſſen.

Suſanne ſtieß einen lauten Schrei aus, daß ſelbſt die Vögel erſchreckt zur Seite ſtoben; dann ſchleuderte ſie das Ei weit von ſich, und, wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog ſie auf mich zu und ſchlang beide Arme um meinen Hals. — —

„Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geſchick.“

So ſagt ein Dichterwort. — Aber dieſer Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advocat, und längſt von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „proſperiren" wolle, ſo müſſe ich, nicht nur meinen grauen Heckerhut bei Seite legen, ſondern mir auch den Schnurrbart abraſiren. Beides hatte ich unterlaſſen; bisher leichtſinnig und wohlgemuth, jetzt aber fiel es mir centnerſchwer aufs Herz, und ſeltſam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauſchte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Beſſerem bewegen, als ſich gegen dieſe Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von Neuem in Schlachtordnung aufzuſtellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart ſelbſt begannen zuletzt wie zwei feindliche Geſpenſter gegen mich aufzuſtehen.

„Suſanne," ſagte ich endlich reſignirt, „wir werden heimgehen müſſen, es wird ſchon ſpät."

Es iſt dies jedenfalls recht ungeſchickt geweſen; denn ich weiß noch gar wohl, wie Suſanne mich erſchrocken von ſich ſtieß und dann, bis unter ihr lockicht' Stirnhaar erröthend, wie hülflos vor mir ſtehen blieb. Und ohne Zweifel war es nicht eben viel geſchickter, als ich, um das wieder gut zu machen, ihre beiden Hände ergriff und tröſtend zu ihr ſagte:

„Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren.“

Aber wie auch immer; da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; ſie hatte ſich nun einmal doch in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelſchrei ertönte, warf ſie haſtig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerſtörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, ſo reichte ſie wie ſelbſtverſtändlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zuſammen flogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, ſtand der Vetter in der Thür.

„Suſanne, mein liebes Kind,“ ſagte er mit einem ſeltſam geheimnißvollen Weſen, „Deine Mutter iſt drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unſerem jungen Freunde reden.“

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite deſſelben. Hier machte er Halt und ſah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!“ ſagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb Du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangteſt, denn ich will's Dir nur geſtehen, daß es ein ſolches war und zwar ein echtes. Da es Dich die langen Jahre und bis zu dieſem Ziele begleitet hat," — der Vetter hielt einen Augenblick inne — „wenn Du mich demnächſt ſelbander beſuchen wirſt, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde."

Was ſollte ich auf ſo verfängliche Reden antworten!

„Ich verſtehe Sie nicht, lieber Vetter!" ſagte ich.

„Du verſtehſt mich nicht?"

Ich mußte wiederholt dieſe Verſicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter ſein Teleſkop auf immer neue Inſeln und Halligen gerichtet, und die Geheimräthin hatte immer treu hindurchgeſehen, „bis wir," fuhr er fort, „zuletzt auch unſeren eigenen Strand und als Staffage Dich und Suſanne vor unſer Glas bekamen. Die Frau Couſine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf Euch beide hin, auf einmal aber ſpringt ſie mit einem „O mein Himmel!" in die Stube zurück. „Vetter!" ruft ſie, „ich verſtehe die Situation nicht!" und ſchiebt dann mit großer Haſt mich ſelber vor das Teleſkop. Und wie nun ich hindurchſehe, — „Erſtaunlich!" rufe auch ich „aber doch nicht völlig unverſtändlich!“ und „Meinen herzlichen Glückwunſch, Frau Couſine!“ Denn, leugne es nur nicht, Vetter! Du hielteſt ſie richtig in deinen Armen, und ich ſage nur: Halte feſt, mein Junge, halte feſt! Denn dieſes Kind iſt Gott und den Menſchen ein Wohlgefallen!“

Das Geſicht des alten Herrn ſtrahlte vor Freude, und mir ſelbſt begann das Herz ſehr laut zu klopfen. Aber was half das alles!

„Es thut mir leid,“ ſagte ich, „aber beſtellen Sie den Glückwunſch nur wieder ab; denn es iſt nichts, Vetter!“

„Nichts?“

„Nein, nichts!“

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel geweſen ſeien.

„Erſtaunlich!“ Er ſah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entſchloſſen, drückte er mir kräftig die Hand und ſagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verſtehſt Du die Situation nicht.“

Ob inzwiſchen auch Suſanne ihre Mutter in dieſer Weiſe aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres Weſen an der alten Dame, als ihr ſonſt zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abſchiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns ſchon faſt erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Waſſer hin.

„Alſo, es iſt wirklich nichts, mein Junge?“

„Wirklich nichts, Vetter!“

Er ſah mich traurig an.

„Nun, ſo komm zu mir auf meine Hallig; wir laſſen zu Oſten drei Fach für Dich anbauen; überleg Dir's wohl!“

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir ſchon weit vom Lande auf dem tiefen Waſſer ſchwammen, ſahen wir noch lange den Vetter, wie er grüßend ſeine Mütze ſchwenkte und wie die Abendſonne auf ſeine weißen Haare ſchien.

Nach Sonnenuntergang drehte ſich der Wind; eine ſanfte Briſe wehte aus Südweſt; vor uns aus dem dunkeln Waſſer ſtieg der Mond und erhellte mit ſeinem ſanften Licht das Meer. Die Geheimeräthin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umgethan und der Kühle wegen ſich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Suſanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erſchien faſt blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winſeln eines Thieres über das Waſſer zu uns her, und die Schiffer ſagten, daß es ein junger Seehund ſei, der ſeine Mutter ſuche. Dann war es wieder ſtill und nur die Wellen an unſerem Schiffe rauſchten. Wir aber ſtanden noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieſer leeren Weltenferne unſere Blicke gingen, wer vermöchte das zu ſagen! Ob etwa auch Suſanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verrieth mir nichts davon, und ich habe es auch ſpäter nicht erfahren. Ebenſo unſicher bin ich, ob der Klabautermann an Bord geweſen iſt. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugſpriet unter dem Klüverſegel ſich etwas wie Nebel zuſammenkauere, allein ich achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die ſich, ſtill wie dieſe Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimniß. Wohl aber fühlte ich, daß Geiſter mit uns fuhren, denen ſelbſt die Nähe der Geheimeräthin kein Gegengewicht zu leiſten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unſerem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, ſang über dem dämmernden Koog unſichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite ſtand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe bloß gelegten Schlamm.

* * *

Es giebt Tage, die den Roſen gleichen, ſie duften und leuchten, und Alles iſt vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuſchung, keine von Tag zu Tag mitſchreitende Sorge. Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verſchwanden. Es iſt mir andererſeits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelſteins nicht auch die Härte deſſelben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig, und *mitten* darin Suſannens ſüße jugendliche Geſtalt, ſteht mir wie Rungholt, wohlverwahrt in dem ſicheren Lande der Vergangenheit.

Noch einmal, einige Jahre ſpäter, habe ich den Vetter auf ſeiner Hallig beſucht; freilich nicht ſelbander, wie er derzeit es ſo herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geiſt ſchien noch rüſtig, aber mit ſeinem Körper ruhte er doch am liebſten am Fenſter in dem weichen Lehnſtuhle und ließ ſtatt ſeiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem Strande wandern. Als ich hier ihm gegenüberſaß, ſah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen ſie ſich nieder, und der Vetter öffnete das Fenſter und warf ihnen Brot- und Fleiſchſchnitte zu, die er neben ſich auf der Fenſterbank für ſie in Bereitſchaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen,“ ſagte er, „nun müſſen ſie ſchon zu mir kommen.“ — —

Jetzt ſuchen ſie vergebens ihren Freund. Zwar iſt er auf ſeiner Hallig geblieben, aber aus dem Hauſe hat man ihn hinausgetragen; die grüne Raſendecke liegt ſchützend über ihm. Er hat es gewagt, ſich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wiſſend, daß der Sturm die Fluth zu ſeinem Grabe treiben, daß die Fluth es aufwühlen und ihn in ſeinem ſchmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne. Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten ſollen, in deren Schutz er ſich ſo gern geſichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer ſeiner Bibliothek und ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe auch ſeine Cremoneſer Geige vermacht, welche ich zufolge teſtamentariſcher Anordnung, obgleich des Geigenſpiels ganz unkundig, weder verſchenken noch verkaufen, ſondern nur vererben darf. So liegt ſie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnißſtücken. Unter den Papieren aber finden ſich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verſtorbenen, welche vermuthen laſſen, daß derzeit bei ſeiner Flucht aus der Welt noch ein beſonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit ſtimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum ſtammen ſie ſämmtlich aus den letzten Jahren vor ſeinem Halligleben. Er wohnte damals noch in ſeinem eigenen Hauſe, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus ſeinem Wohnzimmer, welches ſich im oberen Stocke befand, ſah man durch einige davorſtehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Haide, die ſich damals noch weit nach Weſten hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe dort oft bei ihm geſeſſen — wie ſehr er dieſen Ausblick liebte. Die Haide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er ſie unabläſſig für ſeine entomologiſchen und botaniſchen Studien durchforſchte, ſondern er fand dort auch, wie er ſich ausdrückte, „die nöthige Erholung von dem Menſchenleben.“

An dieſem Fenſter ſitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederſchrieb, die jetzt in ſeiner kleinen, aber deutlichen Handſchrift vor mir liegen.

Sie lauten alſo:

⁂

Wie gut es ſich hier in den Octobernachmittag hinausſchaut! So golden ſcheint noch die Sonne; doch löſen ſich unter ihrem Strahle ſchon die Blätter und ſinken lautlos auf den feuchten Raſen; immer ſichtbarer werden die nackten Aeſte. Von drunten aus den Hollunderbüſchen klang ein Droſſelſchlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt Alles Abſchied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbſtabends hat ſich verbreitet, Haus und Garten liegen ſchon im Schatten, hinter der Haide iſt die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, iſt noch eine leuchtende Wolkenſchicht gebreitet. Sie ſteht über einem Lande jenſeits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöſchen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendſcheins auf meinem ſchwarzen Geigenkaſten, der nun ſchon ſeit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherſchranke ſteht. Die Geige, die er verbirgt, erſtand ich einſt aus dem Nachlaſſe eines früh verſtorbenen florentiniſchen Muſikers, und erſt ſeitdem wußte auch ich, daß ich ſpielen könne. Auf dem inneren Rande des Kaſtens fand ich damals eine italieniſche Strophe eingeſchrieben, und ſeltſam, da ich ſie in unſere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich dieſe nun deutſchen Verſe einſt ſelbſt gemacht, und ſuchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber ſo wie ich die Geige mit meinem Bogen anſtrich, da ſang es und ſchwoll es an zu einer Gewalt, die mich ſelbſt erbeben machte. Das war nicht ich allein, der dieſe Töne ſchuf; ein geiſtig Erbtheil war in dieſer Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht ſie ſeit lange klanglos in ihrer ſchwarzen Truhe; denn ſchon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewiſſen Grenze des Lebens fließt um unſere Nerven jener elektriſche Strom, der uns über uns ſelbſt hinausträgt und auch andere unwiderſtehlich mit ſich reißt.

Und nun? Und heute Abend?

Ich muß vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergeſſe.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände ſollen nicht zittern.

⁂

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten ſchon; unter der Kryſtallkrone ſtand der geöffnete Flügel.

„Hier ſollen Sie ſpielen!“ ſagte ſie. „Dort auf dem Tiſchchen ſteht Ihr Geigenkaſten.“

„Soll ich wirklich, Eveline?“

Sie legte, wie ſie das zuweilen that, ihre Wange in die Hand und ſah mich ernſthaft an.

„Sie haben es mir doch verſprochen!“

— „Und vor ſo hoher Geſellſchaft?“

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrücken, aber aus deſto dickeren Goldrahmen ſchaute faſt die ganze erſte Rangklaſſe unſeres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pſt! Nicht ſpotten! Das ſind Papa's Penaten. Weshalb ſehen Sie nicht auf meine Bilder, die beſcheiden, aber tröſtlich unter ihnen hängen?“

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format vertreten.

Die Geſellſchaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!“ ſagte Eveline,

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkeles Auge ſtreifte mich; dann ging ſie den Eintretenden entgegen. Ich ſuchte mir in der fernſten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihrer Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachſten Worten ſpricht es oft, ich weiß nicht, wie die ſchmerzliche Erwartung oder wie die heimliche Zuſage eines Glückes. Bald aber geſellte ſich mein werther Vetter, der Geheimrath, zu mir und ſprach irgend etwas über Kunſt; und ich beſah mir indeß die noch immer unter Geplauder und Complimenten platznehmende Geſellſchaft und verglich ſie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Accord angeſchlagen. Unſer Adolf, der Muſikdirector, begann das Largo aus Beethoven's D-dur-Sonate. Und es wurde völlig ſtill und blieb es auch; denn er verſteht es, wenn die Stunde günſtig iſt, ſeinen Beethoven ſo eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es ſchon ſehr große Geiſter oder aber ſehr große Flegel ſein müſſen, die dabei ſich noch ſelber ſollten hören mögen. Mit dem Einſatze der Menuet war mir ſogar, als gehe ein Aufathmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Iſt doch Muſik die Kunſt, in der ſich alle Menſchen als Kinder eines Sterns erkennen ſollen.

Dann führte der Muſikdirektor ſeine jungen Schaaren vor. Es waren friſche, anmuthige Stimmen darunter, und ſie ſangen ihre Thee- und Kaffeeliedchen, in denen ſie ſich ſo wohl fühlen, die wie die Sommervögel kommen und verſchwinden. Sie ſangen aber auch von den Liedern des neuen großen Componiſten, durch welchen Eichendorff's wunderbare Lyrik zuerſt in der Muſik ihren Ausdruck erhalten hat. Ahnungslos ſchwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieſer Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Kapellmeiſter Johannes Kreisler davon gelaufen wäre; ich ſaß ganz ſtill und horchte auf den ſüßen, thaufriſchen Lerchenſchlag der Jugend. Dazwiſchen immer behagliches Klatſchen und liebkoſende Worte der älteren Herren und Damen und laute Complimente der jungen Cavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube faſt, daß mir die Bruſt beklommen war — ſtand ich ſelbſt am Flügel. Eveline hatte die Geige ſchweigend vor mich hingelegt und war dann ebenſo zurückgetreten. Spohr's neuntes Concert lag aufgeſchlagen. Adolph ſah mich an: „Nun, wollen wir?“

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns ſo vereint geſehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten, ein paar Accorde noch des Flügels und ſicher und kryſtallhell flog der erſte Ton durch den Saal.

Und meine Geige ſang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie ſang wie einſt der Neck am Waſſerfall, von dem die Kinder ſagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muſe, denn du ſtandeſt mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des

Jünglings Goethe, die ſchönen Hände in deinem Schooß gefaltet. Deine Augen wären hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches ſchwanden und der rauſchende Waſſerfall ſtand, und alle die jungen Vögel, die eben noch ſo laut geſchlagen hatten, verſtummten lauſchend. Ich war eins mit dir, ſchöne jugendliche Göttin, hoch oben ſtand ich herrſchend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen ſprühten; und lange, lange hielt ich ſie alle in athemloſen Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Clavier, ſah zu mir auf und nickte leiſe.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, bald ſcheu, mit erſtaunten großen Augen, als hätten ſie plötzlich entdeckt, ich ſei noch Einer von den Ihren, den ſie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maſke des Alters fortgeworfen habe.

Erſt als Adolf ſeinen Stuhl rückte und aufſtand, wurde die Stille unterbrochen und die Geſellſchaft drängte ſich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muſe, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* * *

Sie haben dich geſcholten, Eveline.

Und wenn Ihr wahr geſprochen hättet — laßt ſie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Roſe, ſie nur ein Theil iſt, vermag uns nichts zu geben, als was wir ſelber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Menſch überall nicht weiter, und wir ſterben einſam, wie wir einſam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Roſen gäbe?

* * *

Weißt Du, daß es Vorgeſichte giebt? — Mitunter, als könne ſie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen iſt, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart. — Du ahnteſt nichts davon, aber ich habe es geſehen; es war mitten im kerzenhellen Saale. Du hatteſt getanzt und lehnteſt athmend in der Sopha-Ecke; da ſah ich Dein Antlitz ſich verwandeln, Deine Züge wurden ſcharf, Deine Wangen ſchlaff und fahl. Schon ſtreckte meine Hand ſich aus, um leiſ' die Roſe aus Deinem Haar zu nehmen; denn ſie ſaß dort wie ein Hohn für Dein armes Angeſicht. Aber es verſchwand, da ich feſt Dich anblickte; Du lächelteſt, Du warſt wieder nicht älter als Deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Geſpenſt zurück; nur ich ſah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne ſtehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt ſich ewig durch die Welt, aber auch Du biſt nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erliſcht; und alle Zukunft wird einſt Gegenwart.

* * *

Im eigenen Herzen geboren,
Nie beſeſſen,
Dennoch verloren.

Wie ſeltſam, dieſe Worte auf meinem Geigenkaſten!

Auch das iſt nun vorüber. —

* * *

Hier ſcheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen; denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, iſt augenſcheinlich nur der Schluß eines längeren Aufſatzes.

* * *

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir iſt, hat doch Dein Herz berührt; mögen noch ſo übermüthig Deine jungen Lippen zucken. Einſt, wenn auch Du zu den Schatten gehörſt, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürſtet, aus dem vor ihren

Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich Dich jäh überfallen; vielleicht am ſtillen Abend, wenn Du hinter abgeheimſten Stoppeln die Sonne ſinken ſiehſt, vielleicht — auch das iſt möglich — erſt in den Schauern des Todes, in jenem letzten Augenblicke, wo alle Erdengeiſter Dich verlaſſen. — Und nun geh', Eveline; denn jetzt ſind ſie alle noch in Deinem Dienſt!"

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erſt fühlte, in der meinen lag. Aber ſie zog ſie ſchweigend zurück, und ging.

„Gute Nacht, Eveline!"

Du aber, o Muſe des Geſanges, verlaſſe Du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an Deine Schulter lehnen; denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und ſollte ich heimlich bluten, ſo lege Du die Hand auf meine Wunde! — —

* * *

Hier enden dieſe Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal ſo tief zu erſchüttern vermochte? — Ich kenne keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat!

IV.

Die neuen Fiedel-Lieder.

Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen einſamen Wirthshauſe, oben im Walde an der Oſtſee, mein gleichfalls nun längſt von der Erde verſchwundener Freund Ferdinand Röſe, oder wie er von uns und von ſich ſelber gern genannt wurde, der Magiſter Antonius Wanſt mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommſen ſein tiefſinniges Märchen „Das Sonnenkind“ verlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schloſſe Grümpelſtein von ſechzig alten Tanten erzogen wurde, und von Mr. Breeches, nachdem er in der Naſenkrabbelmaſchine ſeinen Spleen ausgenieſt hatte, nur noch ſeine carrirten Beinkleider übrig blieben. — Wir ſaßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume ſtark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfaſſer in ſeiner feierlichen Weiſe aus dem entrollten Manuſcripte anhub: „Hans Fidelbum, der luſtige Muſikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüſtig vorwärts.“

Armer Magiſter Wanſt! Wo ſind jetzt Deine Märchen? Wo Dein großes Drama „Ahasver“, aus dem Du einſt zu Lübeck in Deinem altväteriſchen Elternhauſe an der Trave, aber auch nur in weihevollſter Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu leſen gabſt? Wer kennt die gedruckten Bände Deiner „Individualitätsphiloſophie“, die nach Deiner Verſicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen ſind die nicht gedruckten, zum Theil bei ſtrengem Winterfroſt im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten, übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine Deiner Saaten iſt aufgegangen, ſelbſt Dein Sonnenkind iſt in dem „Pilger durch die Welt“ pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du biſt geſtorben, verdorben; nur ich und Dein treueſter, bis an's Ende hülfreicher Jugendgenoſſe, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns beſuchen, mögen Deiner dann und wann gedenken.

Damals aber, an jenem Sommernachmittag im

Walde, warſt Du noch hoffnungsreich und im Vollgefühl einer großen Lebensaufgabe; und mit Behagen hatteſt Du neben ernſteren Studien auch jenes Märchen hingeſchrieben. Nur für den Liederbedarf des Hans Fideldum, den Du allein nicht zu decken wußteſt, wurde die Beiſteuer der Freunde in Anſpruch genommen. Geibel hatte aus ſeinem Reichthum ſchon gegeben; dann ſchrieb auch ich die kleinen „Fiedellieder“, wie ſie noch jetzt in der Sammlung meiner Gedichte ſtehen.

— — Und die Veranlaſſung, daß ich eben jetzt jener Jugendzeit gedenke?

Hier liegt ſie vor mir, friſch aus der Preſſe wie aus dem Herzen: „Die Lieder jung Werner's aus Scheffel's Trompeter von Säckingen für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Scherff.“ — „Wer klappert von dem Thurme ſeltſamen Gruß mir? Horch!“ — Hell und jung iſt mein ganzes Haus geworden, ſeitdem dieſe herzerquickenden Lieder darin erklingen; ja dermaßen ſind ſie mir in die Glieder gefahren, daß ich meinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorgeſucht und damit gerade an der Stelle wiederum zu ſtreichen angefangen bin, wo ich ihn vor dreißig Jahren abgeſetzt hatte.

Dir aber, Meiſter Ludwig, dem Lebenden, deſſen klare Manneskraft nicht im Sande verrinnen wird, laſſe ich dieſe friſchen Blätter zufliegen. ‚Nimm ſie hin nebſt jenen alten, die der todte Freund nicht mehr gebrauchen kann; und mag es gelten, ob ich Dich klingen machen kann, wie Du es mir gethan haſt.

Und nun horch' auf, wie ſie gehen!

Die neuen Fiedel-Lieder.

1.

Lang und breit war ich geſeſſen
Ueber'm ſchwarzen Contrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben ſie mich zum Adjunct.

Hei! Da bin ich ausgeriſſen;
Schöne Welt, ſo nimm mich nun!
Durch die Städte will ich ſchweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchſchreit' ich Deine Hallen,
Hoher kühler Waldesdom.

Und ich ſtreich' die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das ſingt!"

Doch am Horizonte ſteiget
Eines Städtchens Thurm empor! —
Welchen kleinen Lilienohren
Geig' ich dort mein Stücklein vor?

2.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zerſprang,
Neue werden aufgezogen
Und ſie geben friſchen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Thore
Strich ich leiſ' mein Spielwerk an;
Wie ſie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und ſchwillt und rauſchet,
Wie im Sturz der Waldesbach;
Meine Seele ſingt die Weiſe,
Meine Geige klingt ſie nach.

Trotzig hadern noch die Burſchen;
Bald doch wird es ſtill im Kreis;
Erſt ein Raunen, dann ein Schweigen,
Selbſt die Bäume ſäuſeln leis.

Zauber hat ſie all' befangen;
Und ich weiß, wie das geſchah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stehſt Du ſelbſt, Frau Muſica!

3.

Glaubt' ich doch, ſie wär' es ſelber,
— Was nur das Gedanken ſind! —
Die Frau Muſica vom Himmel;
Und nun iſt's ein Erdenkind!

Geſtern, da ſie ſtand am Brunnen,
Zog ich flink den Hut zum Gruß;
Und ſie nickt' und ſprach in Züchten:
„Grüß Dich Gott, Herr Muſicus!“

Zwar ich wußt', Marannle heißt ſie,
Und ſie wohnt am Thore nah;
Doch ich hätt's nicht können laſſen:
Sprach: „Grüß Gott, Frau Muſica!“

Was ſie da für Augen machte!
Und was da mit mir geſchah!
Stets nun klingt's mir vor den Ohren:
Muſicus und Muſica!

* * *

4.

In den Garten eingeſtiegen
Wär' ich nun mit gutem Glück. —
Wie die Fledermäuſe fliegen!
Langſam weicht die Nacht zurück.

Doch indeß am Feldesſaume
Drüben kaum Aurora glimmt,
Hab' ich unterm Lindenbaume
Hier die Fiedel ſchon geſtimmt.

Sieh, Dein Kammerfenſter blinket
In dem erſten Morgenſtrahl;
Heller wird's, die Nacht verſinket;
Horch! Da ſchlug die Nachtigall!

Schlaf nicht mehr! Die Morgenlüfte
Rütteln ſchon an Deiner Thür;
Rings erwacht ſind Klang und Düfte,
Und mein Herz verlangt nach Dir.

Zu des Gartens Schattendüſter
Komm herab, geliebtes Kind!
Nur im Laub ein leiſ' Geflüſter,
Und verſchwiegen iſt der Wind.

5.

Sind' wir nun ſo jung beiſammen
In der holden Morgenfruh;
Süßes, roſenrothes Mündchen,
Plaudre, plaudre immerzu!

Organiſte ſollt' ich werden
An dem neuen Kirchlein hier? —
Kind! Wer geigte dann den Finken
Feiertags im Waldrevier?

Doch Du meineſt, Amt und Würden,
Eigner Herd ſei goldeswerth! —
Machſt Du mich doch ſchier beklommen;
So was hab' ich nie begehrt.

Was? Und auch der Stadttrompeter
Starb vergangne Woche nur?
Und Du meinſt, zu ſolchem Poſten
Hätt' ich juſt die Poſitur? —

Hei! Wie kräht der Hahn ſo grimmig!
Schatz, ade! Gedenk an mich!
Mach den Hahn zum Stadttrompeter!
Der kann's beſſer noch als ich.

6.

Muſicanten wollen wandern;
Ei, die hielte mich wol feſt!
Noch 'nen Trunk, Herr Wirth, vom Rothen;
Dann ade, du trautes Neſt!

Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geiſt der Heimathſonne! —

Wie dort hoch die Wolken ziehen!
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geſchwind.

Muſicanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

7.

Weiter geht's und immer weiter!
Sieh, da kommt auf müdem Fuß
Noch ein Wandrer mir entgegen.
„Bring dem Städtchen meinen Gruß!

Und am Thore, wenn des Zöllners
Blonde Tochter ſchaut herfür,
Bring ihr dieſe wilde Roſe,
Grüß ſie einmal noch von mir!“ —

Weiter geht's und immer weiter!
Ach, noch immer denk' ich Dein!
Vor mir ſtehn im Duft die Wälder,
Rückwärts brennt der Abendſchein.

Einſam werden Weg' und Stege,
Ganz alleine wandr' ich bald;
Einen Falken ſeh' ich kreiſen —
Ueber mir ſchon rauſcht der Wald.

8.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun iſt der Tag herum;
Da ſchweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Haidelerch' noch oben ſingt
Ein Stück zu allerbeſt;
Die Amſel ſchlägt den letzten Ton,
Und fliegt zu Neſt, zu Neſt.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das iſt ein klingend' Nachtgebet
Und ſteigt zum Himmel ein.

9.

Morgen wird's! Am Waldesrande
Sitz' ich hier und ſpintiſir';
Ach, jedweder meiner Schritte
Trug mich weiter fort von Dir!

Vielen ging ich ſchon vorüber;
Nimmer wünſcht' ich mich zurück;
Warum flüſtern heut' die Lüfte:
Dies Mal aber war's das Glück!

Von den Bäumen Thauestropfen
Fallen auf mein heiß' Geſicht —
Sanct Cäcilia! Solch' Paar Augen
Sah ich all' mein Lebtag nicht!

Stadttrompeter, Organiſte!
Wär's denn wirklich gar ſo dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine,
Macht euch auf! Wir kehren um.

Ruf nur, Kukuk, dort im Walde!
Siehſt ſobald mich nun nicht mehr;
Denn in Puder und Manſchetten
Schreit' ich ehrenfeſt einher.

Golden ſpielt der Staub der Straßen —
Herz, Geduld! Bald biſt Du da.
Hei! Wie lieblich ſoll es klingen:
Muſicus und Muſica!

10.

Am Markte bei der Kirchen
Da ſteht ein klingend' Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lind'baum vor der Thüre
Iſt luſt'ger Aufenthalt;
Vom Wald die Finken kommen
Und ſingen, daß es ſchallt.

Und auf der Bank darunter
Die mit dem Kindlein da,
Das iſt in alle Wege
Die blond' Frau Muſica.

Der jung' friſch Stadttrompeter
Bläſt eben grad' vom Thurm;
Er bläſt, daß nun vergangen
All' Noth und Winterſturm.

Die Schwalb' iſt heimgekommen,
Lind weht des Lenzen Hauch!
Das bläſt er heut' vom Thurme
Nach altehrwürd'gem Brauch.

Herr Gott, die Saaten ſegne
Mit Deiner reichen Hand,
Und gieb uns Frieden, Frieden
Im lieben deutſchen Land!

Huſum, im Juli 1871.

V.

Draußen im Haidedorf.

Es war an einem Herbſtabend; ich hatte in der Amtsvogtei ein paar am Mittage eingebrachte Holzfrevler vernommen und ging nun langſam meinem Hauſe zu. Die Gaserleuchtung war derzeit für unſere Stadt noch nicht erfunden; nur die kleinen Handlaternen wankten wie Irrlichter durch die dunklen Gaſſen. Einer dieſer Scheine aber blieb unverrückt an derſelben Stelle und zog dadurch meine müßigen Augen auf ſich.

Als ich näher gekommen war, ſah ich vor dem Wirthshauſe, wo damals die nach Oſt belegenen Dörfer ihre Anfahrt hatten, noch einen angeſchirrten Bauerwagen halten; der alte Hausknecht ſtand mit der großen Stallleuchte daneben, während die Leute ſich zur Abfahrt rüſteten.

„Macht fertig, Hinrich!“ ſprach es vom Wagen herab; „Ihr habt nun genug gedalbert! Carſten

Krüger's und Carſten Decker's Frau warten alle Beid' auf ihre Stunde; es läßt mir nicht Ruh' mehr.“ — Die etwas ältliche Stimme kam von einer breiten, anſcheinend weiblichen Perſon, welche, in Tücher und Mäntel eingemummt, unbeweglich auf dem zweiten Wagenſtuhle ſaß.

Ich war unwillkürlich an der Ecke der hier abgehenden Querſtraße ſtehen geblieben. Wenn man ſtundenlang gearbeitet hat, ſo ſieht man gern einmal die anderen Menſchen eine Scene vor ſich abſpielen, und der Knecht hielt die Leuchte hoch genug, daß ich Alles bequem betrachten konnte.

Neben einer jugendlichen Frauengeſtalt, deren Wuchs ſich auffallend von der gedrungenen Statur unſerer gewöhnlichen Landmädchen unterſchied, ſtand ein junger Bauer, deſſen blondes krauſes Haar unter der Tuchmütze hervorquoll; in der einen Hand hielt er Zügel und Peitſche, mit der andern hatte er die Lehne eines hölzernen Stuhles gefaßt, der zum Auftritt an den Wagen gerückt war. Es lag etwas Brütendes in dem Geſichte des jungen Menſchen; der breite Stirnknochen trat ſo weit vor, daß er die Augen faſt verdeckte. — „Komm, Margreth, ſteig' nun auf!“

ſagte er, indem er nach der Hand des Mädchens haſchte.

Aber ſie ſtieß ihn zurück. „Ich brauch Dich nicht!“ rief ſie. „Paß Du nur Deine Braunen!“

„So laß doch die Narrenspoſſen, Margreth!“

Auf dieſe mit kaum verhehlter Ungeduld geſprochenen Worte wandte ſie den Kopf. Bei dem Schein der Leuchte ſah ich nur den untern Theil des Geſichtes; aber dieſe weichen, blaſſen Wangen waren ſchwerlich jemals dem Wetter der ländlichen Saat- und Erntezeit preisgegeben geweſen; was mir beſonders auffiel, waren die weißen ſpitzen Zähne, die jetzt von den lächelnden Lippen blosgelegt wurden.

Sie hatte dem jungen Menſchen auf ſeine letzten Worte nichts erwidert; aber nach der Haltung des Kopfes konnte ich annehmen, daß ihre Augen jetzt die Antwort gaben. Zugleich trat ſie leiſe mit einem Fuße auf den Holzſtuhl, und als er ſie nun umfaßte, ließ ſie ſich weich an ſeine Schulter ſinken, und ich bemerkte, wie ihre Wangen eine Weile aneinander ruhten. Ich ſah aber auch, wie er ſie nach dem vordern Wagenſitze hinzudrängen ſuchte; allein ſie entſchlüpfte ihm und hatte ſich im Augenblick auf dem zweiten Stuhl neben der dicken Frau zurecht geſetzt, die jetzt wieder ein „Mach fertig, Hinrich, mach fertig!“ aus ihren Tüchern herausrief.

Der junge Bauer blieb noch wie unentſchloſſen an dem Wagen ſtehen. Dann zupfte er dem Mädchen an die Kleider. „Margreth!“ ſtieß er dumpf hervor, „ſetz' Dich nach vorne, Margreth!“

„Viel Dank, Hinrich!“ erwiderte ſie laut; „ich ſitz' hier gut genug“

Der junge Menſch riß heftiger an ihren Kleidern. „Ich fahr' nicht ab, Margreth, wenn Du nicht bei mir ſitzen willſt!“

Jetzt bog ſie ſich über den Rand des Sitzes zu ihm herab, und ich ſah ein paar dunkle Augen in dem blaſſen Antlitz blitzen, und die weißen Zähne wurden wieder ſichtbar zwiſchen den üppigen Lippen. „Willſt Du Dich ſchicken, Hinrich!“ ſprach ſie leiſe, faſt wie mit verheißender Zärtlichkeit, „oder ſollen wir ein ander Mal mit Hans Ottſen zur Stadt fahren? Er hat mich oft genug darum geplagt.“

Der junge Mann murmelte etwas, das ich nicht verſtand; dann ſprang er ungeſtüm zwiſchen die Pferde durch auf den vordern Wagenſitz, knallte ingrimmig mit der Peitſche und riß in die Zügel, daß die Braunen ſich ſteil in die Höhe bäumten. Und gleich darauf, unter dem Aufſchrei der Frauen, raſſelte das Gefährt in die Nacht hinaus, daß der Holzſtuhl vom Rade getroffen zertrümmert auf das Pflaſter ſtürzte und der alte Hausknecht mit einem „Gott bewahr' uns in Gnaden“ zurücktaumelte und dann ſcheltend mit ſeiner Leuchte durch die Hausthür verſchwand.

Wie ein Schattenſpiel war Alles vorüber, und nachdenklich ſetzte ich meinen Weg nach Hauſe fort.

Etwa ein halbes Jahr danach wurde in der Amtsvogtei der Tod des Eingeſeſſenen Hinrich Fehſe zur Anzeige gebracht, der in einem der Oſtdörfer eine große, aber, wie mir bekannt war, ſtark verſchuldete Bauernſtelle beſaß. Da er außer ſeiner Wittwe und einem mündigen Sohne gleiches Namens zwei unmündige Kinder hinterließ, ſo mußte die Maſſe in gerichtliche Behandlung genommen werden. Zum Vormunde der Unmündigen wurde, in Ermangelung naher Verwandten, auf den Wunſch der Wittwe der frühere Küſter des Dorfes beſtellt; ein Mann, der während ſeiner Amtsführung ſich weniger um die ihm anvertraute Jugend, als um ſeinen ſchon derzeit nicht geringen Landbetrieb bekümmert hatte; ſeit Niederlegung des Amtes aber ſeinen einſtigen Schülern um ſo mehr in allen Vorkommniſſen des Lebens mit ſeinem oft nur allzu weltklugen Rath zur Seite ſtand.

Als ich am Tage der Erbregulirung in die Gerichtsſtube trat, fand ich den gewichtigen Mann ſchon in eifriger Durchſicht der Documente neben dem Pulte des Gevollmächtigten ſitzen. Nachdem er mich durch ſeine runden Brillengläſer erkannt hatte, ſtrich er bedächtig die Seitenhärchen über ſeinen kahlen Scheitel und ſtand dann auf, um mich mit der ihm eigenen Würde zu begrüßen. Zugleich wies er auf einen jungen Menſchen, der ſich bei meinem Eintritt gleichfalls von einem Stuhl erhoben hatte, und ſagte: „Das hier, Herr Amtsvogt, iſt Hinrich Fehſe, der älteſte Sohn des Verſtorbenen.“

Mir war in dieſem Augenblick, als ſei ich dieſem eckigen Kopfe ſchon ſonſt einmal begegnet; nur über das Wie und Wo konnte ich nicht in's Reine kommen. Aber wohl niemals hatte ich auf einem jugendlichen Antlitz einen ſolchen Ausdruck gleichgültiger Verdroſſenheit geſehen; die grauen tiefliegenden Augen ſchienen es kaum der Mühe werth zu halten, die Wimpern zu mir aufzuheben.

Drüben an der Wand ſaß eine alte Bäuerin mit harten Zügen und dunklen Augenbrauen, das graue Haar unter das ſchwarze Käppchen zurückgeſtrichen; ſie ſaß unbeweglich und hielt ihre Hände mit dem Sacktuch auf der blaugedruckten Leinwandſchürze. Das war die Wittwe des verſtorbenen Hufners Hinrich Fehſe.

Es war mir darum zu thun, die etwas verwickelte Angelegenheit zunächſt mit dem Küſter allein zu beſprechen, und ich trat deshalb mit ihm in mein nebenan liegendes Arbeitszimmer.

„Die Stelle wird ſich ſchwerlich für die Familie halten laſſen,“ ſagte ich, zugleich das Inventurprotocoll der Maſſe vor ihm aufſchlagend; „wir werden leider zum Verkauf genöthigt ſein.“

Der Küſter ſah mich mit ſeinen runden Augen an. „Das bin ich nicht der Meinung!“ ſagte er dann im gewichtigen Schulton.

Ich wies auf die lange Reihe der im Protocoll verzeichneten Schulden. „Wenn das Altentheil der Wittwe noch dazu kommt, ſo wird dem Annehmer der

Stelle nicht genug bleiben, um auch noch die Erbtheile der Geſchwiſter auszukehren.“

„Das allerdings nicht!“ Und der würdevolle Mann klemmte die fleiſchigen Lippen ein und blickte auf mich mit einer Sicherheit, als ob er das Gegenmittel ſchon fix und fertig in der Taſche hätte.

„Und trotz deſſen,“ fragte ich wieder, „wollen Sie ihn die große Hufe übernehmen laſſen?“

„Das wäre ſo meine Meinung!“

„Und das Geld, woher wollen Sie das bekommen?“

„Dafür müßte freilich ſchon geſorgt ſein!“ Und er nannte die Tochter eines wohlhabenden Hufners aus demſelben Dorfe. „Geſtern,“ fuhr er fort, „haben wir bereits den Verſpruch gefeiert, und die Fehſeſche Stelle kann nun von den beiden jungen Leuten gemeinſchaftlich übernommen werden.“

Der Küſter legte die Hände auf den Rücken und erwartete gehobenen Hauptes den Ausdruck meiner Bewunderung. Mir aber war es unter dieſer Eröffnung plötzlich klar geworden, wo ich dem jungen Hinrich Fehſe ſchon begegnet ſei. Ich ſah ihn wieder neben jenem gefährlichen Mädchen am Wagen ſtehen und hörte ihn ſein düſteres „Margreth, Margreth!“

ausſtoßen. — „Mir iſt," ſagte ich endlich, „als hätte ich Ihren Bräutigam ſchon auf anderen Wegen getroffen! Hat etwa die Hebamme Ihres Dorfes eine beſonders hübſche Tochter?"

„Alſo das wiſſen Herr Amtsvogt auch ſchon!" erwiderte etwas überraſcht der Küſter. „Nun, wir haben das Mädchen ſechs Meilen weit in die Stadt als Nähjungfer vermiethet, und morgen geht ſie dahin ab. Mit ſolider Bauernarbeit hat die Mamſell ſich doch ihr Lebtag nicht befaſſen mögen."

Ich mußte lachen. „Und wie haben Sie denn das nur wieder fertig gebracht?"

Das ſelbſtzufriedene Lächeln im Geſichte des Küſters zuckte ſo tief, als es die ſtarken Wangen zuließen. „Mit Erlaubniß, Herr Amtsvogt, für Geld kann man den Teufel tanzen laſſen, warum denn nicht ein altes Weib!"

„In der That, Sie haben mehr als Recht; und die Tochter der Hebeamme iſt vorausſetzlich ohne Mittel?"

„Mit dem glatten Geſicht, Herr Amtsvogt, konnte uns nicht gedient ſein, und ſonſt iſt nichts da, was ſie hätte in die Wirthſchaft bringen können. Ueberdies," und er ſtimmte ſeinen Ton zu vertraulichem Flüſtern, „ihr Großvater war ein Slovak von der Donau und, Gott weiß wie, bei uns hängen geblieben; dazu die alte Hebamme mit ihrem Kartenlegen und Geſchwulſtbeſprechen, womit ſie den Dummen die Schillinge aus der Taſche lockt — das hätte übel gepaßt in eine alte Bauernfamilie!“

„Und hat ſich denn Ihr Hinrich ſo leicht von jenem Mädchen trennen laſſen?“ fragte ich noch einmal.

Der Küſter ſetzte ſeinen weltklugen Kopf in Poſitur. „Wenn ich es gerad' herausſagen ſoll,“ erwiderte er ausweichend, „es war noch ganz die Frage, ob die Dirne ihn genommen hätte; da ſind noch Andere, die ſie hinter ſich herzieht und die ſchwerer in's Gewicht fallen. Die junge Frau aber wird nicht mit ihm betrogen, denn das muß ihm Jeder laſſen, ein Bauer iſt er aus dem Fundament!“

Unſere Unterredung war zu Ende. Von Gerichtswegen war gegen den gemachten Vorſchlag nichts einzuwenden; im Gegentheil, alle Schwierigkeiten wurden dadurch wie von ſelbſt gelöſt.

— — Als wir wieder in die Gerichtsſtube traten, hatte ſich dort inzwiſchen auch die Braut mit ihrem

Vater eingefunden. Sie mußte faſt um zehn Jahre älter ſein, als der ihr beſtimmte Bräutigam; das Geſicht war wohlgeformt, aber reizlos, wie es bei Denen zu ſein pflegt, die ſchon mit ihrer Kinderſeele um den Erwerb gerechnet haben; das fahlblonde Haar zeigte deutlich, daß es ungeſchützt allem Wetter und Sonnenbrand ausgeſetzt wurde. Ihr gegenüber an der andern Wand ſaß jetzt der Bräutigam; den Kopf geſenkt, die Hände zwiſchen den geſpreizten Beinen vor ſich hingefaltet. — Bei den nun folgenden Verhandlungen zeigte er ſich mit Allem einverſtanden; ein dürftiges „Ja“ oder „Nein“ oder „Das muß ja denn wohl ſein,“ war indeſſen Alles, womit er dieſe Zuſtimmung ausdrückte; dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand ein paar Mal über ſeine Stirn, als wenn es dort etwas fortzuwiſchen gäbe. Endlich, als mit ſämmtlichen Betheiligten Alles beſprochen und das Vereinbarte zu Papier gebracht war, erfolgte, wie Rechtens, die Unterſchrift des Protocolls.

Auch Hinrich Fehſe, als an ihn die Reihe kam, trat an das Pult des Bevollmächtigten und malte in ſteilen widerhaarigen Buchſtaben ſeinen Vornamen unter die Verhandlung; dann aber ſetzte er mit einem tiefen Athemzug die Feder ab und ſtarrte unbeweglich vor ſich hin. Vor ſeinem inneren Auge mochte jetzt ein üppiger Mädchenkopf erſcheinen; vielleicht flog gar der erſchütternde Gedanke durch ſein Gehirn, den Bann des alten bäuerlichen Herkommens zu durchbrechen. Aber der Küſter, der ihn während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen gelaſſen hatte, trat jetzt, die Hände in den Taſchen, zu ihm heran und ſagte ruhig: „Blos Deinen Namen, Hinrich; blos Deinen Namen!“

Und Hinrich, wie von der eiſernen Nothwendigkeit am Draht gezogen, malte nun auch ſein „Fehſe“ in denſelben ſteilen Zügen noch dahinter.

„Actum ut supra“, und Sand darauf; die Sache war erledigt. Hinrich Fehſe verließ das Gericht als ein gemachter Mann; mit der Frau hatte er das Betriebscapital für die Hufe in Händen; wenn er als Bauer ſeine Schuldigkeit that, ſo konnte es ihm nicht fehlen. — Und bald auch hörte ich, daß die Hochzeit mit allem Pompe bäuerlichen Herkommens gefeiert worden ſei.

Der Eindruck den dieſe Vorgänge mir gemacht hatten, war allmälig verblaßt. Anfänglich hatte ich wohl darauf geachtet, wenn an Markttagen der junge Bauer mit ſeiner Frau an mir vorüberfuhr; von der Letztern hatte ich dann auch wohl ein Kopfnicken bekommen, während er ſelbſt ohne ſich umzuwenden, auf ſeine Pferde peitſchte. Dann, geraume Zeit nachher, da es ſchon ſpät am Abend war, hatte ich ihn einmal in dem erleuchteten Hausflur jenes Wirthshauſes an der Ecke geſehen; es war mir auch damals wohl durch den Kopf gegangen: „Was hat denn der wieder ſo ſpät in der Stadt zu thun!“ Weitere Gedanken hatte ich mir darüber nicht gemacht. Da — es war wieder einmal Herbſt geworden, der November ſtand ſchon vor der Thür — ging ich bei der Rückkehr von einer Morgenwanderung durch die Altſtadt, wo eben Pferdemarkt gehalten wurde. Die edlen Thiere ſtanden wie gewöhnlich zu beiden Seiten der Straße vor den Häuſern angebunden, und ich drängte mich eben durch einen Haufen von Käufern und Verkäufern und vergnügter Stadtjugend, als mir von einem Hauſe ein lautes Rufen und Händeſchlagen entgegenſchallte. Zu

Näherkommen erkannte ich Hinrich Fehſe, der mit einem jütiſchen Bauern in eifrigem Handeln begriffen war. Den Gegenſtand, wie mir bald klar wurde, bildeten zwei höchſt elend ausſehende Pferde, die mit geſenktem Kopfe daneben ſtanden, indeß der Jüte den Schweif des einen Thieres lobpreiſend zur Seite riß.

„Ja, ja," ſagte der Andere, ohne auch nur hinzuſehen; „die Schindmähren ſind juſt gut genug."

„Hundertunddörtig für die Beide!" rief der Jüte wieder.

Aber Hinrich zog ſeine Hand zurück. „Hundertundzwanzig," ſagte er düſter; „keinen Schilling mehr."

Und klatſchend fielen die Hände in einander. Heinrich Fehſe ſchnallte ſeine lederne Geldkatze los, zahlte dem Andern die harten Thaler in die Hand und rüſtete ſich dann, die erhandelten Thiere von dem Rickwerk loszubinden.

Im Weitergehen, wo ich über den Eindruck des Geſehenen zum deutlichern Bewußtſein kam, wollte mich bedünken, als ob der junge Bauer ſeit unſerer letzten Begegnung, wie man bei uns ſagt, bös verſpielt habe. Das Geſicht war ſcharf und mager geworden und die ohnehin kleinen Augen waren unter der vortretenden Stirn faſt verſchwunden; überhaupt, der an ſich gewöhnliche Vorgang hatte mir jetzt etwas Auffallendes, ſo daß ich nicht umhin konnte, mich ſpäter beim Eintritt in die Gerichtsſtube gegen meinen landkundigen Bevollmächtigten darüber auszuſprechen.

Der alte Actenmann machte vom Pultbock herab ſeine bedenklichſte Handbewegung.

„So,“ ſagte ich; „die Sachen ſtehen alſo ſchlecht?“

„Gar nicht ſtehen ſie!“ erwiderte er. „Seit einem halben Jahr iſt die Margreth wieder im Dorf, und ſeitdem ſitzt auch der Fehſe faſt alle Abend bei den Hebammenleuten; ſogar in die Stadt iſt er ihr nachgelaufen, als ſie um Pfingſten in der Anfahrt hier zu nähen ſaß. Und dabei verkauft er, was los und feſt iſt, Futter und Saatroggen, ſo daß zum Winter wohl die leeren Scheunen nachbleiben werden; heut' haben nun ſogar die ſchönen braunen Wallachen daran glauben müſſen — wiſſen, Herr Amtsvogt, die im Inventar zu fünfhundert Thaler taxirt waren — und ſtatt deſſen hat er ſich die jütſchen Kracken eingehandelt. Dafür aber promenirt draußen im Dorf das Hebammenfräulein in ſeidenen Jacken und goldenen Vorſtecknadeln; — mag auch wohl manche Tonne Fehſe'ſchen Haſers an ihrem Leibe tragen!" Und der Alte nahm eine große Priſe.

„Am Ende auch noch die beiden Wallachen, Brüttner!"

Der kleine graue Mann ſteckte die Feder hinter's Ohr und ſegelte auf ſeinem Drehbock vollends zu mir herum. „Nun," ſagte er ſchmunzelnd, „wohin der Ueberſchuß ſeinen Weg nimmt, das wäre wohl nicht ſchwer zu rathen!"

„Und woher wiſſen Sie das Alles ſo genau?"

Brüttner wollte eben antworten, als der Amtsdiener in die Stube trat: „Der Herr Küſter ließen grüßen, heut' könne er nicht wieder vorkommen, aber nächſten Donnerſtag; und da wolle er die beiden Fehſe'ſchen Weiber gleich mit auf's Amt bringen."

„Alſo der Küſter iſt hier geweſen?" fragte ich.

„Hm, freilich," verſetzte Brüttner; „und er meinte, nach den letzten Paſſagen wär's doch am beſten, wenn die Frauen den Fehſe unter Curatel ſetzen ließen; er würde dem Herrn Amtsvogt ſchon Alles auseinander ſetzen."

Bevor jedoch der Küſter dieſen kühnen Plan in Angriff nehmen konnte, wurde mir — es war an einem Mittwoch — von dem Bauervogt des Dorfes die ſchriftliche Anzeige gemacht, daß der Eingeſeſſene Hinrich Fehſe ſeit letzten Sonntag Abend verſchwunden ſei. Die Meinung Einiger gehe dahin, daß er mit dem neulich aus einem Pferdehandel gewonnenen Gelde auf einem Auswandererſchiffe von Hamburg fortgegangen ſei; Andere dagegen hegten die Befürchtung, er könne ſich ein Leides angethan haben. Außer dem bekannten Verhältniß mit der Tochter der Hebamme ſei ein beſonderes Ereigniß, welches ſein Verſchwinden erklären könne, nicht bekannt geworden. Uebrigens hätten die angeſtellten Nachforſchungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

— — Ich beſchloß ſofort, noch am Nachmittag die Sache an Ort und Stelle zu unterſuchen. — Um deſto unbehinderter zu ſein, verzichtete ich auf einen Protocollführer und nahm nur den Amtsdiener als Begleitung mit. Wir fuhren auf einem offenen Wagen; denn es war ein milder Herbſttag, wie uns deren in unſerer Gegend immer einige vor dem entſchiedenen Eintritt des Winters beſcheert zu werden pflegen. Die lebendigen Hecken, welche wir während der erſten Stunde zu beiden Seiten des Weges hatten, trugen noch einen Theil ihres Laubes; hie und da zwiſchen Haſel- und Eichenbuſch drängte ſich ein Spillbaum vor, an deſſen dünnen Zweigen noch die rothen zierlichen Pfaffenkäppchen ſchwebten. Meine Augen begleiteten im Vorüberfahren das eben ſo ſanfte, als ſchwermüthige Schauſpiel, wie fortwährend unter dem noch warmen Strahl der Sonne ſich gelbe Blätter löſten und zur Erde ſanken, zumal wenn vor dem Schnauben unſerer Pferde eine verſpätete Droſſel, ihren Angſtſchrei ausſtoßend, durch die Büſche flatterte.

Aber die Gegend wurde anders; die bewachſenen Wälle mit den bebauten Feldern dahinter hörten auf. Statt deſſen fuhren wir hart am Rande des ſogenannten „wilden Moors“ entlang, das ſich derzeit, ſo weit der Blick reichte, nach Norden hinauszog. Es ſchien hier, als ſei plötzlich der letzte Sonnenſchein, der noch auf Erden war; von dieſer düſtern Steppe eingeſchluckt worden. Zwiſchen dem ſchwarzbraunen Haidekraut, oft neben größeren oder kleineren Waſſertümpeln, ragten einzelne Torfhaufen aus der öden Fläche; mitunter aus der Luft herab kam der melancholiſche Schrei des großen Regenpfeifers, der einſam darüber hinflog. Das war Alles, was man ſah und hörte.

Mir kam in den Sinn, was ich einſt — ich meine, über die noch von dem ſlaviſchen Urſtamm bewohnten Steppen an der untern Donau — geleſen hatte. Dort aus den Haiden erhebt ſich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht und das ſie dort den „weißen Alp“ nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es ſtiehlt ſich in die Häuſer, und, wenn die Nacht gekommen iſt, legt es ſich an den offenen Mund der Schlafenden; dann ſchwillt und wächſt der anfänglich dünne Faden zu einer ſchwerfälligen Ungeſtalt. Am Morgen darauf iſt Alles verſchwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, iſt über Nacht blödſinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken. Er bekommt ſie nimmer wieder; weit auf die Haide hinaus in feuchte Schluchten, zwiſchen Moor und Torf, hat das Unweſen ſie verſchleppt.

Nicht der weiße Alp war hier zu Hauſe; aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen verdichteten ſich auch die Dünſte dieſes Moores, denen manche, beſonders der älteren Dorfbewohner, Nachts und im Zwielicht wollten begegnet ſein.

An der ſüdlichen Grenze deſſelben lag unſer Reiſeziel, das Dorf, deſſen ſpitzer Thurm und ſchwarze Strohdächer ſchon lange vor uns ſichtbar geweſen waren. — Als wir endlich anlangten, ließ ich zunächſt vor dem Hauſe des alten Küſters halten, um durch dieſen etwas Näheres über die Verhältniſſe im Fehſe'ſchen Hauſe zu erfahren. Ich traf ihn mit ſeinem Knecht beim Aufladen des Düngers beſchäftigt, im blauwollenen Futterhemd, die Furke in der Hand; doch war er deshalb nicht weniger würdevoll, als er erſt ſeinen „Geldhauſen“ mit der ebenen Erde vertauſcht hatte. „Ich will's Ihnen ſagen, Herr Amtsvogt,“ hub er an, nachdem er zuvor ſeine Sprachwerkzeuge durch ein paar Anſätze fetten Huſtens in Bereitſchaft geſetzt hatte, „wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen! Dieſer Hinrich hat mit Gewalt ſein Glück nicht erkennen wollen; Gott weiß, ob's mit der Curatel noch zu kuriren iſt!“

Wir waren unterdeſſen in das Haus und in die Wohnſtube getreten. Hinter dem Ofen, in welchem trotz der milden Witterung ein Feuer brannte, ſaß ein kränklich ausſehendes Mütterchen, faſt verdeckt von einer großen Wollenſtrickerei, die ſie mit ihren mageren Fingern handhabte. Sie entſchuldigte ſich klagend, daß ſie wegen ihrer Kreuzſchmerzen nicht vom Lehnſtuhl aufkönne, um mich zu begrüßen; dann klinkte ſie von ihrem Sitze aus die daneben befindliche Küchenthür auf und rief mit ſcharfer Stimme: „Kathrin! Setz' den Keſſel auf, Kathrin!" Und zugleich hörte ich auch draußen den Dreifuß auf den Herd werfen und im Feuerloch rumoren.

Die Frau Küſterin klappte die Thür wieder zu und ſtrickte weiter; aber ihre kleinen matten Augen folgten unabläſſig, während ich mit ihrem Eheherrn im Geſpräch auf- und abwandelte.

„Wenn's erlaubt iſt zu reden, Herr Amtsvogt," ſagte ſie endlich, ihr Strickzeug von ſich ſchiebend; „es hat ſchon einen Vorſpuk gegeben; dazumal, als mein Mann hier noch im Amte war. — Ich hab' die Roſen ſo gern," fuhr ſie hüſtelnd fort; „es ſollte juſt am andern Tag das Ringlaufen für die Schule ſein, und Abends dann, mit hoher Erlaubniß, die Tanzluſtbarkeit im Kruge; da waren auf einmal alle meine Roſen abgeriſſen. Ich wußt' wol gleich, wo mein Spitzbube zu ſuchen war; aber bei unſerm Vater in der Schule hat's der Hinrich ſo zu drehen gewußt, daß das Strafrohr auf ſeinen Rücken gefallen iſt. Und die Dirne ſaß mauſeſtill dabei und guckte in ihr Geſangbuch.“

„Aber Mutter,“ verſuchte der Küſter einzureden, „ſo erzähl' doch dem Herrn Amtsvogt nicht die alten Kindergeſchichten!“

„Meinſt Du, Vater?“ verſetzte ſie. — „Sie ſtanden Beide vor der Confirmation; es iſt nur ein Faden und der läuft bis heute hin.“

Ich bat höflich um die Fortſetzung des Berichts.

Das Mütterchen nickte. „Ich hatte damals noch meine Geſundheit, Herr Amtsvogt,“ begann ſie wieder; „aber als ich andern Abends mit der Frau Paſtorin nur kaum in den Tanzſaal getreten war, ſo ſah ich auch ſchon, daß der Hinrich ſeinen Willen hatte; denn in dem Kranze, den die Slovakendirne auf ihren ſchwarzen Haaren trug, ſaßen richtig meine rothen Roſen; und herumgeſchwenkt hat ſie ſich auch mit ihm, daß dem hölzernen Jungen der Schweiß von den Backen rann.“

„Nun, nun, Vater!“ unterbrach ſie ſich, als der Küſter zu einer neuen Bemerkung anhub. „Ich weiß wohl, die Freude dauerte nicht lange; ich will's dem Herrn Amtsvogt Alles ſchon erzählen. Es war nämlich Einer unter den größeren Jungen, der nicht wie die Anderen in das Hebammenmädchen vernarrt war, obſchon ſie ſich genug um ihn zu thun machte; und das war der Sohn von dem reichen Klaus Ottſen hier! — Als eben die Muſikanten zu einem neuen Walzer aufſpielten, kommt der anſtolzirt, in ſeiner blauen Jacke mit Perlmutterknöpfen, die ſilberne Uhrkette über der Weſte, und ſieht ſich unter den Dirnen um, als wenn ſie nur alle ſo für ihn zu Kauf ſtünden. Er war aber auch ein ſchlanker, braunhaariger Junge und hat noch heute ſo was Stolzes an ſich. — Vor Hinrich und Margreth, die eben wieder in die Reihe treten wollten, blieb er ſtehen und ſah höhniſch auf ſie herab. „Hehler und Stehler?“ ſagte er lachend. „Der Roſenhinrich und die Slovakenmargreth? Ihr macht ein ſauberes Paar zuſammen!“ — Die Dirne glotzte ihn an mit ihren ſchwarzen Augen. „Läßt d' mich ſchimpfen, Hinrich?“ rief ſie. Und im Handumdrehen hatte auch mein Ottſen ſeine zwei Fauſtſchläge in den Nacken. „Das für die Slovaken-Margreth! Und das für den Roſen-Hinrich!“ — Und dabei fiedelten die

Muſikanten, und die Kinder tanzten und ſtolperten über den Hans, der ſich eben vom Fußboden wieder aufſammelte; und in all' dem Lärm hör' ich die Stimme unſeres Herrn Paſtors und ſehe auch, wie er den Hinrich am Kragen hat und ihn gegen den Thürpfoſten ſtellt. „Daß Du es weißt, Fehſe!“ hör' ich ihn noch ſagen; „mit dem Tanzen iſt es heute Abend aus für Dich!“ — Da ſtand er nun und biß ſich die Lippen blutig, und die Margreth reckte ihren Schwarzkopf auf und ſchaute durch den Saal nach einem andern Tänzer aus. — — 's iſt aber ein wunderlich Ding das Menſchenherz, Herr Amtsvogt! Schon lange hatte ich geſehen, daß Hans Ottſen daſtand, als wenn er die Dirne mit den Augen verſchlingen wollte; und es hilft einmal nicht, die geſtohlenen Roſen ließen ihr verwettert gut zu ihrem feinen, unverſchämten Stumpfnäschen. Und richtig! Sie hatte nun auch Den am Band. „Was meinſt, Margreth?“ ſagt ganz kleinlaut der Hans Hoffart; „willſt jetzt mit mir halten heute Abend?“ — Erſt, als er nach ihrer Hand griff, ſtieß ſie ihn vor die Bruſt und that wild wie 'ne Katze; aber als ſie merkte, daß es Ernſt war, ward ſie auch eben ſo geſchmeidig und lacht' und wies ihre weißen Zähne, und tanzte mit ihrem ſchmucken Hans an dem armen Burſchen vorüber, als hätte es für ſie nimmer einen Hinrich Fehſe auf der Welt gegeben. Der aber ſtand noch immer wie angenagelt auf ſeinem Poſten; nur ſeine kleinen Augen fuhren hinter den Beiden her; es war ein Glück, daß ſie nicht mit Flintenkugeln geladen waren!“

„Was weiter im Saal paſſirt iſt,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem ſie eine Weile Athem geſchöpft hatte, „das hab' ich nicht geſehen; die Frau Paſtorin holte mich nach der Hinterſtube, wo unſere Männer ſich zu ihrem Kartenſpiel geſetzt hatten. Die Zeit verging; es war eben Feierabend geboten, ich ſtand juſt am Fenſter und hörte nach den Wildgänſen droben in der Luft, denn es war eine milde Nacht und das Gethier flog über die Haide nach dem Haff — da auf einmal hieß es: „Wo iſt Hinrich Fehſe?“ — Ja, Hinrich Fehſe war nicht da. — „Ich ſah ihn draußen im Weg,“ meinte Einer; „er wird nach Haus gelaufen ſein.“ — Aber die Mutter kam gejammert; zu Hauſe war er auch nicht. — Der alte Hinrich Fehſe, ein Querkopf trotz ſeinem Jungen, ſtand vorn im dicken Haufen in der Schänkſtube und ſtieß ſein Glas auf den Tiſch, daß er nur noch den Fuß in der Hand behielt und raiſonnirte auf den Herrn Paſtor; er laſſe ſeinen Jungen nicht kujoniren, wenn er ihn auch nicht wie die reichen Bauern mit Uhrketten und Perlmutterknöpfen beſetzen könne; nein, zum Teufel, das leide er nicht!

„Ich war in den Tanzſaal zurückgegangen, wo eben die Muſikanten ihre Fiedeln in die Lederſäcke ſteckten. Da ſtand noch die Hebammendirne mit Hans Ottſen auf der leeren Diele; ſie allein ſchien alles Das nicht anzufechten. „Nun, Margreth,“ fragte ich, „weißt denn Du nicht, wo der Hinrich abgeblieben iſt?“ — „Ich? — Nein!“ ſagte ſie kurz, zog einen ihrer kleinen Schuhe aus und zupfte die rothe Bandſchleife darauf zurecht; dann funkelte ſie wieder auf den Hans mit ihren ſchwarzen Augen und ſchlug ihn neckiſch auf die Hände: „Du, was haſt mich eingeſtaubt, Du! Du biſt ſo wild; wart' nur, ich tanz' nicht mehr mit ſolch' 'nem Tollen!“

„Und das war die Margreth, Herr Amtsvogt; der Hinrich aber kam auch am andern Morgen noch nicht wieder; ſie meinten, der Mittag würde ihn nach Hauſe treiben; aber da hatte auch eine Eule geſeſſen; das ganze Dorf kam in die Beine, ſie ſuchten ihn mit Leitern und mit Stangen. Und endlich! Wo war er geweſen, Herr Amtsvogt? — Bei den Waſſerkröten hatte er in der Nacht geſeſſen; dort hinten im Moor bei der ſchwarzen Lake. Der Finkeljochim, der da ſeine Beſen ſchneidet, kam in's Dorf gelaufen und erzählte es. Da haben ſie ihn denn nach Haus geholt mitſammt dem Gliederreißen, das er ſich vom feuchten Moorgrund heimgebracht. Ein paar Wochen hat er in den Kiſſen liegen müſſen, und als der Doctor nicht angeſchlagen, haben ſie die Sympathie gebraucht: und mit drei Taſſen Camillenthee und ein paar Handvoll Kirchhofserde iſt dann auch Alles wieder in ſeinen Schick gekommen."

Der Kaffe war inzwiſchen aufgetragen und der Küſter erinnerte, nicht ohne ſcheinbare Vorſicht, ſeine Frau daran, daß der Herr Amtsvogt noch mit ihm zu reden habe.

„Ich will nicht im Wege ſein, Vater," verſetzte dieſe, von ihrem Lehnſtuhl aus die Taſſen voll ſchenkend; „ich ſage nur und hab's dem Herrn Paſtor auch ſchon geſagt: erſt, als die Dirne wieder aus der Stadt zurück war, lief nur der Hinrich bei den Hebammenleuten, und es gefiel ihr ſchon, daß ſie gleich wieder Einen hinter ſich her zu ziehen hatte; und wenn auch nur um die junge Frau zu ärgern, die ihn geheirathet hat; ſeit es aber mit dem alten Claus Ottſen auf's Letzte geht und der nicht mehr den Daumen gegenhalten kann, weiß auch ſein Hans mit Dunkelwerden den Weg dahin zu finden. Ich wundre mich nicht, daß der Fehie auch diesmal wieder fortgelaufen iſt; denn mit ſich ſelber umzugehen, was doch die größte Kunſt vom Menſchenleben iſt, das hat er immer noch nicht lernen können. Ich begreif' nicht, was darum ſo viel Aufhebens im Dorf iſt; er wird ſchon wiederkommen, wenn er's ſatt hat!“

Die kleine gebrechliche Frau, deren blaſſe Wangen unter dem lebhaften Erzählen wieder aufgeblüht waren, ſchwieg jetzt und ſuchte mit der Feuerzange die Kohlen in ihrem Ofen aufzuſtören. — Ich that noch dieſe und jene Fragen; dann ließ ich mich von dem Küſter, dem draußen ſichtlich ſeine Würde wieder zuwuchs, an meinen Wagen geleiten.

„Ja, ja, mein wohlgeborner Herr Amtsvogt,“ ſagte er, gleichſam die Summe eines langen Gedankenexempels ziehend; „ich habe manchen Gang um dieſe

Heirath gemacht; aber der Menſch ſoll ja auf den Dank der Welt nicht rechnen! Nehmen ſie nur die Mamſell Margreth auf's Korn; die wird ihnen über Alles Beſcheid geben können."

Unterdeſſen hatte er das Schutzleder vor meinem Sitze zugeknöpft, und, mit majeſtätiſcher Handbewegung entlaſſen, rumpelte mein Fuhrwerk auf der ſchlecht gepflaſterten Dorfſtraße weiter.

Hinter der zur Rechten liegenden Kirche, an deren granitner Mauer ich im Vorüberfahren die Jahreszahl 1470 las, blickte aus jetzt faſt entlaubten Hollunderhecken ein Häuschen mit grünen Fenſterläden.

„Den Hebammenleuten gehört es," erwiderte auf meine Frage der Amtsdiener, ſich vom Kutſcherſitze zu mir wendend, „ſie halten's gewaltig ſauber; in Geſchäften bin ich ein paar Mal dort geweſen."

Nach einer Weile hörten zur Linken die Häuſer auf. Die an der Kirchſeite ſich noch eine gute Strecke entlang ziehenden Gehöfte lagen gegen Weſten, nur durch den Weg und einige eingewallte Acker- und Wieſenſtücke von dem großen Moor getrennt; das letzte derſelben, einſam und weit hinaus belegen, war mir als das des Hinrich Fehſe bezeichnet worden.

Vor vielen dieſer Häuſer bemerkte ich Gruppen von Menſchen, anſcheinend in lebhafter Unterhaltung, zuweilen auch wohl mit ausgeſtrecktem Arm nach dem Moor hinausweiſend. Es war augenſcheinlich eine beſondere Aufregung unter den Dorfbewohnern.

Endlich fuhren wir auf die Fehſe'ſche Hofſtelle. An dem Hauſe, welches etwa hundert Schritt vom Wege zurücktrat, waren noch die Früchte der wohlhabenden Heirath ſichtbar: die nördliche Hälfte mit dem großen Scheunenthor und den halbrunden Stallfenſtern war augenſcheinlich kaum vor Jahresfriſt gebaut, die andere dagegen, welche die Wohnungsräume enthielt, mochte in dieſem Zuſtande ſchon lange von Vater auf Sohn vererbt worden ſein. Vor den niedrigen Fenſtern, auf welche das ſchwere ſchwarzbraune Strohdach drückte, zog ſich ein ziemlich ödes Gartenſtück bis an den Weg hinab.

Da ſich Niemand von den Hausgenoſſen zeigte, als wir oben vor dem Scheunenthore hielten, ſo ſchickte ich den Amtsdiener in das Haus, der dann auch bald in Begleitung einer alten Frau wieder an den Wagen trat. Ich wollte ſie als Wittwe Fehſe begrüßen, aber ſie erwiderte, ſie habe nur als Nachbarin das Haus gehütet; die alte und die junge Frau Fehſe ſeien zum Bauervogt gegangen; denn die Tochter des Finkeljochim hätte erzählt, daß ſie noch geſtern Abend, da eben der Mond aufgegangen ſei, den Hinrich dort hinten auf dem Moor geſehen habe; auf dieſe Nachricht ſeien wieder Leute zum Suchen hinausgeſchickt worden.

Ich fragte näher nach.

„Es wird wohl nichts daran ſein, Herr Amtsvogt," meinte die Alte; „die Dirne iſt ſo was ſimpel; und ſeit der Hans Ottſen ihr vergangenen Winter was in den Kopf geſetzt hat, iſt ſie vollends faſelig geworden."

„Aber wo iſt das Mädchen jetzt zu finden?"

„Jetzt bekommen Herr Amtsvogt ſie nicht. Sie iſt mit den Leuten in die Haide, um ihnen den Platz zu zeigen."

Ich ließ mich zunächſt von der Alten in das Wohnzimmer weiſen, und einen Tiſch in die Mitte ſtellen, auf welchem ich zur Aufnahme der nöthigen Notizen mein mitgebrachtes Schreibmaterial bereit legte.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Zimmer; der weiße Sand auf den Dielen, die blanken Meſſingknöpfe an dem Beileger-Ofen, Alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung. Den Fenſtern gegenüber befanden ſich zwei verhangene Wandbetten; vor dem einen, mit der zwiſchen Vergißmeinnicht gemalten Ueberſchrift: „Oſt un Weſt, to Huus is beſt“, ſtand eine jetzt leere hölzerne Wiege.

Um keine Zeit zu verlieren, hieß ich den Amtsdiener, mir die in der Nähe wohnende Tochter der Hebamme zur Stelle zu bringen, während die Alte es übernahm, die Fehſe'ſchen Frauen von dem entlegnern Hauſe des Bauervogts herbeizuholen. — Ich befand mich allein im Hauſe; von der Wand tickte der harte Schlag einer ſchwarzwälder Uhr; in Erwartung der kommenden Dinge war ich an's Fenſter getreten und ſah in die gelbe Herbſtſonne, die ſchon tief jenſeits der Haide ſtand.

Das Rauſchen von Frauenkleidern weckte mich aus den Gedanken, worin ich mich einzuſpinnen begann. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine ſchlanke volle Mädchengeſtalt in ſtädtiſcher Kleidung, deren kleine und, wie mir ſchien, zitternde Hand eben ein ſchwarzes Kopftuch von dem Nacken ſtreifte.

Ich konnte nicht zweifeln, wen ich vor mir hatte;

zum erſten Mal ſah ich den verführeriſchen Kopf jenes Mädchens unverhüllt.

„Sie ſind Margarethe Glansky!“ ſagte ich.

Ein kaum hörbares „Ja“ war die Antwort.

Ich ſetzte mich gegenüber an den Tiſch und nahm die Feder zur Hand.

„Sie kennen den jungen Hinrich Fehſe?“ fragte ich weiter.

Ein eben ſo leiſes „Ja“ erfolgte.

„Ich meine, Sie haben in näherer Bekanntſchaft mit ihm geſtanden?“

Sie antwortete nicht. Als ich aufblickte, ſah ich, daß ſie todtenblaß war; ich hörte, wie die weißen Zähnchen auf einander ſchlugen. Die Angſt vor äußerlicher Verantwortlichkeit wegen einer vielleicht innerlichen Schuld mochte ſie ergriffen haben.

„Weshalb fürchten Sie ſich?“ fragte ich.

„Ich fürchte mich nicht; — aber die Bauernweiber haben alle einen Haß auf mich.“

„Es handelt ſich nicht um Sie, Margarethe Glansky; ſondern um den jungen Mann, der ſeit einigen Tagen vermißt wird.“

„Ich weiß Nichts davon; ich bin nicht Schuld daran!" ſtieß ſie, noch immer mit dem Athem ringend, hervor.

„Aber wir müſſen ihn zu finden ſuchen," fuhr ich fort. „Kurz vor ſeiner Heirath ſind Sie in die Stadt gezogen, und dann vor einem halben Jahre wieder zurückgekommen?"

„Es gefiel mir dort nicht, ich hatte nicht nöthig zu dienen; — es reut mich noch, daß ich ſo dumm mich hatte fortſchicken laſſen!" Und die ſtarken Augenbrauen des Mädchens zogen ſich dicht zuſammen.

„Hinrich Fehſe," ſagte ich, „iſt dann oft des Abends zu Ihnen gekommen?"

„Wir konnten ihn doch nicht fortjagen."

„Er kam zuletzt, ſo ſagt man, jeden Abend und blieb dann oft bis Mitternacht."

„Das lügen die Weiber!"

„Aber Sie haben Geſchenke von ihm angenommen?"

Ein heißes Roth flog über ihr Geſicht. „Wer hat das geſagt?"

„Das ſingen die Spatzen von den Dächern; es hat argen Unfrieden zwiſchen den Eheleuten geſetzt."

„Nun, und wenn's auch wäre!" rief ſie und warf trotzig ihre rothen Lippen auf. „Wer hat ſie geheißen ihn zu heirathen!“

„Und würden Sie ihn denn geheirathet haben?“ fragte ich.

Aber bevor ſie zu antworten vermochte, wurde die Stubenthür aufgeriſſen, und die beiden Fehſe'ſchen Frauen, die junge mit ihrem Kinde auf dem Arm, traten in das Zimmer. Ich ſah noch, wie die Augen der alten Bäuerin und der Hebammentochter in unverhohlenem Haſſe aufeinander blitzten; dann ſtellte die Alte ſich vor mir hin und ſagte zitternd:

„Herr Amtsvogt, was thut die Perſon da in unſerm Hauſe? Ich bin der Meinung, daß ich das wohl nicht zu leiden brauche!“

„Die Perſon,“ erwiderte ich, und ſchob dabei die beiden Frauen unmerklich wieder zur Thür hinaus, „wird gerichtlich vernommen und iſt von mir hierher beſchieden worden.“

Wir ſtanden draußen auf dem Hausflur. Die alte hagere Frau rang die Hände: „Ach, das Elend!“ rief ſie; „das Elend!“ — Die junge Bäuerin trocknete von den Wangen ihres ſchlafenden Kindes die Thränen, die ſie fortwährend darauf weinte.

„Wir hatten es ſo gut das erſte Jahr", ſagte ſie, „wenn nur die nicht wiedergekommen wär'; Unſereins verſteht ſo was nicht; aber ſie muß es ihm doch angethan haben! Und das viele Geld, das er neulich für die Pferde gelöſt hat; — wir haben die Schatulle und Alles durchgeſucht; aber es iſt nichts davon zu finden."

Durch die off'ne Hausthür ſah ich draußen einen Mann mit einer langen Stange vorübergehen und den Weg in's Moor hinunter nehmen. Die Alte war hinausgetreten und kam jammernd zurück. Plötzlich aber fuhr ſie ſich mit der Schürze über die Augen. „Der da oben wird wiſſen, wo er iſt," ſagte ſie. „Er war nicht gottlos, mein Hinrich! — Auf die Knie' hat er ſich geworfen und ſeinen armen Kopf in meinen Schooß gedrückt; denn er wär ja immer doch mein Kind! „Mutter," hat er geſagt, „Ihr ſaht mich auf dem Braunen fortreiten und ich ſagte Euch, daß ich wegen der Zinſen zum Müller nach der Nordermühle müßte; — das wär gelogen, Mutter; in der Irre bin ich wie wild fünf Stunden lang herumgeritten; Ihr habt ſelbſt dem Braunen den Schaum von den Flanken geſtrichen, als ich heimgekommen; — ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber es hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen; — es kriegt' mich unter; ich kann's nicht helfen, Mutter!"

„Und er war doch ſo gut, mein Hinrich!" fuhr die Alte, wie mit ſich ſelber redend fort. „Noch als das Kind geboren war! In unſerm Hof hier, auf's Pferd hab ich's ihm reichen müſſen; die Sonne ſchien ſo warm, drüben in der Koppel ſtand die Sommerſaat ſo grün. „Was meinſt', Mutter," ſagt' er, „ich könnt' es gut ein biſſel mit auf's Feld nehmen!" Er war ſo glücklich über ſein Kind; ich hatt' meine Noth es ihm wieder abzukriegen; und es war doch erſt ſechs Wochen alt!"

Ich machte mich von den Frauen los, indem ich ihnen bedeutete, daß ſie wegen ihrer eignen Vernehmung zur Stelle bleiben müßten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fielen ſchon die ſchrägen Strahlen der Abendſonne durch die Fenſter. Das Mädchen ſtand noch auf demſelben Platze wie vorhin; aber ſie ſchien ruhiger geworden und ſogar, vielleicht nur weil ich den andern Frauen gegenüber ihre Anweſenheit vertreten hatte, ein Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. „Ich will's Ihnen wohl erzählen, Herr Amtsvogt," begann ſie, indem ſie mit beiden Händen ihr glänzend ſchwarzes Haar zurückſtrich; — „ob ich ihn geheirathet hätte, wenn er das Geld von der Andern nicht hätte brauchen müſſen; — ich weiß das nicht, und iſt auch wohl übrig jetzt zu fragen; ich bin gut Freund mit ihm geweſen; wir tanzten wohl zuſammen; aber — und das iſt die Wahrheit! Herr Amtsvogt — ich hatte nicht gedacht, daß er's gar ſo ernſthaft nehmen würde.“

„Sie wußten doch,“ ſagte ich, „daß er von Jugend auf Ihnen nachgegangen war; und ich meine, der ſah nicht aus, als ob er mit ſolchen Dingen ſpielen könnte.“

Sie hatte ſeitwärts einen raſchen Blick in den kleinen, mit Pfauenfedern geſchmückten Spiegel geworfen, und eine Sekunde lang brach es wie heiße Lebensluſt aus ihren dunklen Augen. „Nun,“ ſagte ſie, „zuletzt hab' ich's ſchon merken müſſen; aber da hab' ich ihn nicht mehr fortbringen können. Verſucht hab' ich's genug; denn er plagte mich bis auf's Blut mit ſeinen Grillen; zumal wenn ſonſt junge Leute zu uns kamen, wie das doch nicht anders iſt. Er konnte mit den Zähnen knirſchen, wenn ich nur Einen an die Hausthür brachte; oder gar, als einmal Hans Ottſen aus Narrethei mir die Haarzöpfe losmachen wollte; und er hatte doch ſein Weib zu Hauſe!"

Ich ſah ſie feſt an. „Alſo der Ottſen kam in der letzten Zeit auch zu Ihnen? Sie wiſſen vielleicht, daß ſein Vater ihm um Johanni die Hufe übergeben hat."

Sie ſtutzte einen Augenblick wie verwirrt; dann aber, als habe ſie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr ſie fort: „Manchen Abend, wenn der Wächter zu Neun geblaſen, hat meine Mutter ihn angerufen, nach Haus zu gehen. Aber er ging nicht. „Frau Nachbarn," ſagte er dann wohl, „Sie wird mir doch den Stuhl in ihrem Hauſe gönnen; ich verlang' ja weiter nichts!" — Und ſo ſind wir dann ſitzen geblieben; ich an meinem Nähſtein vor der einen Tiſchſchublade, er vor der andern. „Hinrich," hab' ich oft geſagt, „ſei nicht ſo hinterſinnig! Du kannſt ja Sonntag im Krug mit mir tanzen; nimm doch Deine Frau mit, und laß uns Alle miteinander vergnügt ſein." Aber er ſtieß dann nur ein höhniſches Lachen aus, und ſah mich aus ſeinen kleinen Augen an, als wollte er mir damit ein Leides thun."

„Nur einmal," fuhr ſie nach einer Weile fort, „iſt er eine Zeit lang weggeblieben; — als ihm das Kind geboren war; und ich dachte ſchon, er ſei nun zur Vernunft gekommen. — Da, etwa vier Wochen nachher, wurde ſeine Frau ſchwer krank; ſie glaubten Alle, es geh' mit ihr auf's Letzte, auch meine Mutter, die ihr doch in der Geburt hatte beiſtehen müſſen. Und da, Herr Amtsvogt — kam er wieder."

Das Mädchen athmete ſchwer auf. — „Er war ganz anders geworden, mehr ſo wie damals, als er noch ein junger Burſche war; er konnte wieder erzählen und ſprach wieder von ſeiner Wirthſchaft und was er thun und treiben wollte. Einmal aber — meine Mutter war eben außer Hauſe — faßte er mich plötzlich an beiden Schultern und ſah mich an, wie unſinnig vor Freude. „Margreth!" — rief er, „denk's einmal aus! Wenn — o wenn!" — — Er verſtummte dann und ließ mich los; aber ich wußte doch, wie's gemeint war, und hab's auch bald nachher geſehen. Deshalb dachte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. „Iſt denn der Doctor heute bei Euch geweſen?" fragte ich. „Wie geht's mit Ann-Marieken?" — Es war erſt, als wenn er nicht antworten mochte. „Sie hat wieder ein neues Glas gekriegt," ſagte er dann; „ich weiß nicht, was der Doctor meinte." Dabei hatte er ſich das Punktirbuch meiner Mutter aus deren Nähkaſten gekramt, ſetzte ſich mir gegenüber und fing nun an mit Kreide auf den Tiſch zu ſtricheln. Er that das ſo haſtig und wurde ſo heiß um den Kopf dabei, daß ich ihn fragte: „Hinrich, auf was punktirſt Du da?“

„Laß, laß!“ ſagte er. „Bleib Du bei Deiner Näharbeit!“ — Aber ich bog mich unbemerkt über den Tiſch und las in dem Buch die Nummer, auf welcher er den Finger hielt. — Da war es die Frage, ob der Kranke geneſen werde? — Ich ſchwieg und ſetzte mich wieder an meine Arbeit; und er ſtrichelte weiter, zählte „Eben“ oder „Uneben“ und punktirte ſich hernach die Figuren mit der Kreide auf den Tiſch. „Nun,“ fragte ich, „biſt Du fertig? Kann man's jetzt zu wiſſen kriegen?“ — Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſah mich ſchweigend an, aber ſtill und weich, wie er's lang' nicht mehr gethan hatte. Dann ſtand er auf und gab mir die Hand. „Gute Nacht, Margreth,“ ſagte er; „ich muß nun nach Hauſe.“ Und ſomit ging er fort; es war noch früh am Abend. — Da die Figuren auf dem Tiſche ſtehen geblieben waren, ſo ſchlug ich in dem Büchlein nach. Da lautete die Antwort: „Tröſtet die Seele des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren!“ — — Aber es war diesmal nicht getroffen; die Frau erholte ſich bald hernach; und nun ward's mit ihm ſchlimmer, als es je geweſen war. Glauben Sie's mir, Herr Amtsvogt, wenn ich was an ihm verſehen habe, es iſt mit Angſt und Noth gebüßt.“

Da ſie bei dieſen Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, ſo ließ ich ſie auf einen Stuhl niederſetzen. Bald aber erhob ſie wieder ihren Kopf, den ſie in beide Hände gepreßt hatte, und ſah mich an. — Im Zimmer war nur noch das Licht des Sonnenuntergangs, in dem die rothen Lippen des Mädchens auffallend gegen ihr blaſſes Geſicht und ihre dunklen Augen hervortraten.

Aber ich mußte weiter fragen. „Hinrich Fehſe,“ ſagte ich, „hat in der vorigen Woche einen Pferdehandel gemacht, woraus er viel Geld hätte nach Hauſe bringen müſſen; die Fehſe'ſchen Frauen aber verſichern, daß ſie es nirgends haben finden können.“

„Wir haben das Geld nicht, Herr Amtsvogt!“ ſagte ſie düſter.

„Und Sie wiſſen auch nicht, wo es hingekommen iſt?"

Sie nickte. „Doch; das weiß ich."

„Es haben Einige gemeint," fuhr ich fort, „er ſei nach Hamburg, um von dort mit einem Auswandererſchiff nach Amerika zu gehen?"

„Nein, Herr Amtsvogt; wohin er gegangen iſt, das weiß ich nicht; aber mit dem Geld iſt er nicht fort nach Amerika. — Ich will Ihnen auch das erzählen; ſo wahr, als wenn ich vor Gott ſtünde! — Am letzten Sonntag Abend war's, es mochte gegen acht Uhr ſein; meine Mutter, die über Nacht aus geweſen war, ſaß im Lehnſtuhl und nickte über ihrem Strickzeug; wir waren ganz allein, und ich wunderte mich, daß auch Hinrich Fehſe nicht kam; denn am Vormittag in der Kirche hatte er mich wieder einmal angeſtarrt, daß alle Weiber die Köpfe nach mir wandten. — Draußen ging der Sturm; aber zwiſchen den Windſtößen glaubt' ich mitunter bei unſerm Hauſe gehen zu hören. Mir war das unheimlich und ich trat vor die Hausthür, um zu ſehen, was es gäbe. Es war kein Mondſchein, Herr Amtsvogt; aber es war nachthell; ich konnte durch den kahlen Fliederzaun ganz deutlich die Kreuze auf dem Kirchhof unterſcheiden, der an unſern Garten ſtößt; und ſo ſah ich auch, daß unterm Zaune Einer ſtand; und da ich hinzutrat, war es Hinrich Fehſe. „Was ſtehſt Du hier und läßt Dich durchkälten?“ ſagte ich. „Warum kommſt Du nicht herein?“ — „Ich muß Dich allein ſprechen, Margreth!“ erwiderte er. — „Nun ſo ſprich, wir ſind hier allein; es wird auch Niemand kommen in dem Unwetter.“ — Aber er ſprach nicht, bis ich ſagte: „Mich friert; ich will hinein und mein Umſchlagetuch holen!“ Da griff er mich bei der Hand und ſagte ſchwer: „'S geht ſo nicht länger, Margreth; ich muß ein Ende machen.“ — Er kam mir ſo ſeltſam vor; ich wußte nicht, was ich ihm darauf antworten ſollte. „Hinrich,“ ſagte ich; „am Beſten wär's, ich ginge wieder fort; dann wird wohl Alles noch gut werden!“ — „Wir müſſen Beide fort, miteinander fort, Margreth!“ antwortete er. Dabei zog er einen Beutel hervor und ließ ihn mehrmals auf der Kante des Brunnens klingen, an dem wir in dieſem Augenblicke ſtanden. „Hörſt Du?“ ſagte er; „das iſt Gold! Vorgeſtern hab' ich meine Braunen verkauft; ich geh' zu meinem Vetter über See in die neue Welt; es iſt leicht dort ſein Brod zu finden.“ — „Das wirſt Du Deiner Frau nicht anthun!“ ſagte ich. — „Nicht anthun, Margreth? Es iſt kein Segen für ſie, wenn ich dableib'; die paar tauſend Thaler, die ſie in die Wirthſchaft gebracht hat, gehen bald darauf; ich bin kein Bauer mehr, ich hab' keine Gedanken ohne Dich!“ — Er wollte mich umfaſſen, aber ich ſprang zurück.

„Das würde mir anſtehen,“ ſagt' ich, „als Deine Beiläuferin mit Dir in die weite Welt zu rennen!“ — „Hör' mich nur,“ begann er wieder; „wir gehen heimlich fort; meine Frau wird dann auf Scheidung klagen; dann können wir uns dort zuſammengeben laſſen.“ — — „Nein, Hinrich; ich thu's nicht; ich geh' ſo nicht fort.“ — Auf dieſe Worte ward er wie unſinnig; er warf ſich auf die Erde, ich weiß nicht, was er Alles ſprach; auch heulte der Sturm um die Kirche, daß ich's kaum verſtehen konnte; meine Kleider flogen, ich war ganz verklommen. „Geh' nach Haus, Hinrich,“ bat ich, „Du biſt heut' nicht bei Dir, laß uns morgen über die Sache ſprechen!“ — Indem hörte ich hinter uns vom Kirchhofſteige laute Stimmen; Hans Ottſen war darunter, und ich horchte nach unſerer Pforte; denn er war in den letzten Wochen bisweilen zu uns gekommen. Aber ſie mußten vorüber gegangen ſein; ich hörte das Kreuz im großen Kirchhofsthor drehen und bald auch die Stimmen weiter unten auf dem Dorfwege. — Als ich den Kopf zurück wandte, ſtand Hinrich vor mir. „Margreth,“ ſagte er, und er würgte die Worte nur ſo heraus; „willſt Du mit mir gehen?“ — Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, legte er die Hand auf meinen Mund. „Sprich nicht zu früh!“ rief er, „denn ich frag' nicht wieder; — nimmer wieder.“ — Ich antwortete nicht; es ſchnürte mir die Kehle zu; was hätte ich ihm auch antworten ſollen! — „Siehſt Du!“ ſagte er; „ich wußte es wohl; Du biſt falſch, Du warteſt auf den Andern!“ — Er machte eine Bewegung mit dem Arm und gleich darauf hörte ich es auch unten im Brunnen aufklatſchen. — „Hinrich, Dein Gold!“ rief ich, „Was thuſt Du Hinrich!“ — „Laß nur!“ ſagt' er; „ich brauch's nun nicht mehr; — aber“ — und er faßte mich mit beiden Händen und hielt mich vor ſich, als ob er wie aus weiter Ferne mich betrachten wollte — „küſſ' mich noch einmal, Margreth!“

—„ Und dann?“ fragte ich, als das Mädchen ſtockte.

„Ich will nicht lügen,“ Herr Amtsvogt; „ich hätt's ihm nicht gewehrt: aber er ſtieß mich plötzlich von ſich. — Ich wollte der Hausthür zulaufen; da rief er zornig meinen Namen; und als ich darauf nicht hörte, ſprang er hinter mir her und packte mich wie mit eiſernen Armen. Das Haar war mir losgegangen; er ſchlang einen meiner Zöpfe um ſeine Hand und riß mir damit den Kopf in den Nacken. „Noch einen Augenblick, Margreth,“ ſagte er, und trotz der Nacht ſah ich, wie ſeine kleinen Augen über mir funkelten; und während der Sturm mir faſt die Kleider vom Leibe riß, ſchrie er mir in's Ohr: „Ich will Dir was Heimliches anvertrauen, Margreth; aber ſprich's nicht weiter! Für uns Beid' zuſammen iſt kein Platz mehr auf der Welt; Du ſollſt verflucht ſein, Margreth!“ — Ich ſtieß einen lauten Schrei aus; ich glaubt', er wolle mich erwürgen. Da ließ er mich los und rannte davon; ich hörte noch, wie er drüben die Kirchhofspforte zuſchlug; und gleich darauf war auch meine Mutter vor die Hausthür getreten und rief nach mir. — „Er wird ſich morgen ſchon beſinnen,“ ſagte ſie, nachdem ich ihr Alles, ſo gut als ich es vermochte, erzählt hatte; „da kann er auch ſein Geld ſich ſelber wieder fiſchen.“ Dann holte ſie ein Vorlegeſchloß und legte es vor den Brunnendeckel, den einſt mein Großvater wegen ungebetener Gäſte hatte machen laſſen; es hätte ja jemand Anders den Beutel im Eimer mit hinaufziehen können. — — Als wir in's Haus gegangen waren, legte meine Mutter ſich in's Bett, und ich ſetzte mich wieder an meine Arbeit. Draußen ſtürmte es noch immer fort; mitunter hörte ich unten im Dorf den Wächter blaſen; im Kirchthurm ſchlug die große Glocke an. Mir war ganz unheimlich; aber es ließ mir keine Ruh'; ich dachte immer, er könne ſich ein Leids angethan haben. Als ich merkte, daß meine Mutter eingeſchlafen war, nahm ich mein Umſchlagetuch und ſchlich mich fort. — Es begegnete mir Niemand; die meiſten Häuſer waren ſchon dunkel; nur auf der Fehſe'ſchen Stelle ſah ich vom Wege aus noch Licht durch die Oeffnung der Fenſterläden ſcheinen. Ich nahm mir ein Herz und ging den Wall hinauf und in die Gartenpforte. Als ich mich an das Fenſter ſtellte, hörte ich drinnen die Spinnräder ſchnurren, bisweilen auch ein Wort von der alten Fehſe. — „Was ſie nur ſprechen mögen!“ dachte ich und legte das Ohr an den Laden, aber ich konnt' es nicht verſtehen. Da gewahrte ich unter dem anderen Fenſter eine umgeſtürzte Schubkarre, und als ich hinaufgeſtiegen war und mich auf den Zehen hob, reichte mein Auge bis an das Herz des Ladens. Ich konnte dort das Wandbett überſehen; auch ſah ich, daß Jemand darin lag, und als der Kopf ſich auf dem Kiſſen umwarf, erkannte ich, daß es Hinrich war. Mit einem Mal aber richtete er ſich in den Kiſſen auf und ſtierte mit den Augen auf mich zu. Da befiel mich die Angſt, ich ſprang von der Karre herab und rannte fort; über den Weg, über den Kirchhof; — um die Thurmecke pfiff und heulte es; der alte Finkeljochim ſagt dann immer, die Todten ſchreien in den Gräbern. Mir grauſte, ich weiß nicht mehr, wie ich wieder in's Haus und in's Bett gekommen bin. — Am andern Morgen aber hieß es, Hinrich Fehſe ſei in der Nacht verſchwunden; ich habe nichts wieder von ihm geſehen."

Sie ſchwieg. — Es war inzwiſchen dämmerig geworden. Als ich durch die kleinen Scheiben einen Blick in's Freie that, war fern am Horizont nur noch ein ſchwacher Abendſchein; die Bäume im Garten ſtanden ſchwarz, unten über dem Meer aber zogen die Nebel wie weiße Schleier. — Ich ließ zwei Talgkerzen anzünden und vor mir auf den Tiſch ſtellen; dann rief ich die Fehſe'ſchen Frauen in das Zimmer.

„Soll denn die dabei ſein?“ fragte die alte Bäuerin, indem ſie einen ſcheuen, halb haßerfüllten Blick auf das Mädchen warf, die nach meinem Geheiß ſich in die eine Fenſterecke geſetzt hatte.

„Die wird Sie nicht ſtören, Frau Fehſe!“ erwiderte ich.

„Nun, meinethalb; was ich zu ſagen habe, kann Gott und alle Welt hören; aber“ — und ſie erhob drohend ihren dürren Finger — „die Böſen werden ihren Lohn bekommen!“

Das Mädchen ſchien von dieſen Worten nichts zu hören; ſie hatte wie erſchöpft den Kopf ſo weit gegen die Wand gelehnt, daß ihr das ſchwarze Haar von den Schläfen zurückgefallen war. — „Laſſen Sie das, Frau Fehſe!“ ſagte ich. „Erzählen Sie mir, wie ſich die Sache zutrug!“

Sie ſchien wie aus tiefen Gedanken aufgeſtört zu werden. „Ja,“ ſagte ſie, „er war auch den Abend drüben geweſen, da, bei der! Aber er kam doch früh nach Haus; denn Ann-Marieken lag ſo ſchlecht, der Doctor hatte ihr eben ein neues Glas verſchrieben; da hat er die ganze Nacht an ihrem Bett geſeſſen, gewiß, das hat er! und ihre Hand geſtreichelt. „Ann-Mariken,“

ſagte er, „Du biſt nicht Schuld daran; verklag' mich nicht zu hart da oben; Du wirſt's da beſſer haben, als bei mir."

Die junge Frau, die eben ihr Kind in die Wiege legte, brach in bitterliche Thränen aus.

„Ich meine, Frau Fehſe," erinnerte ich, „wie es an dem letzten Abend war, da Euer Sohn das Haus verlaſſen hat."

„Ja, wie war's?" erwiderte ſie. „'S war am letzten Sonntag Abend; das Eſſen hatten wir abgeräumt, und die Magd war in ihre Kammer gegangen — nein, es muß ſchon hin um zehn Uhr geweſen ſein; Ann-Marieken und ich ſaßen noch bei unſerm Spinnrad. Mein Hinrich war vordem ganz verſtürzt nach Hauſe gekommen, nun lag er ſchon lange in dem Wandbett da. Aber er ſchlief wohl nicht, denn er warf ſich fleißig herum und ſtöhnte auch wohl ſo vor ſich hin; wir waren das ſchon an ihm gewohnt, Herr Amtsvogt. — — Draußen war's Unwetter, wie das jetzt im November wohl zu ſein pflegt; der Nordweſt war zu Gang und riß die Blätter von den Bäumen; mir bangte immer, er ſollte auch den Birnbaum an der Scheune umſtürzen; denn mein Vater ſelig hat ihn bei der Taufe von meinem Hinrich ſelbſt gepflanzt. Da hör' ich's draußen leiſe vor dem Fenſter trotten, und ich horchte darauf; denn, Herr Amtsvogt, ich wußte nicht, war es ein Thier, oder war es eines Menſchen Fußtritt. Ich frag': „Hörſt Du das, Ann-Marieken?“ frag' ich. Aber ſie greift in ihr Spinnrad und ſagt: „Nein, Mutter, ich höre nichts!“ — Nun rückt ich 'nen Stuhl zum Fenſter und ſehe durch das Herz des Fenſterladens; denn wir hatten wegen des Unwetters die Läden angeſchroben. Da ſtand der Birnbaum gegen den grauen Nachthimmel und ächzte und wehrte ſich zum Erbarmen gegen den Sturm; auch über die Koppeln und die Wiſchen hinunter konnte ich ſehen und ſah auch hinten im Moor die Waſſertümpel blenkern, denn die Luft war hell dazumalen. Lebiges war nichts zu ſehen. Aber das merkt' ich wohl, es drückte ſich was unter das Fenſter und es rutſchte, als ſcheuere ein Zottelpelz an der Mauer lang. Da ich vom Stuhl herabſteige, kratzt es draußen an dem andern Laden, und ſogleich hör' ich auch drüben in der Wand das Bettband knacken, und mein Hinrich ſitzt ſteidel aufrecht in den Kiſſen und ſtarrt mit ganz todten Augen nach dem Fenſter zu. — Als ich ruf':

„Herr Jeſ', Hinrich! was iſt denn?" da iſt auch hinten im Stall das Vieh in die Unruhe gekommen, und durch all' das Unwetter hör' ich den Bullen brüllen und mit Gewalt an ſeiner Kette reißen. Aber mein Hinrich ſitzt noch immer ſo todt und glaſig, daß mir ganz graulich wurde, und als ich mich nun ſelber umwende — Herr, Du mein Jeſus Chriſt! da guckt ein Thier durch den Fenſterladen; ich ſah ganz deutlich die weißen ſpitzen Zähne und die ſchwarzen Augen!"

Die Alte wiſchte ſich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und begann leiſe vor ſich hinzumurmeln.

„Ein Thier, Frau Fehſe?" fragte ich; „habt Ihr denn ſo große Hunde im Dorf?"

Sie ſchüttelte den Kopf: „Es war kein Hund, Herr Amtsvogt!"

„Aber Wölfe giebt's hier doch nicht mehr bei uns!"

Die Alte drehte langſam den Kopf nach dem Mädchen und ſagte dann mit ſcharfer Stimme: „Es mag auch wohl kein rechter Wolf geweſen ſein!"

„Mutter, Mutter!" rief das junge Weib; „Ihr habt mir doch immer geſagt, es ſei die Hebammen-Margreth geweſen, die in's Fenſter geſehen habe!"

„Hm, Ann-Marieken, ich ſage auch nicht, daß ſie es nicht geweſen iſt." Und die alte Frau verfiel wieder in ihr unverſtändliches Klagen und Murmeln.

„Was faſelt Ihr, Mutter Fehſe!" rief ich. Und doch, als ich das Mädchen ſo leblos mit ihrem kreideweißen Geſicht und den rothen Lippen daſitzen ſah — der weiße Alp fiel mir ein aus der Heimath ihres Großvaters, und ich hätte faſt hinzugefügt: Ihr irrt Euch, ich weiß es beſſer, Mutter Fehſe, ſie hat ihm die Seele ausgetrunken; vielleicht iſt er fort, um ſie zu ſuchen! Aber ich ſagte nur: „Erzählt mir ordentlich, wie wurde es denn weiter mit Eurem Hinrich?"

„Mit meinem Hinrich?" wiederholte ſie. „Er griff an's Bettband und war auf einmal mit beiden Füßen auf der Diele. „Laß mich, Hinrich!" ſagte ich. Aber er fuhr haſtig in die Kleider: „Nein, nein, Mutter, Ihr haltet den Bullen nicht!" und dabei hatte er immer die Augen nach dem Fenſterladen. Als er dann im Fortgehen an die Wiege ſtieß, die ſo wie heut' dort neben dem Bette ſtand, da ſtreckte das Kleine im Schlaf ſeine Aermchen auf und griff mit den Fingerchen in die Luft. Mein Hinrich blieb noch einmal ſtehen und bückte ſich über die Wiege, und ich hörte, wie er bei ſich ſelber ſagte: „Das Kind! das

Kind!" Er ſtreckte auch ſchon ſeine Hand nach den kleinen Händchen aus, als juſt der Sturm wieder gegen die Laden ſtieß und das Rumoren draußen im Stalle wieder anhub. Da that er einen tiefen Seufzer und ging wie taumelig zur Thür hinaus." — —

Schon länger hatte ich bemerkt, daß Margreth den Kopf wie lauſchend gegen das Fenſter hielt; jetzt hörte ich auch das dumpfe Rumpeln eines Wagens, der den Weg vom Meer herauf zu kommen ſchien. —

„Und ſeitdem," fragte ich die Alte wieder, „habt Ihr Euren Sohn nicht mehr geſehen?"

Ich erhielt keine Antwort. Die Stubenthür knarrte, und durch die Thürſpalte drängte ſich ein graues Hündchen, naß und beſchmutzt; es lief zu der alten Bäuerin und ſah ſie einen Augenblick wie fragend an, ſchnoberte winſelnd an der Bettſtelle herum und lief dann ebenſo wieder zur Thür hinaus. Die beiden Frauen, welche athemlos das Thier mit den Augen verfolgt hatten, brachen in laute Klagen aus. Es war, wie ich daraus entnehmen konnte, der Hund des Vermißten, den er ſelber aufgezogen und dann immer um ſich gehabt hatte; das kleine Thier war ſeit jenem Abend ebenfalls verſchwunden geweſen.

Das Rumpeln des Wagens kam indeſſen näher, und zugleich ſah ich, wie am Fenſter das Mädchen ihren Kopf aufreckte und mit weit aufgeriſſenen Augen hinausſtarrte. Die Unſchlittkerzen leuchteten nicht ſo weit, aber es fiel von außen eine Mondhelle durch die Scheiben. Gleich einer Schlange glitt ſie in die Höhe und blieb dann mit offenem Munde ſtehen. Zu demſelben Augenblick fuhr auch der Wagen dröhnend auf die Tenne des Hauſes.

Eine Weile war es lautlos ſtill, dann wurden Männerſtimmen auf dem Hausflur laut, die Stubenthür wurde weit geöffnet, und ein breitſchulteriger Mann trat auf die Schwelle. „Wir ſind mit der Leiche da," ſagte er; „hinten im Moor in der ſchwarzen Lake hat ſie gelegen."

Das Zetergeſchrei der Frauen brach herein; das junge Weib hatte ſich mit beiden Armen über die Wiege ihres Kindes geworfen, das jetzt, vom Schlafe aufgeſtört, ſein ſchrilles Stimmchen mit darein miſchte.

Aber die alte Bäuerin beſann ſich plötzlich; ihre knochige Hand ſchüttelnd, trat ſie vor das Mädchen hin, die noch immer wie verſteinert in die leere Nacht hinausſtarrte. „Hörſt Du's!“ rief ſie; „er iſt todt! Geh nun! Du haſt hier weiter nichts zu ſchaffen.“

Das Mädchen wandte den Kopf, als habe ſie nichts davon verſtanden; aber trotz des verhüllenden Gewandes ſah ich, daß ein Schauder über ihre Glieder lief, während ſie ſchweigend zur Thür hinausging. Durch das Fenſter ſah ich ſie den Hof hinabſchreiten; ſie hatte den Kopf im Nacken, als ſei er ihr herumgedreht, der Scheune zugewandt, worin der Todte lag. Plötzlich, als ſie den Weg erreicht hatte, begann ſie zu laufen, mit aufgehobenen Armen, als ſei was hinter ihr, dem ſie entrinnen müßte. Bald aber verſchwand ſie in den weißen Nebeln, die vom Meer herauf den Weg überſchwemmt hatten.

Ich ließ anſpannen, mein Geſchäft war für heut' zu Ende. Als ich durch das Dorf fuhr, kam der Küſter von ſeiner Hofſtelle mir entgegen und legte die Hand auf meinen Wagen. „Es thut mir leid um den Hinrich, Herr Amtsvogt!“ ſagte er. „Aber, wer weiß, ob es nicht ſo am beſten iſt; wir müſſen jetzt nur ſehen, daß wir einen tüchtigen Setzwirth bekommen, der die Wittwe heirathen, und die Stelle für den kleinen Hinrich Fehſe bewirthſchaften kann. Es ſoll ſchon Alles beſorgt werden, Herr Amtsvogt!“ Und in ſeiner alten Unerſchütterlichkeit grüßte er gravitätiſch mit der Hand, während ich, dieſe tröſtlichen Worte noch im Ohr, aus dem Dorfe hinausfuhr, an dem dunſtenden Meer entlang, das von einem trüben Mond beleuchtet wurde.

Um mit meinem Bericht an's Ende zu kommen: der Brunnen der Hebammensleute wurde ſchon am andern Tage ausgeſchöpft, und der verſenkte Schatz kam wirklich wieder an das Tageslicht. Auch der Mann für die junge Wittwe fand ſich, nachdem das Kind noch binnen Jahresfriſt mittelſt eines Bräune-Anfalls ſeinem Vater in jenes unbekannte Land gefolgt war. Hans Ottſen zog es vor, ſtatt die verrufene Hebammen-Margreth zu ſeinem Weibe zu machen, zu der väterlichen Hufe auch noch die Febſe'ſche Stelle auf dem einfachen Wege der Heirath zu erwerben. Und ſo war denn, nach dem Recept der Küſterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder Alles in ſeinen Schick gebracht.

Will man noch nach dem Slovakenmädchen fragen, ſo vermag ich darauf keine Antwort zu geben; ſie ſoll in, ich weiß nicht, welche große Stadt gezogen und dort in der Menſchenfluth verſchollen ſein.

VII.

Zwei Kucheneſſer der alten Zeit.

Nur Wenige mögen ſich noch des Verfaſſers der Urhygiene entſinnen, inſonders ſeiner ſo beherzigenswerthen Worte: „Was ſüß und was lieblich iſt, das genießet; aber werfet von Euch mit hochſinnigem Abſcheu das giftige Dampf- und Riechkraut!“ Und doch iſt wenigſtens der erſte Theil derſelben ſeit lange Fleiſch geworden; Denker, Dichter und Helden, Alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder ſonſt von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meiſten Aelteren aber werden wiſſen, daß in unſerer Jugend Solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugeſtanden wurde; und nicht zu leugnen iſt es, daß ſich unter den Kuchenеſſern der alten Zeit manche ſeltſame und auch wohl unheimliche Figuren befanden.

Zu den erſteren gehörte ein alter Familien-Onkel, den wir „Onkel Hahnekamm“ nannten. Der feingeſchnittene Kopf des ſauberen alten Herrn wurde nämlich von einem wohlgepflegten Toupet gekrönt, das durch die glatt angekämmten Schläfenhaare nur noch mehr zum Ausdruck kam. Nie und nirgends wieder habe ich ein ſolches Toupet geſehen; aber es war auch der Stolz und die Wonne ſeines Beſitzers. Jeden Abend vor dem Schlafengehen wurde es von ihm ſelbſt — denn der arme Alte hatte an ſeinem Lebensabend keinen Diener mehr — mit Papilloten eingewickelt und dann die Nachtmütze behutſam darüber gezogen; die Friſirſtunde ſelbſt pflegte er bei verſchloſſenen Thüren und ohne Zeugen zu begehen. Aber wer vergäße nicht einmal, den Schlüſſel umzudrehen? — Und ſo kam ich denn am Ende dahinter, weshalb, wie unſere Köchin behauptete, „der Pull“ im Winter doch am ſchönſten ſei. — Es war an einem Neujahrsmorgen, als ich wie herkömmlich den Großohm für den Abend auf „Karpfen und Fürtgen“ einzuladen hatte; aber ich klopfte diesmal wiederholt an ſeine Thür, ohne das: „Herein!“ der alten Stimme zu vernehmen. Als ich endlich dennoch zu öffnen wagte, erblickte ich ihn vor ſeinem großen Ofen in einer Stellung, die mich zuerſt auf den Gedanken brachte, der gute Alte wolle durch einen Feuertod ſeinem Leben ein Ende machen; denn Kopf und Hals ſteckten völlig in dem heißen Ofenloch. Glücklicherweiſe, ehe ich einen Rettungsverſuch begann, kam mir wie durch Eingebung der innere Zuſammenhang der Dinge; ich ſchlich mich leiſe fort, um erſt nach einer halben Stunde wiederzukehren, wo das Toupet bereits wie ein ſilbergraues Sträußchen über der Stirn ſaß; und der gute Alte hat es nie erfahren, daß ſein keuſcheſtes Geheimniß von mir belauſcht wurde. — Wer weiß! Jenes Toupet war vielleicht das Einzige, was er aus den Tagen ſeines Glanzes in ſein einſames Greiſenalter hinübergerettet hatte; er hatte es vielleicht in ſeinem Bräutigamsſtande als allerneueſte Mode aus Hamburg oder gar aus Paris mit heimgebracht; und es war nun das letzte ſichtbare Zeichen, das ihn, wenn er in voller Toilette vor dem Spiegel ſtand, noch an die verſtorbene Tante erinnerte, die ich in meiner früheſten Kindheit mit gelben falſchen Locken und kupfrigen Wangen auf dem Sopha hatte ſitzen ſehen, von der aber die Großmutter ſagte, daß ſie einſt eine große Schönheit geweſen ſei.

Am Abend trat er dann in ſeinem olivenbraunen

Ueberrock mit feingefälteltem Jabot in die Geſellſchaft. L'Hombre ſpielte er nicht mehr, er hatte nichts mehr zu verſpielen; er ſaß nur als ein beſcheidener und wenig beachteter Zuſchauer bald bei dieſer bald bei jener Spielpartie. Dafür aber fand er denn auch Gelegenheit, in dem letzten halben Stündchen vor dem Abendeſſen, wo die Hausfrauen in der Küche ihre Saucen zu revidiren pflegen, in das noch einſame Tafelzimmer hinüberzugehen und ungeſtört die zu erwartenden Genüſſe vorzukoſten. Nicht zu leugnen iſt es, daß dabei hier ein Törtchen, dort eine Traubenroſine aus den Kryſtallſchaalen verſchwand. Indeß, der Onkel war einer von den harmloſen Kucheneſſern; die Törtchen und Roſinen gehörten zu den wenigen Veilchen, die ihm zuletzt noch an ſeinem Wege blühten, und er befolgte nur die Mahnung des alten Liedes, ſie nicht ungepflückt zu laſſen.

Eine ganz andere Figur war der Herr Rathsverwandte Quanzfelder. — Noch ſehe ich ihn, wie er unſerm Hauſe gegenüber aus ſeiner Thür zu treten pflegte; im mausgrauen Rock, den rothbaumwollenen Regenſchirm unter dem Arm. Trotz ſeiner knochigen Geſtalt machte er mir immer den Eindruck einer alten

Mamſell. Denn ſeine Bewegungen waren klein und ſeine Stimme dünn und gläſern gleich der eines Verſchnittenen; dabei hingen ihm in dem runzligen zuſammengedrückten Geſichte die Augenlieder wie Säckchen über den kleinen Augen. Wenn er vor einer Dame den Hut zog, ſo krächzte er ſein: „Gud'n Dag, gud'n Dag, Madam!“ wie ein heiſerer Vogel; und ſeltſam war es anzuſehen, wie er dann mit geſpreizten Fingern und tactmäßig hin und her bewegten Armen ſeinen Weg fortſetzte.

Von dem intimeren Gebahren des Mannes weiß ich aus eigener Erfahrung nichts zu berichten; aber unſere Tante Laura, in deren elterlichem Hauſe er aus und ein ging, hat mir gründlichen Beſcheid gegeben, da ich mich neulich nach dieſem weiland „Hausfreunde“ bei ihr erkundigte.

„Hmm, Vetter!“ begann ſie — und ſah mich dabei mit äußerſtem Behagen an, wie immer, wenn wir auf unſere alte Stadt zu reden kommen. — „Er kam allerdings mitunter zu uns; aber unſer Hausfreund iſt er nicht geweſen. — Mein Vater hatte, wie Sie wiſſen, einen Kram mit Galanterie- und Eiſenwaaren, aus dem auch Herr Quanzfelder ſeinen kleinen Bedarf, und zwar auf Rechnung, zu entnehmen beliebte; ſobald aber ſein Conto nur zu ein paar Mark aufgelaufen war," — und Tante Laura nahm die verbindlichſte Miene an und fiel für einen Augenblick in ihr geliebtes Platt — „ſo wurr en Grötniß beſtellt, Herr Rathsverwandter keem van Namiddag Klock dree, um de Mäken to betalen." — Nebenan bei meinem Onkel, aus deſſen Laden er ſeine Ellenwaaren kaufte, bedeutete das eine Anmeldung zum Kaffee, bei uns auf Thee und Pfeffernüſſe.

„Der Mann übte einen ſeltſamen Bann auf mich aus, ſo daß ich ihn immerfort betrachten mußte, und doch bekam ich allzeit einen Schreck, wenn ich ſeine Krähſtimme von draußen vor dem Laden hörte, beſonders aber, wenn er nun in der Stube mit altjüngferlicher Zierlichkeit ſeine knochigen Hände ausſtreckte, um ſich die wildledernen Handſchuhe abzuziehen, und darauf Hut und Schirm ſo ſeltſam haſtig in die Ecke ſtellte.

„Es war mir damals ganz unzweifelhaft, daß es der Geruch der Pfeffernüſſe ſei, wodurch er in dieſe Unruhe verſetzt wurde. Kaum, daß noch die rothe Perrücke mit beiden Händen platt gedrückt war, ſo ſaß er in ſeinem mausgrauen Rock auch ſchon unter dem

Fenſter am Theetiſche. — Ich höre ihn noch ſein „Danke, danke, Madam!" krähen, wenn meine Mutter ihm das Backwerk präſentirte. Er nahm dann mit der einen Hand eine Pfeffernuß, zugleich aber mit der andern auch den ganzen Teller und ſchob ihn neben ſich unter das Blumenbrett auf die Fenſterbank.

„Geſprochen wurde nicht viel; man hörte meiſtens nur das Klirren der Theelöffel und das Scharren des Kuchentellers, der unter dem Blumenbrett aus- und eingeſchoben wurde und unter der pflichtſchuldigen Nöthigung meiner Mutter ſich allmälig leerte. Zuweilen geſchah das Abbeißen auch nur ſcheinbar, und die Pfeffernuß verſchwand in dem weiten Rockärmel, worauf dann plötzlich der Herr Rathsverwandte das Bedürfniß empfand, ſich die Naſe zu ſchneuzen. Das buntſeidene Taſchentuch wurde hinten aus der Rocktaſche gezogen, und das Backwerk glitt bei dieſer Gelegenheit hinein. Wir Kinder ſahen dem Allen aufmerkſam zu; ſehnſüchtig nach der ſüßen Speiſe, von der heute für uns nichts abfiel. — Schließlich nach der dritten oder vierten Taſſe ſtand Herr Rathsverwandter auf: „Dörf ick nu bidden um en bät Papier darum!" Und mein Vater, der inmittelſt rauchend im

Zimmer auf- und abgegangen war, machte ihm eine Düte; Herr Quanzfelder ſchüttete den Reſt der Pfeffernüſſe hinein und ſteckte ſie zu ihren Brüdern in die Schooßtaſche; dann nahm er Hut und Schirm, krächzte noch ein paar Mal: „Adje, adje, Madam!“ und empfahl ſich.“

„Auch zu Faſten,“ — fuhr Tante Laura nach einer kleinen Pauſe in ihren Mittheilungen fort, — „machte er regelmäßig ſeine Viſite; und wenn meine Mutter, wie nicht anders ſchicklich, dann die Anfrage that, ob Herr Rathsverwandter Appetit auf einen Heißewecken habe, — und Sie wiſſen, Vetter, wie butterig die am Faſtnachtmontag ſind! — ſo erbat er ſich außerdem noch immer Butter und holländiſchen Käſ' darauf, der alte Böſewicht!

„Seine größte Schandthat aber verübte er am Geburtstage meines jüngſten Bruders. — Der gute Junge hatte von ſeiner Tante ein Stück Kirſchkuchen bekommen und ſaß ſeelenvergnügt damit auf ſeinem Kinderſopha. Da — Gott verzeihe mir, Vetter; ich glaube, er hatte es im Geruch! — da tritt Quanzfelder herein: „Na min lütje Jung, ſchall ick dat Stück Koken hemm?“ —

„Ob mein Bruder das für Scherz hielt, ich weiß es nicht; genug, er gab richtig ſeinen Kirſchkuchen hin; Herr Rathsverwandter aber ging ungeſäumt zu meinem Vater: „Dat lütje Jung hätt mi dat Stück Koken gäben; will'n Se mi dat en bäten inwickeln?“ — Und mein Vater verlor ſo die Faſſung, daß er ihm auch noch einen Bogen ſchönes weißes Papier darum gab. „Danke, danke, min Leeve.“ Und fort ging Herr Rathsverwandter mit ſammt dem Kirſchkuchen; und ich ſehe noch meinen Bruder mit ſeinem langen Geſicht auf dem Kinderſopha ſitzen.“

Tante Laura ſchwieg; ſie hatte ihre Erinnerungen ausgeſchüttet.

Ich ſelbſt entſinne mich des Herrn Rathsverwandten beſonders aus der Kirche, wo er ſeinen Stuhl neben dem unſrigen hatte, und wo er an keinem Sonntage fehlte. Eine breite Hornbrille auf der Naſe, das aufgeſchlagene Geſangbuch in der Hand, ließ er bei jedem Verſe noch vor dem Cantor den Einſatz ſeiner ſcharfen Stimme hören. Kaum aber war nach Schluß des Geſanges der Propſt auf die Kanzel getreten, ſo verfiel der Herr Rathsverwandte in ſeinen eigenen Zeitvertreib; legte zuerſt den linken

Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßte ſorgſam die Nähte der Aermelaufſchläge an einander und maaß und verglich in immer neuen Lagen ihre beiderſeitige Länge, begann dann ebenſo mit den gelbledernen Stülpen ſeiner Stiefel, und fuhr in dieſen ſtillen Unterhaltungen, denen ich zum unerſetzlichen Schaden meiner Andacht ſtets wie unter dem Blick der Klapperſchlange zuſehen mußte, wechſelsweiſe fort, bis er jedesmal noch vor dem Vaterunſer feſt entſchlafen war. — So wie aber die Orgel wieder einſetzte, fuhr er mit einem Schnarcher in die Höhe, und, indem ſeine Hand mechaniſch nach dem Geſangbuch griff, intonirte er unfehlbar das: „O Lamm Gottes“, oder was ſonſt an der Nummertafel ſtehen mochte; und ſein tremulirendes Falſett ſchwebte wieder wie eine flatternde Krähe über dem Geſang der Gemeinde. Wenn ſchon überall die Thüren der Kirchenſtühle klappten, und unter dem Herausdrängen der Menge, hörte man noch immer den Discant des Herrn Rathsverwandten. Erſt wenn die Orgel ſchwieg, klappte auch er ſein Geſangbuch zu, ſtäubte ſich mit ſeiner ausgeſpreizten Hand die Andacht aus den Rockaufſchlägen und ſchritt dann eilig, über den Markt in das Weinhaus zur großen Traube. — Hier bemächtigte er ſich der neueſten Zeitung. Er las indeſſen nicht, er that nur desgleichen; in Wahrheit nahm er ſie nur für ſeinen Freund, den Actuarius, in Beſchlag; und wenn außer den anderen Sonntagsgäſten auch dieſer in die Gaſtſtube getreten war, ſo verſchwand er bald darauf und machte ſich ein Scheingeſchäft auf dem Hofe, wo immer eine Anzahl fetter Küken umherſpazierte. — Und eine dunkle Sage ging, der Herr Rathsverwandte habe bei ſolcher Gelegenheit ſtets einigen der fetteſten den Hals umgedreht und ſie hinten in die unergründlichen Taſchen ſeines grauen Rockes gleiten laſſen; wobei die jungen Hähne mit doppelten Kämmen beſonders in Gefahr geweſen ſein ſollen.

Ich glaube zwar nicht an dieſe Mordgeſchichte; dennoch hat ſie in meinem Kopfe ſich immer ſeltſam mit der Erzählung von einer ſchönen blaſſen Frau verflochten, welche er lange vor meiner Geburt beſeſſen haben ſollte. In Bremen oder Lübeck — ſo hieß es — ſei ſie ihm wider ihren Willen bei Abſchluß eines Handels angeheirathet worden, dann aber jung und kinderlos verſtorben. Nach der Meinung Einiger hatte ſie nur vor Angſt und Widerwillen nicht länger leben können; während Andere von noch unheimlicheren Dingen munkelten. So viel iſt gewiß, daß ich in meinen Knabenjahren die knochigen Hände des Herrn Rathsverwandten ſtets mit einer heimlichen Scheu betrachtet habe.

O, ſeliger Theodor Amadäus Hofmann, deſſen **laterna magica** ich an ſtillen Herbſtabenden ſo gern noch vor mir aufſtelle, weshalb ſchlägt nicht mehr die Stunde Deiner Serapionsabende, auf daß ich Dir dieſen Kucheneſſer der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdeſt Du durch Deine Zaubergläſer ſein Bild an der grauen Wand erſcheinen laſſen!

Inhalt.

Seite
Der Amtschirurgus. — Heimkehr. 1
Gedichte 31
Eine Halligfahrt 41
Die neuen Fiedel-Lieder 93
Draußen im Haidedorf 113
Zwei Kucheneſſer der alten Zeit 175

Miniatur-Ausgaben

in eleganteſter Ausſtattung aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in **Berlin.**

Immenſee.

Von
Theodor Storm.
16. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Im Sonnenſchein.

Drei Sommergeſchichten
von
Theodor Storm.
5. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Hinzelmeier.

Eine nachdenkliche Geſchichte
von
Theodor Storm.
2. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Von Jenseit des Meeres.

Von
Theodor Storm.
2. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Miniatur-Ausgaben

in eleganteſter Ausſtattung aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in **Berlin.**

In St. Jürgen.

Von
Theodor Storm.
Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Die Irrlichter.

Ein Märchen
von
Marie Peterſen.
20. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Was ſich der Wald erzählt.

Ein Märchenſtrauß
von
Guſtav zu Putlitz.
33. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

Prinzeſſin Ilſe.

Ein Märchen aus dem Harzgebirge
von
Marie Peterſen.
15. Aufl. Elegant gebunden mit Goldſchnitt 27 Sgr.

[illegible]
F. KALLMEYER
BRAUNSCHWEIG

Novellen

und

Gedenkblätter.

Von

Theodor Storm.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1874.

[illegible]

Paul Heyſe

freundſchaftlich zugeeignet

vom Verfaſſer.

Inhalt.

Seite.

Viola tricolor 1

Lena Wies 61

Beim Vetter Chriſtian 83

Von heut' und ehedem 139

Viola tricolor.

Es war ſehr ſtill in dem großen Hauſe; aber ſelbſt auf dem Flur ſpürte man den Duft von friſchen Blumenſträußen.

Aus einer Flügelthür, der breiten in das Oberhaus hinaufführenden Treppe gegenüber, trat eine alte ſauber gekleidete Dienerin. Mit einer feierlichen Selbſtzufriedenheit drückte ſie hinter ſich die Thür ins Schloß und ließ dann ihre grauen Augen an den Wänden entlang ſtreifen, als wolle ſie auch hier jedes Stäubchen noch einer letzten Muſterung unterziehen; aber ſie nickte beifällig und warf dann einen Blick auf die alte engliſche Hausuhr, deren Glockenſpiel eben zum zweiten Mal ſeinen Satz abgeſpielt hatte.

„Schon Halb!“ murmelte die Alte; „und um Acht, ſo ſchrieb der Herr Profeſſor, wollten die Herrſchaften da ſein!“

Hierauf griff ſie in ihrer Taſche nach einem großen Schlüſſelbund und verſchwand dann in den hinteren Räumen des Hauſes. — Und wieder wurde es ſtill; nur der Perpendikelſchlag der Uhr tönte durch den geräumigen Flur und in das Treppenhaus hinauf; durch das Fenſter über der Hausthür fiel noch ein Strahl der Abendſonne und blinkte auf den drei vergoldeten Knöpfen, welche das Uhrgehäuſe krönten.

Dann kamen von oben herab kleine leichte Schritte, und ein etwa zehnjähriges Mädchen erſchien auf dem Treppenabſatz. Auch ſie war friſch und feſtlich angethan; das roth und weiß geſtreifte Kleid ſtand ihr gut zu dem bräunlichen Geſichtchen und den glänzend ſchwarzen Haarflechten. Sie legte den Arm auf das Geländer und das Köpfchen auf den Arm, und ließ ſich ſo langſam hinabgleiten, während ihre dunkeln Augen träumeriſch auf die gegenüberliegende Zimmerthür gerichtet waren.

Einen Augenblick ſtand ſie horchend auf dem Flur; dann drückte ſie leiſe die Thür des Zimmers auf und ſchlüpfte durch die ſchweren Vorhänge hinein. — Es war ſchon dämmerig hier; denn die beiden Fenſter des tiefen Raumes gingen auf eine von hohen Häuſern eingeengte Straße; nur ſeitwärts über dem Sopha leuchtete wie Silber ein venetianiſcher Spiegel auf der dunkelgrünen Sammettapete. In dieſer Einſamkeit ſchien er nur dazu beſtimmt, das Bild eines friſchen Roſenſtraußes zurückzugeben, der in einer Marmorvaſe auf dem Sophatiſche ſtand. Bald aber erſchien in ſeinem Rahmen auch das dunkle Kinderköpfchen. Auf den Zehen war die Kleine über den weichen Fußteppich herangeſchlichen; und ſchon griffen die ſchlanken Finger haſtig zwiſchen die Stengel der Blumen, während ihre Augen nach der Thür zurückflogen. Endlich war es ihr gelungen, eine halberſchloſſene Moosroſe aus dem Strauße zu löſen; aber ſie hatte bei ihrer Arbeit der Dornen nicht geachtet, und ein rother Blutstropfen rieſelte über ihren Arm. Raſch — denn er wäre faſt in das Muſter der koſtbaren Tiſchdecke gefallen — ſog ſie ihn mit ihren Lippen auf; dann leiſe, wie ſie gekommen, die geraubte Roſe in der Hand, ſchlüpfte ſie wieder durch die Thürvorhänge auf den Flur hinaus. Nachdem ſie auch hier noch einmal gehorcht hatte, flog ſie die Treppe wieder hinauf, die ſie zuvor herabgekommen war, und droben weiter einen Corridor entlang, bis an die letzte Thür deſſelben. Einen Blick noch warf ſie durch eines der Fenſter, vor dem im Abendſchein die Schwalben kreuzten; dann drückte ſie die Klinke auf.

Es war das Studirzimmer ihres Vaters, das ſie ſonſt in ſeiner Abweſenheit nicht zu betreten pflegte; nun war ſie ganz allein zwiſchen den hohen Repoſitorien, die mit ihren unzähligen Büchern ſo ehrfurchtgebietend umherſtanden. Als ſie zögernd die Thür hinter ſich zugedrückt hatte, wurde unter einem zur Linken von derſelben befindlichen Fenſter der mächtige Anſchlag eines Hundes laut. Ein Lächeln flog über die ernſten Züge des Kindes; ſie ging raſch an das Fenſter und blickte hinaus. Drunten breitete ſich der große Garten des Hauſes in weiten Raſen- und Gebüſchpartien aus; aber ihr vierbeiniger Freund ſchien ſchon andere Wege eingeſchlagen zu haben; ſo ſehr ſie ſpähte, nichts war zu entdecken. Und wie Schatten fiel es allmählich wieder über das Geſicht des Kindes; ſie war ja zu was Anderem hergekommen; was ging ſie jetzt der Nero an!

Nach Weſten hinaus, der Thür, durch welche ſie eingetreten, gegenüber, hatte das Zimmer noch ein zweites Fenſter. An der Wand daneben, ſo daß das Licht dem daran Sitzenden zur Hand fiel, befand ſich ein großer Schreibtiſch mit dem ganzen Apparat eines gelehrten Alterthumsforſchers; Bronzen und Terracotten aus Rom und Griechenland, kleine Modelle antiker Tempel und Häuſer und andere dem Schutt der Vergangenheit entſtiegene Dinge füllten faſt den ganzen Aufſatz deſſelben. Darüber aber, wie aus blauen Frühlingslüften heraustretend, hing das lebensgroße Bruſtbild einer jungen Frau; gleich einer Krone der Jugend lagen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. — „Holdſelig“, dies veraltete Wort hatten ihre Freunde für ſie wieder hervorgeſucht; — einſt, da ſie noch an der Schwelle dieſes Hauſes mit ihrem Lächeln die Eintretenden begrüßte. — Und ſo blickte ſie noch jetzt im Bilde mit ihren blauen Kinderaugen von der Wand herab; nur um den Mund ſpielte ein leichter Zug von Wehmuth, den man im Leben nicht an ihr geſehen hatte. Der Maler war auch derzeit wohl darum geſcholten worden; ſpäter, da ſie geſtorben, ſchien es Allen recht zu ſein.

Das kleine ſchwarzhaarige Mädchen kam mit leiſen Schritten näher; mit leidenſchaftlicher Innigkeit hingen ihre Augen an dem ſchönen Bildniß.

„Mutter, meine Mutter!“ ſprach ſie flüſternd; doch ſo, als wolle mit den Worten ſie ſich zu ihr drängen.

Das ſchöne Antlitz ſchaute, wie zuvor, leblos von der Wand herab; ſie aber kletterte, behend wie eine Katze, über den davorſtehenden Seſſel auf den Schreibtiſch, und ſtand jetzt mit trotzig aufgeworfenen Lippen vor dem Bilde, während ihre zitternden Hände die geraubte Roſe hinter der unteren Leiſte des Goldrahmens zu befeſtigen ſuchten. Als ihr das gelungen war, ſtieg ſie raſch wieder zurück und wiſchte mit ihrem Schnupftuch ſorgſam die Spuren ihrer Füßchen von der Tiſchplatte.

Aber es war, als könne ſie jetzt aus dem Zimmer, daß ſie zuvor ſo ſcheu betreten hatte, nicht wieder fortfinden; nachdem ſie ſchon einige Schritte nach der Thür gethan hatte, kehrte ſie wieder um; das weſtliche Fenſter neben dem Schreibtiſche ſchien dieſe Anziehungskraft auf ſie zu üben.

Auch hier lag unten ein Garten, oder richtiger, eine Gartenwildniß. Der Raum war freilich klein; denn wo das wuchernde Gebüſch ſie nicht verdeckte, war von allen Seiten die hohe Umfaſſungsmauer ſichtbar. An dieſer, dem Fenſter gegenüber, befand ſich, in augenſcheinlichem Verfall, eine offene Rohrhütte; davor, von dem grünen Geſpinnſte einer Klematis faſt bedeckt, ſtand noch ein Gartenſtuhl; der Hütte gegenüber mußte einſt eine Partie von hochſtämmigen Roſen geweſen ſein; aber ſie hingen jetzt wie verdorrte Reiſer an den entfärbten Blumenſtöcken, während unter ihnen mit unzähligen Roſen bedeckte Centifolien ihre fallenden Blätter auf Gras und Kraut umherſtreuten.

Die Kleine hatte die Arme auf die Fenſterbank und das Kinn in ihre beiden Hände geſtützt, und ſchaute mit ſehnſüchtigen Augen hinab.

Drüben in der Rohrhütte flogen zwei Schwalben aus und ein; ſie mußten wohl ihr Neſt darin gebaut haben; die andern Vögel waren ſchon zur Ruhe gegangen; nur ein Rothbrüſtchen ſang dort noch herzhaft von dem höchſten Zweige des abgeblühten Goldregens und ſah das Kind mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

— „Neſi, wo ſteckſt du denn!“ ſagte ſanft eine alte Stimme, während eine Hand ſich liebkoſend auf das Haupt des Kindes legte.

Die alte Dienerin war unbemerkt hereingetreten. Das Kind wandte den Kopf und ſah ſie mit einem müden Ausdruck an. „Anne,“ ſagte es, „wenn ich nur einmal wieder in Großmutters Garten dürfte!“

Die Alte antwortete nicht darauf; ſie kniff nur die Lippen zuſammen und nickte ein paar Mal wie zur Beiſtimmung. „Komm, komm!“ ſagte ſie dann. „Wie ſiehſt du aus! Gleich werden ſie da ſein, dein Vater und deine neue Mutter!“ Damit zog ſie das Kind in ihre Arme und ſtrich und zupfte ihr Haar und Kleider zurecht. — „Nein, nein, Neschen! Du darfſt nicht weinen; es ſoll eine gute Dame ſein, und ſchön, Neſi; du ſiehſt ja gern die ſchönen Leute!“

In dieſem Augenblick tönte das Raſſeln eines Wagens von der Straße herauf. Das Kind zuckte zuſammen; die Alte aber faßte es bei der Hand und zog es raſch mit ſich aus dem Zimmer. — Sie kamen noch früh genug, um den Wagen vorfahren zu ſehen; die beiden Mägde hatten ſchon die Hausthür aufgeſchlagen.

— Das Wort der alten Dienerin ſchien ſich zu beſtätigen. Von einem etwa vierzigjährigen Manne, in deſſen ernſten Zügen man Reſi's Vater leicht erkannte, wurde eine junge ſchöne Frau aus dem Wagen gehoben. Ihr Haar und ihre Augen waren faſt ſo dunkel wie die des Kindes, deſſen Stiefmutter ſie geworden war; ja man hätte ſie, flüchtig angeſehen, für die rechte halten können, wäre ſie dazu nicht zu jung geweſen. Sie grüßte freundlich, während ihre Augen wie ſuchend umherblickten; aber ihr Mann führte ſie raſch ins Haus und in das untere Zimmer, wo ſie von dem friſchen Roſenduft empfangen wurde.

„Hier werden wir zuſammen leben,“ ſagte er, indem er ſie in einen weichen Seſſel niederdrückte, „verlaß dies Zimmer nicht, ohne hier die erſte Ruhe in deinem neuen Heim gefunden zu haben!“

Sie blickte innig zu ihm auf. „Aber du — willſt du nicht bei mir bleiben?“

— „Ich hole dir das Beſte von den Schätzen unſeres Hauſes.“

„Ja, ja, Rudolf, deine Agnes! Wo war ſie denn vorhin?“

Er hatte das Zimmer ſchon verlaſſen. Den Augen des Vaters war es nicht entgangen, daß bei ihrer Ankunft Reſi ſich hinter der alten Anne verſteckt gehalten hatte; nun, da er ſie wie verloren draußen auf dem Hausflur ſtehend fand, hob er ſie auf beiden Armen in die Höhe und trug ſie ſo in das Zimmer.

— „Und hier haſt du die Reſi!“ ſagte er, und legte das Kind zu den Füßen der ſchönen Stiefmutter auf den Teppich; dann, als habe er Weiteres zu beſorgen, ging er hinaus; er wollte die Beiden allein ſich finden laſſen.

Reſi richtete ſich langſam auf und ſtand nun ſchweigend vor der jungen Frau; beide ſahen ſich unſicher und prüfend in die Augen. Letztere, die wohl ein freundliches Entgegenkommen als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt haben mochte, faßte endlich die Hände des Mädchens und ſagte ernſt: „Du weißt doch, daß ich jetzt deine Mutter bin, wollen wir uns nicht lieb haben, Agnes?“

Reſi blickte zur Seite.

„Ich darf aber doch Mama ſagen?“ fragte ſie ſchüchtern.

— „Gewiß, Agnes, ſag' was du willſt, Mama oder Mutter, wie es dir gefällt!“

Das Kind ſah verlegen zu ihr auf und erwiederte beklommen: „Mama könnte ich gut ſagen!“

Die junge Frau warf einen raſchen Blick auf ſie und heftete ihre dunklen Augen in die noch dunkleren des Kindes. „Mama, aber nicht Mutter?“ fragte ſie.

„Meine Mutter iſt ja todt,“ ſagte Reſi leiſe.

In unwillkürlicher Bewegung ſtießen die Hände der jungen Frau das Kind zurück; aber ſie zog es gleich und heftig wieder an ihre Bruſt.

„Reſi,“ ſagte ſie, „Mutter und Mama iſt ja daſſelbe!“

Reſi aber erwiederte nichts, ſie hatte die Verſtorbene immer nur Mutter genannt.

— Das Geſpräch war zu Ende. Der Hausherr war wieder eingetreten, und da er ſein Töchterchen in den Armen ſeiner jungen Frau erblickte, lächelte er zufrieden.

„Aber jetzt komm,“ ſagte er heiter, indem er der Letzteren ſeine Hand entgegenſtreckte, „und nimm als Herrin Beſitz von allen Räumen dieſes Hauſes!“

Und ſie gingen mit einander fort; durch die Zimmer des unteren Hauſes, durch Küche und Keller, dann die breite Treppe hinauf in einen großen Saal und in die kleineren Stuben und Kammern, die nach beiden Seiten der Treppe auf den Corridor hinausgingen.

Der Abend dunkelte ſchon; die junge Frau hing immer ſchwerer an dem Arm ihres Mannes, es war faſt, als ſei mit jeder Thür, die ſich vor ihr geöffnet, eine neue Laſt auf ihre Schultern gefallen; immer einſilbiger wurden ſeine froh hervorſtrömenden Worte erwiedert. Endlich, da ſie vor der Thür ſeines Arbeitszimmers ſtanden, ſchwieg auch er und hob den ſchönen Kopf zu ſich empor, der ſtumm an ſeine Schulter lehnte.

„Was iſt dir, Ines?“ ſagte er, „du freuſt dich nicht!“

„O doch, ich freue mich!“

„So komm!“

Als er die Thür geöffnet hatte, ſchien ihnen ein mildes Licht entgegen. Durch das weſtliche Fenſter leuchtete der Schein des Abendgoldes, das drüben jenſeits der Büſche des kleinen Gartens ſtand. — In dieſem Lichte blickte das ſchöne Bild der Todten von der Wand herab; darunter auf dem matten Gold des Rahmens lag wie glühend die friſche rothe Roſe.

Die junge Frau griff unwillkürlich mit der Hand nach ihrem Herzen und ſtarrte ſprachlos auf das ſüße lebensvolle Bild. Aber ſchon hatten die Arme ihres Mannes ſie feſt umfangen.

„Sie war einſt mein Glück,“ ſagte er, „ſei du es jetzt.“

Sie nickte, aber ſie ſchwieg und rang nach Athem. Ach, dieſe Todte lebte noch, und für ſie beide war doch nicht Raum in einem Hauſe!

Wie zuvor, da Reſi hier geweſen, tönte jetzt wieder aus dem großen zu Norden belegenen Garten die mächtige Stimme eines Hundes.

Mit ſanfter Hand wurde die junge Frau von ihrem Gatten an das dort hinausliegende Fenſter geführt. „Sieh einmal hier hinab!“ ſagte er.

Drunten auf dem Stiege, der um den großen Raſen führte, ſaß ein ſchwarzer Neufundländer; vor ihm ſtand Reſi und beſchrieb mit einer ihrer ſchwarzen Flechten einen immer engeren Kreis um ſeine Naſe. Dann warf der Hund den Kopf zurück und bellte und Reſi lachte und begann das Spiel von Neuem.

Auch der Vater, der dieſem kindiſchen Treiben zuſah, mußte lächeln; aber die junge Frau an ſeiner Seite lächelte nicht, und wie eine trübe Wolke flog es über ihn hin. „Wenn es die Mutter wäre!“ dachte er; laut aber ſagte er: „Das iſt unſer Nero, den mußt du auch noch kennen lernen, Ines; der und Reſi ſind gute Kameraden, ſogar vor ihren Puppenwagen läßt ſich das Ungeheuer ſpannen.“

Sie blickte zu ihm auf. „Hier iſt ſo Viel, Rudolf,“ ſagte ſie, wie zerſtreut; „wenn ich nur durchfinde!“

— „Ines, du träumſt! Wir und das Kind, der Hausſtand iſt ja ſo klein wie möglich!“

„Wie möglich?“ wiederholte ſie tonlos, und ihre Augen folgten dem Kinde, das jetzt mit dem Hunde um den Raſen jagte; dann plötzlich, wie in Angſt zu ihrem Mann emporſehend, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und bat: „Halte mich feſt, hilf mir! Mir iſt ſo ſchwer.“

* * *

Wochen, Monate waren vergangen. — Die Befürchtungen der jungen Frau ſchienen ſich nicht zu verwirklichen; wie von ſelber ging die Wirthſchaft unter ihrer Hand. Die Dienerſchaft fügte ſich gern ihrem zugleich freundlichen und vornehmen Weſen, und auch, wer von außen hinzutrat, fühlte, daß jetzt wieder eine dem Hausherrn ebenbürtige Frau im Innern walte. Für die ſchärfer blickenden Augen ihres Mannes freilich war es anders; er erkannte nur zu ſehr, daß ſie mit den Dingen ſeines Hauſes wie mit Fremdem verkehre, woran ſie keinen Theil habe, das als gewiſſenhafte Stellvertreterin ſie nur um deſto ſorgſamer verwalten müſſe. Es konnte den erfahrenen Mann nicht beruhigen, wenn ſie ſich zuweilen mit heftiger Innigkeit in ſeine Arme drängte, als müſſe ſie ſich verſichern, daß ſie ihm, er ihr gehöre.

Auch zu Reſi hatte ein näheres Verhältniß ſich nicht gebildet. Eine innere Stimme — der Liebe und der Klugheit — gebot der jungen Frau, mit dem Kinde von ſeiner Mutter zu ſprechen, an die es die Erinnerung ſo lebendig, ſeit die Stiefmutter ins Haus getreten war, ſo hartnäckig bewahrte. Aber — das war es ja! Das ſüße Bild, das droben in ihres Mannes Zimmer hing, — ſelbſt ihre inneren Augen vermieden es zu ſehen. Wohl hatte ſie mehrmals ſchon den Muth gefaßt; ſie hatte das Kind mit beiden Händen an ſich gezogen, dann aber war ſie verſtummt; ihre Lippen hatten ihr den Dienſt verſagt, und Reſi, deren dunkle Augen bei jener herzlichen Bewegung freudig aufgeleuchtet, war traurig wieder fortgegangen. Denn ſeltſam, ſie ſehnte ſich nach der Liebe dieſer ſchönen Frau; ja wie Kinder pflegen, ſie betete ſie im Stillen an. Aber ihr fehlte die Anrede, die der Schlüſſel jedes herzlichen Geſpräches iſt; das Eine — ſo war ihr — durfte ſie, das Andere konnte ſie nicht ſagen.

Auch dieſes letztere Hemmniß fühlte Ines, und da es das am leichteſten zu beſeitigende ſchien, ſo kehrten ihre Gedanken immer wieder auf dieſen Punkt zurück.

So ſaß ſie eines Nachmittags neben ihrem Mann im Wohnzimmer und blickte in den Dampf, der leiſe ſingend aus der Theemaſchine aufſtieg.

Rudolf, der eben ſeine Zeitung durchgeleſen hatte, ergriff ihre Hand. „Du biſt ſo ſtill, Ines; du haſt mich heute nicht ein einzig Mal geſtört!"

„Ich hätte wohl etwas zu ſagen," erwiederte ſie zögernd, indem ſie ihre Hand aus der ſeinen löſte.

— „So ſag' es denn!"

Aber ſie ſchwieg noch eine Weile.

— „Rudolf," ſagte ſie endlich, „laß dein Kind mich Mutter nennen!"

—„Und thut ſie denn das nicht?"

Sie ſchüttelte den Kopf und erzählte ihm, was am Tage ihrer Ankunft vorgefallen war.

Er hörte ihr ruhig zu. „Es iſt ein Ausweg," ſagte er dann, „den hier die Kindesſeele unbewußt gefunden hat. Wollen wir ihn nicht dankbar gelten laſſen?"

Die junge Frau antwortete nicht darauf, ſie ſagte nur: „So wird das Kind mir niemals nahe kommen."

Er wollte wieder ihre Hand faſſen, aber ſie entzog ſie ihm.

„Ines," ſagte er, „verlange nur nichts, was die Natur verſagt; von Neſi nicht, daß ſie dein Kind, und nicht von dir, daß du ihre Mutter ſeiſt!"

Die Thränen brachen ihr aus den Augen. „Aber, ich ſoll doch ihre Mutter ſein," ſagte ſie faſt heftig.

— „Ihre Mutter? Nein, Ines, das ſollſt du nicht."

„Was ſoll ich denn, Rudolf?"

— Hätte ſie die nahe liegende Antwort auf dieſe Frage jetzt verſtehen können, ſie würde ſie ſich ſelbſt gegeben haben. Er fühlte das und ſah ihr ſinnend in die Augen, als müſſe er dort die helfenden Worte finden.

„Bekenn' es nur!" ſagte ſie, ſein Schweigen mißverſtehend, „darauf haſt du keine Antwort."

„O, Ines!" rief er. „Wenn erſt aus deinem eignen Blut ein Kind auf deinem Schooße liegt!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung; er aber ſagte: „Die Zeit wird kommen, und du wirſt fühlen, wie das Entzücken, das aus deinem Auge bricht, das erſte Lächeln deines Kindes weckt und wie es ſeine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Reſi haben einſt zwei ſelige Augen ſo geleuchtet; dann ſchlang ſie den kleinen Arm um einen Nacken, der ſich zu ihr niederbeugte, und ſagte: ‚Mutter!' — Zürne nicht mit ihr, daß ſie es zu keiner Andern auf der Welt mehr ſagen kann!"

Ines hatte ſeine Worte kaum gehört; ihre Gedanken verfolgten nur den einen Punkt. „Wenn du ſagen kannſt: Sie iſt ja nicht dein Kind, warum ſagſt du denn nicht auch: Du biſt ja nicht mein Weib!“

Und dabei blieb es. Was gingen ſie ſeine Gründe an.

Er zog ſie an ſich; er ſuchte ſie zu beruhigen; ſie küßte ihn und ſah ihn durch Thränen lächelnd an. Aber geholfen war ihr damit nicht.

* * *

Als Rudolf ſie verlaſſen hatte, ging ſie hinaus in den großen Garten. Bei ihrem Eintritt ſah ſie Reſi mit einem Schulbuche in der Hand um den breiten Raſen wandern, aber ſie wich ihr aus und ſchlug einen Seitenweg ein, der zwiſchen Gebüſch an der Gartenmauer entlang führte.

Dem Kinde war beim flüchtigen Aufblick der Ausdruck von Trauer in den ſchönen Augen der Stiefmutter nicht entgangen, und, wie magnetiſch nachgezogen, immer lernend und ihre Lection vor ſich hermurmelnd, war auch ſie allmählich in jenen Steig gerathen.

Ines ſtand eben vor einer der in hohen Mauer befindlichen Pforte, die von einem Schlinggewächs mit lila Blüthen faſt verhangen war. Mit abweſenden Blicken ruhten ihre Augen darauf, und ſie wollte ſchon ihre ſtille Wanderung wieder beginnen, als ſie das Kind ſich entgegenkommen ſah.

Nun blieb ſie ſtehen und fragte: „Was iſt das für eine Pforte, Reſi?“

— „Zu Großmutters Garten!“

„Zu Großmutters Garten? — Deine Großeltern ſind doch ſchon lange todt!“

„Ja, ſchon lange, lange.“

„Und wem gehört denn jetzt der Garten?“

— „Uns!“ ſagte das Kind, als verſtehe ſich das von ſelbſt.

Ines bog ihren ſchönen Kopf unter das Geſträuch, und begann an der eiſernen Klinke der Thür zu rütteln; Reſi ſtand ſchweigend dabei, als wolle ſie den Erfolg dieſer Bemühungen abwarten.

„Aber er iſt ja verſchloſſen!“ rief die junge Frau, indem ſie ablieſz und mit dem Schnupftuch den Roſt von ihren Fingern wiſchte. „Iſt es der wüſte Garten, den man aus Vaters Stubenfenſter ſieht?“

Das Kind nickte.

— „Horch nur, wie drüben die Vögel ſingen!“

Inzwiſchen war die alte Dienerin in den Garten getreten. Als ſie die Stimmen der Beiden von der Mauer her vernahm, beeilte ſie ſich, in ihre Nähe zu kommen. „Es iſt Beſuch drinnen,“ meldete ſie.

Ines legte freundlich ihre Hand an Reſi's Wange. „Vater iſt ein ſchlechter Gärtner,“ ſagte ſie im Fortgehen; „da müſſen wir beide noch hinein und Ordnung ſchaffen.“ — Im Hauſe kam Rudolf ihr entgegen.

„Du weiſzt, das Müller'ſche Quartett ſpielt heute Abend,“ ſagte er; „die Doctorsleute ſind da und wollen uns vor Unterlaſſungsſünden warnen.“

Als ſie zu den Gäſten in die Stube eingetreten waren, entſpann ſich ein langes, lebhaftes Geſpräch über Muſik; dann kamen häusliche Geſchäfte, die noch beſorgt werden muſzten. Der wüſte Garten war für heut' vergeſſen.

* * *

Am Abend war das Concert. — Die großen Todten, Haydn und Mozart, waren an den Hörern vorübergezogen, und eben verklang auch der letzte Accord von Beethoven's C-moll-Quartett, und ſtatt der feierlichen Stille, in der allein die Töne auf- und niederglänzten, rauſchte jetzt das Geplauder der fortdrängenden Zuhörer durch den weiten Raum.

Rudolf ſtand neben dem Stuhle ſeiner jungen Frau. „Es iſt aus, Ines,“ ſagte er, ſich zu ihr niederbeugend; „oder hörſt du noch immer etwas?“

Sie ſaß noch wie horchend, ihre Augen nach dem Podium gerichtet, auf dem nur noch die leeren Pulte ſtanden. Jetzt reichte ſie ihrem Manne die Hand. „Laß uns heimgehen, Rudolf,“ ſagte ſie aufſtehend.

An der Thür wurden ſie von ihrem Hausarzte und deſſen Frau aufgehalten, den einzigen Menſchen, mit denen Ines bis jetzt in einen nähern Verkehr getreten war.

„Nun?“ ſagte der Doctor und nickte ihnen mit dem Ausdruck innerſter Befriedigung zu. „Aber kommen Sie mit uns, es iſt ja auf dem Wege; nach ſo etwas muß man noch ein Stündchen zuſammenſitzen.“

Rudolf wollte ſchon mit heiterer Zuſtimmung antworten, als er ſich leiſe am Aermel gezupft fühlte und die Augen ſeiner Frau mit dem Ausdrucke dringenden Bittens auf ſich gerichtet ſah. Er verſtand ſie wohl. „Ich verweiſe die Entſcheidung an die höhere Inſtanz,“ ſagte er ſcherzend.

Und Ines wußte unerbittlich den nicht ſo leicht zu beſiegenden Doctor auf einen anderen Abend zu vertröſten.

Als ſie am Hauſe ihrer Freunde ſich von dieſen verabſchiedet hatten, athmete ſie auf wie befreit.

„Was haſt du heute gegen unſere lieben Doctorsleute?“ fragte Rudolf.

Sie drückte ſich feſt in den Arm ihres Mannes. „Nichts,“ ſagte ſie; „aber es war ſo ſchön heute Abend; ich muß nun ganz mit dir allein ſein.“

Sie ſchritten raſcher ihrem Hauſe zu.

„Sieh' nur,“ ſagte er, im Wohnzimmer unten iſt ſchon Licht, unſere alte Anne wird den Theetiſch ſchon gerüſtet haben. Du hatteſt Recht, daheim iſt doch noch beſſer als bei Andern.“

Sie nickte nur und drückte ihm ſtill die Hand. —

Dann traten ſie in ihr Haus; lebhaft öffnete ſie die Stubenthür und ſchlug die Vorhänge zurück.

Auf dem Tiſche, wo einſt die Vaſe mit den Roſen geſtanden hatte, brannte jetzt eine große Bronze-Lampe und beleuchtete einen ſchwarzhaarigen Kinderkopf, der ſchlafend auf die mageren Aermchen hingeſunken war; die Ecken eines Bilderbuches ragten nur eben darunter hervor.

Die junge Frau blieb wie erſtarrt in der Thür ſtehen; das Kind war ganz aus ihrem Gedankenkreiſe verſchwunden geweſen. Ein Zug herber Enttäuſchung flog um ihre ſchönen Lippen. „Du, Neſi!“ ſtieß ſie hervor, als ihr Mann ſie vollends in das Zimmer hineingeführt hatte. „Was machſt du denn noch hier?“

Neſi erwachte und ſprang auf. „Ich wollte auf euch warten,“ ſagte ſie, indem ſie halb lächelnd mit der Hand über ihre blinzelnden Augen fuhr.

„Das iſt unrecht von Anne; du hätteſt längſt zu Bette ſein ſollen.“

Ines wandte ſich ab und trat an das Fenſter; ſie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen quollen. Ein unentwirrbares Gemiſch von bitteren Gefühlen wühlte in ihrer Bruſt: Heimweh, Mitleid mit ſich ſelber, Reue über ihre Liebloſigkeit gegen das Kind des geliebten Mannes; ſie wußte ſelber nicht, was alles jetzt ſie überkam; aber — und mit der Wolluſt und der Ungerechtigkeit des Schmerzes ſprach ſie es ſich ſelber vor — das war es: ihrer Ehe fehlte die Jugend, und ſie ſelber war doch noch ſo jung!

Als ſie ſich umwandte, war das Zimmer leer. — Wo war die ſchöne Stunde, auf die ſie ſich gefreut? — Sie dachte nicht daran, daß ſie ſie ſelbſt verſcheucht hatte.

— — Das Kind, welches mit faſt erſchreckten Augen dem ihm unverſtändlichen Vorgange zugeſehen hatte, war von dem Vater ſtill hinausgeführt worden.

„Geduld,“ ſprach er zu ſich ſelber, als er, den Arm um Reſi geſchlungen, mit ihr die Treppe hinaufſtieg; und auch er, in einem anderen Sinne, ſetzte hinzu: „Sie iſt ja noch ſo jung.“

Eine Kette von Gedanken und Plänen tauchte in ihm auf; mechaniſch öffnete er das Zimmer, wo Reſi mit der alten Anne ſchlief und in dem ſie von dieſer ſchon erwartet wurde. Er küßte ſie und ſprach: „Ich werde Mama von dir gute Nacht ſagen.“ Dann wollte er zu ſeiner Frau hinabgehen; aber er kehrte wieder um und trat am Ende des Corridors in ſein Studirzimmer.

Auf dem Aufſatze des Schreibtiſches ſtand eine kleine Bronze-Lampe aus Pompeji, die er kürzlich erſt erworben und Verſuches halber mit Oel gefüllt hatte; er nahm ſie herab, zündete ſie an und ſtellte ſie wieder an ihren Ort unter das Bildniß der Verſtorbenen; ein Glas mit Blumen, das auf der Platte des Tiſches geſtanden, ſetzte er daneben. Er that dies faſt gedankenlos; nur, als müſſe er auch ſeinen Händen zu thun geben, während es ihm in Kopf und Herzen arbeitete. Dann trat er dicht daneben an das Fenſter und öffnete beide Flügel deſſelben.

Der Himmel war voll Wolken; das Licht des Mondes konnte nicht herabgelangen. Drunten in dem kleinen Garten lag das wuchernde Geſträuch wie eine dunkele Maſſe; nur dort, wo zwiſchen ſchwarzen pyramidenförmigen Coniferen der Steig zur Rohrhütte führte, ſchimmerte zwiſchen ihnen der weiſſe Kies hindurch.

Und aus der Phantaſie des Mannes, der in dieſe Einſamkeit hinabſah, trat eine liebliche Geſtalt, die nicht mehr den Lebenden angehörte; er ſah ſie unten auf dem Steige wandeln, und ihm war, als gehe er an ihrer Seite.

„Laß dein Gedächtniß mich zur Liebe ſtärken,“ ſprach er; aber die Todte antwortete nicht; ſie hielt den ſchönen, bleichen Kopf zur Erde geneigt; er fühlte mit ſüßem Schauder ihre Nähe, aber Worte kamen nicht von ihr.

Da bedachte er ſich, daß er hier oben ganz allein ſtehe. Er glaubte an den vollen Ernſt des Todes; die Zeit, wo ſie geweſen, war vorüber. — Aber unter ihm lag noch wie einſt der Garten ihrer Eltern; von ſeinen Büchern durch das Fenſter ſehend, hatte er dort zuerſt das kaum fünfzehnjährige Mädchen erblickt; und das Kind mit den blonden Flechten hatte dem ernſten Manne die Gedanken fortgenommen, immer mehr, bis ſie zuletzt als Frau die Schwelle ſeines Hauſes überſchritten und ihm Alles und noch mehr zurückgebracht hatte. — Jahre des Glückes und freudigen Schaffens waren mit ihr eingezogen; den kleinen

Garten aber, als die Eltern früh verſtorben waren und das Haus verkauft wurde, hatten ſie behalten und durch eine Pforte in der Grenzmauer mit dem großen Garten ihres Hauſes verbunden. Faſt verborgen war ſchon damals dieſe Pforte unter hängendem Geſträuch, das ſie ungehindert wachſen ließen; denn ſie gingen durch dieſelbe in den traulichſten Ort ihres Sommerlebens, in welchen ſelbſt die Freunde des Hauſes nur ſelten hineingelaſſen wurden. — — In der Rohrhütte, in welcher er einſt von ſeinem Fenſter aus die jugendliche Geliebte über ihren Schularbeiten belauſcht hatte, ſaß jetzt zu den Füßen der blonden Mutter ein Kind mit dunklen, nachdenklichen Augen; und wenn er nun den Kopf von ſeiner Arbeit wandte, ſo that er einen Blick in das vollſte Glück des Menſchenlebens. — — Aber heimlich hatte der Tod ſein Korn hineingeworfen. Es war in den erſten Tagen eines Junimondes, da trug man das Bett der ſchwer Erkrankten aus dem daran liegenden Schlafgemach in das Arbeitszimmer ihres Mannes; ſie wollte die Luft noch um ſich haben, die aus dem Garten ihres Glückes durch das offene Fenſter wehte. Der große Schreibtiſch war bei Seite geſtellt; ſeine Gedanken waren nun alle nur bei ihr. — Draußen war ein unvergleichlicher Frühling aufgegangen; ein Kirſchbaum ſtand mit Blüthen überſchneit. In unwillkürlichem Drange hob er die leichte Geſtalt aus den Kiſſen und trug ſie an das Fenſter. „O, ſieh' es noch einmal! Wie ſchön iſt doch die Welt!“

Aber ſie wiegte leiſe ihren Kopf und ſagte: „Ich ſehe es nicht mehr.“ — —

Und bald kam es, da wußte er das Flüſtern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer ſchwächer glimmte der Funken; nur ein ſchmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und ſtöhnend im Kampfe um das Leben ging der Athem. Aber es wurde leiſer, immer leiſer, zuletzt ſüß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtſtrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden.

„Gute Nacht, Marie!“ — Aber ſie hörte es nicht mehr.

— — Noch ein Tag, und die ſtille, edle Geſtalt lag unten in dem großen, dämmerigen Gemach in ihrem Sarge. Die Diener des Hauſes traten leiſe auf; drinnen ſtand er neben ſeinem Kinde, das die alte Anne an der Hand hielt.

„Reſi,“ ſagte dieſe, „du fürchteſt dich doch nicht?“

Und das Kind, von der Erhabenheit des Todes angeweht, antwortete: „Nein, Anne, ich bete.“

Dann kam der allerletzte Gang, welcher noch mit ihr zu gehen ihm vergönnt war; nach ihrer beider Sinn ohne Prieſter und Glockenklang, aber in der heiligen Morgenfrühe, die erſten Lerchen ſtiegen eben in die Luft.

Das war vorüber; aber er beſaß ſie noch in ſeinem Schmerze; wenn auch ungeſehen, ſie lebte noch mit ihm. Doch unbemerkt entſchwand auch dies; er ſuchte ſie oft mit Angſt, aber immer ſeltener wußte er ſie zu finden. Nun erſt ſchien ihm ſein Haus unheimlich leer und öde; in den Winkeln ſaß eine Dämmerung, die früher nicht dort geſeſſen hatte; es war ſo ſeltſam anders um ihn her; und ſie war nirgends.

— — Der Mond war aus dem Wolkenduſt hervorgetreten und beleuchtete hell die unten liegende Gartenwildniß. Er ſtand noch immer an derſelben

Stelle, den Kopf gegen das Fenſterkreuz gelehnt; aber ſeine Augen ſahen nicht mehr, was draußen war.

Da öffnete ſich hinter ihm die Thür, und eine Frau von dunkler Schönheit trat herein.

Das leiſe Rauſchen ihres Kleides hatte den Weg zu ſeinem Ohr gefunden; er wandte den Kopf und ſah ſie forſchend an.

„Ines!“ rief er; er ſtieß das Wort hervor, aber er ging ihr nicht entgegen.

Sie war ſtehen geblieben. „Was iſt dir, Rudolf? Erſchrickſt du vor mir?“

Er ſchüttelte den Kopf und verſuchte zu lächeln. „Komm,“ ſagte er, „laß uns hinuntergehen.“

Aber während er ihre Hand faßte, waren ihre Augen auf das von der Lampe beleuchtete Bild und die danebenſtehenden Blumen gefallen. — Wie ein plötzliches Verſtändniß flog es durch ihre Züge. „Es iſt ja bei dir wie in einer Kapelle,“ ſagte ſie, und ihre Worte klangen kalt, faſt feindlich.

Er hatte Alles begriffen. „O, Ines,“ rief er, ſind nicht auch dir die Todten heilig!“

„Die Todten! Wem ſollten die nicht heilig ſein!

Aber, Rudolf," — und ſie zog ihn wieder an das Fenſter, ihre Hände zitterten und ihre ſchwarzen Augen flimmerten vor Erregung — „ſag' mir, die ich jetzt dein Weib bin, warum hältſt du dieſen Garten verſchloſſen und läſſeſt keines Menſchen Fuß hinein?"

Sie zeigte mit der Hand in die Tiefe; der weiße Kies zwiſchen den ſchwarzen Pyramidenſträuchern ſchimmerte geſpenſtiſch; ein großer Nachtſchmetterling flog eben darüber hin.

Er hatte ſchweigend hinabgeblickt. „Das iſt ein Grab, Ines," ſagte er jetzt, „oder, wenn du lieber willſt, ein Garten der Vergangenheit."

Aber ſie ſah ihn heftig an. „Ich weiß das beſſer, Rudolf! Das iſt der Ort, wo du bei ihr biſt; dort auf dem weißen Steige wandelt ihr zuſammen; denn ſie iſt nicht todt; noch eben, jetzt in dieſer Stunde warſt du bei ihr und haſt mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das iſt Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichſt du mir die Ehe!"

Er legte ſchweigend den Arm um ihren Leib und führte ſie, halb mit Gewalt, vom Fenſter fort. Dann nahm er die Lampe von dem Schreibtiſch und hielt ſie hoch gegen das Bild empor. „Ines, wirf nur einen Blick auf ſie!“

Und als die unſchuldigen Augen der Todten auf ſie herabblickten, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. „O, Rudolf, ich fühle es, ich werde ſchlecht!“

„Weine nicht ſo,“ ſagte er. „Auch ich habe Unrecht gethan; aber habe auch du Geduld mit mir!“ — Er zog ein Schubfach ſeines Schreibtiſches auf und legte einen Schlüſſel in ihre Hand. „Oeffne du den Garten wieder, Ines! — — Gewiß, es macht mich glücklich, wenn dein Fuß der erſte iſt, der wieder ihn betritt. Vielleicht, daß im Geiſte ſie dir dort begegnet und mit ihren milden Augen dich ſo lange anſieht, bis du ſchweſterlich den Arm um ihren Nacken legſt!“

Sie ſah unbeweglich auf den Schlüſſel, der noch immer in ihrer offenen Hand lag.

„Nun, Ines, willſt du nicht annehmen, was ich dir gegeben habe?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Rudolf, ich kann noch nicht, ſpäter — ſpäter; dann wollen wir zuſammen hineingehen.“

Und, indem ihre ſchönen dunklen Augen bittend zu ihm aufblickten, legte ſie ſtill den Schlüſſel auf den Tiſch.

* * *

Ein Samenkorn war in den Boden gefallen, aber die Zeit des Keimens lag noch fern.

Es war im November. — Ines konnte endlich nicht mehr daran zweifeln, daß auch ſie Mutter werden ſolle, Mutter eines eigenen Kindes. Aber zu dem Entzücken, das ſie bei dem Bewußtſein überkam, geſellte ſich bald ein Anderes. Wie ein unheimliches Dunkel lag es auf ihr, aus dem allmählich ſich ein Gedanke gleich einer böſen Schlange emporwand. Sie ſuchte ihn zu verſcheuchen, ſie flüchtete ſich vor ihm zu allen guten Geiſtern ihres Hauſes, aber er verfolgte ſie, er kam immer wieder und immer mächtiger. War ſie nicht nur von außen wie eine Fremde in dies Haus getreten, das ſchon ohne ſie ein fertiges Leben in ſich ſchloß? — Und eine zweite Ehe — gab es denn überhaupt eine ſolche? Mußte die erſte, die einzige, nicht bis zum Tode Beider fortdauern? — Nicht nur bis zum Tode! Auch weiter — weiter, bis in alle Ewigkeit! Und wenn das? — Die heiße Gluth ſchlug ihr ins Geſicht; ſich ſelbſt zerfleiſchend griff ſie nach den härteſten Worten. — Ihr Kind — ein Eindringling, ein Baſtard würde es im eigenen Vaterhauſe ſein!

Wie vernichtet ging ſie umher; ihr junges Glück und Leid trug ſie allein; und wenn der, welcher den nächſten Anſpruch hatte, es mit ihr zu theilen, ſie beſorgt und fragend anblickte, ſo ſchloſſen ſich ihre Lippen wie in Todesangſt.

— — In dem gemeinſchaftlichen Schlafgemache waren die ſchweren Fenſtervorhänge heruntergelaſſen, nur durch eine ſchmale Lücke zwiſchen denſelben ſtahl ſich ein Streifen Mondlicht herein. Unter quälenden Gedanken war Ines eingeſchlafen; nun kam der Traum, da wußte ſie es: ſie konnte nicht bleiben, ſie mußte fort aus dieſem Hauſe, nur ein kleines Bündelchen wollte ſie mitnehmen, dann fort, weit weg — — zu ihrer Mutter, auf Nimmerwiederkehr! Aus dem Garten, hinter den Fichten, welche die Rückwand deſſelben bildeten, führte ein Pförtchen in das Freie; den Schlüſſel hatte ſie in ihrer Taſche, ſie wollte fort — — gleich. — —

Der Mond rückte weiter, von der Bettſtatt auf das Kiſſen, und jetzt lag ihr ſchönes Antlitz voll beleuchtet in ſeinem blaſſen Schein. — Da richtete ſie ſich auf. Geräuſchlos entſtieg ſie dem Bett und trat mit nackten Füßen in ihre davorſtehenden Schuhe. Nun ſtand ſie mitten im Zimmer in ihrem weißen Schlafgewand; ihr dunkles Haar hing, wie ſie es Nachts zu ordnen pflegte, in zwei langen Flechten über ihre Bruſt. Aber ihre ſonſt ſo elaſtiſche Geſtalt ſchien wie zuſammengeſunken; es war, als liege noch die Laſt des Schlafes auf ihr. Taſtend, mit vorgeſtreckten Händen, glitt ſie durch das Zimmer, aber ſie nahm nichts mit, kein Bündelchen, keinen Schlüſſel. Als ſie mit den Fingern über die auf einem Stuhle liegenden Kleider ihres Mannes ſtreifte, zögerte ſie einen Augenblick, als gewinne eine andere Vorſtellung in ihr Raum; gleich darauf aber ſchritt ſie leiſe und feierlich zur Stubenthür hinaus und weiter die Treppe hinab. Dann klang unten im Flure das Schloß der Hofthür, kalte Luft blies ſie an, der Nachtwind hob die ſchweren Flechten auf ihrer Bruſt.

— — Wie ſie durch den finſtern Wald gekommen, der hinter ihr lag, das wußte ſie nicht; aber jetzt hörte ſie es überall aus dem Dickicht hervorbrechen, die Verfolger waren hinter ihr. Vor ihr erhob ſich ein großes Thor; mit aller Macht ihrer kleinen Hände ſtieß ſie den einen Flügel auf; eine öde, unabſehbare Haide dehnte ſich vor ihr aus, und plötzlich wimmelte es von großen, ſchwarzen Hunden, die in emſigem Laufe gegen ſie daherrannten; ſie ſah die rothen Zungen aus ihren dampfenden Rachen hängen, ſie hörte ihr Gebell, immer näher — tönender — —

Da öffneten ſich ihre halbgeſchloſſenen Augen, und allmählich begann ſie es zu faſſen. Sie erkannte, daß ſie eben innerhalb des großen Gartens ſtehe; ihre eine Hand hielt noch die Klinke der eiſernen Gitterthür. Der Wind ſpielte mit ihrem leichten Nachtgewande; von den Linden, welche zur Seite des Einganges ſtanden, wirbelte ein Schauer von gelben Blättern auf ſie herab. — Doch — was war das? — Drüben aus den Tannen, ganz wie ſie es vorhin zu hören glaubte, erſcholl auch jetzt das Bellen eines Hundes, ſie hörte deutlich etwas durch die dürren Zweige brechen. Eine

Todesangſt überfiel ſie. — Und wieder erſcholl das Gebell.

„Nero,“ ſagte ſie; „es iſt Nero.“

Aber ſie hatte ſich mit dem ſchwarzen Hüter des Hauſes nie befreundet, und unwillkürlich lief ihr das wirkliche Thier mit den grimmigen Hunden des Traumes in eins zuſammen; und jetzt ſah ſie ihn von jenſeit des Raſens in großen Sprüngen auf ſich zukommen. Doch er legte ſich vor ihr nieder, und, jenes unverkennbare Winſeln der Freude ausſtoßend, leckte er ihre nackten Füße. Zugleich kamen Schritte vom Hofe her, und einen Augenblick darauf umfingen ſie die Arme ihres Mannes; geſichert legte ſie den Kopf an ſeine Bruſt.

— Vom Gebell des Hundes aufgewacht, hatte er mit jähem Schreck ihr Lager an ſeiner Seite leer geſehen. Ein dunkles Waſſer glitzerte plötzlich vor ſeinem inneren Auge; es lag nur tauſend Schritte hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüſchen. Wie vor einigen Tagen ſah er ſich mit Ines an dem grünen Uferrande ſtehen; er ſah ſie bis in das Schilf hinabgehen und einen Stein, den ſie vorhin am Wege aufgeſammelt, in die Tiefe werfen. „Komm zurück, Ines!“ hatte er gerufen, „es iſt nicht ſicher dort.“ Aber ſie war noch immer ſtehen geblieben, mit den ſchwermüthigen Augen in die Kreiſe ſtarrend, welche langſam auf dem ſchwarzen Waſſerſpiegel ausliefen. „Das iſt wohl unergründlich?“ hatte ſie gefragt, da er ſie endlich in ſeinen Armen fortgeriſſen.

Das alles war in wilder Flucht durch ſeinen Kopf gegangen, als er die Treppe nach dem Hofe hinabgeſtürmt. — Auch damals waren ſie durch den Garten von ihrem Hauſe fortgegangen, und jetzt traf er ſie hier, faſt unbekleidet, das ſchöne Haar vom Nachtthau feucht, der noch immer über ihnen von den Bäumen tropfte.

Er hüllte ſie in den Plaid, welchen er ſich ſelbſt vorm Hinuntergehen übergeworfen hatte. „Ines,“ ſagte er — das Herz ſchlug ihm ſo gewaltig, daß er das Wort faſt rauh hervorſtieß —, „was iſt das? Wie biſt du hierher gekommen?“

Sie ſchauerte in ſich zuſammen.

„Ich weiß nicht, Rudolf — — ich wollte fort —

— mir träumte; o, Rudolf, es muß etwas Furchtbares geweſen ſein!“

„Dir träumte? Wirklich, dir träumte!“ wiederholte er und athmete auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit.

Sie nickte nur und ließ ſich wie ein Kind ins Haus und in das Schlafgemach zurückführen.

Als er ſie hier ſanft aus ſeinen Armen ließ, ſagte ſie: „Du biſt ſo ſtumm, du zürnſt gewiß?“

„Wie ſollt' ich zürnen, Ines! Ich hatte Angſt um dich. Haſt du ſchon früher ſo geträumt?“

Sie ſchüttelte erſt den Kopf, bald aber beſann ſie ſich. „Doch — — einmal; nur war nichts Schreckliches dabei.“

Er trat ans Fenſter und zog die Vorhänge zurück, ſo daß das Mondlicht voll ins Zimmer ſtrömte.

„Ich muß dein Antlitz ſehen,“ ſagte er, indem er ſie auf die Kante ihres Bettes niederzog und ſich dann ſelbſt an ihre Seite ſetzte. „Willſt du mir nun erzählen, was dir damals Liebliches geträumt hat? Du brauchſt nicht laut zu ſprechen; in dieſem zarten Lichte trifft auch der leiſeſte Ton das Ohr.“

Sie hatte den Kopf an ſeine Bruſt gelegt und ſah zu ihm empor.

„Wenn du es wiſſen willſt,“ ſagte ſie nachſinnend. „Es war, glaub' ich, an meinem dreizehnten Geburtstag; ich hatte mich ganz in das Kind, in den kleinen Chriſtus verliebt, ich mochte meine Puppen nicht mehr anſehen.“

„In den kleinen Chriſtus, Ines?“

„Ja, Rudolf;“ und ſie legte ſich wie zur Ruhe noch feſter in ſeinen Arm; „meine Mutter hatte mir ein Bild geſchenkt, eine Madonna mit dem Kinde; es hing hübſch eingerahmt über meinem Arbeitstiſchchen in der Wohnſtube.“

„Ich kenne es,“ ſagte er, „es hängt ja noch dort; deine Mutter wollte es behalten zur Erinnerung an die kleine Ines.“

— „O, meine liebe Mutter!“

Er zog ſie feſter an ſich; dann ſagte er: „Darf ich weiter hören, Ines?“

— „Doch! Aber ich ſchäme mich, Rudolf.“ Und dann leiſe und zögernd fortfahrend: „Ich hatte an jenem Tage nur Augen für das Chriſtkind; auch Nachmittags, als meine Geſpielinnen da waren; ich ſchlich mich heimlich hin und küßte das Glas vor ſeinem kleinen Munde — — es war mir ganz, als wenn's lebendig wäre — — hätte ich es nur auch wie die Mutter auf dem Bild in meine Arme nehmen können!“ — Sie ſchwieg; ihre Stimme war bei den letzten Worten zu einem flüſternden Hauch herabgeſunken.

„Und dann, Ines?“ fragte er. „Aber du erzählſt mir ſo beklommen!“

— „Nein, nein, Rudolf! Aber — — in der Nacht, die darauf folgte, muß ich auch im Traume aufgeſtanden ſein; denn am andern Morgen fanden ſie mich in meinem Bette, das Bild in beiden Armen, mit meinem Kopf auf dem zerdrückten Glaſe eingeſchlafen.“

Eine Weile war es todtenſtill im Zimmer.

— — „Und jetzt?“ fragte er ahnungsvoll und ſah ihr tief und herzlich in die Augen. „Was hat dich heute denn von meiner Seite in die Nacht hinausgetrieben?“

„Jetzt, Rudolf?“ — — Er fühlte, wie ein Zittern über alle ihre Glieder lief. Plötzlich ſchlang ſie die

Arme um ſeinen Hals, und mit erſtickter Stimme flüſterte ſie angſtvolle und verworrene Worte, deren Sinn er nicht verſtehen konnte.

„Ines, Ines,“ ſagte er und nahm ihr ſchönes, kummervolles Antlitz in ſeine beiden Hände.

— „O, Rudolf! Laß mich ſterben; aber verſtoße nicht unſer Kind!“

Er war vor ihr aufs Knie geſunken und küßte ihr die Hände. Nur die Botſchaft hatte er gehört und nicht die dunkeln Worte, in denen ſie ihm verkündigt wurde; von ſeiner Seele flogen alle Schatten fort, und hoffnungsreich zu ihr emporſchauend, ſprach er leiſe:

„Nun muß ſich Alles, Alles wenden!“

* * *

Die Zeit ging weiter, aber die dunklen Gewalten waren noch nicht beſiegt. Nur mit Widerſtreben fügte Ines die noch aus Reſi's Wiegenzeit vorhandenen Dinge der kleinen Ausrüſtung ein, und manche Thräne fiel in die kleinen Mützen und Jäckchen, an welchen ſie jetzt ſtumm und eifrig nähte.

— — Auch Reſi war es nicht entgangen, daß etwas Ungewöhnliches ſich vorbereite. Im Oberhauſe, nach dem großen Garten hinaus, ſtand plötzlich eine Stube feſt verſchloſſen, in der ſonſt ihre Spielſachen aufbewahrt geweſen waren; ſie hatte durchs Schlüſſelloch hineingeguckt; eine Dämmerung, eine feierliche Stille ſchien darin zu walten. Und als ſie ihre Puppenküche, die man auf den Corridor hinausgeſetzt hatte, mit Hülfe der alten Anne auf den Hausboden trug, ſuchte ſie dort vergebens nach der Wiege mit dem grünen Taffetſchirme, welche, ſo lange ſie denken konnte, hier unter dem ſchrägen Dachfenſter geſtanden hatte. Neugierig ſpähte ſie in alle Winkel.

„Was gehſt du herum wie ein Controleur?“ ſagte die Alte.

— „Ja, Anne, wo iſt aber meine Wiege geblieben?

Die Alte blickte ſie mit ſchlauem Lächeln an. „Was meinſt,“ ſagte ſie, „wenn dir der Storch noch ſo ein Brüderchen brächte?“

Reſi ſah betroffen auf; aber ſie fühlte ſich durch dieſe Anrede in ihrer elfjährigen Würde gekränkt. „Der Storch?“ ſagte ſie verächtlich.

„Nun freilich, Reſi."

— „Du mußt nicht ſo was zu mir ſprechen, Anne. Das glauben die kleinen Kinder; aber ich weiß wohl, das es dummes Zeug iſt."

„So? — Wenn du es beſſer weißt, Mamſell Naſeweis, woher kommen denn die Kinderchen, wenn nicht der Storch ſie bringt, der es doch ſchon die Tauſende von Jahren her beſorgt hat?"

— „Sie kommen vom lieben Gott," ſagte Reſi pathetiſch. „Sie ſind auf einmal da."

„Bewahr' uns in Gnaden!" rief die Alte. „Was doch die Guckindiewelte heutzutage klug ſind! Aber du haſt Recht, Reſi; wenn du's gewiß weißt, daß der liebe Gott den Storch vom Amte geſetzt hat, — ich glaub's ſelber, er wird es ſchon allein beſorgen können. — Nun aber — wenn's denn ſo auf einmal da wär', das Brüderchen — oder wollteſt du lieber ein Schweſterlein? — Würd's dich freuen, Reschen?"

Reſi ſtand vor der Alten, die ſich auf einen Reiſekoffer niedergelaſſen hatte; ein Lächeln verklärte ihr ernſtes Geſichtchen, dann aber ſchien ſie nachzuſinnen.

„Nun, Reschen," forſchte wieder die Alte. „Würd's dich freuen, Reschen?"

„Ja, Anne," ſagte ſie endlich, „ich möchte wohl eine kleine Schweſter haben, und Vater würde ſich gewiß auch freuen; aber — —"

„Nun, Reschen! was haſt du noch zu abern?"

„Aber," wiederholte Reſi, und hielt dann wieder einen Augenblick wie grübelnd inne; — „das Kind würde ja dann doch keine Mutter haben!"

„Was?" rief die Alte ganz erſchrocken und ſtrebte mühſam von ihrem Koffer auf; „das Kind keine Mutter? Du biſt mir zu gelehrt, Reſi; komm, laß uns hinabgehen! — Hörſt du? Da ſchlägt's Zwei! Nun mach', daß du in die Schule kommſt!"

* * *

Schon brauſten die erſten Frühlingsſtürme um das Haus; die Stunde nahte.

— „Wenn ich's nicht überlebte," dachte Ines, „ob er auch meiner dann gedenken würde?"

Mit ſcheuen Augen ging ſie an der Thür des Zimmers vorüber, welches ſchweigend ſie und ihr künftiges Geſchick erwartete; leiſe trat ſie auf, als ſei darinnen etwas, was ſie zu wecken fürchte.

Und endlich war dem Hauſe ein Kind, ein zweites Töchterchen geboren. Von außen pochten die lichtgrünen Zweige an die Fenſter; aber drinnen in dem Zimmer lag die junge Mutter bleich und entſtellt; das warme Sonnenbraun der Wangen war verſchwunden; aber in ihren Augen brannte ein Feuer, das den Leib verzehrte. Rudolf ſaß an dem Bette und hielt ihre ſchmale Hand in der ſeinen.

Jetzt wandte ſie mühſam den Kopf nach der Wiege, die unter der Hut der alten Anne an der anderen Seite des Zimmers ſtand. „Rudolf,“ ſagte ſie matt; „ich habe noch eine Bitte!“

— „Noch eine, Ines? Ich werde noch viel von dir zu bitten haben.“

Sie ſah ihn traurig an; nur eine Secunde lang; dann flog ihr Auge haſtig wieder nach der Wiege. „Du weißt,“ ſagte ſie, immer ſchwerer athmend, „es giebt kein Bild von mir! Du wollteſt immer, es ſolle nur von einem guten Meiſter gemalt werden — — wir können nicht mehr warten auf die Meiſterhand. — Du könnteſt einen Photographen kommen laſſen, Rudolf; es iſt ein wenig umſtändlich; aber — mein Kind, es wird mich nicht mehr kennen lernen; es muß doch wiſſen, wie die Mutter ausgeſehen.“

„Warte noch ein wenig!“ ſagte er, und ſuchte einen muthigen Ton in ſeine Stimme zu legen. „Es würde dich jetzt zu ſehr erregen; warte, bis deine Wangen wieder voller werden!“

Sie ſtrich mit beiden Händen über ihr ſchwarzes Haar, das lang und glänzend auf dem Deckbette lag, indem ſie einen faſt wilden Blick im Zimmer umherwarf.

„Einen Spiegel!“ ſagte ſie, indem ſie ſich völlig in den Kiſſen aufrichtete. „Bringt mir einen Spiegel!“

Er wollte wehren; aber ſchon hatte die Alte einen Handſpiegel herbeigeholt und auf das Bett gelegt. Die Kranke ergriff ihn haſtig; aber als ſie hineinblickte, malte ſich ein heftiges Erſchrecken in ihren Zügen; ſie nahm ein Tuch und wiſchte an dem Glaſe; doch es wurde nicht anders; nur immer fremder ſtarrte das kranke Leidensantlitz ihr entgegen.

„Wer iſt das?“ ſchrie ſie plötzlich. „Das bin nicht ich! — O, mein Gott! Kein Bild, kein Schatten für mein Kind!“

Sie ließ den Spiegel fallen und ſchlug die mageren Hände vors Geſicht.

Da drang ein Weinen an ihr Ohr. Es war nicht ihr Kind, das ahnungslos in ſeiner Wiege ſchlief; Neſi hatte ſich unbemerkt hereingeſchlichen; ſie ſtand mitten im Zimmer und ſah mit düſteren Augen auf die Stiefmutter, während ſie ſchluchzend in ihre Lippe biß.

Ines hatte ſie bemerkt. „Du weinſt, Neſi?“ fragte ſie. Aber das Kind antwortete nicht.

„Warum weinſt du, Neſi?“ wiederholte ſie heftig.

Die Züge des Kindes wurden noch finſterer. „Um meine Mutter!“ brach es faſt trotzig aus dem kleinen Munde.

Die Kranke ſtutzte einen Augenblick; dann aber ſtreckte ſie die Arme aus dem Bett, und als das Kind, wie unwillkürlich, ſich genähert hatte, riß ſie es heftig an ihre Bruſt. „O Neſi, vergiß deine Mutter nicht!“

Da ſchlangen zwei kleine Arme ſich um ihren Hals, und, nur ihr verſtändlich, hauchte es: „Meine liebe, ſüße Mama!“

— „Bin ich deine liebe Mama, Neſi?“

Neſi antwortete nicht; ſie nickte nur heftig in die Kiſſen.

„Dann, Neſi,“ und in traulich ſeligem Flüſtern ſprach es die Kranke, „vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergeſſen werden!“

— — Rudolf hatte regungslos dieſen Vorgängen zugeſehen, die er nicht zu ſtören wagte; halb in tödtlicher Angſt, halb in ſtillem Jubel; aber die Angſt behielt die Oberhand. Ines war in ihre Kiſſen zurückgeſunken; ſie ſprach nicht mehr; ſie ſchlief — plötzlich.

Neſi, die ſich leiſe von dem Bett entfernt hatte, kniete vor der Wiege ihres Schweſterchens; voll Bewunderung betrachtete ſie das winzige Händchen, das ſich aus den Kiſſen aufreckte, und wenn das rothe Geſichtlein ſich verzog und der kleine unbeholfene Menſchenlaut hervorbrach, dann leuchteten ihre Augen vor Entzücken. Rudolf, der ſtill herangetreten war, legte liebkoſend die Hand auf ihren Kopf; ſie wandte ſich um und küßte die andere Hand des Vaters, dann ſchaute ſie wieder auf ihr Schweſterchen. — —

— Die Stunden rückten weiter. Draußen leuchtete der Mittagsſchein, und die Vorhänge an den Fenſtern wurden feſter zugezogen. Längſt ſchon ſaß er wieder an dem Bette der geliebten Frau; in dumpfer Erwartung: Gedanken und Bilder kamen und gingen; er ſchaute ſie nicht an, er ließ ſie kommen und gehen. Schon einmal früher war es ſo wie jetzt geweſen; ein unheimliches Gefühl befiel ihn; ihm war, als lebe er zum zweiten Mal. Er ſah wieder den ſchwarzen Todtenbaum aufſteigen und mit den düſteren Zweigen ſein ganzes Haus bedecken. Angſtvoll ſah er nach der Kranken; aber ſie ſchlummerte ſanft; in ruhigen Athemzügen hob ſich ihre Bruſt. Unter dem Fenſter, in den blühenden Syringen ſang ein kleiner Vogel immerzu; er hörte ihn nicht; er war bemüht, die trügeriſchen Hoffnungen fortzuſcheuchen, die ihn jetzt umſpinnen wollten.

Am Nachmittage kam der Arzt; er neigte ſich über die Schlafende und nahm ihre Hand, die ein warmer feuchter Hauch bedeckte. Rudolf blickte geſpannt in das Antlitz ſeines Freundes, deſſen Züge den Ausdruck der Ueberraſchung annahmen.

„Schone mich nicht!“ ſagte er. „Laß mich Alles wiſſen!“ Aber der Doctor drückte ihm die Hand.

— „Gerettet!“ — Das einzige Wort hatte er behalten. Er hörte auf einmal den Geſang des Vogels; das ganze Leben kam zurückgefluthet. „Gerettet!“ — Und er hatte auch ſie ſchon verloren gegeben in die große Nacht; er hatte geglaubt, die heftige Erſchütterung des Morgens müſſe ſie verderben; doch

„Es ward ihr zum Heil,
„Es riß ſie nach oben!“

In dieſe Worte des Dichters faßte er all ſein Glück zuſammen; wie Muſik klangen ſie fort und fort in ſeinen Ohren.

— — Immer noch ſchlief die Kranke; immer noch ſaß er wartend an ihrem Bette. Nur die Nachtlampe dämmerte jetzt in dem ſtillen Zimmer; draußen aus dem Garten kam ſtatt des Vogelſangs nun das Rauſchen des Nachtwindes; manchmal wie Harfenton wehte es auf und zog vorüber; die jungen Zweige pochten leiſe an die Fenſter.

„Ines!“ flüſterte er; „Ines!“ er konnte es nicht laſſen, ihren Namen auszuſprechen.

Da ſchlug ſie die Augen auf und ließ ſie feſt und lange auf ihm ruhen, als müſſe aus der Tiefe des Schlafes ihre Seele erſt zu ihm hinaufgelangen.

„Du, Rudolf?“ ſagte ſie endlich. „Und ich bin noch einmal wieder aufgewacht!“

Er blickte ſie an, und konnte ſich nicht erſättigen an ihrem Anblick. „Ines,“ ſagte er — faſt demüthig klang ſeine Stimme — „ich ſitze hier, und ſtundenlang ſchon trage ich das Glück wie eine ſchwere Laſt auf meinem Haupte; hilf es mir tragen, Ines!“

„Rudolf! —“ Sie hatte ſich mit einer kräftigen Bewegung aufgerichtet.

— „Du wirſt leben, Ines!“

„Wer hat das geſagt?“

— „Dein Arzt, mein Freund; ich weiß, er hat ſich nicht getäuſcht.“

„Leben! O mein Gott! Leben! — Für mein Kind, für dich!“ Es war, als käme ihr plötzlich eine Erinnerung; ſie ſchlang die Hände um den Hals ihres Mannes und drückte ſein Ohr an ihren Mund. „Und für deine — für euere, unſre Reſi!“ flüſterte ſie. Dann ließ ſie ſeinen Nacken los, und, ſeine beiden

Hände ergreifend, ſprach ſie zu ihm ſanft und liebevoll. „Mir iſt ſo leicht!“ ſagte ſie. „Ich weiß gar nicht mehr, warum Alles ſonſt ſo ſchwer geweſen iſt!“ Und ihm zunickend: „Du ſollſt nur ſehen, Rudolf; nun kommt die gute Zeit! Aber —“ und ſie hob den Kopf und brachte ihre Augen ganz dicht an die ſeinen — „ich muß Theil haben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und, Rudolf, ihr ſüßes Bild ſoll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinſchaftlich gehört; ſie muß dabei ſein, wenn du mir erzählſt!“

Er ſah ſie an wie ein Seliger.

„Ja, Ines; ſie ſoll dabei ſein!“

„Und Reſi! Ich erzähl' ihr wieder von ihrer Mutter, was ich von dir gehört habe; — was für ihr Alter paßt, Rudolf, nur das“ — —

Er konnte nur ſtumm noch nicken.

„Wo iſt Reſi?“ fragte ſie dann; „ich will ihr noch einen Gutenacht-Kuß geben!“

„Sie ſchläft, Ines,“ ſagte er und ſtrich ſanft mit der Hand über ihre Stirn. „Es iſt ja Mitternacht!“

„Mitternacht! So mußt auch du nun ſchlafen! Ich aber — lache mich nicht aus, Rudolf — mich hungert; ich muß eſſen! Und dann, nachher, die Wiege vor mein Bett; ganz nahe, Rudolf! Dann ſchlaf auch ich wieder; ich fühl's; gewiß, du kannſt ganz ruhig fortgehen."

Er blieb noch.

„Ich muß erſt eine Freude haben!" ſagte er.

„Eine Freude?"

„Ja, Ines, eine ganz neue; ich will dich eſſen ſehen!"

— „O du!"

— Und als ihm auch das geworden, trug er mit der Wärterin die Wiege vor das Bett.

„Und nun gute Nacht! Mir iſt, als ſollte ich noch einmal in unſeren Hochzeitstag hineinſchlafen."

Sie aber wies glücklich lächelnd auf ihr Kind.

— Und bald war Alles ſtill. Aber nicht der ſchwarze Todtenbaum ſtreckte ſeine Zweige über das Dach des Hauſes; aus fernen goldnen Aehrenfeldern nickte ſanft der rothe Mohn des Schlummers. Noch eine reiche Ernte ſtand bevor.

* * *

Und es war wieder Roſenzeit. — Auf dem breiten Steige des großen Gartens hielt ein luſtiges Gefährte. Nero war augenſcheinlich avancirt; denn nicht vor einem Puppen-, ſondern vor einem wirklichen Kinderwagen ſtand er angeſchirrt und hielt geduldig ſtill, als Neſi an ſeinem mächtigen Kopfe jetzt die letzte Schnalle zuzog. Die alte Anne beugte ſich zu dem Schirm des Wägelchens und zupfte an den Kiſſen, in denen das noch namenloſe Töchterchen des Hauſes mit großen offenen Augen lag; aber ſchon rief Neſi: „Hü hott, alter Nero!“ und in würdevollem Schritt ſetzte die kleine Karawane ſich zu ihrer täglichen Spazierfahrt in Bewegung.

Rudolf und mit ihm Ines, die ſchöner als je an ſeinem Arme hing, hatten lächelnd zugeſchaut; nun gingen ſie ihren eigenen Weg; ſeitwärts ſchlugen ſie ſich durch die Büſche entlang der Gartenmauer, und bald ſtanden ſie vor der noch immer verſchloſſenen Pforte. Das Geſträuch hing nicht wie ſonſt herab; ein Geſtelle war untergebaut, ſo daß man wie durch einen ſchattigen Laubengang hinangelangte. Einen Augenblick horchten ſie auf den vielſtimmigen Geſang der Vögel, die drüben in der noch ungeſtörten Einſamkeit ihr Weſen trieben. Dann aber, von Ines kleinen kräftigen Händen bezwungen, drehte ſich der Schlüſſel und kreiſchend ſprang der Riegel zurück. Drinnen hörten ſie die Vögel aufrauſchen, und dann war Alles ſtill. Um eine Hand breit ſtand die Pforte offen; aber ſie war an der Binnenſeite von blühendem Geranke überſtrickt; Ines wandte alle ihre Kräfte auf, es kniſterte und knickte auch dahinter; aber die Pforte blieb gefangen.

„Du mußt!“ ſagte ſie endlich, indem ſie lächelnd und erſchöpft zu ihrem Mann emporblickte.

Die Männerhand erzwang den vollen Eingang; dann legte Rudolf das zerriſſene Geſträuch ſorgſam nach beiden Seiten zurück.

Vor ihnen ſchimmerte jetzt in hellem Sonnenlicht der Kiesweg; aber leiſe, als ſei es noch in jener Mondnacht, gingen ſie zwiſchen den tiefgrünen Coniferen auf ihm hin, vorbei an den Centifolien, die mit hundert Roſen aus dem wuchernden Kraut hervorleuchteten, und am Ende des Steiges unter das verfallene Rohrdach, vor welchem jetzt die Klematis den ganzen Gartenſtuhl beſponnen hatte. Drinnen hatte, wie im vorigen Sommer, die Schwalbe ihr Neſt gebaut; furchtlos flog ſie über ihnen aus und ein.

Was ſie zuſammen ſprachen? — Auch für Ines war jetzt heiliger Boden hier. — Mitunter ſchwiegen ſie und hörten nur auf das Summen der Inſecten, die draußen in den Düften ſpielten. Vor Jahren hatte Rudolf es ſchon ebenſo gehört; immer war es ſo geweſen. Die Menſchen ſtarben; ob denn dieſe kleinen Muſikanten ewig waren?

„Rudolf, ich habe etwas entdeckt!“ begann jetzt Ines wieder. „Nimm einmal den erſten Buchſtaben meines Namens und ſetz' ihn an das Ende! Wie heißt er dann?“

„Neſi!“ ſagte er lächelnd. „Das trifft ſich wunderbar.“

„Siehſt du!“ fuhr ſie fort; „ſo hat die Neſi eigentlich meinen Namen. Iſt's nicht billig, daß nun mein Kind den Namen ihrer Mutter erhält? — Marie! — Es klingt ſo gut und mild; du weißt, es iſt nicht einerlei, mit welchem Namen die Kinder ſich gerufen hören!“

Er ſchwieg einen Augenblick.

„Laß uns mit dieſen Dingen nicht ſpielen!“ ſagte er dann und ſah ihr innig in die Augen. „Nein, Ines; auch mit dem Antlitz meines lieben kleinen Kindes ſoll mir ihr Bild nicht übermalt werden. Nicht Marie, und auch nicht Ines — wie es deine Mutter wünſchte — darf das Kind mir heißen! Auch Ines iſt für mich nur einmal und niemals wieder auf der Welt.“ — Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Wirſt du nun ſagen, daß du einen eigenſinnigen Mann haſt?“

„Nein, Rudolf; nur, daß du Neſi's rechter Vater biſt!“

„Und du, Ines?“

„Hab' nur Geduld; — ich werde ſchon dein rechtes Weib! — Aber“ —

„Iſt doch noch ein Aber da?“

„Kein böſes, Rudolf! — Aber — wenn einſt die Zeit dahin iſt — denn einmal kommt ja doch das Ende — wenn wir alle dort ſind, woran du keinen Glauben haſt, aber vielleicht doch eine Hoffnung, — wohin ſie uns vorangegangen iſt; dann“ — und ſie hob ſich zu ihm empor und ſchlang beide Hände um ſeinen Nacken — „ſchüttle mich nicht ab, Rudolf! Verſuch es nicht; ich laſſe doch nicht von dir!“

Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme und ſagte: „Laß uns das Nächſte thun; das iſt das Beſte, was ein Menſch ſich ſelbſt und Anderen lehren kann.“

„Und das wäre?“ fragte ſie.

„Leben, Ines; ſo ſchön und lange, wie wir es vermögen!“ —

Da hörten ſie Kinderſtimmen von der Pforte her; kleine zum Herzen dringende Laute, die noch keine Worte waren, und ein helles „Hü!“ und „Hott!“ von Neſi's kräftiger Stimme. Und unter dem Vorſpann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauſes ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.

Lena Wies.

Ein Gedenkblatt.

Aber an deinem niedrigen Häuschen kann ich nicht ſo vorübergehn, du liebreiche Freundin meiner Jugend, die du wie Scheherezade einen unerſchöpflichen Born der Erzählung in dir trugſt. — Ich will eine Gänſefeder nehmen; die weiße Fahne ſoll nicht geſtutzt werden, und das geſellige vogelartige Gezwitſcher, das ſie, ihres Urſprungs eingedenk, beim Schreiben hören läßt, ſoll mich an vergangene Zeit gemahnen, während ich dies zu deinem Gedächtniß niederſchreibe.

Noch ſtehen die ſteinernen Bänke vor dem Hauſe, noch die gemalten Schwarzbrote, das Zeichen des Betriebes, auf dem einen Fenſterladen; und, wenn man die Hausthür mit den dicken grünen Glasſcheiben aufſtößt, ſo ſchellt die Glocke, und hinten im Backhauſe läßt „Perle“ ſeine Stimme erſchallen; denn — der Hund iſt todt; es lebe der Hund; der Hund ſtirbt nicht! — Aber es iſt nicht mehr der „Perle“ meiner Jugend.

Wie manchen Herbſt- und Winterabend bin ich nach dieſem kleinen Hauſe gegangen. — Gegangen? — Nein, gelaufen, gerannt! — Es gab damals in unſerer Stadt noch keine Straßenbeleuchtung; aber deſto mehr Geſpenſter; „es übte vor“, es „jankte“ draußen im „Auſtrom“, im Schloſſe wurde Nachts eine kleine braune Frau geſehen. Und das Alles wurde mit jedem Abend bei mir lebendig, und meine kleine Handlaterne warf zweifelhafte Lichter auf die unbewohnte Plankenſtrecke, die in jener Straße zu paſſiren war. Hatte ich glücklich das Haus erreicht, ſo ſtürzte ich faſt die Thür ein; die Glocke läutete, hinten im Backhauſe riß Perle an der Kette und erhob ein wüthendes Gebell.

Athemlos ſtand ich vor dem kleinen hitzigen Geſellen, der nun freudewinſelnd an mir aufſtrebte. Kräftig dufteten die friſchen Roggenbrote, welche reihenweiſe auf den Wandgeſtellen lagen; und nebenan in der offenen Kammer ſtand die alte Mutter Wies am Backtroge, mit dem Anſäuern des Teiges für den morgenden Tag beſchäftigt. Im Backhauſe ſelbſt drängte ſich eine Schaar von Nachbarskindern, welche, mit irdenen Schüſſeln in der Hand, auf die Austheilung der Abendmilch warteten; denn auch eine Milchwirthſchaft wurde hier mit vier oder fünf ſchweren Marſchkühen betrieben.

„Lena noch nicht fardig?“ fragte ich auf Plattdeutſch; und die alte Frau hielt im Kneten inne, und ihre noch immer ſchönen Augen blickten mit großmütterlicher Zärtlichkeit auf mich.

Nein, Lena und Vater Wies waren noch im Stall beim Melken.

Schnell war meine Handleuchte ausgeblaſen und auf den Tiſch geſtellt; dann ging's über den dunkeln Steinhof und in den alten niedrigen Stall hinein, durch den übrigens im Sommer der Weg zu einem ſeltſam ſtillen Garten voll rother Centifolien und kleiner ſüßer Stachelbeeren führte. — Wie ein kleiner Privilegirter dünkte ich mich den armen Nachbarskindern gegenüber, die beim Schein des dünnen Talglichts ruhig auf ihrem Platze bleiben mußten, bis ſie ihr herkömmliches Quantum Milch zugemeſſen erhalten hatten.

Unter dem Boden des Stalles hing eine Hornleuchte; aber es war kein Licht, ſondern nur eine Art leuchtenden Dunſtes, den ſie in einem engen Kreiſe um ſich her verbreitete. Und doch, für welch' trauliche kleine Welt war ſie der Mittelpunkt!

Aus dem Dunkel, wo die Kühe an ihren Raufen wiederkäueten, klang es mir leibhaſtig wie der alte Volksreim entgegen:

„Stripp, ſtrapp, ſtroll —
Is de Ammer nich bald voll?"

Ich rief ihn denn auch luſtig in das Dunkel hinein, und:

„Geduld überwindet Schweinebraten!" kam ſogleich von dort her die heitere Stimme meiner Freundin Lena an mich zurück, und unter einer andern Kuh heraus ſcholl als Begleitung im Grundbaß das behagliche Lachen von Vater Johann Wies.

Lena regierte mich mit ſcherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen ſicher genug; und ſo warf ich mich geduldig neben der Thür auf einen Haufen Heu, während ſeitwärts auf der Hühnerleiter der Hahn mit ſeinen Hennen im Traume kakelte und von den Kühen her der Strich des Melkens eintönig hervorklang, nur mitunter durch einen Zuruf unterbrochen, wenn die Bläß oder die Schwarze etwa nicht ordnungsmäßig Stand hielten.

Endlich mit ſchwerem Eimer und heißem Geſicht, trat Lena in den Leuchtkreis der Laterne, und bot mir freundlich guten Abend. Sie war von kleiner Statur; ihre Geſichtszüge — ſie mochte in meiner Knabenzeit etwas über dreißig Jahre zählen — ließen erkennen, daß ſie einſt ungewöhnlich wohl gebildet geweſen ſein mußten; aber die Blattern hatten das Kindergeſicht auf das Unbarmherzigſte zerriſſen, als wenn, nach dem Volkswitz, der Teufel Erbſen darauf gedroſchen hätte. Sie ſelber meinte freilich, am Ende müſſe ſie noch eitel werden; denn: „So'n Bildhauerarbeid ward nu nahgrad wat Rares!“ — Nur die ſchönen braunen Augen blickten unverſehrt; und ſie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit ſtanden, und mitunter in dunklen Stunden glaube ich ſie noch jetzt zu ſehen, obgleich auch ſie erloſchen ſind. — —

Während nun Lena den Milchverkauf beſorgte, hatte „Vader“ den Kühen ihr letztes Futter vorg worfen, „Moder“ in ihrem Troge den Teig zuſam mengeballt und ſorgſam zugedeckt; ich ſelbſt war ſch vorher in die Wohnſtube gewieſen, in jenen engen ab traulichen Raum, in welchem ich die ſchönſten G ſchichten meines Lebens gehört habe. Faſt immer, wenigſtens ſcheint es mir jetzt, blühten hier auf d Fenſterbrettern die rothen Winter-Levkojen; meine Bli aber gingen nach dem eiſernen Beileger-Ofen, der a der Wand gegenüber zwiſchen den beiden verhangen Alkoven-Betten ſtand und für mich einen Gegenſta der anziehendſten Betrachtung bildete; denn nicht allei daß ſich auf der vorderſten Platte, wie nach eine Dürer'ſchen Holzſchnitt, die Verkündigung Mariä da geſtellt zeigte, daß er an den Seiten und oben beiden Ecken mit blankpolirten Meſſingknöpfen gezi war, welche ich, aller Warnung unerachtet, nicht unte laſſen konnte vielfach abzuſchrauben und mir faſt eb ſo oft auf die Füße zu werfen; er ſtrömte auch, w nicht jeder Ofen von ſich ſagen kann, einen lecker Duft aus, welcher, mit dem der Levkojen vermiſch noch jetzt in meiner Erinnerung dieſen Raum erfül und war überdies allezeit von einer ſanften Hausmuſik umgeben. Das Erſtere hatte ſeinen Grund in einer Schüſſel, je nachdem mit Waffeln, Pfeffernüſſen oder Bratäpfeln gefüllt, die unfehlbar unter dem blanken Meſſingſtülp auf der Ofenplatte warm gehalten wurden; und da von der dem Backhauſe nahen Küche aus geheizt wurde, ſo mangelte es von dort her nie am Geſange der Heimchen, der geſellig in das Zimmer hineinklang.

Ich muß hier, obgleich es einen nicht zu beſeitigenden Vorwurf für ihn enthält, bekennen, daß mein alter Freund Johann Wies, ich weiß nicht weshalb, ein unerbittlicher Verfolger dieſer muſikaliſchen Thierchen war. Oft, wenn er mit ſeinem ehrwürdigen Geſicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl ſaß, habe ich ihn darauf anſehen müſſen, wie doch der gute alte Mann ſo grauſamer Dinge fähig ſein könne.

Aber jetzt dachte Johann Wies an keine Heimchen-Jagd; unter dem Schutze der Dunkelheit ſangen ſie ſicher in ihrem warmen Backhauſe; und während ich ihnen und der alten Wanduhr zuhörte, die beſcheiden dazu den Tact ſchlug, war auch ſchon Lena hereingetreten, von der Arbeit geſäubert, in friſcher weißer Mütze mit ſchmalgefälteltem Strich, und ſetzte Theegeſchirr und Abendbrot auf den mit Wachstuch überzogenen Tiſch, der dicht unter Mariä Verkündigung und den blanken Meſſingknöpfen ſeine Stelle hatte; bald kamen auch die beiden Alten, und nahmen je zu einer Seite des Ofens ihren Platz. Mutter Wies, die vom Lande war, trug ihr graues Haar unter ein Käppchen zurückgeſtrichen, wie man es früher bei unſern Bäuerinnen ſah; ihre fleißigen Hände waren, wovon an unſerer Küſte das Alter ſelten verſchont bleibt, mit Gichtknoten beſetzt und zitterten, wenn ſie die Taſſe an den Mund führte; gleichwohl, ſobald wir unſere Mahlzeit beendigt hatten, holte ſie ihr Spinnrad aus der Ecke, und dem Tagewerk folgte nun noch das Werk des Abends. — Dann wurde der duftende Teller aus ſeinem Verſteck unter dem Meſſingſtülp hervorgezogen, und Johann Wies lehnte ſich behaglich in ſeinen Lehnſtuhl zurück. Auch ich ſaß oder vielmehr ritt auf einem ſolchen; denn es war eine von jenen nun verſchwundenen Raritäten, die dem Sitzenden die eine Ecke entgegenſtrecken; und zwar war er, mir unvergeßlich, mit einem bunten Flickenpolſter ausgeſtattet.

Und dann — ja, dann erzählte Lena Wies; und wie erzählte ſie! — Plattdeutſch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage von dem geſpenſtiſchen Schimmelreiter ſein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen geſehen wird und, wenn ein Unglück bevorſteht, mit ſeiner Mähre ſich in den Bruch hinabſtürzt, oder mochte es ein eignes Erlebniß oder eine aus dem Wochenblatt oder ſonſtwie aufgeleſene Geſchichte ſein, Alles erhielt in ihrem Munde ſein eigenthümliches Gepräge und ſtieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es ſtille ſtehen, oder nickte aus ſeiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber; und dazu tickte die Uhr und ſangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbſtabenden — und dann war es am allerſchönſten — rauſchten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenſeit der Gaſſe hinter einer Gartenplanke ſtanden; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt! In den Pauſen wurden zwar auch die Pfeffernüſſe und die Bratäpfel keineswegs verſchmäht; aber lange hielt ich doch nicht Ruhe, und Lena war ebenſo unerſchöpflich, als ich unerſättlich war; ſie legte wieder die Hände in einander und, den Kopf ein wenig übergebeugt, begann ſie eine neue Geſchichte, wobei ſie langſam die Daumen um einander bewegte. — Später, als ich ſelbſt dergleichen Dinge erſann und niederſchrieb, ſandte ich ihr wohl das eine oder andere Buch; und ſie hat dann lächelnd geäußert, das hätte ich von ihr gelernt.

Aber nicht nur die Kunſt des Erzählens, auch die Achtung vor ernſter bürgerlicher Sitte lernte ich in dieſem guten Hauſe. — Ein kleiner Vorfall iſt mir unvergeßlich geblieben. Die Tochter aus einer angeſehenen Familie hatte ſich mit einem Cavalier verlobt, deſſen Aufführung man nicht das beſte Zeugniß geben wollte; die kleine Stadt war voll davon, in und außer den Häuſern wurde in Ernſt und Spott darüber geredet und auch an unſerem Theetiſch kam das Geſpräch darauf. Da, in knabenhafter Unbedachtſamkeit und da es mich drängte, doch auch mein Theil dazu zu geben, entfuhr mir ein wenig ſauberes Wort, das ich, Gott weiß wie, von der Gaſſe aufgeleſen hatte. — Augenblicklich ſtockte die bisher lebhafte Unterhaltung, Lena ſah auf den Tiſch und fegte ein paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zuſammen, und erſt nach einer längeren Pauſe blickte ſie wieder auf und ſprach, als ſei nichts vorgefallen, von anderen Dingen. Ich glaube kaum, daß ich jemals ſo beſchämt geweſen bin, und noch ſpäter als erwachſenen Mann überkam mich, wenn ich daran dachte, das unbequeme Gefühl einer empfangenen und wohlverdienten Züchtigung.

Dergleichen Zurechtweiſungen beeinträchtigten indeſſen weder meine Zuneigung noch das ſichere Gefühl, der Liebling des Hauſes zu ſein; war doch die zweite ſehr geliebte Tochter, welche derzeit in einer fernen Großſtadt in guten Verhältniſſen verheirathet war, die treue und langjährige Pflegerin meiner Kinderzeit geweſen. Viel zu früh erſchien jedesmal der Kutſcher meiner Eltern, um mich nach Hauſe zu holen, oder ſchlug es, als ich ſpäter meinen Weg allein finden mußte, von der alten Wanduhr zehn. Ich weiß noch wohl, wie ich in der letzten Viertelſtunde mit Lena kämpfte, ob nicht noch Zeit ſei für wenigſtens eine ganz kleine Geſchichte, und wie es dann plötzlich in der Uhr einen Ruck that und die Warnung vor dem Stundenſchlage alle meine Hoffnung zunichte machte. Dann aber galt es nach Hauſe zu kommen; und das „Vorüben“ und das „Janken“ drüben in der Au, Alles konnte mir unterwegs begegnen; dazu waren die Lichter in den Häuſern ſchon ausgethan, denn die Straße wurde meiſt von ſogenannten kleinen Leuten bewohnt, welche, wenn der Tagelohn verdient war, früh zur Ruhe gingen. So legte ich mich denn aufs Betteln, und ließ nicht nach, bis Lena die Commodenſchublade aufgezogen und ihr Umſchlagetuch herausgenommen hatte. — Wenigſtens bis an das Ende der böſen Plankenſtrecke mußte ſie mich begleiten; aber auch dann noch ließ ich ſie nicht los; zum mindeſten mußte ſie ſtehen bleiben und hinter mir her, und zwar recht laut, ein paar Mal „gute Nacht“ rufen, bis ich ſpornſtreichs, mein flimmerndes Laternchen in der Hand, um die nächſte Straßenecke ſchwenkte; denn von hier aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Hauſe meiner Eltern. — Alles dies hat viele Jahre ſo gedauert; und friſch und erquickend iſt mir die Erinnerung an jene Menſchen geblieben, denen ich ſo viele glückliche Stunden meiner Jugend verdanke. Allmählich aber ging die Zeit dahin; ich verließ unſere Stadt, um die Studien für meinen künftigen Beruf zu beginnen; ſie blieben in ihrem Häuschen und trieben es in alter Weiſe fort.

Dann eines Tages kam der Tod, nahm Vater Wies aus ſeinem Lehnſtuhl und legte ihn in ein noch bequemeres Ruhebett; und als ich nach Jahren heimgekehrt war und ſchon mein eigenes Haus begründet hatte, ergriff er auch die arbeitſame Hand der alten Mutter, zog ſie von ihrem Backtroge und ihrem Spinnrad fort und hieß uns ſie auf dem ſchönen grünen Kirchhof zur Ruhe legen, wo von der See her die kühlen Lüfte über die Gräber wehen. —

Lena war nun allein; aber ſie nahm eine junge Verwandte ins Haus und ſetzte mit deren Hülfe den elterlichen Betrieb fort. Oftmals in der ſchönſten Sommerzeit, wenn hinten in ihrem Gärtchen die Centifolien blühten, kamen aus der großen Stadt die Schweſter oder deren Kinder auf Beſuch; dann wurde es lebendig in dem niedrigen Häuschen; Kammern und Herzen, Alles voll Sonnenſchein. — Aber auch dieſe jüngere Schweſter ſollte ſie überleben. Als ich auf die Todesnachricht zu ihr ging, fand ich ſie eben beſchäftigt, aus Schubfächern und Käſtchen ihre Baarſchaft zuſammenzuſuchen; es ſollte heute noch Alles an ihren Schwager abgeſandt werden, damit — ſo ſagte ſie — die Ueberlebenden außer der Trauer nicht etwa noch mit der kleinen Noth des Lebens zu kämpfen hätten.

Dann kam die Zeit, daß die Dänenherrſchaft mich aus dem Lande trieb, und ich ſah meine Freundin nur, wenn ich, in oft mehrjährigen Zwiſchenräumen, zum Beſuch bei meinen Eltern einkehrte. Voll geſunden Zornes hoffte ſie feſt auf den endlichen Sieg der deutſchen Sache. Dies und die Kränkungen, die ſie dort von dem Uebermuth der feindlichen Nation erdulden mußte, gaben uns jetzt den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich bei uns die deutſche Schmach ihr Ende erreicht und ich in meiner Vaterſtadt wieder einen Platz gefunden hatte, traf ich Lena Wies noch rüſtig an Körper und Geiſt, und mit der vollen Freude der Genugthuung trat ſie bei unſerm Wiederſehen mir entgegen.

Sie hatte es gut in ihren alten Tagen; ihre

Pflegetochter hatte geheirathet, und die jungen Leute, die nun die Wirthſchaft übernahmen, hegten und verehrten ſie wie eine Mutter. Und wieder ſaß ich jetzt behaglich an ihrem Theetiſch, die rothen Levkojen dufteten von den Fenſterbrettern noch wie ſonſt, ſogar der leckere Kuchenteller fehlte nicht unter dem blankpolirten Meſſingſtülp; nur daß ſtatt des alten Ehepaars jetzt ein junges da war und ſtatt des aufhorchenden Knaben ein ſchon dem Alter entgegengehender Mann. Aber die Sitte, die geiſtige Luft des Hauſes war dieſelbe geblieben, und Lena's braune Augen blickten noch ſo klar und klug wie immer.

Sie hatte noch die Freude, aus den beiden Töchtern ihrer Schweſter zwei wohlangeſehene Predigerfrauen und aus ihrem einzigen Neffen einen der angeſeheneren Aerzte jener großen Stadt werden zu ſehen. Wiederholt und dringend wurde ſie zu dieſem eingeladen; aber ſie meinte, ſie paſſe nicht dahin, die Kinder könnten zu ihr kommen. Und ſo geſchah es auch.

Der Ausgang des Lebens ſollte ihr nicht leicht werden. Eine jener Krankheiten ergriff ſie, die ſich an den Menſchen anhaften wie ein freſſendes Thier, das er nicht abſchütteln, noch ausreißen kann, ſondern Jahre lang mit ſich umhertragen muß, bis er ihm endlich erlegen iſt. In ihrem letzten Lebensjahre war ich als einer der dazu erforderlichen Zeugen bei der Niederſchrift ihres Teſtamentes zugegen. Sie hatte ſich zu dieſer feierlichen Handlung aufs ſorgfältigſte kleiden laſſen, und empfing uns ernſt und ruhig; ihr Antlitz ſchaute noch unverſtellt aus der weißen Haube mit dem lila Seidenband; nur ihre Geſtalt war jetzt zuſammengeſunken. Vorher nahm ſie mich in eine Nebenkammer und ſprach über ihren bevorſtehenden Tod und die jetzt vorzunehmenden Verfügungen; nicht ihrer Leiden, ſondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, die ſie während derſelben von den Ihrigen empfangen hatte; nur eine Beſorgniß äußerte ſie dabei: ſie fürchte, ihr ſonſt noch kräftiger Körper möge ſie noch lange auf das Ende warten laſſen.

Und lange hat es gedauert. Ihr wurde keine Qual, kein Entſetzen jener furchtbaren Krankheit erſpart; aber ſie blieb bis zu Ende aus dieſelbe, die ſie in geſunden Tagen geweſen war, ruhig in ſich ſelbſt, fürſorglich für Andere. „Lena Wies ſtirbt wie ein Held!“

pflegte ihr Arzt von ihr zu ſagen. — Um das Hausweſen der jungen Verwandten nicht gar zu ſehr mit ihrem Leid zu ſtören, begehrte ſie in der letzten Zeit wiederholt, in eine kleine nach dem Hofe hinaus liegende Kammer gebracht zu werden. Aber freilich, für „Tante", ſo lange ſie noch da war, durfte nichts zu gut ſein; und ſo blieb ſie denn bei ihren Blumen, in der freundlichen Stube, wo die Erinnerung aller guten Stunden ihres Lebens bei ihr war.

Mitunter während ihrer Krankheit empfing ſie auch den Beſuch des Ortsgeiſtlichen; aber Lena Wies hatte über Leben und Tod ihre eigenen Gedanken, und es lag nicht in ihrer Art, was ſich durch lange Jahre in ihr aufgebaut hatte, auf Zureden eines Dritten in einer Stunde wieder abzutragen. Still und aufmerkſam folgte ſie den Auseinanderſetzungen des Seelſorgers; dann, mit ihrem klugen Lächeln zu ihm aufſchauend, legte ſie ſanft die Hand auf ſeinen Arm: „Hm, Herr Propſt! Se kriegen mi nich!" — Und er, in ſeinem Sinne, mag dann wohl gedacht haben: „Wehre dich nur! Die Barmherzigkeit Gottes wird dich doch zu finden wiſſen." — —

Als ich zum letzten Mal in ihre Stube trat, erſchrak ich bei ihrem Anblick; denn ihr Geſicht war ganz entſtellt. Meine Bewegung entging ihr nicht; aber ſelbſt dem Tode ſuchte ſie mit ihrer guten Laune zu begegnen. „Ja kiek man mal! Wo ſeh ick ut!“ rief ſie, ſcheinbar mit der alten Munterkeit, mir entgegen. — Als ich mich kaum geſetzt hatte, entſtand ein Lärmen draußen vor den Fenſtern. „Da hebb't ſe all wedder de arme Jung to'm Beſten!“ ſagte ſie; und krank und ſterbend, wie ſie war, ging ſie aus der Stube und hinaus auf die Gaſſe. — Es war ein blödſinniger Knabe aus der Nachbarſchaft, der ſich vergebens gegen ein Rudel übermüthiger Jungen zu wehren ſuchte. Bald aber hörte ich draußen vor der Hausthür die gelaſſene Stimme meiner Freundin, und ſah durchs Fenſter, wie ſtill und beſchämt die Ruheſtörer aus einander ſchlichen.

„Se hebben noch immer ſo väl Reſpect vör Tante“; ſagte, nicht ohne einen gewiſſen Stolz, die junge Frau, die neben mir am Fenſter ſtand. — —

Das war das letzte Mal, daß ich Lena Wies geſehen habe. Noch einige, ſchwerſte Leidenswochen folgten; dann hat auch ſie das trauliche Häuschen mit dem engen Kirchhofsgrab vertauſcht, in dem ſie jetzt bei ihren Eltern ruht.

— — Mitunter an ſtillen Sommervormittagen beſuche ich die alten Freunde meiner Jugend und leſe die Inſchrift auf ihrem Grabkreuze. Auch hier ſingen dann die Grillen; aber es ſind nicht die Heimchen des häuslichen Herdes, und Geſchichten werden bei ihrem Geſange nicht erzählt.

Beim Vetter Chriſtian.

Mein Vetter Chriſtian hatte wirklich ſchon mit zwanzig Jahren ſeine ſchönen blauen Augen; und doch behaupteten die Mädchen, Hand aufs Herz, daß ſie ihnen völlig ungefährlich ſeien. Das aber kam daher, weil derzeit, was allerdings in ſolchem Alter ſelten vorkommt, die Elektricität derſelben noch gebunden war; und die Urſache hiervon lag wiederum darin, daß nach des Vaters frühem Tode der Vetter zwiſchen zwei ſo überwiegend energiſchen Frauennaturen aufgewachſen und nach kurzen und fleißig benutzten Univerſitätsjahren wieder in ihre Obhut zurückgekehrt war.

Die eine derſelben, ſeine Mutter — Gott habe ſie ſelig! — meine gute Tante Jette, hat auch mich als Knaben einmal unter ihrer rührigen Hand gehabt, als Chriſtian und ich uns von ihren großen Schattenmorellen eine Limonade gegen den heißen Sommerdurſt bereitet hatten; der Andern verſtand ich kunſtvoll aus dem Wege zu gehen. Es war dies „die alte Caroline“, welche in ſchon betagter Jungfräulichkeit als Kindsmagd bei dem kleinen Chriſtian ihren Dienſt im Hauſe angetreten, ſich hier nach unbekannt gebliebenen ſonſtigen Verſuchen noch zweimal, wiewohl ohne den gewöhnlich dabei beabſichtigten Erfolg, verlobt hatte und ſchließlich, nach des Hausherrn Tode, als Magd für Alles in der Familie hängen geblieben war. Die Auflöſung jener Verlöbniſſe ſollte lediglich durch die allzu große Tüchtigkeit der Braut herbeigeführt ſein, wovor, trotz des annehmlichen und bekannten Baarvermögens derſelben, ſowohl der letzte als der vorletzte Bräutigam zurückgeſchreckt waren, welche aber demnächſt bei ihrer Herrin eine deſto dauerhaftere und erhebendere Anerkennung gefunden hatte.

Meine Tante Jette beſaß nach ihres Mannes Tode nur ein ſchmales Einkommen; aber ein großes Haus. Sie hätte leicht von den leerſtehenden Zimmern vermiethen können; allein ſie gehörte zu den alten Geſchlechtern; das ging denn doch nicht wohl. Zum Glück wurde Chriſtian als Collaborator an unſerer Gelehrtenſchule angeſtellt und bezog nun die oberen Zimmer, welche einſt von ſeinem Vater bewohnt geweſen waren. Im übrigen blieb der Hausſtand unverändert; Caroline wollte lieber auch für ihren Doctor die Arbeit mitthun, als noch ſo ein junges, fluſiges Ding neben ſich herumdammeln ſehen.

Allein bald nach dem Amtsantritt ihres Sohnes begann Tante Jette zu kränkeln und konnte es ſich endlich nicht mehr verhehlen, daß ſie das rüſtige Leben, das luſtige Scheuern und Poliren, das Kochen und Einmachen mit der für ſie in keiner Weiſe paſſenden ewigen Ruhe werde zu vertauſchen haben. Als reſolute Frau that ſie indeſſen auch hier, was noth war. Täglich gab ſie jetzt ihrem Collaborator eine Unterrichtsſtunde in der praktiſchen Weisheit ihres Lebens und der getreue Sohn, wenn er danach in ſein Studirzimmer getreten war, unterließ nicht, dieſe letzten mütterlichen Rathſchläge in ſauberer Reinſchrift zu Papier zu bringen, bis er bemerkte, daß der Cyklus geſchloſſen und er nach dem Ende wieder in den Anſang hinein zu gerathen beginne. Am letzten Tage vor ihrem Ende aber fügte Tante Jette ihren Vorträgen noch gleichſam einen Epilog hinzu. „Und, Christian“, ſagte ſie und legte alle noch übrige Kraft in ihre Stimme, „daß du mir die alte Caroline nicht von dir läſſeſt! Die Leute ſagen zwar, ſie ſei ein Drache; mir aber, wenn es doch einmal auf einen Vergleich hinaus ſoll, ſcheint ſie, mit ihren runden Augen in dem breiten Kopfe und den Borſtenhärchen unter der krummen Naſe, mehr einem alten Schuhu ähnlich zu ſein; und du weißt es, daß dieſer Vogel in dem Haushalt der Natur eine nicht geringe Stelle einnimmt.“

Und als der Vetter ſie zwar ehrerbietig, aber doch mit etwas zweifelhaften Augen anblickte, ſetzte ſie hinzu: „Nein, nein, Christian; glaub' mir's, du brauchſt Eine, die dir die Mäuſe wegfängt; und die alte Caroline wird das ſchon beſorgen.“

— — So war denn die Alte auch nach der Mutter Tode im Hauſe verblieben und ihr junger Herr befand ſich leidlich wohl dabei. Denn in der That — wovon er freilich keine Ahnung hatte — ſie pracherte mit

Hökern und Gemüſeweibern um den letzten Dreiling, ſie wußte verſchämte Bettler und unverſchämte in Wein reiſende Juden ſchon auf dem Hausflur abzufangen; die Bauern, die zur Stadt kamen und die Städter mit ihrem Torf betrogen, fürchteten die Alte mehr als ihren Landvogt.

Zwar wenn der Doctor, was ihm wohl geſchehen konnte, ſich auf ſeinem Spaziergang nach der Claſſe über die Mittagszeit hinaus verſpätet hatte, ſo wurden wohl die Stubenthüren etwas härter als nöthig zugeſchlagen; auch flog wohl einmal nach der Suppe der Bratenteller auf den Tiſch, als ſei es Trumpf-Aß, das die alte Caroline vor ihm ausſpielte; aber der Vetter hörte das ſo wenig, wie der Miethsmann eines Bäckers das Geklapper der Beutelmaſchine; er befand ſich im Geiſte vielleicht eben auf dem Markte zu Athen und lauſchte der donnernden Philippika des jungen Demoſthenes, gegen den offenbar die alte Caroline nicht in Betracht kommen konnte.

Da, nach Verlauf einiger Jahre, geſchah es, daß dem Doctor Zweierlei in den Schooß fiel: das Subrectorat ſeiner Gelehrtenſchule und eine Erbſchaft von einer ſeiner vielen Tanten. Hatte er, Dank ſeinem Hausdrachen, ſchon vorher ein hübſches Sümmchen von ſeinen Einkünften zurücklegen müſſen, ſo wußte er jetzt vollends nicht mehr, wohin damit. Das machte ihn unruhig. Er ging in ſeinem großen Hauſe umher: unten in das Wohnzimmer, wo Tiſch und Stühle, die Bilder an der Wand, Alles noch ſo war wie zu den Lebzeiten der Mutter; in die daneben liegenden Räume, die ſeit des Vaters Tode unbenutzt geſtanden, in das Eßzimmer, dann in das kleinere Spielzimmer. Das Bild ſeines Vaters, des milden braunlockigen Mannes, war ihm mit einem Mal ſo gegenwärtig; dabei ſah er ſich ſelbſt als Knaben, im grauen Habit mit runden Perlmutterknöpfchen; er half ſeinem Vater den Tabak für die Gäſte miſchen und rothe und grüne Federpoſen auf die Kalkpfeifen ſetzen, wobei oft eine linde Hand liebkoſend über ſeine Haare ſtrich. — Ihn überfiel, und ſtärker mit jedem Mal, daß er hier verweilte, eine Sehnſucht, dieſe Räume aufs neue zu beleben, wenn auch die Todten nicht mehr zu erwecken ſeien. Die Sippſchaft in der Stadt war noch ſo groß; faſt jede Woche mußte er zu irgend einer Familiengeſellſchaft, war es nun in den Häuſern der Verwandten oder Sommers in deren Gärten vor der Stadt. Wie hübſch mußte es ſein, wie einſt ſein Vater es gethan, ſie Alle auch nun ſeinerſeits im eigenen Hauſe zu bewirthen! Indeſſen — das war ſonnenklar — die alte Caroline allein vermochte das doch nicht zu leiſten.

Der Vetter reſolvirte ſich kurz und ging zu der Großtante, der alten Frau Bürgermeiſterin; und dieſe, nachdem er ſeine Sache vorgetragen, empfahl ihm zuerſt eine Wittwe, die eben ihren dritten Mann begraben, und dann eine reife Jungfrau, welcher — es war himmelſchreiende Sünde — die Vorſteher ſchon wieder den Platz im St.-Jürgens-Stifte abgeſchlagen hatten. Da der Vetter jedoch bedachte, daß es in ſeinem Hauſe eigentlich an einer Caroline genug ſei, ſo beſchloß er, zuvor noch die Meinung ſeines Onkels, des Senators, einzuholen.

Und in der That; der Onkel wußte Beſſeres zu rathen. „Ich empfehle dir“, ſagte er, „mein Pathchen, die kleine Julie Henneſeder; ihr Vater — du weißt, unſer alter Comptoriſt — war ſo etwas von einem Tauſendkünſtler, er war der ‚Hans Michel in de Lämmer‘, Lämmerſtraet'; er konnte machen, was er ſah, ein ‚Fleutefen' ſo gut wie einen ‚Napoleon', und trotzdem blieb er hintenum in ſeiner Lämmerſtraße ſitzen. Die Wittwe hat es knapp, und ich weiß, daß ſie ſich ſchon nach einem ſoliden Platz für ihre Tochter umgeſehen hat. · Das wäre ja denn ſo bei dir, Chriſtian! Uebrigens, das Mädchen ſieht keineswegs aus, als wenn ihr Familienname für ſie erfunden wäre; im Gegentheil, ſie iſt ein ſchmuckes, voll ausgewachſenes Menſchenkind und ſoll überdies ſo Manches von der Kunſtfertigkeit ihres Vaters ererbt haben, was ſich auch beſſer für ein Hausfrauchen als für einen alten Comptoriſten ſchicken mag."

* * *

Und ſo ſetzte denn, als eben Goldregen und Syringen im Garten des Vetters ſich zum Blühen anſchickten, ein braunes, roſiges Mädchen zum erſten Mal den Fuß über die Schwelle ſeines Hauſes; und der Vetter konnte nicht begreifen, weshalb auch drinnen die alten Wände plötzlich zu leuchten begannen. Erſt ſpäter meinte er bei ſich ſelber, es ſei der Strahl von Güte, der aus dieſen jungen Augen gehe. Die Großtante freilich ſchüttelte etwas den Kopf über dieſe gar ſo jugendliche Haushälterin, und womit die alte Caroline geſchüttelt, das hat der Vetter niemals offenbaren wollen.

Julie war keine ſchlanke Idealgeſtalt; ſie war lieblich und rundlich, flink und behaglich, ein geborenes Hausmütterchen, unter deren Hand ſich die Dinge geräuſchlos, wie von ſelber, ordneten. Dabei, wenn ihr ſo recht etwas gelungen war, konnte ſie ſich oft einer jugendlichen Unbeholfenheit nicht erwehren; faſt, als habe ſie für ihre Geſchicklichkeit um Entſchuldigung zu bitten. Ja, als einmal der Vetter ein lautes Wort des Lobes nicht zurückhalten konnte, ſah er zu ſeinem Schrecken das Mädchen plötzlich wie mit Blut übergoſſen vor ſich ſtehen und ganz deutlich glaubte er: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ die buchſtäblichen Worte aus ihrem Munde zu vernehmen. In Wirklichkeit freilich hatte er ſie nicht gehört; es war nur eine Conjectur, die er aus den braunen Augen herausgeleſen hatte.

Als er es ſpäter dem Onkel Senator bei einer Nachmittagspfeife anvertraute, nickte dieſer und meinte lächelnd, das ſei eine Inſchrift, züchtig, ſüß und beſcheiden, und wohl paſſend für ein junges Mädchenangeſicht.

Und wie von ſelber belebten ſich die öden Räume des Hauſes. Die Fenſter füllten ſich mit Blumen, und unten vom Wohnzimmer in das Treppenhaus hinauf klang Morgens der helle Schlag eines Canarienvogels; aber ebenſo lag auch das Tüchelchen bereit, um ihn zum Schweigen zu bringen, wenn der Herr Doctor noch beim Morgenkaffee ſeine Penſa durchnahm. Der Onkel, der jetzt öfter bei dem Vetter einſah, behauptete, das ganze Haus habe eine Wendung weiter nach der Sonnenſeite hin gemacht.

Selbſt die alte Caroline ſtand eines Tages mit eingeſtemmten Armen und ſah den kunſtfertigen Händen der „Mamſell“ zu, die eben den Studirſeſſel des Doctors neu gepolſtert hatte und nun ſo flink einen blanken Nagel um den andern einſchlug. Freilich, als ſie ſich darauf ertappte, trabte ſie eilig in ihre Küche zurück, ſcheltend über ſich ſelbſt und über die fingerſize

Perſon, die dem Nachbar Sattler das Brot vor dem Munde wegnehme.

Je weniger aber die alte Jungfrau die Tüchtigkeit und die ruhige Freundlichkeit des Mädchens verkennen konnte, deſto ſchärfer ſpähte ſie nach allen Seiten aus, und bald konnte man ſie gegen die Mittagsſtunde zwiſchen ihrem Feuerherd und der auf dem Flur ſtehenden Hausuhr unruhig auf- und abwandern ſehen. Es war unzweifelhaft, der Doctor kam niemals mehr zu ſpät von ſeinem Mittagsſpaziergang; ja, er ſah oft ganz erhitzt aus, wenn er anlangte; er mußte ſchier gerannt ſein, um nur die rechte Stunde nicht zu verfehlen. Um ihretwillen, die ſie ihn doch auf dieſen ihren Armen getragen hatte, war noch niemals ein Tropfen Schweiß vergoſſen worden!

Die Lippen der Alten begannen vor ſich hin zu plappern: ſie ſchluckte, als könne ſie es nicht hinunterwürgen.

Es war augenſcheinlich, die Küche hatte jene Sonnenwendung des übrigen Hauſes nicht mitgemacht.

* * *

Inzwiſchen gingen die Jahreszeiten ihren Gang. Die Roſen im Garten hatten ausgeblüht; Hülſenfrüchte und Spargel waren nicht nur abgeerntet, es ſtand auch ein gut Theil davon in blanken Conſerven in der Vorrathskammer; daneben reihten ſich ſorgſam verpichte Flaſchen, voll von Stachelbeeren und von jenen ſaftreichen Schattenmorellen, deren beliebiger Verwendung jetzt nichts mehr im Wege ſtand.

Beim Brechen des Kernobſtes, das der Garten in den feinſten Arten hervorbrachte, leiſtete diesmal der Vetter ſelbſt den beſten Mann. Kühn wie ein Knabe holte er die großen Gravenſteiner Aepfel von den höchſten Zweigen. Von draußen guckten die Nachbarsbuben mit gierigen Augen über die Planke und riefen in ihrem Plattdeutſch: „Lat mi helpen, lat mi helpen. Ick kann ganz baben in de Tipp!“ — Aber der Vetter brauchte die Buben gar nicht, er konnte ſich allein helfen. Dagegen, in der Freude ſeines Herzens, warf er oftmals einen Apfel zwiſchen ſie, worüber denn jenſeit der Planke ein luſtiges Gebalge ſich erhob; die ſchönſten aber, die mit den rothgeſtreiften Wangen, flogen zu ſeiner jungen Wirthſchafterin hinab, die mit vorgehaltener Schürze unter dem Baume ſtand. Nur war ſie heute nicht geſchickt wie ſonſt; denn ihre Augen folgten dem Vetter ängſtlich auf die ſchwanken Zweige, und ein etwas größerer Apfel ſchlug ihr faſt jedes Mal den Schürzenzipfel aus der Hand. Bei dem Bücken nach rechts und links waren die ſchweren Haarflechten ihr herabgeglitten und hingen loſe in den Nacken; nun, da der Aepfel noch immer mehr auf ſie zuflogen, bat ſie flehentlich um Gnade.

„Chriſtian, mein Junge!" erſcholl jetzt plötzlich die Stimme des Onkel Senators, der eben in den Garten getreten war. „Wo ſteckſt du denn? — Beim Gott Mercurius! du ſcheinſt nachgerade nun ſo jung zu werden, wie du es deinem Taufſchein ſchuldig biſt! Aber weißt du denn, daß es eben Zwei vom Thurme geſchlagen hat?"

Da flog noch ein Apfel glücklich in Juliens Schürze; dann kam der Vetter ſelbſt zur ebenen Erde. In der That, er hätte faſt die Klaſſenzeit verſäumt; ja, noch immer waren ſeine Gedanken in den grünen Zweigen. „Was meinen Sie, Fräulein Julie," ſagte er und ſtrich ſich die gelben Blätter aus den Haaren; „ich denke, um vier Uhr ſetzen wir die Arbeit fort! Wahrhaftig, Onkel; ich hätte nicht gedacht, daß ich ſo klettern könnte!“

* * *

Nun war es im November. Die Bäume waren leer, der Garten ſtand verödet; aber Keller und Vorrathskammer waren gefüllt; lang und traulich wurden die Abende; die viel bedachte große Familienfeſtlichkeit ſollte nun wirklich vor ſich gehen.

Als man die einzuladenden Gäſte zuſammenrechnete, da waren es ſechzehn, die beiden Hausgenoſſen ungezählt; dazu ein armes Fräulein, das von der Großtante alle Weihnacht ein Liespfund Kaffee und zwei Hut Meliszucker zum Geſchenk erhielt.

Zwar Caroline behauptete, es könnten nur Achtzehn an dem Ausziehetiſche ſitzen; aber Julie ſagte ſehr erröthend: „Wenn der Herr Doctor es mir vertrauen wollten!“ und der Vetter lächelte ſtill und dachte: „Nun hat ſie wieder einen ihrer klugen Einfälle!“ Dann ſetzte er auch den ſiebzehnten Gaſt mit auf die Liſte.

Und jetzt wurde rüſtig angefaßt. Caroline zankte nach Herzensluſt mit Schlächtern und Fiſchfrauen; der Vetter holte ſtaubige Flaſchen aus ſeinem Weinkeller und ſchnitt dann wieder Fidibus und Leuchtermanſchetten vom weißeſten Velinpapier, der Onkel Senator mußte, weil auf dergleichen der Vetter ſich nicht verſtand, einen großen Marcipan aus Lübeck verſchreiben; Julie kam mit heißen Wangen bald vom Nachbar Bäcker, wo ſie ihre Kuchen und Plätzchen im Ofen hatte, bald draußen vom Gärtner, der ihr für die Feſttafel noch einen herbſtlichen Strauß zuſammenſuchen mußte.

Und ſo war denn eines Sonntags der große Nachmittag herangekommen. Der Weg zum Hauſe führte durch den ſeitwärts daran gelegenen Theil des Gartens; aber ſchon mit Dunkelwerden leuchtete die über der Hausthür befindliche Laterne freundlich auf den breiten Steig hinaus.

Drinnen im Wohnzimmer, im Schein der großen Aſtrallampen, blinkten die Taſſen und ſauſte ſchon die Theemaſchine. Nebenan im Spielſtübchen hatte eben der Vetter die Karten ausgebreitet und die Spielmarken zurechtgelegt, während hinter den noch geſchloſſenen

Thüren des Eſszimmers Julie die Tafel revidirte, welche nach langen Jahren wieder einmal mit dem geblümten Damaſtgedeck und den ſchweren ſilbernen Leuchtern prangte.

Schon hatte es Sechs geſchlagen und der Vetter, ſeine goldene Taſchenuhr in der Hand, durchmaß mit unruhigen Schritten die noch immer leeren Räume. Da endlich begann draußen auf dem Flur das Schellen der Hausthürglocke, fröhliche Stimmen, junge und alte, wurden laut und — da kamen ſie: der Onkel und die Tante Senator, zwei andere Tanten, zwei Vettern und zwei Muhmen und von übriger Sippſchaft ſieben, das arme Fräulein ungerechnet. Mitunter war es auch nur ein Windſtoß, der die Hausthür aufwarf, denn der Nordweſt puſtete draußen gerade ſo viel, als es drinnen zur Erhöhung der Behaglichkeit zu wünſchen war. Schließlich rollte auch noch die Kloſterkutſche vor das Gartenthor, die Großtante wurde herausgehoben, und die alte Caroline, in einer großen Haube mit Roſaſchleifen, kam zum Vorſchein und nahm der Frau Bürgermeiſterin den ſchweren Atlasmantel ab.

Die Geſellſchaft war vollzählig. Am Theetiſch in der Ecke ſtand die kleine, freundliche Wirthin des Hauſes und drehte das Hähnchen der Theemaſchine und ſchenkte in die Taſſen; zwei junge Bäschen gingen umher und präſentirten, die eine den duftenden Trank, die andere die ſämmtlich nach Familienrecepten gebackenen Kuchen. Eine Luft der Behaglichkeit war verbreitet, daß Alles wie von ſelber an zu plaudern fing. Die Großtante hatte aus der Sophaecke mit ihren noch immer ſcharfen Augen eine Weile rings umhergeſehen und nickte nun beifällig nach dem Ecktiſchchen hinüber. „Wie gut, mein Lieber,“ ſagte ſie und drückte dem Vetter Chriſtian die Hand, „daß wir die Kutſche in der Stadt haben! Wie hätte ich ſonſt in all’ dem Wetter zu dir kommen ſollen!“ Und Chriſtian verſtand gar wohl den Beifall, der in dieſen Worten lag; und wäre es in ihrem Kreiſe Brauch geweſen, er würde gewiß die Hand der alten Dame geküßt haben. So aber ließ er es mit einem dankbaren Gegendruck bewenden.

Nicht lange, ſo ſaßen im Nebenzimmer die alten Herrſchaften bei ihrer Whiſtpartie. Julie hatte ſoeben der Frau Bürgermeiſterin ein weiches Fußkiſſen untergeſchoben; als auch der Vetter hereintrat, um dem ehrenfeſten Spiele zuzuſehen, blickte der Onkel ganz ſchelmiſch zu ihm auf. „Nun, Chriſtian,“ ſagte er, indem er zierlich einen neuen Stich auf die Tiſchplatte ſchnippte, „das iſt heut' doch ein ander Ding, als vorigen Winter, da du immer allein da droben auf deiner Rauchkammer ſaßeſt! Und wie angenehm,“ fuhr er, inzwiſchen immer neue Stiche machend, fort — „unſerer kleinen Hennefeder die Roſabuſenſchleife zu ihren braunen Flechten läßt! Im Vertrauen, Chriſtian, noch hübſcher, als deiner Caroline die Schleifen auf ihrer großen Flügelhaube. Auf alle Fälle aber iſt Roſa heut' die Farbe deines Hauſes; und — ſieben Trick, klein Schlemm, meine Damen! Was ſagſt du dazu, Chriſtian!“

Der Vetter nickte und ging vergnügt zu den Anderen, die im großen Zimmer ſchon am Pochbrett ſaßen. Es war noch ein echtes, altes, ein Erbpochbrett mit Scharwenzel, Vicebuben, Umſchlag und Braut und Bräutigam. Und luſtig ging es her; die Stimmen riefen durcheinander, die Rechenpfennige klirrten; die

Seele des Spieles aber war ein verwachſenes ältliches Jüngferchen, welche den ganzen Kopf voll grauer Pfropfenzieherlöckchen hatte. Sie wurde, weil ſie zur Erhöhung ihrer kleinen Perſon ſich beim Sitzen einen ihrer Füße unterzuſchieben pflegte, in der Familie „Lehnken Ehnebeen“ genannt; und der Vetter hatte ihr einſt, da er noch ein kleiner dummer Knabe war, einen gar übeln Streich geſpielt. Heimlich war er unter den Tiſch gekrochen, an welchem ſie mit drei anderen Damen ihr Partiechen machte. Auf einmal rief er: „Ich ſeh', ich ſeh'!“ — „Was ſiehſt du denn, mein Jungchen?“ fragte ſie. — „Ich ſeh' vier Tanten und nur ſieben Beine!“ Da ſtach Couſine Ehnebeen die Force ihrer Partnerin mit Atout-Aß und verlor darüber den Rubber.

Aber dieſe garſtige Geſchichte war jetzt längſt vergeſſen. „Vetter Chriſtian!“ rief ſie. „Es iſt höchſt gemüthlich bei Ihnen; Sie machen ein reizendes Haus. Aber kommen Sie flink! Ich bin juſt am Kartengeben.“

„Um Entſchuldigung, Couſine; ich bin heute ja der Wirth!“ entgegnete der Vetter und winkte mit der Hand.

Da wollte eben die kleine Wirthin des Hauſes, mit geleerten Kuchenkörben beladen, an ihm vorübergehen; nun aber ſtand ſie einen Augenblick und ſagte ſchüchtern: „Spielen Sie doch mit, Herr Doctor! Wenn Sie es mir vertrauen wollten, ich würde Alles ſchon beſorgen.“

„Gewiß, gewiß, Fräulein Julie! O, ich vertraue Ihnen ſehr,“ flüſterte der Doctor haſtig; und als er ſie im Fortgehen anblickte, ſah er noch, wie ſie über und über roth wurde und wie es ganz deutlich: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ in ihren jungen braunen Augen ſtand.

Wie aber dieſe Augen glänzten, als Julie draußen neben dem alten Drachen in Küche und Speiſekammer hantirte, das ſah der Vetter nicht mehr; denn er ſaß drinnen bei Couſine Ehnebeen und ſpielte Poch und hatte alle Wirthſchaftsſorgen von ſich geworfen; denn — ja, das wußte er gewiß — ſie waren in den allerbeſten Händen. Nur Caroline muſterte bedenklich die Augen ihrer jungen Vorgeſetzten; und ſie wollten ihr um deſto ſchlechter gefallen, als ſie auch in denen ihres Doctors ſchon öfters jenen ihr widerwärtigen Glanz bemerkt zu haben glaubte.

Aber der Abend rückte weiter. — Um neun Uhr öffneten ſich die Flügelthüren des dritten Zimmers; und da ſtrahlte die blumengeſchmückte Tafel im hellſten Damaſt- und Kerzenglanz. Der Vetter bot der Großtante den Arm, der Onkel hatte ſich geſchickt ſein Pathchen einzufangen gewußt. Zwar ſie meinte, ihr geſchehe zu viel Ehre, aber ſie mußte.

„Heut', mein kleines Pathchen," ſagte der Onkel, „ſind Sie die Dame des Hauſes und müſſen ſchon einmal mit mir altem Burſchen fürlieb nehmen!" worüber denn die junge Dame ganz beſchämt wurde und die alte Caroline, welche eben mit einer Schüſſel Karpfen in die Stube trat, dem guten Herrn einen giftigen Blick hinüberſchoß, den dieſer jedoch, leider, nicht bemerkte. Als man indeſſen an den Tiſch getreten war, machte Julie mit allerliebſtem Lächeln einen Knix, und fort war ſie; und da half es nun nicht weiter, der Onkel ſah ſich plötzlich neben der Großtante eingeſchoben und die Tafelreihe geſchloſſen.

Der Vetter rieb ſich vergnügt die Hände, wie er da die ganze Freundſchaft ſo an ſeinem Tiſch beiſammen habe; er ſah auch wohl, wie Julie neben der alten Caroline hie und da eine Schüſſel reichte; aber beim Fiſcheſſen muß Jeder hübſch die Augen auf den Teller haben. So bemerkte er nicht einmal, daß er ſelbſt die Karpfen wie den ſäuerlichen Rahmſchaum ſtets nur von der Hand ſeiner alten Haustyrannin erhielt, noch weniger, wie dieſe ihren Schnurrbart ſträubte, wenn das junge Kind ſich einmal mit einer Schüſſel in ſeine Nähe wagte.

Doch nun erſchien der Braten, ſtattlich, als ſolle er das Kerzenlicht verdunkeln; und alle Augen und Zungen waren wieder freigegeben. Feierlich ſtand der Vetter auf und mit dem Meſſer an ſein Glas klingend, hub er an: „Unſere liebe, allverehrte Großtante, ſie lebe“ — — Aber er ſtockte plötzlich, als er in dieſem Augenblick zum erſten Mal die ganze Tafelrunde überſchaute. „Hm!“ ſagte er. „Wo iſt denn Fräulein Julie?“

Da ſcholl aus der unterſten Ecke des Zimmers eine helle Stimme: „Hier bin ich, Herr Doctor!“ Und als er hinblickte, da ſaß ſie dort am Katzentiſchchen.

„Unſere allverehrte Großtante, ſie lebe hoch!“ ſagte nun der Vetter.

„Hoch! Hoch!“ Und alle ſtanden auf und klingten mit der Großtante an, und auch Julie that es; und danach, trotz dem alten Hausdrachen, ſtieß ſie auch noch mit dem Vetter an, und als dieſer wie in freundlichem Tadel ihrer ſelbſtgewählten Erniedrigung gegen ſie den Kopf ſchüttelte, blickte ſie ihn ſo demüthig und um Verzeihung flehend an, daß er darüber ganz verwirrt wurde. Denn zu ſeiner eigenen Verwunderung ſaß er ſchon wieder auf dem Stuhl, bevor er auch nur mit einem Schlückchen die von ihm ſelber ausgebrachte Geſundheit bekräftigt hatte; erſt als die alte Dame erhobenen Fingers ſagte: „Aber, Chriſtian, du meinſt es doch wohl ehrlich mit deiner alten Großtante!“ ſtürzte er haſtig das ganze Glas hinunter.

Doch ſchon hatte Couſine Ehnebeen auf's Neue ihr Füßchen unten weggezogen und nahm nun in ganzer Geſtalt die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft in Anſpruch. Erhobenen Glaſes ſtand ſie da, und mit angenehmer Krähſtimme rief ſie:

„Ich bin verliebt!“

und nachdem ſie ſich herausfordernd im Kreiſe umgeblickt und Niemand gegen dieſe Behauptung etwas einzuwenden gefunden hatte, fragte ſie mit noch nachdrücklicherem Pathos:

„Worin?“

Und als auch hierauf die Geſellſchaft ſchwieg, ertheilte ſie zur Ueberraſchung Aller, welche ihren Trinkſpruch noch nicht kannten, deren jedoch zufällig heute Niemand zugegen war, die gewiß befriedigende Antwort:

„In Redlichkeit und Treue!
Ein abgeſagter Feind
Von aller Heuchelei!“

Es war ein ſchöner, langer Trinkſpruch; aber ſie brachte ihn tapfer zu Ende und verneigte ſich luſtig gegen Alle, die ihr das Glas hinüberreichten oder mit ihr anzuſtoßen kamen. Und das arme Fräulein ging von Lehnken Ehnebeen zu allererſt an das Katzentiſchchen und ſtieß mit Fräulein Julie an und drückte dabei, wie in zärtlicher Verſicherung, mit ihren mageren Fingern die kleine, feſte Hand des Mädchens; nein, gewiß, ſie Beide wollten keine Heuchler ſein!

Noch immer heiterer wurde es; und als beim Nachtiſch der große Marcipan, worauf ſich das Lübeck'ſche Rathhaus nebſt dem ganzen Markt präſentirte, zuerſt herumgereicht und dann von der Großtante zierlich zerlegt war, da befahl der Vetter, ſeine drei Flaſchen noch vom Vater ererbten Johannisbergers aus ihrem ſtaubigen Winkel heraufzuholen, was auf Jung und Alt den angenehmſten Eindruck nicht verfehlte, da die grimmigen Selbſtgeſpräche, mit denen die alte Coroline die Kellertreppe hinabſtapfte, hier oben gar nicht zu hören waren. Und als nun erſt die Pfropfen gezogen wurden und der lang verſchloſſene köſtliche Duft herausſtieg und das Zimmer wie mit friſcher Lebensluft erfüllte, da ſtimmte der Onkel an:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!“

und es half den Jungen nicht, daß ſie das Lied veraltet fanden; ſie ſtimmten doch Alle mit ein, aus großem Reſpect vor dem Onkel.

— — Draußen auf der Gaſſe, auf ſeinen Morgenſtern geſtützt, ſtand der Nachtwächter, der alte Matthias, der immer ſo hell die Neujahrsnacht anſang, und hörte zu, bis das Lied zu Ende war. Dann, verwundert, was in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Doctors heute vorgehe, rief er die elfte Stunde und ſetzte ſeine Runde fort. — —

Wie aber alle Luſt ein Ende nimmt, ſo war endlich auch auf dem großen Familienfeſt des Vetters der Johannisberger ausgetrunken. Schon rückte man die Stühle, als der Onkel noch einmal an ſein Glas klingte: „Nicht zu vergeſſen unſern alten Landestrinkſpruch! Lieben Freunde, up dat et uns wull gaa up unſe olen Dage!“

Und auch die Jungen ſtießen andächtig an, als ſähen auch ſie den warnenden Finger, der gegen uns Alle aus der dunklen Zukunft ſich erhebt. Der Vetter aber hatte die Augen nach dem Katzentiſchchen und dachte: „Ja, jetzt, jetzt geht's dir wohl; aber wie wird's dir gehen in deinen alten Tagen?“

„Chriſtian, mein Lieber,“ ſagte die Großtante leiſe, „das war ja heute faſt wie einſt bei deinem guten Vater ſelig.“

Da ſtand er auf und führte die alte Dame in das Wohnzimmer zurück. Und als Alle ſich „Geſegnete Mahlzeit“ gewünſcht hatten, erſchien Caroline mit Pelzen, Mänteln und Muffen; draußen klatſchte der Kutſcher von dem Bock der ſchon längſt wieder vorgefahrenen Kloſterkutſche; dann begann wieder die

Hausthürglocke zu ſchellen, die Gäſte nahmen Abſchied und bald waren nur noch der Vetter und Fräulein Julie in den leeren Zimmern. Sie räumten die Karten fort, legten die Teppiche zuſammen und löſchten die Ueberzahl der Lichter.

Dem Vetter lag es auf dem Herzen, als habe er Fräulein Julien noch was Beſonderes mitzutheilen; er ſuchte danach in ſeinem Kopfe, aber er konnte es dort nicht finden. Freilich, daß ſie nicht wieder am Katzentiſchchen ſitzen dürfe, das wollte er ihr auch gelegentlich ſagen; aber das war es doch ſo eigentlich nicht. Er rückte hier und da an einigen Stühlen, an denen nichts zu rücken war, und auch Fräulein Julie wiſchte ſchon ein ganzes Weilchen mit ihrem Schnupftuch um nichts an einer ſpiegelblanken Tiſchplatte; endlich wünſchten ſich Beide gute Nacht. Die alte engliſche Hausuhr — ſie war einſt in der Continentalſperre confiscirt worden und dann noch einmal um den vollen Preis vom Großvater zurückgekauft — ſpielte eben vom Flur aus dreimal ihre Glockentonleiter zum letzten Viertel vor Mitternacht. Wie ſpät das heut' geworden war!

Als nach einer Weile draußen auf der Gaſſe der alte Matthias die zwölfte Stunde abrief, ſah er, daß ſchon alle Fenſter dunkel waren. Ein Weilchen ſtand er noch und wiegte ſeinen grauen Kopf. Eine Hochzeit konnt's doch nicht geweſen ſein! Bei ſolch' einer Familie, da hätten drunten im Hafen die Schiffe doch geflaggt; auch für die Nachtwächter wäre wohl ein gutes Trinkgeld nicht geſpart worden! — Und mit ſich ſelber redend ſetzte der Alte ſeine Runde fort, bis der neue Stundenſchlag ihn auf andere Gedanken brachte.

* * *

Noch ganz erfüllt von ſeinem geſtrigen Feſte und dem anmuthigen Walten ſeiner kleinen Hausdame griff am andern Morgen der Vetter nach ſeiner längſten Pfeife, um mit dieſem erprobten Beiſtande in den Weg des täglichen Lebens wieder einzulenken. Als er in die Küche trat, wo er am Herdfeuer ſeinen Fidibus anzuzünden pflegte, traf er dort die Alte mit dem Putzen der Geſellſchaftsmeſſer beſchäftigt. Er konnte dem Drange ſeines Herzens nicht widerſtehen; „Caroline," ſagte er und that die erſten kräftigen Züge aus ſeiner Pfeife, „die Julie iſt doch ein gutes Mädchen!"

Caroline arbeitete eifrig an ihrem Meſſerbrett.

„Hört Sie nicht, Caroline?" wiederholte der Doctor; „ich ſage, die Julie iſt doch ein ſehr gutes Mädchen!"

Die Alte kniff den Mund zuſammen, daß ſich die Barthärchen auf ihrer Oberlippe ſträubten.

„Sie denkt gar nicht an ſich ſelber, das liebe Kind!" fuhr der Doctor rauchend und wie zu ſich ſelber redend fort.

„Gar nicht an ſich ſelber?" Das war der Alten doch zu viel; ſie wetzte ſo wüthig, daß die Meſſer und Gabeln mit großem Gepraſſel auf die Dielen ſtürzten.

Der Vetter, der wohl wußte, daß bei ſeiner alten Freundin Tag und Stunde nicht gleich ſeien, fragte ruhig: „Aber, Caroline, was hat Sie denn nur einmal wieder heute?"

„Ich? Ich habe nichts, Herr Doctor!" Und ſie bückte ſich und warf mit beiden Händen die Meſſer und Gabeln wieder auf den Küchentiſch. „Aber ich ſage bloß: laſſen Sie ſich nur nicht beſtricken! Ja, das ſage ich, Herr Doctor!“ Sie ſtand ſchon wieder vor ihrem Herrn und nickte oder zitterte vielmehr heftig mit ihrem großen grauen Kopfe.

Dieſer war aufrichtig betreten, ſo daß er ſogar die Pfeife beim Fuß geſetzt hatte; dann aber fragte er nachdenklich: „Beſtricken, Caroline? Was meint Sie mit Beſtricken?“

„Da kann man viel damit meinen!“ erwiederte die Alte unverfroren.

„Das freilich, Caroline; aber hat denn Sie keine beſtimmte Meinung?“

„Ich habe ſo meine Meinung, Herr Doctor; und wenn meine Augen auch alt ſind, ſo ſehen ſie doch mehr, als manche junge Augen!“

„Nun, nun, Caroline!“ — Der Doctor verließ die Küche und ging hinüber in das Wohnzimmer, wo Julie eben den Kaffee in ſeine Taſſe ſchenkte; ſie ſah ganz roſig aus in ihrem Morgenhäubchen. Rauchend ſchritt er ein paar Mal auf und ab; dann, als falle ihm das plötzlich ſchwer auf's Herz, blieb er vor dem Mädchen ſtehen und ſagte: „Bekennen Sie es nur, Fräulein Julie, Sie haben gewiß manchmal ihre Noth mit unſerer guten Alten?“

Aber Julie ſah ihn mit der ganzen Ehrlichkeit ihrer jungen braunen Augen an. „Wir vertragen uns ſchon, Herr Doctor,“ ſagte ſie; „wer ſollte mit alten Leuten nicht Geduld haben?“

Da ſchlug es an der Hausuhr Acht; der Doctor mußte eilen, daß er in die Claſſe kam.

* * *

Die Wochentage liefen hin. Aber mit jedem Tage wurde es dem Vetter deutlicher, daß er an einer innerlichen Unruhe leide, deren Urſache er jedoch vergebens zu erforſchen ſtrebte. Seine Geſundheit ließ nichts zu wünſchen übrig, ſein Haus war beſſer beſtellt als je zuvor, und auch ſein Gewiſſen — ſo viel glaubte er behaupten zu können — war im Weſentlichen unbelaſtet. Mitunter fiel ihm ein, wenn er nur einmal recht weit von hier könnte! Wenn nur die Weihnachtsferien erſt da wären, ſo wollte er fort zu einem Univerſitätsfreunde, und bei dem das Feſt verleben. Aber wenn er dann der Sache näher nachdachte, ſo überkam es ihn immer wie eine Troſtloſigkeit, auch nur einen Tag anderswo als im eigenen Hauſe zuzubringen. Es war höchſt ſonderbar.

Freilich, wenn er die alte Caroline gefragt hätte, die würde ihm Beſcheid gegeben haben. Sie kannte die Krankheit mit allen ihren möglichen und unmöglichen Folgen und hatte ſogar eben erſt ein neues Symptom derſelben entdeckt. Ja, ſtatt wie ſonſt um höchſtens elf Uhr, ging jetzt der Doctor meiſtens erſt um Zwölf nach ſeinem im Erdgeſchoß belegenen Schlafzimmer. So lange ſaß er oben auf ſeiner Studirſtube; er verachtete den Schlaf, den er ſonſt ſo ſehr geliebt hatte. Und die alte Caroline verſtand es, ihre Schlüſſe zu machen! Sie überſprang dabei wahre Abgründe; ja, ſie erſtieg, was nie von einem Akrobaten noch geſehen worden, mit Behendigkeit die höchſte Leiter, welche auf ihrer eigenen Naſe balancirte, und ſtand dann ſchwindellos und triumphirend auf der oberſten Sproſſe. O, die alte Caroline!

Und nun geſchah es am Freitag Vormittage, daß ſie, wie gewöhnlich, eine Flaſche friſchen Waſſers nach der Stube der „Mamſell“ hinauftrug. Aufräumungsluſtig, wie immer, blickte ſie umher; und da kein anderer Gegenſtand ſich ihren Augen darbot, ſo nahm ſie, damit dem dringenden Triebe doch in etwas Genüge geſchehe, ein auf der linken Seite der Thür hängendes Kleid der Mamſell, um es auf den Haken an der rechten Seite der Thür zu hängen. Dabei fiel aus der Taſche des Kleides ein zuſammengefaltetes weißes Schnupftuch, das ſie an den Namensbuchſtaben ſofort als das unzweifelhafte Eigenthum des Doctors, ihres Herrn, erkannte.

Was bedeutete das? Wie kam das Tuch hierher, in die Taſche der Mamſell? Sie ſtarrte darauf hin, daß ihr die runden Augen aus dem Kopfe traten. Plötzlich fiel ein ſchneidendes Licht auf den Gegenſtand ihrer Betrachtung; der Großtürke — ja, das hatte ihr Bruderſsohn, der Schiffer, einmal erzählt — wenn der auf's Freien wollte, ſo ſchickte er vorher ſein Schnupftuch an das junge Frauenzimmer! Und ihr Herr, der Doctor, er rauchte türkiſchen Tabak, er hatte vergangenen Sommer türkiſche Bohnen im Garten gezogen, er war überhaupt ſehr für das Türkiſche! — Eine

Vorſtellung jagte die andere im Hirn der braven Alten. Herr, du des Himmels! Das Zimmer hier war ja nur durch die kleine Kramſtube, in der auch die Mamſell ihre Commode ſtehen hatte, von dem Studirzimmer des Doctors getrennt, und die Verbindungsthüren waren allezeit unverſchloſſen! Die Alte ſchauderte. Der Doctor kannte die Welt nicht; wenn es wirklich nun zu einer Hochzeit käme! Mit einer Perſon, die aus gar keiner Familie war! — „Hennefeder“ hieß ſie; ſie konnte eben ſo gut „Hahnewippel“ heißen oder ſonſt dergleichen, was nirgendwo zu Haus gehörte — die ſie heute noch betroffen hatte, wie ſie einen Weinjuden in das Wohnzimmer complimentirte, dem man es bei ſeinem Fortgehen vom Geſichte ableſen konnte, daß der Doctor ſich wieder ein theures Fäßchen hatte aufſchwatzen laſſen! Aber ſie, die alte Caroline, wollte ihre Augen offen haben!

Nachdem ſie ſo mit ſich auf's Reine gekommen war, ſteckte ſie das verdächtige Schnupftuch wieder in die Taſche des Kleides und ging hinab in ihre Küche. Aber den ganzen Tag war ſie wie hinterſinnig und ſtatt des Kaffeekeſſels ſetzte ſie die Bratpfanne auf den Dreifuß.

Mit dem Abend ſteigerte ſich ihre Unruhe. Als die Uhr halb Elf geſchlagen hatte, hörte ſie die Mamſell die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer gehen; der Doctor war ſchon ſeit Neun in ſeiner Studirſtube. Mehrmals trat ſie aus der Küche in den Hausflur; aber immer pickte die große Uhr ſo laut, daß ſie nichts vernehmen konnte. Endlich ſchlich ſie die Treppe hinauf und legte ihr Ohr zuerſt an die Stubenthür der Mamſell — da hörte ſie es drinnen von Frauenkleidern rauſchen; dann an die Stubenthür des Doctors — da konnte ſie deutlich hören, wie der Vetter ſeinen Pfeifenkopf am Ofen ausklopfte.

Sie ſtieg wieder hinab; ſie wollte warten, bis ihr Herr in ſein Schlafzimmer gegangen wäre. Zitternd und frierend, die Arme in ihre Schürze gewickelt, ſaß ſie neben dem kalten Heerde auf dem hölzernen Küchenſtuhl; aber die Uhr ſchlug Zwölf und es rührte ſich noch immer nichts. Da hielt ſie ſich nicht länger; ſie war es ſeiner ſeligen Mutter ſchuldig; ja ſie hatte ihn ſelber mit erzogen; wieder ſtieg ſie die Treppe hinauf, und als dort Alles ſtill blieb, öffnete ſie reſolut die Thür des Studirzimmers. — Da ſaß der

Doctor in ſeinem bunten Schlafrock und rauchte aus ſeiner türkiſchen Pfeife. Kein Buch, kein Schreibwerk lag vor ihm, er rauchte blos; die Studirlampe war ausgethan, das Licht, mit dem er in ſein Schlafgemach zu gehen pflegte, brannte auf dem Tiſche mit einer langen Schnuppe. Das Alles war höchſt verdächtig.

Als ihr Herr ſie gar nicht zu bemerken ſchien, trat ſie an den Tiſch und putzte das Licht.

Da ſah der Vetter auf. „Mein Gott, Caroline, was will Sie denn?“

„Ich wollte nur ſagen, Herr Doctor, daß Ihre Schlafſtube unten zurecht ſei.“

„Das glaube ich wohl, Caroline; aber was iſt denn eigentlich die Uhr?“

„Es iſt nach Mitternacht, Herr Doctor!“

„Mitternacht? Aber, was wandert Sie bei Ihrem Alter denn ſo ſpät im Hauſe herum! Geh Sie doch ſchlafen, Caroline!“

„So!“ dachte die Alte; „alſo das iſt's! Ich muß erſt fort ſein in meine Bodenkammer!“ Und laut ſetzte ſie hinzu: „Ich war unten in der Küche eingenickt; aber ich will nun ſchlafen gehen. Gute Nacht, Herr Doctor!“

„Gute Nacht, Caroline.“

Mit harten Tritten ſtieg ſie die Bodentreppe hinauf und klappte dann eben ſo vernehmlich die Thür ihrer Kammer auf und zu. Sie hatte aber nur das mitgebrachte Licht hineingeſtellt. Sie ſelber tappte zwiſchen den umherſtehenden Kiſten und ſonſtigem Hausgeräth auf den dunklen Boden hinaus. Als ſie mit der Hand einen Bettſchirm fühlte, der noch von der letzten Krankheit der ſeligen Frau hier oben ſtand, huckte ſie nieder und legte das Ohr auf den Fußboden; der Schirm, das wußte ſie, befand ſich gerade über der kleinen Kramſtube.

Es blieb Alles ſtill; nur die türkiſchen Bohnen, die zum Trocknen reihenweiſe an aufgeſpannten Fäden hingen, raſchelten im Nachtzuge, der durch die Ritzen des Daches fuhr. Draußen von der nahen Kirche ſchlug es Eins. — Der große Kopf der Alten wurde immer ſchwerer in der unbequemen Lage; lange war es nicht mehr auszuhalten. Da — was war das? Wie ein Blitz ſchlug es ihr durch alle Glieder; ſie hatte unter ſich die eine Thür der Kramſtube knarren hören; aber in demſelben Augenblick — denn ihre Beine waren zuckend hintenaus gefahren — ſtürzte auch der Bettſchirm mit Gepolter auf ſie herab. Mit dem Kopfe hatte ſie die Tapetenbekleidung durchſtoßen und er ſteckte nun darin wie in einem mittelalterlichen Folterbrette. Eine Katze ſprang von einem nebenſtehenden Schrank und puſtete ſie an.

„Puſt' nur!" ſagte die Alte. „Ich werde auch puſten!"

Sie hatte genug gehört; und noch dazu, einen heilſamen Schreck mußte es denen da unten doch gegeben haben; bis morgen würde der ſchon vorhalten und — übermorgen, da ſollte vorher ſchon noch was Anderes paſſiren! Noch einmal horchte ſie, und da nichts ſich hören ließ, zog ſie behutſam ihren Kopf heraus und kroch zurück in ihre Kammer.

Aber die Pläne, einer noch gewaltſamer als der andere, die ihren Kopf durchkreuzten, ließen ſie nicht ſchlafen. Zehnmal warf ſie ihr Kopfkiſſen herum, ſie zerwühlte ihr ganzes Bett und wußte bald nicht mehr, ob ſie in der Länge oder in der Quere lag. Als endlich der erſte Dämmerſchein durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel, ſaß ſie, wirklich einem alten Schuhu nicht unähnlich, zuſammengekauert im Fußende des Bettes. Die Spitze ihrer krummen Naſe zuckte auf und ab, die Augenlider mit den grauen Wimpern ſchoſſen gichteriſch über die offenſtehenden Pupillen. Es ſah überhaupt aus wie in einem Eulenneſte; in der Kammer umher lagen die Bettfedern wie von kleinen zerriſſenen Vögelchen. Aber die alte Caroline war fertig mit ihrem Plane. „Der gerade Weg der beſte!“ brummte ſie und ſtieg — ſo weit waren ihre Gedanken über die nächſten Dinge hinaus — mit dem linken Bein zuerſt aus ihrer Bettſtatt.

— — Als Julie am Morgen in die Küche kam und das kümmerliche Ausſehen der Alten bemerkte, fragte ſie dieſelbe theilnehmend, ob ſie etwa keine gute Nacht gehabt habe?

Caroline, die am Tiſche bei ihrem Frühſtück ſaß, puſtete erſt ein paar Mal in den heißen Kaffee; dann, als ſpräche ſie es nur gegen die Wände, aber mit deutlicher Betonung ſagte ſie:

„Es hat Mancher ſchon eine ſchlechte Nacht gehabt, der doch mit Ehren ſeinen Kopf aufs Kiſſen legte.“

„Nun, das thut Sie ja gewiß, Caroline,“ erwiederte das Mädchen lächelnd; „aber Sie hat es vielleicht auch oben bei ſich ſpuken hören?“

„Ich dachte, es hätte unten geſpukt!“ ſagte die Alte, ohne aufzublicken.

„O, das war ich, Caroline; ich holte noch etwas aus der Kramſtube.“

„Um Glock' Eins? Ich meinte, die Mamſell ſei ſchon um halb Elf nach ihrem Zimmer gegangen!“

„Aber ich beſſerte noch an meinen Kleidern.“

Die Alte nickte. „Ja, die Mamſell hat auch eine recht ordentliche Mutter, und auch eine recht ſittſame Mutter, die ihren Kindern gewiß kein ſchlecht Exempel giebt.“

„O, niemals, Caroline! Ich habe eine gute Mutter.“ Julie fühlte eine Anzüglichkeit des Tones heraus, aber ſie ſann vergebens nach, wohin das ziele.

Mittlerweile hatte die Alte ihre Taſſe zurückgeſchoben und griff ſchon wieder nach Schaufel und Feuerzange.

„Ich hab' heute Vormittag noch einen Gang zu thun,“ ſagte ſie, indem ſie friſchen Torf ins Heerdloch warf; „nicht für mich, es iſt um anderer Leute willen. Die Kartoffeln ſollen auch ſchon noch vorher geſchält ſein.“

„Gewiß, Caroline; Sie wird ja nichts darum verſäumen.“

„Nein,“ ſagte die Alte, „es ſoll, ſo Gott will, nichts verſäumt werden.“

Und richtig, nach kaum einer Stunde hatte Caroline, welche ſonſt faſt nie das Haus verließ, ihren großen ſchwarzen Taffethut aufgebunden; und ſo, einen blau carrirten Regenſchirm unter dem Arm, ſah Julie von dem Wohnſtubenfenſter aus ſie die Straße hinabſegeln.

Eine Weile ſpäter ſchaute auch Juliens junges Antlitz aus einem ſchwarzen Sammethütchen, und nachdem ſie der Scheuerfrau, die auf dem Flur ihr Sonnabendswerk verrichtete, das Nöthige anempfohlen hatte, verließ ſie ebenfalls das Haus und trat bald darauf in eine am Markt gelegene Ellenwaarenhandlung. Als der Ladendiener mit ſeinem verbindlichen

„Was ſteht zu Dienſten“ ſich zu ihr hinüberbeugte, legte ſie das verhängnißvolle Schnupftuch auf den Ladentiſch: „Das Dutzend iſt unvollſtändig geworden; Sie haben doch noch mit ſolcher Kante?“

Er hatte noch mit ſolcher Kante, und mit fliegenden Fingern war das Tuch abgeriſſen und eingewickelt.

Nein, ſie hatte ſonſt nichts zu befehlen; ſie war ſchon wieder draußen, froh über das hergeſtellte Dutzend, ihren Einkauf in der Taſche. Ein Weilchen ſtand ſie und blickte die lange Straße hinauf, bei ſich bedenkend, ob ſie noch eine „Stippviſite“ bei ihrer Mutter wagen dürfe, die droben in einer Quergaſſe wohnte. Nun aber ſah ſie von dort die alte Caroline in die Hauptſtraße einbiegen und in voller Arbeit mit Regenſchirm und Taffethut nach dem Markt herunter ſteuern. Ein Lächeln flog über das Geſicht des Mädchens. „Nein, nein!“ ſagte ſie bei ſich ſelber; „nun geht's nicht, nun wird mit allen Händen angegriffen!“ Und munter ſchritt ſie die Marktſtraße hinab, dem Hauſe des Vetters zu, das jetzt ja ihre Heimat war. Sie bemerkte dabei gar nicht, daß ein kleines Schutzengelchen mit weißen Schwingen, lächelnd, wie ſie vorhin gelächelt hatte, auf dem ganzen Wege über ihrem Haupte flog.

* * *

Oben in ſeinem Studirzimmer ſaß der Vetter im Vollgefühl des freien Sonnabendnachmittags, eine Taſſe Kaffee neben ſich, die Zeitung vor der Naſe. Freilich las er nicht allzu eifrig, denn unter ihm im Wohnzimmer ſaß jetzt, wie er wußte, das treffliche Mädchen und nähte ſeinen Namen in das neue Schnupftuch; ja, ſelbſt der Lehnſtuhl, worin er ſaß, war von ihrer kleinen Hand gepolſtert. Das Alles kam ihm zwiſchen ſeine Zeitung.

Da that ſich die Thür auf; Caroline trat herein und meldete die Madame Henneſeder.

„Führen Sie die Frau Henneſeder zu ihrer Tochter!“ ſagte der Vetter.

„Aber ſie wünſcht den Herrn ſelber zu ſprechen!“ Und in der rauhen Stimme der Alten glänzte ſo etwas, das den Vetter ſtutzen machte.

Er blickte von ſeiner Zeitung auf. „Warum ſieht Sie denn ſo vergnügt aus, Caroline?“ fragte er. „Sie hat ja ganz blanke Augen!“

„Ich bin nicht vergnügt, Herr Doctor.“

„Nun, ſo bitte Sie Madame Henneſeder ſich herein zu bemühen!“

Die kleine runde Frau, welche draußen vor der Thür gewartet hatte, wurde faſt mit etwas liebender Gewalt von Caroline in des Vetters Studirzimmer hineingeſchoben. Sie ſchien in großer Aufregung, die künſtlichen Kornblumen unter ihrem Hute zitterten heftig; auf des Vetters Einladung, Platz zu nehmen, ſetzte ſie ſich nur auf die eine Ecke des angebotenen Stuhles.

Caroline warf der offenbar verzagten Frau einen halb ermuthigenden, halb unwilligen Blick zu, aber es gab keinen Vorwand zu längerem Verweilen. Sie ging hinaus, ſchlurfte die paar Schritte bis zur Treppe und blieb dann wieder unſchlüſſig am Geländer ſtehen. Noch einmal und aus purer Neugier horchen, das wollte ſie denn doch nicht! Die Madame Henneſeder, der ſie den ganzen Umſtand aufgeklärt hatte, würde ja ſchon den Mund aufthun; ſie war ſonſt als eine tapfere Frau bekannt, ſie werde ja auch hier kurzen Proceß machen und das Mädchen aus dem Hauſe nehmen. — Aus dieſen Gedanken wurde die Alte durch den ſcharfen Klang der Glocke aufgeſchreckt, die aus des Doctors Zimmer führend, jetzt gerade über ihrem Kopfe läutete.

Als ſie nach einer Weile hereintrat, da ſaß Frau Hennefeder und hatte beide Augen voll Thränen; der Herr Doctor ſtand noch, den Griff des Klingelzuges in der Hand. „Frau Hennefeder,“ ſagte er, „läßt Fräulein Julie bitten, zu uns herauf zu kommen.“

Caroline ſuchte in dem Geſicht ihres Herrn zu leſen. Wie ſtand die Sache? Es war etwas in den Augen ihres kleinen Chriſtian, das ihrer und der mütterlichen Erziehung Hohn zu ſprechen ſchien. Aber es half nichts, ſie mußte den erhaltenen Auftrag ausrichten. Und bald darauf flog ein junger elaſtiſcher Tritt die Treppe hinauf und verſchwand oben in des Vetters Studirzimmer; die alte Caroline blieb im Unterhauſe und wanderte unſtät, viel unverſtändliche

Worte bei ſich murmelnd, zwiſchen Küche und Hausflur auf und ab.

Da ſtürmte es die Treppe herunter. Es war der Doctor; ſie ſah ihn noch eben die Hausthür hinter ſich zuwerfen; dann war er fort und ſah nicht einmal, wie ſeine alte Caroline ſtumm und rathlos auf ihrem Küchenſtuhl zuſammenſank. Denn eilig ſchritt er die Straße hinab, einmal rechts, dann wieder links und dann in das Haus des Onkel Senators. Ohne anzuklopfen trat er in deſſen Privatcomptor.

„Chriſtian, mein Junge,“ ſagte der alte Herr, indem er von ſeinen Büchern aufblickte, „was haſt du? — Biſt du es denn aber auch ſelber? Du ſtrahlſt ja wie die Morgenſonne!“

„Ich weiß nicht, Onkel; aber ich habe dir etwas Außerordentliches mitzutheilen.“

„So ſetze dich auf dieſen Stuhl!“

„Nein, Onkel, ich danke; es iſt nicht zum Sitzen.“

„Nun, ſo kannſt du ſtehen! Ich aber darf doch wohl in meinem Schreibſtuhl bleiben. So — und nun rede, wenn du magſt!“

Der Vetter holte ein paar Mal recht tief Athem.

„Du weißt es, Onkel," begann er dann, „ich bin eigentlich ein verwöhnter Menſch; mein ſeliger Vater —"

„Ja, ja, mein Junge, das war ein guter Mann; aber was denn weiter?"

„Dann, Onkel, war bis vor wenigen Jahren noch meine Mutter da, und als die ſtarb — ſiehſt du! auch die alte Caroline hat es immer gut mit mir gemeint."

Der Onkel ſprang von ſeinem Sitze auf und legte beide Hände auf des Vetters Schultern. Chriſtian," ſagte er, „du biſt eine Seel' von einem Menſchen! Aber, was denn nun noch weiter?"

„Nur, Onkel, daß ich heute ein vollſtändiges Glückskind geworden bin! Die Frau Henneſeder —"

„Was? Auch die, mein Junge?"

„Aber, ſo höre doch nur! Frau Henneſeder, ſie kam vorhin zu mir, ſie wollte mich perſönlich ſprechen; aber ich weiß noch dieſe Stunde nicht, was die gute Frau eigentlich von mir gewollt hat; zwar wir ſprachen allerlei zuſammen, doch ich bin gewiß, daß wir uns beide nicht verſtanden haben. Dann aber ſagte ſie ſeltſamer Weiſe, und ich habe noch immer nicht begriffen, wie ſie dazu veranlaßt werden konnte, von ſolchen Dingen zu mir zu reden, — ſie könne ja nicht erwarten, ſagte ſie, daß ich eine Tochter von meines Onkels Comptoriſten heirathen werde, was denn doch offenbar nur auf Julie verſtanden werden konnte."

„Nein," ſagte der alte Herr mit ſchelmiſcher Trockenheit, „das konnte ſie freilich nicht erwarten."

Der Vetter ſtutzte einen Augenblick. „Doch, Onkel," ſagte er, „ſie konnte es erwarten. Denn ich für mein Theil hatte nun genug verſtanden. Heirathen! Julien heirathen! Siehſt du, Onkel, wie ein Sonnenleuchten fuhr es mir durch's Hirn; das war es ja, was mir trotz dreiſtündigen Rauchens geſtern Nacht nicht hatte einfallen wollen. Ein rechter Uebermuth des Glückes überfiel mich; ich zog reſolut die Klingelſchnur und auf mein Erſuchen trat nun Julie ſelbſt in's Zimmer."

„Und das Mädchen hat dir keinen Korb gegeben, Chriſtian?"

„Doch, beinahe, Onkel!" erwiederte der Vetter und ein Lächeln der vollſten Lebensfreude überzog ſein hübſches Antlitz; „denn als ihre Mutter jene heikle Frage an ſie that, nämlich, ob ſie meine, des Subrectors Chriſtian Ehefrau werden wolle, da ſchlug ſie die Augen nieder und ſtand, mir zum höchſten Schrecken, eine ganze Weile ſtumm und wie betäubt; nur ihre kleinen Hände falteten ſich in einander. Dann aber, zu meinem Glücke, öffneten ſich ihre Lippen und: „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben,“ tönten aus dem roſigen Thore ihres Mundes zwar leiſe, aber in entzückender Deutlichkeit jene Worte, die ich bisher nur in ſtummer Schrift in ihren lieben Augen geleſen hatte. Und nun — wenn auch Alles feſt und unwiderruflich iſt für die kurze Ewigkeit dieſes Lebens, mein lieber alter Onkel, ſo frage ich dich doch: Haſt denn du etwas dagegen?“

„Ich? Nein, mein Junge!“ Und der alte Herr ſchloß ſeinen Neffen feſt in ſeine Arme. „Aber, Chriſtian, was werden die Großtante und die alte Caroline dazu ſagen?“

* * *

Die Großtante, in Folge der geſchickten Vermittelung des Onkels und des Wohlgefallens, das ſie an dem Mädchen ſchon vordem gefunden hatte, ſagte freilich nicht allzu viel. Bedenklicher war es auf der andern Seite; denn während Obiges im Hauſe des Onkels geſchah, ſtand in des Vetters Küche die kleine runde Madam Henneſeder, die Augen noch immer in Freudenthränen ſchwimmend, vor der alten Caroline, deren beider Hände ſie ſich bemächtigt hatte, und rief Eins über das Andere: „Alles in Ehren, Caroline, Alles in Ehren!“ und dankte ihr in überſtrömenden Worten für ihre freundſchaftlichen und rechtzeitigen Bemühungen in dieſer delicaten Angelegenheit.

Die Alte ſagte gar nichts; nur ihr großer Kopf begann allmälig und immer gewaltſamer zu zittern und zu nicken, als würde er durch im Innern heftig arbeitende Gedanken in Bewegung geſetzt, welche vergebens die Erlöſung des lebendigen Wortes ſuchten. Die gute Madam Henneſeder wurde von der unheimlichen Vorſtellung befallen, die alte Caroline könne ſich am Ende noch den ſchweren Kopf vom Rumpf herunternicken. Allein plötzlich hatte dieſe ihre Sprache wieder gefunden. „So,“ ſagte ſie, „ſo wird man aus dem Hauſe geſtoßen! Aber mein Abſchied iſt heute noch geſchrieben!“

— — Er wurde nicht geſchrieben. War es nun die Macht der Thatſachen oder die Liebe für ihren kleinen Chriſtian und für die Wände ſeines Hauſes, die alte Caroline blieb als zwar grimmiger, aber getreuer Hausdrache auf ihrem Poſten. Eine Zeit lang waltete ſie ſogar wie einſt allein im Hauſe; denn Julie war, bürgerlicher Sitte gemäß, in die Obhut ihrer Mutter zurückgekehrt, bis ſie der ihres Mannes übergeben würde.

Dann, im wunderſchönen Monat Mai, im Hauſe des Onkels, gab es eine Hochzeit. Mit Goldregen und Syringen war das Haus geſchmückt, auf allen Wänden lag der Frühlingsſonnenſchein; im Hafen flaggten alle Schiffe. Und Niemand war vergeſſen, Küſter und Organiſten, Nachtwächter und Armenvogt, Alle hatten ihren ſilbernen Freudengruß empfangen; an der Hochzeitstafel aber waltete zur beſondern Genugthuung des Onkels und aus aller Dienerſchaft hervorragend, die alte Caroline in ihrer Roſaflügelhaube. Die Braut durfte keine Schüſſel aus einer andern, als aus ihrer Hand empfangen; weiter jedoch dehnte ſich ihre Gunſt nicht aus; die kleine Madam Hennefeder, die ſtrahlend an des Onkels Seite ſaß — ſie gönnte ihr alles Gute; im Uebrigen — das konnte Niemand von ihr verlangen!

— — Und die Stunden flogen. Lind war die Nacht; drüben in der andern Straße um das alte Familienhaus ſtand einſam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit ſeinem jungen Weibe. Der Nachthauch ſäuſelte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüthen, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adam's Bäume vor tauſenden von Jahren, ſo ſchien auch heute noch der Mond.

Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle ſeines Hauſes überſchritt, hörten ſie draußen von der Gaſſe den alten Matthias ſingen:

„Wie ſchön iſt Gottes Welt,
Und jedes ſeiner Werke!“

* * *

Vier Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. In dem alten Hauſe ſpringt jetzt zwiſchen Chriſtian und Julien ein kleinerer Vetter über Trepp' und Gänge, ein allerliebſter Burſche. Freilich iſt er nicht ganz wie ſeine Mutter, denn er bittet nicht immer und hat oft viel dagegen. Auf der alten Caroline reitet er ſogar, wie Amor auf dem Tiger; man ſieht es leicht, er hat ſie ganz und gar gezähmt. Es thut ihr gut, der Alten, daß ſie ihren Ueberwinder gefunden hat, ſie iſt ganz heitern Gemüths geworden; ja, wenn die Sonne in das Küchenfenſter ſcheint, ſo kann man mitunter von dort aus einen grunzenden Geſang vernehmen, der zu dem Sauſen des Theekeſſels keine üble Begleitung macht.

— — Aber es iſt acht Uhr! Frau Julie erwartet mich an ihrem Theetiſch; ich ſoll ihr beiſtehen gegen ihren Mann, damit er ſich nicht auch noch in die Volksbank wählen laſſe. Er wird ihr gar zu regſam, der Vetter, er hat ſeine Augen und Hände jetzt allenthalben. Frau Julie in ihrer Herzensunſchuld ahnt vielleicht nicht, daß ſie der Urquell dieſes Lebens iſt; aber, nichts deſtoweniger, für ein paar Abende der Woche meint ſie doch das Recht auf ihren Mann zu haben.

Und alſo, lieber Leſer, gehab dich wohl!

Von heut' und ehedem.

I.

Auf der Reiſe.

Unſer Freund, der kleine muntere Bahnhofsinſpector, ging neben mir auf dem Perron. „Beſorgen Sie den Herrſchaften einen guten Platz!“ rief er mit einer ſeiner reſoluten Handbewegungen; und der Schaffner, an den dieſe Worte gerichtet waren, ſchlug eine Thür des hinterſten Wagens auf. „Hier,“ ſagte er; „es ſchaukelt nur ein wenig.“

„Dafür,“ erwiederte der Inſpector nicht ohne einen gewiſſen Nachdruck, „iſt der Wagen hier aber auch der ſicherſte.“

„Der ſicherſte?“ — Wer hatte an eine Unſicherheit gedacht! — Auch bei einer Eiſenbahnfahrt gilt alſo die alte Geſchichte: „Es ging ein Mann im Syrerland.“ — Ich äußerte indeſſen nichts dergleichen; wir ſtiegen ein und ſaßen bald bequem genug. Wir, ſage ich; denn auch unſere beiden Freundinnen ließen es darauf ankommen, in meiner Geſellſchaft dritter Klaſſe zu fahren. Freilich, vor einer etwas vertraulichen Höflichkeit des Schaffners vermochte ich ſie nicht ganz zu ſchützen, und ebenſowenig vor einem kleinen impertinenten Blick, mit welchem ſie von einem elegant gekleideten Backfiſch beſtrichen wurden, der an einer der nächſten Stationen mit einer laut redenden Badegeſellſchaft ein Coupé erſter Klaſſe in Beſitz nahm.

Ich mußte dabei eines Vorfalls gedenken, den mir vor Jahren eine dir ſehr bekannte, edle Frau erzählte. — Die Familie, deren Glück und Stolz ſie war, hatte, während die Dänen in unſerer Heimath wirthſchafteten, im mittleren Deutſchland einen Unterſchlupf gefunden. Die Einkünfte waren klein, die Kopfzahl groß; deßungeachtet wurde Jahr um Jahr ein Beſuch bei den zurückgebliebenen Eltern ermöglicht; nur freilich, beſcheiden mußte gereiſt werden; aber ſie entbehrte nichts dabei; denn wie du weißt, ihr ſchönes ſicheres Weſen bedurfte äußerer Stützen nicht. — Bei einer ſolchen Heimathsreiſe vermochte ſie einſt auf einem größeren

Bahnhofe das verlaſſene Coupé nicht wiederzufinden, und irrte, nur von einer Magd begleitet, mit ihrer Kinderſchaar auf dem weiten Perron umher, als ein junger Offizier ſich zu ihnen fand und mit gutmüthiger Höflichkeit ihr ſeine Hülfe anbot. Sie nahm das dankend an; als ſie jedoch bemerkte, daß er ſein Augenmerk nur auf die zweite Wagenklaſſe richtete, wandte ſie ſich gegen ihren höflichen Begleiter und ſagte: „Wir fahren dritter Klaſſe!"

Auf dieſes Wort hin ſah ſie zu ihrem Erſtaunen den jungen Mann ſpurlos und auf Nimmerwiederkehr im Gewühl verſchwinden; und erſt ſpäter kam es ihr zum Bewußtſein, daß es denn doch wohl gegen die Standesehre ſein müſſe, im Dienſte einer Frau geſehen zu werden, welche dritter Klaſſe fuhr.

Sie hat mir lächelnd dieſes kleine Abenteuer erzählt; und du weißt es, wie ſchön und mild einſt dieſer Mund gelächelt hat.

Doch das ſind nur Gefahren, die aus der erſten Wagenklaſſe kommen; und — halsgefährlich ſind ſie eben nicht. Der arme junge Offizier: was ſoll denn Einer machen, der zufällig ſeine Perſönlichkeit nicht in ſich ſelber, ſondern in der Regimentsrangliſte ſtecken hat! — —

Am Nachmittage verließen mich meine beiden Damen, die ein anderes Reiſeziel hatten; unverkennbar übrigens mit einer kindlichen Genugthuung über den geſparten blanken Thaler, den ſie durch den Sieg ihrer Demuth im Knipptäſchchen behalten hatten.

Es war kühl geworden; als der Zug weiter klapperte, vermummte ich mich in meinen Plaid und gab meinen Gedanken Audienz. Die Reiſeſtimmung wollte noch nicht kommen. Weshalb haſtet denn im Mittſommer Alles von Hauſe fort? — Um Geneſung für irgend ein Uebel zu finden, das vielleicht eben dort ſitzt, wo es am leichteſten zu tragen iſt? — Ich fürchte, der arme Solitaire hat nicht Unrecht mit ſeiner Warnung:

„Drum ſei nur ſtill, trag jeden Kummer gerne;
Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne!“

Die ſchlimmſten aus dieſer dunklen Genoſſenſchaft, die kleinen ſchwarzen Dinger mit den Fledermausflügeln, die Sorgen, machen es doch wie unſer heimiſcher Hausgeiſt, der treffliche Niß Puk; ſie ſetzen ſich hinter uns auf den Karren und rufen ganz vergnügt mit ihren ſchrillen Stimmchen: „Wir ziehen um!“

Es war heute gerad' ein Wetter, in dem ſie ſich beſonders luſtig fühlen; denn es regnete; es klatſchte oben auf die Wagendecke, wie zornig ſchlug es mitunter gegen die aufgezogenen Fenſter; an den Scheiben rieſelten einförmig die Tropfen und zeichneten kleine Ströme auf dem beſchlagenen Glaſe.

Ja, das war das rechte Wetter; und ſchon hörte ich ihr emſiges Geſumme. Die von heute mochte ich ſelber unverſehens mitgenommen haben; wie die anderen, die ich doch zu Hauſe laſſen wollte, in den feſtverſchloſſenen Wagen kamen, weiß ich nicht. Aber ſie kamen, eine nach der anderen; und nicht bloß die von morgen und übermorgen und vom nächſten Jahr; in ganzer Kette ſchwärmten ſie aus; es war, als hätte die eine immer die andere herbeigerufen; ganz aus dem Nebel der Zukunft, vom Ende des Lebens kamen ſie herangeflogen, und ich fühlte es jedesmal an einem Ruck an meinem Herzen, ſowie eine neue zu mir heranflog und ſich mit ihren Klammerzehen an mich anhing; zuletzt kamen ſogar die von jenſeit des Grabes.

Auch die kamen; und es war etwas Fürchterliches dabei. Kleine ſüße Kindergeſichter, mir die trauteſten auf der Welt, drangen lächelnd auf mich ein, und auch der Sonnenſchein war da, den ich immer um ihre Häupter ſehe; aber unmerklich verwandelten ſie ſich; bleich, mit kranken Augen, wie um Hülfe flehend und ohne Sonnenſchein ſahen ſie mich an; dann verſchwand Alles, und ich ſah nur eine Menge kleiner blutdürſtiger Augen, die aus der Finſterniß auf mich zublitzten. Nun wußte ich es, das waren die von jenſeit des Grabes, die furchtbaren, vor denen kein Entrinnen iſt; und ich würde vielleicht zum Erſtaunen meiner Reiſegenoſſen einen lauten Schrei ausgeſtoßen haben, wenn von dem Verweſungsdunſte, den ſie mit ſich führten, mir nicht die Kehle wie zugeſchnürt geweſen wäre.

Da that es in den Spuk hinein plötzlich einen gellenden Pfiff, der unleugbar aus der Welt von heute kam; und nicht lange, ſo ſcholl die tröſtliche Menſchenſtimme des Wagenmeiſters: „Hamburg. Station Kloſterthor! Alles ausſteigen!“

Ich ſchüttelte mich, griff nach Schirm und Reiſegepäck und. ſtolperte auf den Perron hinaus.

Es war inzwiſchen dunkel geworden, und der Regen ſtrich noch immer ebenmäßig vom Himmel herab. Aber der Vetter war zur Stelle und am Arme eines Mannes, der allzeit erſter Klaſſe fährt, fühlte ich den Boden noch um Eins ſo feſt unter meinen Füßen. Leider hatte er bei ſolchem Wetter ſeinen Einſpänner zu Haus gelaſſen; die Droſchken waren alle ſchon vergriffen; auf der Pferde-Eiſenbahn trabte es wohl vorüber, aber drinnen war Alles beſetzt. So marſchirten wir denn unter unſeren Schirmen noch eine halbe Stunde, bald durch ein Wirrniß überſchwemmter Straßen, bald auf durchweichten Kieswegen unter tropfenden Alleen, bis endlich ein hellerleuchtetes Zimmer und bekannte freundliche Geſichter dem heutigen Reiſetage ein Ziel ſetzten.

Aber mitten im heiterſten Plaudern überfiel's mich wieder; denn ich hatte einen Schatten an den Wänden huſchen ſehen. Er kam wohl nur von einer Amarillis-Blüthe, die neben mir aus einem Blumenkorbe ragte und jetzt von einem Zugwind hin und her bewegt wurde. Ich bemerkte das ſofort; als ich aber durch die offen ſtehende Stubenthür auch die Hausthür offen ſah, ſprang ich haſtig auf und ſchloß dieſelbe zu.

„Was fällt dir ein?“ rief die junge muntere Baſe; Du weißt, der alte Muſikmeiſter nannte ſie einſt ſo allerliebſt: „Das Rothkehlchen.“

„Was mir einfällt?“

„Ja, dir! — Haſt du Angſt vor Fledermäuſen?“

Ich ſtarrte ſie an. „Vor Fledermäuſen? — Nein, ſo eigentlich nicht; ich hoffe auch, ſie fliegen nicht in dieſem Schlackerwetter; aber ich hatte eine Geſellſchaft unterweges, ich möchte lieber, daß ſie draußen bliebe.“

„Du! — Was ſprichſt du komiſch!“ ſagte das Rothkehlchen, und ſah mich luſtig mit ihren hellen Augen an. „Dahinter ſteckt eine prachtvolle Geſchichte; nimm dein Glas, ſetz dich in die Sopha-Ecke und erzähle!“

„Ja,“ ſtimmte nun auch der Onkel bei, indem er bedächtig einen Zug aus ſeiner langen Pfeife that; „erzähle; du weißt doch, daß ſich das nicht ſchickt, ſolch' unverſtändliches Zeug vor anderen Leuten reden.“

Der Onkel ſah mich ſchelmiſch an; aber ich erzählte die „prachtvolle Geſchichte“ nicht.

II.

In Urgroßvaters Hauſe.

Ja, es war eine Trompete, nur eine; und es war ein Choral, der von ihr geblaſen wurde! — Ich ſprang aus dem Bette und weckte den neben mir ſchlafenden Vetter, und wir ſtellten feſt, daß in dem dritten Nachbarhauſe links geblaſen wurde.

Bald hatten wir uns angekleidet, und ſaßen unten im Familienzimmer am Kaffeetiſch; und die Trompete blies noch immer fort; wenn der eine Choral aus war, wurde ſogleich mit einem neuen weiter geblaſen; und ſo blies dieſe eine Trompete zwei Stunden lang Choräle. Dann wurde ſie vermuthlich durch ein Glas Wein erfriſcht; denn die Muſik ſchwieg, und bald darauf — denn wir waren alle in die Veranda getreten — ſahen wir den Bläſer aus dem Hauſe kommen; er hatte ſeine Trompete in ein ſchwarzes Tuch gewickelt; aber das blanke Mundſtück, das daraus hervorſah, verrieth ihn. — Dann fuhr eine Kutſche vor; von einer Bonne wurde ein feſtlich weißgekleidetes Wickelkind herausgetragen, dem ein geiſtlich ausſehender Herr mit weißer Halsbinde folgte. Das Alles, von einer kleinen behaglichen Matrone an den Droſchkenſchlag becomplimentirt, ſtieg ein und fuhr davon.

Dieſe Sache iſt mir höchſt verdächtig. Was mag das Wickelkind zu der furchtbaren Muſik gedacht haben? — Am Ende hat es gar nichts dazu denken ſollen! denn wir wohnen hier im Quartier der Frommen; wie der Berliner Paſtor zu unſerer Freundin Roſa ſagte, als er in einer Abendgeſellſchaft beim ragout fin an ihrer Seite ſaß: „Und wo wohnen Sie denn, mein werthes Fräulein?“ — „Ich? Ich wohne in der Matthäikirch-Straße.“ — „In der Matthäikirch-Straße! Ei, das iſt ja eine liebe Gegend, eine herrliche Gegend! Eine liebe Seele bei der andern! Und die Glo—cken, ſie lo—cken!“

— — Es iſt mir in dieſem Augenblick eine ſeltſame Erquickung, daß ich aus dem Fenſter, an welchem ich dieſes ſchreibe, den Blick auf die Hamburger Abdeckerei habe, die drüben mit ihrem braunrothen Ziegeldach aus grünen Bäumen hervorſchaut. — —

Als wir uns, nicht ohne Anſtrengung, von der Trompete erholt hatten, und wieder — denn es war am Sonntag Morgen — ruhig um den runden Tiſch ſaßen, kündigte ich meine mitgebrachte Rarität an.

„Humm!“ machte der Onkel und rauchte erſt ein paar Gedankenſtriche in die Luft, „das wird wohl wieder ſo etwas vom poetiſchen Tandelmarkt ſein, wofür wir hier keinen Abſatz haben.“

Ich aber ließ mich das nicht anfechten, ſondern legte meinen kleinen Pergamentband auf den Tiſch.

— „Nun, das ſieht denn doch wenigſtens ſolide aus.“

Und während Tante Friede die Augenbrauen in die Höhe zog und über die Brillengläſer weg zu mir herüberblickte, ſchlug ich das Büchlein auf und las: „Regeln der vereinigten freundſchaftlichen Geſellſchaft, ſammt eigenhändiger Einſchrift derſelben Mitgliedere Namen.“ — Du weißt, es ſind darin nicht nur die Namen, ſondern auch die Schattenbilder der alten

Herren, ſammt deren vorausſetzlich nicht minder wohlgetroffenen Haarbeuteln und Zopffriſuren.

Nun ging das Buch von Hand zu Hand; die Groß- und Urgroßväter und -Onkel wurden aufgeſucht und gefunden und mit kleinen über dem Sopha hängenden Miniaturbildchen zuſammengehalten; zuletzt verglichen wir noch unſere eigenen lebendigen Familiennaſen mit den Naſen der armen Silhouetten.

Schatten von Schatten! — Ueber ein halbes Jahrhundert beſtand dieſe freundſchaftliche Geſellſchaft; aber endlich mußte doch auch ſie ſterben, wie ſie ſo viele ihrer Mitglieder hatte ſterben ſehen; troß ihrer fürtrefflichen Geſetze: Paragraph 5, daß kein Rangſtreit Platz haben ſolle, ſo wenig, als ein unerlaubter handgreiflicher Spaß, bei Vermeidung von 2 Schilling Lübiſch Straffe; Paragraph 6, daß derjenige, ſo übermäßig und vorſätzlich fluchet, für jeden Fluch bezahlen ſolle 1 Schilling; und Paragraph 7 — der weiſeſte von allen —, daß die Geſellſchaft jedesmal nicht länger als höchſtens bis eilf Uhr Abends beiſammen bleibe, und zwar für Jeden bei Strafe von 1 Mark. —

„Iſt mir doch mitunter,“ ſagte ich, „als wäre ich ſelbſt einmal dabei geweſen!“

„Oho!“ rief der Onkel; und das Rothkehlchen warf die Lippen auf und ſah ganz ſpöttiſch nach mir hin.

„Nein, nein; ich meine nicht zur Zeit der Gründung anno 1747 —“

„Nun, das wollte ich doch auch nur ſagen!“ unterbrach mich die Tante und lachte ganz befriedigt.

„Nein, Tante Friede; nicht anno 1747, wo noch beliebet war, daß kein Kaffee und beim Weggehen kein hitziges Getränke außer Wein gereicht werden ſolle; vielmehr iſt mir, als ſei es an einem heiteren Julitage in den achtziger Jahren geweſen, wo allerdings noch der Großvater ein Bräutigam war; und zwar im Hauſe des Urgroßvaters großmutter-mütterlicherſeits. Hier iſt das Schattenbild dieſes kleinen behaglichen Mannes, der leider ſchon lange vor meiner Geburt ſein darunter ſtehendes „obiit“ erhalten hat!“

Damals aber war auch ein Tag! — Das Haus mit der Sandſteinvaſe auf dem ſpitzen Giebel, welches zu Pfingſten ſeinen friſchen, ſandgrauen Oelanſtrich erhalten hatte, ſchaute aus den blank polirten Fenſtern wie die lachende Gegenwart auf die Schiffe des gegenüberliegenden Hafens, deren Wimpel regungslos an den heißen Maſten hingen. Auch drinnen der weißgetünchte, durch zwei Stockwerke hinanfreichende Flur des Hauſes war voll von Sonnenſchein, der durch die beiden über einander liegenden Fenſter freien Eingang hatte. Aber Alles war ſtill und feierlich. Der Rieſenſchrank, welcher, die Leinenſchätze des Hauſes enthaltend, über die Hälfte der einen Wand einnahm, war augenſcheinlich friſch gebohnt, die krauſen Meſſingbeſchläge blitzten; ſtattlich erhoben ſich auf ſeiner Bekrönung die großen blau und weiß glaſirten Vaſen. Aus der offen ſtehenden Thür des ſchmalen Wohnzimmers zogen Blumendüfte auf den Flur hinaus; denn drinnen im Ausbau-Fenſter blühten Reſeden und die Blume der alten Zeit, die düftereiche Volkameria.

Und jetzt erſcholl ein Schritt vom Hinterhauſe her; begleitet von ſeinem Mops Fidel, der pflichtgemäß hinterherwatſchelte, erſchien der Urgroßvater, ein wackerer Fünfziger, zierlich bezopft, im chocoladefarbnen Rock; und nicht von ungefähr ſpielten ſeine Finger mit der emaillirten Feſttagsdoſe: er erwartete „die vereinigte freundſchaftliche Geſellſchaft!“ — Da ſchlug es draußen Drei vom Thurm der alten Marienkirche — ſie iſt jetzt längſt ſchon abgebrochen — und der Urgroßvater zog ſeine goldene Uhr hervor, ſchälte ſie aus zwei Gehäuſen und ſtellte dann die Weiſer nach der Kirchenuhr; denn ihm als Wirth lag heut' die Sorge für die Beobachtung der Geſellſchaftsregeln ob; und wer allererſt nicht vor einem Viertel nach drei Uhr erſchien, der mußte Strafe zahlen. Und faſt wünſchte der gutherzige Mann, die Uhren der übrigen Mitglieder möchten heut' nicht allzu richtig gehen; war er für dieſes Jahr doch auch der Rechnungsführer der Geſellſchaft und hatte für ſeine Caſſe zu ſtreben, die ſtatutengemäß um Weihnachten unter geheim Bedürftige vertheilt werden ſollte! Mit ein paar lebhaften Schritten trat er in das Wohnzimmer und griff nach der blechernen Büchſe, die dort hinter dem Vorhängſel des nach der Außendiele liegenden Guckfenſters ſtand. Er wog ſie in der Hand; ſie war ſchon recht gewichtig; aber auch der armen Leute waren ja ſo viele! Und haſtig, damit von den Gäſten ihn Niemand über dieſem heimlichen Thun ertappe, nahm er eine Anzahl kleiner Münzen aus ſeiner Börſe und ließ ſie in den Spalt der Büchſe fallen.

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!“

Unwillkürlich ſummte er das Lied ſeines lieben Wandsbecker Boten, welches die Geſellſchaft am Abend der Weihnachtsvertheilung bei einem Gläschen echten Rüdesheimer anzuſtimmen pflegte. Singend war er ans Fenſter getreten, und im Nacken ſchlug der Zopf beſcheidentlich den Tact dazu; vergnüglich blickte er durch die Blumen über die ſonnige Straße nach dem Hafen hinab, wo eben eine Menge größerer und kleinerer Tonnen in ein Helgolander Schiff verladen wurden. Der Urgroßvater ſchmunzelte; ſie enthielten freilich nicht jenen „Labewein“ vom Rhein, wohl aber das berühmte Gutbier aus ſeiner eigenen Brauerei, das derzeit weit und breit verſandt wurde.

Jetzt aber rief das plötzliche Schellen der Thürglocke ihn wieder nach dem Hausflur, wo ihm zu ſeinem Erſtaunen ein frieſländiſcher Seemann in Jacke und Hoſe vom gröbſten blauen Wollenzeug, mit kurz geſchorenem Haar und einer Pelzmütze auf dem Kopf entgegentrat. Der Urgroßvater ſchaute etwas unſicher auf die unerwartete Erſcheinung; als ihm aber ſogleich unter lebhaften Geſticulationen eine Begrüßung, aus wenigſtens vier lebenden Sprachen zuſammengemiſcht, entgegenſprudelte, da wußte er freilich, daß er es mit einem Mitgliede der „freundſchaftlichen Geſellſchaft" zu thun habe, mit ſeinem trefflichen Hausarzte, dem vielberufenen holländiſchen Doctor, der gleich vielen andern „Patrioten" nach der Wiedereinſetzung der Prinzeſſin von Oranien ſeine Heimath verlaſſen und in unſerer guten Stadt ſich raſch zum Modearzt emporgeſchwungen hatte. Lachend ſchüttelte er ihm jetzt die Hände.

„Alle Tauſend, Doctor! Was habt Ihr da nur wieder ausgeheckt!"

Der Doctor aber that gar nicht, als ob was Auffälliges an ihm zu ſehen ſei. Hatte er doch kurz zuvor in blauſammtner Huſarenuniform, mit Säbel und goldbequaſteten Stiefeln, und ein ander Mal im ſchwarzſeidenen Coſtüm eines franzöſiſchen Abbé dem Publicum der kleinen Stadt mit Glück zu imponiren gewußt. — So ließ denn auch der Urgroßvater es bei ſeiner einmaligen Verwunderung bewenden, und verſchwand mit ſeinem, übrigens grundgelehrten Gaſte in dem Hinterhauſe, wo im oberen Stockwerk der Geſellſchaftsſaal belegen war.

— — Von droben, durch das über der Thür des Wohnzimmers befindliche Kammerfenſter, hatten zwei blaue Mädchenaugen aus einem blonden, leichtgepuderten Köpfchen neubegierig und lachend auf den Flur hinabgeblickt. Es war das Haustöchterchen, meine Großmutter, die dort noch bei ihrer Toilette ſäumte. Sie hatte keine Eile; denn auf den liebſten Gaſt, den Großvater, dem ſie, ſobald die Aſtern blühten, ihre Hand am Altare reichen ſollte, hatte ſie heute nicht zu hoffen, da ihn Geſchäfte in der benachbarten Handelsſtadt zurückhielten. Aber wußte ſie ihn doch auch dort bei guten Freunden wohlbehalten!

Wieder ſchellte es unten; und eine breite unterſetzte Geſtalt mit fleiſchigen, ſtark gerötheten Wangen, in Zopfperrücke und leberfarbnem Rock, ſchob ſich zur Thür hinein. Es war der Herr Zoll- und Schloßverwalter; er ſtützte ſich auf ſein langes Rohr und puſtete mächtig, während er mit dem Schnupftuch den Schweiß ſich von der Stirn trocknete. — Das Großmütterchen lächelte: der Mann hatte einen ſo ſeltſamen Beinamen — der „Ballenfräter" hieß er — ſie hatte als Kind ihn ſelbſt einmal danach gefragt.

Und wieder läutete die Thürglocke. Eine ſtattlichere Erſcheinung, ihr Großonkel, der alte Herr Ober-Landgerichtsadvocat, war eingetreten, der allein von allen Mitgliedern noch die große Lockenperrücke auf ſeinem ſchönen ausdrucksvollen Haupte trug. Das Großmütterchen liebte ihn ſehr, dieſen Helfer der Bedrängten; und faſt hätte ſie ihn angerufen. Aber eben legte er lächelnd ſeine Hand auf die Schulter des kleinen Schloßverwalters, und beide ſchritten nun dem Hinterhauſe zu.

Droben am Fenſter war der hübſche Mädchenkopf verſchwunden; die Inhaberin deſſelben hatte ſich in die Tiefe der Kammer zurückgezogen. Sie ſaß mit aufgeſtütztem Arm vor ihrem Toilettentiſchchen und blätterte in einem winzigen, pergamentnen Goldſchnittbändchen, das ihr vor Kurzem der Bräutigam gebracht hatte. Es war der mit Hölty's Bildniß geſchmückte Jahrgang des Voßiſchen Muſenalmanachs. — Wie ernſt und früh gealtert erſchien ihr das Antlitz des ſo jung verblichenen Dichters; und welche Friedhofsſtille war in ſeinen Liedern! — — Doch jetzt gerieth ſie in die vielgerühmte Ballade Friedrich Stollberg's. Zu grauſam war es doch und ihr junger Buſen wallte von Mitgefühl, daß die treuloſe Ritterfrau ſo Tag für Tag aus dem Schädel ihres getödteten Buhlen trinken mußte! Aber — ja ſo! — ſie wurde doch, dem Himmel Dank, von ihrem beleidigten Eheherrn noch zur rechten Zeit zu Gnaden wieder angenommen! — Dem Großmütterchen fiel es im Traum nicht ein, daß auch ſie ſelber zu den deutſchen Frauen gehöre, denen der ungalante Dichter dieſen Schädel zum Exempel aufgeſtellt hatte; ſie wäre arg erſchrocken, hätte ihr Jemand das geſagt. Es ging ſehr ſchön zu leſen; aber es war ja doch nur eine Geſchichte, weit ab von ihr und ihrer Welt! — Dagegen ein paar Seiten weiter, wo der lila Seidenfaden eingelegt war: „Blühe, liebes Veilchen", das kleine ſüße Lied von Overbek, das ſie ſchon ſelbſt an ihrem grün lackirten Clavier geſungen hatte, das freilich, das war wie nebenan im Nachbargärtchen nur gewachſen! —

Oftmals hatte indeſſen unten im Hausflur die

Thürſchelle geläutet; immer neue Gäſte waren eingetreten, geiſtliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte, Träger von Namen, die durch viele Geſchlechter an der Spitze des ſtädtiſchen Lebens geſtanden hatten, und welche jetzt die neue raſch lebende Zeit ſpurlos hinweggefegt hat.

Und nun knarrte auch oben die Kammerthür; ein kleiner Schritt klapperte die ſteile Treppe herab und da ſtand es unten auf dem Flur, das Großmütterchen; eine zierliche Geſtalt, hausmütterlich ein weißes Schürzchen vorgebunden, das Bruſttuch mit einer Roſenknospe zugeſteckt. — Schon trat ſie auf die Fallthür des Kellers, welche den Auftritt zum geräumigen Peſel* bildete; da ſchellte es noch einmal, und zugleich auch hörte ſie von dort her ihren Namen rufen.

Ein alter Herr in dunkler Kleidung, mit ſeinem weißen Jabot, war eingetreten; der Vater ihres Bräutigams, ein hochangeſehener Kaufherr und Rathsverwandter dieſer Stadt. Wenn unter den ſtarken Brauen nicht die ſchönen blauen Augen geweſen wären, der ſtrenge Mund hätte leicht ein junges Weſen zurückſchrecken können; aber ſie wußte wohl, daß ſie ſein Liebling war; und ſchon hing ſie an dem Arm des alten Mannes.

---

* In den ältern Häuſern das die ganze Breite des Hauſes einnehmende Gemach, gewöhnlich nach hinten belegen und mit ſteinernem Fußboden, worin die Feſte gefeiert wurden und die Todten ausſtanden. Später wurde vielfach noch ein Flügel für Geſellſchaftsräume angebaut.

„Nicht wahr, Papa, Sie haben mir etwas mitgebracht?“

Er zog ſchweigend die goldene Tabatiere aus der Schooßtaſche ſeiner Weſte und bot ihr eine Priſe.

„Aber, fi donc, Papa! Sie wiſſen beſſer, was ich meine!“

Der alte Herr lächelte. „Seit wann iſt deine Franzöſin entlaſſen, Tochter? du haſt dein vocabulaire noch nicht vergeſſen.“

— „Papa, Sie dürfen mich nicht necken!“

„Aber du, eines Kaufherrn Braut; und weißt noch nicht, daß heut' kein Poſttag iſt!“

— „Ach!“

„Nun, Geduld, nur, Töchterchen, und Köpfchen in die Höh! Wer weiß, was mit Gelegenheit geſchehen kann! Unſer Herr Stadtſecretär ſoll ja heut' noch von der Reiſe kommen." — Und er ſtreichelte die Wange ſeines Lieblings.

Da ſchlug draußen vom Thurme die Viertelsglocke.

„Papa, machen Sie raſch; ſonſt ſetzt es Strafe!"

Der alte Herr aber hielt ſein Schwiegertöchterchen an der Hand zurück. „Laß nur, mein Kind; wir wollen doch deinem Papa ſein Späßchen nicht verderben."

Langſam durchſchritten ſie den düſtern mit Flieſen ausgelegten Peſel, deſſen hohe Fenſter nach einer engen ſonnenloſen Twiete hinauslagen; einem ſo alten Gäßchen, daß nach der Chronik ein dort einſtmals verübter Mord noch durch die Mannbuße war geſühnt worden; dann traten ſie durch eine Flügelthür in den Flur des Hinterhauſes. Schon ehe ſie hier die Treppe hinaufſtiegen, hörten ſie von droben den lebhaften Discurs der verſammelten Geſellſchaft. Oben angekommen aber, ließ das hübſche Kind den Herrn Schwiegerpapa allein in den Saal gehen; ſie ſelbſt, während von dort neben dem Scharren der Kratzfüße auch das Raſſeln der unerbittlichen Blechbüchſe erſcholl, trat gegenüber in die offene Thür der Geſchirrkammer, wo ſie auf einem der Binſenſtühle ein verwachſenes Männlein in zeiſiggrünem Rocke hatte hucken ſehen. Jetzt ſprang es mit devotem Bückling auf, ſchüttelte ſein dürftiges Zöpflein und fuhr dabei mit den langen Fingern ſäubernd über ſeine breiten Aermelaufſchläge.

„Mach Er nur keine Umſtände, Meiſter,“ ſagte das Großmütterchen; „ich wollte mich nur nach Seiner kleinen Stina bei Ihm erkundigen.“

Und während das Männlein ihr ein Breites über ſein kümmerlich Würmchen vorklagte, hatte ſie, wehleidig wie ſie war, ſich abgewandt, indem ſie eifrig in ihrem Täſchchen ſuchte. Und bald zog auch der Meiſter ein mageres Lederbeutlein hervor und ſchob zwei blanke Silbermünzen zu der darin befindlichen kupfernen Geſellſchaft. Dabei hatte er ein feines Scheerchen auf den Tiſch gelegt; denn er betrieb außer ſeiner Flickſchneiderei auch noch eine höhere Kunſt; er war ein beliebter Silhouetteur und auf heute beſtellt, um den kleinen Stadtwagemeiſter, ein neues Mitglied, für das Buch der Geſellſchaftsregeln auszuſchneiden. Das gute Meiſterlein wollte durchaus zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit auch die Silhouette der liebwertheſten Demoiſelle anfertigen; und wirklich iſt ſie ſpäter von ſeiner Hand als einziges Damen-Konterfei unter die Mitglieder der freundſchaftlichen Geſellſchaft aufgenommen; für jetzt aber entſchlüpfte ihm das Großmütterchen und trat gegenüber zu den Gäſten in den Saal.

Es war ein beſonders tiefes, geräumiges Gemach; die Decke mit ſchwerer Stuckatur verziert, die weißen Wände mit Kupferſtichen in den verſchiedenſten Manieren und einzelnen Paſtellbildern faſt bedeckt. — Der kunſtliebende Hauswirth hatte ſich ſo eben den hagern Propſten eingefangen und demonſtrirte mit ihm vor dem neu erworbenen Chodowiecki: „Ziethen ſitzend vor ſeinem Könige.“ Daneben unter Berghemſchen Landſchaften ſah man zwei ſchöne Stiche nach Guercino: „Abram ancillam Agar dimittit“ und „Esther coram Asuero supplex“. Unweit davon, in Rothſtiftmanier, hing ein Blatt, dem gewiß keine gefühlvolle Seele vorbeiging, die je bei Miller's berühmtem Siegwart Troſt in Thränen gefunden hatte. Von zwei grimmig blickenden Mönchen wird eine in ſpaniſcher Männertracht entflohene Nonne in ihr Kloſter zurückgeführt;

die in zierlichen Schleifenſchuhen ſteckenden Füßchen ſchreiten wie in Todesangſt; entſetzt unter dem breiten Federhut blicken die Augen aus dem Bilde heraus. — „Und nun ſoll ſie lebendig eingemauert werden!“ So hatte oft das Großmütterchen ihren Freundinnen das Bild erklärt. „Seht nur, dort wird ſchon an dem Glockenſtrang geläutet!“ — Doch was hier erregt wurde, war nur das Grauen vor den Menſchen. Dort neben dem Ofen aber, wohin bei Tagesabſchied zuerſt die Schatten fielen, befand ſich ein kleineres Bild, dem ſelbſt die heiteren Augen des Großmütterchens nicht gern begegneten, wenn ſie um ſolche Zeit allein das abgelegene Feſtgemach betreten mußte. Die jugendliche Frauengeſtalt in der düſteren Kammer ſchien wie unbewußt vom Schlafe auf das Ruhebett hingeworfen; der Kopf mit dem zurückfallenden Haar hängt tief herab. Auf ihrer Bruſt huckt der Nachtmahr mit großen, rauhen Fledermausflügeln. Sie vermag kein Glied zu rühren; vielleicht geht ein Stöhnen aus ihrem geöffneten Munde; hülflos in der Einſamkeit der Nacht iſt ſie ihm preisgegeben. Nur durch den Vorhang ſieht der wild blickende Kopf eines Rappen, der ihn hieher hat tragen müſſen, der ſelbſt nicht von der Stelle kann. — Zwar dem Großmütterchen war dergleichen niemals widerfahren; aber des Bräutigams Schweſter hatte erzählt, wie einmal von ihrem Nachttiſch ſolch' Unweſen im Traum ihr auf die Bruſt geſprungen ſei; und auch von den Brauknechten hatte ſie gehört, daß mitunter der Nachtmahr die Pferde auf den Weiden reite, wo es denn tauſend Noth mache, die verfilzte Mähne wieder aufzulöſen, in welcher er beim Ritt ſich mit den Krallen feſtgehalten. Jedenfalls, die Sache hatte ihren Haken!

Doch heute war Geſellſchaft und fröhliches Leben in dem großen Saale; und der Nachtmahr hing ganz unbeachtet in ſeiner Ofenecke. Die beiden Fenſter zwar gingen, wie unten die des Peſels, auf die enge Twiete; aber es war trotzdem nicht unfreundlich hier; ein Sonnenſtreifchen, das durch die höchſte Eckſcheibe des einen Fenſters hereinglänzte, erinnerte an den Sommertag da draußen und ließ hier innen die Kühle doppelt labend empfinden.

In der Tiefe des Zimmers war der Kaffeetiſch ſervirt. Daneben ſtand die Urgroßmutter, eine noch immer hübſche Frau, deren feiner Kopf jedoch heute einen faſt zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte. Ihre eine Hand ruhte auf dem Griff der Porcellankanne, aus der ſie ſchon die runden Täßchen voll geſchenkt hatte, mit der andern drohte ſie, nicht gerade gar zu ernſthaft, dem eben eingetretenen Töchterchen.

Ein überfliegendes Roth machte ein paar Secunden lang die jungen Augen dunkeln. „Verzeihen Sie, Mama!“ Dann nahm ſie geſchickt das große Präſentirbrett, auf deſſen ſchwarz lackirter Fläche ſich ein Muſter von kleinen Roſenbouquets zeigte, und bot mit wohlgeſchultem Knix einem jeden Gaſt ſein Schälchen dar, wobei ſie auf die zierlichen Scherze der älteren Herren über das nun balderwünſchte Ende ihrer Brautſchaft eine noch zierlichere Erwiderung nicht ſchuldig blieb.

Und alsbald, unter den belebenden Duftwolken des javaniſchen Trankes, erſcholl das geſellige Klirren der Taſſen und Löffelchen; wäre ein Canarienvogel hier geweſen, er hätte jetzt unfehlbar ſeinen Sang erſchallen laſſen. Selbſt der Herr Zoll- und Schloßverwalter erhob ſich von dem Toccadilletiſche, an dem er, den

Würfelbecher in der Hand, bis jetzt ſich ausgeruht hatte. Das derzeitige Thema des Stadtgeſprächs kam aufs Tapet. Stimmen waren laut geworden, welche die Baufälligkeit des hohen Kirchthurms behaupteten, ja den Abbruch der ganzen Kirche forderten, und ſchon circulirte der erſte Spottreim, gleichſam die Ueberſchrift zu den vielen andern, womit nachmals die kleine Stadt ihr eignes Thun verhöhnte, als ſie mit unſäglicher Mühe ihr älteſtes Baudenkmal zerſtörte.

„De Tönninger Thorn is hoch un ſpitz;
De Huſumer Herrn hemm Verſtand in de Mütz!"

Wo kam das her? Wer hatte es gemacht? Niemand wußte es. Aber es traf; ein lebhaftes Für und Wider erhob ſich und wogte durch den Saal.

Inzwiſchen war, faſt ungeſehen, noch ein letzter Gaſt eingetreten, nach welchem unter Herzklopfen und — es iſt nicht zu verſchweigen — ganz unbekümmert um den alten Kirchthurm, ſchon längſt zwei junge Augen ausgeblickt hatten. Zierlich, wie immer, obgleich eben von der Reiſe kommend, begrüßte der galante Herr Stadtſecretär die verſammelte Geſellſchaft. Zum Leidweſen des Hauswirths war ſeine Verſpätung ſchon im Voraus entſchuldigt worden; und jetzt nahte er ſich mit höflicher Verbeugung der Tochter des Hauſes, die eben allein am Kaffeetiſche ſtand.

„Mamſell Lenchen!“ flüſterte er und legte leiſe etwas vor ihr auf die Damaſtſerviette; „ein Billetdoux vom Herzallerliebſten; Alles wohl und munter!“ — Und als ſie glücklich lächelnd aufblickte, ſah ſie die dunklen Augen ihres Schwiegervaters auf ſich gerichtet. Ihr freundlich zunickend, hielt er einen Brief empor, den auch er ſoeben durch den gefälligen Reiſenden erhalten hatte. Aber ſie ſchüttelte den Kopf: „Ich tauſche nicht, Papa!“ Und ſorgſam barg ſie ihren Brief unter der Roſe ihres Bruſttuchs.

— — „Ei der Tauſend! Der grüne Schneider draußen wäre ja faſt vergeſſen!“ Der Hauswirth rief es, und ſofort auch holte er ihn herein; und bald ſaß der Stadtwagemeiſter mitten im Zimmer auf einem Stuhl, daneben auf einem andern der grüne Künſtler, mit Eifer an ſeinem Werke arbeitend. Es wollte indeſſen nicht wie ſonſt gelingen; ſchon zum zweiten Male wurde ein friſches Papierblättchen hervorgezogen.

„Aber Herr Wagemeiſter!“ rief der Hauswirth, der theilnehmenden Blicks der kleinen Scheere folgte, „Sie bekommen eine doppelte Naſe, wenn Sie nicht ruhig ſitzen!“

„Freilich, freilich! Bitte ſubmiſſeſt!“ accompagnirte der arme Künſtler, indem er unruhig die Beine unter ſeinem Stuhle kreuzte.

Der Herr Wagemeiſter räusperte ſich verlegen, er hatte gegen den böſen Fluß eine getrocknete Kröte auf der Bruſt ſitzen, die plötzlich an zu rutſchen fing.

„Nur Contenance, Meiſter!“ rief der Hauswirth, „Herr Stadtſecretarius! Ei, helfen Sie mir doch, hier unſern Freund ein wenig feſtzuhalten!“

Der Herr Stadtwagemeiſter proteſtirte lebhaft und wollte ſolches Beginnen als einen „unerlaubten handgreiflichen Spaß“ und als den Regeln der freundſchaftlichen Geſellſchaft ganz zuwiderlaufend angeſehen wiſſen. Aber der muntere Hauswirth berief ſich auf den Entſcheid der Geſellſchaft, und als dieſe die Sache außer allem Spaß, ja es ſogar für die ernſteſte Pflicht eines jeden Mitgliedes erklärte, ein naturgetreues Konterfei in das Buch der Geſellſchaftsregeln zu liefern, da biß der kleine Wagemeiſter die Zähne zuſammen, hielt ſich baumſtill und ließ die Kröte rutſchen. Saßen doch die Knieſchnallen feſt genug, daß ſie nicht etwa dort zum Vorſchein kommen konnte! — Das freilich wäre fürchterlich geweſen; denn ihm gegenüber, ſein Kaffeeſchälchen in der Hand, die Pelzmütze noch immer wie feſtgenagelt auf dem Kopfe, ſaß der holländiſche Doctor, ein Menſch ohne alle Egards und Lebensart. — Freilich war es um mehrere Jahre ſpäter, als er bei Gelegenheit der jährlichen Schulreden im gefüllten Rathhausſaale das Katheder beſchritt, im Leidner Rednercoſtüm, in Frack und Schuhen, mit dem Degen an der Seite und dreieckigem Hute auf dem Kopf, um, wie er ſich unhöflicherweiſe ausdrückte, „den dummen Thieren“ in puncto der Jennerſchen Vaccine einige Wahrheiten einzuimpfen. Soviel aber wußte ſchon damals der Herr Stadtwagemeiſter, daß dieſer Holländer Alles, was ihm beliebte „mediciniſchen Aberglauben“ zu tituliren, mit einer ſchauderhaften Rückſichtsloſigkeit verfolgte.

So nahm er ſich denn zuſammen, bis der grüne Künſtler das wohlgelungene Bildchen mit zweien ſeiner langen Finger ſtolz dem Tageslicht entgegenhielt; und ſo iſt denn, wie der Urgroßvater zu ſagen pflegte, auch „das Hammelgeſicht“ dieſes kleinen Mannes für die Nachwelt gerettet worden.

Aber das Großmütterchen! Wo war das Großmütterchen indeß geblieben? —

III.

In Großvaters Hauſe.

Während bei dem Urgroßvater ſich das Leben in die kühle Tiefe des Hauſes zurückgezogen hatte, ſaßen die Bewohner der Nachbarhäuſer im Schatten wohlgeſtutzter Linden vor der Thür auf ihren Bänken. Beim Nachbar Krämer ſaß der Nachbar Schlachter; ſie hatten mit Stahl und Feuerſchwamm eben ihre Kalkpfeifen in Gang gebracht und den Kopf derſelben ſorgfältig mit einem Drahthütchen verſichert, und ſchauten nun, ohne viel überflüſſige Worte, auf das Treiben am Hafen und auf die jenſeits liegende Schiffswerfte, von wo die tactmäßig herüberſchallenden Hammerſchläge ihnen die beruhigende Verſicherung gaben, daß doch die Zeit nicht ungenützt entfliehe. – Daneben lag das Bäckerhaus; die Heißewecken und Eiermahne waren ausverkauft; die Bäckerfrau und ihre dicke Schweſter mit dem runden rothen Geſicht in der ſchneeweißen Mützenkrauſe, „Fru Rawerſch“ und „Jungfer Meddern,“ ſaßen ſich gegenüber auf den vorſpringenden Beiſchlägen; aber das emſige Nadelklirren ihrer großen Strickzeuge verſtummte allgemach; denn, von Sommermüdigkeit übernommen, waren die Hände der guten Frauen in den Schooß geſunken, während der Kopf über den vollen Buſen nickte. — Vor dem Wohnkeller des Hauſes, zwiſchen den ſchwarzen jütiſchen Töpfen, welche auf der niedergeklappten Schlußluke feilgeſtellt waren, ſaß ſpinnend die weiße Katze des Kellermanns; mitunter bog ſie den Kopf zurück und rieb ihr roſiges Näschen an den geſalzenen Stockfiſchen, die vom Rande des Vorbaues herabbaumelten. Kinder waren nicht zu ſehen; die kleinen hielten Sommerſchlaf in ihren Bettchen, die größeren waren noch in der Schule; nur drüben vom „Helling“ tönten ununterbrochen die gleichmäßigen Hammerſchläge.

Da ging ein junger flüchtiger Schritt am Hauſe vorüber. „Fru Rawerſch“ und „Jungfer Meddern“ erwachten, die Stricknadeln fingen mechaniſch wieder an zu klirren; Jungfer Meddern hob ihre ſchwere Laſt ein wenig von dem Beiſchlag auf und ließ ſie wieder ſinken, indem ſie tief ſchmunzelnd einen Gruß auf die Straße hinausnickte. „Mamſell Fedderſen!“ flüſterte ſie ihrer Schweſter zu, die mit kleinen Augen zu ihr hinüberſtarrte.

Und richtig! Es war das Großmütterchen; in leichter Kontuſche eilte ſie vorüber. — —

Nebenan in der Gaſſe, die kaum hundert Schritte weiter von Norden her in den Hafenplatz ausmündet, lag das neuerbaute Haus des Großvaters, in welchem zur Zeit noch eine Schweſter ihm die Wirthſchaft führte. Anders als das gegenüberliegende ſeines Vaters und die übrigen alten Giebelhäuſer in der Stadt, kehrte es der Straße eine breite Façade zu, aus deren Mitte über dem Kellergeſchoß eine mächtige Steintreppe vorſprang. Kein düſterer Peſel, keine entlegenen Kammern befanden ſich darin; die Fenſter gingen entweder auf die helle Straße oder hintenaus ins Grüne, auf den Hof und den danebenliegenden Garten; auch die Räume der beiden unteren Hausböden empfingen ihr Licht durch ſtattliche Fenſterreihen des Giebels, der mit ſeiner geſchnörkelten Sandſtein-Bekrönung in der Mitte des Hauſes aufſtieg. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangsthür. — Der Urgroßvater drüben hatte im vorletzten Sommer Alles für den Sohn vollenden laſſen, während dieſer zu ſeiner kaufmänniſchen Ausbildung die Handelsſtädte Frankreichs beſuchte und entzückte Briefe über den milden Himmelsſtrich nach Hauſe ſchrieb; ja, auf den Promenaden von Bordeaux, wo er derzeit weilte, hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verſchlafen.

Aber jetzt war er wieder in der Heimath; ſein Haus ſtand aufgerichtet und harrte nur der jungen Frau. Und eben war dieſe, für jetzt zwar eine Braut noch, von hinten durch die Hofthür eingetreten. Sie hatte in den untern Zimmern vergebens ihre junge Stellvertreterin geſucht; jetzt ging ſie oben in den hellen Saal, an deſſen tapezirten Wänden ſchon mancherlei Geräthe für die junge Wirthſchaft aufgeſtellt war. Flüchtig ſah ſie ihr friſches Antlitz in den Spiegelſcheiben des Mahagoniſchrankes vorüberwandeln, deſſen Aufſatz mit vergoldeten Vaſen und Guirlanden geſchmückt war; dann trat ſie in das Nebenzimmer, wo Reiſeerinnerungen ihres Bräutigams, die Vernet'ſchen Anſichten der franzöſiſchen Hafenplätze, an den Wänden hingen. Aber auch hier fand ſie die Geſuchte nicht. — Als ſie in den Saal zurücktrat, wäre ſie faſt erſchrocken; eine lebensgroße weiße Geſtalt, in der ausgeſtreckten Hand eine Schale haltend, ſtand ihr gegenüber auf dem zierlichen Unterſatz des Ofens, der auf breiten Marmorfließen ruhte. Sie mußte lachen; es war ja die Hygiea, welche man, wie ihr wohl bekannt war, geſtern erſt hier aufgeſtellt hatte; an der ſie vorhin, ohne umzublicken, vorbeigegangen war.

Sie ſtand auf gutem Fuß mit dieſer Göttin der Geſundheit, „der ſchönaugigen Beiſitzerin des Apollo, ohne welche Niemand glücklich iſt“; ſie war eine der Auserwählten, die aus ihrer Schale einen vollen Trunk gethan. — Hochaufathmend in Glück und Lebensfülle trat ſie an eines der Fenſter und blickte in den Sommertag hinaus. Jenſeit der Stadt, wohinaus der Blick über die niedrigen Häuſer der vorliegenden Nebengaſſe frei war, zwiſchen dem grünen Feſtlande und der Nachbarinſel, breitete ſonnenfunkelnd ſich die Rhede aus;

kaum erkennbar aus dem Geflimmer ragten die Maſten eines großen Schiffes, einer Brigg ihres Schwiegervaters, die, von glücklicher Fahrt zurückgekehrt, ſeit Kurzem dort vor Anker lag. Die junge Frau des Capitäns hatte die Reiſe mitgemacht; und lebhaft wünſchte ſich das Großmütterchen das große Teleſkop von der Bodenkammer ihres Schwiegervaters, um einmal nach ihr auszuſchauen. Denn ſie kannte ſie wohl, die ſchlanke grauäugige Inſulanerin; hatte ſie doch letzte Woche erſt mit Bräutigam und Schwiegerin einen Beſuch an Bord gemacht; und welch' ein angenehmer Nachmittag war das geweſen! Vorüber an der Schiffswand hatten ſie den Tümmler tauchen, durch den Tubus des Capitäns die Robben auf dem fernen Sande ſchlafen ſehen; zu guter Letzt hatten ſie auf Deck, während die Seeſchwalben über ihnen gaukelten, nach der Violine des Leichtmatroſen einen Engliſh-Shake getanzt. — Wo waren hier noch Schatten?

Und doch, das Geſchenk der Hygiea iſt ein verhängnißvolles; wer zu tief aus ihrer Schale trinkt, der muß alle Augen brechen ſehen, die ihm in ſüßer Jugendzeit gelacht. Aber auch dann noch zeigt ſich die

Gunſt der milden jungfräulichen Göttin. Sie ſelbſt, die das erfahren müſſen, haben ihre heitern Augenſterne auf die Gegenwart gerichtet; die Geſpenſter der Zukunft haben keine Macht über ſie.

Das Großmütterchen ſtand noch am Fenſter; ſie blickte jetzt hinunter in die Straße nach dem vorſpringenden Ausbau des ſchwiegerelterlichen Hauſes; aber ſie ſah hinter den ſpiegelblanken Fenſtern nicht das Lailach wehen, das, wie bald! durch ſeinen Schatten den Sarg eines gütigen und für das Leben ſelbſt geſchaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben ſollte, die auf die Nacht des Grabes vorbereitet. — Sonnig und ſchweigend lagen die Räume um ſie her, in denen, weit über ein zwiefaches Lebensalter hinaus, alles Menſchengeſchick über ſie ergehen ſollte; aber kein unheimlicher Nebel kroch aus den Ecken, kein Schrei hallte vorſpukend durch das Treppenhaus hinauf. Lachend nickte ſie dem neu erhobenen Götterbilde zu, und flog dann die Treppen hinab, leicht, wie ſie gekommen war.

Im Kellergeſchoß kam hinten aus der Geſindeſtube die Köchin im buntgeſtreiften Wollenrock und berichtete von unten herauf, daß die Mamſell „nur ein Gewerbe ausgegangen“ und bald wieder da ſein werde. — Das Großmütterchen ging wieder aus der Hofthür, dann rechts ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwiſchen gefälligen Partien im Jasmingeſträuche das in Holz geſchnitzte Bildniß einer Flora ſtand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäbchen ruhte, führte ſie in den Obergarten. Hier waren noch die ſteifen gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwiſchen mit weißen Muſcheln ausgeſtreut; perennirende Gewächſe mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen röthlichen Quäſtchen oder mit Blumen, wie aus durchſichtigem Papier geſchnitten, dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrothe Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren ſüßen Sommerduft.

Zu Ende des Steiges in der jungen Lindenlaube ſaß jetzt das Großmütterchen. Sie zog unter ihrem Bruſttuche den dort verwahrten Brief hervor, den ſie freilich ſchon daheim im Kämmerchen erbrochen und geleſen hatte. Aber das war ja nur das erſte Mal.

„Mein theures liebes Lenchen!“ — ſo laſen ihre Augen und leiſe ſprachen es die jungen Lippen nach —

„Den beſten Dank für Ihre liebe und wärmevolle Zuſchrift! Noch nie iſt mir bei Eröffnung eines Briefes ſo wohl geweſen, und nie las ich mit mehrerer Begierde einen Brief als dieſen.

„Meine gütige Frau Wirthin hatte mir ſoeben ein Gläschen eingeſchenkt, das auf unſer beiderſeitiges Wohlergehen geleeret werden ſollte; und da wir uns juſt von Ihnen, meine Liebe, unterhielten, ich mein Glück und meine erwünſchte Wahl ſo mit vollen Empfindungen ſchilderte, da trat Vetter Asmus herein, nach dem ich mich ſchon verſchiedentlich erkundigt hatte, und brachte mir Ihren ſo werthen Brief.

„Siehe da — es wurde eine Stille — ich erbrach ihn; ein Jeder hielt ſein Gläschen in der Hand und erwartete das Ende, um ſich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.

„Mit voller Freude rief ich aus: Mein gutes Mädchen iſt, dem Himmel ſei gedanket, wohl! So lebe denn Ihre liebe Braut! — Wir klingten an; und es wurde Jubel um uns her.

„Heute bin ich wahrlich ſo recht ſeelenvergnügt, da mir die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden noch ſo neu iſt. — Wenn ich gleich, meine Beſte, die Abende niemalen in der Einſamkeit zubringe, ſo fühle ich doch immer, daß mir Ihre ſchätzbare Gegenwart fehlt. Doch die Hälfte der Zeit iſt verfloſſen und binnen wenig Tagen ſehen wir uns wieder und genießen in einer unzerſtörbaren Ruhe die echten Freuden dieſes Lebens, wogegen alles Andere hienieden doch — — — — — und glauben Sie, daß ich ewig bin

Ihr zärtlich liebender — —"

Lächelnd und immer tiefer ſenkte ſich der Kopf der jungen Leſerin auf das Blatt in ihrer Hand, als hätten die lieben Worte ſie zu ſich herabgezogen. Sie hörte nicht den jugendlichen Schritt, der jetzt über die knirſchenden Muſcheln ſich ihr nahte, nicht das raſche Zuſchlagen eines Fächers; erſt, als ein Arm ſich um ihren Leib legte, blickte ſie tief aufathmend in die ernſten Augen ihrer Schwiegerin.

Das Großmütterchen wollte ihren Brief verbergen; aber es gelang ihr nicht. „Mädchen, ſpringe mir nicht ſo um den Buſch!“ rief die Schweſter; und ſchon hatte eine kleine reſolute Hand die ihre eingefangen. — Bald ſaßen die Mädchen, Wang' an Wange lehnend, und ſtudirten nun gemeinſchaftlich den Brief des ihnen beiden theuern Mannes. Standen doch auch praktiſche und ſehr zu erwägende Dinge darin; denn wie viele Aufträge hatte der Gefällige nicht bei der Abreiſe in ſeinem Promemoria notiren müſſen, für deren manchen ein männlicher Verſtand nicht einmal reichen wollte! Zwar die Hummer für die liebe Frau Wirthin waren richtig angekommen, und den Fuhrlohn und das Futtergeld für unterwegs hatte er ſofort mit dem Fuhrmann abgemacht; auch der kirſchrothe Taffet ſollte mit Vergnügen beſorget werden; aber wie ſich die „ſlorenen Fomeln“ in dem letzten Briefe zu den zwei Ellen Milchſlor in ſeinem Promemoria verhielten, das war ſelbſt dem Scharfblick der Liebe unentwirrbar geblieben.

Ein Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit ſlog über das Geſicht der Mädchen. Wie man nur ſo was nicht verſtehen konnte!

Der Brief war ausgeleſen. -- Auf dem ein wenig ſchärfer umriſſenen Antlitz der Einen, unter den dunklen Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie ſcheidender Abendſtrahl; wie aus dunklem Antrieb ſchlang ſie ihren Arm noch feſter um die jüngere Freundin. So ſaßen ſie ſchweigend, Jede ihren eigenen Gedanken lauſchend.

Und leiſe über ſie hin ſtrich die Zeit. Sie wehte den Puder aus ihren blonden Haaren; ſie blies unmerklich, aber emſig von dem einen jungen Antlitz das Roth des Lebens, um es einer frühen Vergeſſenheit zu überliefern. Aber die Augen der Braut lachten vor Seligkeit.

* * *

„Ja", ſagte der Onkel — denn wir befinden uns noch immer an dem runden Tiſch des Onkels — indem er die Pfeife abſetzte und wie zu plötzlich vertraulicher Mittheilung ſich gegen den geduldig zuhörenden Vetter neigte. „Hat er uns doch nicht, richtig, angeführt! Was habe ich euch geſagt? Lauter Dunſt und Phantaſie!" — Ich hatte die Briefſtellen vorhin aus dem Gedächtniß angeführt; jetzt zog ich das Dir bekannte „Promemoria“ des Großvaters aus der Taſche, in welchem noch ein Theil des großelterlichen Briefwechſels aufbehalten iſt. Wie in dem fahlen Gelb des ſeidenen Umſchlages das einſtige Roſa, ſo läßt ſich in dem darauf geſtickten Tempel mit dem flatternden Taubenpaare die zärtliche Beſtimmung nicht verkennen, welche die Verfertigerin einſt dieſer Arbeit gab.

Mit geſpannten Augen blickte Tante Friede über ihre Brillengläſer nach dem verblichenen Kunſtwerke, mir zugleich, in richtiger Erkenntniß meines Vorhabens, ihre freundliche Parteinahme zunickend. Ich aber hatte indeß aus den auf rauhem Papier geſchriebenen Blättern, an welchen noch überall die kleinen rothen Familienſiegel hafteten, den vergilbten Liebesbrief des Großvaters hervorgeſucht und legte ihn jetzt ſchweigend vor dem Onkel auf den Tiſch.

Da mußten Alle Reſpect haben; das war heiliges Papier. — — —

IV.

Staub und Plunder.

Ich ſaß im Obergarten in der Lindenlaube; ſie war von dem alljährlichen Kappen jetzt ſo veräſtet, daß es kaum noch des Laubes bedurfte, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten. Die alte Zeit war aus; die einſt faſt mit der Stadt zugleich entſtandene Kirche, vor meiner Geburt ſchon, glücklich abgebrochen; an Stelle des altehrwürdigen Baues ſtand jetzt ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus mit zwei Reihen viereckiger Fenſter, einem Thurm wie eine Pfefferbüchſe und einem abſcheulichen, von einem abgängigen Paſtor verfaßten Reimſpruch über dem Eingangsthore, einem lebendigen Proteſt gegen alles Heidenthum der Poeſie. Die Denkmäler und Kunſtſchätze der alten Kirche waren auf Auctionen verkauft oder ſonſt verſtreut; die ſchöne

Kanzel war zertrümmert, den Altar aus Hans Brüggemann's Schule hatte ich ſelbſt als Knabe in dem Peſel einer Branntweinsſchenke ſtehen ſehn, wo er unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis er ſchließlich noch in einer Dorfkirche Unterkommen fand; die einſt zur Seite des Altars befindliche Monſtranz, ein koſtbares Schnitzwerk von des großen Huſumer Meiſters eigner Hand, war ſpurlos verſchwunden; nur das Muttergottesbild derſelben war faſt ein halbes Jahrhundert nach dem Abbruch der Kirche zwiſchen ſtaubigem Gerümpel eines Hausbodens von einem kunſtſinnigen Dänen aufgefunden und dann für immer der Vaterſtadt des Meiſters entführt worden. Keine Spur ſeines Lebens war in ihr zurückgeblieben, keine Spur jener Kunſt, die beſonders in unſerm Lande ſich einſt zu einer Hauskunſt ausgebildet hatte.

Das war eine pietätloſe nüchterne Zeit geweſen, von allem Segen der Schönheit und der Kunſt verlaſſen; und wir haben noch daran zu leiden. Aber die alten Herren der „vereinigten freundſchaftlichen Geſellſchaft“ hatten ſie nur von fern am Horizonte aufſteigen ſehen, bevor ſie alle ſchlafen gegangen waren.

Auch das einſt vom Urgroßvater ſo ſtattlich für den Sohn errichtete Haus hatte dieſer Zeit ſeinen Tribut entrichten müſſen. Die einſt ſo behaglich in die Straße vorſpringende Steintreppe war auf Anordnung der modernen Polizei zerſchnitten und verhunzt; den hohen Giebel hatte man ſelbſt herabgenommen, die ſteinerne Bekrönung ſollte das Haus zu ſchwer gedrückt haben; ſogar die hölzerne Flora hatte den ihr einſt geweihten Garten mit, Gott weiß, welchem düſtern Winkel vertauſchen müſſen.

Dort lag das Haus hinter dem mächtigen Ahornbaum, der mit ſeiner Krone faſt das hohe Dach bedeckte. Es war jetzt ein altes, ein Familienhaus geworden; in allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einſt darin lebten und ſtarben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat ſie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zuſammenhanges mit einer großen Sippſchaft; denn auch die Todten gehörten mit dazu. Ja, Einige von uns wollten wiſſen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber ſei, daß es zuweilen in Nächten oder in einſamer Mittagsſtunde ſich den Enkeln kund zu geben ringe; droben in der Stube hinter dem Saal, wo noch die Vernet'ſchen Kupferſtiche des Großvaters hingen, ſollte es zu Zeiten recht „unruhig“ zugehen.

Unter dem Dach auf den drei über einander liegenden Hausböden war alles Gerümpel aufgeſpeichert, das während eines zwei Menſchenalter überdauernden Zeitraumes allmälig aus dem Gebrauch des Tages zu verſchwinden pflegt; was man als abgenutzt bei Seite ſetzt, weil man den Muth nicht hat es fortzuwerfen, und was man vielleicht nie wieder berührt, es ſei denn, daß das Leid oder die Leere der Gegenwart uns antreibt, zu den Zeichen einer reicheren Vergangenheit zu flüchten.

Der zunächſt über dem unbewohnten zweiten Stockwerk belegene Boden mit ſeinen Winkeln und Treppchen und der gleich einem großen Kaſten hineingebauten „Gewürzſtube“ war ein beſonders heimlicher Ort, an dem ich manche Stunde meiner Knabenzeit verbracht habe. — Schon der Duft der Hagebutten und Lavendelſträuße, die hier auf den Fenſterbänken getrocknet wurden, erregte meine Phantaſie; es roch faſt wie in einem

Garten; aber wie in einem Garten der Vergangenheit. Zwar mit dem grauen Schranke, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd bewahrte, mochte ich nichts zu ſchaffen haben; auch wurde es mir zuweilen unheimlich, daß dort unter der Dachſchräge der große Ohrenlehnſtuhl, in welchem einſt der Großonkel ſeinen letzten Seufzer gethan hatte, immer ſo unverrückt auf ſeinem Platze ſtand, als warte er darauf, daß ſich endlich wieder Einer in ihn hineinlege; aber gegenüber der altmodiſche buntfournirte Schrank mit dem hohen Aufſatz ließ mich dieſe widerſtrebenden Gefühle überwinden. Auch er ſtand in feierlichem Schweigen und wie zur ewigen Ruhe geſtellt; allein ich reſpectirte dieſes Schweigen nicht; ich wußte die Schubladen zu öffnen -- noch höre ich dabei das Klirren der vergoldeten Meſſinggriffe — und mit lüſternem Grauen durchſtöberte ich das in ihnen eingeſargte Spielzeug einer vergangenen Zeit. Da lagen Perrücken und ſchwarzſeidene Haarbeutel; da war ein Käſtchen mit den Fächern der Großmutter, ein anderes mit den Bräutigamsmanſchetten des Urgroßvaters; da war vor Allem ein höchſt ergötzliches und nützliches Inſtrument, ein ſauber aus dunklem Mahagoni gearbeiteter „Buckelkratzer“, und endlich — ſollte auch der Großvater ſie gegen das Rheuma angewandt haben, oder war es nur ein Vermächtniß des kleinen Wagemeiſters? — eine große getrocknete Kröte, die Beine wie zum angeſtrengten Fortſtreben ausgeſtreckt, in der Mitte des warzigen Leibes das Loch des Nagels, der es verhindert hatte, und an dem ſie, zur Gewinnung ſtärkerer Heilkraft, einſt hatte crepiren müſſen. — Lange und nachdenklich habe ich oft, vor der aufgezogenen Schublade knieend, dieſes Ding betrachtet. Mitunter auch ergriff der Dunſt der Vergänglichkeit, der aus all' den Raritäten aufſtieg, mich ſo beängſtigend, daß ich plötzlich fortrannte und die Treppen hinabſprang oder, lieber noch, am Geländer hinabrutſchte, um nur bald wieder in die Region der Lebendigen zu gelangen.

Doch das geſchah nur ſelten; meiſtens wurde auch der Inhalt der oberen Fächer einer behaglichen Muſterung unterzogen; der ſchöne Tafelaufſatz aus mattem Porcellan, ein ſitzender Apoll nebſt ſeinen Muſen, welchen letzteren freilich ſchon hier und da eines der zarten Fingerchen abhanden gekommen war; das

Reiſeglas des Großvaters mit der Eigenſchaft eines „Stamantjes" und der Inſchrift:

„Trink mich aus, leg mich nieder!
Steh ich auf, füll' mich wieder!"

die gläſernen Pokale mit dem rothen Gewebe in den Stengeln, mit eingeſchmolzenen Schaumünzen oder auf dem Kelche eingeſchliffenen Schäferſcenen; insbeſondere zwei gräuliche chineſiſche Pagoden, — Alles wurde behutſam herabgenommen und demnächſt ebenſo wieder an ſeinen Ort geſetzt.

Zwar, ſehr einſam war es hier, und an den Seitenräumen fielen tiefe Schatten überall; der hinter der Gewürzſtube befindliche Theil des Bodens lag, da die Luken dort faſt ſtets geſchloſſen waren, auch bei Tage im Dunkeln; von den nach der Gartenſeite aus dem Dache vorſpringenden kleineren Fenſtern war das eine hinter großen Kiſten verſteckt, vor dem andern verbreitete die Laubkrone des Ahorns eine grüne Dämmerung; ſo dicht drängte ſie ſich heran, daß ich an Sommerabenden, wenn die Vögel zur Ruhe gegangen waren, mehrmals, wiewohl vergebens, verſucht habe, einen ſchlafenden Sperling von den Zweigen abzupflücken. Selbſt das um die Mittagszeit mir ſtets ſo traulich klingende Mörſerſtoßen aus der im Kellergeſchoß liegenden Küche drang nicht herauf. Deutlich genug aber hörte man das Hämmern der Holzkäfer in den morſchen Schränken, oder von den Packhausböden, die dort hinter den verriegelten Flügelthoren lagen, den behutſamen Tritt einer Katze, die einſam die ſteilen Treppen auf und ab ſpazierte. — Freilich nach Weſten an der Straßenſeite befanden ſich zwei größere Fenſter in dem hier aufſteigenden Giebel des Hauſes — die Gewürzſtube ſchloß das dritte ein — durch welche man über die Dächer auf die grüne Marſch und darüber hinaus auf das Meer ſah; doch Alles, was ſich dem Auge darbot, die weidenden Rinder, das vorüberziehende Schiff, die Mühle, welche jenſeits am Horizonte auf der gleich einem Nebelſtreifen oberhalb des Waſſers hingeſtreckten Inſel ihre Flügel drehte, — es war ſo fern, daß es nur wie ein Bild dalag und kein Laut von dort herüberdrang.

In dem freundlichen Raum vor dieſen Fenſtern, durch welche ſchon früh die Nachmittagsſonne hereinſchien, befand ſich eines der Hauptſtücke der ganzen Bodenwirthſchaft: das „Geſundheitspferd“ meines Großvaters. — Daß er auf dieſem Pferde die entflohene Geſundheit wieder eingeholt habe, iſt kaum anzunehmen; denn der Tod, der dem ganzen Lebensritt ein Ende macht, hatte dieſen liebreichen Mann ſchon während meiner früheſten Kindheit aus dem Kreiſe der Seinen fortgeriſſen. — Uebrigens war es eigentlich gar kein Pferd, ſondern nur ein auf Sprungfedern ruhender, ſchön ausgenähter Sattel mit einem vierbeinigen Holzgeſtell darunter. Allein, ging die Bewegung auf demſelben auch nicht vorwärts, ſo ging ſie doch auf und ab, und manchen eben ſo ungefährlichen als vergnüglichen Spazierritt habe ich darauf gemacht; denn vorn befand ſich eine Krücke zum Feſthalten und an den Seiten hingen ein paar Steigbügel, in deren Riemen ich die Füße ſteckte, bis meine Beine allmälig zu ihnen hinabgewachſen waren. Nicht zu begreifen vermag ich jetzt, wo mir im ſichern Lehnſtuhl ſchon mitunter die Buchſtaben nicht Stand halten wollen, wie ich, auf dieſem Geſundheitspferde reitend, Spindlers dreibeinige Romane, untermiſcht mit Schiller'ſchen Dramen, Eins hinter dem Andern weg zu leſen vermocht habe.

Auch alles dies iſt lange nun vergangen. Jetzt, wo auch die Geſpenſter meiner eigenen Jugend in ihnen umgehen, betrete ich nicht gern mehr dieſe Räume.

— Neben mir in der Lindenlaube ſaß eine uralte Frau; es war meine Großmutter, die ich in den milden Septemberſonnenſchein hinausgeführt hatte. Noch vor einigen Jahren war ſie rüſtig genug geweſen und hatte es ſich nicht verſagen können, mit mir in die Familiengruft hinabzuſteigen, welche an jenem Morgen zur Aufnahme eines jüngeren Familiengliedes geöffnet worden war. — Der mit ſchwarzem Tuch überzogene Sarg des Großvaters war noch wohl erhalten. Sie betrachtete ihn lange ſchweigend; dann ſuchte ſie nach ihren Söhnen, welche ſämmtlich, noch in den Kinderjahren ſich dieſer ſtillen Geſellſchaft hatten zugeſellen müſſen. Die kleinen Särge, außer einem, waren ſchon in Trümmer gefallen. Als wir von dieſem den auch ſchon gelöſten Deckel abgehoben hatten, da lagen unterhalb eines kleinen weißen Schädels —

überaus rührend, als ſeien ſie ſeit dem letzten Lebensathem unverrückt geblieben — die feinen Knochen eines Aermchens und eines ausgeſpreizten Kinderhändchens. Die Großmutter taſtete mit zitternder Hand an dieſen armen Ueberreſten; ſie betrachtete aufmerkſam den Sarg, nickte mit dem Kopfe und ſagte dann: „Das iſt mein Simon; was für ein luſtiger kleiner Junge war er!“ Und als ich von ihr fort zu einem andern Sarge trat, ſah ich, wie die Lippen der greiſen Mutter ſich noch einmal lang und innig auf die Stirn ihres lieben kleinen Jungen preßten.

— Von dieſem ihrem Knaben, den ſie einſt gehabt, erzählte ſie mir jetzt. Der Großvater hatte ihm ein kleines Gefährte mit zwei weißen Ziegenböcken geſchenkt; damit war er überall umherkutſchiert; die Ziegenböcke waren ein Paar eben ſo luſtiger Geſellen geweſen wie ihr kleiner Herr. Sie hatten der Welt nicht nachgefragt; im Garten hatten ſie die ſchönſten Nelken und Ranunkeln abgefreſſen, auf der Straße waren ſie mit ihren Hörnern in einen Haufen irdener Töpferwaaren gerathen, die zum Verkauf vor einem Keller ausgeſtanden; tauſend Wirthſchaft hatte es gegeben.

Die Großmutter lachte ganz herzlich; es war zu luſtig, wie der Junge auf ſeine weißen Ziegenböcke peitſchte; ſie mußte noch mehr davon erzählen. Aber allmälig verwandelten ſich die zwei Ziegenböcke in einen widerſpenſtigen Eſel, auf dem „ein Ausbund von einem Jungen" zwiſchen den Beeten unſeres Gartens umhertrabte, immer im Kreis um die hölzerne Flora, bis der Eſel hintenausſchlug und ihn in die Büſche warf.

„Großmutter," ſagte ich leiſe; „das war wohl nicht dein Simon; ich glaube, das bin ich ſelbſt geweſen."

Die alte Frau wurde plötzlich ſtill; und ein Ausdruck von ergebener Trauer trat in ihr liebes Geſicht. „Ja, mein Kind," ſagte ſie endlich, „meine Nerven haben Bankerott gemacht; ich habe ſchon ſo viel erlebt."

Es war ihr in den letzten Jahren zuweilen begegnet, daß ſie für unſere, der Jüngeren, Anſchauung weit auseinanderliegende Zeiten und Perſonen verwechſelte. Wir ſuchten dann wohl einzuhelfen; aber wenn ſie es bemerkte, ſchwieg ſie gewöhnlich, wie in tiefer innerer Beſchämung. „Gebrauch doch unſer junges Gedächtniſs, Groſsmutter!“ rieth ich ihr einmal; aber ſie ſagte nur: „Man mag doch auch nicht läſtig fallen.“

Ihr frohes und beſcheidenes Weſen hatte ein langes Leben mit ihr ausgehalten und tauſend glückliche Stunden über meine Jugend gebracht; nun ſie ſich ſelbſt nicht mehr zu helfen wuſste, wollte es mit dem Frohſinn nicht mehr fort. Aber ſie hoffte den wiederzuſehen, mit dem ſie die glücklichſten Stunden ihrer Jugend gelebt hatte, und auch ihre kleinen luſtigen Jungen, die ja hier auf Erden nicht zu Männern aufgewachſen waren.

Mit dieſen ihren Todten mochte ſie im Geiſte verkehren, als ſie jetzt ſo ſtill an meiner Seite ſaſs, die von Gicht gelähmten Hände in ihrem Schoſs gefaltet; denn wie in ſeliger Zufriedenheit waren die halberblindeten Augen nach dem Gipfel des gegenüberſtehenden alten Birnbaumes gerichtet, der einſt mit ihrem Glücke jung geweſen war, und aus deſſen Zweigen die gelben Blätter niederſanken.

* * *

Ich höre dich fragen: „Sind das die Reiſebriefe, die du mir verſprochen?“ — Ich kann nur ſagen: „Nimm fürlieb!“ Und im Uebrigen, mögen die Manen meines Großmütterchens es mir verzeihen, daß ich, ein ungewandter Nekromant, aus der Nacht, in die es ſchon ſo tief verſunken, ihr Jugendbild heraufzubeſchwören ſuchte.

140n
0x

Drei
Neue Novellen

von

Theodor Storm.

17389.

Eekenhof. — Im Brauer-Hauſe. —
Zur „Wald- und Waſſerfreude“.

SCHMIDT'SCHE
LEIHBIBLIOTHEK
No 17
MORITZSTRASSE
DRESDEN.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

Drei
Neue Novellen

von

Theodor Storm.

17389

Eckenhof. — Im Brauer-Hauſe. —
Zur „Wald- und Waſſerfreude“.

SCHMIDT'SCHE
LEIHBIBLIOTHEK
Nº 3
MO[illegible]SSE

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

40

Inhalt.

Seite

Eekenhof 1

Im Brauer-Hauſe 75

Zur „Wald- und Waſſerfreude“ 129

Eckenhof.

SCHMIDT'SCHE LEIHBIBLIOTHEK
No 17
MORITZSTRASSE
DRESDEN.

Es klingt wie eine Sage, und man könnt es faſt für eine ſolche halten; an mehreren Orten ſoll es geſchehen ſein, und die Poeten haben hie und da einen Fetzen davon abgeriſſen, um ihn, jeder nach ſeiner Weiſe, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wieſe unſerer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verſchütteten Ringgrabens und einige halbzerſplitterte Eichen-Rieſen am Rande derſelben die Stätte eines einſtigen Herrenſitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem dieſe Schatten der Erinnerung einſt in lebendiger Geſtalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in ſelten ausführlicher Ueberlieferung erzählt wurde; aber es iſt nachweisbar von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die Gegenwart heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts ſteigen, ſo treffen wir auf den erſten Erzähler, deſſen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet ſteht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauſes in ſeinem Dorfe noch hat ſchlagen hören, wenn juſt die Luft nach dieſer Richtung wehte, ſondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menſchenſcheuen Herrn in einſamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen ſitzen ſah, den greiſen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei ſtillem Wetter, wenn etwa die Auguſtſonne recht heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieſelt, wie es im Gebälk gekracht, oder gar, wer mag wiſſen was, mit dumpfem Fall herabgeſtürzt iſt.

Jetzt iſt Alles längſt verſchwunden; aber auf den verſtaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauſes ſichtbar, wie es ſich einſtöckig mit hohem faſt fenſterloſen Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Zackengiebel zu urtheilen, mußte es im ſechzehnten Jahrhundert erbaut ſein; die gegen Morgen belegenen Fenſter des oberen Stockwerks ſchienen in ihrer Zuſammenſtellung anzudeuten, daß ſich dort, wie in den meiſten derzeitigen Landſitzen des Adels, zunächſt der Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage die geräumige Sommerſtube oder, wie man gern zu ſagen pflegte, der Ritterſaal befunden hatte.

Und ſo ſtimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieſer iſt ſogar noch weiterhin zu ſchließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch dieſe wieder auf den oberen Flur habe hinaus gelangen können. Der Saal ſelbſt aber, welcher die Bildniſſe aus dem Geſchlechte des letzten, in ſeiner Jugend verſchollenen Eigenthümers ſoll enthalten haben, ſpielt noch heute in der Phantaſie des Volkes eine Rolle; noch jetzt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obriſters im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über deſſen blaſſes Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben dieſem von einer ſtolzen ſchwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geſchick dieſes Paares ſoll für das des ganzen Geſchlechtes vorbeſtimmend geweſen ſein; aber die Sage über ſie iſt verſchollen; nur will man wiſſen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann ſei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wunderſamer Vogelgeſang erſchollen und jählings wieder ſtumm geworden, ſobald die Seele ſich von ihrem Leib gelöſet habe. Neben der Thür aber, welche in eine der weſtlichen Kammern führte, hing ein anderes

Frauenbild, an welches unſere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Ueberlieferung von einem Walde wiſſen will, an deſſen Rande einſt das Haus gelegen habe, ſo gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte ſich ein Heckthor, hinter dem ſich ein Weg in Bäumen zu verlieren ſchien.

* * *

In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit da Herzog Chriſtian Albrecht und der däniſche König gemeinſchaftlich das Land regierten, iſt es geweſen, als dieſer Hof — im Volksmunde, wie noch jetzt der Platz, wo einſt das Haus geſtanden, „Eekenhof“ genannt — durch Heirath in den Beſitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten lebte. Er iſt ein jüngerer Sohn geweſen und ſoll von ſeinen Knabenjahren an das Majoratsgut ſeines Hauſes nur mit Neid und Haß in ſeines älteſten Bruders Hand geſehen haben; denn Habgier und Verſchwendung haben in ſeinem Herzen ſich geſtritten. Zum Glücke aber gab es auch ſchon derzeit jenes zweite Mittel, um mühelos, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es iſt auch zwei Mal glücklich von ihm angewandt worden, ſo daß ſpäterhin die Rede ging, Herr Hennicke lebe von ſeinen beiden Weibern, der lebenden und der todten.

Die Erſte, die er freite, war ein ſcheues Kind vom Lande; ſie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwiſchen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Kirchdorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Luſt hatte ſie nach ihres Vaters Tode ſich in die Stadt begeben; auch war die Baſe, der Herzogin Hoffräulein, die ſie in ihr Haus geladen hatte, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der ſehr jung geſtorben war, hatte ſie geloben müſſen, nach ſeinem Abſcheiden für die Sommerſtube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu laſſen. „Das gehört noch an die leere Stelle,“ hatte er geſagt; „dann kann der Schlüſſel abgezogen werden, wir ſind dann alle wie in einer Gruft beiſammen.“

Die düſteren Worte hatten ſie erſchreckt, und ſie hätte ſich wol lieber um eine andere Urſach' malen laſſen; aber des Vaters Wille mußte doch geſchehen.

Und das Bildniß wurde wie ſie ſelber. Das

Hoffräulein mochte ihr noch ſo oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr ſagen: „Du ſollt'ſt nur wiſſen, was für beſondere Schönheit an Dir iſt!“ — die blauen Augen wußten nichts von dieſer Schönheit und blickten nach wie vor, als bäten ſie nur um Schutz in ihrer Einſamkeit.

Daß ſie als Braut nach ihrem ſtillen Herrenhaus zurückkehren ſollte, hat ſie wol nicht gedacht; auch ſoll die muntere Baſe oft nachher geſprochen haben, ſie habe den ſchwarzen Henne wol gerne nicht genommen; ſie hab' nur nicht gewagt ihm nein zu ſagen, und da ſie einmal ja geſagt, ſo ſei ſie viel zu gut und lang nicht klug genug geweſen, ihm wieder nein zu ſagen.

Als Herr Hennicke zu ſeiner Hochzeit über die Ziehbrücke in den Eekenhof einritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Feſt bereitet ſtand, die leere Stelle ausgefüllt, und die Gäſte ſahen mit Verwunderung bald auf die ſtille, in lichtes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrtenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geſchlechts beſchloß.

Unter den Hochzeitsgäſten iſt von der Sippſchaft der Braut nur die Baſe aus der Stadt geſehen worden; die Freundſchaft des Bräutigams ſind ſtolze herriſche Männer geweſen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und ſich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber, und dann Alle, mit ihnen auch die luſtige Baſe, den Eekenhof verlaſſen hatten, iſt die junge Frau in Einſamkeit zurückgeblieben; denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei ſeinen Nachbaren war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er ſagte, ein richtig Regiment zu ſchaffen; die Pachtbauern ſollten ganz anders jetzt den Säckel ziehen, der Schweiß der Hörigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Geſinde ſah er ſich mit ſcharfen Augen an: die alten Diener, deren Knochen ihm nicht ſtark genug erſchienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn ſie ſich je und je hervorwagte, hat er mit hartem Wort zurückgeſchreckt, daß ſie mit ſcheuem Aufblick ſtumm geworden iſt; und bald hat ſie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur ſein Schritt erſcholl. Mitunter, wenn ſie aus ihrer Wirthſchaft über die Brücke hinaus gegangen war, ſei es um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen, oder ſeitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu ſchlendern, dann iſt es wie ein Traum auf ſie gekommen, als ſei vor Zeiten — und wenn ſie nachgeſonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Geſellſchaft um ſie her geweſen, die dieſe Orte nun für alle Zeiten verlaſſen habe; und doch hat ſie gewußt, es ſei auch damals ſo einſam hier, wie jetzt geweſen, und grübelnd iſt ſie in das ſtille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, iſt es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarſchaft die Gäſte auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man ſolle zunächſt des jungen Weibes denken, daß ſie die ſchwere Stunde glücklich überſtehe, iſt eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! ein Weib iſt ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken.“

Und als Herr Hennicke hierauf nur träg ſein Glas erhoben, hat ihm ein anderer lachend zugerufen: „Du ſinnſt wol, Hennicke, wenn Du Dein Weib mit einem Buben tauſchen müßteſt, wie lang Du auf dem Hofe noch den Herrn zu ſpielen hätteſt? Ich will Dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren ſind die Junker mündig!“

Der halbtrunkene Gaſt mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angeſehen: „Schweig' Wulf! Ruf den Tod Dir in Dein eigen Haus!“ Dann hat er im vollen Haufen angeſtoßen, daß das Glas zerſprungen und der Wein verſchüttet iſt.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz ſeines Weibes geſehen hat, ſind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen Augen deß, der ſie geſprochen, vor dem innern Blick geweſen.

— — Und die ſchwülen Spätſommer-Monde ſind gekommen. — Und, da ihre ſchwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Ritterſaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, deſſen Fenſter dann im Schatten lagen, war es friſch und kühl. Schon als Mädchen hatte ſie gern mit ihrer Arbeit hier geſeſſen; jetzt nähte ſie eifrig an der kleinen Ausſteuer für die Wiege, die voll ſchwellender Kiſſen ſchon daneben in der Kammer ſtand; und wenn ein Käppchen oder ein Hemdlein auch nur zur Hälfte fertig war, dann hielt ſie's vor ſich hin und betrachtete es, halb in Entzücken, halb in dunklem

Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die alte Schaffnerin, die alte Maike, ihr zur Geſellſchaft da geweſen; aber auch dieſe hatte Herr Hennicke verabſchiedet, weil ſie, ſo ſagte er, zu alt in der Herberge geworden ſei; in Wahrheit, weil ſie der ſtummen Klage in ſeines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreiſten Mund geliehen hatte. Daher iſt jetzt nur die ſtille Geſellſchaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau geweſen; aber faſt von allen wußte ſie, ſei es, was ihr Leben einſt erfüllt, oder was, oft jählings, aus demſelben ſie hinausgetrieben hatte. Einſt hatte die alte Maike ihr das erzählt; jetzt war ihr, wenn ſie auf die einen oder andern blickte, als erzählten es die todten Bilder ſelber, daß ihres Lebens Luſt und Jammer nicht vergeſſen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke ſtets nach jener fernſten Ecke, wo in dem Schatten der Fenſterwand des jungen bleichen Obriſters Bildniß hing; von dieſem weiter zu der ſtolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunkeln Augen in das Leere ſchaute. Dann ſchrak ſie wol zuſammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war geweſen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz ſeine Flügel, als ob er plötzlich ſeinen Sang beginnen wolle. Aber wenn ſie mit aufgeriſſenen Augen horchte, ſo war es todtenſtill im Saale.

Auch einmal, da in der ſteigenden Dämmerung es immer einſamer um ſie geworden war, als auch draußen das Rauſchen in den Eichen aufgehört hatte, und ihr die müden Hände in den Schoß geſunken waren, iſt es über ſie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch ſie ſelber nicht mehr da, ſondern ſtatt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den andern in den ſtillen Raum hinabſehe. Sie hat verſucht, die Arme oder den Fuß zu ſtrecken, aber ſie hat es nicht vermocht; ihr iſt geweſen, als ſei ſie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes feſtgebannt. Das finſtere Wort des Vaters hat vor ihr geſtanden; doch als es jählings ſie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangſt aus ihr geſchrieen: „Mein Kind, mein Kind! Was ſoll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelöſten Gliedern iſt ſie aufgeſprungen und in dem faſt dunklen Saal umhergewandert; als ſie aber an ihrem eignen Bilde vorüber gekommen, hat ſie geſchaudert und iſt dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo ſie mit der theueren Bürde unter ihrem Herzen an der Wiege hingeſunken iſt.

Herr Hennicke hat dies nie erfahren; aber ſein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelſorger, dem Paſtor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von dieſem iſt es auf ſeinen Nachfolger Albertus Petri übertragen worden, welcher vor ſeinem Dienſtantritt als Informator in Herrn Hennicke's Hauſe lebte und ſpäter der erſte Erzähler dieſer Geſchichte wurde.

Und als die Zeit erfüllt war, ſind nach ſchwerer Angſt die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeſchrieen worden; die Mutter ſelber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat ſich emporzuringen. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold hereinleuchtete, iſt draußen aus der Abendſtille ein ſüßer Vogelgeſang erſchollen, obwol die Zeit des Singens längſt vorüber war und ſchon der Herbſt die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber iſt aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maike, ach, der Stieglitz ſingt!“ Und als im ſelben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, iſt er in jähem Schrecken an der Schwelle feſtgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halſe horchend dageſtanden.

Da war es, als ob der Vogelſang ſich nebenan im Bilderſaal verliere; dann ward es völlig ſtill, und auch die Wöchnerin ſank ſtumm in ihre Kiſſen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch ſeines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hauſe verblieben war, das weiße Linnen über der Todten Antlitz deckte, ſtand der Wittwer an der Wiege und ſtarrte ſchweigend auf das ſchwache Weſen, das dort in den Kiſſen um die Lebensluft zu ringen ſchien. Da trat das Weib auf leiſen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ ſprach ſie; „aber getröſtet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zuſammen und wandte raſch den Kopf. Das Weib erſchrak faſt, als er ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen anſah. „Das Kind? Was meinſt Du?“ rief r. „Daß auch das Kind noch ſterben ſollte?“

Die Alte wurde faſt verwirrt; er ſprach ſo laut; och weder Schreck noch Kummer war in ſeiner timme. „Das liegt in Chriſti Händen,“ ſagte ſie; ber ſaht Ihr's denn nicht? Es ſteht ein Lächeln n der Leiche Mund; ſo liegen nur, die bald ihr ebſtes nach ſich ziehen.“

Sie trat zurück, um von der Todten Angeſicht das Linnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raſchen Griffes ihren Arm. „Geſchwätz,“ ſtieß er mit heiſerem Laut hervor, „wenn Du nichts Anderes zu berichten weißt!“

„Laßt mich, Herr Hennicke!“ ſagte die alte Frau. „Ihr ſeid ein großer Herr; aber der Todten Angeſichter verſteh' ich beſſer doch als Ihr! Harret eine Viertelſtunde hier an Eures Kindes Wiege, ſo werdet Ihr die Gichter kommen ſehen.“

Und Herr Hennicke blieb und ſah die Gichter in dem kleinen Antlitz zucken. Dann ſchritt er aus der Kammer; er ſchritt durch den Saal; aber er ſah nicht auf, wo ſeines Weibes Bildniß hing. Eilends ſtieg er in den Hof hinab, und bald ſaß er zu Pferde, und, ſeine großen Hunde neben ſich, ritt er über die Brücke in die ſchon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; ſeine Blicke ſtreiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie ſie es nie gethan. Der Erbe dieſes Grundbeſitzes lag ſterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieſes Erben! Er ſtieß ſeinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft ſtieg; aber er zwang es nieder auf die

Vorderfüße, ſeine Fauſt war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Bruſt hob ſich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das faſt die ſtille Nacht erſchüttert hätte. Als er zu Hauſe von dem ſchäumenden Rappen ſtieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindesmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen, das Kind lag abermals in ſeinen Gichtern.

Am andern Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemloſem Wandern in der Winterſtube auf und ab; aber die Wage ſtand immer noch zwiſchen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm in's Gemach trat, ſtreckte er Herrn Hennicke die Hand entgegen und ſprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelaſſen; Gott hat geholfen, Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber ſeinen eigenen Sohn.

* * *

Das Weſen des Mannes wurde ſeit dem Tode der ſanften Frau noch finſterer und gewaltſamer. Wenn die Hörigen ſäumig waren, oder die Pachtbauern mit ihrem Zinſe oder den Maſt- und Schweinegeldern im Rückſtand blieben, ließ er die Einen in den Block legen oder peitſchen, für die Andern ſuchte er alte, längſtvergeſſene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entrathen; denn er liebte Weiber und Gelag, und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in ſeine Kaſſe floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in ſeine beſten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag ſeines Sohnes ſich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Ueberdies war ſchwere Zeit damals in den ſiebenziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Laſten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde noth, nach einer zweiten Erbtochter mit freiem Eigen auszuſchauen; vielleicht in einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb ſpürte.

Allein es wollte nicht ſo glücken wie das erſte Mal. Auf mehreren Herrenſitzen hatte er ſchon angeklopft; aber die Töchter waren meiſtens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem ſchwarzen, kurz geſchorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; ſie ſahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche ſchon die zierliche, von Herrn Hennicke ſtets verſchmähte, franzöſiſche Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es ſtark, daß trotz des Freierganges der ſchwarze Mann von einer niederen Leidenſchaft gehalten ſei und, gleich dem Bauern, nur das Gut freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen ſaueren Weg ſich rüſtete.

Hinter dem Walde von Eckenhof, von deſſen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, ſaß eine Erbtochter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber ſchuldenfreien Hofe. Sie war ein Waiſenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe wirthſchaftliche Jungfrau, deren farbloſes Antlitz mit dem glatt geſcheitelten Flachshaar ſtets ſo ſauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern ſagten, daß man den Braten von den Dielen eſſen könne. Vor etwa zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhäbigen Baſe ſich ein ſicheres Neſt erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen

Frager hatte mit verſchmitztem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn ſie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!“

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Ausſteuer nur noch emſiger geſponnen, als je zuvor. Des Tages über ſaß ſie allein an ihrem Rade und ſpähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerſtraße, ob nicht zu Roß oder zu Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthſchaftsarbeit abgethan war, ſchnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um ſie her, und war die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, ſo mußten die Dirnen ſtundenlang noch in der kalten Stube weiter ſpinnen; klagten ſie am andern Morgen, daß ſie mit den ſteifen Fingern den dicken Wocken, den ſie ihnen zur Nacht noch aufzuſtecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, ſo wickelte ſie den Flachs um ihre Finger und ſengte ihnen denſelben daran ab. Sie ſoll dabei geſagt haben: „Nun wird's wol heiß genug ſein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als ſie von ihrem Spinnrade in den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes zugetrabt. Ihre dünnen Lippen verzogen ſich zum Lächeln; denn es war Hennicke, den ſie ſeit ſeiner Frauen Hingang ſchon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte ſogar noch, wenn auch ein wenig ſäuerlich, als mit Herrn Hennicke ſeine Hunde ſich in's Zimmer drängten und ihre ſchmutzigen Tatzen auf die weißen Dielen ſetzten.

Herr Hennicke ſah weder ihr ſüßes noch ihr ſaueres Lächeln; bald aber ließ er ſich von ihr Trepp' auf Trepp' ab im Hauſe umherführen; ſie ſchloß ihm, einen nach dem andern, die ſchweren Eichenſchränke auf und wies ihm prunkend die aufgeſpeicherten Geſpinnſte; und da nun Land und Sand ſich ſelber lobte, ſo lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber ſchlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk im beſten Gange ſei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um ſicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam ſollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; ſie wollte nicht auf fremdem Boden wirthen. — Und ſo kam es, daß das alte Haus des Eekenhofs verlaſſen wurde und Nichts zurückblieb, als droben in der großen Sommerſtube ein paar verblichene Seſſel und die Bilder der Verſtorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker Dethlev, ſtörte die junge Ehe nicht. Bei ſeines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Koſt und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die luſtige Baſe den Knaben zu ſich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte ſich erhoben, daß auf dem Eekenhof das Bild der todten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen ſteige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauſes ſuche. Seitdem es nun bei einer von den Ihren war, ſollte das unruhige Wandern ſich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angeſprochen wurde; der aber meinte, hinter ſeinen weißen Zähnen ſei es dem Hennicke ſchon recht geweſen, daß ſein Lager nicht noch unter dem alten Dache ſtehe, und daß die Todte nun zufrieden ſchiene. Nicht unrecht mag es ihm auch geweſen ſein, daß die wohlhabende Baſe den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert; ſogar die Koſten der auswärtigen Geſandtſchaften waren ihnen letzthin aufgebürdet; im Hauſe aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht zwei Mal in der Woche, was ihr doch ſelbſt in ihrem Jungfrauenſtande allzeit genug geweſen ſei, bei Weißfiſch und dünnem Bier mit ihr zu Mittag ſitzen wollte.

Der Kinderſegen dieſer Ehe war ſchon im erſten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeſchloſſen worden. Es ſind zwei unterſetzte, kurzbeinige Buben geweſen; trotz des Vaters mit ſchier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem ſchwarzen Juden mitunter wol ein Rothkopf aufzuſtehen pflegt. Herr Hennicke hat ſie ſeine beiden Füchſe geheißen und an ihren Streichen ſeine Luſt gehabt. Man erzählt, da ſie noch klein geweſen, hat er auf ihr Begehr zwei handliche Schubkarren für ſie fertigen laſſen; die pflegten ſie in einer nahen Sandgrube mit Kieſelſteinen aufzufüllen; dann ſind ſie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Raſen vor dem Herrenhauſe ſich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke ſeine jungen Roſſe an der Leine laufen ließ. In dieſem Ringe haben ſie mit ihren kurzen Beinen in unſagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor ſich hergefahren und haben ſich von hüben und drüben ihr „Hott“ und „Hü“ einander zugerufen, daß alſo ein Schall entſtanden iſt, als wenn von einem Haufen Menſchen ein großes Werk betrieben würde. Wenn ſie aber deſſen müde geworden, ſo haben ſie ihre Schubkarren hingeſtellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, ſich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis dieſe blutig und die Karren leer geweſen ſind. — Iſt über ſolchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, ſo hat er, je nach ſeiner Laune, entweder, die Hände unter'm Wamms, mit finſterem Angeſicht dabei geſtanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Füchſe, drauf!“ den Buben zugerufen. Meiſtens aber iſt auf's Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhauſe über die Freitreppe hinabgeſchritten; da ſind die Buben, wenn ſie ſelbige nur kaum aus ihren nackten Augen angeſehen hat, wie in Erſtarrung ſtehen geblieben; und während dann das Weib mit ihren mageren Händen, mit jeder einen derſelben an ſeinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke ſich abgewandt und iſt zu Roß und Hund in ſeinen Stall gegangen.

— — Zwiſchen den Buben, oder lieber noch abſeits von ihnen, iſt mitunter auch ein Dirnlein umhergeſprungen, dem Aelteſten von dieſen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von ſchlankem, kräftigem Wuchs, mit ſchwarzem Kraushaar, darunter ein Paar milde blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, ſondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren Förſters, in dem Unterbau des Eckenhofes gewohnt; aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggeſtorben war, ſie ſelber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechſelt hatte, nicht eben liebreich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungfernkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß ſie dem Herrn noch näher, als nur durch die Taufe angehöre; auch, daß er ſtatt ſeines hageren Ehekreuzes wol gern die ſchöne Förſterstochter heimgeführt hätte, wenn dieſe nur adeligen Standes oder zum Mindeſten adeligen Vermögens geweſen wäre. Vor Herrn Hennicke's Ohren freilich wurde ſolch' Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwatzmäuler zu beſſerem Beſinnen in den Block gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn ſeine ſchwarzen Stunden plagten, konnte es geſchehen, daß er plötzlich zu Pferde ſtieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!“ rief er ſchon von weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores ſpielen ſah. Sie erſchrak dann wol und lief in's Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor ſich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedicte's Hof zurück und hieß demſelben für die Nacht die Kammer an der ſeinen rüſten.

Freilich die kleine Heilwig ſelber hatte keine Luſt davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen ſie auf ihres Pathen Geheiß an deſſen Seite ſitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem Hunde oder einer Katze zugeſchoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt geweſen, ſo hatte er wol einen China-Apfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber ſie rührte ſie nicht an, denn die beiden Füchſe ſahen mit ſo gierigen Augen darauf hin, daß ſie den Biſſen nicht einmal zu theilen wagte. Am meiſten vielleicht fürchtete ſie die ihr unverſtändliche, gewaltſame Zärtlichkeit des finſteren Mannes ſelber. Nicht ſelten, wenn morgens ſie in ihrem Bett erwachte, ſah ſie die ſchwarzen Augen ihres Pathen über ſich; er ſagte Nichts, er ſtrich ihr ſtumm die Löckchen von der Stirn oder drückte ihr verſchlafenes Köpfchen zwiſchen ſeine beiden rauhen Hände; mitunter riß er ſie vom Kiſſen auf an ſeine Bruſt, daß ſie mit ihren nackten

Aermchen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und ſchweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeſchritten war, ſo lag ſie auf ihr Kiſſen hingeſunken und wagte ſich nicht zu rühren, bis unten auf dem ſteinernen Hausgang ſein harter Tritt verſchollen war.

War ſie dann aufgeſtanden und hatte unter Frau Benedicte's Augen ihr Frühſtücksbrod verzehrt, dann lief ſie gern in's Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen; ſei es in den Garten hinter'm Hauſe, wo freilich außer den Bohnen- und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu ſehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerſtraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus ſehnſüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Eekenhofes hinzuſchauen. Aber die unterſetzten Buben rannten ihr, wo ſie nur konnten, nach und plagten ſie auf alle Weiſe; ſie hießen ſie den „Kukuk“, weil ſie ihnen das beſte Futter nehme, und brachten ſie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!“ rief ſie dann wol in ihrer Noth; ſie hätte das auch ſonſt wol gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verſchloſſen.

Eines Nachmittages, da ein fremder Pferdezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchſe, welche ihn ſchon lange um ein ſolches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß ſie deſſen keine Urſach hätten; „den Pony habe er für Heilwig eingekauft; für ſolche Buben, wie ſie beide, ſeien die Milcheſel annoch die beſten Roſſe.“ Bei dieſen Worten hob er das zitternde Mädchen, das dabei geſtanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte dieſe behutſam auf dem Hof umher; die beiden Füchſe aber rannten heulend in das Haus, um ihrer Mutter dieſe neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte ſchwieg; ſie wagte, wo es das Mädchen galt, nicht gerne gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blaſſer, als ſie ohnedies ſchon waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete ſich in's Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung ſtieg und kalte Herbſtluft wehte. Sie ſchlich ſich frierend auf den Weg hinaus; bald ſchritt ſie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Großmutter nach dem Eekenhof zurück, bald ſtand ſie rathlos ſtill und wickelte ſich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis ſie am Ende, da eben über'm Herrenhaus der Mond heraufſtieg, von kindiſcher Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Kaum aber war ſie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, ſo ſah ſie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf ſich zuſtürzen.

„Was wollt Ihr!“ rief ſie erſchreckt. „Was hab' ich Euch gethan?“

Aber die Füchſe packten ſie bei den Armen und zerrten ſie gegen den ſteilen Rand einer Waſſergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!“ ſchrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will Nichts, gar Nichts von Euch und Eurem Vater haben!“

Doch die beiden Füchſe fuhren nur ſtumm und emſig in ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit fort, und ſchon blinkte von unten das Waſſer in die entſetzten Kinderaugen, da plötzlich ließen ſie mit jammerndem Geſchrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stock in ſeiner Fauſt, ſtand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte war alsbald zur Stelle, und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da ſchrie der Aelteſte, durch der Mutter Gegenwart ermuthigt: „Der Kukuk! Wir wollten nur den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen!“

Frau Benedicte ſtieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief ſie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das iſt kein Kukuk? Ihr kraus Gefieder ſtammt von einem anderen Vogel; auch gäbeſt Du gar gern wol Weib und Kind, wenn Du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf erſchauen könnteſt!“ Sie ſtreckte ihre hageren Finger nach dem Kinde, daß dieſes ſich erſchrocken an ihres finſteren Pathen Seite drängte.

Dieſer aber hob die Kleine auf ſeinen Arm und wiſchte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn Du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ ſprach er, „dann weißt Du auch, weßhalb der Vogel hier in's Neſt gehört.“

Die Frau wollte ein haſtig Wort erwidern, aber ſie biß ſich nur auf ihre bleichen Lippen; denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden ſchweigend mit einem Blick des Haſſes auseinander: er mit dem ſchwarzen heimathloſen Vogel, ſie mit den beiden rothen Buben, die ſich an ihre Röcke hingen.

Nach dieſem, als die unterſetzten Junker in die Länge geſchoſſen, iſt ein armer candidatus reverendi miniſterii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in dem Dienſt des greiſen Paſtors zu ſchenken in Ausſicht ſtellte, ſo iſt er um ein Billiges zu haben geweſen. Aber noch in ſpäten Jahren, da er ſelber als emeritus in der müßigen Geſchwätzigkeit des Alters hier umherwanderte, hat er doch kein Ende finden können, was dieſe Schüler ihm für Noth gemacht.

fen haben. Hatte er sie aben zur Arbeit an ihre Lectionen fortgeschickt, so fand er sie statt dessen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an irgend einem unnützen Werke arbeitend, kam er dann auch noch so hurtig mit der Haselgerte, so saßen sie zu seinem unaussprechlichen Erstaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenspiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchiv des Ekkehofer Pastorats vorhanseinem Exemplar von Henrici Müllers Liebeskuß" sieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefüger Säue mit Röthel hineingezeichnet, und dazu in kleinen Steilenzügen die vergilbte Handschrift: Von dem Herrn für seine Henne und Säue more solito hinzugefügt."

Aber auch seine Freuden hat der Candidat gehabt, denn wöchentlich an zweien Nachmittagen ist er auf Herrn Hennickes Anordnung nach dem Edelhof hinübergewandert und auch an Hedwig Lectionen zu ertheilen. Wenn er hier in seinem abgeschabten Mäntelchen aus dem Eichenschatten dem Hause zugeschritten ist, dann hat er, vergnüglich seine Hände reibend, vor sich hingerufen: „O arboretum recreationis! Lustwäldlein, dein Erquickung recht!" Von der Treppe des Hauses ist ihm dann wohl ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelaufen; sie hat sich rasch die schwarzen Löckchen fortgestrichen, die ihr beim Lesen in die Stirn gefallen waren, dann aber, bevor der Unternicht begann, dem guten Reformator die Klettenbüschel und etwa auch den Fuchsschwanz vom wilden Rauhhafer abgenommen, was Alles seine männlichen Scholaren ihm zum Abschied auf den Weg gegeben hatten. — —

Der Kandidat sollte noch einen vierten Schüler erhalten. Von dem Junker Detlef, seit ihn als Kind die Base in die Stadt genommen hatte, war er seiner, — —

Heimath weder etwas geſehen, noch gehört worden; ja in Frau Benedicte's Hauſe wußten die beiden Füchſe kaum, daß noch ein älterer Bruder da ſei. Jetzt aber wurde ihnen ſolches und dazu noch, daß dieſer nächſtens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Mal verkündet. Denn die freigebige Baſe in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angeſprochen worden, und da ſich keine zweite fand, ſo war es, nach einem dießmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelöſten Rechenexempel, das Gerathenſte, den Buben heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben.

— — Und eines Nachmittages im September, da auf Eekenhof die hohen Bäume im warmen Sonnengolde ſtanden, iſt von der Heerſtraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre ſchätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in ſeiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelaſſene Zugbrücke getreten iſt, hat er feſter ſeinen Stab gefaßt, wie um den großen Hunden zu begegnen, welche derzeit aus den Herrenſitzen mit Gebell den Ankommenden entgegen zu ſtürzen pflegten. Aber es iſt dergleichen nichts geſchehen; nur ein ſchwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gehangen und von einem Stücklein Brodes für die Fiſche drunten abgebröckelt.

„Wer biſt Du?“ frug der Knabe, als ſie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnſt Du hier?“

„Das Haus ſteht leer;“ ſagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörſt Du? Da ſchlägt es eben Vier!“

Als die Uhr vom Hauſe ausgeſchlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer iſt denn Deine Großmutter?“

— „Mein Großvater war der Förſter hier im Walde.“

„So?“ ſagte der Knabe. „Ich kenne Euch nicht; aber Ihr dürft hier ſchon noch wohnen bleiben; denn ich brauche das Haus noch lange nicht!“

Die Kleine hatte ſich gerade vor ihm hingeſtellt „Du!“ rief ſie. „Da werden wir Dich wenig fragen das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinte dem Walde wohnt.“

Aber der Bube ließ ſich das nicht anfechten. „He Hennicke iſt mein Vater;“ ſagte er; „aber das Hau iſt mein; denn es iſt meiner Mutter Haus geweſen

Als er ſo redete, iſt von dem Hauſe her ei ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß ſie fremdem Willen ſich zu beugen hatte lernen müſſen. Eine Weile ließ ſie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann ſprach ſie: „Siehſt Du es denn nicht, Heilwig? Das iſt der Junker Dethlev! Ich kenne ihn nach ſeiner Mutter Angeſicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen."

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht, Heilwig aber ſah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Dethlev," rief ſie, „Du ſiehſt ganz anders aus als Deine Brüder!"

„Ich kenne meine Brüder nicht," ſagte der Junker; „ich kenne Euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Baſe nur noch lebte, ſo wäre ich erſt gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch verſprochen, daß ich auf ſeiner neuen Univerſität ſtudieren ſoll!"

„Aber," ſagte die Förſtersfrau, „hat denn Herr Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geſchickt?"

„Ich gehe lieber," entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedicte's Pferden reite!"

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eures Vaters vorbeigewandert ſeid?"

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erſt meiner Mutter Bildniß ſehen, bevor ich nach dem fremden Hauſe komme!“

„Mit Gott, Junker Dethlev!“ ſprach die Alte, indem ſie einen Schlüſſel von ihrem Gürtel löſte; „Heilwig mag Euch die Sommerſtube aufſchließen, indeſſen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach beſorge!“

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düſteren Küche zu handtieren anfing, ſtiegen die Kinder miteinander in das Oberhaus hinauf.

— — Als ſpät mit Dunkelwerden der Junker Dethlev auf Frau Benedicte's Hof kam, haben die beiden Füchſe ſchon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er ſollte ihnen gegen den dummen Informator beiſtehen und ihnen den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei ſeiner Abendſchüſſel geſeſſen, hat das feine Tuch ſeines Wammſes mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm geſagt, das paſſe hier nicht auf dem Lande; auch werde ſie ſchon morgen ihm die blonden Locken ſtutzen. Herr Hennicke aber iſt auswärts bei einem Nachbar zum Gelag geweſen.

Gleichwie indeß der Junker Dethlev ſich Frau Benedicte's Scheere zu erwehren verſtand, ſo wurden auch die Hoffnungen der beiden Füchſe nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Dethlev mit dem „Kukuk" vor ſeiner Mutter Bild geſtanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradſchaft der des dummen Mädchens vorzog, ja gleich dieſer und zu des verhaßten Informators Freude emſig bei den Büchern ſaß.

Herr Hennicke ſelber iſt ſeinem älteſten Sohne meiſtens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernſt zu ihm geredet. Nur wenn der Junker ſich bisweilen ſeines mütterlichen Erbes annahm, ſei es, daß er für einen armen Hörigen Fürſpruch that, oder daß er den ſichtlichen Verfall des alten Hauſes aufzuhalten wünſchte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend angeſchaut und ihn mit hartem Wort zurückgewieſen; doch noch niemals, was die beiden Füchſe ſich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schlage gegen ihn erhoben.

Auf dem Eckenhofe iſt der Junker oft geſehen worden. An Winterabenden ſaßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die ſpinnende Förstersfrau erzählte ihnen die Geſchichten von den Bildern droben, ſoweit ſie ſelber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen ſie auch wol nach dem kühlen Saal hinauf. Als einſt die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem ſtillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf ſeinen Arm: „Du! Du mußt leiſe gehen!“

— „Leiſe? Warum denn leiſe?“

„Ja, Deine Mutter iſt doch todt; und auch die andern, die hier abgebildet ſind!“

Da that er, wie ſie ſagte; und flüſternd gingen ſie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Dethlevs Mutter ihr Geſpräch verſtummte.

An andern Tagen ſtrichen ſie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durſt ſie überfiel, liefen ſie zu einem Käthner, deſſen kleines Heimweſen dicht am Waldesrand gelegen war. „Forthmann,“ ſagte dann wol der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus deſſen Hand an Heilwig reichte, „warte nur, Du ſollſt zu Deiner einen Kuh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater iſt auch ein guter Mann geweſen.“

Mitunter redeten die Kinder gar ernſthaft mit einander; und einmal, da ſie in einſamer Waldlichtung im Graſe beiſammen ſaßen, ſagte Dethlev:

„Erzähl' mir doch einmal von Deinem Vater, Heilwig! Iſt er denn niemals hier geweſen?“

Heilwig ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „Großmutter ſpricht nicht gern von ihm; ich glaube, Dethlev, er iſt kein guter Mann geweſen; denn er hat meine Mutter verlaſſen, bevor ich noch geboren wurde, und ſie iſt dann darum geſtorben.“

Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüſterte ihr zu: „Sag' es zu keinem Menſchen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater iſt auch kein guter Mann!“

Heilwig rührte ſich nicht; und ſo ſaßen die Kinder in ihrer Einſamkeit noch lange ſchweigend Hand in Hand.

Ein paar Jahre waren dahingegangen; aber je höher die gegenſeitige Anhänglichkeit der Kinder geſtiegen war, deſto tiefer hatte ſich in Herrn Hennicke's Bruſt der Groll gegen den Junker Dethlev eingegraben, bei welchem jetzt allein ſein Liebling vor der Anderen Unbill Hülfe ſuchte. Und wenn er grübelnd den beiden Kindern nachſchaute, ſo vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte ſich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufſt Du allzeit hinter dem flüggen Vogel!“ ſprach ſie dann wol, und es blitzte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „ſie hat doch den blonden Jungen lieber, ſo ſchwarz ſie ſelber iſt!“ Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, ſo mußt Du Dir den Paſtor ſuchen gehen, der das ſüße Pärchen trauen darf!“

Und eines Nachmittags nach ſolcher Aufreizung iſt Herr Hennicke nach Eekenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin, ſondern trat in die Kammer der Förſtersfrau, die hinter ihrem Rade ſaß.

„Wo iſt Heilwig?“ frug er.

„Sie iſt um Erdbeeren mit dem Junker Dethlev in den Wald gegangen.“

„Ihr ſolltet ſie beſſer an Euch halten!“ ſprach er barſch.

Die Frau ſeufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach grollend und unſchlüſſig draußen über dem Heckthor des Waldes lehnte, vernahm er vor ſich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen.

Da rief er: „Heilwig! Dethlev!“ Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig ſtill nach ſeinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf ſeinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräuſch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büſche knickten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Vogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an. „Vogt!“ rief er, „haſt Du den Junker Dethlev und die Heilwig hier geſehen?“

„Wol, Herr!“ Und er wies mit ſeinem Knittel ein Stückchen aufwärts an dem Waldesrand. „Sie ſind dort nach des Forthmann Hauſe zugelaufen. Soll ich ſie holen, Herr?“

Herr Hennicke warf einen raſchen Blick über die Schaar der Arbeiter. „Wo iſt der Forthmann?“ frug er.

„Der iſt erſt morgen an der Reihe.“

Herr Hennicke hieß den Vogt zur Stelle bleiben; er ſelber aber ſchritt haſtig über die Felder, bis er des Käthners Haus erreicht hatte. „Wo ſind der Junker Dethlev und die Heilwig?“ frug er dieſen, der eben einen Eimer Waſſers aus ſeinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das zornrothe Antlitz ſeines Herrn erblickte, fürchtete, daß den Kindern ein Leids geſchehen werde, und antwortete ſtockend: „Ich weiß nicht, Herr; ſie ſind nicht hier geweſen.“

„Du lügſt, Forthmann!“ rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!“

Herr Hennicke hieß den Mann in's Haus gehen und dort auf ihn warten. Er ſelber ſuchte draußen nach den Kindern; er ſtieß einen Haufen Reiſig auseinander, er riß die Pforte des kleinen Innenhofes auf; aber er fand ſie nicht. Endlich an einem Dornbuſch ſah er Heilwigs rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauſes trat, ſtand der Käthner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmdiele unter dem Keſſelhaken lohte. Er rief ihn zu ſich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt Du, Forthmann,“ frug er, „wie mein Großvater ſeine freveliſchen Bauern ſtrafte?“

Der Mann ſtarrte ihn nur angſtvoll an.

„Geh,“ rief er, „und hol' den Eimer Waſſer, den Du vorhin aus dem Brunnen zogſt!“

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denſelben aus der Hand und goß das Waſſer in die Heerdflamme, daß ſie ziſchend und praſſelnd in Wolken weißen Dampfes erloſch.

Eine Weile blieb er ſtehen, bis die ſtäubende Aſche ſich verflogen hatte; dann ſprach er: „Dein Feuer iſt todt; und wehe denen, die vor Wochenſchluß es wieder anzuzünden wagen; ſie ſollte ſchwere Buße dafür treffen!“

Er wandte ſich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib iſt krank; die Woche hat ja erſt begonnen!“

Aber Herr Hennicke ging, während der Käthner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortſchreitenden ausſtreckte.

— — Am andern Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Eekenhof; er ritt durch das Heckthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, ſtand am Rande derſelben der Vogt mit einer Peitſche in der Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkomm' geben wollte.

„Gib's ihm doppelt auf den Mittag!“ rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Heerde ſehen!“ Und er erzählte, was geſtern in des Käthners Forthmann Haus geſchehen war.

„Herr,“ ſagte der Vogt, „es wird ſich Niemand dort die Fauſt verbrennen wollen!“

Herr Hennicke nickte. „Sie ſollen aber wiſſen, daß ſie nimmer ſicher ſind.“ Er gab ſeinem ſchwarzen Gaul die Sporen, und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgenſonne; nichts Lebendes war zu ſehen, als eine Katze, welche auf der Schwelle ſchlief.

„Iſt Forthmann in der Arbeit?“ frug Herr Hennicke ſeinen Vogt.

„Ja, Herr.“

„Und das Weib?“

„Sie kann nicht; ſie liegt ſchon wieder mal an ihrem ſchweren Schaden.“

Plötzlich riß Herr Hennicke ſein Roß zurück. „Was iſt das, Vogt?“ rief er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus deſſen Firſt es bläulich in die Luft ſtieg.

„Das Herr,“ erwiderte der Mann, und deckte ſich die Augen vor den ſchrägen Sonnenſtrahlen; „das iſt Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, ſo iſt auch Feuer auf dem Heerd.“

Herr Hennicke war raſch vom Gaul herunter. Als er die Lehmdiele der Hütte betrat, ſah er wie geſtern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Heerdes ſtand die kleine Tochter des Käthners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern ſtand der Junker Dethlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine friſche Hand voll Reiſig zuſchob.

Erſt als die Dirne einen Schrei ausſtieß, ſah er ſeinen Vater vor ſich ſtehen. Er erſchrak heftig; als aber dieſer mit bebender Stimme frug: „Haſt Du Dich unterſtanden, dieſes Feuer anzuzünden?“ ſprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Käthners liegt in ſchwerem Siechthum und kann der warmen Speiſe nicht entrathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Waſſer, der neben dem Heerde ſtand. „Nimm!“ ſagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte ſich nicht.

„Nimm!“ ſchrie Herr Hennicke. „Oder glaubſt Du, daß Du ſchon Herr auf dieſem Boden biſt?“

Da ſprach der Junker: „Nein, Herr Vater; wol bin ich hier der Herr; aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Eueren Händen liegt. Wenn ſie einmal in meinen iſt, ſo ſollen's meiner Mutter Leute beſſer haben!“

Bei dieſen Worten iſt der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gib ihm die Peitſche!“ ſchrie er dem

Vogte zu, der eben eingetreten war. „Gib ihm die Peitſche!“ Als aber der Vogt vor ſolcher Anmuthung zurückgewichen iſt, hat er den Stock aus deſſen Hand geriſſen und den Junker in das Angeſicht geſchlagen, daß das Blut hervorgeſchoſſen iſt.

Keinen Laut hat dieſer ausgeſtoßen; er iſt ruhig ſtehen geblieben, bis ſein Vater fortgeſchritten war. Aber nach Hauſe iſt er nicht gekommen und auch ſpäter in dieſer Gegend nicht mehr geſehen worden; nur auf dem Eekenhofe ſoll er deſſelbigen Abends noch geweſen ſein.

Der Sommer iſt dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedicte's Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Eekenhof geritten kam, iſt ſie ſchreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die beiden Füchſe am liebſten ſelbſt den Kukuk in ihr Neſt geholt, denn es iſt böſe Zeit für ſie gekommen. Und immer ſeltſamer iſt Herr Hennicke in ſeinem Zorn geworden, daß ſeine Nachbarn ſprachen, der ſchwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus; aber es iſt nur ſeine eigenwillige und trotzige Seele geweſen, die den Geboten Gottes ſich nicht hat fügen wollen.

Im Herbſt deſſelben Jahres iſt es geweſen, daß der Stier eines Bauern ſtößig wurde und Herr Hennicke's Lieblingshunde die Därme aus dem Leib geriſſen hat, ſo daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm ſolches kund geworden, hat er zuerſt dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber iſt er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen laſſen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbaue eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; ſtatt der Strolche und Vaganten, denen ſonſt darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüſſel in ſeiner eignen Taſche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, iſt ein ſolches Toben von der hungernden Creatur geweſen, daß im Hauſe Niemand den Schlaf hat finden können, als etwa die beiden Junker Henno und Benno. die ſich nur ſchnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte ſelbſt in all' ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Kiſſen wach geſeſſen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat ſie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeſchluckt; dann aber iſt ſie jähling nach ihres Eheherrn Bette zugeſprungen, und da ſie in der mondhellen Kammer ſah, daß auch Herr Hennicke mit aufgeſtütztem Arm und offenen Augen dalag, ſo hat ſie Alles nun mit einem Male wider ihn geſpieen und verlangt, daß er den Bullen von der Kette löſe. Er aber hat ſich nicht gerührt und nur geſagt, ſie ſolle ihre Kehle ſparen, ſo werde ſie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können; als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, ſie gar um Fürwort bei dem Herren angegangen, da hat ſie ihn voll Zornes angeſchrieen, er möge damit nach dem Eekenhof zur Baſtarddirne laufen.

— — Am ſelben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrkammer verdroſſen ſeine Hakenbüchſe putzte, trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein. Als er ſie erblickte, ſchien ſein ſchwarzes Auge licht zu werden; er ſtreckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da ſie dennoch ſcheu und ſchweigend an der Schwelle blieb, ſprach er: „Weßhalb kommſt Du nicht näher, Heilwig, da Du doch gekommen biſt?“

Da trat ſie näher zu ihm hin. „Herr Pathe,“

ſprach ſie, doch ſo leiſe, daß er ſein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!“

Wie eine Freudenbotſchaft hat das Wort dem finſteren Manne geklungen; er warf ſein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!“ ſagte er, ſie heftig ſchüttelnd; „Du haſt mich nie gebeten, nun mach's gleich ſo, daß ich es fühlen kann!“

Doch als ſie darauf ſprach: „Herr Pathe, ſo laſſet doch den armen Stier am Leben!“ Da fuhr er auf und ſchrie: „Wer hat Dich hergeſchickt? Du redeſt mit Frau Benedicte's Zunge!“ Dann wieder, da das Kind ob ſeiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er ſie plötzlich auf den Arm gehoben und iſt mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgeſtürmt. Erſt vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er ſie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war, und Heilwig, von den blutrothen Augen des raſenden Thiers erſchreckt, entfliehen wollte, hielt er ſie feſt und hieß einem Hofjungen ein Bündel Heu herbeiholen, ſo groß er es mit beiden Armen faſſen könne. „Nun, Heilwig,“ rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen ſtampfend und ſchnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da haſt Du Deinen Willen; nun aber ſollſt Du für Dich ſelber bitten!“

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, die nur mit Widerſtreben feſtgehalten wurde, zuckte bei dieſem Wort erſchreckt zuſammen; dann aber hob ſie ſich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ihre blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie eines Kindes, ſondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!“ ſagte er erwartungsvoll.

Da ſprach ſie; aber es klang faſt mehr wie zornig, als wie bittend: „Herr Pathe, ſo ſollet Ihr den Junker Dethlev wieder kommen laſſen!“

Herr Hennicke zuckte jäher noch zuſammen, als vorhin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die Hand des Mädchens fahren. Und ſo ſtanden Beide wortlos neben einander, bis das erneuete Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgeworfene Futter ſeinen Hunger noch nicht geſtillt habe.

— — Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Dethlev, er ſei von Lübeck aus mit einem Spanienfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob ſich das Gerücht, im Ritterſaale auf Eekenhof ſteige wiederum das Bild aus ſeinem Rahmen, in hellen Nächten zeige ſich die todte Frau am Fenſter und ſchaue aus nach dem Verſtoßenen.

Als das zu Herrn Hemicke's Ohren drang, ergrimmte er heftig und verſchwor ſich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmeſſer, ſo heißt es, habe er vor dem Bilde geſtanden, um es zu zerſtören; aber die ſtillen Augen hätten ihn angeſchaut, daß ſein zum Stoße ſchon erhobener Arm herabgeſunken ſei.

Nach dieſem iſt der Saal von keinem mehr betreten worden; wie einſt der Letzte des Geſchlechts es ausgeſprochen hatte, die Bilder der Abgeſchiedenen ſind jetzt alle wie in einer Gruft beiſammen geweſen. Nur wenn in Mondnächten ſich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Aequinoctium die Stürme tobten, ſoll jene nächtliche Erſcheinung ſich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Eekenhof hatten nichts davon geſehen; nur einmal, da ſie Nachts in ihrer Schlafkammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben ſie über ſich ein Rauſchen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Dethlev und für die todte Frau ein ſtill Gebet geſprochen.

* * *

Manches Jahr war dahin gegangen; längſt war der Informator in das ſtatt Ehrenſoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hauſe auf Eekenhof wohnte eine halbblinde Greiſin mit einer friſch erblühten Jungfrau, deren wehendes Kraushaar jetzt in ſchweren Flechten gefeſſelt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe ſie zu ſich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einſamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag ſich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelſchwärme zogen, ſchritt ſie manchmal über die Landſtraße nach einem jenſeits belegenen Haidehügel und ſpähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntag Abend, kam der junge Paſtor die Straße herauf gewandert; dann lief ſie ihm entgegen, und ſie gingen Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hauſe zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Paſtor freie um das ſchwarze Mädchen auf Eekenhof. Allein ſie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinausſah.

— — Drüben in der Stadt, in einer Maienwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden;

ſechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, ſei es, um alten Streit zu ſchlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort geweſen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß ſein jetzt mündiger Sohn aus erſter Ehe vor nunmehr faſt zehn Jahren auf einem Lübiſchen Kauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlaſſen habe, und daß von Schiff und Mannſchaft ſpäter keine Kunde laut geworden ſei; nun hatte er es ſo gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Dethlev als ein Verſchollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt, und ſomit der Eekenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran ſeine Seele hing; nicht etwa ſeine anderen Söhne, die beiden Füchſe, welche jetzt ſchon gleich dem Vogte zwiſchen den Leibeigenen die Peitſche führten; es war noch immer das Kind mit dem ſchwarzen Haar gleich ſeinem und mit jenen Augen, aus denen ein längſt verblichenes Antlitz wider ihn zu klagen ſchien. War es auch zur ſchlanken Jungfer aufgewachſen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh ſie ihren wilden Pathen und noch immer dürſtete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreiſe war, ließ bei dem Gedanken ſeinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun ſollte ſie ihm bald nicht mehr entrinnen können! Frau Benedicte's Zunge war in den letzten Jahren immer ſchärfer und ſpitziger geworden; das Schlüſſelbund zu Kammer und Keller hielt ſie ſo feſt in ihren mageren Fingern, daß ſelbſt Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backenknochen traten ſpitz hervor; der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüſteln unterbrochen, und es ſchien unvermeidlich, daß zum nächſten Frühjahr nur noch ein geſpenſtiger Nachhall ihres wirthſchaftlichen Waltens auf Trepp' und Gängen das Geſinde ſchrecken werde. Herr Hennicke aber ſah daraus das Kräutlein „Hoffnung“ grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem ſeinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf ſeinem neuen Eigen hauſen und ſpäter ſollte ſie ſeine Erbin ſein; die beiden Füchſe mochten ſich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuſpruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem Nachbar zum zweiten Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringſt Du, Henne?“ frug ihn dieſer; „Dein ſchwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!“ und dabei ſchenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennicke trank; aber er war nicht der Mann, ſeine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern; aber anderswo.

Fröhlich nickend ſchwang er ſich in den Sattel; und immer ſchneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedicte's Haus, dann auf der Straße fort nach Eekenhof. Als er an die ſchmale Holzbrücke kam, ſcheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die ſcharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufſchlag hinüber flog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schaar von ſchwarzen Krähen, die ſeit Junker Dethlev's Fortgang dort Beſitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennicke ſein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach dem Hauſe zu. Und als ſie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erſchreckte Mädchen hart bis an die Hufen ſeines unruhig ſtampfenden Pferdes. Seine ſchwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während ſie wie betäubt zu ihm emporſah, überſchüttete er ſie mit dunklen und verworrenen Andeutungen ſeiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben ſollſt Du wohnen; die Todten kommen nicht wieder; aber die dummen Bilder ſollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, ſo wie er eben erſt gekommen war.

Eine Weile ſtarrte ihm das ſchlanke Mädchen nach; dann floh ſie in's Haus zurück und warf ſich weinend zu den Füßen der halbblinden Greiſin. Nur Eines aus den wüſten Reden ihres Pathen hatte ſie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junker Dethlev's Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter ſtrich ihr die ſchwarzen Löckchen von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ ſprach ſie; „der Stieglitz hat noch nicht geſungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier ſingen keine Vögel mehr; die ſchwarzen Krähen haben ſie alle ja zerriſſen,“ da erhob die Greiſin ihren Finger, als wolle ſie oben nach dem Saale weiſen: „den einen nicht, Heilwig; den einen nicht; der iſt kein Futter für die Krähen!“

Nicht lange danach, an einem Sonntag Nachmittage, als eben Frau Benedicte ein ſelbſt gebrautes Kräutertränklein zum Kühlen in das offene Fenſter ſtellte, iſt auf dem Hofe dort ein Reiter von einer Schecken abgeſtiegen. Er iſt noch jung geweſen; aber in einer Tracht, wie man ſie vor einigen Jahren, da die Pariſer Moden noch nicht die Herrſchaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte ſehen können, die aber auswärts in den deutſchen Handelsplätzen auch gegenwärtig noch im Schwange ſein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spange feſtgeheftet war; dagegen erſchien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar ſo kurz geſchoren, wie es nur immer Frau Benedicte einſt dem kleinen Junker Dethlev zugedacht haben mochte. Als er ſein Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hauſe hinaufſchritt, wurden in einem Leibgurt unter ſeinem Mantel ein Paar Piſtolen ſichtbar, deren Schlöſſer nach der neueſten Erfindung und außerdem von beſonders kunſtvoller Arbeit zu ſein ſchienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn, und wurde von dieſer, während ihre Augen eine behende Muſterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewieſen. — — Droben, in einem ſonſt nicht benutzten Zimmer, ſaß Herr Hennicke ſchon ſeit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Eekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen ſeltſam geformten Doppelſchlüſſel, der dort alle Thüren öffnete und ſchloß. Eben ſtützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen und ſtarrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmſtichigen Archivſchränken keine Ausſtattung an den getünchten Wänden aufzuweiſen hatte. In ſeinen Gedanken mochte er zwei Gräber vor ſich ſehen; auf dem ſchweren Leichenſtein des einen eine hagere Frauengeſtalt mit feſtgeſchloſſenen Händen und darüber den Namen „Benedicte"; das andere ohne Namen, fern über'm Ocean, unfindbar von fremdem

Kraut und Ranken überwuchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang ſtehen geblieben; aber ſie mühte ſich vergebens zu erhorchen, was droben hinter der dicht verſchloſſenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräuſch, als würde ein ſchwerer Stuhl erſchüttert, wie wenn etwa die Lehne von unſicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm ſie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düſtere ihres Eheherrn zu antworten ſchien. Schon war ſie des vergeblichen Horchens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und ſie hörte den jungen Kaufherrn, während er hinaustrat, ſagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denket, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln ſollt!“

Ein Huſtenanfall, den ſie vergebens zu erſticken ſuchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Poſten; der Reiter aber, der ſchon gegen die Treppe zugeſchritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt raſch hinab, und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch ſeinen

Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die koſtbaren Piſtolen nicht mehr ſichtbar; irgend etwas, ſei es ein beſtehendes Verhältniß oder ein einſt Geſchehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieſelben bei ſeiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch ſpäter nebſt gewiſſen Schriften dort zu laſſen. Seine Gedanken, wie ſein Weg führten ihn nach einem alten einſamen Hauſe; vielleicht auch, daß er nach den eben verlaufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erſchrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Hennicke aber in ſeinem Archivzimmer ſah noch mit ſtumpfen Blicken auf die zurückgelaſſenen Papiere, als ſich von draußen die Stiege herauf Frau Benedicte's Hüſteln hören ließ. Sie hatte vom Fenſter aus dem Fremden nachgeſpäht, ſie hatte ihn im Hofe ſein ſcheckiges Roß beſteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerſtraße hinausreiten ſehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat ſie athemlos zu ihrem Eheherrn in die Stube. „Rechneſt Du noch immer um Dein neues Erbgut?" frug ſie ſcharf.

Er ſtieß ein Lachen aus. „Was willſt Du?" entgegnete er kurz.

„Du hatteſt Beſuch," ſprach ſie; „ſag' doch, wer war's denn?"

Herr Hennicke ſah ſie mit düſteren Augen an. „Geh'," ſagte er; „ich brauch' hier keine Weiberzungen."

Aber ſie forſchte weiter: „War's etwa einer von den Lubiſchen Stadtjunkern, bei denen Du in der Kreide ſtehſt? Mach' Dir auf meine Gülten keine Rechnung!"

Herr Hennicke war aufgeſprungen und that einen dröhnenden Fauſtſchlag auf den Tiſch. „Ein Stadtjunker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe Dich mitſammt Deinem Hof darum, ſo es Einer von dem Krämervolk geweſen wäre! Da lies!" rief er und ſchob ihr eines der Papiere zu. „Du ſollſt auch Deine Freude haben!"

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil' um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als ſie ausgeleſen hatte, legte ſie es auf den Tiſch und ſagte: „Du wirſt ein Lump, Herr Hennicke, aber nicht der erſte, der aus ſeines Weibes Hand gefüttert wurde."

Einige Augenblicke war es todtenſtill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz wandte, that ſie einen gellen Schrei und ſtreckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es ſich vor Mord zu ſchützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja ſeine Arme hingen wie gelähmt an ſeinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen ſich das Weib erſchrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgeſtiegen war.

„Was ſchreiſt Du?“ ſagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halſe nicht heraus. „Lies noch einmal, ſo wirſt Du ſehen, daß die Schrift gefälſcht iſt! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird ſich hüten, zum zweiten Mal zu kommen.“

Frau Benedicte aber las nicht wieder; ſie ſah Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob ſie ihm bis auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr ſchweres Schlüſſelbund vom Gürtel neſtelnd, ging ſie ſchweigend aus dem Zimmer.

Draußen lag noch derſelbe Sommertag auf Wald und Wieſen; doch neigte ſich die Sonne ſchon allmälig, und auf Eckenhof ſtreckten ſich die Schatten der beiden Treppengiebel ſchon bis auf die andere Uferſeite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauſes ſtand mit geſenktem Kopf die Schecke des blonden Reiters angebunden, und eben trat er ſelber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Geſtalt Heilwig's. Der Reiter löſte ſein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel faſſend, ſchritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenſeits ſtehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die ſchönen jungen Menſchen neben einander; aber das Antlitz des Mädchens war von Freude geröthet und in ihren Augen war ein ſtiller Glanz; wie eine Braut nach dem erharrten Bräutigam blickte ſie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als ſie dieſes in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein ſchweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Nein Heilwig,“ ſprach er zu dem Mädchen, die ſorgend zu ihm aufblickte; „es iſt nicht um meines Erbes willen; ich trag' ernſte Kunde für uns Beide.“

Und da ſie leicht zuſammen bebte, ſetzte er hinzu: „Wir wollen nach unſeren Kinderplätzen, Heilwig;

erſchrick nur nicht; meine Hand ſoll Dich um ſo feſter halten!"

Sie gingen um den Ringgraben, dem Heckthore des Waldes zu und waren in deſſen Schatten bald verſchwunden.

— — Ueber eine Stunde iſt dann wol vergangen, und der Eekenhof hat wie verzaubert einſam dagelegen. Leiſe breiteten ſich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendſchein die beiden jugendlichen Geſtalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da iſt das Mädchen mit den ſchwarzen Flechten blaß wie eine Lilie geweſen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll geſtanden. Mit geſenktem Haupte ging ſie neben ihrem ernſt blickenden Genoſſen. „Und iſt es denn ganz, ganz gewißlich wahr?" frug ſie leiſe.

Der junge Reiter hatte ihre Hand gefaßt, als ob er ſie daran halten müſſe. „Dem reichen Kaufherrn," ſprach er, „der unerkannt ſeines Vaters und Geſchlechts Geſchicken nachforſchte, iſt nichts verſchwiegen worden."

Stumm ſchritten ſie über die Zugbrücke dem Hauſe zu; da ſprach er wieder: „Es iſt ſpät, und wir müſſen den kargen Schlaf des Alters ſchonen; morgen, deß bin ich ſicher, wird da drinnen die alte Frau es uns beſtätigen."

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog ſie ſeine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!" ſprach ſie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

In der Kammer oben neben dem Ritterſaal, an deren Wänden einſt ſein erſter Schrei und ſeiner Mutter letzter Hauch erloſchen war, hatte man zur Nacht dem Gaſt die Lagerſtatt bereitet. Aber ſie blieb unberührt; im offenen Fenſter lehnte er und blickte über die Waldblöße hinaus, die ſich unten jenſeits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, ſchwülen Sommernächte; nichts rührte ſich draußen, weder das Schleichen eines Nachtthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber rauſchte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hauſe war es, als ob unſichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erloſch; zugleich ſprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinausführte.

Er trat zurück und ſpähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür in's Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den roſtigen Schlüſſel um.

Wieder ſank die ſchwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er halb wach, halb träumend in dem offenen Fenſter. Schon ſeit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel Zwölf geſchlagen: nun war nichts hörbar, als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eiſenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich ſcholl wieder ein dröhnender Glockenſchlag in das Haus hinunter; der Junker wandte ſich vom Fenſter ab und lauſchte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte Eins geſchlagen. Aber nebenan im Ritterſaale rauſchte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Dethlev, Dethlev!“ wie mit angſterſtickter Stimme ſeinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtſchimmer, der durch die Fenſter drang, eine weiße Frauengeſtalt, welche beide Arme ihm entgegenſtreckte.

Einen Augenblick nur ſtutzte er; dann trat er raſch auf die Erſcheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die ſeine faßte. „Was iſt Dir?

Was hat Dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?"

Sie blickte ängſtlich um ſich her: „Die Uhr ſchlug ſo fürchterlich; ich wollte zu Dir; mir war, als droh' Dir Unheil hier im Hauſe!"

Er ſtützte ſie ſanft in ſeinen Armen. „Du träumſt Heilwig," ſagte er; „was ſollte mir in meiner Mutter Haus geſchehen?"

— „Ich weiß nicht, Delhlev; aber laß mich bei Dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum."

„Nicht nur die Sommernacht; bleib immer bei mir, Heilwig!"

— „Ja, immer, wenn Du es willſt."

Sie führte ihn zu einem der alten Seſſel, der noch wie einſtens, da ſie als Kinder ihn gemeinſchaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß ſeiner Mutter ſtand; er ſollte nach ſeiner Reiſe jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog ſie eine Fußbank darunter vor und ſetzte ſich zu ſeinen Knieen, den Kopf in ſeine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer ſanft zu athmen ſchien, ſprach ſie wie aus Träumen vor ſich hin: „Mein Bruder! Mein lieber Bruder!"

Aber er hatte nicht geſchlafen; er neigte ſich zu ihr herab und flüſterte: „Mein traut Geſchwiſter!"

Dann wieder hob ſie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie ſeltſam, Dethlev," ſprach ſie leiſe; „es iſt doch dunkel; aber ich ſehe deutlich Deiner Mutter Bildniß; ſie blickt uns freundlich an!"

„Ja, Heilwig; ſehr freundlich."

Und dann ſchwiegen ſie. Sie wären faſt entſchlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Dethlev?"

— „Ich hörte nichts."

„Doch! Da iſt es wieder; hörſt Du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!"

Der Junker hatte ſich aufgerichtet. „Die Thür iſt verſchloſſen," ſagte er.

Es war wieder Alles ſtill geworden; ſie hörten nichts mehr; es mochte nur der Wind geweſen ſein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann ſchwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte ſie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es ſchlief nicht Alles in dieſem Hauſe. Wäre ſonſt ein Ohr noch wach geweſen, es hätte draußen im Flur das leiſe Oeffnen der Thür zur Winterſtube vernehmen müſſen; dann ebenſo leiſe unſichere Schritte durch dieſelbe bis zur Thür des Saales ſelbſt.

Unhörbar that ſich dieſe auf, und wie vorſichtig gegen die Kammerthür hinſchreitend, näherte es ſich den Schlafenden. Doch es erreichte dieſelben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Bruſt eines entſetzten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müſſe ſie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr vonnöthen; ſie ſah nur noch eine taumelnde Geſtalt mit beiden Armen um ſich greifen und dann in ſchwerem Fall zu Boden ſtürzen. Zugleich erſcholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeſchleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Junkers Hals umklammert; „Dethlev! Dethlev!“ raunte ſie ihm zu. Er aber antwortete nicht; er hatte ſich gebückt und ſeine Hand griff ſuchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Seſſel lag, und ſeine Finger an dem Schloſſe rührten, zuckte er zuſammen und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt. Zugleich aber ſprang er auf, und den Arm feſt um ſie legend, riß er Heilwig mit ſich in die Kammer, und weiter, nachdem er haſtig aufgeſchloſſen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelſtiege.

„Wer war das?“ rief ſie, als Beide athemlos im

Unterhauſe angekommen waren. „Der wollte Dich tödten, Dethlev!"

„Ich weiß nicht; frag' mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wiſſen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen."

Er zog das Mädchen wieder mit ſich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der ſchlummernden Greiſin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und ſahen nicht die fliehende Geſtalt, die jenſeits derſelben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verſchwand.

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter iſt nicht wieder auf den Hof gekommen, ſo emſig auch Frau Benedicte nach ihm ausgeſehen. Mit Erſterem ſelber aber mußte Seltſames geſchehen ſein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgenſuppe an ſein Bette kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingeſunkenem Antlitz; als ſie aber mit Geſchrei von dannen ſtürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erſt zurückrief und ſie dann ſammt ihrer Suppe zu allen Teufeln ſchickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgeſeſſen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Eekenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwiſchen liegenden Waldes wegen nur ſelten hat vernehmen können. Da hat er aufgehorcht und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieſer ihm berichtet, es ſei die alte Förstersfrau vom Eekenhof, hat er ſich arg erboſt, daß man ihm Nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig“ ausgeſtoßen und befohlen, ihm ſein Pferd zu ſatteln. Er iſt jedoch nicht fortgeritten; der Hofjunge hat ſtundenlang das aufgezäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgeſattelt werden mußte. Und ebenſo erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages ſah der Käthner Forthmann, welcher eine blanke Kuh am Seile führte, eine greiſe Reitergeſtalt über die Zugbrücke nach dem Eekenhof hinaufjagen und dort am Hauſe von dem Pferde ſteigen.

Der Käthner ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich nicht denken, was der Mann dort ſuche, denn es wohnte Niemand mehr darin; ſeine Grethe war zu dreien Malen mit der Morgenmilch an's Haus gekommen; aber immer hatte ſie vergebens an die ringsum verſchloſſenen Thüren gepocht.

Auch jetzt iſt nichts Lebendiges zu ſpüren geweſen; ſelbſt die ſchwarzen Krähen mußten auf Atzung fortgeflogen ſein.

Der Reiter aber hatte mit einem ſchweren Doppelſchlüſſel die Hauptthüre aufgeſchloſſen. Vom Flur aus hat er die Räume des Unterbau's durchwandert; aber es iſt Nichts darin geweſen, als nur das ſtumme Geräth, das einſt den beiden Frauen zu ihrem einſamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgekehrt war, iſt er vor der Treppe ſtill geſtanden, als müſſe er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterſte Stufe geſetzt und mit heiſerer Stimme einen Namen in das Oberhaus hineingerufen. Als ihm von dorther nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlaſſen und iſt vom Hofe fortgeritten; aber immer langſamer iſt das Pferd gegangen, und immer zuſammengeſunkener iſt die darauf ſitzende Geſtalt erſchienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in ſeiner ſtillen Abgeſchiedenheit; nur die

Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeitlang, bevor ſie ſich zum Schlafe in die Eichenwipfel ſetzten.

Herrn Hennicke's Wünſche hatten ſich erfüllt; der Junker Dethlev war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem ſchweren Leichenſtein. Aber Herr Hennicke iſt ein gebrochener Mann geweſen. Die beiden Füchſe, welche ſich allmälig zu ein paar breitſchulterigen, geizigen Hageſtolzen ausgewachſen, wirthſchafteten emſig auf dem einen wie auf dem anderen Hofe; ſie ackerten und ernteten und ſäckelten die Korngelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd beſtiegen; aber in beſtimmten Zwiſchenräumen iſt er am Stabe nach Eekenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft geſeſſen, wie erwartungsvoll das Antlitz dem Hauſe zugewandt, als ob dort in jedem Augenblick die Thür ſich öffnen müſſe. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhrglocke herabgeſchollen, hat er wie erſchreckt emporgeblickt; denn die Uhr ſchlug nach wie vor; er ſelber hat dem Küſter aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenen Boden das Werk in ſtetem Gange halte. Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben ſie ſich ſcheu von ferne die regungsloſe Greiſengeſtalt gezeigt und heimlich unter einander flüſternd ihren Weg verfolgt; denn ein unſicheres, aber furchtbares Gerücht iſt in den Bauernſtuben umgelaufen; es ſeien die Schattenhände der todten Frau geweſen, die Herrn Hennicke's Kraft gebrochen hätten.

Und ſo in ſeiner Einſamkeit iſt er bis an die äußerſte Grenze des Menſchenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat ſich jede Spur verloren.

Im Brauer-Hauſe.

Es war in einem angeſehenen Bürgerhauſe, wo wir am Abend-Theetiſch in vertrautem Kreis beiſammen ſaßen. Unſere Wirthin, eine Fünfzigerin von friſchem Weſen, mit einem Anflug heiterer Derbheit, ſtammte nicht aus einer hieſigen Familie; ſie war in ihrer Jugend als wirthſchaftliche Stütze in das elterliche Haus ihres jetzigen Mannes, unſeres trefflichen Wirthes, gekommen und hatte in ſolchem Verhältniſſe dort gelebt, bis der einzige Sohn ſo glücklich geweſen war, ſie als ſeine Ehefrau bleibend feſtzuhalten. Das Vertrauen, womit des Bräutigams Mutter gleich nach der Hochzeit der Jüngeren ihren eigenen Platz im Hauſe einräumte, hatte dieſe nun ſchon manches Jahr über das Leben ihrer beiden Schwiegereltern hinaus gerechtfertigt. Bei ihrem jetzt den Siebenzigern nahen Ehemann ſelber begann ſchon das Greiſenalter ſeine leiſe Spur zu ziehen; aber wo ihm eine Kraft verſagte, da ſuchte ſie unbemerkt die ihre einzuſetzen; wo ihrerſeits eine Entſagung nöthig oder auch nur erwünſcht ſchien, da blickte ſie nur mit um ſo freundlicheren Augen auf ihren Mann und blieb bei ihm allein, wenn Andere dem Vergnügen nachgingen. Der alte Herr ſelber war nicht von vielen Worten; aber die ruhige Sicherheit einer gegenſeitig bewährten Liebe war in dieſem Hauſe Allen fühlbar, und Alle fühlten ſich dort wohl.

Am heutigen Abend jedoch wollte das gewohnte Geſpräch, worin man ſich ſonſt über Stadt- und Landesangelegenheiten mit Behaglichkeit erging, noch immer nicht in rechten Fluß gerathen; denn in einer unſerer Nachbarſtädte war früh am Morgen etwas Ausnahmsweiſes und Entſetzliches, es war die Hinrichtung eines Raubmörders dort vollzogen worden, und die Luft ſchien mit dieſem Unterhaltungsſtoffe ſo erfüllt, daß kaum etwas Anderes daneben zur Geltung kommen konnte. Hier war nun überdies noch ein abergläubiſcher Unfug im Gefolge der Execution geweſen; ein Epileptiſcher hatte von dem noch rauchenden Blute des Juſtifizirten trinken und dann zwiſchen zwei kräftigen Männern laufen müſſen, bis er plötzlich, von ſeinen Krämpfen befallen, zu Boden geſtürzt war. Dennoch galt dies Verfahren als ein untrügliches Heilmittel ſeiner Krankheit. Und noch zu anderen Curen und ſympathetiſchen Wundern ſollten Haare, Blut und Fetzen von der Kleidung des Hingerichteten unter die Leute gekommen ſein.

An unſerem Theetiſch erhob ſich darüber ein lebhaftes Durcheinanderreden; all dieſe Dinge wurden gleichzeitig als unzuläſſig und ſtrafbar, als verabſcheuungswürdig und als lächerlich bezeichnet. Nur unſere verehrte, ſonſt ſo theilnehmende Wirthin ſaß plötzlich ſo ſtill und in ſich verſunken, daß endlich Alle es bemerken mußten.

Als wir ſie eben darauf anſahen, rief ihre älteſte Tochter zu ihr hinüber: „Mutter, du denkſt gewiß an Peter Liekdoorn's Finger!“

„Ja, ja, Peter Liekdoorn!“ ſagte nun auch der alte Herr; „das iſt eine Geſchichte! Erzähl' ſie nur, Mutter; deine Gedanken kommen ſonſt ja doch nicht davon los; und zu verſchweigen iſt ja nichts dabei!“

„Nein, mein Vater,“ ſagte die alte Dame; „es iſt ja einſtens auch genug davon geredet worden.“

Dann ſah ſie uns Alle der Reihe nach mit ihren freundlichen Augen an, und als auch wir dann baten, begann ſie in ihrer mittheilſamen Weiſe: „Mein ſeliger Vater hatte, wie das Ihnen Allen wohl bekannt iſt, eine Brauerei; keine bayeriſche, wie ſie heutzutage ſind; es wurde nur Gutbier und Dünnbier gebraut; aber Beides war gut für den Durſt und nicht ſo gallenbitter wie das jetzige, das nicht einmal zu einer Bierſuppe zu gebrauchen iſt.“

Wir lachten, und ſie lachte herzlich mit uns.

„Das Geſchäft,“ fuhr ſie dann fort, „war noch von Großvaters Zeiten her und lange das einzigſte am Ort geweſen; im Jahre meiner Confirmation aber wurde von einem reichen Bäcker noch ein zweites etablirt. Wenn man hinten aus unſerem Brauhauſe auf den Weg hinaustrat, konnte man am Nordende der Stadt das neue rothe Dach über den Gartenbäumen ſcheinen ſehen; und ich glaube freilich nicht, daß mein Vater, und noch viel weniger, daß unſer alter Brauknecht Lorenz es eben mit Vergnügen ſah; aber unſer Bier hatte doch ſeinen alten Ruf, und die Kundſchaft blieb groß genug, daß wir Alle ſatt hatten, und mein Vater Jedem zahlen konnte, was er ſchuldig war.

Da, nicht lange nachher, geſchah es, daß auch bei uns ein ganz abſcheulicher Kerl hingerichtet wurde. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht einmal; aber die Leute nannten ihn „Peter Liekdoorn“; denn er hatte nichts gelernt und ſuchte ſich deshalb als Hühneraugen-Operateur durchzuhelfen. Nun, ich hätte den Kerl nicht an meinen Hühneraugen haben mögen! — Da er viel Branntwein trank und wenig in der Taſche hatte, ſo brachte er ſeine eigene faſt neunzigjährige Tante um's Leben, von der er wußte, daß ſie einen Strumpfſocken mit Bankthalern in ihrem Bettſtroh aufbewahrte; aber bevor er noch einen davon in's Wirthshaus tragen konnte, ſo hatten ſie ihn ſchon feſt und auf der Frohnerei; und endlich war denn auch ſein Proceß zu Ende; er ſollte draußen auf dem Galgenberg enthauptet und dann ſein Körper auf das Rad geflochten werden. Und das war wohlverdient; denn die alte Tante hatte den Bengel, der eine Waiſe war, vor Jahren mit Noth und Hunger aufgezogen, und die Bankthaler hatte ſie ſich zum ehrlichen Begräbniß aufgeſpart.

Wie ich ſchon ſagte, hatten wir derzeit noch unſeren alten Brauknecht Lorenz, der wie das Geſchäft ſelbſt auch noch von meinem Großvater ſtammte; eine treue, fromme Seele! Ueber ſein Wandbett hatte er ſich mit Kreide den halb plattdeutſchen Spruch geſchrieben:

„Lorenz Hanſen is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!"

Und ſo oft auch die Magd ihn am Sonnabend mit der Seifenbürſte wegwuſch, er malte ihn am Sonntag immer geduldig wieder hin. Uns Kindern, wenn wir Abends in der Brauerei am großen Steinbottich bei ihm ſaßen, wußte er Geſchichten zu erzählen, daß wir zuletzt vor Gruſeln ihm Alle auf den Schooß gekrochen waren, und wie das heutzutage kein Menſch mehr ſo verſteht. Das war nun gut; aber warum er ſolche Geſchichten ſo erzählen konnte, das war nun nicht ſo gut! Er glaubte nämlich ſelber an all das dumme Zeug, womit er uns tractirte. Am Paaſchabend, wenn er ſein Dutzend Oſtereier ausgelöffelt hatte, ſchlug er ſorgſam alle Schalen entzwei; ſonſt, ſagte er, könnten die Hexen darin niſten; beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gährkübel, ſo konnte Keiner den Geſt (Hefe) rauben und das Bier konnte nicht verrufen werden. Meiner Mutter, die uns auch oft beim Geſchichten-Erzählen auseinander jagte, war all ſo etwas in den Tod zuwider; ſie ſchalt ihn oft darüber und auch auf meinen Vater, daß er ſolche Narrenspoſſen unter ſeinem Dache leide. Aber unſer Vater war eben, wie wir auf plattdeutſch ſagen, ein „liedſamer", ein gelaſſener Mann; er ſtrich ſchmunzelnd ſeiner kleinen lebhaften Frau mit der Hand über's Geſicht und ſagte: „Mutter, laß mir den alten Lorenz; ſo einen Brauknecht gibt es keinen zweiten; er meint's gut, und es ſchadet Keinem."

Damit war meine kleine Mutter allemal fertig, zumal wenn ſie noch einen Kuß dazu bekam; aber

Recht hatte er darum doch nicht; denn dumm iſt dumm, und es ſollte Niemand ſagen, daß die Dummheit keinen Schaden thue.

Als es nun ſo weit war, daß Tages darauf der Mörder Peter Liekdoorn ſich durch Hingabe ſeines irdiſchen Leibes mit ſeinem Gott verſöhnen ſollte, hatte unſer Lorenz es ſich von dem Bürgermeiſter und ſeinem Brodherrn ausgebeten, daß er dem armen Sünder in ſeiner letzten Nacht Geſellſchaft leiſten durfte; denn ſie waren Nachbarskinder geweſen, und in der Schule hatte Lorenz ihm oft die eine Hälfte von ſeinem Butterbrod gegeben, und Peter Liekdoorn hatte ſich dann die andere noch dazu geſtohlen. Aber als nun der gute Lorenz mit ihm beten und ſeiner armen Seele beiſtehen wollte, trieb der ſchändliche Böſewicht nur Poſſen und Eulenſpiegeleien.

Herr Amtsrichter," fuhr die Erzählerin fort, ſich voll nachträglicher Entrüſtung zu mir wendend — „man mag es ja kaum erzählen! „Juckſt Du noch," hatte er zu ſeinem Kopf geſagt, indem er ſich in ſeine dünnen Haare kratzte; „und morgen ſollſt du ſchon herunter?" Der alte Lorenz hat das nie vergeſſen können.

Der Richtplatz auf dem Galgenberg war ſo nahe bei der Stadt, daß man von unſerem oberſten Brauhausboden Alles deutlich hätte mit anſehen können; aber während die halbe Stadt hinausgezogen war, ſteckte ich in dem dunkelſten Verſchlage unter der Bodentreppe; denn ich hatte trotz meiner ſechzehn Jahre die dumme Idee, daß ich es ſonſt überall im Hauſe hören müßte, wenn dem Böſewicht der Kopf herabgeſchlagen würde. Erſt als meine Mutter anklopfte und rief: „Es iſt vorbei; ſie kommen Alle ſchon zurück!“ kroch ich wieder an das Tageslicht. Ich hör' es noch vor meinen Ohren, wie es in dicken Haufen draußen auf der Gaſſe vorbeizog, und ein Gemurmel und ein Summen als wie in einem Immenſchwarm.

Und das Gerede kam auch noch in Wochen nicht zur Ruh'; denn draußen auf dem Richtplatz hart an der Landſtraße lag ja Peter Liekdoorn's Körper auf das Rad geflochten. Wenn meine beiden jüngeren Geſchwiſter aus der Schule kamen, warfen ſie die Bücher hin und liefen auf den Brauhausboden; dann kamen ſie mit großen Augen wieder in die Stube; bald hatte meine Schweſter zwei Raben auf dem Rade ſitzen ſehen, bald hatte mein Bruder ganz deutlich wahrgenommen, wie der auf dem Pfahle ſteckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiſelt war, bis zuletzt mein guter Vater ein

Schloß vor die Bodenluke legte und einen Trumpf darauf ſetzte, es ſolle von dieſen abſcheulichen Dingen fürderhin kein Wort im Hauſe mehr geſprochen werden."

Die Erzählerin nahm ein Schlückchen aus ihrer Taſſe und fuhr dann fort:

„Nicht lange nachher ſaßen wir — ich weiß noch, es war an einem Sonntag — bei unſerer Abendmahlzeit. Da es Reisbrei mit Caneel und Zucker gab, ſo hatte ich auch noch unſeren Nachbar Ivers dazu holen müſſen, deſſen Leibgericht das war. Wir hatten uns ſchon Alle zu Tiſch geſetzt; auch Lorenz und die Magd; allein mein Bruder fehlte noch. Mein Vater ſah ſich eben recht verdrießlich nach ihm um, als erſt die Hausthür und dann die Thür zur Stube aufgeriſſen wurde und der Junge mit einer Fahrt hereingeſtürzt kam.

„Mein Gott, Chriſtian," rief meine Mutter, „weshalb kommſt du nicht zu rechter Zeit? Du weißt doch, daß dein Vater das nicht leiden kann!"

„Ja," ſagte er; „aber die Jungens ſind alle auf dem Markt zuſammengelaufen!"

— „Die Jungens? Was haben die des Abends auf dem Markt zu thun?"

„Nichts,“ ſagte Chriſtian; „ſie ſprechen nur mit einander.“

„Nun, ſo ſprich du auch jetzt!“ ſagte mein Vater. „Laß ihn reden, Mutter!“

Aber der Junge ſchwieg und ſah ſeinem Vater ſtarr in's Angeſicht.

„Chriſtian, ſo ſprich doch, Chriſtian!“ rief meine Mutter.

„Ich darf ja nicht,“ entgegnete er; „Vater hat ja geſagt, er wolle von dem dummen Zeug nun nichts mehr hören.“

„Nachbar,“ ſagte der alte Ivers, der ein Junggeſelle und ſehr neugierig war, „ſo laſſen Sie den Jungen doch ſeine Geſchichte von ſich thun!“

Mein Vater klopfte den Alten mit ſeinem ſchelmiſchen Lachen auf die Schulter. „Nun, Chriſtian, ſo ſchieß denn los; du ſollſt doch Nachbar Ivers nicht die Nachtruh' vorenthalten!“

„Ja,“ ſagte der Junge; aber er ſah ſich erſt 'mal um, ob doch auch alle Anderen hörten; „es iſt ganz gewiß, ſie haben Peter Liekdoorn ſeinen einen Finger weggeſtohlen!“

— „Wer hat euch das geſagt?“

„Das hat Rathsdieners Ferdinand uns ſelbſt erzählt.“

„Ei was! Der Fuchs wird ihn geholt haben,“ ſagte mein Vater; „wer ſollte denn dergleichen ſtehlen!“

— „Nein, nein, Vater; das Rad iſt viel zu hoch, da können die Füchſe nicht daran!“

Der alte Ivers hatte ſchweigend zugehört. „Sag' mir einmal, mein Jüngelchen,“ begann er jetzt, „was iſt's denn eigentlich für ein Finger?“

— „Wie meinſt Du das, Nachbar Ivers?“

„Nun, ich meine, iſt's der kleine Finger oder der Goldfinger oder —“

„Nein, nein; es iſt der Daumen!“ unterbrach ihn Chriſtian; „ich weiß aber nicht, von welcher Hand.“

„So,“ ſagte Ivers, „der Daumen! das hatte ich mir gedacht. Er braucht eigentlich nur von einem Dieb zu ſein; aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; nein, den Daumen hat ſich nicht der Fuchs geholt, den können ganz andere Leute noch gebrauchen! Da fragt nur Euren Lorenz, wenn Ihr's nicht ſelber wißt!“

Aber Lorenz ſah auf ſeinen Teller und aß ſchweigſam ſeinen Reisbrei.

„So erzählt es doch nur, Nachbar!“ ſagte meine Mutter; denn ſie wollte nicht, daß er den alten Lorenz necken ſollte.

„Kann leicht geſchehen, Frau Nachbar'n," erwiderte er; „aber wißt Ihr das denn nicht? Wer ſolch einen Finger unter ſeinem Drümpel eingegraben hat, dem ſtrömt die Kundſchaft in das Haus hinein! — Nun" ſetzte er gutmüthig hinzu, „hier, Gott ſei Dank, ſind ſolche Künſte nicht vonnöthen!"

„Das walte Gott!" ſprach meine Mutter leiſe und klopfte unter den Tiſch, um die üble Berufung abzuwenden. Denn ſolche Dinge zählte ſie nicht zum Aberglauben, und ſie konnte ganz böſe werden, wenn man ihr dawider ſtritt; dagegen wußte ſie wohl, daß das großväterliche Vermögen in viele Theile gegangen und die Brauerei derzeit mit ſchweren Schulden von ihrem Manne übernommen war.

Mein Vater war ganz ernſt geworden. „Setz' dich, Chriſtian," ſagte er zu dem Jungen, der noch immer auf der Diele herumſtand, „und mach', daß du mit deinem Reisbrei fertig wirſt!"

Ich weiß noch wohl, unſere Mahlzeit ging ganz ſtill zu Ende."

* * *

Nachdem auf Befragen einer mitteldeutſchen Anverwandten noch erklärt war, daß unter dem plattdeutſchen Worte „Drümpel" eine Thürſchwelle zu verſtehen ſei, begann die Erzählerin wieder: „Man hätte glauben ſollen, daß wir nun endlich mit Peter Liekdoorn fertig geweſen wären; aber, leider Gottes, das Alles war nur erſt der Anfang.

Es war im Juli und ungewöhnlich heiß; die Ernte hatte ſchon begonnen. Von den umliegenden Dörfern kam ein Wagen nach dem anderen hinten vor unſerem Brauhaus angefahren, um Gut- und Dünnbier für Herrſchaft und Leute abzuholen, und nicht nur viertel und halbe, ſondern faſt immer ganze Tonnen wurden aufgeladen. Mein Vater und unſer alter Lorenz arbeiteten in hellem Schweiße, aber mit vergnügten Angeſichtern. In unſerer hohen kühlen Außendiele, unter dem Fenſter, lagen zwei Fäſſer für den Hausverkauf; ich habe manches Maaß voll da herausgezapft, denn ſeit meiner Confirmation hatte ich das zu beſorgen. Aber jetzt ließ es mich in Wahrheit kaum zu Athem kommen; ich merkte wohl, auch die Leute in der Stadt hatten bei der grauſamen Hitze einen ſchönen Durſt; Kopf an Kopf ſtand es oft um mich herum, und mit all den Krügen und Kannen, die ſie gegen mich ſtreckten, trieben ſie mich eines Tages ſo in die Enge, daß ich erſt auf einen Tritt und dann oben auf die Fenſterbank mich retiriren und von dort aus eine ordentliche Rede halten mußte, bevor ich nur wieder zu meinem Faß hinunter konnte."

Die Erzählerin ſah uns an und nickte. „Ja," ſagte ſie, „es mag wunderlich ausgeſehen haben; aber ich war damals auch noch eine flinke leichte Dirne! Und was war das für eine Freude, wenn ich ſo Mittags und Abends zwei ſchwere blanke Hände voll vor meinem Vater auf den Tiſch ſchütten konnte! Ich weiß noch, Morgens, bevor die Zeit herangekommen war, wie ich in der Stube am Fenſter ſtand und es nicht erwarten konnte, bis ich den Erſten mit Krug oder Blechgemäß unſerem Hauſe zuſteuern ſah.

So ſtand ich auch eines Vormittags und konnte nicht begreifen, daß das luſtige Geldeinnehmen noch immer nicht in Gang kommen wollte; denn es war ſchon über Zehn, und im Flur draußen von unſerer Hausuhr ſchlug es erſt ein Viertel, dann Halb; aber es kam noch immer Niemand. Endlich ging ich hinaus und vor die Hausthür; da kamen zwei arme Kinder mit ihren kleinen Töpfen, dann hintereinander noch ein paar andere Leute von dem äußerſten Ende der Stadt, und als ich die abgefertigt hatte, ſchlug die Uhr zu meinem großen Schrecken Elf; denn ich wußte nun, daß die Verkaufszeit für dieſen Vormittag ſo gut als wie vorüber ſei.

Ich hatte endlich nur ein paar armſelige Schillinge, die ich Mittags vor meinem Vater hinlegen konnte.

„Was iſt das, Rane?“ ſagte er. „Weshalb giebſt du mir nicht Alles?“

„Das iſt Alles, Vater.“

— „Alles? Das iſt ja ſonderbar.“ Weiter ſagte er nichts.

Aber auch am Nachmittage und den zweiten und die folgenden Tage blieb es ebenſo; ja ſelbſt die Wagen von den Dörfern kamen immer weniger, und aus einem großen Dorfe, wo wir ſonſt die beſte Kundſchaft hatten, blieben ſie völlig weg. „Lorenz,“ hörte ich einmal, da ich über den Hof ging, unſeren Vater fragen, „wann hat Marx Sievers zum letzten Mal geholt?“

„Ich denke, Herr, die andere Woche geht eben heut' zu Ende.“

„Bei der grauſamen Hitze? — Lorenz,“ und an meines Vaters Stimme hörte ich, wie er voll Angſt und Sorge war; „was iſt paſſirt, Lorenz? Wir haben nimmer beſſer Bier gehabt!“

„Weiß nicht, Herr!“ erwiderte der Alte düſter.

Ich mochte nicht ſtehen bleiben und hören, was ſie weiter ſprachen; aber ich wußte wohl, Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe, und wie jetzt, in der Ernte, pflegte ſein Fuhrwerk ſonſt faſt jeden dritten Tag zu kommen.

In der nächſten Zeit wurden die Darre und die Braupfannen auf das ſorgfältigſte nachgeſehen und gereinigt; mein Vater unterſuchte jeden Sack mit Hopfen, ob auch irgendwo eine Verſtockung ſich eingeniſtet habe; aber er kam ſtets kopfſchüttelnd von ſolchem Thun zurück; es war nichts zu finden, was nicht in der Ordnung war. Wir gingen Alle wie verſtört umher; denn Jeder wußte, die Erntezeit ſollte den Hauptverdienſt des ganzen Jahres bringen; und die paar guten Tage, die ſo ſchnell vorübergegangen waren, konnten dabei nichts verſchlagen. Bei den Mahlzeiten wurde jetzt kein Wort geſprochen, die Augen unſerer Mutter gingen angſtvoll nach ihres Mannes Angeſicht, während ſie uns ſchweigend zutheilte. Der alte Lorenz aber war plötzlich ein ganz wunderlicher träger Menſch geworden; nicht, weil er keine Geſchichten mehr erzählte, denn wer hätte Luſt gehabt, die jetzt zu hören! Sogar die Kinder nicht! Aber, was nimmer noch paſſirt war, zu zweien Malen, als ich ihn zum Mittageſſen rufen wollte, fand ich ihn bei helllichtem Tage hinter einem Braufaß eingeſchlafen. Und da ich ihn weckte, ſagte er nur: „Danke, Nane, danke!“ Als ob das ganz ſo in der Ordnung wäre. Mir aber war das ganz unheimlich; denn der alte Lorenz war ja faſt die halbe Brauerei.

Da, eines Sonntags Morgens, kam mein Bruder Chriſtian wieder einmal mit ſolcher Fahrt hereingeſtürzt, wie er es alle Mal that, wenn er was Beſonderes zu verkünden hatte. Aber, Gott bewahre, wie ſah der Junge in ſeinen Sonntagskleidern aus! Das ganze Geſicht voll Blut; das eine Auge dick verſchwollen!

„Wo kommſt du her?“ rief mein Vater. „Biſt du in den Krieg geweſen?“

„Nein, ſagte der Junge; wir haben uns nur geprügelt.“

— „Schon wieder einmal? Und das am heiligen Sonntag? Was iſt denn heute wieder los geweſen?“

„Ja, Vater,“ ſagte Chriſtian und wiſchte ſich erſt mit dem Aermel das Blut von ſeiner Backe; „ſie haben ſchon mehrmals ſo gelogen, ich hab' es Euch nur nicht erzählen mögen; die Jungens ſagen, Peter Liefdoorn's Finger iſt in unſerem Bier geweſen!“

Meine Mutter ſchrie laut auf; mein Vater war nur todtenbleich geworden. „Darum alſo!“ ſagte er leiſe.

In dieſem Augenblicke wurde angeklopft und Nachbar Ivers trat herein, der lang nicht dageweſen war.

„Nun, Ivers!“ ſagte mein Vater, „kommt Ihr auch einmal? Ihr wagt's ja auch nicht mehr, von unſerem Bier zu trinken!“

„Hm!“ machte der Alte und ſah meinen Vater mit ſeinen klugen Augen an. „Aber um Chriſti willen, was iſt mit dem Jungen da paſſirt!“

— „Ja, was iſt mit ihm paſſirt! Erzähl's nur ſelber, Chriſtian, warum du dich geſchlagen haſt.“

„Ja, Nachbar Ivers,“ ſagte Chriſtian, die Jungens ſagen alle, Peter Liekdoorn's Finger iſt in unſerem Bier geweſen!“

— „Hm — ſo, mein Jüngelchen! Und da haſt du mit allen dich deshalb geſchlagen?“

„Nein, nicht mit allen; nur mit ein Stücker viere, aber tüchtig!“

Der Alte ſah ihm in ſein verſchwollenes Angeſicht und nickte. „Aber es nützt nur nicht viel, Chriſtian, und wenn du es auch mit Allen fertig gebracht hätteſt. — Nachbar Ohrtmann,“ wandte er ſich dann zu meinem Vater, „ich komme juſt um deſſen willen zu Euch; ich möcht' Euch rathen, nehmt Euren alten Lorenz einmal tüchtig in's Gebet! Ihr wiſſet wol nicht, weshalb er mit ſeinem alten Kameraden durchaus die Henkersnacht hat theilen wollen?"

„Ei, freilich!" rief meine Mutter; „er hat ihm für die geſtohlenen Butterbröte die himmliſche Wegzehrung wollen bereiten helfen!"

„Das nebenbei, Frau Nachbar'n," ſagte Ivers, „vor Allem aber hat er ihm noch bei lebendigem Leibe ſeinen Daumen abgekauft; die alten Weiber in der Stadt erzählen ſich das ganz genau."

„Habt Ihr nichts Anderes zu berichten, Ivers, als dies dumme Zeug?" frug mein Vater.

„Nein, Nachbar Ohrtmann; aber vergeſſet nicht, den Alten quält die neue Brauerei, wenn ſich das Bier mit Eurem gleich nicht meſſen kann; und dann — der Finger war ja hinterher auch ohne Kauf zu haben! Nach der Hexenweisheit war es zwar genug, ihn unterm Drümpel einzugraben, aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; und ſo wird er denn gleich in den Braukeſſel ſelbſt hineingekommen ſein."

Mein Vater ſchüttelte den Kopf. „Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß unſer alter Lorenz ſich den Finger von dem Hochgericht geholt habe?"

„Das will ich allerdings, Nachbar! Wißt Ihr, beim Reisbrei damals, als er nicht Antwort geben wollte, da ich von der Sache anfing?"

„Ei, Ivers; Lorenz iſt nicht gewöhnt, an ſeiner Herrſchaft Tiſche mitzureden; und überdies, er fühlte wohl, daß Ihr ihn necken wolltet."

„Mag ſein," verſetzte Ivers; „aber was hat er bei nachtſchlafender Zeit da draußen an dem Galgenberg herumzukriechen?"

„Was ſagt Ihr, Nachbar?" rief meine Mutter.

„Ich ſag' nur," erwiderte er, „was die Hebamme Claſen mir ſelbſt erzählt hat; vorgeſtern nach Mitternacht, als ſie dort vorbeigefahren, hat ſie etwas von oben den Galgenberg hinunterlaufen ſehen, und da ſie ihre Laterne, die ſie bei ſich hatte, darauf hingewandt hat, iſt die Geſtalt in einen Buſch geſprungen; aber an den großen blanken Knöpfen auf der Jacke, die ſonſt kein Menſch hier trägt, hat ſie genug erkennen können, wer der Mann geweſen iſt. Und auch noch Andere wollen ihn dort des Nachts geſehen haben."

Ich war ſehr erſchrocken, als der Nachbar das erzählte; denn ich ſah, was ich Keinem verrathen hatte, den alten Lorenz wieder bei hellem Tage zwiſchen ſeinen Fäſſern ſchlafen.

„Aber, Ivers," ſagte mein Vater; „das Unheil, wenn denn Lorenz es ſollte angeſtiftet haben, war ja ſchon geſchehen; was konnte er jetzt noch auf der Richtſtatt ſuchen wollen!"

„Nun, Nachbar," und der alte Junggeſell ſtellte ſein Schalksgeſicht auf, was er mitunter bei den traurigſten Geſchichten nicht unterlaſſen konnte — „Peter Liekdoorn hat doch jedenfalls noch einen Daumen mehr gehabt; vielleicht ſollte der nun unter den Drümpel, da der andere ſo ſichtlich den verkehrten Weg gegangen war! Aber er iſt nur nicht ſo leicht zu haben; denn auf dem Rade ſoll bei Nachtzeit etwas ſitzen, das einen Chriſtenmenſchen nicht heranläßt!"

Mein Bruder Chriſtian blinkte mich aus ſeinen dicken Augen an. „Wärſt du bang, Naue?" blies er mir durch die hohle Hand in's Ohr. „Ich nicht!"

Unſer Vater hatte am Tiſch geſeſſen, den Kopf ſchwer auf ſeinen Arm geſtützt. Nun ſtand er auf und ſagte: „Der Spaß will diesmal nichts verſchlagen, Nachbar Ivers. Aber, wenn Ihr's nicht ungut nehmen wollt, ſo laſſet uns jetzt allein; denn ich möchte gleich jetzt mit meinem Lorenz reden!"

An dem ſauerſüßen Geſicht, das der alte Junggeſelle machte, ſah man wol, wie bitterlich gern er dageblieben wäre; aber er verabſchiedete ſich denn doch mit guter Manier, und gleich darauf wurde ich in's Brauhaus geſchickt, um unſeren alten Knecht hereinzurufen.

„Lorenz“ ſagte mein Vater, als wir zuſammen in die Stube getreten waren, „du ſiehſt uns hier Alle rathlos bei einander ſitzen; der Finger des Mörders ſoll in unſerem Bier gefunden ſein!“

Der Alte fuhr ſichtlich zuſammen. „Herr,“ ſagte er traurig, „ſo wiſſen Sie das auch ſchon!“

„Ich habe es eben erſt erfahren; aber du, wenn du es wußteſt, weshalb haſt du es mir verſchwiegen?“

„Ja, Herr, ich ſeh' nun wol, daß ich zu dumm geweſen bin; ich dachte mir, ich wollte es allein herausbekommen.“

„Aber man meint, du ſelber wärſt es, der ſich den Finger geholt hat; du hätteſt, um die Kundſchaft unſerem Hauſe zu bewahren, eine Sympathie damit gemacht!“

Als mein Vater das geſprochen hatte, ſtand der alte Lorenz auf einmal wie ein Soldat, beide Arme glatt am Leibe herunter. „Herr!“ rief er; „Alles für meine Herrſchaft; aber wir ſollen Gott fürchten und lieben, auf daß wir bei ſeinem Namen nicht zaubern, lügen oder trügen! So etwas iſt keine Sympathie; das thun nur Menſchen ohne Chriſtenthum, und mit Hülfe deſſen, den ich hier nicht nennen will!“

„Nun, Lorenz, dann iſt es ja gewißlich nicht deine Sache; aber man will dich mehrmals in der Nacht am Galgenberg geſehen haben!“

„Ja, Herr, das iſt es eben, und es war dunkel genug; aber die alte Hebamme kutſchirte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand!“

„Um Chriſti willen!“ rief meine Mutter; „ſo iſt Er wirklich da geweſen?“

„Die Frau ſoll nicht erſchrecken,“ erwiderte Lorenz; ich dachte nur, wer ſich den einen Daumen holte, der kann ſich auch den andern holen; und von gar ſo weit mag er auch wol nicht gekommen ſein! Denn — ſo klug bin ich doch — es iſt diesmal kein Zauberwerk, ſondern ein Schabernack gegen uns geweſen; aber die da — und er erhob die Fauſt und zeigte drohend nach der Gegend, wo die neue Brauerei gelegen war — ſie ſollen keinen Segen davon haben!“

„Lorenz, Lorenz!“ rief mein Vater, „ſprich nicht ſo in deinem blinden Haſſe, den du nicht einmal für dich, ſondern nur um unſeretwillen hegeſt! Wir ſorgen Jeder für unſer Brod; und am Ende iſt gar Alles nur ein leer' Gerede!“

Aber Lorenz ſchüttelte den Kopf. Sie wiſſen, Herr, ich geh' nicht gern hinten aus unſerer Brauhausthür, ſeit einem da das rothe Dach ſo in die Augen ſcheint; aber geſtern hatte unſer Pikas ſich von der Kette losgeriſſen. Als ich eben auf den Weg hinaustrete, ſeh' ich Marx Sievers ſeinen Aelteſten mit zwei Tonnen auf dem Wagen von dort oben herunter kommen. „Na, Hans," ſag' ich, als er näher kommt; „du holſt dir auch wol dein Bier jetzt von dem neuen Brauer?" — „Ja," ſagt er, „Lorenz, das thu' ich." — „Und warum," frag' ich, „thuſt du das? Seit deines Großvaters Zeiten habt ihr euer Bier doch immer nur bei uns geholt." — „Ja," antwortet er und ſchlägt ſchon wieder auf ſeine Pferde; „dazumal lebte auch Peter Liekdoorn noch, und wir hatten noch keinen Finger in unſerem Bier gefunden!" Und damit war er ſchon in vollem Trab davon gefahren."

Unſer Vater ſah voll Bekümmerniß auf ſeinen alten Knecht. Als dieſer ſchwieg, ſagte er leiſe: „Dann ſtehe Gott uns bei; denn Marx Sievers und ſeine Söhne ſind wahrhaftige Leute!"

Meine Mutter hatte ſeine Hand ergriffen; aber er entzog ſie ihr und ging unruhig in der Stube auf und ab. Als jedoch Lorenz Miene machte, ſacht hinauszugehen, zog er ſeine Uhr und ſagte: „Das hat uns auch um Gottes Wort gebracht; es iſt zu ſpät, um nun noch in die Kirche zu gehen. Spann' den Braunen vor die Carriole, Lorenz! Ich will gleich ſelber mit Marx Sievers ſprechen.“

— — So fuhren ſie denn hinaus, und mein Vater hat es uns damals und auch ſpäter oft genug erzählt! „Unterweges,“ ſagte er, „nahm ich Lorenz Zügel und Peitſche aus der Hand, weil er immer noch zu langſam fuhr; aber mit unſerer Ungeduld iſt nichts gethan!“

Als ſie endlich vor Marx Sievers großem Hausthor hielten, und dann mein Vater in die weite Lohdiele trat, war dort Alles todt und ſtill und keine Menſchenſeele ſichtbar. Nach einer Weile kam eine Magd. „Sie ſind noch alle in der Kirche,“ ſagte ſie, „des Paſtors Sohn, der Student, predigt; aber es muß bald aus ſein.“ — „So will ich warten,“ ſagte mein Vater und ließ ſich die Thür zur Wohnſtube öffnen. Aber der junge Gottesmann mußte einen weiten Weg genommen haben bis zum heiligen Vaterunſer. Draußen ſaß Lorenz auf der Carriole und klatſchte dann und wann mit ſeiner Peitſche; drinnen ſtand mein Vater und ſtudirte die Glasmalerei auf den alten Fenſterſcheiben, welche die Belagerung Tönnings durch den General Steenbock darſtellte. „Wol hundert Mal,“ ſagte er, „hatte ich ſchon die ſchwediſchen Soldaten gezählt, ohne was dabei zu denken, oder doch nur, um wie viel leichter es ſein müßte, in dieſem gelben Kriegshaufen mit zu fechten, als eine Reiſe zu thun, wie ich ſie heute thun mußte.“

Endlich aber war es draußen auf der Lohdiele lebendig geworden; nach ein paar mit der Magd gewechſelten Worten trat der Bauer mit ſeinem älteſten Sohn in's Zimmer. Den Gruß meines Vaters erwiderte er kurz und trocken und ging erſt an den Thürhaken, um ſeinen Hut daran zu hängen; dann ſtemmte er beide Fäuſte mit den Knöcheln auf den Tiſch und ſagte: „Ihr Fuhrwerk, Herr Ohrtmann, wär' ich am mind'ſten vor meiner Thür vermuthen geweſen; aber Sie kommen wol, um ſich das Geld für Ihre letzte Tonne Bier zu holen?“

Und bevor mein Vater ihm darauf antworten konnte, fuhr er fort: „Bin ich Ihnen auch nur einmal einen Sechsling in der Schuld geblieben? Ich denk' doch nicht! Aber dieſe letzte Tonne“ — und dabei ſchlug er heftig auf den Tiſch — „die bleib' ich ſchuldig bis in alle Ewigkeit! Und wollen Sie mir was, ſo citiren Sie mich vor meinen Landvogt; hier bin ich nicht für Sie zu ſprechen!“

„So hört doch,“ rief mein Vater; „ich will kein Geld von Euch; um deſſen willen bin ich nicht gekommen!“

„So," ſagte der Bauer; „was wollen Sie denn?"

— „Ihr hättet's Euch wohl denken können, Sievers; die Leute reden ja, Ihr hättet was in meinem Bier gefunden, was nicht in der Ordnung iſt!"

Der Bauer lachte. „Nicht in der Ordnung? Nein, bei dem Teufel! So was iſt nicht in der Ordnung!"

„Es ſoll der Daumen von dem Hingerichteten geweſen ſein," fuhr mein Vater fort; „und ich wollte Euch nur bitten, mich das ſehen zu laſſen, was Ihr gefunden habt."

„Die Leute reden nicht umſonſt," ſagte der Bauer; „das Ding iſt drin im Hahn geſeſſen; meine Nachbarn haben beide das geſehen."

„Nun, ſo zeigt es jetzt auch mir!"

„Da hätten Sie früher kommen ſollen; ich weiß nicht, wo das Ding geblieben iſt."

„Sievers!" rief mein Vater, „Ihr ſucht oder laſſet ſuchen; das iſt Eure Schuldigkeit! Denn dieſer Finger ſteht als ein Kläger wider mich auf und drohet, mich zum armen Mann zu machen; er muß mir Rede ſtehen, wie er in mein Gebräu gekommen iſt!"

Aber der Bauer ſagte: „Das iſt Ihre Sache, Herr Ohrtmann; ich laſſ' mein Bier bei einem Anderen holen, und damit hopp und holla!"

Mein Vater beſann ſich ein paar Augenblicke, während Marx Sievers ſeine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabakskaſten ſtopfte. Als er ſchon angezündet hatte und die Rauchwolken trotzig vor ſich hinblies, begann mein Vater wieder: „Ich hab' doch recht vernommen, Sievers? Ihr wollt mir dieſe letzte Tonne nicht bezahlen?"

— „Ganz recht, Herr Ohrtmann; ich denk', ich hab' das deutlich genug geſagt!"

„Nun, ich verlange das auch nicht; aber wenn Ihr mein Bier nicht bezahlt, ſo gehört mir auch der Finger, der darin geweſen iſt!"

Der Bauer ſtutzte; aber nicht lange, ſo zog er ſeinen vollen Lederbeutel aus der Taſche und zählte das Geld für die Tonne Bier in blanken Bankthalern vor meinem Vater auf den Tiſch. „Nun iſt der Finger mein," ſagte er, „und ich thu' damit nach meinem Dünken."

Es wäre wol umſonſt geweſen, daß mein Vater das Geld zurückſchob, wenn nicht der Sohn ſich jetzt hineingemiſcht hätte. „Vater," ſagte er, „ſoll ich den Finger holen? Ich mein', er liegt in unſerem Nagelkaſten."

Der Alte brummte etwas in den Bart; aber der Sohn ging hinaus und kam bald darauf mit einem

Kaſten voll alten Eiſenzeuges wieder in die Stube. Als er darin umherkramte, gewahrte mein Vater ein gelblich graues Ding, das er nicht anders als für den Daumen eines Menſchen anerkennen konnte; zwar ſchien er dick mit Geſt oder, wie es auf Hochdeutſch heißt, mit Hefe überzogen; aber auch die Form des Nagels war noch deutlich ſichtbar.

„Und das hier," frug er den Bauern, „habt Ihr in meinem Bier gefunden?"

„Ich ſagt' es ſchon," verſetzte dieſer, „als wir das Letzte aus der Tonne zapfen wollten, da hat's den Hahn verſtopft."

„Nun, Marx Sievers, Ihr könnt wohl denken, daß ich mir dies Unheil nicht ſelber angerichtet habe! Ihr ſeid ſonſt als ein gerechter Mann bekannt, ſo bitt' ich Euch, fahrt jetzt gleich mit mir zum Bürgermeiſter und gebt da Zeugniß, wo und wann Ihr dieſes Ding gefunden habt; denn jeder neue Tag iſt mir zu Spott und Schaden!"

Der Bauer hatte ſich breit in ſeinen Lehnſtuhl niedergelaſſen. „In's Gericht, Herr Ohrtmann? Zum Bürgermeiſter? — Ja, wenn meine eigene Obrigkeit mir das befiehlt; ſonſt nicht. Ich habe Spott und Schaden auch in meinem Haus; meine Frau iſt heut' noch krank vor lauter Abſcheu!"

Mein Vater mußte ſich das Alles bieten laſſen; denn der Finger lag leibhaftig vor ihm, und die Sievers waren als wahrhaftige Leute überall bekannt; er ſtand, wie er ſelber ſagte, da als ein geſchlagener Mann.

Endlich wurde dennoch ein Abkommen getroffen; der Sohn durfte das unheimliche Ding in eine Schachtel packen und damit und mit meinem Vater in die Stadt zum Bürgermeiſter fahren.

— — Daß dies geſchehen war, aber von Weiterem auch nichts, erfuhren wir zu Hauſe ſchon durch Lorenz, der zu Fuße wieder ankam, während wir noch immer mit dem Mittag warteten und vor Angſt und Spannung nicht wußten, wie wir unſere Zeit verbringen ſollten.

Endlich kam unſer Vater, und ich ſah, wie ſeine Hand zitterte, als er die unſerer Mutter drückte und lange in der ſeinen hielt. „Uebermorgen,“ ſagte er, „ſoll ich wieder zum Bürgermeiſter kommen. Wenn es doch erſt übermorgen wäre!“

Als er ſich dann nicht an den gedeckten Tiſch, ſondern an dem kalten Ofen in den Lehnſtuhl geſetzt hatte, ſtanden wir Alle um ihn her, bis er endlich zu erzählen anhub. — In dem Studirzimmer des

Bürgermeiſters, als er mit dem jungen Sievers dorthin kam, war eben der alte luſtige Apotheker Hennings zugegen geweſen. Der hatte gerathen, den Finger erſt ein paar Tage in Spiritus zu ſetzen, damit ſich der Ueberzug von Hefe löſe und dann gründlich unterſucht werden könne, ob er zu der Hand des Hingerichteten gehöre oder nicht. Nach der Zuſtimmung des Bürgermeiſters war er ſelbſt nebenan in ſeine Apotheke gelaufen und bald mit einem vollen Glashafen zurückgekommen. Sehr genau hatte er hierauf den Finger beſehen, daran gerieben und geſchabt und ihn um- und umgewandt. „Aber ein wunderlicher Kauz,“ ſagte mein Vater, „iſt der alte Hennings doch; denn er ſchmunzelte dabei, als ob er einen Allerweltsſpaß in den Händen drehe!“ — „Man ſollte kaum meinen,“ hatte er zuletzt geſagt und dabei meinen Vater ganz liſtig durch ſeine runden Brillengläſer angeſehen, „daß Peter Liekdoorn bei ſeinen Lebzeiten mit dieſem Daumen allzu viele Hühneraugen hätte operiren können!“

Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen geweſen; aber übermorgen ſollte mein Vater wieder zum Bürgermeiſter kommen. Der Finger war in den mit Spiritus gefüllten Glashafen gethan, und dieſer, nachdem man ihn mit dem Gerichtspettſchaft verſiegelt hatte, in dem großen Actenſchrank verſchloſſen worden. — —

Nun, es wurde denn auch übermorgen; — langſam genug. — Um elf Uhr Vormittags ging mein Vater aus dem Hauſe. Während meine Mutter und ich uns durch Putzen und Scheuern die Angſt von der Seele wegzuarbeiten ſuchten, kam unſere alte Krautfrau zu uns in die Küche und erzählte, Peter Liekdoorn habe heute Nacht in der Bürgermeiſterei an's Fenſter geklopft; denn er habe ſeinen Daumen wieder haben wollen, der jetzt dort in dem großen Schrank verſchloſſen liege. „Letzten Sonntag,“ ſagte ſie, „haben die Diebe ihn über die Thürſchwelle dem Bürgermeiſter in das Haus geſchoben, weil ſie vor dem Geſpenſte keine Nacht mehr Ruhe hatten; aber heut' Vormittag iſt groß' Verhör, und dann kommt Alles an den Tag; und hernach mögen Alle Reu und Leid geben, die ſo ihre böſen Mäuler über unſeren Herrn Ohrtmann haben laufen laſſen! Gott ſoll mich bewahren, daß ich an ſo was nur gedacht hätte!“

„Ich ſeh' das alte dumme Weib noch vor mir,“ ſagte unſere treffliche Wirthin, „wie ſie das Alles wie Kraut und Rüben durch einander wälſchte; Gott weiß, wo ſie es ſich aufgeſammelt hatte! Wir freuten uns nur, da ſie endlich fort war, und wir wieder, wie am Sonntag, hangend und bangend allein bei einander in der Stube ſaßen.

Da endlich hörten wir die Hausthür gewaltſam aufreißen. „Das iſt Chriſtian!“ ſagte meine Mutter. „Was wird der wieder zu erzählen haben!“ Aber es war unſer Vater, dem freilich Chriſtian mit ſeiner Rechentafel auf dem Fuße folgte.

„Nun,“ rief meine Mutter, „haben ſie geſtanden? Sind die Diebe feſtgenommen?“

Aber er ſchüttelte den Kopf und ſchwenkte, ganz außer Athem, ein beſchriebenes Papier in ſeiner Hand. „Mutter, Kinder!“ rief er endlich, „es iſt lauter Dunſt geweſen; nun wird Alles wieder gut! Aber dem alten Hennings, dem Mann hätt' ich die Füße küſſen mögen! Und das, das hier — das kommt in's Wochenblatt!“ Seine Augen glänzten, ſeine Stimme bebte; uns war, als ob er Alles durch einander ſpräche. Aber dann gab er mir das Blatt und ſagte: „Lies, Nane; aber laut und deutlich! Siehſt du, des Bürgermeiſters Name ſteht darunter, und das Siegel iſt auch dabei gedrückt!“

Und dann las ich, und noch heute weiß ich jedes Wort; denn uns Allen war, als ob eine Himmelsbotſchaft in unſer dunkles Haus gekommen wäre.

„Wenn“ — ſo ſtand da — „einer unſerer geachtetſten Mitbürger, der Brauer Joſias Chriſtian Ohrtmann, durch unbedachte Zungen in Verdacht gerathen, als ob der von dem Körper des hieſelbſt hingerichteten armen Sünders abhanden gekommene Finger ſich in ſeinem Biere vorgefunden, ſo wird zur Steuer der Wahrheit, und um unverdienten Schaden von einem ehrenwerthen Manne abzuwenden, hiedurch bekannt gegeben, daß nach ſorgſamer, durch den hieſigen Herrn Apotheker Hennings unter Zuziehung der Behörde vorgenommener Unterſuchung der Verdacht erregende Gegenſtand ſich lediglich als eine verhärtete Geſt- oder Hefemaſſe herausgeſtellet, welche durch beſondere Zufälligkeiten die Form eines menſchlichen Daumens angenommen hatte.“

So lautete der Inhalt Wort für Wort, ſagte die Erzählerin; wer ſollte ſo was auch vergeſſen können! Mein Vater aber hatte plötzlich ſeine Hände vor der Bruſt gefaltet. „Mutter! Kinder!“ ſagte er ruhig, „Gott iſt barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl; doch er verläſſet keinen, der in ſeiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet!“ Und dann betete er laut; ich habe niemals ein ſo heißes Dankgebet aus eines Menſchen Munde gehört. Meine vierzehnjährige Schweſter war auf die Knie' geſunken und ſprach eben ſo laut die Worte nach, die über ſeine Lippen ſtrömten.

Auf unſeren Chriſtian aber hatte die Freudenbotſchaft auch noch eine andere Wirkung. Als wir noch Alle ſchweigend um unſeren Vater ſtanden, bemerkte ich auf einmal, daß er wiederholt mit der doppelten Fauſt als wie zur Uebung in die leere Luft hineinſchlug.

„Chriſtian! Chriſtian!“ rief unſere Mutter, „was treibſt du da für Faxen?“

Chriſtian that erſt noch einen Lufthieb und ſchaute dabei ſehr fröhlich aus ſeinem heut' ganz braun und blauen Angeſicht. „Verdamm' mich, Mutter!“ ſagte er, denn er fluchte wirklich mitunter ganz gotteslästerlich; „verdamm' mich, Mutter! Nun ſollen die Jungens aber Prügel haben!“

„Pfui, ſchäm' dich!“ rief ſie. „In ſolchem Augenblick an ſo was nur zu denken!“

Er ließ zwar etwas beſchämt den Kopf hängen, dann aber murmelte er: „Ja, Mutter, verdamm' mich! Sie ſollen es aber doch!“ Und geſchwinde that er noch einmal einen Fauſthieb durch die Luft.

Mein Vater, der dergleichen ſonſt nicht leiden konnte, ſtrich heute ſeinem hitzköpfigen Knaben nur lächelnd über's Geſicht; er war zu glücklich, um jetzt ein tadelndes Wort zu ſprechen. „Hole mir lieber unſeren Lorenz, Chriſtian,“ ſagte er, „damit wir auch ihm den Stein von ſeinem Herzen nehmen!“

Und dann wurde Lorenz geholt; und ich las noch einmal. Als ich fertig war, ſtanden dem alten Menſchen die Augen dick voll Thränen.

„Sehen Sie wol, Herr!“ ſagte er und ſchlug ſich leiſe mit der Hand gegen ſeine Bruſt,

„Lorenz Hanſen is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!“

„Amen,“ ſagte mein Vater. Dann wurde Chriſtian mit dem Schriftſtück in die Druckerei geſchickt.

— Als wir ſpäter bei unſerem Nachmittagskaffee ſaßen, bemerkte ich, daß unſer Vater einige Male ganz ſchelmiſch nach ſeinem Pfeifenbrett hinüberblinzelte. „Was meinſt du, Nane,“ ſagte er heiter, „wenn du mir heut' einmal den großen Meerſchaum ſtopfteſt?“ — Ich war faſt verwundert; denn da er das Rauchen eigentlich nur für reiche Leute ſchicklich hielt, ſo erlaubte er ſich ſonſt nie vor Feierabend ſeine Pfeife Portorico; die ſilberbeſchlagenen Meerſchaumköpfe aber, die beide ſorgſam mit einem Seidentuch umwunden waren, die kamen ſtets nur Sonntags von der Wand. Als ich deſſen ungeachtet jetzt die ſchöne Pfeife ſtopfte, nickte er mir freundlich zu: „Und nun geh' auch in die Küche," fuhr er fort, „und brenne ſie mir ſelber an; und wenn du das gethan haſt, dann hole den Kalender und ziehe unter dieſen Tag mit deinem Rothſtift einen breiten Strich! Unſer Wandsbecker Bote hat ſo viel Haus- und Jahresfeſte; nun haben auch wir eines! Und wenn der Tag ſich jährt, dann vergiß niemals, mir ſchon beim Kaffee meinen großen Meerſchaumkopf zu ſtopfen!"

— Unſer Vater war wol kein ſchöner Mann, er hatte nur ſeine treuen blauen Augen; aber an dieſem Tage, und wie er ſo ſeelenfroh aus ſeinem Meerſchaum rauchte, fanden meine Schweſter und ich ihn beide ſo hübſch, daß wir gegenſeitig ihn uns immer wieder zeigen mußten."

⁂

Die alte Dame ſchwieg, als ob ihre Erzählung hier zu Ende ſei; mir aber war, als ſei das eigentliche Ziel derſelben noch von ihr zurückgehalten.

„Und weiter?" frug ich nach einer Weile, da auch Niemand anders ſprach.

„Weiter?" rief eine muntere Frau an meiner Seite. „Was wollen Sie noch weiter? Ende gut, Alles gut! Es war ja Alles nur um nichts geweſen!"

Ich ſah auf unſere Wirthin, deren ſonſt ſo heitere Augen jetzt mit einem durchdringenden Blicke auf die Sprecherin gerichtet waren. „Da haben Sie recht,“ ſagte ſie; „es war Alles nur um nichts.“

„Aber die Kundſchaft,“ frug ich, „ſie kam jetzt doch wieder? Und in der nächſten Erntezeit mußte die flinke Rane vor all den durſtigen Krügen und Gemäßen doch wieder auf den Tritt, und von dem Tritt auf's Fenſter flüchten?“

Die alte Dame that einen tiefen Athemzug. „Nein,“ ſagte ſie, „ſo etwas iſt niemals wieder vorgekommen; in der Erntezeit des folgenden Jahres paſſirte etwas Anderes, das ich gleichfalls nie vergeſſen werde. Nein, die Kundſchaft, wie wir ſie früher hatten, kam nicht wieder, obgleich es an redlichem Willen im Hauſe und an Bemühungen gutherziger Freunde nicht gefehlt hat. Der alte Hennings, wenn die Bauern in ſeine Apotheke kamen, ließ nicht ab, ihnen die Geſchichte von dem Geſtfinger und die Güte des Ohrtmannſchen Bieres zu verdeutſchen; und zuweilen kam er ſelber mit einer ſo eroberten Beſtellung angelaufen; aber Marx Sievers nebſt ſeinem ganzen Dorfe hat niemals wieder unſeren Hof betreten; vielleicht — ich hab' das ſpäter mehr erfahren — weil er dem ſich zu begegnen ſcheute, gegen den er ſich im Unrecht wußte. — Die Geſchichte wurde weit und breit bekannt; aber nur der arge Theil davon fand Glauben! Wenn auswärts Freunde unſer Bier empfahlen, ſo hieß es jetzt wol: „Ohrtmann, Ohrtmann? Iſt das nicht der Mann, der den Finger in ſeinem Biere hatte?“ Und wurde dann auch der ganze Dunſt erſichtlich aufgeklärt, es hieß am Ende doch: „Man braucht ja eben nicht vor dieſe Thür zu gehen; es giebt ja Andere noch, bei denen gutes Bier zu haben iſt!“

Dergleichen kam uns oft genug zu Ohren. Ja, ein verkommener Winkelſchreiber, ein Altersgenoſſe meines Vaters, wagte es ſogar, ihm ſeine Hülfe anzubieten und zutraulich dabei zu äußern, die zwölf Wochenblattszeilchen hätten ihm wol einen ſchönen Haufen Geld gekoſtet; aber das brauche man ja Keinem auf die Naſ' zu binden.

Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den miſerablen Kerl zur Thür hinauswarf; es wurde vielleicht nur um deſto mehr geglaubt.

„Der ſprach für Viele!“ ſagte mein Vater, als er uns voll Entrüſtung das erzählte. Sonſt habe ich ihn niemals klagen hören; er war nur ſtiller, als er ſonſt geweſen, und es kam mir oft, als ob ſein heißes Dankgebet ihm auf die Seele drücke. Dagegen bemerkte ich, daß er, zumal an Markttagen, jetzt öfterer aus dem Brauhaus auf den Weg hinaustrat; nicht als ob dort die Wagen nach dem rothen Dach jetzt weniger als ſonſt vorbeigefahren; aber es war als triebe ihn etwas hinaus, daß er ſie alle zählen müſſe.

Meine Mutter vermochte das Unglück und die Entbehrungen, die es mit ſich brachte, nicht immer ſo geduldig zu ertragen; das fühlten nicht bloß wir Kinder; ſie konnte mitunter ſogar dahingerathen, ihrem guten Manne die Schuld des ganzen Unheils beizumeſſen; und immer kam ſie dann auf die ſchon früher getadelte Nachſicht, womit er das abergläubiſche Gethue ſeines Knechts geduldet habe. „Ich laſſ' es mir nicht nehmen," ſagte ſie eines Abends, „hätteſt du ihm nur das Salzen und Bekreuzen ausgetrieben, die Leute wären nimmer auf das Stück gekommen, den dummen Finger in unſerem Bier zu ſuchen! Aber konnte er den einen Hokuspokus machen, warum denn nicht den andern? Und warum nicht heute oder morgen wieder einen andern?"

Für gewöhnlich ging Derartiges, da mein Vater ſeine kleine heftige Frau immer bald wieder in's Gleiche brachte, ohne weitere Spur vorüber. Das aber ſollte diesmal nicht ſo ſein. Es war eben vor dem Abendeſſen, und Beide ſtanden ſchon an ihren

Stühlen, wobei ſie die Stubenthür im Rücken hatten; nur ich hatte geſehen, wie dieſe ſich aufthat und Lorenz, im Begriff hereinzutreten, plötzlich ſtehen blieb, eben als meine Mutter jenen wol nicht ganz unbegründeten Vorwurf ausſprach. Bevor ich mich in meinem Schrecken noch beſann, hatte ſchon die Thür ſich wieder leiſ' geſchloſſen; dann kamen die Kinder und die Magd herein; aber Lorenz mußte erſt durch Chriſtian gerufen werden.

Noch heute danke ich meinem Schöpfer, daß ich damals meinen Eltern nichts verrathen habe; denn von nun an war Lorenz wie verwandelt: vor den Gebinden, die im Hausflur lagen, oder hinten vor ſeiner Braupfanne, oder auch nur vor einem Tiſch oder Stuhl im Hauſe konnte er lange mit ſtarren Augen ſtehen bleiben; ging er aber fort, ſo ſah ich mehrmals, wie er mit der Fauſt ſich über beide Augen fuhr.

„Was mag denn Lorenz fehlen?“ hörte ich eines Abends meine Mutter fragen, die ſonſt dem alten Manne herzlich gut war. „Er geht ja umher, als ob er über ſchwere Dinge brüte.“

Mein Vater ſchüttelte den Kopf. „Ich denke nichts weiter, als uns Anderen auch; du weißt, er trägt an unſeren Sorgen allzeit ſchwerer als an ſeinen eigenen.“

Aber am anderen Morgen trat Lorenz vor ihn hin und bat um ſeinen Abſchied; er wiſſe einen jungen Menſchen, der ſogleich an ſeine Stelle treten könne. Mein Vater äußerte nachher, ihm ſei geweſen, als ob ſein altes Erbhaus über ihn zuſammenbräche. Doch Lorenz wollte ſich nicht halten laſſen.

„Ich habe mich mit meinem Gott berathen.“ Auf alle Fragen hatte er nur dieſe eine Antwort; er mochte fürchten, ſonſt nicht ſtark genug zu ſein.

Und ſo ging er denn, nachdem er über ein Menſchenalter da geweſen war; wie er ſagte, um einer verwittweten Schweſter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, in ihrer kleinen Bauernwirthſchaft beizuſtehen. — Aber er hatte die Trennung doch nicht überwinden können; durch Aufkäufer, die im Lande herumreiſten, kamen bald wunderliche Nachrichten von dorther; und kurz vor Weihnachten mußten wir erfahren, daß unſer alter Lorenz als Geiſteskranker in die Landesanſtalt aufgenommen ſei.

Das waren trübe Feſttage; einen Weihnachtsbaum ohne Lorenz hatten wir Kinder uns ohnehin nicht denken können. Ich allein wußte, weshalb er das Haus verlaſſen hatte, in dem allein noch ſeine Heimath war, und ich trug ſchwer daran; denn ſein Opfer war umſonſt geweſen. Mein Vater plagte ſich mit dem jungen Knecht, aber die Kundſchaft beſſerte ſich nicht; es hatte nicht mehr geholfen, als die tapferen Kämpfe, die unſer Chriſtian unermüdlich für die gute Sache ausfocht.

So ging der Winter zu Ende, und ſo kam der neue Sommer und endlich auch die Erntezeit. Nur für uns war ſie es nicht.

Wir hatten ſchon die letzten Tage im Auguſt. Unſere zwei Stock hohe Außendiele kam mir ſo groß und einſam vor, ſeitdem nicht jeden Augenblick die Hausthürglocke läutete; dennoch konnte ich es nicht laſſen, wenn die altgewohnte Verkaufszeit heranrückte, mich dort aufzuhalten, um meiſtens müßig durch's Fenſter auf die Straße hinauszuſtarren. — So ſtand ich auch eines Vormittags; es waren kalte trübe Tage eingefallen, und von dem Lindenbaum, der hier vor dem Fenſter ſtand, wehten ſchon einzelne gelbe Blätter. Ich merkte wohl, daß mein Vater neben mich getreten war; aber ich rührte mich nicht; wir ſahen beide, wie die Blätter niederwehten, und mochten beide wol dieſelben Gedanken haben.

Da ging draußen ein halb bäuerlich gekleideter Mann mii einem ſogenannten Quäkerhut vorüber; er ſchien ein Fremder; aber dennoch war mir, als müßte ich ihn ſchon geſehen haben. Bevor ich mich jedoch darüber noch beſinnen konnte, bemerkte ich eine haſtige Bewegung an meinem Vater, und als ich aufblickte, ſah ich, daß er den Mund feſt geſchloſſen hatte; aber ich ſah auch, wie ſeine Lippen zitterten. „Vater,“ ſagte ich, „fehlt dir etwas? Wer war doch der Mann?“

Aber er drückte nur heftig meine Hand und ging dann, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Hof hinaus. Es war, als wenn uns Alles jetzt zum Schrecken werden ſollte.

Endlich ſchlug es wieder einmal Elf auf unſerer Dielenuhr, und ich ging in die Stube und ſetzte mich an meine Näharbeit. Eben als meine Mutter aus der Küche hereintrat, läutete es von der Hausthür, und als ich durch's Guckfenſter auf den Flur hinausſah, da war es der Fremde von vorhin. Ich erkannte ihn jetzt wohl; es war ein Hopfenhändler aus Franken, der um dieſe Zeit zu kommen pflegte, um neue Beſtellungen entgegenzunehmen und ſein Geld für die alte Waare einzukaſſiren; er hatte vor zwei Jahren ſogar einen Abend bei uns zugebracht. — „Geh',“ ſagte meine Mutter; „hole deinen Vater und ſag' ihm, daß Herr Abel da ſei.“

Die alte Dame machte eine Pauſe. „Ich glaube,“ ſagte ſie dann, „dem Angedenken meines ſeligen Vaters nicht zu nahe zu treten, wenn ich auch dies Wenige noch erzähle; denn wo wäre der Menſch, der der Noth des Lebens in jedem Augenblicke Stand gehalten hätte! —

Herr Abel hatte ſich geſetzt; ich ging in's Brauhaus, weil ich dachte, daß mein Vater dort beſchäftigt ſei; aber er war nicht dort. Auf dem Rückwege begegnete mir der neue Knecht, auch er wußte nichts; er war im Keller bei der Gerſte geweſen; vielleicht, meinte er, ſei der Herr hinten auf den Weg hinausgetreten. Ich kehrte deshalb noch einmal wieder um; aber da ich auch dort ihn nicht gewahren konnte, lief ich in's Haus zurück. Ich ſuchte im Peſel und in allen Stuben, ſtieg halb die Bodentreppe hinauf und rief, ſo laut ich konnte: „Vater! Vater!“ Aber es war Alles umſonſt.

„Vater muß ausgegangen ſein,“ ſagte ich, als ich wieder in die Stube trat.

„Ei was!“ rief meine Mutter. „Dort hängt ja ſein Hut am Thürhaken; ihr Kinder verſteht nur nicht zu ſuchen!“

Damit ging ſie zur Thür hinaus; und ich hörte ſie im Hauſe und vom Hof her rufen. Aber auch ſie kam kopfſchüttelnd zurück. „Ich kann das nicht begreifen,“ ſagte ſie.

Herr Abel ſtand auf. Es habe keine Eile, er ſolle jetzt noch weiter nach dem Norden; aber um drei Wochen werde er auf hier zurückkommen; er könne ja auch dann ſeine Geſchäfte mit Herrn Ohrtmann reguliren.

Ich weiß nicht weshalb; aber als der Mann das ſagte, mir war, als wiſſe ich jetzt Alles, was noch kommen müſſe.

— — Ein paar Minuten, nachdem er fortgegangen war, trat mein Vater in das Zimmer.

„Wo bleibſt du denn, Joſias,“ rief meine Mutter. „Herr Abel iſt eben dageweſen; wir haben dich durch's ganze Haus gerufen!“

„Ich weiß das,“ erwiederte er — und es war gar nicht, als ob das ſeine Stimme wäre — „ich habe es gehört; ich hatte den Mann auch kommen ſehen.“

Meine Mutter ſtarrte ihn an. „Was ſagſt du, Joſias? — Mein Gott, und wie du ausſiehſt!“

Ich bemerkte das nun auch; ſein Haar und ſeine Kleider waren ganz bedeckt mit Staub und Spinngeweben.

„So ſprich doch!“ rief meine Mutter wieder. „Um Gottes willen, Joſias, was iſt geſchehen? Wo biſt du geweſen?“

Da riß mein Vater uns mit beiden Armen an ſich und drückte uns heftig gegen ſeine Bruſt. „Mutter! — Nane!“ — er ſprach leiſe aber haſtig, als ob er es von ſich ſtoßen müſſe — „Ich hatte mich verſteckt! — Es war das erſte Mal, daß ich nicht zahlen konnte! — — Er wollte weiter ſprechen; aber der ſtarke Mann brach in lautes Schluchzen aus.

Meine Mutter hatte ihre Arme ſanft um ſeinen Hals gelegt; mein junger Kopf aber war vor Schrecken über das Gehörte ganz von Sinnen; ich klammerte mich mit beiden Händen an meines Vaters Arm, denn mir war, als müßten wir jetzt Alle fort in's Elend wandern. Da hörte ich ſeine Stimme und fühlte ſeine Hand auf meinem Kopfe: „Laſſ', Nane!“ ſagte er ruhig; „hole mir den andern Rock, mein Kind! Herr Abel wird noch in der Stadt ſein, ich will jetzt zu ihm gehen.“

Wie betäubt that ich, was er mir befohlen hatte; dann lief ich in die Küche und ſetzte mich in einen dunklen Winkel. Erſt als ich meines Vaters Schritte über den Hausflur und dann gleich danach die Thürſchelle läuten hörte, überfiel mich das Leid um ihn, und ich weinte mich von Herzen ſatt.

— — Wie die Verhandlung mit Herrn Abel ausgefallen, habe ich nicht erfahren; ich weiß nur, daß wenige Tage darauf die beiden Meerſchaumköpfe von der Wand verſchwunden waren, und daß ich unſeren Vater niemals wieder weder ſeine Abend- noch ſeine Sonntagspfeife habe rauchen ſehen. Den Kalender mit dem rothangeſtrichenen Feſttage bewahrte ich noch lange unter meinen alten Sachen; gefeiert iſt der Tag nicht worden, aber wir konnten ihn deſſen ungeachtet nicht vergeſſen."

Die Erzählerin verſchloß nach dieſen Worten ihre Lippen, und ihre Augen blickten ſeitwärts, als ſei das nicht für fremde Ohren, was jetzt aus der Vergangenheit an ihr vorüberziehen mochte.

Ein junger, eifriger Prediger, ihr Neffe, welcher mit in der Geſellſchaft war, hatte ſchon zuvor durch ein vergebliches „Aber liebe Tante!" zu erkennen gegeben, wie nothwendig er ſeinen Beiſpruch zu dieſer Geſchichte halte; jetzt begann er mit merklicher Unruhe auf ſeinem Stuhl zu rucken. Aber unſere Wirthin war ſelber eine zu unerſchütterliche Chriſtin und fühlte zu genau, wo er hinaus wollte, als daß ſie ſeinem drohenden Einwande nicht ſogleich die Spitze abgebrochen hätte. „Lieber Hieronymus, ſagte ſie, „es iſt wol Niemand hier, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwol — die Wahrheit zu ſagen — deine Großeltern in ihrem langen Leben wenig genug davon erfahren haben; aber wir wiſſen ja auch, daß ſie oftmals im Verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Orte deſto ſegensreicher aufzuſprudeln. Freilich der Segen kam zumeiſt auf ihre Kinder; und auch ich mußte ſpäter, als meine kleine Schweſter groß und kräftig geworden war, bei fremden Leuten dienen; aber dadurch" — und ſie warf einen unausſprechlich herzlichen Blick auf ihren alten neben ihr ſitzenden Mann — „kam ich zu dir, mein Vater, und die fremden Leute wurden meine eigenen! Und wie es dann gekommen, daß mein Bruder, der wilde Chriſtian, ein ſtattlicher Bürger und gar der zweitgrößte Brauer in unſerem Lande wurde, — um das zu erzählen, bin ich eine viel zu gehorſame Ehefrau."

Der Neffe wollte wieder etwas ſagen, aber ſeine Tante ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen. „Gewiß, lieber Hieronymus," ſagte ſie, „deine ſeligen Großeltern waren Leute, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder für ein größeres Glück erachteten als ihre eigene; und dahin — das wollteſt du wol ſagen — hat jener Finger doch den Weg gewieſen! Auch haſt du ſelber ja noch Beide mit ihren ſtillen und zufriedenen Angeſichtern hier in dieſen Lehnſtühlen, worin nun ich und dein alter Onkel ſitzen, von ihrer harten Lebensarbeit ruhen ſehen! An ſeinem erſten Geburtstage, den dein Großvater hier in unſerem Hauſe lebte, hatte dein Onkel ihm ſogar eine neue Meerſchaumpfeife bei ſeinem Morgenkaffee hingelegt, wie er ſo ſchön ſie früher nie beſeſſen hatte. Der alte Mann wurde heftig dadurch bewegt; er nahm das ſchwarze Sammetkäppchen von ſeinem ehrwürdigen Haupte, und ſeine Lippen bebten, als wiederhole er jetzt das heiße Dankgebet, das er vor dreißig Jahren wol zuletzt geſprochen hatte. Er ließ ſich auch von mir ein Seidentüchlein geben, um ſorgſam den ſchönen Kopf darein zu hüllen; geraucht aber hat er nicht daraus; das, meinte er, habe er in der langen Zeit verlernt."

Der junge Gottesmann hatte ſich mit etwas ſtrengem Ausdruck, aber dennoch, wie es ſchien, nicht völlig unbefriedigt in ſeinen Stuhl zurückgelehnt. Dagegen verſuchte ich es noch mit einer Frage. „Und Lorenz?" ſagte ich. „Blieb er in der Anſtalt? Iſt er dort geſtorben?"

„Nein," erwiderte unſere gute Wirthin, und ihr Antlitz gewann auf einmal wieder ſeinen alten Ausdruck heiterer Behaglichkeit. „Er iſt glücklich wieder herausgekommen und hat noch Jahre lang in meines Bruders Haus gelebt. Nur ein wenig wunderlich war er geblieben; er hatte, wie Chriſtian ſagte, ſich eine ganz glückſelige Dummheit zugelegt; denn wie er einſt geglaubt hatte, daß unſere altmodiſche Brauerei durch ihn zu Grunde gehen werde, ſo glaubte er jetzt, daß dieſe neumodiſche, von der er nichts verſtand, nicht ohne ihn beſtehen könne.

Als derzeit bei einem Beſuche mein Bruder mir alle ſeine großen Anſtalten und Gelegenheiten zeigte, klopfte er in einem Durchgange, der von dem Wohngebäude in die Brauerei führte, an eine der ſeitwärts befindlichen Thüren. „Und hier wohnt unſer Lorenz!“ ſagte er.

Er hätte es mir nicht zu ſagen brauchen; denn über der Thür, in Ermangelung eines Wandbetts, das er hier in der Kammer nicht beſaß, ſtand mit Kreide der alte Spruch geſchrieben; nur hatte er jetzt ſeinen Namen mit dem ſeines alten Herrn verwechſelt, und ſo lautete es hier:

„Joſias Ohrtmann is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!“

Jetzt ſind ſie Beide ſchon ſeit lange dort; und ſo endet dieſe Geſchichte wie hoffentlich auch alle anderen Geſchichten auf dieſer Erde. Aber das habe ich meinem Bruder doch geſagt, daß er es mit ſeinem Geſt in Obacht nehmen ſolle.“

Sie ſchwieg und reichte ihrem alten Eheherrn die Hand, der ſie wie das Kleinod ſeines Lebens in die ſeine nahm. — Und dafür, indem wir jetzt die Feder fortlegen, halten auch wir die Hand einer jeden wahrhaft guten Frau.

Zur
„Wald- und Waſſerfreude“.

Im dritten Hauſe von der Marktecke, wo in dem Schaufenſter der Tempel aus weißem Dragant mit Roſenguirlanden und fliegenden Amoretten zwiſchen einer Garnitur von Franz- und Sauerbrödchen prangte, wohnte derzeit Herr Hermann Tobias Zippel. Er hatte vordem in einer anderen Stadt des Landes allerlei Handelsgeſchäfte getrieben, war aber, nachdem er ſich ſolcherweiſe ein kleines Vermögen erworben hatte, ſeiner unruhigen Natur gemäß von dort verzogen, um einmal anderswo was Anderes zu beginnen. In ſeinem jetzigen Hauſe hatte er eine Conditorei und eine Bäckerei errichtet, deren nothwendige Verbindung dem beſchränkten Geiſte dieſer Stadt bisher noch unentdeckt geblieben war; nach Erbauung des weißen Draganttempels wurde dann auch noch eine Tapetenhandlung angelegt; d. h. was man wirklich ſo Tapeten nennen konnte; denn vor ihm, wie er händereibend zu verſichern pflegte, hatten die Leute ſich ihre Stuben nur mit einer Art von buntem Löſchpapier verkleiſtert.

Herr Zippel war ein blaſſes Männchen mit vollem dunklen Haupthaar, das er, um ſeinem arbeitenden Gehirne Luft zu ſchaffen, alle Augenblicke mit ſeinen fünf geſpreizten Fingern in die Höhe zog. Wol zehn Mal in einer Stunde, gleich einem Marionettenmännchen erſchien und verſchwand er in dem Rahmen ſeiner allzeit offenen Hausthür; und den an dem gegenüberliegenden Straßenfenſter ſtrickenden Damen begann etwas zu fehlen, ſobald das gewohnte Spiel einmal verſagte.

Das einzige Kind des Hauſes war eine Tochter, ein braunes, grätiges Ding mit zwei langen ſchwarzen Zöpfen und damals kaum dreizehn Jahre alt. In der Taufe hatte ſie den Namen „Roſalie" erhalten, und wenn Herr Zippel, ſei es pathetiſch oder auch nur zornig war, dann wurde ſie auch ſo von ihm gerufen, für gewöhnlich aber nannte man ſie, aus Gott weiß welchem Grunde, „Kätti". Herr Zippel ſchickte ſeine Tochter in die beſte Mädchenſchule, aber ſie war eine berufen ſchlechte Schülerin. Nur in der Geographieſtunde pflegte ſie mitunter aufzumerken; der Lehrer war einſt in vielen Ländern herumgekommen, und ſeine Vorträge gewannen zuweilen den Ton der Sehnſucht in die weit', weite Welt; dann ſtarrten ihn die ſchwarzen Augenſterne an, und die mageren Arme des Kindes reckten ſich über den Schultiſch immer weiter ihm entgegen. Auch in den Clavierſtunden, die ihr der Vater geben ließ, blieb ſie nicht dahinter; ja ſie zeigte bisweilen eine Auffaſſung, die über ihre Jahre hinauszugehen ſchien, und es konnte dann wol geſchehen, daß ſie mitten im Stücke aufſprang und davonlief, als ob was Fremdes über ſie hereingebrochen ſei.

Aber der ſchwere Clavierkaſten, der ſo feſt gegen die Wand geſchoben ſtand, war nicht das Inſtrument, das ihre eigenſte Natur verlangte. Ein ſolches, das ſie bis jetzt nur in den Händen durchziehender Künſtlerinnen geſehen hatte, ſollte ihr erſt jetzt zu Theil werden.

Auf dem Boden des langgeſtreckten Hauſes befand ſich nach dem Hofe zu eine Giebelſtube, in welche unlängſt bei Beginn des Sommerſemeſters ein ſchon älterer Primaner eingezogen war. Aus irgend einem Winkel hatte Kätti von rothbemützten jungen Herren neben vielen Büchern auch eine Guitarre hineintragen und mit verlangenden Augen hinter der ſich ſchließenden Stubenthür verſchwinden ſehen. Aber eines Nachmittags, da ſie ihren Hausgenoſſen ſicher in ſeiner Gelehrtenſchule wußte, und während ſie ſelber freilich in ihrer Mädchenſchule ſitzen ſollte, huſchte ſie leiſe über den Boden und blickte durch die geöffnete Thür in die leere Stube. Als ſie die Guitarre gegenüber an der Wand hängen ſah, ſchlüpfte ſie hinein und zog hinter ſich die Thür in's Schloß.

Ebenſo ging es am folgenden Nachmittage und noch ein paar Tage weiter; endlich kam Klage aus der Mädchenſchule; Kätti hatte die letzte Woche jeden Nachmittag gefehlt. Es war kein Zweifel, ſie mußte ſich bis dahin zierlich durchgelogen haben; nun aber brach das Wetter über ſie herein. Herr Zippel erinnerte ſich plötzlich ihres Taufnamens; mit geſträubtem Haupthaar lief er im Hauſe umher; den Brief der Lehrerin hielt er in der einen Hand und ſchlug ihn mit der andern. „Roſalie!" rief er; „Roſalie! Wo hat das Unglückskind ſich wieder hinverflogen!"

Endlich, irgendwoher, erſchien ſie vor ihm; halb lauernd, halb ängſtlich ſah ſie ihren Vater an. „Weißt du, daß du mein einziges Kind biſt," ſprach Herr Zippel nachdrücklich, „und daß deine Mutter in der Erde ruht?"

Kätti ließ das Köpfchen hängen, daß ihr die langen Flechten über die Bruſt herabfielen.

„Kannſt du leſen?" fragte Herr Zippel wieder.

Sie antwortete nicht.

„Da!" ſagte er und gab ihr den Brief der

Lehrerin. „Verſuch' es; aber es iſt geſchriebene Schrift! Wie kann man geſchriebene Schrift leſen, wenn man nicht zur Schule geht!"

„Ich kann wol leſen!" ſagte ſie trotzig und erſchrak doch, als ſie einen Blick hineingethan hatte. Aber ſie kannte ihren Vater, ſie mußte ihn ruhig austoben laſſen.

Er hatte den Brief ihr aus der Hand geriſſen und vollzog an dieſem auf's Neue ſeine ſymboliſche Züchtigung; dabei ſagte er ſeiner Tochter, ſie würde ſeinen ſauer erworbenen Ruf zu Grunde richten, ſein ſchwarzes Haar würde vor Weihnachten noch weißer als der Schnee ſein, und ſie ſelber würde am Ende ihres Lebens an einem ſehr hohen Galgen hängen.

Das war denn doch zu viel; Kätti brach in bittere Thränen aus.

„Aber, Unglückskind, was haſt du denn getrieben?" Herr Zippel hatte ihre Hände ergriffen und blickte zweifelnd und rathlos auf ſie hin.

„Ich habe nicht gefaullenzt," ſagte Kätti.

„Nicht gefaullenzt! Aber was denn ſonſt?"

„Ich habe nur was Anderes gethan, als was ſie in der Schule thun!" Und dabei zeigte ſie ihrem Vater die Fingerſpitzen ihrer beiden Händchen.

Herr Zippel beſichtigte eine nach der anderen mit wachſendem Erſtaunen. „Aber, zum Erbarmen! die ſind ja alle wund, die einen noch ſchlimmer als die andern!“

„Ja,“ ſagte Kätti, „das iſt auch nicht ſo leicht!“

„Aber, um des Himmels willen, wo haſt du denn geſteckt?“

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Iſt der Primaner zu Hauſe?“

„Der Primaner? Nein, der iſt eben fortgegangen. Aber was ſoll denn der Primaner?“

„Komm!“ ſagte ſie. Und ſchon hatte ſie ihres Vaters Hand ergriffen und zog ihn mit ſich fort: die Treppe hinauf, über den Boden, dann in das Giebelſtübchen.

Raſch langte ſie die Guitarre von der Wand, ſetzte ihr eines Füßchen auf ein dickes Lexikon, das auf dem Fußboden lag, und ein paar voll gegriffene Accorde erklangen unter ihren Fingern.

Herr Zippel ſtand mit untergeſchlagenen Armen und weit aufgeriſſenen Augen gegen die Wand gelehnt. Er hatte eine Lieblingscanzonetta; „Kätti,“ ſagte er mit vor Erwartung bebender Stimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!“

Kätti hatte es tauſendfach von ihrem Vater ſingen, pfeifen und brummen gehört; es war auch das Erſte geweſen, wozu ſie ſich die Begleitung auf dem Inſtrument zuſammengeleſen hatte. Und nun, während die kleinen Finger auf's Neue das Griffbrett faßten, hub ſie an und ſang mit ihrer etwas ſchrillen Kinderſtimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!“

„Ade!“ ſang Herr Zippel ſchüchtern und wie fragend mit.

„Und wenn es denn ſoll geſchieden ſein“ —

Herr Zippel hatte ſich hoch aufgerichtet; ſeine Augen begannen zu leuchten, bald ſchlug er die Hände über dem Rücken in einander, bald fuhr er damit durch ſeine aufgeregten Haare; dann aber, als der Refrain wiederkehrte, ſetzte er muthig mit ſeiner ſcharfen Tenorſtimme ein, und bald ſangen Vater und Tochter mit einander, daß es durch Haus und Boden ſchallte:

„Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh!“

„Roſalie! Mein Kind, mein Genie!“ Herr Zippel ſchloß das winzige Geſchöpfchen in ſeine Arme und bethaute es mit ſeinen Thränen. „Ja, ja, die alte Schulmamſell mit ihrem Strickſtrumpf, mit ihrer trockenen gelben Jungfernnaſe, was weiß auch die“ —

Als er in Folge eines Geräuſches umblickte, ſtand die dicke Magd mit ihrem Kochlöffel in der offenen Stubenthür. „Herr Zippel, vor'm Laden iſt ein Junge, der will für'n Schilling Butterkringel!“

„Der Junge ſoll zum Teufel gehen!“

„Aber, Herr Zippel!“

„So ruf den Burſchen!“

„Herr Zippel, ich weiß nicht, wo der Burſche iſt.“

„Nun, ſo gieb ihm ſelbſt die Kringel!“

„Aber ich bin nicht für den Laden, Herr Zippel.“

Er ſtieß die dicke Magd zur Seite und rannte ſcheltend über den Boden in das Unterhaus hinab. Die Magd ſah ihm ruhig nach und watſchelte dann langſam hinterdrein.

Kätti war allein. Sie ſetzte ſich an's Fenſter, hauchte auf ihre Fingerchen, ſtützte dann ihr Köpfchen an den Hals der Guitarre und blickte nachdenklich in das Gezweige des großen im Hofe ſtehenden Wallnußbaumes, wo ihr grauer Kater „Nickebold“ ſich mit der Sperlingsjagd beſchäftigte. Was half das Alles! Das häusliche Ungewitter war zwar vorübergezogen; aber in die dumme Schule mußte ſie ja nun doch wieder jeden Nachmittag; und außer den Schulſtunden — wann war ſie dann vor dem Ueberfalle des Primaners ſicher? — Plötzlich trat ein entſchloſſener Zug um ihren hübſchen Mund; aber da ſie eben wie zur Ermuthigung einen nach dem anderen ihrer eingelernten Accorde griff, ſchallten junge Männerſtimmen von unten und jetzt ſchon aus dem Treppenhaus hinauf.

Im Nu hing die Guitarre an der Wand, und Kätti war wie fortgeblaſen.

Ein paar Stunden ſpäter ſaß der hübſche Primaner — Wulf Fedders hieß er — in voller Arbeitsthätigkeit an ſeinem Tiſche. Vor ſich hatte er die Thür nach dem weiten Boden offen ſtehen; vermuthlich nur weil der geſchloſſene Stubenraum ihm ſeinen Geiſt beengte; denn er blickte nicht hinaus, ſondern war emſig bemüht, für ſeinen deutſchen Aufſatz eine Kette von Satzfolgen zu Papier zu bringen, welche er eben auf einem Spaziergange in Gedanken ſich zurecht gelegt hatte. Anmuthig ſchwebte ihm bei ſeiner Arbeit das ſonſt ſo griesgrämige Geſicht des alten Rektors vor; er hatte ihm heute bei ſeiner Verdeutſchung des Thukydides ſo wohlgefällig zugenickt; Wulf Fedders ſah ſchon deutlich daſſelbe Nicken bei Rückgabe dieſes Aufſatzes. Und die Feder des jungen Primaners arbeitete behaglich weiter.

Als er aufblickte, ſtand Kätti ihm gegenüber; es war ihr eigen, plötzlich da zu ſein, ohne daß man ſie hatte kommen hören.

„Du!“ rief er. „Biſt du ſchon lange da?“

Sie nickte.

„Was willſt du, Kind?“ ſagte er und betrachtete das braune Köpfchen, das er bisher nur ein paar Mal flüchtig hatte vorüberhuſchen ſehen.

Kätti zeigte auf das vor ihm liegende Papier und ſagte: „Haben Sie noch mehr darauf zu ſchreiben?“

Er ſchüttelte ſein blondes Haar aus der Stirn und lachte. „Noch ein paar Sätze; ¦dann iſt's vorläufig genug.“

„Darf ich ſo lang' hier bleiben?“

„Weshalb nicht? Setz' dich!“ ſagte er, indem er ſchon wieder weiter ſchrieb.

Sie ſetzte ſich auf den Stuhl am Fenſter; aber ihre Augen ruhten unabläſſig auf dem Antlitze des Schreibenden, als wolle ſie erwägen, was hinter den geſenkten Lidern ſich verbergen möge. Als er dann die Feder wegwarf, ſchrak ſie faſt zuſammen. „Fertig!“ rief er. „Nun, Kätti? — Du heißt doch Kätti?“

„Ja, Kätti.“

„Nun, ſo komm her und ſprich, was du auf dem Herzen haſt!“

Sie war zögernd wieder vor den Tiſch getreten „Wollen Sie auch nicht böſe werden?“

„Das werd' ich nicht ſo leicht; aber ich kann's dir doch im Voraus nicht verſprechen.“

Sie beſann ſich eine Weile. „Dann mögen Sie auch böſe werden,“ ſagte ſie und zeigte nach der Wand; „ich habe alle Nachmittag auf Ihrer Guitarre da geſpielt.“

„Und weshalb erzählſt du mir das jetzt? Nur, weil es die Wahrheit iſt?“

Sie ſchüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein? Aber weshalb denn?“

„Ich möcht' es lernen;“ ſagte ſie leiſe; „aber es iſt hier Keiner, der darin Stunden giebt.“

„Ja ſo! — Nun, Fräulein Kätti, was ich davon verſtehe, iſt zu Dienſten!“

Freudenroth und zitternd folgte das Kind mit ſeinen dunklen Augen, wie er jetzt die Bücher fortſchob und die Guitarre von der Wand herunterlangte.

Und ſomit wurde das erſte Ringlein fertig als Glied zu einer feinen unſichtbaren Kette.

Wie von ſelbſt waren die Stunden herausgefunden, in denen der kleine muſikaliſche Verkehr ſich ungeſtört entfalten konnte; Kätti ſäumte nicht zu kommen, und auch Wulf Fedders blickte mitunter über ſeine Bücher nach der halb offenen Stubenthür, ob denn das braune Köpſchen noch nicht durch die Spalten gucke. Wenn ſie dann eintrat, hatte er oftmals Mühe, ſeine bewundernden Augen abzuwenden, damit — ſo warnte er ſich ſelber — das Kind nicht eitel werde. Er hatte freilich nicht geſehen, wie ſie kurz zuvor an ihrem aufgezogenen Schubfache kniete, um ein beſtes Krägelchen oder ein anderes Putzſtück daraus hervorzukramen; hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß erſt ſeit ein paar Tagen eine rothe Seidenſchleiſe gleich einem angeflogenen Schmetterling auf ihrem ſchwarzen Haare ſaß.

Uebrigens waren Kätti's muſikaliſche Fortſchritte unverkennbar; was der junge Lehrer an Griffen und Fingerſatz ihr beizubringen wußte, war Alles raſch erlernt worden. Dagegen kam eines Tages wieder Klage aus der Mädchenſchule; als Wulf Fedders nach der Claſſe in das Haus trat, zog Herr Zippel ihn in die Stube und rief ihn gegen das ungelehrige Kind zu Hülfe. Und der blonde Primaner, unter deſſen Scheitel ſich neben Anderem auch ein Quintchen Altklugheit verſteckte, redete zu Herrn Zippel's Entzücken in das arme Ding hinein, daß ſie ſchier verblaſen daſtand und in den nächſten Tagen brennend fleißig war.

Ganz anders freilich geſchah es, wenn ſie oben in der Giebelſtube ſaßen, wo die grünen Zweige des Nußbaums in das offene Fenſter nickten, und wo von ſolchen heiklen Dingen nie die Rede war. Zwar hatte bei Wulf Fedders die Guitarre keine weitere Bedeutung, als das Vögelſingen, wenn es Frühling iſt; dennoch hörte es ſich anmuthig, wenn er mit ſeinem weichen Bariton aus ſeinem Liederſchatz zum Beſten gab.

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße,
Vor mir von Ort zu Ort!“

Wenn er das anhub, ſaß Kätti gewiß auf ein paar über einander gepackten Büchern zu ſeinen Füßen, und wenn er geendet hatte, ſprach ſie ebenſo gewiß: „Noch einmal, bitte!“ Und dann ſang er es noch einmal. Der Worte dieſes Liedes wurde ſie ſich kaum bewußt, es war ihr nur die Melodie zu der ſich dunkel regenden Empfindung, mit der ſie in das hübſche Jünglingsantlitz blickte.

Eine unſchuldige Heimlichkeit begleitete dies Beiſammenſein. Kätti ſchwieg gegen Jedermann, aus unbeſtimmter Furcht, es könne ihr geraubt werden;

den jungen Primaner aber hielt eine ſehr bewußte Scheu zurück, ſeinen Verkehr mit dem eigenartigen Backfiſchchen der Kritik ſeiner Commilitonen auszuſetzen. Und da Kätti für jeden Ton das feinſte Ohr hatte, ſo entging es ihr nie, wenn unten durch die Hausthür ein Gymnaſiaſtenſchritt hereinſtürmte. Bevor er noch die unterſte Treppenſtufe erreicht hatte, war ſie jedes Mal verſchwunden und huſchte ſpäter aus irgend einem Bodenwinkel in das Unterhaus hinab.

Und dennoch ein Mal! Wulf Fedders hatte eben ihr Lieblingslied geſungen, und Kätti ſaß vor ihm auf ihren dicken Büchern, die dunkeln Augen wie im Traum auf ihn gerichtet, die eine ihrer ſchwarzen Flechten um die Hand geſchlungen.

„Die Blumen in dem Walde,
Die Blumen auf der Halde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.“

Er hatte kaum geendet, da trat, ohne daß Einer von Beiden es bemerkte, der „forſcheſte“ aller künftigen Studenten in das Zimmer und warf mit einem derben „'n Morgen!“ — es war nicht einmal Morgen — ſeine rothe Mütze neben ihnen auf den Tiſch.

Im Nu war Kätti aufgeſprungen und flog an ihm vorüber.

„Was war denn das für eine ſchwarze Katze!“ rief der Forſche.

„Es iſt die Wirthstochter,“ entgegnete Wulf nicht ohne ſichtbare Verlegenheit.

Der Andere klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja ſo! — Du ſcheinſt mit ihr zu ſchwärmen, alter Freund!“

„Sie iſt ein Kind; ſie hatte mir den Thee gebracht.“

Kätti ſtand noch hinter der halboffenen Stubenthür und machte mit ihren kleinen Händen ein paar Krallen gegen den groben Eindringling, bevor ſie ganz verſchwand. Mit ihrem Freunde war ſie wol zufrieden. „Wirthstochter!“ Nur „die Wirthstochter!“ das Wort war ihr eben recht; auch er hatte Nichts verrathen wollen.

— — Aber das letzte Semeſter des Schülerlebens ging zu Ende. Als Wulf Fedders, um von ſeinem Wirthe Abſchied zu nehmen, in deſſen Wohnzimmer trat, kam ihm dieſer mit einer Rolle in der Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Herr Fedders,“ rief er; „es iſt ganz recht, daß Sie dem Reſt den Rücken kehren! Sehen Sie da!“ und er entrollte eine wirklich prächtige Tapete. „Zehn Mark Courant per Stück, ich hab' ſie ſelbſt für feſte Rechnung; aber glauben Sie, daß dieſe knickerige Geſellſchaft auch nur zu einem Ofenſchirm davon gekauft hat? Wenn Sie wieder dieſe werthe Stadt beſuchen ſollten, nach Hermann Tobias Zippel brauchen Sie nicht mehr zu fragen.“

Kätti wurde vergebens gerufen; erſt als das Fortrollen des Wagens durch das Haus dröhnte, ſchlüpfte ſie oben aus einem dunkeln Seitenraume des Bodens.

In der Giebelſtube war Alles ausgeräumt; nur die Guitarre hing noch an der Wand. „Für Kätti“ ſtand auf dem Zettel, der durch die Saiten geſchlungen war. Jetzt wurde leiſ' die Thür' geöffnet, und auf den Zehen, als fürchte es auch jetzt noch überraſcht zu werden, ſchlich das Kind herein. Als ſie die Worte auf dem Papierſtreifen geleſen hatte, drückte ſie ihre Lippen darauf und brach in lautes Schluchzen aus.

Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine Meile ſüdwärts, lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen- und Tannenwälder, vor ſich das breite ſilberne Band eines Fluſſes, der ein weites Wieſenthal durchſtrömte. Auf einem Vorſprunge oberhalb des Waſſers ſtand der Kirchſpielskrug mit ſeinem alten wetterbraunen Strohdache, den ſeit Menſchengedenken ſtets der Sohn von dem noch immer rüſtigen Vater überkommen hatte. Land- und Gaſtwirthſchaft gingen Hand in Hand; die Gäſte fanden neben bäuerlicher Behaglichkeit billige Preiſe, friſche Butter zum ſelbſtgebackenen Brode und goldgelben Rahm zum wohlgekochten und geklärten Kaffee.

Unterhalb des Gartens, der ſich ſchräg abfallend bis faſt an das Flußufer hinabzog, war das Abnahmehaus, wo noch vor Kurzem der Vater des letzten bäuerlichen Wirthes wohnte. Zwar hatte auch er, gleich ſeinen Vorvätern, den Staven mit allen Gerechtigkeiten ſeinem Sohne abgetreten; aber an Sonn- und Feſttagen, wenn die Gäſte zu Waſſer und zu Lande aus den benachbarten Städten heranzogen, ſtieg er in ſeinem beſten Staate nach ſeiner alten Wirthſchaft hinauf, um vorne in der kleinen Gaſtſtube den Ausſchank zu verwalten und dabei ſeine Geſchichten von anno damals an den Mann zu bringen. Und ſelbſt die Stammgäſte hörten es gern noch einmal, wie er im Walde drüben den großen Wildeber von ſeines Vaters gelben Sauen abgejagt, oder wie er drunten am Fluſſe den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellen Nächten an dem Dorf vorbeigeſchwommen waren.

Aber die bäuerlichen Beſitzer hatten Haus und Garten verkauft und ſich weit vom Dorfe auf ihr Land hinausgebaut; und mit ihnen verſchwanden neben den alten Geſchichten auch die billigen Preiſe, der goldgelbe Rahm und die friſch gekarnte Butter.

— — Der neue Wirth war Herr Zippel. Es ſchien unglaublich, was er alles leiſtete, noch mehr, was er alles leiſten wollte. Sein jetzt ſchon ziemlich angegrautes Haar befand ſich ſtets im Zuſtande höchſter Aufgeregtheit; er wollte zeigen, was aus dieſem Erdenfleck zu machen ſei, den ſeine dummen Vorgänger ſo lange als todtes Capital von Hand zu Hand gegeben hatten; nicht einmal einen Namen hatten ſie für ihr „Etabliſſement“ erſinnen können. Es ſollte gründlich anders werden!

Und ſchon war der hinter der Gaſtſtube liegende Tanzſaal durchbrochen worden und daran nach der Flußſeite eine große Veranda in den Garten hinausgebaut. Eben wurde von den Zimmerleuten eine ſchwere Bekrönung darauf befeſtigt, welche auf blauem Grunde in goldenen Buchſtaben eine fußhohe Inſchrift in die Welt hinausſtrahlte.

Herr Zippel ſelber ſtand betrachtend der Veranda gegenüber neben einem alten Bauer aus der Nachbarſchaft. Der Alte rauchte behaglich ſeine kurze Pfeife;

Herr Zippel hatte die vor fünf Minuten angezündete Cigarre ſchon bis zur Unkenntlichkeit zerbiſſen, ſeine Augen leuchteten, ſeine Finger ſpielten unruhig in der Luft; als nun aber endlich da droben der letzte Hammerſchlag verhallt war, las er halblaut, mit bebender Stimme: „Hermann Tobias Zippel's Wald- und Waſſerfreude!“ Dann nickte er beſtätigend mit dem Kopfe, ergriff den Arm ſeines Nachbaren und zeigte nach dem Fluß hinab, wo an zwei neuen, weiß und grün geſtrichenen Böten dieſelbe Inſchrift auf dem Waſſer ſchaukelte.

„Ja, ja, Nawer,“ ſagte der Bauer in ſeinem Platt, „dat koſt't wat;“ dann nickte er auch und rauchte ruhig weiter.

Herr Zippel ſah ihn faſt entſetzt an. „Koſt't was, meint Ihr? — Bringt was ein, lieber Freund! Bringt was ein!“ Und liebreich, aber mit begeiſterter Ueberlegenheit klopfte er dem Alten auf die Schulter.

„Ihr verſteht das nicht,“ fuhr er fort, da jener ſtatt der Antwort nur ein paar Mal huſtete; „wird auch kein Menſch von Euch verlangen!“

Damit führte er den ruhig Fortrauchenden durch die offene Veranda in den Tanzſaal und blieb derſelben gegenüber vor einem Pianino ſtehen, deſſen Deckel er mit gewandter Hand zurückklappte.

„Hmm!“ ſagte der Alte, nachdem er ſich die Sache eine Zeitlang angeſehen hatte.

„Nun?“ frug Herr Zippel.

Und endlich kam die erſehnte Gegenfrage, ob denn die Tochter, „dat lütt Deern,“ auf dieſem Ding da ſpiele.

Jetzt aber war Herr Zippel in ſeinem Fahrwaſſer: das Kind, das Genie, das ſie in ihren rothen, fünf Zoll langen Schühchen ſchon geweſen! Sein unerſchöpfliches Thema war angebrochen.

Der alte Nachbar betrachtete unterdeſſen eine ſeitwärts angebrachte Einrichtung; es war eine Eſtrade mit einem kleinen Sitz und einem beweglichen Notenpult davor, Alles hübſch in Holzmanier geſtrichen und lackirt. Dieſe Einrichtung war für ein zweites Genie, das der neue Wirth ſchon innerhalb der erſten acht Tage hier im Dorfe ſelbſt entdeckt hatte. Es ſteckte in einem kleinen hinkenden Schneider, welcher die Violine ſpielte, und von dem einmal ein Muſikfreund geſagt hatte, es ſei ſchade, daß er Nichts gelernt habe. In der That aber hatte er ſich zu einer Art natürlicher Fertigkeit hinaufgearbeitet, ja mitunter brach durch ſeine ungeſchulten Töne etwas, das aus der Tiefe der Menſchenbruſt zu kommen ſchien und ſelbſt den kundigen Hörer ſtutzen machte.

Er hieß Peter Jenſen; die Bauern aber, vielleicht in unbewußter Anerkennung, nannten ihn „Sträkelſtrakel". — Das dürre Männchen ſaß' jetzt faſt alle Feierabend auf dem Bänkchen der Eſtrade und blickte auf ein dunkelfarbiges Mädchen, das ſchräg ihm gegenüber am Claviere ſaß. Und nicht nur Tänze und Liedermelodien, ſelbſt eine Mozart'ſche Sonate hatte die junge Virtuoſin mit ihm einſtudirt. Herr Zippel unterſtützte das nach Kräften; denn es gehörte mit zu ſeiner „Wald- und Waſſerfreude"; während in der Veranda die Gäſte ſeinen Wein tranken und ſeine „Soupers" und „Dejeuners" verzehrten, ſollte vom Saale aus die Kunſt ihre höhere Natur ergötzen.

„Seht Ihr, Nachbar," ſchloß er ſeine beredte Auseinanderſetzung; „das iſt es, was in der Bauernwirthſchaft hier gefehlt hat!"

Der Alte nickte ein paar Mal, während er wie prüfend mit ſeiner rauhen Hand das Notenpult betaſtete. „Süh, ſüh!" ſagte er endlich, ohne aufzublicken, „ward unſ' Sträkelſtrakel noch up ſin olen Dagen en Staatsmuſ'kant!"

Aber Herr Zippel wurde von einem Arbeiter in den Garten gerufen, und der Alte wanderte langſam hinterher, um zu ſehen, was es denn dorten wieder Neues gab.

Statt ihrer traten aus der Thür der Gaſtſtube zwei andere Geſtalten in den dämmerigen Raum des Saales. Kätti, ſie war die eine, obgleich jetzt volle ſiebzehn Jahre alt, glich faſt noch einem halberwachſenen Kinde, nur ihre Wangen waren jetzt ſanft gerundet, und das bleiche Braun derſelben war von einem rothen Hauch durchbrochen. Ihr ſchwarzes Haar aber trug ſie noch immer in zwei langen Zöpfen; ſie war eigenſinnig, ſie wollte es nicht anders, und auch die rothe Schleife an der linken Seite durfte niemals fehlen.

Mit ihr, Geige und Bogen in der Hand, war der kleine Muſikant hereingetreten. Er pflegte ſonſt nicht ſo früh am Nachmittage, ſondern erſt zu dem ſtets für ihn bereiten Abendbrod ſich einzuſtellen; aber heute galt es, die Mozartſonate zu dem Einweihungsfeſte der Veranda einzuüben. Nun hatte er auf den Ruf ſeiner jungen Meiſterin mitten im Tagewerke Nadel und Bügeleiſen fortgeworfen.

Es war etwas Stilles in der Erſcheinung des Mädchens, wie ſie jetzt an's Clavier ſchritt und die Noten auflegte, während der kleine Mann ſchweigend ſeinen Platz erkletterte und, den Bogen im Auſtrich, erwartend nach ihr hinblickte.

Plötzlich, „Allegro, Sträkelſtrakel!“ rief eine junge

Stimme und dahin brauſten die Töne der ungeſchulten aber tapferen Muſikanten. Mitunter freilich, wenn es gar zu ſorglos überhin ging, gebot dieſelbe auch wol „Halt“, und wieder „Halt;“ und der Geigenbogen ſtockte endlich, nachdem er noch eine Weile feurig in die Figuren der nächſten Tacte hinausgeſchoſſen war.

Der kleine Geiger hörte ſich nicht gern bei ſeinem Uebernamen nennen; wenn aber bei ſolcher Gelegenheit Kätti ihren Finger hob und mit einer eigenthümlich lieblichen Betonung ſagte: „Sträkel — Strakel?“ dann krümmte er ſich vor Wohlbehagen auf ſeinem lackirten Holzbänkchen; und unermüdlich wurden hierauf die hapernden Tacte wiederholt, bis das dunkle Köpfchen nickte und es wiederum mit loſen Zügeln weiter ging.

Als ſie mit der Sonate fertig waren, hob Kätti ſich auf den Fußſpitzen und langte über dem Claviere ihre Guitarre von der Wand. „Nun zur Belohnung!“ ſagte ſie, lächelnd auf ihren Spielgenoſſen blickend, und dieſer, als ob er nun das Höchſte leiſten müſſe, drehte emſig an den Stimmwirbeln, klimperte und ſtrich und drückte faſt das Ohr an ſeine Geige.

„Sträkel — Strakel!“ rief wiederum die junge Stimme; da kletterte er eilig von ſeinem Thron herab, und bald wanderten die beiden neben einander im

Saale auf und ab; ſie leicht dahin ſchreitend und mit ihrer lichten Sopranſtimme ſingend, daß es von den leeren Wänden ſchallte; er mit ſeinem lahmen Fuße ſtets nach einer Seite wippend und zu ihrer Guitarre begeiſtert ſeine Geige ſtreichend. Was hatten ſie nicht Alles ſchon geſungen, den „Jäger aus Kurpfalz" nicht weniger, als „So viel Stern' am Himmel ſtehen." Plötzlich mitten in einem Schelmenliedchen brach ſie ab; „Sträkelſtrakel!" rief ſie, indem ſie ſtehen blieb.

Er war in ſeinem Perpendikelgange ſchon um ein paar Schritte weiter; als er Poſto gefaßt hatte, wandte er ſich um, und das ſchlichte ſtaubfarbene Haar von ſeiner mageren Naſe ſtreichend, erwartete er ehrerbietig das Orakel aus ihrem jungen Munde.

„Peter Jenſen!" ſagte Kätti feierlich, und nannte ihn bei ſeinem vollen Taufnamen; „was kann Er geigen!"

„Oh, aber Mamſellchen!"

„Und iſt Er auch noch niemals draußen in der Welt geweſen?"

„Draußen in der Welt? — Was ſollt' ich da, Mamſellchen?"

„Ja," ſagte ſie träumeriſch und heftete die Augen auf das arme Körperchen des Muſikanten, als wolle ſie ſelbſt das Wunder nun vollbringen; wenn Er doch jung und hübſch wär', Sträkelſtrakel!"

Er nickte nachdenklich, als ob ihm das ſchon wol gefallen möchte. „Was dann, Mamſellchen?" frug er ſchüchtern.

„Dann, aber das verſteht Er nicht, dann wollten wir Beide mit einander in die Welt hinaus!"

Er ſagte Nichts; er kniff die dünnen Lippen zuſammen und ſah ſie halb anbetend und halb traurig an.

„Nun?" frug ſie endlich.

Der arme, kleine Muſikant hatte ſie wirklich nicht verſtanden, er fand es hier im Dorfe jetzt ſo ſchön, wie niemals noch zuvor bei ſeinen jetzt bald vierzig Jahren. „Warum denn in die weite Welt, Mamſellchen?"

„Warum?" — Aber ſie blieb ſelbſt die Antwort ſchuldig; der Anfang eines Liedes tauchte plötzlich in ihr auf, deſſen Worte ſie kaum jemals recht gefaßt hatte. Wie taſtend griff ſie einen Accord und hob mit halber Stimme an:

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;
O meine müden Füße!
Das Vöglein ſingt ſo ſüße;
Ich wand're immer fort."

Sträkelſtrakel hatte ſich ſelig lauſchend gegen die

Wand gelehnt, Geige und Bogen müßig in der herabhängenden Hand. „Geht es nicht weiter?“ frug er leiſe, als Kätti nach dieſer erſten Strophe ſchwieg.

„O doch! Aber ich weiß nur noch das Ende!“ Dann griff ſie wieder in die Saiten und ſang auf's Neue:

„Wo iſt nun hin das Singen?
Schon ſank das Abendroth —
Die Nacht hat es verſteckt,
Hat Alles zugedeckt;
Wem klag' ich meine Noth?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.“

Von der offenen Veranda her erſcholl ein lautes Händeklatſchen: „Bravo, braviſſimo!“ — Herr Zippel war während der letzten Strophe ein ungeſehener Zuhörer geweſen und jetzt im beſten Anſatz, ſeiner Begeiſterung Luft zu machen. Aber Kätti hatte wol dies Mal keine Neigung gehabt, den Reden ihres Vaters Stand zu halten; als er in den Saal trat, fand er nur noch den kleinen Muſikanten, der ſich mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuch die Augen wiſchte.

Das Einweihungsfeſt und noch verſchiedene andere Feſte, Wald- und Waſſerfahrten, waren unter lebhafter Betheiligung vorüber gegangen; als dann der Winter ſeine dunkle Eisdecke über den Fluß breitete, ſtanden Herrn Zippels fröhlich bewimpelte Zelte auf derſelben, und aus der an der Flußmündung belegenen Nachbarſtadt flogen Schlitten und Schlittſchuhläufer ab und zu. Der hagere, milzſüchtige Paſtor, der die neue Wirthſchaft nie anders als „Zipperlein's Wald- und Waſſerleiden" nannte, hatte in ſeiner Sonntagspredigt ſchon die deutlichſten Anſpielungen auf Sodom und Gomorrha fallen laſſen.

Dann aber kam die trübe Zeit, wo Alles in Thau- und Schlackerwetter untergeht, und dann der Frühling und der neue Sommer. Die goldene Inſchrift über der Veranda hatte nun ſchon faſt eines vollen Jahres Gluth und Winterungemach beſtehen müſſen, ſie leuchtete nicht mehr ſo luſtig wie im vorigen Sommer, und vielleicht mochte es damit zuſammenhängen, daß jetzt ſelbſt an Sonntagen die Zahl der Gäſte nur eine dürftige war, ja daß man allerlei unbillige und bedenkliche Vergleiche zwiſchen dem neuen und dem alten bäuerlichen Wirthe anzuſtellen begann. So viel war gewiß, Kätti hatte eine Menge Zeit und wußte nicht recht, wohin damit. Sie muſicirte wol noch an einzelnen Abenden mit Sträkelſtrakel in dem leeren Saale, ſie ſang und ſpielte auch wol einmal, wenn Gäſte unter der Veranda ſaßen; aber ſie that das Eine mehr, um die ſchüchtern fragenden Augen des kleinen Muſikanten zu befriedigen, das Andere nach dem Willen ihres Vaters, dem ſie nicht entgehen konnte. Mit den Töchtern der Bauern wußte ſie nichts zu reden, und dieſe nichts mit ihr; nur der junge Unterlehrer, ein gutmüthiger Menſch mit Plattfüßen und gelbblonden Haaren, ſaß oft ſtundenlang neben ihr am Clavier und blickte, gleich Sträkelſtrakel, in ſtummer Anbetung zu ihr auf. Aber was kümmerten ſie eigentlich dieſe beiden Menſchen!

Manchmal nahm ſie das kleinſte der beiden weiß und grün geſtrichenen Böte und ruderte den Fluß hinauf, bis wo am Ufer entlang ſich große Binſenfelder ſtreckten. Durch einige führte eine Waſſerſtraße wieder auf die Flußbreite hinaus; in anderen gelangte ſie nach einer ſchmalen Oeffnung, durch welche das Boot nur mit eingezogenen Rudern hindurchglitt, auf einen ſtillen, rings umſchloſſenen Waſſerſpiegel. Hier, an ſchwülen Sommernachmittagen, legte ſie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binſenwand; auf dem Boden des Bootes hingeſtreckt, die ſchmalen Hände über dem ſchwarzen Haar gefaltet, konnte ſie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeſchiedenheit des Ortes, das leiſe Rauſchen der Binſen, über denen das lautloſe Gaukeln der Libellen ſpielte, verſenkte ſie in einen Zuſtand der Geborgenheit vor jener doch ſo nahen Welt ihres Vaterhauſes, in der ſie immer weniger ſich zurecht zu finden wußte.

Da ſie nach einer ſolchen Ausflucht eines Nachmittags durch den Garten ging, ſah ſie in einer der Lauben den Unterlehrer vor einem leeren Bierglas ſitzen. Bei ihrer Annäherung ſtand er ſchüchtern auf. „O bitte, Fräulein,“ ſagte er, „ich habe Ihrer lange hier gewartet.“ Da ſie aber frug, was er denn von ihr begehre, ſtammelte er etwas und bat ſie endlich, ihm ein Seidel Bier zu bringen.

Kätti ging mit dem Glaſe in das Haus; als ſie in die leere Gaſtſtube trat, ſah ſie ihren Vater vor einem Papiere ſitzen, auf dem er lebhaft mit einem Bleiſtift hin und wieder arbeitete. „Unausläßlich!“ murmelte er. „Unausläßlich! Das reine Wald- und Wieſenwaſſer! Daß Einem das nicht ſchon im vorigen Sommer eingefallen iſt!“

„Was denn, Vater?“ frug Kätti.

Aber er beachtete ſie gar nicht; ſein ſchon recht grau gewordenes Haar mit allen Fingern in die Höhe ziehend, fuhr er fort zu murmeln und zu ſtricheln.

Kätti zapfte das Bier ein und ging mit ihrem vollen Seidel fort. Als ſie im Garten zu der Laube kam, ſtand dort der Unterlehrer und hatte gleichfalls einen beſchriebenen Bogen in der Hand, den er eben auseinanderfaltete, in der offenbaren Abſicht, ſeinen Inhalt vorzutragen. „Fräulein,“ ſagte er demüthig, „Sie werden mich nicht verkennen!“

„Gewiß nicht, Herr Peterſen,“ erwiederte Kätti, indem ſie das Bier neben ihm auf den Tiſch ſtellte; der Unterlehrer erſchien ihr noch wunderlicher als ihr Vater.

Herr Peterſen räusperte ſich und begann hierauf zu leſen; aber ſchon nach den erſten Verſen — denn Verſe waren es — die von der Seligkeit des Himmels handelten, gerieth er in's Stocken und wurde von irgend einer ihn beſtürmenden Erregung ſo kirſchbraun im Geſicht, daß Kätti ſich im Ernſt um ihn zu ängſtigen begann.

„Leſen Sie doch weiter, Herr Peterſen,“ bat ſie. „Es klingt ganz hübſch; haben Sie das ſelbſt gemacht?“

Aber er wagte keinen weiteren Verſuch; noch einmal, wie in gewaltſamer Ermuthigung, ſah er ſie mit aufgeriſſenen Augen an; dann drückte er haſtig das Papier in ihre Hand, und Bier und Mütze auf dem Tiſch im Stiche laſſend, ſtolperte er auf ſeinen Plattfüßen eiligſt die Steige nach dem Fluß hinab.

Kätti ſah ihm ziemlich gleichgültig nach; als ſie jedoch in dem anvertrauten Schriftwerk weiter las, ſchlug eine flammende Röthe ihr in's Angeſicht: auf dem großen Papierbogen in ſchulgemäßer Schrift und zwiſchen ausgelöſchten Bleiſtiftlinien ſtand hinter der Seligkeit des Himmels eine unverkennbar irdiſche Liebeserklärung, der ein gut bürgerlicher Heirathsantrag folgte.

Ihre Hand ließ das Papier zur Erde fallen, und faſt zuckte eins der flinken Füßchen danach hin; aber es kam nicht weiter: Kätti ſchüttelte ſich nur ein wenig; dann hob ſie das verachtete Schriftſtück auf und trug es ſorgſam in die Küche, wo eben ein einſames Feuer unter dem großen Keſſel lohte.

Noch einen Augenblick, und die Flammen hatten die ungelegene Liebeserklärung ergriffen; und Kätti ſchaute ſorgſam zu, bis auch das letzte Wort davon vernichtet war.

— — Am Abend dieſes Tages hatte ein Bruchtheil von einer verſprengten Sängerbande ſich in's Dorf verſchlagen, und Herr Zippel verſäumte nicht, mit derſelben für den folgenden Tag eine jener Feſtivitäten zu veranſtalten, die ſo wenig den Beifall ſeines Seelenhirten fanden. Die Geſellſchaft beſtand zunächſt aus einem Geſchwiſterpaare, einem Geiger und einer Harfenſpielerin; letztere wenig hübſch und mürriſch um ſich ſchauend, aber, gleich dem anſehnlicheren Bruder, von geſchmeidigem Wuchſe. Neben ihnen war noch eine Guitarreſpielerin, ein blondes bewegliches Ding, mit zwei blauen verliebten Augen; ſie lief ſogleich durch Hof und Haus und machte ſich überall zu ſchaffen. Als draußen der Mond am Himmel ſtand, ſchob ſie ihren Arm in Kätti's Arm und zog dieſe mit ſich in den Garten. „Komm'," ſagte ſie, ich muß meinen Mund einmal wieder laufen laſſen; da drinnen die Gundel und ihr Bruder könnten Einen ſchier zu Tode ſchweigen!"

„Was ſchauen Sie mich denn ſo an?" fuhr ſie fort, als Kätti ihre dunkeln Augen auf dem hübſchen lachenden Antlitz ruhen ließ. „Meine Schweſter hätten Sie ſehen ſollen; ach, war die ſchön! Nur gut, daß ich nicht mehr neben der zu ſingen brauche; ſie hat einen reichen Mann geheirathet; o, es heirathen Viele von uns ſehr reiche Männer!"

„So?“ ſagte Kätti. „Wo wohnt denn Ihre Schweſter?“

„In Wien, in einem ſehr ſchönen Hauſe; ihr Mann iſt ein berühmter Uhrenhändler.

„In Wien?“ Kätti's Aufmerkſamkeit wurde jetzt doch rege. „Kommen Sie ſo weit herum?“

— „So weit? Wir kommen allenthalben. Aber Sie ſingen und ſpielen ja auch; Sie ſollten mit uns kommen; was wollen Sie hier länger auf dem Dorfe ſitzen! Ich freilich muß noch morgen von den Anderen fort; ich muß zu meinem ſchwediſchen Grafen; der erwartet mich!“

„Ein Graf!“ wiederholte Kätti voll Verwunderung. „Werden Sie ſich mit dem verheirathen?“

„Weshalb denn nicht? Erſt reiſen wir zuſammen auf ein paar Monate nach Baden-Baden.“

Kätti kannte den Ort aus ihren Geographieſtunden. „Nicht wahr?“ ſagte ſie, „da wo die vornehmen Leute hinreiſen und ihr Geld verſpielen?“

Die Andere nickte. „Ich bin ſchon einmal dort geweſen; das ſollten Sie ſehen, die ſchönen Menſchen, die großen Feuerwerke, als ob auf einmal alle Sterne vom Himmel herunterfallen; wie in einem Märchen, ſagt mein Graf!“

Noch lange gingen Kätti und die Guitarrſpielerin

Arm in Arm auf den mondhellen Gartenſteigen: der hübſche Plaudermund des fahrenden Mädchens wußte immer Neues zu erzählen; vor Kätti's Augen ſtiegen die Zauber der Ferne auf.

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;“

ſie wußte nicht, warum die Melodie ihr immer vor den Ohren ſummte.

Etwa vier Wochen ſpäter und etwa zwanzig Meilen weiter ſüdlich in's deutſche Land hinein geſchah es, daß eines Vormittages Wulf Fedders, der einſtige Primaner, jetzt doctor juris utriusque, in einer mittelgroßen Stadt aus einem Wochenwagen ſtieg. Eine Weile ſah er die Straße hinauf, wo eben Jahrmarkt war, warf noch einen Blick auf das Schild zum blauen Löwen, unter dem der Wagen hielt, und trat dann in's Haus, um ſich zur Weiterreiſe auf der von hier nach Norden hin beginnenden Eiſenbahn zu ſtärken.

In der Thür zur Gaſtſtube ging ein etwas bleicher, aber ſtattlich ausſehender Herr an ihm vorüber, der ſich ſein weißes Schnupftuch gegen die eine Wange drückte. Der junge Doctor ſah das; aber er achtete nicht weiter darauf, ſondern ſetzte ſich an einen Tiſch und ließ ſich auftragen.

Außer einigen Gäſten, welche aus- und eingingen, bemerkte er nur ein Muſikantenpaar, einen Geiger und eine Harfenſpielerin, welche neben dem Eingang ſaßen und der Stunde zu harren ſchienen, wo der leere Raum ſich wieder füllen würde. Wulf Fedders hatte freilich wenig Theilnahme für ſeine Umgebung, er ſchmeckte vielleicht nicht einmal die Speiſen, die deſſenungeachtet raſch genug von ſeinem Teller verſchwanden; denn in ſeinem Kopfe kreuzten ſich allerlei Gedanken. Er hatte eben ſeinen „Doctor“ cum laude abſolvirt, und da der Tod beider Eltern ihn in die Lage gebracht hatte, ein paar Jahre vom eigenen Capital zu zehren, ſo ſtand die akademiſche Lehrkanzel als längſt geplantes Ziel vor ſeinen Augen. Zunächſt freilich nach all' der angeſtrengten Arbeit mußte er ſich ein paar Monden Ruhe gönnen; das heißt, was ſolche junge Büchermenſchen Ruhe nennen; denn die Doctorabhandlung, die nur eine Quinteſſenz enthielt, ſollte zu einem epochemachenden Werke ausgearbeitet, allerlei emſig geſammelte Drucke und Excerpte nun erſt gründlich benutzt werden. — Als den Ort ſeiner Sommerfriſche hatte er ſich das große wald- und waſſerreiche Dorf erſehen, in deſſen patriarchaliſcher Krugwirthſchaft es ihm an manchem Sommerſonntag ſeiner Primanerzeit ſo wohl geweſen war. Er dachte es ſich lebhaft, wie in ſolch' ländlicher Ruhe das neue Werk gedeihen, und wie er außerdem zu geſundheitſtärkenden Wanderungen die Mußezeit benutzen werde. Und dann! Ja, auch das noch kam hinzu; die Stadt ſeines Schülerlebens war von dort in ein paar Stunden zu erreichen, und in jener Stadt — er wußte das aus beſter Quelle — war für die nächſten Monate eine junge Dame auf Beſuch, eine blonde blauäugige Majorstochter, die er im letzten Winter bei einem Profeſſorenthee geſehen hatte, und die ſeitdem mit dem epochemachenden Buche ſich geſchwiſterlich in ſein Herz theilte. — —

Der Doctor Wulf Fedders hatte es nicht bemerkt, daß während ſeiner nachdenklichen Mahlzeit zwar nicht zwei blaue, aber doch zwei glänzend ſchwarze Augen unabläſſig auf ihn gerichtet waren. Als er jetzt aufblickte, ſah er eine junge Guitarrſpielerin, welche abgeſondert mit ihrem Inſtrumente in der Ofenecke ſaß. Er erſchrak faſt, als ihre Blicke ſich begegneten; wie um erſt ſich zu beſinnen, wandte er ſeine Augen ab; dann blickte er wieder hin, um ſchärfer zu betrachten. Plötzlich ſtand er auf und ging gerade auf das Mädchen zu, während ſie, ohne ſich zu regen, ihn näher kommen ließ.

„Kätti!“ rief er, als er vor ihr ſtand.

Sie ließ den Kopf auf ihre Bruſt ſinken. „Ja, Kätti;“ ſagte ſie leiſe.

Als ſie dann die Augen langſam zu ihm aufhob, machte die eigenthümliche Schönheit des Mädchens ihn faſt verſtummen. Erſt als aus der Muſikanten-Ecke ein herriſcher Ruf an ſie erging, brach es hervor. „Alſo zu denen da gehörſt du?“ rief er — und es war faſt derſelbe Ton, womit er einſt das faule Schulkind abgekanzelt hatte — „eine fahrende Marktſängerin iſt aus dir geworden, und ich ſelber hab’ wol gar noch dazu helfen müſſen! Ich kann’s mir denken, du haſt dich in den jungen Vagabonden da verliebt und biſt mit ihm davon gelaufen!“

Kätti ſah ihn ganz erſchrocken an und ſchüttelte heftig ihr dunkles Köpfchen.

„Nicht? Aber weshalb biſt du denn fortgegangen?“

„Ich weiß nicht;“ ſagte ſie ſchüchtern; „ich glaube, ich mochte nicht mehr mit Sträkelſtrakel ſpielen.“

Er lachte doch. „Was iſt das: Sträkelſtrakel?“

„Ein kleiner Schneider, der bei uns die Violine ſpielt.“

„Mamſell!“ rief es wieder aus der Muſikanten-Ecke. „Kommen Sie an Ihren Platz!“

„Und weshalb,“ frug der Doctor, ohne auf dieſen Ruf zu achten, „ſitzeſt du hier ſo abſeits? Haſt du Streit mit jenen Leuten?“

Kätti ſchwieg erſt einen Augenblick; dann ſagte ſie: „Er iſt frech gegen mich geweſen; ich will nicht ſpielen.“

Wulf Fedders trat an den Muſikantentiſch.

„Wie kommt Ihr zu dem Mädchen?“ frug er drohend; „ſie iſt guter Leute Tochter.“

Der Burſche ſah ihn an und nahm einen Schluck aus dem Glaſe, das er vor ſich hatte. „Weiß ſchon,“ ſagte er, „wo ſie zu Haus iſt!“

„Sie iſt ein halbes Kind,“ fuhr der Doctor fort, „Ihr könnt dafür beſtraft werden, Ihr durftet ſie nicht mit Euch nehmen!“

„Sind Sie dabei geweſen, Herr?“ rief der Burſche und ſtieß mit ſeiner Geige tönend auf die Tiſchplatte. „Mitten in der Nacht, da wir mit unſerem Fuhrwerk eine Viertelſtunde hinterm Dorfe waren, iſt ſie mit ihrer Guitarre aus dem Buſch hervorgeſprungen; ſie hat ſich meinem Bräunchen an den Zügel gehängt, daß ich nicht hab' fahren können, und hat gebettelt und geweint, daß wir ſie mit uns nehmen möchten.“

Der Geigenſpieler hielt einen Augenblick inne; denn der Herr, der zuvor hinausgegangen war, ſetzte ſich draußen vor dem Fenſter auf die Bank.

„Nun?“ rief Wulf Fedders ungeduldig.

„Nun, Herr? — Es fand ſich juſt ein leerer Platz im Karren, weil unſere vorige Mamſell uns durchgegangen war. Da ließ ich ſie drauf hinſitzen, um dem Lamento nur ein End' zu machen.“

„Der Tauſch mag Euch ſchon angeſtanden haben,“ ſagte der Doctor; „Ihr habt Euch wol nicht gar zu lang' bedacht!“

„Meinen Sie, Herr? — Nun, allzu viel hat ſie uns juſt nicht zugebracht; ſie trägt ſchon meiner Schweſter Hemd am Leibe, und die Schuhe werden auch wol bald zerriſſen ſein!“

Der junge Doctor warf unwillkürlich einen Blick in die andere Ecke, wo Kätti, den Kopf an ihre Guitarre lehnend, unbeweglich mit geſchloſſenen Augen ſaß. Die Schuhe an ihren über Kreuz gelegten Füßchen waren freilich in erbarmungswerthem Zuſtand.

„Aber,“ ſagte er und wandte ſich wieder zu dem Geiger, „Ihr ſeid unehrerbietig gegen das Kind geweſen; was habt Ihr mit ihr vorgehabt?“

Der Burſche ſtieß lachend ſeine Schweſter an, eine Dirne mit harten Zügen, welche, ihre Harfe im

Arm, die Pauſe zur Verſpeiſung eines Butterbrods benutzte. „Da hör, Gundel!“ rief er. „Hörſt du, was ich geweſen bin?“

Dann wandte er ſich wieder zu ſeinem jungen Gegner und ſagte nachdrücklich: „Ich weiß eben nicht, warum ich Euch hier Antwort ſteh'; aber der Herr da draußen iſt einer von unſeren Freunden; er hatte ſein Späßchen mit der neuen Mamſell, wie er's mit der andern auch gehabt hat; aber der ſchwarze Fratz that wild wie eine Katze und hat ihm ſeine Wange aufgeriſſen!“

„Und dann?“ frug Wulf und faßte krampfhaft ſeinen Ziegenhainer, den er vorhin faſt unwillkürlich in die Hand genommen hatte.

„Dann? — Nun Herr; Ihr ſeht's ja, daß ich ſie nicht gefreſſen habe!“ Der Menſch zeigte ſeine weißen Zähne und ſtieß ſein Trinkglas auf den Tiſch, daß die Scherben dem Doctor um's Geſicht flogen.

Wulf Fedders verlor für einen Augenblick ſeine ſonſtige Beſonnenheit; ein zorniges Wort, ein Schlag mit dem geſchwungenen Ziegenhainer war die augenblickliche Erwiderung. Aber der Schlag ging fehl; Kätti, die bei den heftigen Worten auf ihn zugeflogen war, taumelte mit blutender Stirn an ſeine Bruſt.

Der junge Vagabond, eine breite musculöſe Geſtalt, war hinter ſeinem Tiſche aufgeſprungen. Er hatte die Fauſt, aus der er die Geige fallen ließ, ſchon dräuend über ſeinen Kopf erhoben: aber es kam nicht weiter, er ſchien ſich zu beſinnen, der Handel mochte ihm doch bedenklich ſcheinen. „Mag der Herr die Mamſell behalten, wenn ſie ſonſt noch zu curiren iſt," rief er höhnend; „es laufen der Dirnen noch genug herum!"

Das leicht rieſelnde jungfräuliche Blut hatte indeſſen die Sache ſchlimmer erſcheinen laſſen, als ſie war. Die kleine Streifwunde hatte keine Bedeutung, und auch der Schrecken war bald überwunden; für den Doctor aber erſchien nun die Pflicht, ſich der Verlaſſenen anzunehmen, nur um ſo deutlicher; und ſchon am anderen Nachmittage langten Beide wohlbehalten vor der Wald- und Waſſerfreude an.

Die dicke Magd, welche als perfecte Köchin aus dem früheren Wohnorte mit herübergenommen war, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, da ſie ihren alten Primaner ſo plötzlich mit ihrer verſchwundenen Mamſell aus einem Wagen ſteigen ſah. Uebrigens enthielt ſie ſich aller unnützen Reden, und als der Doctor nach dem Hausherrn frug, ſtreckte ſie die Hand nach der Flußſeite und ſagte: „Ich bin blos für die Küche; aber gehen Sie nur dreiſt hinunter!“

Und wirklich, hier ſtand Herr Zippel barfuß bis an die Knie' im Waſſer, und um ihn her eine Schaar von Arbeitern, welche Pfähle in den Flußgrund rammten. Sein Haar flog im Winde, und Kätti, die hinter ihrem Beſchützer herſchlich, ſpähte voll Angſt, ob es — wie ihr Vater einſtens prophezeit hatte — vor Kummer über ſie nicht ſchon ſchneeweiß geworden ſei. Aber er ſah nicht anders aus, als da ſie fortgegangen war. Dagegen ſchien der Augenblick nicht eben angethan, um eine beſondere Erregung des Wiederſehens in Herrn Zippel's Herzen zu erwecken. Erſt als der Doctor ihn wiederholt mit lautem Ruf begrüßt hatte, kam er an das Ufer gewatet, nachdem er noch zwei Mal ſeinen Arbeitern einen Befehl zurückgerufen und ihn dann zum dritten Male widerrufen hatte.

Er erkannte ſogleich ſeinen alten Miethsmann und machte ihm einige raſch hervorgeſtoßene Complimente über ſeine ſtattlichere Geſtalt und ſeinen Backenbart; dann aber, zur Hauptſache kommend, beſchrieb er mit ausgeſpreizten Fingern einen Halbkreis nach dem

Lande zu. „Das hier,“ ſagte er, „wenn Sie es früher geſehen haben, Sie werden es nicht wiedererkennen! Nun wollen wir dem Fluß noch ſeine Ehre thun! Dort ſehen Sie die Böte; hier entſteht das neue Bad; in all' den tauſend Jahren iſt das Keinem eingefallen! Das reine Wald- und Wieſenwaſſer, das Entzücken aller Aerzte auf zehn Meilen in die Runde!“

In dieſem Augenblicke erſt bemerkte er ſeine Tochter, welche ein paar Schritte ſeitwärts ſtand. „Kätti! Roſalie! Beim Himmel, die Roſalie!“ rief er und ſchlenderte beide Arme in die Luft. „Herr Fedders,“ wandte er ſich an dieſen, „haben Sie meine Aufrufe in den Blättern geleſen? Die Dummheit hat mir einen Haufen Geld gekoſtet!“ — Aber damit ſchien auch die Sache abgethan; das von dem Mädchen ſo ſehr gefürchtete Wiederſehen ging nach einigen weiteren Ausrufungen wie ein beiläufiges Zwiſchenſpiel in dem großen Werke des Wald- und Wieſenwaſſerbades beinahe unbemerkt vorüber.

Erſt nach Stunden, da er zufällig in's Haus hinaufgelaufen kam, frug Herr Zippel ſeine Tochter, ob ſie denn mit dem Primaner Fedders — „Doctor“ ſagte Kätti — alſo dem Doctor Fedders heimgereiſt ſei, und ob ſie unterwegs wol ein ſo wunderſam belegenes Bad geſehen habe, als dieſes bisher unbekannte Dorf ihm jetzt verdanken werde. „Wenn wir nur auch den Sträkelſtrakel wieder hätten!“ ſetzte er hinzu. „Ich hab' es ausprobirt; die Badenden werden es im Waſſer hören können, wenn Ihr hier oben muſicirt!“

„Sträkelſtrakel?“ rief Kätti; „was iſt mit dem?“

Herr Zippel lachte. „Als die Guitarre fort war, iſt die Violine hinterdrein gelaufen; er war ohne dich doch auch nur eine magere Verzierung für die Wald- und Waſſerfreude!“

Kätti ſprang voll Schrecken von ihrem Stuhle auf. „Er iſt fort? und noch nicht wieder da?“

„Nein, noch nicht. Aber, der Tauſend, ich muß nach meinen Leuten ſehen!“

Dem Doctor, welcher ſich entſchloſſen hatte, hier ſeine Sommerfriſche zu genießen, waren in dem unten am Flußufer belegenen Abnahmehauſe ein paar Zimmer eingeräumt, in denen für die künftigen Badegäſte die erſte Einrichtung ſchon getroffen war. Seine Aufwartung hatte Kätti übernommen, und ſie that Alles mit einer ſo ſtillen nie nachlaſſenden Aufmerkſamkeit, daß er dem ſonſt ſo flüchtigen Mädchen oft verwundert zuſah; auch als nach einigen Tagen ſeine Kiſte mit Büchern und Papieren anlangte, ging ſie ſo anſtellig ihm zur Hand, als wüßte ſie von ſelbſt, wohin er jegliches geordnet haben wollte.

„Wie dir das anſteht, Kätti!“ ſagte er ſcherzend. „Nicht wahr, du läufſt nicht wieder in die Welt hinaus?“

Bei ihrer ſchmächtigen Geſtalt und den herabhängenden Zöpfen, die ſie in ſeiner Primanerzeit ſchon ebenſo getragen, konnte er ſich nicht entwöhnen, ſie auch jetzt noch gleich einem halben Kinde zu behandeln; aber ſie ſtand bei dieſen Worten plötzlich todtbleich vor ihm. „O, bitte!“ ſagte ſie und hob flehend die Augen zu ihm auf.

Er warf einen faſt erſtaunten Blick auf ſie. „Verzeih', Kätti;“ ſagte er dann; „wir reden niemals mehr davon.“

Zum Singen, wie einſtens in der Giebelſtube, wurde ſie nicht mehr von ihm aufgefordert, er ſelber hatte ſein Muſiciren wie eine Jugendthorheit hinter ſich gelaſſen; zum Ausgleich ſchädlichen Studirenſitzens fand er es weit erſprießlicher, ſtatt der Guitarre ſich eine Botaniſirtrommel umzuhängen, und ſo, zugleich lernend und marſchirend, ſeine Mußeſtunden zu verwerthen.

Zu ſolchen Wanderungen war hier die weiteſte Gelegenheit; aber es waren nicht die einzigen, welche von ihm unternommen wurden; ſchon mehrere Male war er in der Stadt geweſen und dann immer erſt am nächſten Tage heimgekehrt.

Bei ſolcher Rückkunft fand er ſtets einen friſchen Blumenſtrauß auf ſeinem Tiſche; aber obgleich er wiſſen mußte, daß nur Kätti ihn dahin geſtellt haben konnte, ſo erhielt dieſe doch nie ein freundliches Wort darüber. Anfänglich verwunderte ſie ſich nur; dann aber begann es ſie lebhaft zu beſchäftigen und endlich beſchloß ſie, ihm an ſolchen Tagen lieber gar nicht mehr vor Augen zu kommen; und ſo fand er denn künftig neben dem Blumenſtrauß auch ſein Abendbrod als wie von unſichtbaren Händen aufgetragen. Sie dachte nicht, daß er auch hierin nichts Beſonderes fand.

Einmal aber, da er von ſolcher Wanderung in ſein Zimmer trat, fand er das Mädchen weinend an der Hausthür ſtehen. Nun ſah er ſie denn doch.

„Kätti! Kind! Was fehlt dir?“ frug er.

Ihr fehlte Nichts; aber Sträkelſtrakel war vor einer Stunde per Schub von der Polizei in's Dorf zurücktransportirt worden. „Um meinetwegen!“ rief Kätti, und ihre Thränen brachen reichlicher hervor. „Und ſeine Geige — er hat ſie verſetzen müſſen, weil er gehungert hat; er hat nicht einmal ſpielen dürfen; denn er hat keine Conceſſion gehabt!“

Der Doctor hörte ſchon nicht mehr, was ſie noch weiter ſprach, was kümmerte ihn der kleine Fiedelmuſikante, den er nie geſehen hatte!

„Aber er muß ſeine Geige wieder haben!“ ſagte Kätti; und da der Doctor hierauf nur wie in Gedanken mit dem Kopfe nickte, rief ſie, ihre ſchmalen Hände ringend: „Ich habe kein Geld; ich habe Nichts, gar Nichts!“

Sie wollte dem jungen Mann zu Füßen fallen; da ſchüttelte er die Träume, die er von der Stadt mit hergebracht hatte, aus ſeinen blonden Haaren und fing ſie mit beiden Armen auf. „Kätti, Kätti! Beſinne Dich! Wie heißt der Mann? Ich will ihm ſeine Geige wiederſchaffen!“

Bis ſie plötzlich fort war, blieb er wie gefangen in der Gluth der ſtummen Dankbarkeit, die aus den dunklen Augen ihm entgegenſtrömte. Bald aber, da er allein an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, ſchalt er ſich ſelbſt darüber und ſuchte ſeine Gedanken auf den Weg zur Stadt zurückzubringen.

Schon am anderen Tage ging er ſelbſt dahin, ja er blieb dort auch den folgenden; als er am dritten Tage endlich wiederkam, ſchien er abſichtlich Kätti's Gegenwart zu meiden. Gekränkt und grübelnd ging das Kind umher: was hatte ſie ihm denn gethan? Sie verlangte ja Nichts weiter als freundlichen „Guten Tag" und „guten Weg"!

Da geſchah es eines Nachmittags, daß Herr Zippel ſeinen Wachtelhund vermißte. Da das Thier ſchon ſeit geſtern nicht mehr geſehen war, ſo lief Kätti von Haus zu Haus, um es zu ſuchen, denn es war faſt mit ihr aufgewachſen. Aber ſie erfuhr nichts Beſtimmtes; nur ein Kind behauptete, es habe die lange Trina, die dort hinter'm Holze wohne, mit einem weiß und ſchwarz gefleckten Hündchen auf dem Weg geſehen.

„O weh!" ſagte die dicke Magd, als Kätti mit dieſem Bericht nach Hauſe kam.

„Warum, o weh, Anngrethje?"

„Darum," ſagte die Magd, „weil das Fidélchen immer Butterſemmeln aß und ſehr gut bei Schicke war."

„Deshalb?" — Kätti mußte lachen.

„Ja, ja, Kättichen; die lange Trina ſchlachtet die kleinen ſetten Hunde; das Fett verkauft ſie an den Apotheker in der Stadt und macht auch Sympathie damit.“

Nun erſchrak das Mädchen ernſtlich; aber Herr Zippel, der eben hinzutrat, langte in die Taſche und drückte ihr ein Geldſtück in die Hand. „Geh' ſelbſt und kauf's der alten Hexe ab,“ ſagte er; „Fidelchen wird ſchon noch am Leben ſein!“

— — Es führte durch den Wald ein Weg und von dieſem ein Fußſteig zu der Wohnung der langen Trina; Kätti aber fürchtete ſich zu verirren und ging lieber im weiten Bogen um den Wald herum. Als ſie nach ſtundenlanger Wanderung die Kathe erreicht hatte, welche im Schatten eines Tannenſchlages lag, fiel ihr Blick zuerſt auf ein gegen die Mauer gelehntes Brett, an dem die Felle von allerlei kleinem Gethier, dem Anſcheine nach zum Trocknen, feſtgeheftet waren; Kätti beſah eines nach dem anderen; doch ſchien Fidelchen's Fell noch nicht dabei zu ſein.

Bei ihrem Eintritt in die Wohnung ſaß die hagere Alte vor einer dampfenden Kaffeetaſſe. Sie hatte früher einmal bei einer verwittweten Kammerherrin in der Stadt gedient und nach deren Tode nebſt anderem Plunder auch die ſchwarzen Krepphauben der Dame zum Geſchenk erhalten, welche ſie ſeitdem, mit bunten Bänderfetzen verziert, auf ihrem eigenen Kopfe trug. Kätti, obwol vom Dorfe her die lange Trina ihr nicht unbekannt war, erſchrak hier in der Einſamkeit doch etwas vor dem knochigen Bauernantlitz, das ſo grotesk unter dem Flitterputz hervorſchaute.

Aber die Alte rückte ihr einen Stuhl zum Tiſche und nöthigte ſie wiederholt, wenn auch vergebens, ein Schlückchen aus ihrer Taſſe zu probiren; von dem Hunde aber wollte ſie nichts geſehen haben. „Es iſt meine Katze geweſen;“ ſagte ſie; „die läuft mir oftmals nach; ſieh' nur, dort liegt ſie unter'm Ofen!“

Und wirklich lag dort eine ſchwarz und weiß gefleckte Katze, die ſich, wie ihr behagliches Schnurren zu erkennen gab, um all' die abgezogenen Fellchen draußen wenig zu bekümmern ſchien.

Aber Kätti traute doch nicht; ſie drückte dem Weibe das Geldſtück in die Hand und ſagte: „Da habt Ihr ein Trinkgeld; mein kleiner Hund heißt Fidél, und wenn Ihr ihn uns wiederbringt, ſo gibt mein Vater Euch gern das Doppelte!“

„Ich weiß nichts von deinem Hund,“ rief die Alte unwirrſch. „Aber,“ fuhr ſie in plötzlichem Beſinnen fort, „du ſollſt den Weg doch nicht umſonſt gemacht haben! Kennſt du, was man den Speiteufel heißt?"

Kätti ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt ein Pilz, und es gibt deren blaue, rothe und auch grüne; aber von dem rothen muß es ſein; er wächſt hier im Holze, juſt um dieſe Zeit."

Das Mädchen ſah geſpannt die Alte an.

„Wenn du dir wieder ein Hündchen ziehen willſt, ſo tupfe mit dem Finger in den rothen Schaum, der auf dem Hute liegt und netze das mit deinen Lippen! Es brennt ein wenig; aber das ſchadet nicht. Warte nur, es iſt auch ein Spruch dabei!" Sie zog ihre Tiſchſchublade auf, kramte darin umher und holte endlich einen ſchmutzigen Zettel daraus hervor, den ſie Kätti vor die Augen hielt. „Das muß dabei geſprochen werden," ſagte ſie, „wenn dann das Hündchen davon frißt, ſo wird es nimmer von dir weichen."

Die lange Trina rückte näher und fuhr mit ihrer harten Hand über die Wange des Mädchens. „Es hilft nicht blos für Hündchen," ſagte ſie heimlich, „die gelbe Marthe weiß wohl, warum ſie jetzund auf der großen Hufe ſitzt; der Niklas hatte Zwei und wußte nicht, an welche er ſich hängen ſollte."

Kätti ſaß plötzlich wie mit abweſenden Augen; ihr dunkles Geſicht war merklich bleich geworden.

Die Alte ſah ſie ſchmunzelnd an; dann ergriff ſie eine ihrer ſchwarzen Flechten und zog den Kopf des Mädchens an den ihren, während ein lüſterner Zug den groben Mund umſpielte. „Du,“ flüſterte ſie, „du biſt wol gar um deſſenwillen hergekommen; du haſt wol auch ſo einen Hin-und-wider-Burſchen! Streich's ihm auf ein Brödchen, auf ein Stückchen Zucker; es gibt Rath für Alles in der Welt! Nur merk's dir, fürſichtig mußt du ſein; ein wenig macht lebendig, zu viel — da könnt' der Teufel leicht ſein Spiel gewinnen!“

Wie aus einem böſen Traume ſprang das Kind empor. „Nein, nein! Laßt mich los; ich will nichts von Euren Teufelskünſten wiſſen!“

Sie war ſchon draußen vor der Hausthür; aber das Weib kam hinterher. „Narre, Narre, wohin läufſt du?“ rief ſie, als ſie das Mädchen auf dem Wege ſah, der um das Holz herumführte. Sie war zu ihr getreten und zeigte auf einen Eingang in den Tannenſchlag: „Dort,“ ſagte ſie, „und immer gerade aus, ſo kommſt du auf den Fahrweg!“ Sie führte Kätti an der Hand, bis wo der Fußſteig deutlich zu erkennen war. „Nun lauf'; und wenn du dich beſonnen haſt, in einem halben Stündchen kannſt du bei mir ſein!“

Faſt willenlos hatte Kätti ſich in den finſteren Tannenſteig hineinführen laſſen. In ihrem Köpfchen war kein Raum jetzt für die Furcht; das Hündchen freilich war vergeſſen; aber ſtatt ſeiner hatte ein Menſchenbild ſich unerbittlicher als je der jungen Phantaſie bemächtigt. Schon vordem, mit der qualvollen Spürkraft der Eiferſucht, hatte ſie herausempfunden, wohin die Stadtbeſuche ihres Gaſtes zielten; bei den aufregenden Worten des argen Weibes hatten plötzlich alle Zweifel ſie verlaſſen; aber zugleich auch war eine wilde Hoffnung in ihr aufgeſtiegen, die ſie vergebens zu verjagen ſtrebte. Wie betäubt ging ſie jetzt dahin auf dem einſamen Waldſteige; immer wieder ſchwebte der ſchmutzige Zettel ihr vor Augen, und mechaniſch murmelten ihre Lippen die unverſtändlichen Worte, die ſie darauf geleſen hatte.

Dann wieder ſah ſie jäh empor, als ſuche ſie Zuflucht in dem reinen Aetherblau, das hoch über ihr am Himmel ſtand; ſie ſchüttelte wie zornig ihr dunkles Köpfchen, als könne ſie ſo die unheimlichen Gedanken von ſich werfen; aber immer wieder und immer unabwehrbarer drang es auf ſie ein. Unwillkürlich ſuchten ihre Blicke hin und wieder, und bald folgten auch die Füße ſeitwärts vom Wege ab; ihre Augen ſtreiften Alles, was hier durcheinander aus dem Dunſt des Bodens aufgeſchoſſen war; auch Pilze von allerlei Form und Farben ſah ſie, nur waren es die rechten nicht. Und weiter ging ſie, ohne auf den Weg zu achten, ohne aufzuſehen; da, am Rande einer feuchten Lichtung, ſtockten ihre Schritte. Sie glaubte erſt, es ſei eine Blume, was ſo zinnoberroth unter dem grünen Farrenkraut hervorleuchtete; aber bald ſah ſie es deutlich, es war der Hut eines großen Pilzes, der hier jetzt dicht vor ihren Füßen ſtand.

Ein Laut gleich einem Stöhnen kam über ihre Lippen; ſie ſchloß die Augen wie vor einem böſen Trugbild; aber als ſie ſie wieder öffnete, ſtand es noch immer da und bot, wie in einem Näpfchen, ihr den rothen Schaum entgegen. Ohne daß ſie es wollte, hatte ſie ſich hinabgebückt; in ihren Gedanken rief es: „Gift! Gift! Es iſt Gefahr dabei!“; aber ihre ſtürmenden Pulſe antworteten: „Es iſt um deſto beſſer!“

Ihre Lippen begannen wieder die unſinnigen Worte herzuſagen, und ſchon hatte ſie den Arm, den Finger ausgeſtreckt, da bewegte ſich der Hut des Pilzes; ein Schauer zog durch den Wald und die Bäume rauſchten wie vom Odem eines Unſichtbaren angehaucht.

Es war nur der Abendwind, der ſich erhoben hatte; aber das Mädchen war aufgeſprungen; vom Schrecken der Einſamkeit erfaßt, rannte ſie ohne Aufhör in den Wald hinein; ohne umzuſehen, ohne zu achten, daß die Fetzen ihrer Kleider an den Büſchen blieben, bis ſie endlich in gutem Glücke auf den ihr bekannten Fahrweg hinauskam.

Ihr wurde plötzlich leicht um's Herz; ſie athmete auf, als ob ſie jetzt dem Zauberbann der argen Frau entronnen wäre. Ihr fiel nicht bei, daß noch ein anderer ſie gefangen halte, aus dem ſie nicht ſo leicht entrinnen ſollte.

Am nächſten Sonntage, es war ſchon gegen Abend, fuhr in drei Wagen eine Geſellſchaft feiner Leute an der „Wald- und Waſſerfreude" vor. Herr Zippel, dem vorher nichts angemeldet worden, gerieth in große Aufregung, als man ihm ankündigte, hier ſei die letzte Station der heutigen Luftfahrt; man wolle nun mit Abendbrod und Tanz den Kehraus machen. Der Doctor dagegen ſchien von Allem unterrichtet; er war ſogleich zur Stelle, half den alten und jungen Damen vom Wagen und ſchalt die jungen Herren, daß ſie ſich unterwegs ſo lange aufgehalten.

Kätti ſtand, nach der Flußſeite, halbverdeckt hinter der Ecke des Hauſes. Unthätig, mit düſteren Augen und herabhängenden Armen, hörte und beobachtete ſie Alles, was hier vorging; dann, als die Gäſte von ihrem Vater in das Haus hineincomplimentirt waren, ſchlich ſie ſich zögernd durch den Garten in die Küche.

Nicht lange nachher erſchien ſie mit Tiſchzeug und Geſchirr in der Veranda und begann unter Herrn Zippel's kreuz- und quer fliegenden Befehlen die Abendtafel herzurichten. Während ſie leicht und ſicher Eines nach dem Anderen an ſeinen Platz ſetzte, wandelte die Geſellſchaft plaudernd und lachend auf den Gängen des ſich unterhalb ausbreitenden Gartens, und Kätti konnte es nicht laſſen, mitunter halbbeklommen einen Blick hinaus zu werfen. Die jungen Damen waren ihr faſt alle bekannt, mit mehreren hatte ſie einſt auf derſelben Schulbank geſeſſen, und — ſie zog grübelnd eine ihrer ſchwarzen Flechten über die Bruſt hinab — von Keiner war ſie noch begrüßt worden. Aber freilich, ſie war bei ihrer Ankunft ja auch hinten um das Haus herumgelaufen! — Nur eine, die hübſcheſte, ein ſchlankes, blondes Mädchen war ihr fremd; ſie hatte was Vornehmes in dem läſſigen Neigen ihres Kopfes, und Kätti ſelber mußte immer die Augen nach ihr wenden.

Aber es war noch ein Anderes, wodurch die blonde Dame wie magnetiſch die Blicke des braunen Mädchens auf ſich zog. Es war nicht zu verkennen, daß ſie ſich immer wieder, wie von ſelber mit dem Doctor Fedders zuſammenfand, und eben jetzt gingen Beide ohne Begleitung den Seitenſteig zum Fluſſe hinab und konnten der überhängenden Büſche wegen von der Veranda aus nicht mehr geſehen werden. Kätti blickte auf die Stelle, wo die jugendlichen Geſtalten verſchwunden waren, bis ſie vor der ſcharfen Stimme ihres Vaters aufſchreckte und nun emſig in ihrer Arbeit fortfuhr.

Als ſie die letzte Schüſſel aufgeſetzt hatte, ſah ſie das Paar aus der Tiefe des ſchon dämmerigen Gartens auf dem an der Veranda vorbeiführenden Steige heraufkommen. Das blonde Mädchen hatte eine feine weiße Hand erhoben und redete lebhaft zu dem jungen Doctor. Gewiß, ſie war die Hübſcheſte; aber — Kätti wußte nicht recht weshalb, — auch wol die Stolzeſte!

Und jetzt näherten die Beiden ſich der Veranda, und da ſie auf der Steige langſam vorübergingen, ließ die junge Dame ihre blauen Augen eine Weile betrachtend auf Kätti's Antlitz ruhen und fragte dann, wie gleichgültig, ſich wieder zu ihrem Begleiter wendend: „Wer iſt das Mädchen?“ Sie hatte laut genug geſprochen, und in dem Ton der Frage lag kein Bemühen, ſie vor ihrem Gegenſtande zu verbergen.

„Es iſt die Wirthstochter,“ ſagte der Doctor leiſe, und ſchien raſcher vorübergehen zu wollen.

Aber Kätti's feine Ohren hatten auch das gehört.

Die junge Dame hob den blonden Kopf und ſprach lächelnd ein paar Worte auf Franzöſiſch, und Wulf Fedders erwiderte ihr in derſelben Sprache. Dann gingen ſie vorüber, und Kätti hörte ſie von hinten in den Saal treten.

Der Garten drunten hatte ſich geleert; die übrige Geſellſchaft war am Flußufer auf- und abgegangen und kam jetzt die große Felstreppe wieder herauf, welche zu der Anfahrt des Hauſes führte.

Die braune ſchmächtige Wirthstochter ſtand noch immer in der Veranda, unbeweglich an derſelben Stelle; ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie überkommen war; aber ſie fühlte, wie ihr das Herz faſt ſchmerzhaft ſchlug und wie ihr ganzer Körper bebte. Plötzlich warf ſie, was an Geräth noch in ihren Händen war, fort und lief in den Garten hinab. — Noch eine Weile ſaß ſie unten vor der Abnahmewohnung auf dem großen Feldſtein, der unter den Fenſtern ihres Gaſtes lag. Es war ganz einſam hier; nur der Fluß rollte in dem Abendwind, der ſich erhoben hatte, eintönig ſeine Wellen an dem Uferrand hinauf. Kätti ſtarrte auf das immer wiederkehrende Spiel des Waſſers; ſie hatte keinen Gedanken, ſie fühlte ſich nur ganz verachtet und vernichtet.

Aber jetzt hörte ſie oben vom Hauſe her die Stimme ihres Vaters: „Kätti! Kätti!“ rufen und dann ſchärfer und lauter: „Roſalie!“ und noch einmal: „Roſalie!“

Sie wußte wol, jetzt, während die Gäſte in der Veranda tafelten, ſollte ſie mit Sträkelſtrakel ſpielen und zur Guitarre ihre Lieder ſingen. Aber — vor jenem blonden Mädchen? Sie hätte ſich eher die Zunge abgebiſſen. Und ſelbſt vor ihren früheren Schulkameradinnen — auch vor denen nicht; nein, nun und nimmer wieder!

Vorſichtig ſtand ſie auf; aber ſie ging nicht, wohin ſie gerufen wurde. Seitwärts unter alten Nußbüſchen war ein niedriges Rohrdach auf dem Boden hingebaut, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gerümpel, noch von dem vorigen Wirthe her. In dem hinterſten Winkel, hinter leeren Tonnen und Bienenkörben hatte Kätti ſich zuſammengekauert. Sie hörte noch einmal ihren Vater rufen, aber ſie achtete nicht darauf; ſie hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu und ſtützte die Arme auf ihre Kniee. Doch ſaß ſie jetzt nicht mehr in dumpfem Hinbrüten; „die Wirthstochter!“ ſprach ſie halblaut vor ſich hin, „nur die Wirthstochter!“ — Er hatte vor Jahren auf dieſelbe Frage ja ganz dieſelbe Antwort gegeben, und ſie hatte ſich damals kindiſch darüber gefreut; warum denn brannte heut' das Wort wie eine Kränkung in ihrer jungen Bruſt? — Aber es war ja auch nicht jenes Wort allein; wie anders, als gegen ſie, war ſein Benehmen jenem blonden Mädchen gegenüber? Sie hatte früher nie daran gedacht; aber jetzt wallte es ſiedend in ihr auf: er hatte keinen Anſtand genommen, ſie noch immerfort zu duzen, ſowie ſie ſelber es bisweilen mit dem armen Sträkelſtrakel machte!

Sie richtete ſich jäh empor, daß ſie den Kopf an einen Sparren ſtieß. — War das eine Mahnung, daß ſie ſich nicht zu hoch erheben ſollte? — Freilich, ſie hatte nichts gelernt, ſie konnte nicht franzöſiſch mit ihm ſprechen, in der Schule war ſie immer faul geweſen. Aber ſie beſaß noch ihre Bücher; es war noch Zeit, um das Verſäumte nachzuholen; nur das Lexikon fehlte ihr — aber unter des Doctors Büchern hatte ſie eins geſehen; gleich morgen wollte ſie ihn darum bitten! Nein, keine Teufelskünſte, wozu die lange Trina ſie verführen wollte; aber lernen, lernen! Er ſollte ſehen, daß ſie Keiner etwas nachgab.

Sie legte wieder den Kopf in ihre Hände. Da hörte ſie es von oben aus dem Garten herabkommen, und bald darauf unterſchied ſie ein Saitenklimpern und daneben den ungleichen Tritt des kleinen Muſikanten. Gewiß, mit ſeiner Geige unter dem Arme, wanderte er umher, um ſie zu ſuchen. Aber ſie regte ſich nicht, und die Schritte entfernten ſich wieder. Einmal flog es durch ſie hin, und ihr war, als ſtocke jählings ihr Herz, ob denn nicht er, er ſelber ſie vermiſſen würde? — Aber es kam Niemand mehr. Statt deſſen hörte ſie bald vom Saal herab das Getöſe des Tanzes, Geigenſtriche und fröhliches Lachen.

Qualvolle Stunden vergingen; endlich wurde es ſtill und die Wagen fuhren ab. Kätti ſchlüpfte aus ihrem Verſteck, ließ einen Augenblick noch den feuchten Nachtwind über ihre Wangen gehen und ſchlich ſich dann im Dunkeln fort auf ihre Kammer.

Am andern Tage, da es noch morgenfriſch vom Fluß heraufwehte, kam Kätti wie gewöhnlich mit dem aus Brod und Milch beſtehenden Frühſtück des

Doctors nach dem Abnahmehaus herab; vor der Hausthür aber zögerte ſie und holte ein paar Mal tiefen Athem. Sie ſah etwas bleich und anders aus, als ſonſt; die dunkelrothe Schleife ſaß zwar noch in dem glänzend ſchwarzen Haar; aber die langen Zöpfe waren am Hinterkopf zu einem Knoten aufgeſteckt. Sie wollte nicht mehr wie ein Kind vor ihm erſcheinen.

Als ſie eintrat, ſtand der Doctor vor einer aufgezogenen Schublade und kramte in ſeiner Wäſche, wandte aber auf das Geräuſch des Thüröffnens den Kopf und ſah die Eintretende voll Erſtaunen an. „Kätti! Fräulein Roſalie!“ rief er ſcherzend. „Du biſt ja ganz verwandelt. In welchem Zauberwinkel warſt du geſtern uns verſchwunden?“

Sie hob den Kopf, und aus dem Spalt der halbgeſchloſſenen Lider flog es wie ein Blick des Haſſes auf ihn hin. „Ich bin krank geweſen,“ ſagte ſie düſter. Als ſie aber den plötzlichen Ausdruck der Theilnahme auf ſeinem Antlitz ſah, öffnete ſie die Augen weit und blickte mit kindlicher Hülfloſigkeit zu ihm auf.

„Du hätteſt noch ruhen ſollen,“ ſagte er; „ich hätte mein Frühſtück mir ſchon ſelbſt geholt?“

Sie ſchüttelte den Kopf und zeigte auf ein kleines

Dictionnaire, das zwiſchen anderen Büchern auf einem Seitentiſche lag. „Wollen Sie mir das leihen?" frug ſie. „Darf ich es mit nach Haus nehmen?"

„Das? Was willſt du damit?"

„Ich will Franzöſiſch lernen."

Das Antlitz des jungen Mannes verrieth eine flüchtige Verlegenheit, die Kätti's ſcharfen Augen nicht entging. Sie dachte: „Was mag er geſtern über dich geſprochen haben?"

Aber der Doctor lachte ſchon wieder. „Wäre es nicht beſſer," ſagte er, „du bliebeſt beim Nähen und Stricken? Mich dünkt, du warſt früher gerade kein Held darin."

Sie antwortete ihm nicht darauf; ſie wiederholte nur ihre Frage, ob er das Dictionnaire ihr leihen wolle.

„Gewiß, Kätti," ſagte er harmlos, „und behalte es, ſo lange es dir gefällt."

Sie nahm das Buch und wollte eben gehen, als ſie von ihm zurückgerufen wurde. „Sieh da," ſagte er und zeigte ihr einige auf dem Tiſche liegende Leinwandſtücke, die augenſcheinlich Theile eines zugeſchnittenen Hemdes waren; „ich habe bei meiner plötzlichen Abreiſe das letzte vom Dutzend ſo mit fortnehmen müſſen; habt Ihr eine leidliche Näherin im Dorf?“

Sie ſchüttelte erſt den Kopf; dann aber ſagte ſie haſtig: „O ja doch, es wird ſchon gehen; ich weiß doch eine.“

— „Dann ſei ſo gut, es zu beſorgen!“

Sie packte raſch die Leinwand zuſammen und ging mit dieſer und dem Buche fort. Als ſie draußen am Fenſter vorüberſchritt, ſah er ihr durch die Scheiben nach, ja er öffnete das Fenſter, um ihr noch weiter nachzuſehen, und er that es, bis das feine Köpfchen mit dem glänzend ſchwarzen Haarknoten droben im Gebüſch verſchwunden war. »Vraiment, une petite princesse dans son genre!« Halblaut wiederholte er ſich dieſe Worte, durch welche geſtern die blonde Majorstochter ſich mit der eigenthümlichen Anmuth des Mädchens abgefunden hatte.

Er ſtieß auch noch die anderen Fenſterflügel auf, um die friſche Morgenluft herein zu laſſen. »Dans son genre?« murmelte er vor ſich hin. — „Nur dans son genre?“ Und nachdenklich ſetzte er ſich an den Tiſch, um das ihm von der petite princesse gebrachte Frühſtück zu verzehren.

— — Inzwiſchen ſchritt Kätti, nachdem ſie oben am Hauſe das Dictionnaire in ein offenes Fenſter gelegt hatte, die Dorfſtraße hinab, bis ſie an das niedrige Strohdach des Muſikanten kam. Als ſie zu ihm in die Stube trat, rutſchte er mit möglichſter Behendigkeit von ſeinem Schneidertiſch herab und ſtand in ſeinen wollenen Strümpfen vor ihr auf dem Lehmboden.

„Sträkelſtrakel!“ ſagte Kätti, während der kleine Mann ſie halb verwundert, halb beſorgt betrachtete. „Er kann doch Weißzeug nähen, Sträkelſtrakel?“

Seine ſchmalen Lippen zogen ſich zu einer harmloſen Selbſtverſpottung zuſammen. „Ei freilich, Mamſellchen; ein Schneider im Dorf kann Alles nähen: Hemden und Pudelmützen, und was Sie ſonſt noch luſtig ſind, Mamſellchen!“

Sie nickte und kramte ihre Leinwandſtücke auf dem Arbeitstiſche aus. „So hilf mir! Nähen kann ich's ſchon; ich weiß nur nicht, wie es zuſammengeht.“

Bald lehnten Beide gegen den Tiſch und ſuchten die zuſammengehörigen Stücke an einander zu paſſen. Der Schneider gerieth wirklich ein paar Mal in Verlegenheit; denn ſo ein Stadtherrending war doch was Anderes, als ein gewöhnliches Bauernhemd. Endlich aber kam's zurecht. „So!“ rief er und betrachtete jetzt etwas verwundert die Länge und Breite des Gewandes. „Ich hätte noch kaum den Herrn Zippel für eine ſo anſehnliche Perſon gehalten!"

Kätti wurde glühend roth. Aber der Schneider bemerkte das nicht, und ſie ſelber ſah ſich nicht veranlaßt, ihn über ihren Arbeitsgeber aufzuklären. Zärtlich, als verhülle ſie ein Geheimniß, rollte ſie die Leinwand wieder auf; dann fragte ſie noch ſtatt des Dankes: „Was meint Er, wollen wir einmal heut Abend unſere Sonate ſpielen?"

Sträkelſtrakel warf einen Blick auf ſeine Geige, die glücklich wieder an der Wand hing. „Ach ja, Mamſellchen," ſagte er freudig, „die von dem großen Mozart; und wir haben ſie ſo lange nicht geſpielt! — Freilich," ſetzte er hinzu, „Sie haben jetzt auch viel zu ſchaffen; die Aufwartung da drunten bei dem guten jungen Herrn." — —

Er ſah ihr ſeufzend nach, da ſie mit einem freundlichen Nicken ihn jetzt verließ. Noch immer vermochte er ein neidiſches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken, daß der junge vornehme Herr das Mädchen ſo ohne alle Mühe vom Wege aufgeleſen hatte. Aber die angeborene Dankbarkeit ſeines Herzens trug den Sieg davon. „Pfui! Pfui" ſagte er zu ſich ſelber. Dann hinkte er an die Wand, langte Geige und Bogen von ihrem Haken, und bald erklangen aus dem niedrigen Stübchen in reinen Tönen die lieblichſten Paſſagen der Mozart-Sonate.

Als es an dieſem Abend Elf vom Glockenthurm geſchlagen hatte, ſtand der Doctor von ſeiner Arbeit auf und ſetzte ſich auf den großen Stein vor ſeiner Hausthür, um der Nachtkühle zu genießen und vor dem Schlaf noch eine Weile lieblichen Gedanken nachzuhängen, wie ſie die zukunftsreiche Jugend zu beſuchen pflegen. Nur eine Weile ruhten ſeine Blicke auf der Landſchaft, die in verſchwimmendem Umriß ſich vor ihm ausbreitete; was ſonſt getrennt war, die Welt ſeines Innern und die da draußen, im ſchützenden Dämmer der Nacht traten ſie traulich zu einander und verwebten ſich in Eins. Wie traumredend durch die weite Stille rauſchte der Fluß in ſeinen Ufern, und in dem ſilbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Geſtalt des blonden blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Fluth. Er ſah ſie deutlich vor ſich; nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor ſich in den Wellen; mit jenem läſſigen Neigen des Hauptes lächelte ſie ihn an, und in dem Rauſchen des Schilfes unterſchied er deutlich ihre Stimme: »Vraiment, une petite princesse dans son genre!« Aber ſie war jetzt nicht mehr drunten über dem Waſſer; ſie wandelte an ſeiner Seite, ſie beide vor den Säulen der Veranda; ſie flüſterte noch etwas; aber er verſtand es nicht.

Als er unwillkürlich den Kopf nach dem Lande zurückwandte, wo droben über dem Gebüſch der Giebel des Haupthauſes ſich gegen den Nachthimmel abhob, ſah er zu ſeiner Verwunderung noch ein Licht durch die Zweige ſchimmern, und bald auch, daß es aus dem Fenſter ſtrahlte, hinter welchem, wie er wußte, Kätti's Kammer war.

Er hatte ſo ſpät dort niemals Licht erblickt. Was mochte das wunderliche Mädchen jetzt noch treiben? Franzöſiſch? Aber weshalb denn, da ſie es als Kind ſo gründlich doch verabſcheut hatte? — Gleichviel; was kümmerte es ihn!

Aber dennoch ſah er ſie vor ſich; das müde Köpfchen auf die Hand geſtützt, und gleichwol eifrig in ſeinem Dictionnaire blätternd.

Er wandte ſich wieder ab. Der Fluß rauſchte noch wie zuvor in ſeinen Ufern; aber die blonde Majorstochter wollte nicht wieder aus ſeiner Fluth emporſteigen, ſo ernſtlich der junge Doctor auch ſeinen

Willen darauf zu richten ſuchte. Unwillkürlich wandte er immer wieder ſeine Augen nach dem Lichte, das landwärts durch die Bäume ſchien; es ſchlug ſchon Mitternacht vom Thurme; und erſt, als es längere Zeit nachher erloſch, ſtand er von ſeinem Steine auf und ging in ſeine Kammer.

— — Die nächſte und die darauf folgende Nacht war es ebenſo. Am Morgen des dritten Tages, da Kätti ihm das Frühſtück brachte, legte ſie die fertige Näharbeit daneben auf den Tiſch.

Er nahm ſie und betrachtete ſie genau, während das Mädchen geſpannt zu ihm hinüber blickte. „Das iſt gut!“ ſagte er. „Lache nur nicht; ich verſtehe mich darauf.“ Er war, wie manche Männer, faſt pedantiſch in Bezug auf ſeine Leibwäſche. „Und was koſtet es?“

„Es koſtet nichts,“ erwiderte ſie.

„Nichts? Laſſen die Näherinnen hier ſich nicht bezahlen?“

„Es gibt hier keine; ich ſelber habe es genäht. — Aber, wollen Sie mir jetzt auch dieſe Arbeit durchſehen?“ Und damit legte ſie ein mit franzöſiſchen Themen beſchriebenes Heftchen vor ihm hin.

Er nahm es ſchweigend und begann zu leſen, während ſie mit beklommenem Athem vor ihm ſtand.

Einmal zuckte ſie erſchreckt zuſammen, da er einen Bleiſtift nahm und damit zwiſchen ihre Schrift hineinſchrieb; endlich gab er ihr das Heft zurück. „Das iſt auch gut!“ ſagte er und ſah ſie voll mit ſeinen blauen Augen an, während ein helles Freudenroth über des Mädchens Antlitz flog.

„Aber biſt du denn nicht mehr die alte Kätti; wer hätte dich früher an den Nähtiſch oder an die Bücher bringen können? Und nun? — Wie geht das zu? Oder iſt es am Ende gar ein Wunder?“

Ihre Augen öffneten ſich weit und ſahen ihn an, bis ſie ſich mit Thränen füllten. „Ich weiß nicht,“ ſtammelte ſie verworren, „aber darf ich mit meinen Themen wiederkommen?“

Und als er ihr das zugeſagt hatte, nahm ſie ihr Heft und verließ eilig das Zimmer.

An Strä[illegible]ſtrakels Geige war Tags vorher die G-Saite geſprungen; nun kam er gegen Mittag aus der Stadt, wo er ſich eine neue eingehandelt hatte. Müde, wie er war, bog er dennoch von der Dorfſtraße in den Weg zur „Wald- und Waſſerfreude“ ein und wollte eben die ſteile Felstreppe nach dem

Fluß hinunter, als Kätti aus dem Hauſe ihm entgegenkam.

„Wenn's nicht zuviel gebeten iſt, Mamſellchen," ſagte er, ſeine große tellerrunde Mütze lüftend, „Sie kommen doch nach unten zum Herrn Doctor; Sie könnten mir eine Beſtellung abnehmen, die ſie in der Stadt mir aufgetragen haben!"

Kätti nickte und begleitete ihn nach der Straßenecke, während er ihr ſeinen Auftrag mittheilte. Sie nickte dann noch einmal; aber ſie fühlte ſelbſt, wie ihr die Hände plötzlich eiskalt geworden waren.

Als ſie eben zurückgehen wollte, ſah ſie die lange Trina aus einem Hauſe treten; die Alte hatte ihre Krepphaube auf dem Kopf und einen ſchmutzigen gefüllten Sack auf ihrem Rücken; ſo ſtapfte ſie an einem langen Knotenſtock die Dorfſtraße hinab.

Kätti machte eine Bewegung des Abſcheu's, aber Peter Jenſen lachte: „Sie hat ſich Schnaps gekauft," ſagte er; „mit ihrem Kräuterbeutel geht ſie in die Stadt, mit einem Haarbeutel kommt ſie heute Abend wieder!"

„Erſt Abends?" fragte Kätti; es ſchien ihr plötzlich etwas durch den Kopf zu gehen.

„O, auch wol Nachts oder Morgens! Die ſchläft am Weg ſo gut, als wie zu Hauſe! Alſo, Mamſellchen,“ ſetzte er hinzu, „Nachmittags fünf Uhr, wenn Sie es nicht vergeſſen wollen!“

„Nein, nein,“ erwiderte ſie haſtig, „geht nur und ruht Euch aus; ich werde Euch was Gut's zu Mittag ſchicken.“ Ein heißes Roth hatte ihr Antlitz überzogen, während ſie langſam ihrem Hauſe zuging; der empfangene Auftrag ſchien ſie ſehr erregt zu haben.

Aber erſt am Nachmittage kurz vor der genannten Stunde ſtieg ſie die Felſentreppe hinab; ſie hätte näher durch den Garten gehen können; aber ſie ſchien abſichtlich, als wolle ſie ſich ſelbſt noch einen Aufſchub gönnen, dieſen weiteren Weg zu wählen. Als ſie vor der Schwelle des Abnahmehauſes ſtand, erſchrak ſie faſt, da ſie die Hausthüre offen ſah; auch mußte ſie ſich erſt den einen kleinen Finger mit ihrem Tuche wiſchen; denn ſie hatte ihn blutig gebiſſen, während ſie von der letzten Treppenſtufe bis hierher gegangen war.

Als aber Wulf Fedders mit ſeinem blonden Kopfe etwas verwirrt aus der vor ihm liegenden Arbeit auftauchte, ſah er ſie plötzlich vor ſich ſtehen, und wie damals in ihrer Kinderzeit rief er: „Du Kätti? Biſt du ſchon lange hier?“

Sie ſchüttelte den Kopf; aber als ſie ſprechen wollte, fehlte ihr der Athem.

„Nun,“ ſagte er; „ich hab' ſchon ſo viel Zeit, dich anzuhören!“

Kätti blickte gegen die Wand und erwiderte ſtockend: „Ich glaube doch, daß die lange Trina unſeren Fidél geſchlachtet hat.“

„Meinſt du? Aber was iſt dabei zu machen?“

„Ich möchte bitten, daß Sie mit mir hingehen, ich habe Furcht allein.“

„Aber, Kätti, wenn er todt iſt, bekommſt du ihn ja doch nicht wieder!“

„Ich möchte es nur wiſſen,“ ſagte ſie leiſe. „Wollen Sie nicht mit mir gehen?“

Der Doctor zögerte; es war, wie er ſich ausdrückte, „ein Knacken“ in ſeiner Arbeit, den er heut noch überwinden möchte; als aber Kätti vor ihm ſtehen blieb, nur die dunkeln Augen in angſtvoller Erwartung auf ihn richtend, ſtand er auf und packte ſeine Bücher fort. „Wenn es denn ſein muß, Kätti!“ ſagte er. „Aber was iſt dir heute? Deine Wangen wetteifern ja mit deiner rothen Schleife!“

Er erhielt keine Antwort; Kätti war ſchon draußen vor der Hausthür.

Kopfſchüttelnd nahm der Doctor ſeine Botaniſirtrommel von der Wand und bald gingen ſie neben einander über die Felder nach dem Walde zu; ſie hörten es eben hinter ſich im Dorfe Fünf vom Kirchthurm ſchlagen, als ſie ihn erreichten.

„Wollen wir nicht etwas raſcher gehen?“ ſagte der Doctor, da Kätti jetzt abſichtlich ihren Schritt zu hemmen ſchien.

„Ja, ja; ein wenig raſcher!“ — Sie that es auch, bald aber wurden ihre Schritte zögernd wie vorher.

Er ſchien es nicht beachtet zu haben, daß ſie um den äußeren Rand des Waldes herumgingen; denn es wuchs und blühte hier Manches, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte, und Kätti hatte immer Neues ihm zu zeigen und zu fragen. Plötzlich aber, da er um ſich blickte, rief er: „Weshalb gehen wir denn hier? Der Fahrweg durch den Wald muß ja viel näher ſein.“

„Der Fahrweg?“ — Kätti hatte den Kopf gewandt und ſprach es in die Luft hinaus: „Es kann wohl ſein; ich dachte nicht daran!“

„Aber du warſt vorhin doch ſelbſt ſo eilig!“

„O nein; ich habe Zeit genug.“

„Du biſt ein wunderliches Mädchen, Kätti.“

Es dauerte lange, bis ſie an die Kathe der langen Trina kamen. Das baufällige Häuschen lag ſchon im tiefen Tannenſchatten; aber die Thür war verſchloſſen und Wulf Fedders trommelte daran mit beiden Fäuſten, ohne daß geöffnet wurde. Als er durch die blinden Fenſter hineinzublicken ſuchte, ſprang von drinnen die ſchwarz und weiß gefleckte Katze gegen die Scheiben und ſah ihn mit ihren grünen Augen an. „Brr!“ ſagte er; „nur der Haushund iſt da drinnen.“ In demſelben Augenblicke aber, da er einen Schritt zurücktrat, gewahrte er das gegen die ſüdliche Hausmauer angelehnte Brett, woran auch heute noch eine Anzahl von Thierfellen, mit der Rauchſeite nach innen, angeheftet hing. „Kätti!“ rief er; „wo biſt du, Kätti?“

Sie ſtand ſeitwärts unter einer einzelnen Tanne und ſchien auf das Moor hinauszublicken, das ſich hier vor der Hütte der Alten in unerkennbare Ferne hinausſtreckte; mit der einen Hand hatte ſie über ſich einen Aſt ergriffen, ſo daß ſie ihr Köpfchen an dem eigenen Arme ruhte.

Als Wulf Fedders die ſchlanke Mädchengeſtalt ſo faſt wie ſchwebend gegen den ſchon goldig angehauchten Himmel ſah, zögerte er einen Augenblick; dann rief er noch einmal, aber leiſe, ihren Namen; da wandte ſie ſich und kam langſam zu ihm.

„Iſt das Fidel?“ ſagte er und hob mit einem abgeriſſenen Zweige die Rauchſeite eines noch blutigen Felles in die Höhe.

Sie hielt ein Weilchen wie gezwungen die Augen darauf gerichtet und ſchüttelte dann den Kopf.

Er hob noch andere Felle auf. „Ein Iltis und zwei Katzen! Gott weiß, was die Alte mit dem Unzeug anfängt! — Wir können nun nur wieder heimgehen,“ ſetzte er hinzu. „Und hier führt auch der Fußſteig in die Tannen!“

Sie ſtutzte erſt und blickte unſicher vor ſich hin; dann ging ſie raſch voran.

Als ſie eine Weile zwiſchen den dunkeln Bäumen fortgeſchritten waren, ließen ſich ganz deutlich ſeitwärts aus der Tiefe des Waldes Geigentöne hören.

Kätti fuhr ſichtlich zuſammen.

„Was haſt du?“ ſagte er. „Biſt du ſo ſchreckhaſt heute? Die neun Buchen werden nicht weit ſein; es iſt eine Tanzgeſellſchaft, und dein Sträkelſtrakel ſpielt die Geige!“

Sie antwortete nicht; aber ein Seitenſteig führte hier in die entgegengeſetzte Richtung, und ſie ging eilig darauf vorwärts, als ob ſie vor jenen Tönen fliehen müſſe. Und bald auch wieder war um ſie her nichts Anderes vernehmbar, als das eintönige Kochen und Weben in den Tannenwipfeln, die der

Abendwind bewegte. Er folgte ihr in einiger Entfernung, doch nicht weiter, als daß er um ſo beſſer die anmuthige Geſtalt betrachten konnte; und ſeine Augen ſahen bald nichts Anderes, als ſie. Im Gehen ſtreifte ein überhängender Zweig die rothe Schleife aus ihrem Haar; ſie hatte es nicht bemerkt; aber er hob ſie auf und zeigte ſie ihr. „Warte!“ ſagte er; „Ich weiß wohl, wie ſie ſitzen ſoll!“

Sie neigte demüthig das Haupt und duldete es, daß ſeine ungeſchickten Finger ſich mit dem Bande mühten.

„Habe ich es recht gemacht?“ frug er leiſe; noch einen Augenblick ruhte ſeine Hand auf ihrem Haar.

Sie nickte nur; es kam kein Hauch von ihrem Munde. Dann gingen ſie auf's Neue weiter; das Rauſchen in den Wipfeln hatte aufgehört, es wurde immer ſtiller um ſie her.

Jetzt öffnete ſich eine Lichtung, in der das Gold des Abendhimmels auf Hülſen- und Farrenkräutern lag, die hier in unberührter Einſamkeit beiſammen ſtanden. „Weißt du denn wirklich, wo wir ſind?“ ſagte Wulf, als Kätti vor ihm in das Gewirre hinein ſchritt. „Mir iſt, als kämen wir niemals mehr aus dieſem Wald!“

Ein gellender Schrei antwortete ihm.

„Kätti, liebe Kätti!" Er war im Nu an ihrer Seite.

Vor den Füßen des Mädchens lag eine Schlange, auf deren Rücken das Kainszeichen in dem ſchwarzen Zickzack deutlich zu erkennen war. Der tellerförmig aufgerollte Leib ſchien wie am Boden feſtgeheftet; nur die Muskeln ſpielten in unabläſſiger Bewegung und der flache Kopf mit den glühenden Augen war drohend in die Luft emporgerichtet.

„Da, da!" ſtammelte Kätti und erhob mühſam wie im Traume ihre Hand.

Ein wüthender Biß der Schlange zuckte nach ihr hin; aber Wulf Fedders hatte ſie ſchon auf ſeinen Arm gehoben und trug ſie fort, immer weiter, er wußte ſelber nicht, wohin; aus dem Tannen- in den Buchenſchlag und aus den Buchen endlich an den Rand des Waldes; ſie hatte die Arme um ſeinen Hals geſchlungen und ruhte wie ein Kind mit ihrer Wange an der ſeinen.

Nun ließ er ſie ſanft zur Erde nieder; allein ſie blieb noch mit geſchloſſenen Augen an ihm ruhen.

„Kätti," ſagte er ſanft; „beſinne dich; die Gefahr iſt jetzt vorüber."

Sie hob den Kopf und ſah ihn an, als ſeien ihre Gedanken ganz wo anders.

„Die Schlange!“ ſagte er. „Weißt du nicht? Sie hätte dich doch faſt gebiſſen!“

„Ja, ja, die Schlange!“ wiederholte ſie und trat von ihm zurück; aber das Wort ſchien keine Bedeutung mehr für ſie zu haben.

„Nicht wahr,“ fuhr er fort; „ſie iſt weit, ganz weit von uns entfernt; du fürchteſt ſie nun nicht mehr?“

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihn dennoch angſtvoll an.

„Kätti,“ rief er bittend. „Mach nicht ſo heimathloſe Augen!“

Und da ſie noch immer ſtumm blieb, ſtreckte er in heftiger Bewegung beide Arme ihr entgegen.

Einen Augenblick neigte auch ſie ſich gegen ihn; dann aber richtete ſie ſich jäh empor. „Nein, nein,“ ſchrie ſie, und ihre kleinen Hände ſtießen ihn zurück; „ich kann nicht, ich bin falſch geweſen!“

„Falſch? Du Kätti? Du kannſt ja gar nicht falſch ſein!“

„Doch,“ ſagte ſie und nickte ein paar Mal zur Betheuerung ihrer Schuld; „das Weib hat unſeren Fidel gar nicht getödtet; ich wußte das; denn ſie fanden ihn heute in der Trinkgrube neben unſerem Garten.“

Wulf Fedders ſchüttelte den Kopf. „Aber weshalb ſind wir dann hier hinausgewandert?“

„Es war eine Geſellſchaft aus der Stadt,“ entgegnete ſie ſtockend; „ſie wollten in unſerer Wirthſchaft vorfahren; ich ſollte es an Sie beſtellen.“

„Und das wollteſt du nicht?“

„Nein, ich wollte es nicht.“

„Und weshalb?“ frug er geſpannt.

Sie ſchwieg eine Weile; dann ſah ſie ihn feſt mit ihren ſchwarzen Augenſternen an und ſagte: „Weil auch die blonde Dame mit in der Geſellſchaft iſt.“

„Darum alſo; — die Tochter der Majorin meinſt du?“ Es klang ein plötzlich kühler Ton aus dieſen Worten; die blonde Dame war auf einmal wieder in der Welt.

Da Kätti keine Antwort gab, ſo ſchwiegen Beide und gingen langſam neben einander auf dem Wege hin. Als ſie ſich dem Thore des Geheges näherten, hörten ſie wiederum die Geige aus dem Walde tönen. Kätti's weiße Zähnchen gruben ſich in ihre Lippe; aber Wulf Fedders ſchritt, als habe er nichts gehört, vorüber.

„Wollen Sie nicht hineingehen?“ ſagte ſie leiſe. „Sie treffen die Geſellſchaft noch beiſammen.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ein ander Mal, Kätti.“

— Und ſtumm wie vorhin gingen ſie auf dem faſt dunklen Wege fort. Als ſie das Dorf erreicht hatten, bogen ſie von der Straße ab und ſchritten unten am Flußufer entlang. An der Felstreppe, die zur „Wald- und Waſſerfreude" hinaufführte, blieb der Doctor ſtehen. „Gute Nacht, Kätti!"

„Gute Nacht," hauchte ſie; ſie gaben ſich nicht die Hände; wie ein geſcheuchter Vogel flog ſie die Stufen hinauf, bis er ſie oben in der Dämmerung verſchwinden ſah.

— — An dieſem Abend ſaß der Doctor noch lange auf dem großen Stein vor ſeiner Hausthür und blickte auf den Fluß hinaus, der ruhig im Sternenlicht dahin zog; aber aus ſeinen Wellen wollte heute kein anmuthiges Mädchenbild emporſteigen. Vor der nahen Wirklichkeit konnte das Spiel der Phantaſie ſich nicht entzünden; die nüchternen Gedanken hatten allein jetzt die Gewalt. — —

Wulf Fedders war der Sohn eines höheren Beamten, den bei ſchon reiferer Jungfräulichkeit eine Dame alten Geſchlechts geehelicht hatte; und es geſchah, wie meiſt in ſolchen Ehen; da die Frau nicht umhin konnte, ihres Mannes bürgerlichen Stand zu theilen, ſo ſuchte ſie wenigſtens von der früheren „Excluſivität" noch ſo viel feſtzuhalten, als ihre kleinen Hände es vermochten. Die damit durchſetzte Luft des Hauſes war auf den Sohn, der ſeine Mutter nach Verdienſt verehrte, nicht ohne Einfluß geblieben; trotz guten Willens wurde es ihm meiſtens ſchwer, ja faſt unmöglich, den Menſchen ohne Rückſicht auf ſeinen Urſprung oder die ihm angeborene Vergangenheit zu ſchätzen. So wollte er wol gern ein bedeutender Rechtslehrer, ein großer Staatsmann werden; aber hätte er dafür der Sohn eines Stallknechts ſein und die Jugend eines ſolchen Kindes als Vorleben mit in den Kauf nehmen müſſen, er hätte ſich doch ſehr bedacht.

Nun ſaß er in der Einſamkeit der Nacht, in ſich erſchrocken über die Vorgänge dieſes Nachmittages, die mit zudringlicher Deutlichkeit vor ſeinen Augen ſtanden. Nur Kätti ſelber hatte ihn zurückgehalten, ſich ihr für immer zu geloben; und Wulf Fedders war nicht der Mann, eine deutlich eingegangene Verpflichtung nicht auch mit allen Opfern zu erfüllen. Aber der gefährliche Augenblick war vorüber und konnte niemals wiederkehren. „Hermann Tobias Zippel's Schwiegerſohn!“ Er ſchüttelte ſich ein wenig, wie einſtens Kätti vor dem armen Unterlehrer; dann ſtand er langſam auf und ging in ſeine Kammer.

An einem der nächſten Tage wurde Kätti von einem Glücksfalle betroffen, den ſie freilich für den Augenblick wol kaum zu ſchätzen wußte. Zufolge Teſtamentes einer verſtorbenen Pathin wurde ihr nicht nur ein ſtraffes Beutelchen mit ſilbernen und goldenen Schaumünzen eingehändigt, es war ihr außerdem eine nicht unanſehnliche Summe ausgeſetzt, welche zu Herrn Zippel's Entrüſtung nicht durch ihn als väterlichen Vormund, ſondern durch eine dritte Perſon bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden ſollte.

Und als wäre es noch nicht Glückes genug, ſo begann auch der Unterlehrer, der ſeit ſeiner erfolgloſen Liebeswerbung fortgeblieben war, auf's Neue in der Wald- und Waſſerfreude einzukehren. Da er die ſichere Ausſicht auf einen guten Schuldienſt in der Stadt hatte, ſo ſuchte er ſich der Tochter des Hauſes wiederum mit allerlei Geſpräch zu nähern, wobei er allmälig ein ganz munteres und zuverſichtliches Weſen angenommen hatte. Als Wulf Fedders einmal darüber zukam, war ihm im erſten Augenblicke, als ob ein Dorftölpel in ſeinen Blumengarten ſteigen wolle, und ſchon ſaß ein überlegenes Wort gegen den jungen Menſchen auf ſeinen Lippen. Aber er beſann ſich; was kümmerte es ihn? Er wollte ja kein Recht an dieſer Blume haben. Er ging fort, und Kätti ſah ihm mit großen Augen nach, während die Reden des Schulmeiſters wie leeres Wellengeräuſch an ihrem Ohr vorübergingen.

Im Uebrigen wollte der Sonnenſchein, der draußen fortdauernd vom Himmel auf die Erde glänzte, in der Wald- und Waſſerfreude nicht zur Geltung kommen. Der Doctor zeigte ſich nur ſelten oben in der Wirthſchaft; wenn er nicht an ſeiner Arbeit ſaß, ſo lief er allein durch Wald und Feld, oder er war drüben in der Stadt, oft mehrere Tage nach einander. Herr Zippel fuhr ſich mehr als jemals unwirſch durch die Haare; denn von ſeinen Bad-Arbeitern war ihm die Hälfte fortgelaufen, ſei es, daß Herr Zippel's Anweiſungen ihnen unausführbar geſchienen, ſei es daß, wie hie und da gemunkelt wurde, der Lohn nicht prompt genug gefallen war. Noch unwirſcher wurde er, wenn er die Tochter anſah: „Seit du vor lauter Eigenſinn nicht mehr haſt ſingen wollen, kommen immer weniger Gäſte aus der Stadt; was ſoll denn daraus werden?“ — Es zuckte ſchmerzlich durch das junge Geſicht; aber ſie wußte nichts darauf zu ſagen.

Dennoch waren wieder eines Tages Gäſte angeſagt. Kätti hatte, wie beſtellt, den Kaffeetiſch in der Veranda hergerichtet; vom Glockenthurme ſchlug es Drei, die junge Geſellſchaft, welche für dieſen Sommer ſich zuſammengefunden hatte, mußte bald erſcheinen. Noch einmal überſah Kätti mit Sorgſamkeit ihr Werk; denn die Bedienung ſelbſt hatte ſie der dicken Köchin überwieſen, die eben dabei war, ſich in ihren Sonntagsſtaat zu werfen. Trotz ihres Vaters Mahnung, ſie vermochte es nicht, auch nur zur Aufwartung zwiſchen dieſen Gäſten einherzugehen.

Auf ein Geräuſch horchte ſie hinaus, ob nicht das Rollen der ankommenden Wagen ſchon vernehmbar ſei; aber es war nur der wohlbekannte ungleiche Schritt des kleinen Muſikanten, was jetzt von der Anfahrt den Gartenſteig entlang kam. Und bald erſchien auch Sträkelſtrakels dürftige Geſtalt auf den Stufen der Veranda; obwol eine auffallend milde Sonne heut' am Himmel ſtand, trocknete er ſich doch mit ſeinem karrirten Schnupftuch die hellen Perlen von der Stirn.

Schon längſt, mit dem Inſtinct der Liebe, hatte er herausgefunden, weshalb ſeit nun ſchon vielen Tagen ſein Liebling ſo ſeltſam ſtumm und blaß einherſchlich; als er ihr jetzt in das erregte junge Antlitz blickte, deſſen Züge heut eine eigenthümliche Schärfe zeigten, ergriff er lebhaft ihre beiden Hände: „O Mamſellchen,“ ſagte er und hob ſeine grauen Augen in anbetender Entſagung zu ihr auf: „Sie ſollten ſich das nicht gar zu ſehr zu Herzen nehmen; es giebt noch Andere, die es ehrlich meinen!“

Sie blickte ihn traurig, aber freundlich an: „Ich weiß das, guter Sträkelſtrakel; aber ich verſteh' dich nicht.“

„Wenn ich nur reden dürfte, Mamſellchen!“

„Weshalb denn ſollteſt du nicht reden dürfen?“ — Sie horchte noch einmal hinaus; aber es war nichts zu hören.

Sträkelſtrakel hatte ſich abermals die Stirn getrocknet. „Der Unterlehrer,“ ſagte er, „er iſt kein feiner Herr; aber ich kenne ihn, er iſt ein guter Menſch; Sie wiſſen, Mamſellchen, er verſteht auch ſeine Orgel recht mit Schick zu ſpielen, und er hat doch nun das ſchöne Brod dort in der Stadt bekommen — wenn Sie gütigſt ihm erlauben wollten, wieder einmal anzufragen!“

Ruhig hatte Kätti ihm zugehört. „Am Ende biſt du ſchon als Freiwerber an mich abgeſandt!“ ſagte ſie und lehnte müde das dunkle Köpfchen an eine der Verandaſäulen.

Sträkelſtrakel wurde ſehr verlegen. „O Mamſellchen,“ ſagte er zögernd; „aber wenn es denn ſo wäre!“

Sie antwortete nicht; ſie hatte ſich jählings aufgerichtet. Von der Dorfſtraße her kam deutlich das raſche Rollen mehrerer Wagen.

Raſch trat ſie auf den kleinen Muſikanten zu und legte feſt die Hand auf ſeinen Arm: „Schweig, Sträkelſtrakel! Sprich nicht mehr; ich will nichts weiter von dem Narren hören!“

Als er ſich umblickte, war ſie verſchwunden; draußen bei der Anfahrt aber erhob ſich das Getöſe der ankommenden Gäſte; und von der Felstreppe herauf erſchien der Doctor, um ſie zu begrüßen.

— — Der Nachmittag verging, während Kätti hinter verſchloſſener Thür in ihrer Kammer ſaß; als es drunten ſtiller geworden war; ging ſie vorſichtig in das Haus hinab. Der Saal war leer, in der Veranda ſah ſie zwei ältere Damen beim Piquet-Spiel ſitzen; aber hinter dem Garten, vom Fluß herauf ſcholl ein fröhliches Stimmengewirr. Ein paar Augenblicke ſtand Kätti, den Kopf vorgeneigt und mit verhaltenem Athem, als ob ſie aus dem fernen Schall ſich einzelne Worte aufzuhaſchen mühe; dann faſt wider ihren Willen, ſchlich ſie in den Garten.

Die jugendliche Geſellſchaft hatte das größte der beiden Böte losgekettet und war jetzt im Begriff ſich einzuſchiffen; der Doctor und die blonde Dame waren die Letzten, und eben ergriff ſie ſeine Hand, um einzuſteigen. Kätti ſah es genau aus ihrem Verſteck, und ihre Augen verſchlangen Alles, was ſie ſahen. Als das Boot ſtromaufwärts abgefahren war, blieb ſie zuerſt in dumpfem Sinnen ſtehen. Aber nicht lange, ſo war ſie auch zum Fluß hinabgegangen; und bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem leiſem Ruderſchlag; die Schifferin, die es lenkte, verſtand es, ſtets denſelben gemeſſenen Raum zwiſchen beiden Böten inne zu halten. — Was wollte ſie? — Sie wußte es ſelber nicht; aber ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Nachen, der im Glanz der Abendſonne mit Lachen und Geſang vor ihr den Strom hinauffuhr.

Weiter oben, an derſelben Seite, wo auch das Dorf belegen war, erhob ſich ein mäßig großer Hügel, den, wie eben jetzt, die Gäſte der Wald- und Waſſerfreude der ſchönen Ausſicht halber aufzuſuchen pflegten, um dann durch Wald und Wieſen wieder heimzukehren. Auch heute hatte man einen Burſchen vorausgeſchickt, der ſpäter mit dem leeren Boot zurückzurudern hatte; denn auf dem Hinwege freilich ließen die jungen Männer es ſich nicht nehmen, ihre Damen ſelbſt zu fahren.

Kätti wußte das; es war gewöhnlich ſo. Und endlich ſah ſie, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete, und wie die Damen unter Handreichung der Herren an das Ufer ſprangen. — Leiſe hielt ſie ihr Ruder an. Aber was hatte die Geſellſchaft dort? Es mußte ein Unfall geſchehen ſein; man drängte ſich zuſammen und ſchien lebhaft zu verhandeln. Dann wurde eine von den Damen — Kätti konnte nicht erkennen, welche — mit Hülfe eines Herrn in das Boot zurückgeführt; es war augenſcheinlich, daß ſie hinkte, ſie mochte ſich den Fuß vertreten haben. Jetzt gingen wieder Alle an das Fahrzeug und auf's Neue ſchien man hin und herzureden; die Verletzte ſchien dankend, aber lebhaft abzuwehren. Bei dem Flimmern der Abendſonne ſah Kätti Alles wie ein Schattenſpiel; jetzt aber gewahrte ſie deutlich, wie die Dame, von dem Arm des Herrn gehoben, in das Boot hinübertrat, wie dieſer ſich dann raſch nach einem Ruder bückte und vom Ufer abſtieß, während die Uebrigen unter Tücherſchwenken dem Hügel zugingen.

Kätti fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen; ſie zweifelte nicht, wer jene Beiden waren, die jetzt ſelbſtander den einſamen Strom herabgefahren kamen. Ihr eigenes Boot befand ſich eben ſeitwärts von der Einfahrt in den kleinen Binſenhafen; jetzt lenkte ſie hinüber und mit eingezogenen Rudern glitt es durch die enge Oeffnung. Aus dem rings umſchloſſenen Raum war es nicht möglich den Fluß hinaufzuſehen; aber nach der einen Seite ſtanden die Halme weniger dicht, ſo daß ſie das Boot hineindrängen konnte und von hier aus eine Durchſicht nach dem Waſſer zu gewinnen. Von drüben trat gleicherweiſe eine hohe Binſenwand ſo nah' heran, und die Waſſerbahn an dieſer Stelle war dadurch ſo ſchmal, daß Niemand unerkannt vorüber konnte.

Das Mädchen hatte die Hände über ihre Kniee gefaltet und den dunkeln Kopf darauf gelegt; man hätte glauben können, daß ſie betete; aber ihr Ohr horchte ſtromaufwärts in die Ferne, ihre Pulſe hämmerten, was ſie an Gedanken hatte, ging dieſen einen Weg. Und jetzt, jetzt endlich in der ungeheueren Stille erfaßte ihr Ohr das Rauſchen eines Ruderſchlags. Sie fuhr empor und ſtreckte ſich mit dem ganzen Leibe nach jener Richtung, während ihre Hände ſich an den Rand des Bootes klammerten. Gierig, als paſſe ſie auf eine Beute, lauſchte ſie auf das nah und näher tönende Geräuſch, das gerade auf ſie zuzukommen ſchien. Allein ſie hörte nichts von dem, was ſie zu hören dachte: keine Worte, keinen Laut von Menſchenlippen! Jetzt aber — es war, als ob die Ruder eingezogen würden, ſie vernahm deutlich das Abtropfen des Waſſers; und jetzt, vom Strom getragen, glitt draußen das Boot rauſchend an ihrer Binſenwand entlang.

Kätti hatte ſich aufgerichtet; zitternd bogen ihre Hände die nächſten Halme auseinander; aber, ſo weit ſie ihre Augen öffnete, es ward nicht anders: Wulf Fedders war der Schiffer, das blonde Mädchen lag in ſeinen Armen. Aber nur noch einen Augenblick; dann fuhr ſie jäh empor. „Es lachte Jemand!“ rief ſie und ſah ſich mit erſchreckten Augen um.

Der Doctor ließ ſich nicht ſo leicht beirren. Auf's Neue umſchlang er ſeine Braut und küßte ſie. „Du träumſt,“ ſagte er zärtlich; „wir ſind allein; wer ſollte denn auch lachen, daß Du mein geworden biſt!“

Aber ungeſehen hinter der dunkeln Binſenwand war in dieſem Augenblick ein verbleichendes junges Antlitz auf den Rand des Bootes hingeſunken. — Das Abendroth überglänzte den Himmel und verging, der Thau verſilberte das ſchwarze Haar des ſchönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Aethers ſchimmerte der Stern der Liebe. Da erſt richtete ſich Kätti wieder auf. Lange blickte ſie in den milden Glanz des ruhigen Geſtirnes; dann betrachtete ſie aufmerkſam ihre Hände, ihre kleinen

Füße; ſie löſte ihr ſchönes Haar und ließ es durch die Finger gleiten, bis ſich plötzlich ihre Arme ſtreckten, und ſie mit beiden Händen nach den Rudern griff. „Nur die Wirthstochter!“ rief ſie. „Die Tochter aus der Wald- und Waſſerfreude!“ Ein bitteres Lächeln flog um ihren Mund; vielleicht auch hat ſie wieder laut gelacht; aber Niemand hat es hören können, das Fahrzeug, welches die beiden Glücklichen trug, war längſt den Strom hinab.

Der Doctor hatte, wie er der Kühle wegen wol zu thun pflegte, während dieſer Nacht ein Fenſter ſeines Wohnzimmers offen gelaſſen. Als am anderen Morgen ſein Blick dahin fiel, gewahrte er auf der Fenſterbank das franzöſiſche Dictionnaire, das Kätti an jenem Morgen ſo eifrig mit ſich fortgenommen hatte. Sie hatte es alſo ſchweigend ihm zurückgebracht und wollte es nun nicht mehr gebrauchen.

Da er zögernd das vom Nachtthau feuchte Buch in ſeine Hand nahm, fiel ein Zettel mit Kätti's kleiner Schrift heraus:

„Das Beutelchen mit den Gold- und Silbermünzen“ — ſo hatte das rechtsunkundige Kind geſchrieben

— „nehme ich mit mir, und es braucht daher keiner meinethalben zu ſorgen. Aber meine übrigen Erbgelder ſoll mein Vater haben; nur ſoll er davon an Sträkelſtrakel hundert Thaler geben. Ich darf wol hoffen, daß Sie dies für mich beſorgen werden."

Und weiter nichts; der Name „Kätti" ſtand darunter.

Beſtürzt ſtarrte Wulf Fedders auf dieſe Zeilen; das Lachen, das geſtern ſeine ſchöne Braut erſchreckt hatte, fiel ihm plötzlich ſchwer auf's Herz. Grübelnd ſann er nach, ob er irgend eine Schuld an ſich entdecken könne; aber er fand keine. Eine heftige Sehnſucht nach dem Mädchen wallte in ihm auf; aber er ſagte ſich mit Nachdruck, daß das nur Mitleid ſei.

Noch ein paar Augenblicke; dann ging er durch den Garten nach dem Haupthauſe hinauf, wo er Herrn Zippel, wie zur Reiſe gerüſtet, mit Hut und Stock im Gaſtzimmer antraf. „Iſt Kätti hier?" frug er haſtig.

„Kätti?" entgegnete Herr Zippel zerſtreut. „Sie wird noch in den Federn liegen."

„Nein, nein! Sie iſt fort!"

„Fort?" Herr Zippel rannte aus der Thür und kam nach ein paar Augenblicken wieder. „Ja, ja! Ihr Bett iſt unberührt! Aber weshalb? Warum?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Doctor mit etwas unſicherer Stimme; „aber leſen Sie das!"

Herr Zippel nahm ihm den dargebotenen Zettel aus der Hand. „Hmm, richtig! Richtig! rief er, indem er mit ausgeſpreizten Fingern ſich alle Haare in die Höhe zog. „Wieder die alte Dummheit! Aber wiſſen Sie, dies da mit dem Gelde, das iſt eine neue! Auf das Gekritzel zahlt mir Niemand auch nur einen Schilling. Nun, es ſchad't nichts; leben Sie wohl, Herr Doctor; ich will in die Stadt!"

Der Doctor hielt ihn noch zurück. „Was wollen Sie dort? Wollen Sie es wieder in die Blätter ſetzen laſſen?"

„Wie meinen Sie das? Ja freilich wird es in die Blätter kommen! — Aber meine Kätti iſt dennoch ein Genie; ſie hat das rechte Theil erwählt; mit dieſem Publikum iſt nichts zu machen! Glauben Sie, daß die Wald- und Waſſerfreude exiſtiren kann, wenn keine Gäſte kommen? Oder glauben Sie es nicht?" Er ſah ein paar Secunden lang dem Doctor ſtarr in's Angeſicht, dann ſtreckte er wie beſchwörend ſeine Hand gegen das Fenſter, durch welches man auf die Gartenanlagen und die Trümmer des neuen Wald- und Wieſenwaſſer-Bades ſah. „Irgend ein dummer Eſel," rief er „welcher nach mir kommt, wird aus meinen Gedanken ſich Ducaten prägen; das iſt der Lauf der Welt! — ich gehe auf's Gericht, um meine Inſolvenz zu Protokoll zu geben!"

Er erhob ſtolz den Kopf, und ſeinen Spazierſtock ſchwingend, ſchritt er zur Thür hinaus.

— — Einige Tage ſpäter ſaß drüben in der Stadt Wulf Fedders neben ſeiner hübſchen blonden Braut. Sie plauderte ſchon lange und ſchien eifriger zu fragen, als er zu antworten.

„Und ſie iſt jetzt zum zweiten Male fortgelaufen?" hub ſie auf's Neue an.

„Ja, zum zweiten Male."

„Und Ihr habt keine Spur von ihr gefunden, gar keine?"

Er ſchüttelte den Kopf. „Nicht weiter als bis unten an der Flußmündung, wo auch das Boot gefunden wurde."

„Du Aermſter, wie haſt Du Dich wol abgemüht!

„Du übertreibſt, Cäcilie; ich habe mich nicht abgemüht."

Sie neigte den Kopf und ſah ihn von untenauf mit ihren blauen Augen an. „Leugne es nur nicht! Und — weißt Du? — wäre es eine Andere geweſen, ich hätte eiferſüchtig werden können!"

Ein leichtes Roth überflog ſein Antlitz.

„Du?“ rief ſie neckiſch drohend und erhob den Finger ihrer weißen Hand.

Wulf Fedders ſah ſie düſter an. „Wollen wir nicht lieber von etwas Anderem reden, als immer nur von jenem armen Mädchen?“

Die junge Dame ſtrich ſich ſorgſam ihre Kleider glatt und richtete ſich in ihrem Seſſel auf. „Weißt Du?“ ſagte ſie. „Sie intereſſirte mich doch; ich wußte nur nicht, wo ich ſie hinthun ſollte; nach dieſer Geſchichte aber bin ich ganz im Reinen! Nicht wahr, ſie hatte ſo ruheloſe Augen? Es war ein rechtes Vagabondenangeſicht!“

* * *

Ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem vergangen. Das Geweſe der „Wald- und Waſſerfreude“ wurde ſchon derzeit in dem Zippel'ſchen Concurſe von dem früheren Beſitzer für ſeinen älteſten Sohn zurück erworben, und mit dieſem iſt die alte patriarchaliſche Bauernwirthſchaft, ſind die billigen Preiſe und die Gäſte wieder eingezogen. — Vor dem Abnahmehauſe, drunten am Flußufer, liegt noch immer der große Stein, auf welchem einſt Wulf Fedders ſeine Anwandlung jugendlicher Träumereien überſtand. Statt ſeiner konnte man noch vor wenig Jahren einen kleinen alten Mann dort ſitzen ſehen, der bei einer der jetzt in dem Hauſe wohnenden Arbeiterfamilien von der Gemeinde in die Koſt verdungen war. Zuweilen, an milden Sommerabenden, wenn drinnen die Hausbewohner ſchon zur Ruhe waren und nur die einſame Sternennacht im Fluſſe wiederſchien, zogen von dorther klare Geigentöne über Dorf und Anger. Wer noch wach war und aufmerkſam hinüberlauſchte, hätte wol einzelne Paſſagen eines Mozart'ſchen Adagio's erkennen mögen; dazwiſchen tauchte eine ſehnſüchtige Melodie empor, und verklang und kehrte wieder, bis — oft in ſpäter Nacht — das Geigenſpiel verſtummte.

Drüben aber in der Stadt, in dem Archiv der alten Landvogtei, zu deren Bezirk die einſtige „Wald- und Waſſerfreude" gehört, liegt unter den Acten über Verſchollene ein Heft mit ganz vergilbtem Deckel; es enthält die Verwaltungs-Nachweiſe über Kätti's Erbgelder, deren Zinſen längſt das Capital verdoppelt haben.

Der gegenwärtige Landvogt iſt Wulf Fedders, welcher bald nach ſeiner Verlobung alle Gedanken an künftigen Gelehrtenruhm mit der ſicherer zum häuslichen Heerde führenden Beamtenlaufbahn vertauſcht hatte. Alle 3 Jahre einmal, bei der Reviſion der Vormund ſchaften und Curatelen, gehen jene Acten durch ſeine Hände. Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Kätti und ſeiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Waſſerfreude.“ Aber er hat gar viele Acten und zu Hauſe eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslokale nach ſeiner Wohnung zurückgegangen iſt, haben dieſe Erinnerungen ihn ſchon längſt verlaſſen.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

11375

Der Herr Etatsrath. — Die Söhne des Senators.

Novellen

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1881.

[illegible]
Buch- u. Musikalienhandlung
CHARLOTTENBURG
[illegible]

Alle Rechte vorbehalten.

[illegible]
Berlin

Der Herr Etatsrath.

Die Söhne des Senators.

Der Herr Etatsrath.

(1880/81.)

Wir hatten über Perſonen und Zuſtände geſprochen, wie ſie zur Zeit meiner Jugend in unſerer Vaterſtadt geweſen waren, und zuletzt auch einer eigenthümlichen und derzeit nicht eben in beſter Weiſe viel beſprochenen Perſönlichkeit Erwähnung gethan.

„Sie müſſen die Beſtie ja noch in Perſon gekannt haben?“ wandte ſich ein etwas derber junger Freund zu mir. „Ich habe nur ſo von fern darüber reden hören.“

„Wenn Sie,“ erwiderte ich, „mit dieſem Worte den ‚Herrn Etatsrath‘ bezeichnen wollen, ſo habe ich ihn in gewiſſer Beziehung allerdings gekannt; ihn und auch die Seinen. Uebrigens gehörte er ohne Zweifel zu der Gattung homo sapiens; denn er hatte unbewegliche Ohren und ging, wenn er nicht betrunken war, trotz ſeiner kurzen Beine aufrecht. Freilich ſoll eine Nachtwächterfrau, da ſie einſt im Schummerabend ihm begegnete, mit Zetergeſchrei davongelaufen ſein, weil ſie ihn für einen Tanzbären hielt, den ſie Tags vorher auf dem Jahrmarkte geſehen hatte. Und in der That, der dicke braunrothe Kopf mit dem kurz geſchorenen Schwarzhaar, welcher unmittelbar aus dem fleiſchigen Bruſtkaſten herausgewachſen ſchien, mochte alten Frauen immerhin einen gerechten Schrecken einjagen.

Bei uns Jungen war die Wirkung freilich eine andere. Mir iſt noch wohl erinnerlich, wie einſt an einem Sonntag Vormittage ein armer Bube unter dem Verſprechen eines Sechslings bei der etatsräthlichen Gartenplanke von uns angeſtellt wurde, um uns zu rufen, ſobald der mächtige Herr den einzigen Ort betreten hätte, worin er derzeit außer ſeinem Hauſe noch in Perſon zu ſehen war.

Und bald, auf einen vorſichtig ertheilten Wink des Jungen, lagen auch wir mit plattgedrückten Naſen an der Planke. „Dat is em! Dat is em!“ ging es flüſternd von dem Einen zum Andern, als endlich die groteske Geſtalt, aus einer rieſigen Meerſchaumpfeife rauchend, unter dröhnendem Räuspern auf dem Gartenſteige dahergewatſchelt kam und ſich dann in einer offenen Laube in einen kräftig gezimmerten Lehnſeſſel ſinken ließ. Nachdem er den verlorenen Athem wiedergewonnen hatte, blickte er mit einer herablaſſenden Miene um ſich und räusperte ſich dann noch einmal, daß es weit über die Nachbargärten hinſcholl. Diesmal aber war es unverkennbar ein demonſtratives Räuspern: „Ihr kleinen Leute, wiſſet es alle, der Herr Etatsrath wird jetzt ſeine Gartenruhe halten!“ Dann ſuchte er ſeinen dicken Kopf zwiſchen den Schultern aufzurichten und rief ein paar Mal hinter einander: „Käfer — Käfer!“

Es war kein Inſect, das auf dieſen Ruf erſchien, ſondern ein etwa achtzehnjähriger Burſche, der als Schreiber und Bedienter in einer Perſon bei ihm beſchäftigt wurde. Vom Hauſe her brachte er erſt einen kleinen Tiſch, dann einen Schemel, einen Tabakskaſten, eine Zeitung und zuletzt auf einem Präſentirbrettchen ein großes Kelchglas, aus dem ein ſtarker Dampf emporſtieg. Der Burſche mit ſeinem zarten, blaſſen Geſicht und den weichgelockten braunen Haaren ſah keineswegs ſo übel aus; aber die Art, womit er alle dieſe Dinge ſchob und rückte und dem Herrn Etatsrath handgerecht zu machen wußte, war von einer ſo glatten Befliſſenheit und doch wiederum ſo unverkennbar von verſtohlenem Trotz begleitet, daß ich ſchon damals einen mir ſehr bewußten Widerwillen gegen dieſen Käfer faßte.

Mir ſind im ſpäteren Leben ähnliche Geſichter begegnet, welche, ohne daß etwas Beſonderes von ihnen ausgegangen wäre, meine flache Hand ins Zucken brachten und mir dadurch über meine derzeitigen Gefühle und Wünſche in Betreff jenes ſchmucken Geſellen zur völligen Klarheit halfen.

Wie lange übrigens damals der Herr Etatsrath in ſeinem Gartenſeſſel ruhte und wie oft der dampfende Kelch geleert wurde, vermag ich nicht zu ſagen; jedenfalls hörten wir noch mehrere Male das: „Käfer — Käfer!“ und ſahen den geſchmeidigen Burſchen mit einer neuen Füllung aus dem Hauſe kommen.

* * *

Ob der Herr Etatsrath, welcher eine höhere Stelle in dem Waſſerbauweſen unſeres Landes bekleidete, wirklich mit ſo viel Verſtand und Kenntniſſen ausgeſtattet war, wie man dies von ihm behauptete, oder ob dieſe Behauptung nur aus einem unwillkürlichen Drange hervorgegangen war, ſei es, die breiten Schatten dieſer Perſönlichkeit durch eine Zuthat von Licht zu mildern oder aber dieſelben noch etwas kräftiger herauszuarbeiten, darüber vermag ich nicht zu urtheilen. Wenigſtens ſcheint es, daß es ihm an jenem Dritten, wodurch alle anderen geiſtigen Eigenſchaften erſt für die thatſächliche Anwendung flüſſig werden, ich meine, daß es an Phantaſie ihm nicht gebrochen habe; nur pflegte ſie, zum mindeſten außerhalb ſeines Faches, ſich nicht eben mit Dingen zu beſchäftigen, welche anderer Menſchen Herz erfreuen.

So befand ſich in ſeinem, übrigens mit dem kärglichſten Geräthe ausgeſtatteten Gartenſaale ein ſehr hoher Schrank in Geſtalt eines Altars, welchen er genau nach eigenen Zeichnungen hatte anfertigen laſſen. Am Fußende des ſchwarzen Kreuzes, welches durch die Thürleiſten gebildet wurde, lagen die Symbole des Todes: Schädel und Beinknochen, in abſcheulicher Natürlichkeit aus Bux geſchnitten; darunter, ſo daß ſie bequem von einem davorſtehenden Stuhle aus gehandhabt werden konnte, ſah man eine Glasharmonika, zu deren rechter Seite eine Punſchbowle von getriebenem Silber ſtand.

Wenn die Nachbarn Abends von ihren Höfen oder Gärten aus die Töne der Harmonika vernahmen, und das geſchah im Hochſommer mehrmals in der Woche, dann wußten ſie ſchon, daß bis nach Mitternacht auf keinen Schlaf zu rechnen ſei; denn der Herr Etatsrath ſaß an ſeinem Altare und ſpielte auf ſeinem Lieblingsinſtrument; aber er ſpielte nicht nur, er ſang auch dazu. Nicht etwa, wie man hätte glauben mögen, Lieder des Todes und der Auferſtehung; wer hinten an der Gartenplanke lauſchen wollte, konnte Melodie und Worte des „Landesvaters," des „Fürſt von Thoren" und anderer alter Studentenlieder deutlich genug erkennen.

Drinnen im Saale, wenn vom Garten aus kein Licht mehr durch die Fenſter drang, brannte dann zu jeder Seite des Altars eine Kerze auf hohem Silberleuchter; die mächtige Schale war mit dampfendem Trank gefüllt, und je nach Beendigung eines Liedes, mitunter auch einer Strophe, faßte der Herr Etatsrath ſie bei den ſilbernen Ohren und ließ einen breiten Strom über ſeine dehnbaren Lippen fließen. Bisweilen, wenn von irgend einem Zuge bewegt, die Kerzen flackerten und die Schatten in den Augenhöhlen des Todtenkopfes ſpielten, unterbrach er auch wohl ſeinen Geſang und ſtierte eine Weile darauf hin. Aber der Anblick des Todes ſchien für ihn nur das Gewürz zu den Freuden des Lebens; kameradſchaftlich, aber doch als müſſe er den armen Burſchen zur Ruhe verweiſen, klopfte er mit dem Harmonikahammer auf die Stirn des Schädels und intonirte dann nur um ſo dröhnender: „Freude, Göttin edler Herzen“ oder wozu ſonſt der Geiſt ihn treiben mochte.

Ich habe übrigens, wie ich bemerken muß, dieſe Dinge nicht aus eigener Wahrnehmung, ſondern von dem nächſten Grundnachbarn des Herrn Etatsraths, einem alten ſchnurrenliebenden Rothgießermeiſter, der im Abenddunkel mitunter durch den Grenzzaun ſchlüpfte und dann an einem der unverhangenen Saalfenſter in ſtillvergnügter Einſamkeit dieſen muſikaliſchen Feſten beiwohnte; oft bis nach Mitternacht, um, wie er ſagte, das Ende nicht zu verſäumen, was bei einer richtigen Komödie ja doch das Beſte ſein müſſe.

Und in der That, dieſes Ende ließ bisweilen nichts zu wünſchen übrig. Wenn die Bowle auf die Neige ging, begann der heiſſe Trank den Herrn Etatsrath allgemach zu drangſaliren; der Lauſcher draußen ſah es deutlich, wie unter dem ſchwarzen Borſtenhaar der dicke Kopf gleich einer Feuerkugel glühte.

Dann riß der Herr Etatsrath an ſeinem Halstuch, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und der theilnehmende Rothgießermeiſter erſt wieder aufathmete, wenn endlich das Tuch mit zorniger Geberde fortgeſchleudert wurde. Dieſem folgte alsbald unter mühſeliger und gefahrvoller Häutung noch das eine oder andere Gewandſtück, bis er zuletzt in greuelvoller Unbekleidung daſaß.

Aber nicht jedes Mal gelang ihm dies in gleicher Weiſe; mitunter — und das war eben das Hauptſtück für den vergnüglichen Zuſchauer — erſcholl um ſolche Zeit aus dem Saale ein dumpfer Fall, und abgeriſſene, elementare Laute, einem Windſtoß in der Eſſe nicht unähnlich, drangen in die Nacht hinaus. Wenn dann nach einer Weile die Hausgenoſſenſchaft zuſammenſtürzte, rannten die Mägde wohl mit Geſchrei im ſelben Augenblicke wieder fort; denn auf dem Fußboden neben ſeinem Altar lag der Herr Etatsrath gleich einem ungeheuren Roßkäfer auf dem Rücken und arbeitete mit ſeinen kurzen Beinen ganz vergebens in der Luft umher, bis Herr Käfer, das allmälig immer unentbehrlicher gewordene Factotum, und der einzige Sohn des Hauſes den Verunglückten mit geübter Kunſt wieder aufgerichtet hatten und in ſeinem Kabinett zur Ruhe brachten.

Dieſer Sohn war von guter und heiterer Gemüthsart und hatte vom Vater nichts als das ungewöhnlich große, bei ihm jedoch mit ſpärlichem erbſenblonden Haar bewachſene Haupt, welches er mit ſeinem Halstuch zwiſchen zwei ſpitzen Vatermördern derart einzuſchnüren pflegte, daß die runden Augen ſtets mit etwas gewaltſamer Freundlichkeit daraus hervorſahen; darunter aber ſaß ein ebenſo zierliches als winziges Körperchen mit lächerlich kleinen Händen und Füßen, welche letzteren ihn übrigens befähigt hatten, ſich zum geſchickten und nicht unbeliebten Tänzer auszubilden.

Der Vater hatte ihn auf den Namen Archimedes taufen laſſen, ohne jedoch ſpäter die Mittel zu gewähren, welche dem Sohn eine Nachfolge ſeines claſſiſchen Taufpathen hätten ermöglichen können. Zwar kümmerte er ſich nicht darum, daß Archimedes auf der ſtädtiſchen Gelehrtenſchule, wo er in der That für die Mathematik eine glückliche Begabung zeigte, aus einer Klaſſe in die andere rückte, und auch die ſtets erſt nach mehrfachen Anmahnungen des Pedellen und unter allerlei Zornausbrüchen erfolgende Auskehrung des Quartalſchulgeldes veranlaßte hierin keine Unterbrechung; ſtatt aber dann den abſolvirten Primaner auf die Univerſität zu ſchicken, gebrauchte ihn der Vater zu untergeordneten Arbeiten ſeines Amtes oder kümmerte ſich auch gar nicht weiter um den Sohn.

Wenn der kleine Archimedes ſich einmal zu der ſchüchternen Bitte aufſchwang, ihn nun doch endlich zu der alma mater zu entlaſſen, dann blickte der Herr Etatsrath ihn nur eine Weile ſtrafend mit ſeinen ſtieren Augen an und ſagte leiſe, aber nachdrücklich: „Zeige einmal her, Archimedes, wie ſteht es mit der Schleuſen-Rechnung?“ oder: „Wie weit biſt du denn eigentlich mit der Karte vom Weſterkoog gediehen?“ Dann holte Archimedes voll ſtillen Zorns die halb oder ganz vollendete Arbeit, war aber zugleich für lange Zeit mit ſeinen Bitten aus dem Felde geſchlagen.

So blieb er denn zurück, während ſeine Schulgenoſſen erſt luſtige Studenten wurden, dann einer nach dem anderen ſein Examen machte und auch wohl ſchon in die praktiſchen Geſchäfte ſeines erwählten Berufes eintrat. Dabei machte es ſich von ſelbſt, daß Archimedes mit der Prima unſerer Gelehrtenſchule in einem gewiſſen Verkehr blieb, auch nachdem der Letzte fort war, der noch zugleich mit ihm unſerem armen Collaborator das Leben ſauer gemacht hatte. Dies geſchah ſchon dadurch, daß er zur Aufbeſſerung ſeines ſpärlichen Taſchengeldes, das ihm der Vater für ſeine Kontorarbeiten zufließen ließ, an faule oder ſchwachbeanlagte

Schüler einen nicht üblen Unterricht in der Mathematik ertheilte. Ich, der ich jene beiden Arten in mir vereinigte, genoß dieſen ſchon als Secundaner, konnte jedoch hergebrachtermaßen ſeines freundſchaftlichen Umganges erſt als Primaner theilhaftig werden. Noch lebhaft entſinne ich mich, daß in meiner letzten Sekundanerzeit mir die Ausſicht auf dieſes Aufrücken kein geringerer Ehrenpunkt war, als der Uebergang in die höhere Klaſſe ſelbſt; denn Archimedes imponirte uns durch eine gewiſſe Fertigkeit ſeiner geſelligen Manieren, wie er denn überhaupt, ſo weit es ſich nicht um ſeinen Vater handelte, unbefangen genug in ſeinen zierlichen Stiefeln auftrat. Er hatte, vielleicht als Erbtheil aus ſeiner mütterlichen Familie, etwas von dem Weſen der Offiziere aus meiner Knabenzeit, bei denen ich nie darüber ins Klare kam, ob die eigenthümlich ſtramme Haltung ihres Kopfes mehr eine Folge der ſteifen Halsbinden oder ihres ritterlichen Standesbewußtſeins war.

„Trefflich, trefflich!“ pflegte Archimedes auszurufen, wenn ich ſpäter, in meiner Primanerzeit, den Vorſchlag zu einem ihm wohlgefälligen Unternehmen that, ſei es zu einem „Thé dansant“ oder zu einer Schlittenpartie, wo es galt, bei jungen und jüngſten Damen den Cavalier zu machen; „trefflich, trefflich, lieber Freund; wir werden das in Ueberlegung ziehen!“ Und während um ſeinen Mund das verbindlichſte Lächeln ſpielte, ſahen mich unter den kriegeriſch aufgezogenen Brauen die richtigen Offiziersaugen an, wie ich ſie als Kind bei unſerem Vetter Major bewundert hatte, wenn er in der rothen Gala-Uniform meiner Mutter ſeine Neujahrsviſite machte.

Indeſſen fanden dergleichen Vorſchläge meiſt nur ihre Ausführung, wenn in den Ferien unſere Studenten wieder eingerückt waren, von denen übrigens die sportsluſtigen vor allen zu ſeinen Freunden zählten. Dann war ſeine Feſtzeit, in der er förmlich aufblühte; noch ſehe ich ihn mit leuchtenden Augen zwiſchen ihnen ſitzen, während ſie prahlend ihre glücklichen Thorheiten vor ihm auskramten. „Brillant — brillant!“ rief er, wenn die Geſchichte ihren mit Spannung erwarteten Höhepunkt erſtiegen hatte, ſtreckte den eingeſchnürten Kopf gegen den Erzähler und ſtemmte beide Hände an die Hüften. Was Wunder, daß die Anderen erzählten, ſo lange auch nur ein Tittelchen noch übrig war!

So kam es, daß er in der alten Univerſitätsſtadt, welche er andauernd in der Phantaſie bewohnte, allmälig beſſer Beſcheid wußte als die, welche zwar in Wirklichkeit, aber nur vorübergehend dort zu Hauſe waren. Hatte er jedoch den Ankömmlingen ihre Studenten- und Profeſſorengeſchichten glücklich abgewonnen, ſo ruhte er nicht, bis mit oder im Nothfall auch ohne Damenwelt die eine oder andere Luſtbarkeit zu Stande kam. Da ſein Stundengeld ihn niemals ohne eine kleine Kaſſe ließ, ſo wurde es bei ſolchem Anlaß faſt zur Regel, daß Archimedes, nachdem die Anderen die Erſchöpfung ihrer Kaſſe eingeſtanden hatten, ſeine wohlbekannte grünſeidene Börſe hervorzog und mit einem wahrhaft kindlichen Triumphe den für dieſe Feſtzeit geſparten Inhalt auf der Tiſchplatte tanzen ließ, dann aber bereitwillig auf den nächſten Wechſel ſeiner Freunde Vorſchuß leiſtete.

Freilich zu dem ſtets erſehnten Beſuche der Univerſität reichte dieſe beſcheidene Kaſſe nicht; und der Tag, welcher am Ende der Ferien die Studenten unſerer Vaterſtadt wiederum entführte, war für Archimedes, was für den luſtigen Katholiken der Aſchermittwoch iſt. Er pflegte ihn auch ſelber ſo zu nennen, und wenn ich am Nachmittage darauf ſein Zimmer betrat, ſo traf ich ihn mit den Händen in der Taſche eifrig auf- und abgehend, als ob er einen Geſundheitsbrunnen abzuwandeln habe; erſt nach einer Weile blieb er vor mir ſtehen und fuhr ohne weiteren Gruß mit der Hand über ſeine Stirn. „Aſche, Aſche, lieber Freund!“ ſagte er dann ſeufzend, und ſein Finger machte das Zeichen des Kreuzes.

Sprach ich hierauf: „Wollen wir nicht lieber unſere Mathematik vornehmen?“ ſo war er auch hierzu bereit, legte Buch und Tafel auf den Tiſch und wir nahmen unſere Stunde. War dieſelbe in aller Pünktlichkeit gehalten worden, dann — es war ſicher darauf zu rechnen — ſtellte Archimedes zwei kleine geſchliffene Gläſer auf den Tiſch und füllte ſie mit einem feinen Kopenhagener Kümmel, den er ſich, ich weiß nicht woher, mitunter zu verſchaffen wußte. „Trink einmal,“ ſagte er während des Einſchenkens; „das vertreibt die Grillen!“ Und gleichzeitig leerte er auf einen Zug ſein Glas.

„Ich habe keine Grillen, Archimedes,“ pflegte ich zu erwidern; und wer kann ſo früh am Tag ſchon trinken!“

„Freilich, freilich!“ ſtieß er hervor; „aber“ — und er begann wieder mit den Händen in der Taſche auf- und abzuſchreiten, wobei ſeine Augen wie ins Leere um ſich blickten.

Eine Weile ſah ich dem zu; dann hieß es: „Proſit, Archimedes!“ und von ſeiner Seite wie im Echo: „Proſit!“ und darauf, wie aus Träumen auffahrend, während ich zur Thür hinausging, noch einmal: „Proſit, proſit, lieber Freund!“

Dieſe Scene hat ſich in faſt wörtlicher Wiederholung mehr als einmal zwiſchen uns abgeſpielt.

* * *

Ich hätte wohl ſchon erwähnen ſollen, daß Archimedes eine Schweſter hatte; ſie war zugleich ſein einziges Geſchwiſter, jedoch um viele Jahre jünger als der Bruder. Geſehen hatte ich ſie bis zu meiner Secundanerzeit nur im Vorübergehen, dagegen oftmals von ihr reden hören; denn ſie war eines der Hauptcapitel einer unverheiratheten Hausfreundin, die wir, nicht etwa weil ſie Alles konnte, aber weil ſie Alles wußte, „Tante Allmacht“ nannten.

Daß die Mutter des Kindes bald nach deſſen Geburt ihr freudloſes Leben hingegeben hatte, war freilich bekannt genug; Tante Allmacht aber, deren Magd vordem in dem etatsräthlichen Hauſe gedient hatte, wußte noch hinzuzufügen, daß ihr durch den unvermutheten Eintritt ihres Herrn Gemahls in die Wochenſtube gleich jener Nachtwächterfrau ein Schrecken widerfahren ſei, dem ſie in ihrem Zuſtande und bei ihrer zarteren Organiſation nothwendig habe erliegen müſſen. Da kein weibliches Weſen wieder in das Haus kam, welches die Stelle der Mutter hätte vertreten können, ſo mußte, nachdem die unumgängliche Säugamme entlaſſen war, die kleine Waiſe zwiſchen Köchin und Hausmagd aufwachſen, „die, Gott tröſt' es,“ ſagte Tante Allmacht, „dort alle Halbjahr neue Geſichter haben! — Meine Stine,“ ſetzte ſie hinzu, „die gute Creatur, hat freilich ein rundes Jahr in dem unſeligen Hauſe ausgehalten, bloß um des lieben Kindes willen, das ſich ſogar ſein bischen Mittag in der Küche betteln mußte. Wenn's Abend wurde, dann hat es freilich wohl der gutmüthige junge Menſch, der Archimedes, mit auf ſeine Stube genommen; da ſaß es dann auf einem Schemelchen und verſchmauſte ſein Butterbrot, und Stine hatte ihm auch mitunter noch ein Ei dazu gekocht. Sie war nicht bang, meine Stine, vor dieſem Herrn Etatsrath; ſie hat ihn manches Mal vor ſeiner alten Harmonika wieder auf die Beine geſtellt, als der Muſche Käſer das noch lange nicht gewagt hat; und bei ſolchem Anlaß hat ſie's denn auch einmal durchgeſetzt, daß das arme Kind aus der Klippſchule zum mindeſten in die ordentliche Mädchenſchule gekommen iſt; denn ſie hat ihm keine Handreichung thun wollen, bevor der muſikaliſche Oger ihr nicht ſolches mit theuern Eiden zugeſchworen hatte. Wohin die kleine Phia, ob ſie nach rechts oder links ihren Schulweg nahm, darum hat das Ungeheuer ſich nicht gekümmert; nur wenn zu Ende des Quartals das jetzt um etwas höhere Schulgeld gezahlt werden mußte, hat es einen argen Sturm geſetzt; denn der Herr Etatsrath hat es der treuen Magd in ihrem Lohne kürzen wollen; aber — ſie wußte ihn zu beſtehen; und um ſein Getobe, darum quälte ſie ſich ſo viel, als wenn der Wind um unſere Ecke weht."

So hatte Tante Allmacht wieder einmal geredet, als ich Tages darauf meinen erſten Mathematikunterricht bei Archimedes hatte. Er war eben beſchäftigt, mir die außerordentliche Einfachheit des pythagoräiſchen Lehrſatzes auseinanderzuſetzen, als ſich die Stubenthür öffnete und ich zugleich eine junge lebhafte Stimme rufen hörte: „Archi, hilf mir, ich kann das dumme Exempel nicht . . .“

Ein feingebautes, etwa zwölfjähriges Mädchen mit zwei langen ſchwarzen Haarzöpfen ſtand im Zimmer; ſie war, da ſie einen Fremden bei ihrem Bruder ſah, plötzlich verſtummt und hielt dieſem nun mit einer halb bittenden, halb verſchämten Geberde ihre große Rechentafel hin.

„Wollen Sie nicht erſt Ihrer Schweſter helfen?“ ſagte ich zu Archimedes, von dem mir derzeit das vertrauliche „Du“ noch nicht zu Theil geworden war.

Er entſchuldigte ſich höflich, daß er ſeine Schweſter von dieſer neuen Stunde noch nicht in Kenntniß geſetzt habe; dann winkte er ſie zu ſich. „Nun aber raſch, mein lieber kleiner Dummbart!“ ſagte er und legte den einen Arm um das jetzt an ſeiner Seite ſtehende Mädchen, während ſie ihr ſchwarzhaariges Köpfchen an das ſeine lehnte, als habe ſie nun ihren ganzen kleinen Nothſtand auf den Bruder abgeladen.

Archimedes hatte ihre Tafel vor ſich auf den Tiſch gelegt. „Du mußt aber auch hübſch ſelbſt mit zuſehen, Phia!“ ſagte er, indem er bereits den Griffel in Bewegung ſetzte.

„Ja, Archi!“ Und ſie ſah für ein Weilchen gehorſam auf ihre Rechnerei herab, in welcher der Bruder unter ſtummem Kopfſchütteln und manchem nicht zu unterdrückenden „Außerordentlich!“ eine ziemliche Verwüſtung anzurichten begann.

Ich hatte indeſſen Muße, mir dieſe in ihrem Aeußeren ſo ungleichen Geſchwiſter zu betrachten. Das Mädchen erinnerte in keinem Zuge weder an den Bruder noch an den Vater; ihr ſchmales Antlitz war blaß — auffallend blaß; dies trat noch mehr hervor, wenn ſie, noch zärtlicher ſich an ihren Bruder drängend, unter tiefem Athemholen ihre dunklen Augen von der Tafel aufſchlug, bis eine neue leiſe geſprochene Ermahnung ſie haſtig wieder abwärts blicken ließ. — „Das Kind einer todten Mutter;“ ſo hatte ich von einer alten feinen Dame ihr Aeußeres einmal bezeichnen hören; meine Phantaſie ging jetzt noch weiter: ich hatte vor Kurzem in einem engliſchen Buche von den Willis geleſen, welche im Mondesdämmer über Gräbern ſchweben; ſeit dieſer Stunde dachte ich mir jene jungfräulichen Geiſter nur unter der Geſtalt der blaſſen Phia Sternow; aber auch umgekehrt blieb an dem Mädchen ſelber etwas von jenem bleichen Märchenſchimmer haften.

„Nein, kleine Phia,“ hörte ich jetzt Archimedes ſagen, „du wirſt dein Lebenlang kein Rechenmeiſter!“

Ich ſah noch, wie ſie faſt heimlich die Arme um den Hals des Bruders ſchlang; dann war ſie, ich weiß nicht wie, verſchwunden, und Archimedes hatte ſeine Augen zärtlich auf die geſchloſſene Stubenthür gerichtet. „Sie kann nicht rechnen,“ ſagte er. „Außerordentlich; aber ſie kann gar nicht rechnen!“

* * *

Eine Art phantaſtiſchen Mitleids mit dieſem Kinde hatte ſich meiner bemächtigt. Ich begann wieder, wenn ich dort vorbeiging, durch die Plankenritzen in den etatsräthlichen Garten hineinzuſpähen, hinter welchem ſich ein wenig benutzter Fußweg mit dem Kirchhofswege kreuzte. Und oftmals nach der Nachmittagsſchulzeit, wenn die Gartenruhe des Herrn Etatsraths längſt vorüber war, habe ich ſie dort beobachtet; meiſtens in dem vom Hauſe abgelegeneren Theile, wo die an der Planke hingereihten Linden und eine Menge alter Obſtbäume die darunter liegenden Raſenpartien faſt ganz beſchatteten. Hier ſah ich ſie, in der niedrigen Aſtgabel eines Baumes ſitzend, an einem Kranz aus Immergrün und Primeln winden; ich ſah ſie dann, da ich nach längerer Zeit denſelben Weg zurückkam, das dunkle Köpfchen mit dem fertigen Kranze geſchmückt, auf den ſchon dämmerigen Gartenſteigen hin und wieder wandeln, die Hände in einander gefaltet, wie in heimlicher Glückſeligkeit. Als es Herbſt geworden war, ſammelte ſie wohl auch einen Apfel aus dem tiefen Graſe und biß friſch hinein mit ihren weißen Zähnchen; aber immer ſah ich ſie allein; niemals war eine Geſpielin bei ihr, welche mit ihr in die ſaftigen Aepfel hätte beißen oder ſie in ihrem Primelkranze hätte bewundern können. Den letzteren hatte ich einige Tage nach ſeiner Anfertigung auf einem vernachläſſigten Grabe des nahen Kirchhofs liegen ſehen; es mochte ihr leid geworden ſein, ſich ſo für ſich allein damit zu ſchmücken.

Aber auch in der Schule ſchien die Tochter des Etatsraths keine Genoſſin zu haben, wenigſtens hatte ich mehrfach beobachtet, wie ſie auf dem Heimwege mit ihrer ſchweren Büchertaſche allein hinter dem plaudernden Schwarm einherging, der Arm in Arm die ganze Straßenbreite einnahm.

„Warum,“ ſagte ich zu meiner Schweſter, „laßt ihr Sophie Sternow ſo allein gehen?“

Sie ſah mich mit ihren lebhaften Augen an: „Biſt du plötzlich Sophie Sternow's Ritter geworden?"

Beſchämt, meine zarten Empfindungen verrathen zu haben, erwiderte ich nachläſſig: „Ich meinte nur, ſie thut mir leid; iſt ſie denn nicht nett?"

„Nett? Ich weiß nicht; ich glaube wohl, daß ſie ganz nett iſt."

„Du ſagſt das ja, als wenn du Almoſen austheilteſt!"

„Nein, nein; ich kann ſie ganz gut leiden, aber ſie will nur immer meine Freundin werden!"

„Und warum willſt du das denn nicht?"

„Warum? Ich habe ja ſchon eine; man kann doch nicht zwei Freundinnen haben!"

„So könnteſt du ſie doch einmal zu dir einladen," ſagte ich nach einigem Bedenken.

„Die Blaſſe ſcheint dir ja ſehr am Herzen zu liegen!" erwiderte meine Schweſter mit einem unausſtehlichen Anſtarren.

„Ach, Unſinn! Sie dauert mich; ihr Mädchen ſeid hartherzige Creaturen."

Nach dieſem geſchwiſterlichen Zwiegeſpräche kam Archimedes' Schweſter einige Male in unſer Haus.

Mit Genugthuung beobachtete ich, wie meine Mutter das ſchmächtige Mädchen zärtlich zu ſich heranzog; es war unverkennbar, daß dieſe ſich dann Gewalt anthat, um nicht die ungewohnte Liebkoſung mit allem Ungeſtüm der Jugend zu erwidern. Im Uebrigen war ſie ſchüchtern, beſonders wenn ſie die Hand zum Abſchied reichte; es ſchien ſie dann zu drücken, daß ſie nicht auch ihrerſeits meine Schweſter zu ſich einladen konnte. Aber eines Sonntag Vormittags erſchien ſie ſtrahlend mit vor Freude gerötheten Wangen. „Ich ſoll dich einladen,“ ſagte ſie zu meiner Schweſter; „ich darf noch Viele einladen; mein Vater hat es mir erlaubt!“

Und wirklich, der Herr Etatsrath hatte es erlaubt. Er hatte kürzlich herausgefunden, daß er eine Tochter habe, welche Abends, wo die gerötheten Augen ihm nicht ſelten ihren Dienſt verſagten, zum Vorleſen von Zeitungen und auch wohl amtlicher Aktenſtücke trefflich zu gebrauchen ſei; dann hatte er ſich auch fernerer Vaterpflichten entſonnen und ſchließlich ſeine Tochter aufgefordert, „die kleinen Fräulein“, welche mit ihr in die Schule gingen, auf den Sonntag zu ſich einzuladen.

Nach geheimem Zwieſprach zwiſchen unſeren Eltern wurde, wohl nicht ganz unbedenklich, meiner Schweſter die Zuſage geſtattet, und Phia Sternow ging mit leuchtenden Augen weiter, um auch ihre übrigen Gäſte einzuladen.

* * *

Der Tag verging. Als wir Uebrigen im elterlichen Hauſe bei unſerer Abendmahlzeit ſaßen und eben hin und her erwogen wurde, ob ich oder unſer Kutſcher meine Schweſter von der etatsräthlichen Geſellſchaft heimgeleiten ſolle, ging draußen die Hausthür, und die Beſprochene ſtand plötzlich vor uns, den Hut etwas verſchoben auf dem Kopfe, ihren Umhang über dem Arm.

„Da biſt du?“ rief meine Mutter. „Iſt die Geſellſchaft denn ſchon aus?“

„Nein, Mutter ... noch nicht; ich bin nur fortgelaufen.“

„Fortgelaufen? — War's denn nicht gut ſein dort?“

„O, ... ja, zuerſt! Phia war reizend! Wir waren Alle im Garten; die Anderen ſpielten Greif um die großen Raſen; Phia und ich aber ſaßen ganz allein mit einander auf dem Altan; wißt ihr, da in der Ecke, wo man nach dem Kirchhof hinüberſieht. Sie kannte all' die kleinen Kindergräber und erzählte ſo wunderbare Geſchichten von den todten Kindern; man ſah ſie ordentlich mit ihren kleinen blaſſen Geſichtern zwiſchen den Kirchhofsblumen laufen; ihr könnt es euch nicht denken, ſo reizend und ſo unbeſchreiblich traurig! Ich ſah ſie an und frug, ob ſie das Alles doch nicht nur geträumt habe; da fiel ſie mir um den Hals und küßte mich."

Meine Mutter hörte theilnehmend zu; mein Vater ſagte: „Das iſt recht ſchön, Margrethe; aber vor den todten Kindern biſt du doch nicht fortgelaufen!?"

Meine Schweſter nickte ein paar Mal kräftig. „Wart' nur, Papa! — Um acht Uhr, nach dem Abendeſſen — es war übrigens ſehr gut; zuletzt Chocoladepudding mit Vanillecrême —, da kam der Herr Etatsrath zu uns in den Gartenſaal. Es iſt ganz gewiß, er mußte ſich an eine Stuhllehne halten, als er uns ſeinen Diener machte; er iſt ſo wunderlich gewachſen! Dann ſetzte er ſich vor ſeinen Altar und ſpielte auf ſeiner Glasharmonika, und wir ſollten danach tanzen. ‚Verſtehet ihr Menuett, kleine Fräulein? Trà-là-lalà-lalà-lalà!' Er ſang das mit einer ganz fürchterlichen Stimme und ſagte, es ſei aus dem Don Juan. Aber wir konnten kein Menuett. ‚Immer zu Dienſten der Damen!‘ rief er, und dann ſpielte er einen Walzer, und danach tanzten wir mit einander.“

„Wo war denn der gute Archimedes?“ frug ich dazwiſchen. „An dem hättet ihr doch wenigſtens einen Herrn gehabt.“

„Der gute Archimedes? Ja, der kam auch einmal herein und wollte mit mir tanzen; aber der Herr Etatsrath ſagte, unſere Eltern würden es als ſehr unſchicklich vermerken, wenn er geſtatten wollte, daß eine ſo junge männliche Perſon allein zwiſchen all' den kleinen Fräulein tanze. Und ſo mußte er wieder zum Saal hinaus. Aber paßt nur auf, das Schlimmſte kommt nun noch!“

Mein Vater lächelte doch. „Was war denn das, Margrethe?“

„Ja, glaub' nur, es war ſchlimm genug! So eine rieſengroße ſilberne Bowle, ganz voll von Punſch, und ſo ſtark, ich glaube, ich wurde ſchon vom bloßen Riechen ſchwindlig! Und dabei ſagte der ſchreckliche Menſch: ‚Das iſt ein wenig Zuckerwaſſer für die Damen!‘ Eigentlich, weißt du, Papa, es ſchmeckte ganz gut; aber ich mußte doch gräulich danach huſten, als ich nur eben davon nippte. Der Herr Etatsrath aber trank gleich drei Gläſer nach einander, und er goß ſich noch jedesmal etwas dazu aus einer kleinen Flaſche, die er neben ſeinem Altar ſtehen hatte. — Und dann mußten wir wieder tanzen, und dann trank er auf unſere Geſundheit: ‚Die Roſen im Lebensgarten, die Damen leben hoch!‘ Sehr ſchön, nicht wahr? Wir mußten Alle mit ihm anſtoßen, und dann füllte er ſein Glas wieder, bis er zuletzt einen Kopf hatte wie eine Feuerkugel, — ganz gräulich ſah er aus! ‚Tanzet, kleine Fräulein, tanzet!‘ rief er immer; aber er konnte gar nicht mehr Takt halten; ich glaube gewiß, Papa, er war betrunken!“

„Ich glaube auch, Margrethe.“

„Ja, und wir waren auch ſo bange; wir ſaßen Alle in der weiteſten Ecke, ganz über einander wie die Fliegen. Mich dauerte nur Phia — Papa, wenn ich ſolche Angſt vor dir haben müßte, ſchrecklich! — Wie ein kleiner Geiſt ſtand ſie vor uns und flehte uns ordentlich an: ‚Wollt ihr nicht mehr tanzen? O, bitte, verſucht es doch noch einmal!‘ Sie ſtreckte ihre Arme aus, daß Eine von uns ſie aufnehmen möchte, denn ſie tanzte immer nur als Dame; als wir uns aber nicht aus unſerer Ecke wagten, ging ſie von der Einen zu der Anderen und bat uns um Verzeihung, wir möchten doch nicht böſe ſein, daß ſie uns zu ſich eingeladen habe. Und da wollten wir auch wieder tanzen, aber als wir eben ein wenig im Gange waren, da fing der ſchreckliche Etatsrath auf einmal an zu ſingen: ‚Was kommt dort von der Höh', was kommt dort von der ledernen Höh'?‘ — Kennt ihr es? Ein ganz ſcheußliches Studentenlied! — Und dabei wurde er ſo hitzig, daß er ſich das Tuch vom Halſe riß und es dicht vor meine Füße ſchleuderte!“

„Und dann, Margrethe?“ frug mein Vater, als ſie hochaufathmend innehielt.

„Dann? Ja, glaubt nur, daß ich mich erſchrocken hatte! Dann — bin ich fortgelaufen. Hu! ich mußte ganz dicht bei dem fürchterlichen Mann vorbei; ich weiß noch ſelbſt nicht, wie ich aus dem Saal gekommen bin.“

„Arme Phia!“ dachte ich in demſelben Augenblicke, als meine Mutter dieſe Worte ausſprach.

Mein Vater wiegte leiſe ſeinen Kopf und ſagte nachdenklich wie zu ſich ſelber: „Es geht doch nicht; das darf nicht wieder kommen.“

Und es ging auch nicht. Für Phia Sternow blieb dieſes Feſt mit ihren Jugendgenoſſinnen das einzige ihres Lebens.

* * *

Als endlich bei Beginn eines Sommerſemeſters auch die Zeit meines Abganges zur Univerſität heranrückte, verfiel Archimedes in eine große Traurigkeit; die Scene mit den kleinen Gläſern, da es nachher nicht mehr möglich war, hatte ſich ſchon jetzt in einigen Variationen abgeſpielt, und das Mitleid bedrängte mich derart, daß es ſich nothwendig in irgend einer heldenhaften That entladen mußte.

Bei dem Abſchiedsbeſuche, den ich Archimedes auf ſeinem oben nach dem Garten hinaus liegenden Zimmer abſtattete, bot ſich hierzu die günſtigſte Gelegenheit; denn da ich, während mein armer Freund ſchweigend auf und ab wandelte, ebenſo ſtumm und erregten Herzens aus dem Fenſter blickte, gewahrte ich drunten den Herrn Etatsrath, der, in einer großen Zeitung leſend, in ſeinem Gartenſtuhle ſaß. Mein Entſchluß war ſofort gefaßt; ich nahm kurzen Abſchied, drängte den verbindlichen Archimedes zurück, als er mich die

Treppe hinabbegleiten wollte, ging dann aber ſtatt auf die Straße hinten nach dem Garten und ſtand gleich darauf dem Herrn Etatsrath gegenüber.

Er ſchien trotz meines Grußes meine Anweſenheit nicht zu bemerken, wenigſtens las er ruhig weiter, während ich ebenſo ruhig, aber keineswegs mit beſonderer Behaglichkeit, vor ihm ſtehen blieb. Endlich ließ er den Arm mit dem Zeitungsblatte ſinken. „Was wollen Sie, mein Freund?“ ſagte er. „Nicht wahr, Sie ſind der Sohn des Juſtizraths ſo und ſo?“

Dieſe Worte ſind nicht etwa eine Abkürzung ſeiner Rede; er ſprach das wirklich, obgleich er mit meinem Vater längſt in mannigfacher, mitunter vielleicht ein wenig heikler Geſchäftsverbindung ſtand.

Etwas betroffen ſuchte ich meine Gedanken möglichſt raſch zu ordnen und plaidirte dann auch mit allen Gründen des Kopfes und des Herzens und, wie ich mehr und mehr zu empfinden meinte, in ſiegverſprechendſter Weiſe für den Lebenswunſch des armen Archimedes.

Der Herr Etatsrath hatte mich ausreden laſſen, dann aber winkte er mich näher zu ſich heran und legte, nachdem ich Folge geleiſtet hatte, ſeine Hand ſchwer auf meine Schulter. „Junger Mann,“ begann er mit immer gewaltigerem Bruſtton, „Sie haben ſonder Zweifel davon reden hören: vor meiner Zeit war hier kein Deich, der Stand hielt; Menſchen und Vieh erſoffen gleich wie zu Noäh Zeiten; hier war nichts als Peſtilenz' und gelbes Fieber! Erſt von mir, von dem Sie einſt erzählen mögen, daß Sie den Mann mit eigenen Augen noch geſehen haben, datirt die eigentliche Aera unſeres Deichbauweſens! Holländiſche Staatsingenieure wurden hergeſandt, um die Conſtruction meiner Profile zu ſtudiren; denn es iſt mein Werk, daß dieſe ehrenreiche Stadt ſammt Ihnen, junger Freund, und dem Juſtizrath, Ihrem Vater, nicht Anno fünfundzwanzig von der Fluth verſchlungen worden, und daß hier, wo ich jetzt die Ehre Ihrer Unterhaltung genieße, nicht Hai und Rochen mit einander converſiren! Aber“ — und die vorquellenden Augen verbaten ſich jeden Widerſpruch — „nach mir iſt mein Sohn Archimedes der erſte Mathematikus des Landes!“

Er zog ſeine Hand zurück und machte gegen mich von ſeinem Seſſel aus eine Art unbehülflichen Entlaſſungscompliments.

Unwillkürlich erwiderte ich daſſelbe und ging dann recht beſchämt davon, in der, wie ich noch jetzt meine, wohlbegründeten Ueberzeugung, daß meine grüne Beredtſamkeit gegen dieſe Art denn doch nicht aufzukommen vermöge.

So blieb denn Archimedes abermals zurück, während ich voll muthiger Erwartung in das neue Leben hinausſteuerte.

* * *

Ich habe hier nicht von mir und meinem Studentenleben zu reden, ſonſt müßte ich erzählen, wie dieſe Erwartungen nur zum kleinſten Theil erfüllt wurden; denn die Leute, mit denen ich zunächſt zuſammentraf, erſchienen mir, ſei es durch ihre Perſönlichkeit oder nur durch ihr derzeitiges Thun und Treiben, um einige Stufen niedriger als die, welche ich zurückgelaſſen hatte. So kam es, daß ich manchen Brief in meine Heimath ſandte und wiederum von dort empfing; auch Archimedes ſchrieb mir einige Male; ſein Uebergewicht an Jahren, ſeine treuherzige Anhänglichkeit boten für das ihm etwa Fehlende genügenden Erſatz, und ſeine Briefe waren ſo ganz er ſelber, daß ich beim Leſen ihn leibhaftig vor mir ſah, den kleinen guten Mann mit ſeinem erbſengelben Haarpull, ſeinem verbindlichen Lächeln bei dem kriegeriſchen Aufblick ſeiner runden Aeuglein. Das freilich war die Hauptſache; denn ſeine Mittheilungen beſchränkten ſich auf die einfachen Vorkommniſſe ſeines Lebens. Einmal aber, im Hochſommer, war eine neue Art der Unterhaltung für ihn aufgekommen. Der Herr Etatsrath hatte gegen irgendwelchen Ungehorſam ſeines Leibes den Gebrauch des „Erdbades“, wie er dieſe ſelbſt erſonnene Kur nannte, für nothwendig befunden; ob von jener nur allzu gründlichen Heilkraft unſerer guten Mutter Erde ausgehend, ob in anderer Anleitung, mochte er ſelbſt am beſten wiſſen. Um aber zugleich die Gunſt der Seeluft zu genießen, ließ er ſich — und es geſchah dies einen um den anderen Tag — eine Stunde weit an den Strand hinausfahren, und da er hierbei außer dem Kutſcher noch einer weiteren Hülfe bedurfte, ſo mußte Archimedes ſtets bei dieſem aufſitzen. Unweit eines dort belegenen Dorfkruges, an einer Stelle, wo neben zwei im Sande ſteckenden Spaten bereits ein entſprechend tiefes Loch gegraben war, wurde Halt gemacht und der Herr Etatsrath aus dem verdeckten Wagen unter das Angeſicht des Himmels herausgeſchafft. Glücklicher Weiſe aber verſchwand er unter dem eifrigen Schaufeln des Kutſchers und eines bereitſtehenden Arbeiters gleich darauf wieder in den Schooß der Erde, ſo daß nach vollbrachter Arbeit nur noch der braunrothe Kopf über der weiten Strandfläche hervorſah.

Die Wellen rauſchten, die Möven ſchrieen, der Herr Etatsrath badete.

Dann folgte der zweite Theil der Kur. Das mächtige Haupt drehte ſich mühſam nach der Gegend des Dorfkruges: „Sohn Archimedes“, rief es, „eile jetzo, deinen Vater zu erquicken!“

Auf dieſe pathetiſch vorgebrachten Worte ſchritt Archimedes nach dem Kruge, wo unter den Flaſchen auf dem Schenkregal eine mit der Aufſchrift „Pomeranzen“ prangte. Nachdem er, wie nicht unbillig, ſich zuvörderſt ſelbſt erquickt hatte, kehrte er eilig mit mehreren Gläſern dieſes Trankes an den Strand zurück und kredenzte ſie dort in gewohnter Zierlichkeit dem über unkindliche Säumniß ſcheltenden Haupte ſeines Vaters.

Damit war das Bad beendet; nur daß ſich Alle dann noch nach dem Wirthshauſe begaben, wo der Herr Etatsrath ſich eine letzte Stärkung nicht entgehen ließ; für Archimedes war von ſeinem Vater als das ihm angemeſſenſte Getränk ein für alle Mal ein Glas

Eierbier beſtellt, welches er denn auch mit vielſagendem Lächeln zu ſich nahm. Bei einer der letzten Fahrten aber geſchah etwas Unerwartetes. „Sohn Archimedes,“ begann der Herr Etatsrath feierlich, als er nach genoſſenem Erdbade puſtend in dem Flickenpolſterſtuhle des Wirthes ruhte, „heute, als an deinem ſiebenundzwanzigſten Geburtstage, darfſt auch du wohl einmal von dieſem Tranke koſten, welcher den Jünglingen Verderben, den Männern aber Labſal iſt!“

Herablaſſend winkte ſeine ſchwere Hand dem Wirthe; dieſer aber, während er den braunen Saft ins Glas goß, warf einen verſtändnißvollen Blick erſt auf Herrn Archimedes, ſodann auf eine hübſche Reihe von Kreideſtrichen, welche an der Stubenthür verzeichnet ſtanden.

Der Zuſammenhang dieſer Geberden wurde völlig klar, als ſpäter, nachdem die Zeche des Etatsraths in hergebrachter Weiſe durch den Kutſcher berichtigt worden, auch Archimedes ſeine damals gerade wohlgefüllte Börſe zog und hierauf jene Striche ſämmtlich von der Thür verſchwanden.

Er hatte dieſe Vorgänge in jenem harmlos heiteren Ton erzählt, der im perſönlichen Verkehr mich immer freundlich anzuſprechen pflegte; gleichwohl entſinne ich mich, daß ich derzeit dieſen Brief nicht ohne ein Gefühl von Unbehaglichkeit bei Seite legte. Vorübergehend kam mir auch wohl die Frage, weshalb denn der Herr Etatsrath nicht ſein Factotum Käfer ſtatt des ihm ferner ſtehenden Sohnes bei dieſen Badefahrten mit ſich führe; aber freilich, der Schlingel mochte es ſchon verſtanden haben, ſich von ſolchen Dienſten frei zu machen.

* * *

Ein Jahr war dahingegangen, die Ferienzeit war faſt verſtrichen, und die andern Studenten waren längſt ſchon heimgereiſt; durch mancherlei Umſtände aber war es gekommen, daß ich nur die letzten Tage vor Beginn des neuen Sommerſemeſters im elterlichen Hauſe verleben konnte. Als ich eintraf, ſah ich wohl, daß Archimedes ſchon unter dem grauen Geſpinnſt der Abſchiedsſtimmung einherwandelte. „Aſche, Aſche, lieber Freund!“ rief er ſogleich nach der erſten Freude des Wiederſehens. „Um ein paar Tage ſeid ihr Alle wieder fort: und ſchau nur her!“ — er hob das ſpärliche Haar von ſeinen Schläfen — „da kommen ſchon die ſilbernen! Wenn Ihr wiederkehrt, Ihr werdet einen alten Mann dann finden!“

Und freilich, ein paar weiße Härchen zeigten ſich und der kurze Reſt der Ferien ging raſch zu Ende. Es wurde indeſſen anders, als irgend Einer es erwarten konnte.

Ich weiß nicht ſicher, ob Archimedes immer eine ſchwarzen Frack und einen glatt gebürſteten Cylinder trug; ich glaube es faſt; unvergeßlich iſt mir, wie ich ihn ſo am letzten Tage vor der Abreiſe zu mir in die Stube treten ſah, während ich am Fußboden knieend meinen Koffer packte.

Archimedes ſagte nichts, er ging nur, ſein Stöckchen ſchwingend, mit ſehr elaſtiſchen Schritten auf und ab; dann räusperte er ſich ein paar Mal, machte ſeine exacteſten Kopfbewegungen, aber ſagte wieder nichts.

„Nun?“ rief ich.

„Nun?“ rief Archimedes.

Ich faßte ihn jetzt recht feſt ins Auge; aber in meinem Leben habe ich nicht ſo die Freude auf einem Menſchenantlitz ausgeprägt geſehen.

„Archimedes,“ rief ich, „was iſt geſchehen?“

Er räusperte ſich noch einmal; er ſchien zu geizen mit der gleichwohl ſtumm von ſeinen Lippen redenden Glücksbotſchaft. „Lieber Freund,“ ſagte er endlich mit erkünſtelter Trockenheit und tickte mit ſeinem Stöckchen mich leiſe auf der Schulter; „ich möchte nur beſcheiden bei dir anfragen, ob morgen noch ein Plätzchen auf deines Vaters Wagen offen iſt?“

Ich erhob mich von meinem Koffer und betrachtete meinen kleinen Freund, der mit ſeinem Stöckchen wippte, als ob er ein muthiges Pferd beſteigen wolle.

„Wart' nur,“ ſagte ich, „wie Viele ſind wir denn? Pater Krümp, der Ranzauer, Jochen Fürchterlich — — freilich, es iſt juſt ein Platz noch offen! Willſt du uns begleiten, oder . . . am Ende gar? Hat der Alte herausgerückt?“

„Halt!“ rief Archimedes. „Beſter Freund, du ſollſt noch Rathsherr werden!“ Und damit zog er ſeine bekannte grünſeidene Börſe aus der Taſche, deren außerordentlicher Umfang mir heute zum erſten Male recht erkennbar wurde, und ſetzte daraus einen Stapel blanker Speciesthaler nach dem anderen auf den Tiſch. „Schau her!“ rief er; „hier Collegiengelder, für die du kein Verſtändniß haſt; dann in ſchwindender Proportion, hier für eine Kneipe in der Wolfsſchlucht, hier für den etwas mageren Koſttiſch, an dem die Theologen futtern!“ Er warf mit kurzem Lachen ſeinen Kopf zurück und ſah mich ganz verwegen an. „Ja, ja, Beſter, ich fürchte mich nicht vor den zähen Pfannekuchen und werde ſie keineswegs wie gewiſſe Leute ſo ſchnöde an die Stubenthüren nageln! Und ſomit, das erſte Semeſter wäre in Sicherheit!“

Auf einmal begann er, ſein Stöckchen ſchwingend, wieder auf und ab zu wandeln; ſein Geſicht hatte einen ernſten, faſt ſorgenvollen Ausdruck angenommen.

„Woran denkſt du, Archimedes?“ frug ich.

„Hm, im Grunde nicht ſo außerordentlich!“ und er ſetzte noch immer ſeinen Spaziergang fort. „Meine arme kleine Schweſter; ſie hatte an mir doch einen Kameraden!“

Ich ſchwieg beklommen, denn auch mit meiner Schweſter hatte der Verkehr ja aufgehört.

„Ich weiß wohl,“ fuhr er fort; „der Alte iſt ja eigenthümlich; das iſt kein Haus für junge Damen.“ Er ſchwieg plötzlich und ſchneuzte ſich heftig mit ſeinem großen rothſeidenen Taſchentuche.

„Archimedes,“ ſagte ich, „die Mädchen könnten ja doch hier zuſammenkommen! Mutter und Schweſter haben deine Phia beide gern.“ Ich ſagte das aufs Gerathewohl; ich konnte nicht anders.

Er blieb ſtehen. „Iſt das dein Ernſt? Darf ich es ihr ſagen?“ rief er lebhaft.

„Gewiß darfſt du das.“

Seine Augen leuchteten ordentlich. „Trefflich! trefflich!“ rief er und drückte mir die Hand. „Freilich, wenn der Alte ſie nur fahren läßt! Abends muß ſie ihm vorleſen, bis ihr die Bruſt weh thut; ſie iſt nicht ſtark die kleine Phia! Und Tages ... nach ihrer Confirmation iſt gleich die eine Dienſtmagd abgeſchafft; ſie hat ſo viel zu thun, das arme Ding. Aber gewiß, ich werd's ihr ſagen; nun wird die Reiſe viel fröhlicher von Statten gehen!“

Aber Archimedes hatte noch ein Bedenken oder wenigſtens noch einen Widerhaken im Gemüthe; und ich war nun einmal ſein Vertrauter.

„Weißt du auch,“ begann er wieder, „wem ich dieſe außerordentliche, ja ganz unglaubliche Erfüllung meines Wunſches zu verdanken habe?“

„Ich denke, deinem Vater,“ erwiderte ich, „du ſagteſt es ja ſchon.“

Archimedes vollführte einen ſcharfen Hieb mit ſeinem Stöckchen durch die Luft. „Freilich, Beſter; aber ... der Günſtling, der Haus- und Kaſſenverwalter Käſer hat es hinter meinem Rücken bei dem Alten durchgeſetzt; die Sache iſt ganz ſicher, Phia hat es mich verſichert; ſie hält dieſen Käſer für den beſten aller Menſchen! Siehſt du, das wurmt mich; ich mag dieſer Creatur nichts zu verdanken haben.“

„Nun,“ ſagte ich — ich weiß nicht, wie es mir eben auf die Zunge kam — „vielleicht haſt du ihm auch nichts zu danken; vielleicht mag's ihm ſelber daran liegen, dich aus dem Hauſe los zu werden.“

Archimedes ſtarrte mich faſt erſchrocken an. „Du ſagſt es!“ rief er; „aber ich habe auch ſchon daran gedacht! Nur wüßte ich eigentlich nicht, warum; ich habe mich nie darum gekümmert, wie aus des Alten Schatulle das Silber in ſeine Taſche fließt; glaubt er indeſſen, durch meine Abweſenheit dieſen Strom noch zu verſtärken, baſta! ſo möge er ſeinen Lohn dahin haben!“

Damit war unſere Unterhaltung zu Ende. „Auf morgen denn!“ rief Archimedes in ſeiner alten Fröhlichkeit; die Ausprägung jenes, letzten Gedankens ſchien ſeine Bedenklichkeiten ganz verſcheucht zu haben. Und auch mir ſchien damit Alles erklärt zu ſein; denn Herr Käſer mußte augenſcheinlich nicht wenig Geld verbrauchen. Er kleidete ſich gut, man konnte ſagen, mit Geſchmack; er ließ ſich auch ſonſt nichts abgehen. Trotz ſeines noch immer etwas weibiſchen Geſichtes machte er keine üble Figur, ſo daß alte Damen ihn einen feinen jungen Menſchen nannten; auch ich ſelber wäre vielleicht weniger dagegen geweſen, wenn ich ihn mir nicht zehn Jahre früher durch die Planke ſo genau betrachtet hätte. Er war unabläſſig bemüht, ſich in die beſſere Geſellſchaft einzudrängen, und hatte es ſogar fertig gebracht, mit einer Anzahl von drei weißen Kugeln von der Harmonie-Geſellſchaft zurückgewieſen zu werden. Und ſomit machte auch ich mir keine weiteren Gedanken.

* * *

Am Tage darauf, am ſchönſten Junimorgen, fuhren wir Studenten ab. Archimedes war anfänglich etwas ſtill. „Ein harter Abſchied,“ flüſterte er mir zu und drückte krampfhaft meine Hand. Aber die Abſchiedsſtimmung hielt nicht Stand; am Waldesrande, etwa eine Meile hinter unſerer Vaterſtadt, ſprangen wir Alle vom Wagen und ſchmückten Pferde und Geſchirr mit friſchem Buchengrün, uns ſelbſt nicht zu vergeſſen. Der junge Kutſcher meines Vaters, „Thoms Knappe“

von uns genannt, hatte die Fahrt ſchon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unſere Lieder und ſang mit ſeiner klingenden Tenorſtimme friſch dazwiſchen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entſinne mich kaum einer Reiſe, wo mir die Sonne ſo ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne, zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellſten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole.

Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardevogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel ſpielen ſah, vor dem ſtattlichen Wirthshauſe, dem der mit dunklen Tannen beſtandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeſchirrt und den Herren Studenten das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch ſaßen wir Alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den ſauber gedeckten Tiſch; glänzende Schinkenſchnitte, Eier und Eierkuchen, und was ſonſt noch in den hochbeladenen Schüſſeln aufgetragen wurde, verſchwand mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verſchwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog ſeinen erquickenden Dampf verſandte, während zur Tafelmuſik Finken und Rothſchwänze drüben aus den Tannen ſchlugen.

Mit einem unſäglich frohen Angeſicht ſaß Archimedes neben mir; er ſchien Alles, was ihn daheim belaſtet hatte, hinter ſich geworfen zu haben; ſo oft er mit vergnügtem Lächeln ſein dampfendes Glas zum Munde führte, machte er ſeine kriegeriſchſten Augen, als wollte er ſagen: „Leben, wo biſt du? Komm heraus; wir wollen dich beſtehen!“ Und „Proſit! Proſit, Archimedes!“ klang es von allen Seiten.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in der Stadt der alma mater, da ich auf meinem Zimmer mich eben mit dem räthſelvollen Kapitel der Correalobligationen plagte, ſtand Archimedes plötzlich vor mir; er nickte mir zu, hob ſich auf den Fußſpitzen und drückte den Kopf in den Nacken, als fordere er mich heraus, ihn zu betrachten.

„Alle Wetter, Archimedes!“ rief ich; „wo haſt du dir dies ſtrahlende Angeſicht geholt?“

Er hob den Kopf noch höher aus den ſpitzen Vatermördern. „Nur drei Häuſer weit von hier, lieber Freund; von dem rectore magnifico! Ich bin Student, immatriculirt — data dextera — der alte Celeberrimus in Schlafrock und Pantoffeln! Wahrhaft rührend, ganz erhebend! Aber," fuhr er fort, indem er ſich zum Fenſter wandte, „dein Spiegel hängt auch ganz verteufelt hoch!" Und damit nahm er mir mein dickes ſchweinsledernes corpus juris vor der Naſe fort und legte es als Schemel auf den Fußboden; nachdem er alſo ſeiner Kürze nachgeholfen, betrachtete er ſich in der fleckigen Spiegelſcheibe mit augenſcheinlichem Behagen. „Student!" ſagte er noch einmal. „Meinſt du nicht auch, der Schnurrbart iſt in den kurzen acht Tagen doch ſchon hübſch gewachſen! Vivat der Alte! Weißt du, wir wollen heute Abend ſeine Geſundheit trinken; ich werde ſehr guten Stoff beſorgen. Nicht ſo, du willſt doch? Der Alte hat es in der That verdient!"

„Freilich will ich, Archimedes," erwiderte ich; „ſage nur auch die Anderen an, alles Uebrige werde ich beſorgen."

„Trefflich, trefflich!" rief Archimedes. „Aber hier haſt du dein corpus juris wieder; ich muß zunächſt nun meine mathematica belegen; denn, lieber Freund, es ſoll hölliſch jetzt geochſt werden!"

Wie tanzend ſchritt er nach der Thür, nachdem er mir ein paar Mal muthig zugenickt hatte; plötzlich aber hielt er inne. „Weiß der Henker,“ ſagte er; „ich muß immer wieder an dieſen Schuft, den Käſer, denken! Er iſt nicht mal ein ordentlicher Käſer, höchſtens ein Inſect der ſiebenten Ordnung, ſo eine Schnabelkerſe oder dergleichen etwas!“

Meine Gedanken waren ſchon wieder bei den Correalobligationen. „Was kümmert dich der Burſche,“ ſagte ich obenhin; „der iſt ja weit von hier!“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Archimedes, indem er aus der Thür ging; „wir wollen die Naturgeſchichte ruhen laſſen.“ — —

Die kleine Kneiperei ging dann auch am Abend zur Herzensberuhigung unſeres Freundes in beſter Heiterkeit von Statten; als wir aber feierlich die Geſundheit ſeines Alten tranken, flüſterte er mir ganz ergrimmt ins Ohr: „Und daß er bald der Schnabelkerſe einen Fußtritt gebe!“ dann ſtürzte er ſein volles Glas herunter.

Es iſt mir ſpäter klar geworden, daß in Betreff jenes Menſchen eine unbeſtimmte Furcht in ſeiner Seele lag, die er ſelber freilich nicht mehr beſtätigt ſehen ſollte. Im weiteren Verlaufe des Semeſters erwähnte er deſſelben nicht wieder; ſeine Arbeiten mochten dieſe Dinge bei ihm zurückgedrängt haben; denn ſeiner Ankündigung gemäß betrieb er dieſe vom Morgenroth bis in die Mitternacht hinein.

* * *

Bei Beginn der Herbſtferien reiſte Archimedes nach Hauſe, weil mit dem Semeſter auch ſeine dafür berechnete Kaſſe ihr Ende erreicht hatte; ich blieb noch, um unter Benutzung der Univerſitätsbibliothek eine beſtimmte Materie durchzuarbeiten. Erſt kurz vor dem Wiederbeginn der Collegien folgte auch ich, um wenigſtens ein paar Tage mit den Meinen zu verleben.

Archimedes fand ich beſonders heiter und in großer Regſamkeit. „Du kommſt verteufelt ſpät, lieber Freund!“ rief er mir entgegen; „aber der Alte iſt ſplendid geweſen, ich reiſe wieder mit euch! Uebrigens . . .“ Und nun erfuhr ich, daß am letzten Tage noch ein Ball ſtattfinden ſolle, den ich nicht verſäumen dürfe; ſeine kleine Phia würde auch erſcheinen.

Dann ſchwieg er eine Weile und ſah mit ſeinem kindlichen Lächeln zu mir auf. „Weißt du, lieber Freund,“ begann er wieder, „ich habe dabei auf dich gerechnet! Sie hat noch keinen Ball beſucht; ſie hat daher nicht ſo ihre gewohnten Tänzer wie die Anderen; nicht wahr, du hilfſt mir, ſie gleich ein wenig mit hineinzubringen?“

Ich dachte plötzlich wieder an die Willis. „Deine Schweſter muß ja bezaubernd tanzen,“ ſagte ich. „Wie wär's mit Polonaiſe und Cotillon? Willſt du meine Bitte überbringen?“

Archimedes drückte mir die Hand. „Trefflich, trefflich, lieber Freund! Aber nun muß ich zum Schuſter, ob meine neuen Lackirten doch auch fertig ſind!“ — —

Am Morgen des Feſtabends waren wir Alle in Bewegung; die Einen, um Handſchuhe oder ſeidene Strümpfe einzukaufen — denn Archimedes war der Einzige, der ſtets in Lackſtiefeln tanzte — die Anderen, um bei dem Gärtner einen heimlichen Strauß für die Angebetete zu beſtellen. Dieſe Letzteren belächelte Archimedes, indem er ſanft den Kopf emporſchob; er hatte niemals eine Herzdame, ſondern nur eine allgemeine cavaliermäßige Verehrung für das ganze Geſchlecht, worin er vor Allem ſeine Schweſter einſchloß. Ich entſinne mich faſt keiner Schlittenpartie, wobei ſie nicht die Dame des eigenen Bruders war; es ſchien bei ſolchem Anlaß, als möge er ſie keinem Dritten anvertrauen; ſorgſam vor der Abfahrt breitete er alle Hüllen um und über ſie, während das blaſſe Geſichtchen ihn dankbar anlächelte; und ebenſo ſorgſam und ritterlich hob er bei Beendigung der Fahrt ſie wieder aus dem Schlitten.

So war denn Archimedes zum Feſtordner wie geſchaffen und auch diesmal dazu erwählt worden. Als ich, wie gewöhnlich ſein Gehülfe bei ſolcher Gelegenheit, am Vormittag des Feſtes in den Ballſaal trat, wo noch Einiges mit dem Wirthe zu ordnen war, fand ich ihn mit dieſem bereits in lebhafter Unterhandlung. „Vorzüglich, ganz vorzüglich!“ hörte ich ihn eben ſagen; „alſo noch ein Dutzend Spiegellampetten an den Wänden, damit die Toiletten der Damen ſich im gehörigen Lüſtre präſentiren, und, Liebſter, nicht zu vergeſſen die bewußten Draperien, um auch die Muſikantenbühne in etwas zu verſchönern!“

Während der Wirth ſich entfernte, ſchritt Archimedes auf mich zu, der ich am anderen Ende des Saales die Tiſchchen mit den Cotillonraritäten revidirte; aber der Ausdruck ſeines guten Geſichts ſchien den heiteren Worten, die ich erſt eben von ihm gehört hatte, wenig zu entſprechen.

„Was fehlt dir, Archimedes?“ frug ich. „Deine Schweſter iſt heute Abend doch nicht abgehalten?“

„Nein, nein!“ rief er. „Sie wird ſchon kommen, und wenn auch erſt um zehn Uhr, nachdem der Alte zur Ruhe gegangen iſt; aber ich denke ſie noch früher loszuneſteln!“

„Nun alſo, was iſt es denn?“

„O, es iſt eigentlich nichts, lieber Freund; aber dieſer Käfer, der Herr Hausverwalter! Ich glaube, das arme Ding fürchtet ſich ordentlich vor ihm. Stelle dir's vor, er unterſtand ſich heute, auf mein Zimmer zu kommen und uns Beiden zu erklären, der Herr Etatsrath werde das ſehr übel vermerken, wenn das Fräulein auf den Ball ginge; und das Fräulein hing ſo verzagt an ſeinem unverſchämten Munde; es fehlte nur noch, daß er ihr geradezu den Ball verboten hätte!“

Archimedes zuckte mit ſeinem Stöckchen ein paar Mal heftig durch die Luft. „Ich werde dieſem Käfer noch die Flügeldecken ausreißen!“ ſagte er und machte ſeine Offiziersaugen. „Der Menſch unterſtand ſich ſogar, mich bei meinem Vornamen anzureden; da habe ich ihm denn ſeinen Standpunkt klar gemacht und ihn hierauf ſanft aus der Thür geſchoben; ſiehſt du“ — und er erhob den Arm — „mit dieſer meiner eigenen Hand, die leider ohne Handſchuh war!“ Er ging ein paar Mal auf und nieder. „Zu toll, zu toll!“ rief er. „Während meiner Philippika hatte das Kind mich fortwährend am Rock gezupft; nun der Burſche fort war, bat ſie mich unter Thränen, ſie doch zu Haus zu laſſen. Aber ſie ſoll nicht; ſie ſoll auch einmal wie Andere, eine Freude haben; und ſie hat mir's denn endlich auch verſprochen.“

Archimedes ſteckte beide Hände in die Taſchen und blickte eine Weile ſchweigend gegen die Saaldecke. „Das arme Ding,“ ſagte er; „ſie hatte ſo ein paar große erſchrockene Kinderaugen! Wenn der Halunke es ſie ſpäter nur nicht entgelten läßt! Nun am Ende, wir ſind denn doch nicht aus der Welt!“

Und allmälig beruhigten ſich ſeine Geſichtszüge, und ſein gutes Lächeln trat wieder um ſeinen wohlgeformten Mund. „Aber noch Eines, lieber Freund,“ begann er aufs Neue; „ich weiß, du biſt auch ſo etwas für die Blumenſträuße, und du meinſt es ſtets aufs trefflichſte; aber — ſende ihr keinen! Nicht um meiner Grille halber, es würde ſie ja wohl erfreuen; es iſt nur — in unſerem Hauſe paßt das mit den Blumenſträußen nicht. Aber komm und hilf mir; die kleine Phia ſoll denn doch nicht ohne Blumen auf den Ball!“

Und dann gingen wir mit einander fort und kauften die ſchönſte dunkelrothe Roſe für das ſchwarze Haar des blaſſen Mädchens.

* * *

Meine Schweſter war von einem leichten Unwohlſein befallen; ſo kam es, daß ich Abends allein und erſt kurz vor Beginn des Tanzes in das Vorzimmer des Ballſaales trat.

Archimedes kam mir ſchon entgegen. „Ah!“ rief er, „vortrefflich, daß du da biſt! Nun wollen wir auch ſofort beginnen!“

Aber ich hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick!“ ſagte ich; „ich muß mir erſt die Handſchuh knöpfen.“ In Wahrheit aber wollte ich ihn ſelber nur betrachten; dieſer kunſtvoll friſirte Haarpull, der kohlſchwarz gewichſte Schnurrbart, dazu das fröhliche und doch gemeſſene Werfen des Kopfes, das elegante Schwenken des kleinen Chapeau-claque — in Wahrheit, er imponirte mir noch immer.

„Deine Schweſter iſt doch drinnen?“ frug ich dann, nach der offenen Thür des Saales zeigend, indem ich mich zugleich für vollkommen tanzfähig erklärte.

Er drückte mir die Hand. „Alles in Ordnung, lieber Freund!“

Als dann gleich darauf die Muſik einſetzte, ſchritt Archimedes erhobenen Hauptes in den Saal, und ich folgte ihm, um meiner Dame zur Polonaiſe die Hand zu reichen. Aber ſie war nicht unter ihren Altersgenoſſinnen, die am anderen Ende des Saales ſich wie zu einem Blumenbeet zuſammengeſchaart hatten; ich fand ſie gleich am Eingang bei einem mir unbekannten, unſchönen und plump gekleideten Mädchen ſitzend. Sophie Sternow trug ein weißes Kleid mit ſilberblauem Gürtelbande; das glänzende, an den Schläfen ſchlicht herabgeſtrichene Haar war im Nacken zu einem ſchweren Knoten aufgeſchürzt; aber weder die Roſe, welche ihr Bruder unter meinem Beirath Vormittags für ſie gekauft hatte, noch ſonſt ein Schmuck, wie ihn die Mädchen lieben, war daran zu ſehen.

Ein leichtes Roth flog über ihr Antlitz, als ich auf ſie zutrat. „Freund Archimedes,“ ſagte ich, „wird mir hoffentlich den Tanz geſichert haben; ich möchte nicht zu ſpät gekommen ſein."

Ein flüchtiger Blick aus ihren dunklen Augen ſtreifte mich. „Ich danke Ihnen," ſagte ſie faſt demüthig, indem ſie, mich kaum berührend, ihre Hand auf den ihr dargereichten Arm legte, „aber auch ohnedies wären Sie nicht zu ſpät gekommen."

Ich hatte ſie lange nicht geſehen; aber Archimedes irrte, das waren keine Kinderaugen mehr.

Wir tanzten dann, und ich würde noch jetzt ſagen, daß ſie trefflich tanzte; nur empfand ich in ihren anmuthigen Bewegungen nichts von jener frohen Kraft der Jugend, die ſonſt in den Rhythmen des Tanzes ſo gern ihren Ausdruck findet. Dies und die etwas zu ſchmalen Schultern beeinträchtigten vielleicht in etwas die ſonſt ſo eigenthümlich ſchöne Mädchenerſcheinung.

Nach beendigtem Tanze führte ich ſie an ihren Platz zurück, und ſie ſetzte ſich wieder neben das häßliche Mädchen, welches von Niemandem aufgefordert war und jetzt froh ſchien, wenigſtens für den Augenblick aus ſeiner Verlaſſenheit erlöſt zu werden. Als ich in dem Gewirre der ſich auflöſenden Paare Archimedes zu Geſicht bekam, konnte ich die Frage nicht unterlaſſen, ob er denn die Roſe von heute Morgen ſeiner Schweſter nicht gegeben habe.

„Freilich, freilich!“ erwiderte er, indem er zugleich einen Inſpectionsblick in dem Saal umherwarf; „aber die Kleine ſcheint auf einmal eigenſinnig geworden; ſie wollte keine Blumen tragen; ſie konnte nicht einmal ſagen, weshalb ſie es nicht wollte; ſie bat mich flehentlich um Verzeihung, daß ſie es nicht könne; denn, in der That, ich wurde faſt ein wenig zornig! — Nun, lieber Freund,“ ſetzte er in munterem Ton hinzu, „die Damen haben ihre Launen, und jetzt werde ich ſelber mit der kleinen Dame tanzen!“

Während er dann zunächſt noch zu den Muſikanten ging, blickte ich im Saal umher. Die blaſſe Phia Sternow war die Einzige, deren junges Haupt mit keiner Blume geſchmückt war; in dem duftweißen Kleide mit dem Silbergürtel erſchien ſie faſt nur wie ein Mondenſchimmer neben ihrer plump geputzten Nachbarin. Und wieder mußte ich an die Willis denken, und jenes phantaſtiſche Mitgefühl, das ich als halber Knabe für ſie empfunden hatte, überkam mich jetzt aufs Neue. Dies verleitete mich auch, als ich ſpäter mit der Buſenfreundin meiner Schweſter im Contretanze ſtand, dieſe etwas männliche Brünette mit ziemlich unbedachten Vorwürfen wegen einer ſolchen, wie ich mich ausdrückte, abſichtlichen Trennung von der früheren Schulgenoſſin zu überhäufen. Hatte ich doch mit ſteigender Erregung wahrgenommen, daß keine der hieſigen jungen Damen ſie begrüßte, wenn ſie an ihrem Platz vorübergingen, ja daß eine derſelben mit plötzlicher Bewegung den Kopf zur Seite wandte, da ſie unerwartet in der Tanzkette ihr die Fingerſpitzen reichen mußte.

Schon während meiner Rede hatte ich bemerkt, daß meine Tänzerin eine kriegsbereite Haltung annahm. „Sprechen Sie nur weiter!“ ſagte ſie jetzt, als ich zu Ende war; „ich höre ſchon.“ Und dabei trat ſie einen Schritt zurück, als wolle ſie mich beſſer Aug' in Auge faſſen.

Als ich hierauf noch einmal betonte, was nach meiner Meinung in dieſem Falle vorzubringen war, ließ die ſchöne Braune mich ruhig ausreden; dann ſagte ſie mit einer Gemeſſenheit, die ſeltſam zu dem jungen Munde ſtand: „Ich verſtehe das Alles wohl; aber finden Sie nicht ſelbſt, daß es Fräulein Sternow völlig frei ſteht, unſere Geſellſchaft aufzuſuchen, wenn ſie anders meinen ſollte, daß ſie noch dahin gehöre?“

„Dahin gehöre?“ Ich wiederholte es faſt erſchrocken. „Sie wollen doch die Aermſte nicht für ihr väterliches Haus verantwortlich machen?“

Fräulein Juliane — ſo hieß die ſchöne Männin — zuckte nur die Achſeln; gleich darauf mußten wir tanzen. Als wir wieder auf unſeren Platz ſtanden, gewahrte ich die Beſprochene in der anderen Reihe neben uns, und ſo konnte das Geſpräch nicht wieder aufgenommen werden. Zu meiner ſtillen Genugthuung bemerkte ich indeſſen, daß Phia Sternow von den Tänzern nicht vergeſſen wurde, wenn dieſe auch meiſt nur aus den Freunden ihres Bruders und dieſem ſelbſt beſtanden. Sie erſchien mir jetzt, da der Tanz ein leichtes Roth auf ihre Wangen gehaucht hatte, ſo über Alle ſchön, daß ich faſt laut zu mir ſelber ſagte: „Der Neid; es iſt der Neid, der ſie verfehmt.“

Die Hälfte des Abends war vorüber, der Cotillon, der Tanz, wo es gilt, die Pauſen zu verplaudern, führte mich wieder mit ihr zuſammen. Den vorhergehenden Walzer hatte ich in einem Anfalle von Barmherzigkeit mit ihrer unſchönen Nachbarin getanzt, und Sophie Sternow hatte mich, da ich ſie von ihrer Seite holte, mit einem dankbaren Lächeln angeblickt, dem einzigen, das ich an dieſem Abend auf ihrem jungen Antlitz ſehen ſollte. „Wer iſt das Mädchen?“ frug ich jetzt. „Sie ſcheint eben keine beliebte Tänzerin.“

Phia blickte flüchtig zu mir auf. „Sie iſt eine Fremde,“ ſagte ſie dann; „ſie hat hier keine Freunde.“

Sie ſchwieg, und ich ſuchte nach einem anderen Unterhaltungsſtoff. Was aber ſollte ich reden, ohne bei der Armſeligkeit dieſes Lebens anzuſtoßen! Da begann ich von ihrem Bruder, von ſeinem redlichen Fleiße, von unſerem treuen Zuſammenhalten. Nur aus den geöffneten Lippen und den regungslos auf mich gerichteten Augen erkannte ich, mit welcher Theilnahme ſie meinen Worten folgte; aber auch jetzt brach kein Lächeln durch den leidenden Ernſt dieſer jungen Züge.

„Fräulein Sophie,“ ſagte ich, „ich weiß es, Sie haben durch den Fortgang dieſes Bruders viel verloren!“

Ein kaum hörbares „Ja“ war die Antwort. Als ich aber dann, des aufs Neue bevorſtehenden Scheidens gedenkend, hinzufügte: „Diesmal werden Sie ihn ſchon nach ein paar Monden wiederhaben!“ da ſchloß ſie die Augen, als wolle ſie in keine Zukunft blicken, und hielt ihr Antlitz wie das einer ſchönen Todten mir entgegen.

„Fräulein Sophie!“ erinnerte ich leiſe; denn ich ſollte meine Dame zu dem mit Blumenſträußen gefüllten Körbchen führen.

Sie ſchlug langſam die Augen wieder auf, und wir tanzten dieſe und noch manche andere Tour; geſprochen aber haben wir nicht viel mehr mit einander.

Gern hätte ich noch vor der gemeinſchaftlichen Abreiſe am anderen Morgen meine Schweſter über die Vorgänge des verfloſſenen Abends ausgeforſcht; aber der Wagen hielt ſchon früh um fünf Uhr vor dem Hauſe, und ihres Unwohlſeins halber durfte ſie nicht wie ſonſt das letzte Viertelſtündchen beim Morgenthee mit mir verplaudern.

⁂

Es kann endlich nicht länger verſchwiegen werden, daß Archimedes während der langen Wartezeit daheim auch bei anderen als den bisher erwähnten Anläſſen mit jenen kleinen Gläſern in Berührung gekommen war. — Im Hinterſtübchen eines Gaſthofes, wo ſonſt nur die Leute aus der Marſch ihre Anfahrt hielten, pflegte ſich ein paar Mal wöchentlich ein Kleeblatt älterer Männer zuſammenzufinden, ſämmtlich voll mannigfacher

Welterfahrung und ſcharfer rückſichtsloſer Beurtheilung aller übrigen Menſchen. Bei einer Pfeife Petit-Kanaſters und einem Gläschen feinſten und nur in dieſem Stübchen zum Ausſchank kommenden Pomeranzen-Liquors, das ohne Beſtellung vor Jeden hingeſtellt und ebenſo erneuert wurde, verſtanden ſie es, die reſpectabelſten Häupter der Stadt in ſo einſeitige Beleuchtung zu rücken, daß ſie Jedem als die luſtigſten Caricaturen erſcheinen mußten. Dieſen Leuten, welche in halbem Bruche mit der übrigen Geſellſchaft ſich ſelbſt genug waren, hatte im letzten Winter Archimedes ſich als Vierter angeſchloſſen, nachdem er eines Nachmittags mit dem Hauptwortführer, einem früheren Offizier, auf der Eisfläche des Mühlenteiches in allen Kunſtformen des Schlittſchuhlaufs gewetteifert hatte.

Zwar hatte er, als dann Abends im Hinterſtübchen des Gaſthofes die beſtbeleumdetſten Honoratioren in ſo poſſenhafter Verwandlung vorgeführt wurden, anfänglich ſein gutmüthiges Haupt geſchüttelt; das Gläschen, welches auch ihm geſetzt und gefüllt wurde, war für ihn durchaus nothwendig, um nur die ſpaßhafte Seite dieſes Puppenſpiels zu ſehen; aber freilich, das Mittel ſchlug auch an, und ſo kam es, daß er an den betreffenden Abenden meiſt ſchon als der Erſte des nunmehrigen Vierblattes vor ſeinem Gläschen ſaß, in ungeduldiger Erwartung, daß mit dem Erſcheinen der drei anderen Gäſte das Stück aufs Neue beginnen möge. Er bedurfte eben eines kräftigeren Anreizes, als der Verkehr mit den ihm immer grüner erſcheinenden Gelehrtenſchülern ihm zu bieten vermochte.

Daß eine eigentliche Neigung zum Trinken in Archimedes ſteckte, habe ich nie bemerkt; jedenfalls ſchien zu ſolchem Bedenken jeder Anlaß verſchwunden, ſobald er den Boden der Univerſität betreten hatte. Da tauchte, etwa einen Monat nach unſerer letzten Rückkehr, unter einer Anzahl ihm bekannter Corpsſtudenten eine Tollheit auf, welche vielleicht von einzelnen älteren Herren noch jetzt als ein Auswuchs ihres Jugendübermuths belächelt wird, welche aber für Andere der Anfang des Endes wurde. Ohne Ahnung jener ſpäteren Aera des Abſinthes, behaupteten ſie, in dem „Pomeranzen-Bittern“ den eigentlichen Feind des Menſchengeſchlechts entdeckt zu haben, und erklärten es für eine der idealſten Lebensaufgaben, ſelbigen, wo er immer auch betroffen würde, mit Hintenanſetzung von Leben und Geſundheit zu vertilgen. Dieſer Erkenntniß folgte raſch die That: eine ‚Vitternvertilgungskommiſſion‘ wurde gebildet, die an immer neu erforſchten Lagerorten des Feindes ihre fliegenden Sitzungen hielt. Die Sache wurde bekannt und begann über die Studentenkreiſe hinaus Anſtoß zu erregen; ſogar ein Anſchlag am ſchwarzen Brett erſchien, welcher den Studenten unter Androhung der Relegation den Beſuch einer Reihe näher bezeichneter Häuſer unterſagte; natürlich nur ein Sporn zu noch heldenhafteren Thaten.

Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß auch Archimedes ſich dieſem Unweſen zugeſellte. Hatte die Oede ſeines niedergehaltenen Lebens ihn zu jenem älteren Kleeblatt hingetrieben, ſo war es jetzt das in dieſer Sache ſteckende Stückchen Sport, das ihn heranzog; er kannte ja jenen Feind des menſchlichen Geſchlechts ſeit lange, er mußte mit dabei ſein. Vergebens ſuchte ich ihn zurückzuhalten. „Liebſter,“ ſagte er, „laß mich auch einmal, wie du es nennſt, ein wenig toll ſein; ich verſäume ja nichts damit! Und ſo beruhige dein treues Herz, auch wenn dir für unſere erhabene Sache das Verſtändniß fehlen ſollte!“

Er machte ſeine kriegeriſchen Augen und ſah mich dabei mit ſeinem beſten Lächeln an; mir blieb zuletzt nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu laſſen. Denn darin freilich unterſchied er ſich von den Genoſſen ſeiner Tollheit, außer ſeiner Geſundheit wurde nichts von ihm verſäumt. Gewiſſenhaft, und wenn die Stunde noch ſo früh war, beſuchte er ſeine Collegien, und war die eine Nacht durchraſ't, ſo wurde unfehlbar die darauf folgende hindurch gearbeitet. Auf ſeiner Spritmaſchine, welche brennend neben ihm ſtand, filtrirte er ſich den ſtärkſten Kaffee, und vermochte auch der dem erſchöpften Körper die Müdigkeit nicht fern zu halten, ſo holte Archimedes, wenn alle anderen Bewohner des Hauſes ſchliefen, ſich aus der Pumpe auf dem Hofe einen Eimer eiskalten Waſſers, um ſeine nackten Füße dahineinzuſtecken und dann frei von jedem verführeriſchen Schlafverlangen in ſeiner Arbeit fortzufahren.

Dieſe zweite, wenn auch achtungswerthe Tollheit hatte er vor mir wie vor allen Anderen verborgen gehalten; aber freilich, ihre Folgen konnten nicht verborgen bleiben. Wir waren diesmal Beide in den Weihnachtsferien nicht nach Hauſe geweſen; es ging ſchon in den März, als ich eine auffallende Veränderung in dem Weſen meines Freundes wahrnahm: der ſonſt ſo ordnungsliebende Mann war verſchwenderiſch geworden; er machte wiederholt allerlei ſeltſame Ankäufe, die ſeine knappen Mittel bei weitem überſtiegen. Außer den theuerſten Zirkeln, welche ihm gleichwohl immer nicht genügten, war ſeine Erwerbsluſt auf verſchiedene Arten von Stoßrappieren gerichtet, eine Waffe, die auf unſerer Univerſität nicht gebräuchlich war, aber freilich, ſeiner Perſon entſprechend, gern und mit Geſchick von ihm gehandhabt wurde; endlich kamen ſogar Lackſtiefel mit immer dünneren und biegſameren Sohlen an die Reihe.

Als ich ihn über dieſe mir ganz unverſtändliche Verſchwendung zur Rede ſtellte, glaubte ich etwas Unheimliches in ſeinen Augen aufleuchten zu ſehen. „Geduld, Geduld!“ ſagte er haſtig. „Kein voreiliges Urtheil, Liebſter! Ich habe jetzt endlich einen Schuſter aufgefunden, ein excellenter Burſche, ausnehmend excellent! Wenn ſie fertig ſind, werde ich in den durchaus vollkommenen Stiefeln zu dir kommen —“

„Aber, Archimedes,“ unterbrach ich ihn, „was willſt du damit und mit all' deinen Zirkeln und Rappieren?“

Er ſah mich mit weit aufgeriſſenen Augen an; der Erwerb jener letzteren Dinge war ihm offenbar entfallen, obgleich die Rappiere in ſeinem Zimmer eine halbe Wand bedeckten.

Plötzlich, einige Tage danach, in welchen ich ihn nicht geſehen hatte, hieß es, Archimedes liege am Nervenfieber, es ſtehe ſchlecht mit ihm. Eilig ging ich nach ſeiner Wohnung; aber ich erſchrak, ich erkannte ihn faſt nicht; in ſeinem Bette lag etwas wie ein kleiner abgezehrter Greis, und noch heute würde ich die Möglichkeit einer ſo raſchen Wandlung beſtreiten, wenn ich ſie nicht mit offenen Augen erlebt hätte. — Ein uns Beiden befreundeter junger Arzt von anerkannter Tüchtigkeit hatte ihn in Behandlung genommen; auch eine von dieſem beſorgte Wärterin war vorhanden.

Archimedes bewegte ſeinen Kopf, als ob er mir zunicken wolle. „Lieber Freund,“ flüſterte er, „ich fürchte, ich bin recht wunderlich geweſen die letzte Zeit; aber nun, es wird nun beſſer werden!“ Er verſuchte zu lächeln, nachdem er langſam und kaum verſtändlich dies geſprochen hatte; aber es gelang ihm ebenſo wenig wie der Verſuch, ſich dann auf ſeinen Kiſſen umzuwenden; die Wärterin ſtand auf, und wir Beide hoben und legten ihn, bis er zufrieden war.

Bald darauf kam auch der Arzt. Als wir nach einiger Zeit zuſammen das Haus verließen, wollte er keine beſtimmte Hoffnung geben; als ein eigentliches

Nervenfieber bezeichnete er die Krankheit nicht; der Grund derſelben liege in den fortgeſetzten Ausſchreitungen nach zweien Seiten, welche dieſer an ſich zarte Körper nicht habe ertragen können.

In meiner Wohnung angelangt, ſetzte ich mich ſofort hin und gab dem Vater brieflich über dieſen Stand der Dinge Auskunft; ich glaubte ihm anheimſtellen zu müſſen, ob er bei dem ungewiſſen Ausgang perſönlich kommen oder aber der Schweſter die Reiſe an das Krankenbett des Bruders geſtatten wolle; zugleich bat ich, mit Rückſicht auf das zu Ende gehende Quartal, um Ueberſendung einer Geldſumme für dieſen außerordentlichen Fall.

Mit umgehender Poſt erhielt ich auch ein eigenhändiges Schreiben des Herrn Etatsraths: ſein herrlicher Archimedes ſolle erfahren, daß ſein Vater ſich der vollen Verantwortlichkeit bewußt ſei, einen Jüngling wie ihn der Mit- und Nachwelt zu erhalten; durch den Herrn Käſer würden instanter die ausreichendſten Mittel an mich, dem er ſein vollſtes Vertrauen entgegenbringe, eingehen; im Uebrigen ſolle ich den Arzt zum Teufel jagen; die Sternows hätten allzeit eine

Conſtitution gehabt, welche ohne dieſe Pfuſcherkünſte in das Geleiſe der Natur zurückzufinden wiſſe.

Damit ſchloß das Schreiben; von einem perſönlichen Kommen, ſei es des Schreibers ſelber oder ſeiner Tochter, war nichts erwähnt. Die Geldſendung indeſſen erfolgte wirklich; es war eine elende Summe, die kaum ausgereicht hätte, die Wärterin auf längere Zeit hin zu beſolden. — Sie ſollte freilich hiefür noch mehr als ausreichend geweſen ſein. Acht Tage waren vergangen, Archimedes wurde immer ſchwächer.

Als ich dann eines Vormittags in ſein Zimmer trat, fand ich ihn ſchwer athmend, mit geſchloſſenen Augen; in ſeinem Antlitz ſchien aufs Neue eine Veränderung vorgegangen zu ſein, ob zum Leben oder zum Tode, vermochte ich nicht zu erkennen; etwas wie eine ruhige Klarheit war in ſeinen Zügen; aber die Finger der Hand, welche auf der Decke lagen, zuckten unruhig durch einander. Ich ſtand ſchon lange vor ihm, ohne daß er meine Anweſenheit bemerkt hätte.

„Der Herr iſt ſchwer krank!“ ſagte die Wärterin, die vor einer Taſſe Kaffee in dem alten Lehnſtuhl ſaß. „Sehen Sie nur“ — und ſie fuhr ſich mit der Hand unter ihrer Mütze hin und her, als wolle ſie andeuten, daß es auch unter der Hirnſchale des Kranken nicht in Ordnung ſei — „alle die ladirten Stiefelchen habe ich dem Bette gegenüber in eine Reihe ſtellen müſſen, und es wollte immer doch nicht richtig werden, bis ich endlich dort das eine Pärchen oben an und dann noch wieder eine Hand breit vor den anderen hinausgerückt hatte. Du lieber Gott, ſo kleine Füßchen und ſo viel ſchöne Stiefelchen!“

Die Alte mochte dies etwas laut geſprochen haben; denn Archimedes fuhr mit beiden Händen an ſein Geſicht und zupfte daneben in die Luft, als ſäße ſein armer Kopf noch zwiſchen den ſteifen Vatermördern, die er in gewohnter Weiſe in die Richte ziehen müſſe; dann ſchlug er die Augen auf und blickte um ſich her. „Du?“ ſagte er, und ein Anflug ſeines alten verbindlichen Lächelns flog um ſeinen Mund. „Trefflich, trefflich!“

Er hatte das kaum verſtändlich hingemurmelt; aber plötzlich richtete er ſich auf, und mich wie mühſam mit den Augen faſſend, ſprach er vernehmlich: „Ich wollte dir doch etwas ſagen! Weißt du denn nicht? Du mußt mir helfen; ich wollte dich ja deßhalb holen laſſen. — Ja ſo! Ich glaube“ — er ſtieß dieſe Worte ſehr ſcharf hervor — „es hätte etwas aus mir werden können; nicht wahr, du biſt doch auch der Meinung? Ich habe darüber nachgedacht.“

Er ſchwieg eine Weile; dann warf er heftig den Kopf auf ſeinem Kiſſen hin und her. „Pfui, pfui, man ſoll ſeine Eltern ehren; aber, weißt du ... auf meines Vaters Geſundheit kann ich doch nicht wieder trinken; und darum ...“ Seine Hände fuhren auf dem Deckbett hin und her. „Nein,“ hub er wieder an, „lieber Freund, das war es doch nicht, was ich dir ſagen wollte; entſchuldige mich, du mußt das wirklich entſchuldigen!“

Bei den letzten Worten waren ſeine Augen im Zimmer umhergeirrt, und ſeine Blicke verſingen ſich an dem Stiefelpaar, womit er der Wärterin, nach deren Erzählung, ſo viele Mühe gemacht hatte; dem einzigen, welches Spuren des Gebrauches an ſich trug.

Ein glückliches Lächeln ging über ſein eingefallenes Antlitz. „Nun weiß ich es!“ ſagte er leiſe; und mit ſeiner abgezehrten Hand ergriff er die meine, die andere hob ſich zitternd und wies mit vorgeſtrecktem Zeigefinger nach den Stiefeln. „Das war unſer letzter Ball, lieber Freund; du tanzteſt mit meiner Schweſter, mit meiner kleinen Phia; aber ſie war doch nicht vergnügt . . . ſie iſt noch ſo jung; aber ſie konnte nicht vergnügt ſein — ich habe immer daran denken müſſen: ſo allein mit dem Alten und den Zeitungen und dem . . . verfluchten Käfer!“

Er hatte beide Arme aufgeſtemmt und ſah mit wilden Blicken um ſich. „Sie hat mir nicht geſchrieben, gar nicht; auf alle meine Briefe nicht!“

Die Wärterin erhob warnend ihre Hand. „Der Herr ſpricht zu viel!“ Aber Archimedes warf ihr ſeine Cavaliersaugen zu; „dummes Weib!“ murmelte er; dann, wie von der letzten Anſtrengung ermüdet, ließ er ſich zurückſinken und ſchloß die Augen. Er athmete ruhig, und ich glaubte, er werde ſchlafen; aber noch einmal, ohne ſich zu regen, flüſterte er mit unausſprechlicher Zärtlichkeit: „Wenn ich nur erſt das Examen . . . Phia, meine liebe kleine Schweſter!“

Dann ſchlief er wirklich; ich legte ſeine Hand, welche wieder die meine ergriffen hatte, auf das Deckbett und ging leiſe fort. — —

Als ich am anderen Morgen wieder durch den unteren Flur des Hauſes ging, ſchlurfte der Eigenthümer deſſelben, ein hagerer Knochendreher, auf ſeinen

Pantoſſeln hinter mir her und zog mich unter Höflichkeitsgeberden in eins der nächſten Zimmer, wo ich außerdem noch ſeine wohlgenährte Gattin, welche der eigentliche Mann des Hauſes war, und eine ältliche Tochter antraf, die wie ein weiblicher Knochendreher ausſah. Alle umringten mich und redeten durcheinander auf mich ein: ſie hätten vor ein paar Jahren erſt das theure Haus mit all' den ſchönen Zimmern hier gekauft; das könne ich wohl denken, daß noch ſchwere Hypotheken darauf laſteten, und noch ſtänden juſt die beſten Zimmer unvermiethet, obſchon die Herren es doch nirgend beſſer als bei ihnen haben könnten! — Ich wußte anfänglich nicht, wo alles dies hinaus ſollte; dann aber kam's: ſie fürchteten für ihren rückſtändigen Miethszins; ich ſollte ihnen helfen, — denn Archimedes war um Mitternacht verſchieden.

Ich ſtieß dieſe Leute, die freilich nur ihr gutes Recht zu decken ſuchten, faſt gewaltſam von mir und ſtieg langſam die Treppe nach dem Oberhaus hinauf. — „Alſo doch! Todt; Archimedes todt!“

Und da ſtand ich vor ſeinem ſchon erkalteten Leichnam; aber ſein eingefallenes Todtenantlitz trug wieder den Ausdruck der Jugend, und mir war, als ſchwebe noch einmal ſein gutes Lächeln um die erſtarrten Lippen.

* * *

Als ich in den Oſterferien nach Hauſe kam, war mein erſter Gang zu dem Herrn Etatsrath; nicht daß mein Herz mich zu dem Vater meines verſtorbenen Freundes hingetrieben hätte, es waren vielmehr geſchäftliche Dinge, und nicht der angenehmſten Art. Die Begräbnißkoſten und die Forderungen des Hauswirths waren durch Herrn Käfer in irgend einer Art geordnet; aber jene während der dem eigentlichen Krankenlager vorangegangenen Gemüthsſtörung zuſammengekauften Gegenſtände waren zum größten Theile von dem Verſtorbenen unbezahlt gelaſſen. Zwar hatten ſpäter die Verkäufer dem Herrn Etatsrath ihre Rechnungen eingeſandt; aber es war darauf weder Geld noch Antwort erfolgt. Nun hatten ſie dieſelben noch einmal ausgeſtellt und mir, den ſie als Freund und Landsmann ihres Schuldners kannten, mit der Bitte um Verwendung bei dem Vater übergeben.

Bei meinem Eintritt in den Hausflur ſah ich eine weibliche Geſtalt mit einer blauen Küchenſchürze, als wolle ſie nicht geſehen werden, durch eine Hinterthür verſchwinden; ob es eine Magd, oder wer ſie ſonſt war, vermochte ich ſo raſch nicht zu erkennen. Da ich indeſſen den braunrothen Kopf des Herrn Etatsrath von der Straße aus in einem der unteren Zimmer bemerkt hatte, ſo pochte ich, da ſich ſonſt Niemand zeigte, ohne Weiteres an die betreffende Zimmerthür. Es erfolgte jetzt etwas wie das Brummen eines Bären aus einer dahinter liegenden Höhle; ich nahm es für ein menſchliches „Herein“ und fand dann auch den Herrn Etatsrath im Lehnſtuhl an ſeinem mit Papieren bedeckten Schreibtiſch ſitzen, wo ich ihn vorhin durchs Fenſter erblickt hatte. Ihm zur Seite ſtand ein kleiner Tiſch, darauf eine Kryſtallflaſche mit Madeira und ein halbgeleertes Glas. Als ich näher trat, ſah er mich eine Weile mit offenem Munde an; dann langte er hinter ſich nach einem Schränkchen und brachte ein zweites Glas hervor, das er ſofort füllte und nach der anderen Seite des Tiſches ſchob.

„Sie ſind der Sohn des Juſtizraths,“ begann er; „aber ſetzen Sie ſich, junger Mann! Sie waren der Freund meines unvergeßlichen Archimedes; Sie werden das zu ſchätzen wiſſen!“

Ich gab dem meine Zuſtimmung und erzählte, den Tod und die vermuthliche Todesurſache des Verſtorbenen übergehend, von der Gewiſſenhaftigkeit, womit er unter allen Umſtänden und bis zuletzt ſeine Studien betrieben hatte, und von mancher freundlichen Aeußerung ſeiner Fachprofeſſoren, welche nach ſeinem Tode mir zu Ohren gekommen war.

Der Herr Etatsrath hatte indeſſen ſein Glas geleert und wiederum gefüllt. „Junger Mann,“ ſagte er, „erheben wir den Pocal und trinken wir auf das Gedächtniß des erſten Mathematikus unſeres Landes; denn das war mein Archimedes ſchon jetzt in ſeinen jungen Jahren! Ich, der ich denn doch ein ganz anderer Gewährsmann bin als jene ſoeben von Ihnen in Bezug genommenen Profeſſoren, ich ſelber habe ihn geprüft, als der Selige zum letzten Male in dieſem Hauſe weilte. Wenn ich ſage: geprüft, ſo will das Wort ſich eigentlich nicht ſchicken; denn mein Archimedes war der Größere von uns Beiden!“ — Und ſeine Blicke legten ſich wie drückende Bleikugeln auf die meinen, während er mit mir anſtieß und dann in einem Zug ſein Glas heruntergoß.

Damals fürchtete ich mich noch nicht vor einem tüchtigen Trunk. „In memoriam“ ſprach ich andächtig und folgte ſeinem Beiſpiel. Der Herr Etatsrath nickte und ſchenkte die Gläſer wieder voll. „Sie haben,“ hub er auf's Neue an, „Ihren großen Commilitonen mit allen ſtudentiſchen Ehren zu ſeiner letzten Ruheſtatt begleitet; ſo verhielten wir es auch zu meiner Zeit; beſonders bei unſerem Conſenior, den wir Mathematiker „Rhomboides“ nannten! Er war ein Rheinländer; aber der Wein war bei ihm ein überwundener Standpunkt; er trank des Morgens Rum und des Abends wieder Rum; und ſo fiel er auch nicht, wie mein unſterblicher Archimedes, als ein Opfer der Wiſſenſchaft, er war vielmehr dem Laſter der Trunkſucht ergeben und ging dadurch zu Grunde. Deß ohnerachtet blieſen wir ihm mit zwölf Poſaunen zu Grabe und tranken ſodann im Rathskeller ſo tapfer auf ſeine fröhliche Urſtänd, daß bei Anbruch des Morgens nur noch Wenige von uns an das Tageslicht hinaufzugelangen vermochten. Aber“ — ſein Blick war auf mein unberührtes Glas gefallen — „Sie haben ja nicht getrunken! „Dulce merum“, ſagt Horatius; ſchenken Sie ſich ſelber ein; es freut mich, einmal wieder mit einem flotten Studioſus den Pocal zu leeren!“

Aber die Geſellſchaft des Herrn Etatsraths begann mir unheimlich zu werden, auch wollte ich endlich meine Rechnungen zur Sprache bringen und zog deshalb, indem ich zugleich ſeiner Aufforderung folgte, mein Päckchen aus der Taſche und begann die Papiere vor ihm hinzubreiten.

Er würdigte dieſelben keines Blickes; die Erläuterungen aber, welche ich hinzuzufügen für nöthig hielt, ſchien er aufmerkſam anzuhören. „Gewiß, mein junger Freund,“ ſagte er dann, als ich zu Ende war, „mein herrlicher Archimedes wäre ja kein Student geweſen, wenn er nicht mit Hinterlaſſung etwelcher Schulden in die Ewigkeit gegangen wäre! Geben Sie, junger Mann, die Rechnungen dieſer Böotier an den Herrn Käfer zur weiteren Hinterlegung, oder, was ich für das Schicklichſte erachte, retradiren Sie ſelbige an ihre ehrenwerthen Autoren!“

Ich glaubte den Sinn dieſer Worte nicht recht gefaßt zu haben. „Aber ſie ſollen doch bezahlt werden?“ wagte ich einzuwenden.

„Nein, mein junger Freund“ — und die ſtumpfen Augen ſahen unter den ſchwarzen Borſtenhaaren mich faſt höhniſch an — „ich ſehe dazu nicht die mindeſte Veranlaſſung.“

Ich mag dem Herrn Etatsrath wohl ein recht verblüfftes Geſicht gemacht haben, als ich meine Rechnungen zuſammenſammelte und wieder in die Taſche ſteckte; dann aber nahm ich meinen Abſchied, ſo ſehr er mich auch mit trunkener Höflichkeit zurückzuhalten ſuchte.

Als ich auf den Flur hinaustrat, vernahm ich dort ein halb unterdrücktes Weinen, und da ich den Kopf wandte, ſah ich auf den Stufen einer Treppe, die hinter dem Zimmer des Etatsraths in das Oberhaus hinaufführte, eine weibliche Geſtalt hingekauert; an der blauen Schürze, in die ſie ihr Geſicht verhüllt hatte, glaubte ich ſie für dieſelbe zu erkennen, die ſich vorhin ſo haſtig meinem Blick entzogen hatte.

Als ich unwillkürlich näher trat, erhob ſie den Kopf ein wenig, und zwei dunkle Augen blickten flüchtig zu mir auf.

„Fräulein Sophie!“ rief ich; denn ich hatte ſie erkannt, obgleich ihr ſchönes Antlitz durch einen fremden ſcharfen Zug entſtellt war. „Ja, weinen Sie nur; er hat Sie ſehr geliebt! O, Fräulein Phia, wenn Sie nicht kommen konnten, weshalb ſchwiegen Sie auf alle ſeine Briefe?“ — Das einſame Sterbelager meines

Freundes war vor mir aufgeſtiegen; ich hatte es nicht laſſen können, dieſen Vorwurf auszuſprechen.

Sie antwortete mir nicht; ſie wühlte das Haupt in ihren Schoß und ſtreckte beide Arme händeringend vor ſich hin; ein Schluchzen erſchütterte den jungen Körper, als ob ein ſtumm getragenes ungeheueres Leid zum Ausbruch drängte.

War das allein die Trauer um den Todten, was ſich da vor meinen Augen offenbarte? — Unſchlüſſig ſtand ich vor ihr; dann begann ich zu berichten, was ich immerhin der Schweſter des Verſtorbenen ſchuldig zu ſein meinte: von ihres Bruders letzten Tagen, von ſeiner Sehnſucht nach der fernen Schweſter und wie ihr Name von ſeinem ſterbenden Munde auch für mich das Abſchiedswort von ihm geweſen ſei.

Ich ſchwieg einen Augenblick. Als ich noch einmal beginnen wollte, ſtreckte ſie abwehrend, in leidenſchaftlicher Bewegung die Hände gegen mich. „Dank, Dank!“ rief ſie mit einer Stimme, die ich nie vergeſſen werde; „aber gehen Sie, aus Barmherzigkeit, gehen Sie jetzt!“ Und ehe ich es verhindern konnte, hatte ſie meine Hand ergriffen, und ein paar fieberheiße Lippen drückten ſich darauf.

Beſchämt und verwirrt, zögerte ich noch, ihr zu gehorchen; da wurde aus dem Zimmer nebenan ihr Name gerufen; die rauhe Stimme ihres Vaters war nicht zu verkennen.

Schweigend und wie todmüde erhob ſie ſich; aber ich hielt ſie noch zurück und ſprach die Hoffnung aus, ſie bald in ruhigerer Stunde in meiner Eltern Haus zu ſehen.

Sie blickte nicht zu mir hin und antwortete mir nicht, weder durch Worte noch Geberde; langſam ſchritt ſie nach dem Zimmer ihres Vaters. Als ich die Hausthür geöffnet hatte, wandte ich den Kopf zurück; da ſtand ſie noch, die Klinke in der Hand, die großen Augen weit dem Sonnenlicht geöffnet, das von draußen in den dunklen Hausflur ſtrömte; mir aber war, da hinter mir die ſchwere Thür ins Schloß fiel, als hätte ich ſie in einer Gruft zurückgelaſſen.

Wie betäubt kam ich nach Hauſe; es nahm mich faſt Wunder, als ich hier Alles wie gewöhnlich fand: meine Schweſter ſaß mit einer großen Weißzeugnäherei am Fenſter, neben ihr im Sopha Tante Allmacht mit ihrer ewigen Tricotage.

Ich konnte nicht an mir halten, ich erzählte den

Frauen Alles, was mir widerfahren war. „Was iſt geſchehen mit dem armen Kinde?“ rief ich; „das war nicht nur ein Leid, das war Verzweiflung, was ich da geſehen habe.“

Ich erhielt keine Antwort; Tante Allmacht ſchloß ihre Lippen feſt zuſammen; meine Schweſter packte ihre Näherei hinter ſich auf den Stuhl und ging hinaus. Ich ſah ihr erſt erſtaunt nach und machte dann Anſtalt, ſie zurückzurufen; aber Tante Allmacht faßte meine Hand: „Laß, laß, mein lieber Junge; das ſind keine Dinge für die Ohren einer jungen Dame, wenn auch die ganze Stadt davon erfüllt iſt!“

„Sprich nur, Tante,“ ſagte ich traurig; „ich weiß ſchon, was nun folgen wird!“

„Ja, ja, mein Junge; der Muſche Käfer — es iſt gekommen, wie es nicht anders kommen konnte; und wenn nicht ein noch größerer Scandal geſchehen ſoll, ſo wird der Herr Etatsrath zu einer ſehr unſchicklichen und recht betrübten Heirath ſeinen Segen geben müſſen. Im Uebrigen iſt natürlich dieſer Rabenvater der Einzige, welcher von dem Stand der Dinge keine Ahnung hat.“

Tante Allmacht that ein paar Seufzer. „Die arme Phia!“ fügte ſie dann mit ſeltener Milde bei; „ich habe kluge und gereiſte Frauen an ſolch elenden Geſellen verderben ſehen, warum denn nicht ein dummes unberathenes Kind!“

* * *

Zu der von Tante Allmacht vorhin bezeichneten Heirath kam es nicht. — Was nun noch folgte, habe ich nicht miterlebt; ich ſaß in unſerer Univerſitätsſtadt an meiner lateiniſchen Examenarbeit; aber mein Gewährsmann iſt wiederum jener alte Handwerksmeiſter, der nächſte Nachbar des Herrn Etatsraths.

Es war im Hochſommer deſſelben Jahres, in einer jener hellen Nächte, die auch ſchon unſerer nördlicheren Heimath eigen ſind, als er durch etwas wie aus der Nachbarſchaft zu ſeinem Ohre Dringendes aus tiefem Schlaf emporgeriſſen wurde: ein Geräuſch, ein ungewohnter Laut hatte die Stille der Nacht durchbrochen. Aufrecht in den Kiſſen ſitzend unterſchied er deutlich die Hausthürglocke des Herrn Etatsraths, im Hauſe ſelbſt ein Treppenlaufen und Schlagen mit den Thüren; nach einer Weile eine junge Stimme; nein, einen Schrei, wie in höchſter Noth aus armer hülfloſer Menſchenbruſt hervorgeſtoßen!

Voll Entſetzen war der alte Mann von ſeinem Lager aufgeſprungen, da hörte er draußen auf der Straße eilige Schritte näher kommen. Er ſtieß das Fenſter auf und gewahrte eine alte Frau, die er in der Dämmerhelle zu erkennen glaubte. „Wieb! Wieb Peters,“ rief er, „iſt Sie es? Was iſt denn das für ein Schrecken in der Nacht?“

Die alte, ſonſt ſo ſchweigſame Frau war dicht zu ihm herangetreten. „Geh' Er nur wieder ſchlafen, Meiſter,“ ſagte ſie und hielt dabei ihre großen unbeweglichen Augen auf ihn gerichtet; „was Er gehört hat, geht Ihn ganz und gar nichts an; oder wenn Er nicht ſchlafen kann, ſo helf' Er den Herrn Etatsrath wecken, wenn Reu' und Leid ihn noch nicht haben wecken können!“

Damit war ſie fortgegangen; und gleich darauf hatte der Meiſter abermals die Thürglocke des Nachbarhauſes läuten hören. — — Was in dieſer Nacht geſchehen war, blieb nicht lange verborgen; ſchon am anderen Morgen lief es durch die Stadt; in den Häuſern flüſterte man es ſich zu, auf den Gaſſen erzählte man es laut: unter dem Dache des Herrn Etatsrath lagen zwei Leichen; die Stadt hatte auf Wochen Stoff zur Unterhaltung.

Dann kam der Begräbnißtag. Dem Sarge, in welchem ein neugeborenes Kind an ſeiner jungen Mutter Bruſt lag, folgten zwei Schreiber und die nächſten Nachbarn; Herr Käſer hatte am ſelben Morgen eine Reiſe angetreten; der Herr Etatsrath hatte aus unbekanntem Grunde ſich zurückgehalten. Als aber in dem Todtengange der Leichenzug an der Gartenplanke entlang kam, ſah man ihn auf dem Altane, der jetzt weit offenen Kirchhofspforte gegenüber, ſitzen; er rauchte aus ſeiner Meerſchaumpfeiſe und ſtieß mächtige Dampfwolken vor ſich hin, während auf den Schultern dürftig gekleideter Arbeitsleute die letzte Bettſtatt ſeines Kindes näher ſchwankte.

Eine leuchtende Juniſonne ſtand am Himmel und beſchien den Sarg und den einzigen, aus Immergrün und Myrthen gewundenen Kranz, den Tante Allmachts Stina heimlich am Abend vorher darauf gelegt hatte. Als der Zug unterhalb des Altanes angelangt war, ſcheuchte der Herr Etatsrath den blauen Tabacksqualm zur Seite, indem er herablaſſend gegen das Gefolge grüßte. „Contra vim mortis, meine Freunde! Contra vim mortis!“ rief er und ſchüttelte mit condolirender Geberde ſeine runde Hand; „aber recht ſchönes Wetter hat ſie ſich noch zu ihrem letzten Gange ausgeſucht!“

Der Zug hatte bei dieſen Worten bereits die Kirchhofsſchwelle überſchritten, und bald waren die beiden armen Kinder in die für ſie geöffnete Gruft hinabgeſenkt.

— — Phia Sternow ruht neben ihrer faſt in gleicher Jugend, aber ohne eine gleiche Kränkung der öffentlichen Meinung hingeſchiedenen Mutter; wie ich mich ſpäter überzeugte, unter jenem vernachläſſigten Hügel, auf dem ich einſtmals ihren Primelkranz gefunden hatte. — Eine Willi iſt ſie nicht geworden, nur ein verdämmernder Schatten, der mit anderen einſt Geweſener noch mitunter vor den Augen eines alten Mannes ſchwebt. — Arme Phia! Armer Archimedes!

⁂

Ich ſchwieg. Mein junger Freund, dem ich dies Alles auf eine hingeworfene Frage erzählt hatte, ſah mich unbefriedigt an: „Und der Herr Etatsrath?“ frug er und langte aufs Neue in die Cigarrenkiſte, die ich ihm mittlerweile zugeſchoben hatte, „was iſt aus dem geworden?“

„Aus dem? Nun, was zuletzt aus Allen und aus Allem wird! Da ich einſt nach elfjähriger Abweſenheit in unſere Vaterſtadt zurückkehrte, war er nicht mehr vorhanden. Viele wußten gar nicht mehr von ihm; auch ſein Amt exiſtirte nicht mehr, und ſeine vielgerühmten Deichprofile ſind durch andere erſetzt, die ſelbſtverſtändlich nun die einzig richtigen ſind; Sie aber ſind der Erſte, dem zu erzählen mir die Ehre wurde, daß ich den großen Mann mit eigenen Augen noch geſehen habe.“

„Hm; und Herr Käfer?“

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht mehr! Wenn er noch lebt, ſo wird er jedenfalls ſich wohl befinden; denn er verſtand es, ſeine Perſon mit Anderen zu ſparen.“

„Das hol' der Teufel!“ ſagte mein ungeduldiger junger Freund.

Die Söhne des Senators.

Der nun längſt vergeſſene alte Senator Chriſtian Albrecht Jovers, deſſen Sarg bei Beginn dieſer einfachen Geſchichte ſchon vor mehreren Jahren die ſtille Geſellſchaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unſerer Küſtenſtadt geweſen. Außer ſeiner Wittwe, der von Klein und Groß geliebten „Frau Senator'n," hatte er zwei Söhne hinterlaſſen, von denen er den älteſten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor ſeinem Tode als Compagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am ſelben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeſchäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in ſeinem Hauſe, ſelbſt gegen ſeine im vorgeſchrittenen Mannesalter ſtehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein

Mann geweſen ſei, ſtets eingedenk der Würde ſeiner Stellung und des wohlerworbenen Anſehens ſeiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für ſeine Vaterſtadt und alle reputirlichen Leute 'in derſelben, mochten ſie in den großen Giebelhäuſern am Markte, oder in den Kathen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechſel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Caſſirer Friedebohm einen gewichtigen Haufen däniſcher und holländiſcher Ducaten in einzelne Päckchen ſiegeln, ſei es zu Ehrengeſchenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente, oder für am Orte wohnende frühere Dienſtboten als ein Beitrag zu den Koſten der verfloſſenen Feiertage; ebenſo ſicher aber war auch dann ſchon vor Einbruch der ſchlimmſten Wintersnoth ein auf dem naheliegenden Marſchhofe des Senators fett gegraſ'ter Maſtochſe für die Armen ausgeſchlachtet und vertheilt worden. So ſtand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn ſie ihm bei ſeinen ſeltenen Gängen durch die Stadt begegneten, ſtets mit einer Art ſorglicher Feierlichkeit ihren Dreiſpitz von der Perrücke hoben, auch wohl erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den ſtreng geſchloſſenen Mund ſich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer, in dem langgeſtreckten Hinterhauſe die beiden Schreibſtuben für die Kaufmannsgeſellen und den Prinzipal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anläſſen gebrauchte große Feſtſaal. Auch was derzeit ſonſt an Raum und Gelaß für eine angeſehene Familie nöthig war, befand ſich in und bei dem Hauſe, nur Eines fehlte: es hatte keinen Garten, ſondern nur einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenſter des Saales, unten die der Schreibſtuben hinausſahen. Der karge Ausblick aus dieſem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Theil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar ſelber aber war Herr Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder ſich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem ſtattlichen Luſt- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen weit vom Hauſe; doch immerhin ſo, daß er wie man hier ſich ausdrückt, „hintenum" zu erreichen war. Und für den vielbeſchäftigten alten Kaufherrn mag es wohl eine Erquickung geweſen ſein, wenn er ſpät Nachmittags am Weſtrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marſchweide hinabzuſchauen, oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresſpiegel wie emporgehoben ſichtbar wurde, darüber hinaus nach den Maſten eines ſeiner auf der Rhede ankernden Schiffe. Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er ſich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengaſſe hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber ſauber gehaltenen Häuſer von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinſtrömenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuſerreihe von einem grünen Weißdornzaune, und dieſer wiederum durch eine breite Stacketpforte unterbrochen. Mit dem ſchweren Schlüſſel, den er aus der Taſche zog, ſchloß der alte Herr die Pforte auf, und bald konnte man ihn auf dem gradlinigen, mit weißen Muſcheln ausgeſtampften Steige in den Garten hineinſchreiten ſehen, je nach der Jahreszeit, den weißen Kopf ſeitwärts zu einer friſch erſchloſſenen Provinzroſe hinabbeugend, oder das Obſt an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwiſchen Buxeinfaſſung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopfſtil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gaſſe allemal ein Feſt, wenn an Sonntag-Nachmittagen die Familie ſich hier zum Kaffee verſammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an ſolchen Tagen ſchon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebenſteige geharkt und Blumen und Geſträuche ſauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halbgewachſene Jungen und Mädchen drängten ſich an der Pforte, um durch deren Stäbe einen Blick in die patriciſchen Sommerfreuden zu erhaſchen, mochten ſie nun das blinkende Service des Kaffeetiſches bewundern, oder ſchärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß dieſe fliegende Dame das Bild der guten Frau Senator'n in ihren jungen Tagen vorſtelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Cuba, der bei ſolchen Anläſſen als vieljähriger Haus-

und Feſtgenoſſe vor den Thüren des Pavillons ſeinen Platz zu finden pflegte. Auf ſeiner Stange ſitzend, pfiff er bald ein heimathliches Negerliedchen; bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, ſchrie er flügelſchlagend ein faſt verſtändliches Wort zu der Gaſſenbrut hinüber. Dann frugen die Jungen untereinander: „Wat ſeggt he? Wat ſeggt de Papagoy?“ Und immer war Einer dazwiſchen, welcher Antwort geben konnte. Wat he ſeggt? — „Komm 'röwer!“ ſeggt he!“ — Dann lachten die Jungen und ſtießen ſich mit den Ellenbogen, und wenn Stachelbeeren an den Büſchen, oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, ſo hatten ſie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Luſt. Aber das war ſchwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Chriſtian Albrecht, ſein beſonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an die Stange trat, ſo ſchrie er ebenfalls „Komm 'röwer!“ Er hatte daſſelbe ſchon geſchrieen, als ein alter Capitain ihres Vaters den Knaben Friedrich und Chriſtian Albrecht den fremden Vogel zum Geſchenke brachte; und als auch ſie ihn damals frugen: „Wat ſeggt de Papagoy?“, da hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, ſe hebbt up't Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!“ Der Himmel mochte wiſſen, was der Vogel mit ſeinem plattdeutſchen Zuruf ſagen wollte!

Mitunter ging auch wohl die kleine, freundliche Frau Senator'n mit ihrer Kaffeetaſſe in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsſchilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen raſch die Näschen, die Jungen aber blieben grinſend ſtehen; ſie wußten zu genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtſchaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenſo geſchah es mit Herrn Chriſtian Albrecht; denn er glich ſeiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all' bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die wunderbarſten und ergötzlichſten Geſchichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit ſeiner holländiſchen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen ſich alle ausgeſtreckten Finger zwiſchen den Stäben der Pforte zurück, und Alt und Jung ſchaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herab kam, ſo waren plötzlich mit dem Rufe: „De junge Herr!“ alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verſchwunden;

denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in ſeiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geſchüttelt, als dieſer eben von der Gaſſe aus mit ſeinem Flitzbogen auf einen im Garten ſingenden Hänfling ſchießen wollte.

— — Dieſe Familienfeſte waren nun vorüber. — Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Theil des Gartens grenzte an den ſchon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von ſeinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von ſeiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede „O du ſchönes Weltgebäude“ hatten die Gelehrten- und die Bürgerſchule ihn zu Grabe geſungen, denen beiden, oft im Kampfe mit ſeinem Schwager, dem regierenden Bürgermeiſter, er Zeit Lebens ein ſtarker Schutz und Halt geweſen war. Hier ruhte ſeit Kurzem auch die freundliche Frau Senator'n, nachdem noch kurz zuvor Herr Chriſtian Albrecht eine ihr gleich geartete, roſige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchſt mich nun nicht weiter,“ hatte ſie lächelnd zu dem troſtbedürftigen Sohne geſagt; „in der da haſt du mich ja wieder, und noch jung und hübſch dazu!“ Und dann hatte auch ſie die Augen geſchloſſen, und viele Augen hatten um ſie geweint, und ihr ſie verehrender Freund, der alte Cantor van Eſſen, hatte bei ihrem Begräbniß mit einer eigens dazu componirten Trauermuſike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Chriſtian Albrecht hatte ſonſt, ohne viele Gedanken, darüber weg auf den unweit belegenen Ueberbau der Gruft geblickt; ſeitdem aber ſein Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunſch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Ausſicht ſchließen möchte. Nicht, daß er die Grabſtätte ſeines Vaters ſcheute; nur vom Garten aus wollte er ſie nicht vor Augen haben; wenn ihn ſein Herz dahin trieb, ſo wollte er auf dem Umwege der Gaſſen und auf dem allgemeinen Todtengang dahin gelangen. Er hatte dieſe Gedanken wohl auch gegen ſeinen Bruder ausgeſprochen; er hatte ſie dann über ſein junges Eheglück vergeſſen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten Mutter unter jenen ſchweren Steinen lag, waren ſie auf's Neue hervorgetreten.

Allein zunächſt galt es, ſich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbeſtimmt, in weſſen Hand der Garten kommen würde.

An einem Sonntag Vormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Chriſtian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Feſtſaale des Familienhauſes ſchweigend auf und ab. Die Morgenſonne, welche noch vor Kurzem durch die kleinen Scheiben der drei hohen Fenſter hineingeſchienen hatte, war ſchon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwiſchenwänden ſtanden faſt düſter zwiſchen den grauſeidenen Vorhängen. Faſt behutſam traten die Männer auf, als wollten ſie in dem weiten Gemache den Wiederhall nicht wecken; endlich blieben ſie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufſatz ſtehen, deſſen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltene Roſenguirlande beſtand. „Hmm,“ ſagte Chriſtian Albrecht, „Mama ſelig, als ſie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte ſie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,‘ ſagte ſie, ‚wo haſt du das ſchmucke Antlitz hingethan, das du mir ſonſt ſo eifrig vorgehalten haſt! Nun guck' einmal, Chriſtian Albrecht, was itzo da herausſchaut!‘ Die alte, heitere Frau, dann gab ſie mir die Hand und lachte herzlich.“

Die beiden Brüder blickten auf das ſtumme Glas; kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das ſie beſſer noch als jenes kannten. Schweigend gingen ſie weiter; ſie legten faſt wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherſtehenden Geräthe, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfeſten und zur Weihnachtszeit vergönnt geweſen war. Wie damals war unter der ſchweren Stuckroſette der Gypsdecke das ſtille Blitzen der großen Kryſtallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenſtern gegenüber, die lebensgroßen Bruſtbilder der Eltern in ihrem Brautſtaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodiſche Geſtalten ihnen in der Dämmerung ihrer früheſten Jugendzeit entſchwanden.

„Chriſtian Albrecht,“ ſagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte ſtrenge Zug um den Mund verſchwand ein wenig; hier darf Nichts gerückt werden.“

„Ich meine auch nicht, Friedrich.“

„Es verbleibt dir ſonach mit dem Hauſe.“

„Und der Papagei? Den haben wir vergeſſen."

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hauſe."

Chriſtian Albrecht nickte. „Und du nimmſt dagegen das beſte Tafelſilber und das Sevres-Porzellan, das hier neben in der Geſchirrkammer ſteht!"

Friedrich nickte; eine Pauſe entſtand.

„So wären wir denn mit unſerer Theilung fertig!" ſagte Chriſtian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er ſtand vor den Familienbildern, als ob er eingehend ſie betrachten müſſe; ſein Kopf drückte ſich immer weiter in den Nacken, bis der ſchwarzſeidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem chocoladefarbenen Rocke abſtand. „Es iſt nur noch der Garten," ſagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähnte.

Aber in des Bruders ſonſt ſo ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgeſprochen wäre. „Den Garten könnteſt du mir laſſen," ſagte er beklommen; die Auslöſungsſumme magſt du ſelbſt beſtimmen!"

„Meinſt du, Chriſtian Albrecht?"

„Ich meine es, Friedrich. Du ſagſt es ſelbſt, du ſeieſt ein geborner Hageſtolz; — aber ich und meine

Chriſtine, unſere Ehe wird geſegnet ſein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk' es Bruder, wo ſollen wir mit den lieben Geſchöpfen hin? Und dann — du ſelber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirſt doch lieber deine junge Schwägerin, als deine bärbeißige Wittwe Antje Möllern unſerer Mutter Kaffeetiſch verwalten ſehen!"

„Deinen Kindern," erwiderte der Andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verſchloſſen ſein."

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungsliebenden Herrn Bruders Ranunkel- und Levkojenbeeten!"

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es iſt ein Codicill zu unſeres Vaters Teſtament geweſen," ſagte er, als ſpräche er es zu den Bildern, oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach ſollte mir der Garten werden; die Auslöſungsſumme iſt mir nicht bekannt geworden, die magſt du beſtimmen, oder ſonſt beſtimmen laſſen."

Der Aeltere nahm faſt gewaltſam ſeines Bruders Hand. „Du weißt es von unſerer ſeligen Mutter, daß unſer Vater, da ſie das Schriftſtück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder ſollen ſich darum vertragen‘."

„Es iſt aber nicht zerriſſen worden.“

„Das weiß ich wohl; es trat in ſelbem Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber ſpäter, am Tage nach ſelig Vaters Begräbniß, hat unſere Mutter den Willen des Verſtorbenen ausgeführt.“

„Das war ein volles Jahr nachher.“

„Friedrich, Friedrich!“ rief der Aeltere. „Willſt du verklagen, was unſere Mutter that!“

„Das nicht, Chriſtian Albrecht; aber Mama ſelig verſirte in einem Irrthum; ſie war nicht mehr befugt, das Schriftſtück zu zerreißen.“

Auf dem Antlitz des älteren Bruders ſtand es für einen Augenblick wie eine rathloſe Frage; dann begann er, in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgeſtreckten Armen in der Mitte ſtehen blieb. „Gut,“ ſagte er, „du wünſcheſt den Garten, wir Beide wünſchen ihn! Aber dabei ſoll unſeres Vaters Wort in Ehren bleiben; theilen wir, wenn du es willſt, daß Jeder ſeine Hälfte habe!“

„Und Jeder ein verhunztes Stück bekäme!“

„Nun denn, ſo looſen wir! Laß uns hinunter gehen, Chriſtine kann die Looſe machen!“

Herr Friedrich hatte ſich umgewandt; ſein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf geröthet. „Was mein Recht iſt,“ ſagte er heftig, „das ſetze ich nicht auf's Loos.“

In dieſem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Thür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es iſt angerichtet.“

„Gleich! Sogleich!“ rief Chriſtian Albrecht. „Wir werden gleich herunterkommen!“

Der Diener verſchwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelſtunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erſtieg ſie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid Ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Chriſtian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum dritten Mal zu Feuer?“

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelſchuh der hübſchen Frau ein paar Mal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saalthür aufgeſtoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebſter war kürzlich ſeinem Vater in dieſer Würde nachgefolgt — ſah ihn ganz erſchrocken an. „Friedrich!“ rief ſie, „wie ſiehſt du aus? Und wo bleibt Chriſtian Albrecht?“

Aber der Schwager ſtürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünſche wohl zu ſpeiſen!“ murmelte er und ſtand gleich darauf ſchon unten an der Hausthür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes!“

Aber er war ſchon auf der Gaſſe; und durch das Flurfenſter ſah ſie ihn ſeinem Hauſe zueilen. „Nun ſieh' mir Einer dieſen Querkopf an!“ Und ſie ſchüttelte ihr Köpfchen und ſtieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als ſie die Thür des Saales öffnete, ſah ſie den jungen Herrn Senator, die Hände in den Rockſchößen, vom anderen Ende des Gemaches herſchreiten, ſo ernſthaft vor ſich auf die Dielen ſchauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.“

„Chriſtian! Chriſtian Albrecht!“ rief ſie, als er vor ihr ſtand.

Da er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen ſah, gewannen ſeine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück. „Gehen wir zu Tiſch, Madame!“ ſagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Wittwe Antje Möllern ſpeiſen; das iſt gerechte Strafe! Morgen wird er ſchon wieder kommen; aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unſeres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er ſeiner erſtaunten Frau den Arm und führte ſie die Treppe hinab und dann zu Tiſche.

Das Wiederkommen hatte indeſſen gute Weile; vierzehn Tage waren verfloſſen, und Herr Friedrich hatte ſeinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauſes geſetzt. Gleich am erſten Morgen nach jenem verfehlten Mittage war Chriſtian Albrecht wiederh[illegible] auf ſeinen Steinhof hinausgegangen, um wie ſonſt über die niedrige Grenzmauer ſeinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war Nichts zu ſehen geweſen; ja, eines Morgens hatte Herr Chriſtian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hofthür kommen hören; als ihn aber im ſelben Augenblicke ob einer in der Alteration zu ſcharf genommenen

Priſe ein lautes Nieſen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unſichtbare Hofthür zuſchlagen.

Herr Chriſtian Albrecht wurde ganz ſtill in ſich bei dieſer Lage der Dinge; nur mit halbem Ohr lauſchte er, wenn, um ihn aufzumuntern, die hübſche Frau Senatorin ſich in der Dämmerſtunde an's Clavier ſetzte und ihm die allerneueſten Lieder, „Beſchattet von der Pappelweide,“ und „Blühe, liebes Veilchen,“ eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorſang.

Er hatte gegen ſie nach der erſten Mittheilung „der kleinen Differenze“ kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Kanapee beiſammen ſaßen, legte die Frau Senatorin ſanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehſt du nun,“ ſagte ſie leiſe, „er kommt nicht wieder; ich hab' es gleich geſagt.“

„Hmm, ja, Chriſtinchen; ich glaub' es ſelber faſt.“

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; es iſt ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er kann nicht wieder kommen, denn er iſt ein Trotzkopf!“

Chriſtian Albrecht lächelte; aber zugleich ſtützte er den Kopf in ſeine Hand. „Ja freilich, das iſt er; das war er ſchon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und ſangen: „Der Bock, der Bock! O Jemine, der Bock!“ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von ſeinem Bauholz aufgriff und damit nach unſeren Köpfen warf; am liebſten warf er noch mit ſeinem Bauholz! Aber, Chriſtinchen — wenn's Herz nur gut iſt!“

„Nicht wahr?“ rief die hübſche Frau und ſah ihrem Mann mit lebhafter Zärtlichkeit in's Antlitz, „ein gutes Herz hat unſer Friedrich; und deshalb — ich meine, du könnteſt zu ihm gehen, du biſt kein Trotzkopf, Chriſtian Albrecht, du haſt es leichter in der Welt!“

Der Senator ſtreichelte ſanft die gerötheten Wangen ſeiner Eheliebſten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!“ ſagte er neckend.

„Ei was, Chriſtian Albrecht, ſag' lieber, daß du zu deinem armen Bruder gehen willſt!“

„Arm, Chriſtinchen? — Eine ſonderbare Armuth, wenn Einer alles Recht für ſich allein verlangt! Aber du ſollſt ſchon deinen Willen haben; heut' Abend, oder ſchon heute Nachmittag . . .“

„Warum nicht ſchon heut' Vormittag?“

„Nun, wenn du willſt, auch heute Vormittag!“

„Und du biſt verſöhnlich, du giebſt nach?“

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?“

Sie nickte: „Wenn es ſein muß! Doch lieber, als daß Ihr im Zorne auseinander geht!“

„Und, Chriſtinchen, unſere Kinder? Sollen ſie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?“

„Ach, Chriſtian Albrecht!“ und ſie fiel ihm um den Hals und ſagte leiſe: „Wir ſind ſo glücklich, Chriſtian Albrecht!“

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach ſeinen Geſchäftsräumen im Hinterhauſe ſchritt, hatte im Wohnzimmer ſeine Frau ſich an das Fenſter geſetzt; an einem möglichſt kleinen Häubchen ſtrickend, ſchaute ſie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhauſe, mehr nur, wie es ſchien, um bei dem inneren Gedankentauſche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber ſah ſie Frau Antje Möllern in Futterhemd und Schürze über die Straße ſchreiten und mit der Frau Nachbar'n Jipſen, die ſoeben auch aus ihrem Hauſe trat, ſich auf eine der ſteinernen Beiſchlagsbänke ſetzen. Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei ſie ſehr vergnügt und triumphirend ausſah und mehrmals mit einer ſchwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hauſe ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbar'n Zipſen ſchlug zuerſt ihre Hände, wie vor Staunen, klatſchend in einander; dann aber nickte ſie wiederholt und lebhaft; auch ihr ſchienen die Dinge, um die es ſich handelte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigſte Wechſelgeſpräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs reſpectvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

Die junge Frau am Fenſter wurde denn doch aufmerkſam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der Einen — das wußte ſie — war es zugetragen worden, daß ſie Herrn Friedrich Jovers abgerathen hatte, ihre mauldreiſte Perſonnage in ſein Haus zu nehmen; der Anderen hatte ſie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil ſie eben beim Kupferſchmied zum Löthen war.

Unwillkürlich hatte ſie die Arbeit ſinken laſſen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenſtraße herauf kam der kleine bewegliche

Advocat, Herr Siebert Sönkſen, den ſie den „Goldenen“ nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrocatenen Weſte that, deren unmäßig lange Schöße faſt ſeinen ganzen Leib bedeckten. Eilig ſchritt er auf die Beiden zu, richtete, wie es ſchien, eine Frage an Frau Antje Möllern und ſchritt, nachdem dieſe mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gaſſe nach Herrn Friedrich's Hauſe zu.

„Hmm,“ kam es aus dem Munde der jungen Frau, „der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unſerem Bruder Friedrich?“

Die hervorragenden Eigenſchaften des Herrn Siebert Sönkſen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Proceſſen und galt für einen ſpitzfündigen Geſellen und höchſt beſchwerlichen Gegenpart auch in den einfachſten Rechtsſtreitigkeiten. Im Uebrigen wußte er, je nach welcher Seite hin ſein Vortheil lag, eben ſo wohl einen ſauberen Vergleich zu Stande zu bringen, als einen chicanöſen Proceß durch alle Inſtanzen hindurch zu ziehen.

Die Frau Senatorin war aufgeſtanden; ſie mußte doch zu ihrem Chriſtian Albrecht, um ſeine Meinung über dieſe Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienſtück aus dem ſchwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Reſpectsperſon, die nicht ſo abzuweiſen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; ſie mußte notiren und rechnen, um dann die näheren Poſitionen der heutigen Küchen-Campagne mit der kundigen Alten feſtzuſtellen.

Hinten in der vorderen Schreibſtube ſaßen indeſſen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeſelle ſich an dem ſchweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu thun heute; denn die Brigg „Elſabea Fortuna“, welche der ſelige Herr nach ſeiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löſchen fertig draußen auf der Rhede. „Muſche Peters,“ ſagte der Buchhalter zu ſeinem Gegenüber, „wir müſſen noch einen Lichter haben; iſt Er bei Kap'tän Rickertſen geweſen?“

Aber bevor der junge Menſch zur Antwort kam, wurde an die Thür geklopft, und ehe noch ein „Herein“ erfolgen konnte, ſtand ſchon der goldene Advocat am Pulte und legte ſeine Hand vertraulich auf den Arm des alten Mannes. „Der Herr Principal in ſeinem Cabinette, lieber Friedebohm?“ Er frug das ſo zärtlich, daß der Alte ihn höchſt erſtaunt anſah; denn dieſer Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauſes. Deshalb gedachte auch Friedebohm eben von ſeinem Bock herabzurutſchen, um ihn ſelber bei dem Herrn Senator anzumelden; allein Herr Siebert Sönkſen war ſchon nach flüchtigem Anpochen in das Privatcabinett des Principals hineingeſchlüpft.

„Ei, ei ja doch!“ murmelte der Alte. „Die Klatſchmäuler werden doch nicht recht behalten?“ Er kniff die Lippen zuſammen und ſchaute eine Weile durch das Fenſter auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuſer zu bedeuten ſchien.

Drinnen im Cabinette war nach ein paar Hin- und Widerreden der Herr Senator wirklich von ſeinem Bock herabgekommen. „Herr,“ rief er und ſtieß ſeine Feder auf das Pult, daß ſie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, ſagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr Siebert Sönkſen, Sie ſollten nicht ſolche Scherze machen!“

Der Goldene zog ein Papier aus ſeiner Taſche.

„Mein werther Herr Senator, es wird ja nicht ſogleich ad processum ordinarium geſchritten.“

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönkſen dem Gegenpart bedienet iſt?“

Der Goldene lächelte und legte das Schriftſtück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Chriſtian Albrecht auf das Pult. „Laut dieſer Vollmacht,“ ſagte er vertraulich, „bin ich ſo gut zum Abſchluß von Vergleichen, wie zur Anſtellung der Klage legitimirt!“

„Und wegen des Vergleiches ſind Sie zu mir gekommen?“ frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönkſen ſchon längſt darauf ſpeculirt hatte, ſtatt ſeines alten und, wie er ſagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen“ Collegen der Anwalt dieſes angeſehenen Hauſes zu werden.

Der Advocat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönkſen,“ ſagte der Senator, und er ſprach dieſe Worte in großer innerlicher Erregung, „ſo kommen Sie alſo im Auftrage, im ausdrücklichen Auftrage meines **Bruders**?“

Herr Siebert ſtutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werther Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig ſubſcribirter Vollmacht! Es iſt für den erwünſchten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine unbetheiligte ſachkundige Perſon" . . .

Herr Chriſtian Albrecht unterbrach ihn: „Alſo," ſagte er aufathmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werthen heutigen Beſuche: Ich danke Ihnen, Herr Sönkſen; das freut mich recht von Herzen!"

Der Goldene ſchaute etwas verblüfft in das geröthete Antlitz des ſtattlichen Kaufherrn. „Aber mein wertheſter Herr Rathsverwandter!"

„Nein, nein, Herr Siebert Sönkſen; führen Sie meinethalben ſo viele Proceſſe, als Sie fertig bringen können; aber wo zwei Brüder in der Güte mit einander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater, noch der Advocat dazwiſchen."

„Aber, ich dächte doch" — —

„Sie denken ſonder Zweifel anders, Herr Siebert Sönkſen;" ſagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen ſonſtwie meine Dienſte offeriren?"

„Allerſubmiſſeſte Dankſagung! Nun, ſchönſten guten Morgen, mein werther Herr Senator!"

Gleich darauf ſchritt der Goldene mit einem eiligen „Serviteur, Muſche Friedebohm“ durch die vordere Schreibſtube und hielt erſt an, als er draußen auf den Treppenſtufen vor der Hausthür ſtand. Seinen Rohrſtock unter den Arm nehmend zog er die Horndoſe aus der Weſtentaſche und nahm bedächtig eine Priſe. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Chriſtian Albrecht Jovers!“ murmelte er und tauchte zum zweiten Male ſeine ſpitzen Finger in die volle Doſe. „Nun, nehmen wir fürerſt mit dem Proceß fürlieb!“

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge Kaufherr an dem ihm kopfſchüttelnd nachſchauenden Muſche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnſtube zu treten, wo ſeine Eheliebſte auf dem Kanapee an ihrem Kinderhäubchen ſtrickte. Aber er ſprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockſchößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufſtand und ſo glücklich war, ihn zu erhaſchen.

„Weshalb rennſt du ſo, Chriſtian Albrecht?“ ſagte die junge Frau und ſtellte ſich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Chriſtine, wer da nicht rennen ſollte!“

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; du bleibſt mir ſtehen!“ und ſie legte beide Arme um ſeinen Hals. „So,“ ſagte ſie; „nun ſieh' mich an und ſprich!“

Aber Herr Chriſtian Albrecht that auch nicht einen Blick in ihre hübſchen Augen. „Chriſtine,“ ſagte er und ſah dabei ſchier über ſie hinweg; „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen.“

Sie ließ ihn ganz erſchrocken los. „Aber du haſt es mir verſprochen!“

„Aber ich kann nicht!“

„Du kannſt nicht? Weshalb kannſt du nicht?“

„Chriſtinchen,“ ſagte er, und faßte ſeine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in ſeine Kinderſtreiche verfallen iſt; er hat mir ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen.“

„Was ſoll das heißen, Chriſtian Albrecht?“

„Das ſoll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advocaten zum Proceſſe gegen mich bevollmächtigt hat. Es iſt justement, als wie in ſeinen Kinderjahren; er hat den Bock; und zwar im allerhöchſten Grade! Und ſo mag's denn auch vor meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!“

Die junge Frau ſuchte wieder zu begütigen; allein Herr Chriſtian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Chriſtinchen; er muß dies Mal fühlen, wie der Bock ihn ſelber ſtößt, ſo wird er ſich ein ander Mal in Acht zu nehmen wiſſen. Wir ſollen, ſo Gott will, noch lange mit unſerem Bruder Friedrich leben; bedenk einmal, was ſollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um ſeinen ſtößigen Bock ihm anzubinden!“

Und dabei hatte es ſein Bewenden. Zwar will man wiſſen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geſchlüpft ſei, um mit den eignen kleinen Händen den Knoten zu entwirren. Aber Frau Antje Möllern hatte ſie mit frecher Stirne fortgelogen, indem ſie fälſchlich angab, Herr Friedrich Jovers ſei ſo eben in dringenden Geſchäften zum Herrn Siebert Sönkſen fortgegangen. Und die Augen der alten Perſonnage ſollen dabei ſo von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Verſuche keinen Muth hatte gewinnen können.

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Proceß zwiſchen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenprobſt und der Onkel Bürgermeiſter hatten ſich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der Letztere gegen den jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft ſeines tragenden Amtes, abſeiten des Anſehens der Familie," die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet ſeien; denn darin ſchienen die Streitenden ſtillſchweigend einverſtanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Einmiſchung von dem Einen zu dem Andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab Keiner von ihnen die Gelegenheit; der nothwendige geſchäftliche Verkehr wurde ſchriftlich fortgeſetzt, und eine Menge Zettel, „der Herr Bruder wolle gelieben" oder „dem Herrn Bruder zur gefälligen Unterweiſung" gingen hin und wieder.

Die kleine Seeſtadt in allen ihren Kreiſen hatte ſich müde an dieſem unerhörten Fall geſprochen, und das Geſpräch, wenn irgendwie der Stoff zu Andrem ausging, wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollſtändig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es ſich drüben auf der Beiſchlagsbank der Frau Nachbarn Jipſen; dieſe und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, ſondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshauſe hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz Beſonderes paſſiert: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für ſolchen Fall Gevatter ſtehen ſollen!

— — Die junge Frau Senator'n lief indeſſen ſchon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Chriſtian Albrecht, nachdem er erſt ſoeben vom gemeinſchaftlichen Kaffeetiſche in ſein Comptoir gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Chriſtine," ſagte er zu ſeiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebſten, „biſt du heute ſchon draußen auf unſerem Steinhofe geweſen? — — Nicht? — Nun ſo alterire dich nur nicht, wenn du dahin kommſt!"

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Chriſtine."

„Aber ein Malheur doch, Chriſtian Albrecht; du biſt ja ſelber alterirt!"

Ein Lächeln flog über ſein freilich ungewöhnlich ernſtes Geſicht. „Ich denke nicht, Chriſtine; aber komm nur mit und ſiehe ſelber!"

Er faßte ihre Hand und führte ſie über den Hausflur in die große Schreibſtube. Der jüngere Comptoiriſt war nicht zugegen; der alte Friedebohm ſtand neben ſeinem Schreibbocke am Fenſter und nahm eine Priſe nach der andern.

Auch Frau Chriſtine ſah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gälte es, dort ein Spinnweb' fortzuwiſchen. „Um Gotteswillen, was iſt das, Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrichs Hof? Die Mauer iſt ja auf einmal faſt um einen Fuß breit höher!“

„Frau Principalin,“ ſagte der Alte, „das ſind Meiſter Hanſen's Leute; ſehen Sie, dort kommt ſchon einer mit der Kelle!“

„Aber was ſoll denn das bedeuten?“

„Nun“ — und Monſieur Friedebohm nahm wieder eine Priſe — „Herr Friedrich läßt wohl ein paar Schuhe höher mauern.“

„Aber, Chriſtian Albrecht,“ und Frau Chriſtine wandte ſich lebhaft zu ihrem Mann, der ſchweigend hinter ihr geſtanden hatte, geſchieht denn das mit deinem Willen?“

Herr Chriſtian Albrecht ſchüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, ſie gehört doch uns gleichwohl; wie kann ſich Friedrich ſo etwas unterſtehen!“

„Mein Schatz, die Mauer ſteht auf Friedrich's Grund und Boden.“

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das iſt ſchlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!“

„Da irrſt du doch gewaltig, Chriſtinchen,“ erwiderte Herr Chriſtian Albrecht; „das iſt's ja gerade, daß er noch immer ſein altes, weiches Herz hat; er ſchämt ſich nur, und deshalb läßt er dieſe große ſteinerne Gardine zwiſchen ſich und ſeinem Bruder aufziehen.“

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber,“ ſagte ſie faſt ſchüchtern und legte ihre Hand in ſeine; „wie wird er ſich erſt ſchämen, wenn er den Proceß gewinnen ſollte!“

„Dann,“ erwiderte der Senator, „dann kommt mein Bruder zu mir; denn dann iſt der böſe Bock gezähmt. Hab' ich nicht recht, Papa Friedebohm?“ ſetzte er in munterem Tone hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen,“ erwiderte der alte Mann, indem er ſeine Doſe in die Taſche ſteckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm: „aber beim wohlſeligen Herrn Senator iſt uns ſolcher Umſtand im Geſchäft nicht vorgekommen."

Zwei Tage darauf hatte die Mauer ſchon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibſtube hinten war dergleichen nie geſehen worden, und der junge Kaufmannsgeſelle konnte es nicht laſſen, je um eine kleine Weile, mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzuſtarren. „Muſche Peters," ſagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in ſeine Bilance-Rechnung ſchauen! Es will ſich für Ihn nicht ſchicken, daß Er über das neue Werk da draußen ſich irgendwelche überflüſſige Gedanken mache!" Und der junge Menſch wurde über und über roth, und tauchte haſtig ſeine Feder in das Dintenfaß.

Aber auch Monſieur Friedebohm ſelber konnte ſich nicht enthalten, unterweilen über ſeine Arbeit wegzuſchauen; die beiden Geſellen da draußen, inſonders der Alte mit dem reſpectwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der ſtruppige Aſſyrer!" brummte er vor ſich hin, „mag wohl am Thurm zu Babel ſchon getagwerkt haben; wird aber diesmal auch nicht in den Himmel bauen!"

Als gleich darauf Herr Chriſtian Albrecht aus ſeinem Cabinett hereintrat, ſah er ſeinen Buchhalter ſich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer näher an die Naſe rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?“ ſagte er freundlich.

Aber Monſieur Friedebohm zuckte bedeutſam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr Chriſtian Albrecht, wir haben ſchon immer das Licht nicht juſtement mit Scheffeln hier gehabt.“

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke draußen, an welchem die beiden Geſellen unter luſtigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm,“ rief er heftig, „du haſt recht! Alle Tauſend, das geht denn doch über's“ — — —

„Ueber's Bohnenlied,“ wollte er ſagen, wo ſchon derzeit gar Nichts darüber ging; aber er ſchwieg plötzlich, da er auf den jungen Muſche Peters ſah, der wieder mit offenem Mund an ſeinem Pulte ſaß, und ging, nachdem er eine geſchäftliche Anordnung ertheilt hatte, in ſein Cabinett zurück.

— — Nach ein paar Stunden ſteckte Frau Chriſtine ihr hübſches Köpfchen durch die Thür. „Darf man eintreten?“ frug ſie.

„Komm nur!“ erwiderte Herr Chriſtian Albrecht von ſeinem Schreibſtuhl aus. „Was haſt du auf dem Herzen?“

„Oh“, und ſie ſtand ſchon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geſchwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Chriſtian Albrecht, hier herrſcht ja ägyptiſche Finſterniß! Die ſchönen Spinngewebe, die unſre Wiebke immer ſitzen läßt, die können deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und, weißt du, das naſeweiſe Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wiſcher gegeben — ſie hat eben die Mauer mit ihrem Ellenſtock gemeſſen; genau elf Fuß nach meiner Elle, ſagt ſie! Aber ſieh' nur, Chriſtian Albrecht, nun wird's denn auch nicht höher; ſie legen ſchon die runden Steine oben auf.“

Herr Chriſtian Albrecht ſaß noch immer auf ſeinem hohen Schreibſtuhl, die Feder in der Hand. „Weißt du, Chriſtine,“ ſagte er, indem er ernſthaft vor ſich hinſah, „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es thut jetzt noth, und ich habe mich auf einen guten Gegenſtoß beſonnen.“ Und als ſie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red' mir nicht dazwiſchen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben.“

Sie faßte ihn leiſe an dem Aufſchlag ſeines Rockes und zog ihn ſanft von ſeinem Thron herab und dicht zu ſich heran. „O weh'," ſagte ſie und ſah ihm ernſthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheirathet, den ich erſt heute kennen lerne! Geſteh' mir's, Chriſtian Albrecht, du haſt doch nicht auch etwa ſo einen" — — —

„Zum Kukuk," rief Herr Chriſtian Albrecht lachend, „im hinterſten Stallwinkel wird auch wohl bei mir ſo einer angebunden ſtehen; und der ſoll jetzt heraus an's Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner allerklügſten noch dazu!"

„So, Chriſtian Albrecht? Und in welcher Art" — ſie zögerte ein wenig — „ſoll denn der deine ſeinen Gegenſtoß vollführen?"

„Setz' dich, Chriſtine;" ſagte der Senator, indem er die anmuthige Frau auf ſeinen Schreibſtuhl hob, „und reden wir Deutſch mitſammen! In jener Sache da draußen auf dem Hof will ich mein Recht und keinen Tittel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Proceſſirens; denn es ſteht klar und bündig in den alten noch vorhandenen Kaufcontrakten."

„Und weiter, Chriſtian Albrecht?"

„Und weiter, Chriſtine, hat zwar der Beſitzer von Friedrich's Hauſe die Mauer zwiſchen beiden Häuſern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unſerigen hat den Halbſchied der Koſten dazu beizutragen!“

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?“

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das iſt meine Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß ſchon ſtill halten und Quittanz dafür ertheilen!“

„Und du willſt wirklich die Halbſchied der Koſten, ſo das blanke baare Geld dem Bruder Friedrich in ſein Haus ſchicken?“

„Das will ich, Chriſtine; ganz gewiß, das will ich.“

Sie ſah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

„So, alſo auf die Art, Chriſtian Albrecht!“ ſagte ſie langſam.

Aber bevor ſie ihre Gedanken über dieſen kritiſchen Fall zu ordnen vermochte, kam Botſchaft aus der Küche; die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender ſollte aufgeſtellt werden; denn auf morgen gab es ein großes Feſt im Hauſe. Frau Chriſtine gedachte plötzlich wieder der Veranlaſſung, um derentwillen ſie das Allerheiligſte ihres Mannes aufgeſucht hatte; ſie ließ ſich ihr Hans Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirthſchaftsſorgen.

* * *

In dem Hauſe nebenan ſollte heute Herr Friedrich Jovers mit ſeiner ehrſamen Haushälterin ſelbander ſpeiſen; denn ſein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geſchäften. Zuvor aber trat er nach ſeiner Gewohnheit vor die Hausthür und ſchaute von dem oberſten Treppenſteine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten ſichtbaren Theile des Hafens.

Als er dann wieder in's Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, ſtand die Matrone ſchon mit vorgeſteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagscontuſche hinter ihrem Stuhle.

„Iſt Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?“ frug er. „Die Schiffe flaggen ja!“

Er ſetzte ſich, und die Alte ſetzte ſich ihm gegenüber; die Frage mochte er wohl ſchon vergeſſen haben; denn Herr Friedrich Jovers pflegte ſeit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewiſſe Dinge ihren Herrn nicht anzuſprechen wagte, ließ ſich die Gelegenheit nicht entſchlüpfen. „Hochzeit?“ wiederholte ſie ſcharf; und ein gewiſſes Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüſtung zum Ausbruch drängte. „Nein, es iſt keine Hochzeit, es iſt nur eine Kindtaufe!“

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?“ ſagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren“ . . .

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu laſſen. „O, Herr Jovers, freilich iſt es bei den Honoratioren, bei den allererſten Honoratioren; aber eine Schande iſt es, eine offenbare Schande, ſag' ich!“

Herr Jovers wurde doch aufmerkſam. „Was will Sie damit ſagen?“ frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich ſagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Chriſtian Albrecht Jovers, heute ſein erſtes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen!“

Herr Friedrich ſagte Nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er ſchweigend den Reſt ſeiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr Jovers,“ begann ſie ſeufzend, „Ihr Herr Großvater ſelig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wiſſen das ja auch, Herr Jovers!“

„Zum Mindeſten,“ ſagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt.“

„Nun, Herr Jovers, ſelig Senator’n wußte das ja auch!“

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu ſeinem ſeligen Ende eine jährliche Ausgabe-Poſt: zehn Pfund Tabak und ein Gewandſtück für den armen Kriſchan Möller.“

Frau Antje ſchluckte etwas; dann aber, nachdem ſie den mittlerweile erſchienenen Braten vorgelegt hatte, nahm ſie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, ſie waren Schulkameraden, und das vergaßen ſie ſich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Chriſtian Möller zu dem Herrn Senator Chriſtian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken ſie denſelben in dem ſchönen Gartenpavillon, den Ihr Herr Großvater damalen erſt gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte ſie wohl ſehen mögen, die alten Herren, wie ſie in liebevoller Unterhaltung mit ihren holländiſchen Pfeifen vor den offnen Gartenthüren ſaßen! — Wenn ſie es damalen hätten vorausſehen können," fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten ſitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers, oder ſagen wir's nur gerad' heraus, die nunmehrige Frau Senator'n, einen ſolchen Proceß um dieſen ſchönen Luſtgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wohl geſagt haben?"

„Weiß nicht, Möllern;" ſagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerſtreuung dageſeſſen hatte; „vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geſchlagen, und er hätte den laufenden Poſten von zehn Pfund Tabak und einem Gewandſtück ein für alle Mal geſtrichen!"

Die Matrone nagte ſich ein paar Mal auf die Lippe; dann ſprach ſie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unſer Herrgott es gemacht, daß dieſe lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!"

„Sehr wohl," ſagte Herr Friedrich, indem er vom Tiſche aufſtand; „und da laſſe Sie die beiden alten

Leute nur, und ſorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächſt aber hole Sie mir den Ueberrock von draußen aus dem Schrank!“

Als das geſchehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hauſe, ohne zu ſagen, wohin und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderſt die Serviette zuſammen, welche der ſonſt ſo accurate Herr als wie ein Wiſchtuch auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, und machte ſich dann voll ſtillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am ſelbigen Abend, da es vom Kirchthurme acht geſchlagen hatte, ſtand Herr Friedrich Jovers auf ſeinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenſtern ſeines Elternhauſes, deren unterſte Scheiben die neue Mauer noch ſo eben überragten.

Ganz heimlich, vor Allem als dürfe Frau Antje Möllern Nichts davon gewahren, war er nach ſeiner Rückkehr hier hinausgeſchlichen. Weshalb, wußte er wohl ſelber kaum; denn mit jedem Gläſerklingen, das zu ihm herüberſcholl, mit jeder neuen Geſundheit, deren

Worte er deutlich zu verſtehen glaubte, drückte er die Zähne feſter aufeinander. Gleichwohl ſtand er wie gebannt an ſeinem Platze, ſah in das Blitzen der brennenden Kryſtallkrone und horchte, wenn nichts Anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Feſttafel heute nicht fehlen durfte.

Da erſchien an einem der Fenſter, gerade an dem, welches ſeinen Schein auf Herrn Friedrich's Standplatz warf, eine zierliche Frauengeſtalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er ſah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuſchauen, ſich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das ſchien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm ſtreckte ſich empor, wie um die obere Haspe zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläſerklingen ſich erhob und der Papagei dazwiſchen ſchrie, wurde leiſe der Fenſterflügel aufgeſtoßen.

Herr Friedrich erkannte ſeine Schwägerin. Sie lehnte ſich hinaus, ſie legte die Hand an ihren Mund, als ob ſie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüſtert klang; es war ſein Name, den ſie gerufen hatte. Und da er wie ein ſteinern Bild an ſeiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle ſie ihm winken, erhob ſie langſam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Feſtſaal. — Was hatte ſie vor? Wollte ſie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, ſie konnte ſolche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde ſeinem Bruder den beſten Theil des Feſtes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürſorglichen Andeutungen des Herrn Siebert Sönkſen ſtand in allernächſter Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magiſtrate hier in Ausſicht! — Nein, nein, die zweite Inſtanz mußte beſchritten, der Proceß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitſchichtigen Receſſe des Goldenen von vorn herein auf dieſe höhere Weisheit nur berechnet geweſen!

Herr Friedrich Jovers wollte ſein Recht. Frau Chriſtine hatte es ſelbſt geſagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte ſich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Chriſtian Albrecht ihn im Gevatterſtande vertreten und ſeinen Erſtgeborenen getroſt auf ſeines Bruders und des Urgroßvaters

Namen hatte taufen laſſen. Da drüben aber wurde das Fenſter zögernd wieder zugeſchloſſen.

Wenige Tage ſpäter ſtand der vierſchrötige Maurermeiſter Hinrich Hanſen, wohlraſirt, ſeinen Dreiſpitz in der Hand, im Cabinette des Senators Chriſtian Albrecht Jovers.

„Alſo,“ frug dieſer, „zwei hundert und vierzig Reichsthaler war die Verdingſumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?“

Meiſter Hanſen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl,“ ſagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zuviel gegeben hat?“

Der alte Handwerksmann wollte aufbrauſen; das griff an ſeine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meiſter,“ ſagte Herr Chriſtian Albrecht und legte beſchwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden, „Seine Arbeit iſt auch dies Mal rechtſchaffen; aber Er weiß doch, was ein Hauscontract bedeutet?“ Und damit ſchob er ihm das vergilbte Schriftſtück zu, welches aufgeſchlagen auf dem Pulte lag.

Der Meiſter zog ſeine Meſſingbrille hervor und ſtudirte lange und bedächtig unter Beiſtand ſeines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich klappte er die Brille zuſammen und ſteckte ſie wieder in das Futteral.

„Nun?“ frug Herr Chriſtian Albrecht.

Der Meiſter antwortete nicht; er fuhr mit ſeinen Fingern in die Weſtentaſche und ſuchte nach einem Endchen Kautabak, womit er in ſchwierigen Umſtänden ſeinen Verſtand zu ermuntern pflegte.

„Nicht wahr, Meiſter,“ ſagte der Senator wieder; „da ſteht es klar und deutlich?“

Der Meiſter kam nun doch zu Worte. „Mag ſein, Herr,“ erwiderte er ſtockend; „aber es iſt mir denn doch Alles voll und richtig ausbezahlt!“

Der Senator ließ ſich das nicht anfechten. „Freilich, Meiſter; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich Jovers, ſondern ich Ihm ſchuldig! Das macht auf den Punkt ein Hundert und zwanzig Reichsthaler. Hier ſind ſie, wohlgezählt in Kron- und Markſtücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jovers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zu viel empfangen hat!“

Meiſter Hanſen zögerte noch; in ſeinem Kopfe mochte die Vorſtellung von einem etwas curioſen Umwege auftauchen; aber bevor er mit ſeinen ſchwer beweglichen Gedanken darüber in's Reine kam, war ſchon das Geld in ſeiner Taſche und er ſelbſt zur Thür hinaus.

Herr Chriſtian Albrecht rieb ſich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu ſagen? Still halten muß er ſchon; hier ſteht's!“ Und er tupfte mit den Fingern drei Mal zuverſichtlich auf den alten Hauscontract.

Da wurde an die Thür gepocht. Der Schreiber ſeines Sachwalters überreichte ihm einen Brief.

Als der Ueberbringer ſich entfernt und Herr Chriſtian Albrecht den Brief geleſen hatte, war der eben noch ſo vergnügliche Ausdruck ſeines Angeſichts mit einem Mal wie fortgeblaſen. „Muſche Peters,“ ſagte er kleinlaut, indem er die Thür zur großen Schreibſtube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzuſprechen!“

Die Frau Senatorin ließ nicht auf ſich warten. „Da haſt du mich, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie fröhlich; „aber“ — — und ſie ſchaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt dir Etwas? Es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Freilich iſt ein Unglück geſchehen, Chriſtinchen; da — lies nur dieſen Brief!“

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Chriſtian Albrecht, du haſt ja den Proceß gewonnen!“

„Freilich, Chriſtinchen, hab' ich ihn gewonnen.“

„Und das nennſt du ein Unglück? Da haſt du ja Alles nun in deiner Hand!“

„Hatte ich in meiner Hand, mußt du ſagen! Fünf Minuten vor Empfang dieſes Schreibens habe ich durch Meiſter Hanſen die Hälfte der unſeligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgeſandt.“

Frau Chriſtine ſchlug die Hände in einander. „Das wird eine ſchöne Geſchichte werden! — Du!?“ — und ſie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es dir vorhergeſagt!“

Und es wurde eine ſchöne Geſchichte; denn zu derſelben Zeit ſtand im Nachbarhauſe der Meiſter Hanſen vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advocat gegen ihn angeprallt und dann wie in blindem Geſchäftseifer an ihm vorbei geſchoſſen. Im Zimmer ſelbſt ſaß der Hausherr mit einem Schriftſtück in der herabhängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magiſtratsſiegel endete. Er ſchien über den eben geleſenen Inhalt nachzuſinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meiſter eben vorgetragen hatte; als dieſer aber aus ſeiner Hand ein paar ſchwere Geldrollen auf den Tiſch fallen ließ, richtete er ſich plötzlich auf. „Geld? Was ſoll das?“ rief er. „Was ſagt Er, Meiſter Hanſen?“

Der Meiſter trug noch einmal ſeine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verſtanden. „So?“ ſagte er anſcheinend ruhig, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob; aber ſein Antlitz röthete ſich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Alſo dazu hat Er ſich gebrauchen laſſen?“ — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den ſtämmigen Meiſter faſt zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich beſann ſich wieder. „Setz Er ſich!“ ſagte er kurz; dann ging er raſch zur Stubenthür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offnen Kellerthür des Lagerraums beſchäftigt war, ſah mit Verwunderung den Herrn Principal bald mit vorgeſtrecktem Kopfe auf dem Klinkerſteige des Hofes dröhnend hin und wieder ſchreiten, bald wieder ein Weilchen ſtille ſtehn und mit halbſcheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufſchauen.

Das mochte eine Viertelſtunde ſo gedauert haben; endlich, wie in raſchem Entſchluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er in's Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demſelben Stuhle, wo er ihn gelaſſen hatte.

„Meiſter," ſagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Athem kurz, „hat Er Leute in Bereitſchaft? So etwa fünf oder ſechs, und noch heute oder doch morgen ſchon?"

Der Meiſter war aufgeſtanden und beſann ſich. „Nun, Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtswage ſind wir jetzt ſo weit; ein Stücker fünfe könnten ſchon gemißt werden."

„Gut denn, Meiſter" — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die beiden auf dem Tiſche liegenden Geldrollen — „ſo baue Er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um ſo viel höher, als dieſes Silber dazu reichen will!"

Der Handwerksmann ſchien kaum zu merken, daß während dieſer Worte die Rollen ſchon in ſeinen Händen lagen.

„Hat Er mich nicht verſtanden?" fuhr Herr Friedrich fort, da der Andre keine Antwort gab.

„Freilich, Herr; das iſt wohl zu verſtehen; aber" — und der Meiſter ſchien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die ſechs bis ſieben Fuß!"

„Meinetwegen," ſagte Herr Friedrich finſter, „nur ſorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und auch um keinen höher werde, als wozu Er da das Geld in Händen hat!"

„Hmm," machte der alte Mann und ſah den Jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verſtändniß komme, „wenn Sie es denn ſo wollen, Herr Jovers; es iſt Ihre Sache."

Herr Jovers wandte ſich ab. „So wären wir fertig mit einander!" ſagte er haſtig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!"

Als Meiſter Hanſen dann hinausgegangen war, warf er ſich auf einen Stuhl am Fenſter und ſtarrte auf die leere Straße. Er ſchien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

Und ſchon am andern Tage, während der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt noch einmal ihr vergebliches Verſöhnungswerk betrieben, wurde zwiſchen den Höfen der beiden Brüder rüſtig fortgemauert, und der ſtruppige Aſſyrer ſang dabei alle Lieder, die er auf ſeinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hauſe des Senators wurden die Schreibſtuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte ſich zu ſeinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenſter ſtand und, eine vergeſſene Priſe zwiſchen den Fingern, dieſem, wie er es bei ſich ſelber nannte, Babyloniſchen Beginnen zuſah. Auf der andern Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu ſeinen Geſchäftsräumen den Hof betreten mußte, haſtig, und ohne jemals aufzublicken, daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt deſſen vernahm Herr Friedrich am nächſten Vormittage ein Geräuſch, das ihm wie mit einem Schlage die ſeltenſten, aber höchſten Freuden ſeiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die

Hofthür geöffnet und ſeinem draußen beſchäftigten Ausläufer Etwas zugerufen, als er horchend ſtehen blieb. Er wußte es genau; er ſah es vor ſich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des Elternhauſes die großen Reiſemäntel ausgeklopft wurden; ja, er ſah ſich ſelbſt als Knaben in ſeinen Sonntagskleidern an ſeiner Mutter Hand daneben ſtehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit ſie bei ſolchem Anlaß einſtmals ihrer Kinder Herz erfreute.

Er erſchrak faſt, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reiſe drüben wohl im Werke ſei. Aber bevor der Mann den Mund aufzuthun vermochte, kam bereits die Antwort aus der nahe liegenden Küche; Frau Antje Möllern hatte ſelbſtverſtändlich ſchon lange die genaueſten Nachrichten; ein Glück, daß ſie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senator'n wollte mit ihrem Erbprinzen auf Beſuch zu ihren Eltern, obſchon das liebe Kind mit jedem Tag in's Zahnen fallen könne, und Pancratius und Servatius noch nicht einmal vorüber ſeien; und der gute Herr Senator müſſe auch mit auf die Reiſe; denn was kümmere das die Frau Senator'n, daß eine große Ladung Oſtſee-

Roggen erſt eben auf der Rhede angekommen ſei! „Herr Jovers!“ ſchloß Frau Antje ihre Rede, als der Arbeitsmann ſich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß ſie uns von drüben nun nicht mehr in unſere Töpfe gucken kann!“

Ein faſt grimmiges Zucken fuhr um Herrn Friedrich's Lippen; dann aber ſah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas ſtarren Augen an. „Alſo das iſt Ihre Meinung, Möllerſch?“ ſagte er trocken, und als ſie hierauf betheuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, ſetzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei ſich ſelber zu behalten!“

Als er das geſprochen hatte, ging er fort, und Frau Antje blieb, die Hände über ihrem ſtarken Buſen gefaltet, noch eine ganze Weile ſtehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr Herr verſchwunden war. Dann plötzlich trabte ſie an den verlaſſenen Herd zurück und rührte unter heftigen Selbſtgeſprächen in dem über dem Dreifuß ſtehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen ſpritzte.

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich ſie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzuſehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte ſich vorgeſpiegelt, ſein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geſchäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fäſſer unterlaſſen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte ſchon darum vergeſſen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunkeln Frühlingshimmel ſchwamm die ſchmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und auf das Dach des elterlichen Hauſes. Herr Friedrich ſtand jetzt an derſelben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein ſtummer Zeuge der Familienfeierlichkeit geweſen war; er ſtand dort ebenſo ſtumm und unbeweglich; aber auf ſeinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Beſtürzung. So ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wurde nicht anders: Hinter dem neuen

Mauer-Aufſatz waren die Fenſter des alten Familienſaales bis zum letzten Rand verſchwunden.

Es war ſchon ſpät am Abend; Nichts regte ſich, weder hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fenſterflügels, der im Hauptbau auf der andern Seite offen ſtehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in ſein Haus zurückkehren, da tönte von dort her plötzlich die Stimme des alten Cuba-Papageien: „Komm 'röwer!“ und nach einer Weile noch einmal: „Komm 'röwer!“ Wie ein eindringlicher Ruf, faſt ſchneidend, klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pauſe folgte ein gellendes Gelächter. Herr Friedrich kannte es ſehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszuſtoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte beſonders wohl gelungen war. Aber was ſonſt als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Thieres gleichgültig an ſeinem Ohr vorbeigegangen war, das traf den einſamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines ſchadenfrohen Dämons.

„Komm 'röwer!“ ſeine Lippen ſprachen unwillkürlich dieſe Worte nach; — über ſeine ſelbſtgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

Noch lange ſtand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas Andres, als das gewöhnliche Geräuſch der Nacht zu ſeinem Ohr gedrungen wäre; faſt ſehnte er ſich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber Alles ſtill blieb, ging er in's Haus und legte ſich zum Schlafen nieder.

Allein, er hörte eine Stunde nach der andern ſchlagen; und da er endlich ſchlief, war es nur eine halbe Ruhe. Die Träume kamen: vor ſich, in einem grauen Nebel, glaubte er ſeine Eltern zu erkennen, von denen er gemeint hatte, daß ſie beide ſchon im Grabe lägen; als er auf ſie zuging, ſah er, daß ihre Augen feſt geſchloſſen waren; er wollte ſie eben bitten, ihn doch anzuſehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgeſtiegen, und dahinter ſcholl das Gelächter des alten Cuba-Vogels, das wie in einem Echo an hundert Mauern hin und wider ſprang.

— — Das Geräuſch eines dicht unter ſeinen Fenſtern vorüber rollenden Wagens weckte ihn. Es war ſchon Morgenfrühe; die dicke goldene Taſchenuhr, welche er von ſeinem Nachttiſch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Raſch war er aus dem Bette, zog das Vorhängſel von einem Guckfenſter in der vorſpringenden

Seitenwand zurück und ſah auf die Straße hinab. Von Oſten her lagen die Häuſerſchatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüber ſtehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauſes hielt ein beſpannter Reiſewagen; Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf [illegible] und Kiſten und Schachteln unter den [illegible] feſtgebunden. Bald darauf ſah er ſeinen Bruder und Frau Chriſtine in Reiſerock und Mantel aus dem Hauſe treten; dann folgte eine gleichfalls reiſefertige Magd mit einem anſcheinend nur aus Tüchern beſtehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senator'n noch viel zu zupfen und zu ſtecken hatte, und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund ſeinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermuthete.

Endlich war Alles auf dem Wagen; Herr Friedebohm, von der oberſten Treppenſtufe, ſchien eiligſt noch mit Kopf und Händen die Verſicherung getreuen Einhütens zu ertheilen; dann klatſchte der Kutſcher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das ſchwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Oſterthor hinausführte.

Aber auch ihn ſelbſt duldete es nun nicht länger im Hauſe; raſch war er angekleidet und ging in den friſchen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der ſtillen Gaſſe vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten ſich befand. Jetzt aber ſchritt er langſam, ſeinen Rohrſtock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und ſchaute über den alten Hagedornzaun nach dem ſeit einem halben Jahre von ihm gemiedenen Familiengrundſtücke hinüber. Bäume und Sträucher ſtanden ſchon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die ſein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die erſten rothen Blüthenſträuße an. Jetzt auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in ordnungsmäßigen Stand geſetzt war; und — täuſchte ihn denn ſein Ohr? — er hörte ein Geräuſch, als ob geharkt und darauf Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüſch zu deſſen Seiten verwehrte ihm die Ausſicht.

Er blieb ſtehen und lauſchte, während das Geräuſch des Arbeitens ſich ebenmäßig fortſetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte ſich unterſtehen, den in Streit befangenen Garten anzufaſſen?

„Heda!“ rief er. „Was wird da getrieben?“

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?“ herrſchte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu ſchaffen? Hat ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?“

Der Alte ſchob ſeine Pudelmütze von einem Ohr zum andern. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem ſeligen Herrn her einen Schlüſſel zu der Gartenpforte und ſeit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in ſeinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbſen und Bohnen nach ſeiner eigenen Wiſſenſchaft gelegt und Bäume und Geſträuche angebunden und beſchnitten. „Herbeordert?“ ſagte er endlich. „Nein, Herr; ſo herbeordert hat mich Niemand; aber wenn's nicht Alles in die Wildniß gehen ſollte, ſo war es juſt die höchſte Zeit.“

„Was kümmert Ihn das,“ rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?“

Der Alte hatte ſeinen Spaten in die Erde geſtoßen. „Was mich das kümmert?“ wiederholte er, und ſah völlig verdutzt zu dem Sohne ſeines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!“ fuhr Dieſer fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm ſeine Arbeit hier bezahlen werde?“

„Nun, Herr; es wird ſchon Alles angeſchrieben.“

„So ſchreib' Er's gleich nur in den Schornſtein,“ rief Herr Friedrich, „und verthu' Er ſeine Zeit nicht, die Er beſſer brauchen kann!“

Andreas wiſchte mit der Hand den Schweiß von ſeiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernſt iſt, Herr Jovers,“ ſagte er, „ſo kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber“ — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „thu' ich meiner alten Herrſchaft da zu Liebe.“

Herr Friedrich ſagte Nichts; Andreas aber ging mit ſeinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräuſch des Grabens in der Morgenſtille hörbar.

Der Andre ſtand noch eine Weile an derſelben Stelle, als müſſe er die Spatenſtiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er ſich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe ſeiner Eltern. Hier ſaß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten und blickte auf den grünen Koog hinunter, und darüber hinaus auf den ſilbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Maſten des guten, ihm ſo wohlbekannten Schiffes „Elſabea Fortuna“ ſichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Thurme Sieben ſchlug, ſtand er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Todtengräber, deſſen Gruß er nicht zu bemerken ſchien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit ſeinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büſche ſtieß, während doch, wie von einem frohen Entſchluß, ein ſtilles Lächeln auf ſeinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich ſich auf und ſchritt aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er ſchritt nicht ſeiner Wohnung zu, ſondern die lange Oſterſtraße hinauf, wo das Haus des Meiſters Hinrich Hanſen lag.

Und acht Tage ſpäter, an einem ſonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaiſewagen des Senators wieder vor deſſen Hausthür; die Reiſenden ſammt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der ſchlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderſtube untergebracht war, lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Beſitznahme, durch alle Räume ihres Hauſes, und als ſie hier überall geweſen war und, Dank der alten ſchwiegerelterlichen Köchin, Alles in muſterhafter Ordnung vorgefunden hatte, ſchritt ſie langſam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hofthür führte. Ihr Geſicht war plötzlich ernſt geworden, und es dauerte eine Weile, bevor ſie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein ſo zögernd ſie hinausgegangen war, ſo raſch kam ſie jetzt zurück; ſie flog faſt an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen ſtrahlten; „Chriſtian, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie. „Wo ſteckſt du? Komm' doch, komm' geſchwinde!“

Da trat er ſchon mit heiterem Antlitz aus der Schreibſtube auf ſie zu.

„Komm'!“ rief ſie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Chriſtian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fiſcher un ſine Fru! Ein ſchwarzer jütſcher Topf, ein Haus, ein Palaſt; immer höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da ſitzen ſie wieder in ihrem ſchwarzen Pott!“ und ſie ſah mit glückſeligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus ſeinen guten Augen leuchtete ein Strahl des Glückes. „Ich habe es ſchon geſehen,“ ſagte er, „aber es iſt kein Wunder, es iſt viel beſſer als ein Wunder.“

Und als ſie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei, wie früher, vor ihnen lag, da ſahen ſie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maß hinabgeſchwunden, und hinter der niedrigen Grenzſcheide ſtand Herr Friedrich Jovers und ſtreckte ſchweigend dem Bruder ſeine Hand entgegen.

„Friedrich!“

„Chriſtian Albrecht!“

Die Hände lagen in einander; aber jetzt erhob Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenſtern des elterlichen Hauſes hinüberlauſche.

„Worauf hörſt du, Bruder?“ frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der Andere in ſeiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über ſein ernſtes Geſicht. „Ich meinte, Bruder, daß unſer alter Papagei mich riefe; aber er hat es neulich Abends ſchon gethan.“

Und als er das geſagt hatte, legte er die eine Hand auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze ſchwang er ſich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich,“ rief Frau Chriſtine, indem ſie einen raſchen Schritt zurücktrat, „ich habe dich noch niemals ſpringen ſehen!“ Und dabei ſtanden ihr die Augen voll von Thränen.

Er faßte ſeine Schwägerin an beiden Händen. „Chriſtine,“ ſagte er, „dieſer Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübſch auf ebener Erde bleiben.“

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei gewordenen Luftraum. „Lieber Bruder,“ begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer, daß ſie denn doch leibhaftig dageſtanden, und währenddem der alte Friedebohm ſich ſeine Federn nicht hat ſchneiden können“ —

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, ſo nehmet noch einmal Eure eben abgelegten Hüte, und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!“

„Was du willſt! Friedrich!“ rief Frau Chriſtine. „Alles, was du willſt!“ Und da Herr Chriſtian Albrecht gleichfalls einverſtanden war, ſo gingen ſie miteinander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte ſie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marſch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längſt bemerkt, daß er ſie zu dem in Streit befangenen Garten führe; aber ſie fragten nicht; ſie gingen ſchweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing ſie der alte Andreas, die Steigharke in der Hand, ein ſchelmiſches Schmunzeln im Geſicht; Alles zeigte ſich in ſchönſter Ordnung, an den jungen Apfelbäumen waren alle Blüthenſträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beſchleunigte ſeine Schritte, während er den Muſchelſteig zum Pavillon hinauf, dann aber an demſelben vorbei und nach der Kirchhofſeite zuſchritt. Als ſie hier aus dem Gebüſch hinaustraten, ſtieß Frau Chriſtine einen leichten Schrei aus, wie er ſich in freudiger Ueberraſchung ſo anmuthig von dem Frauenherzen löſt; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher ſonſt die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob ſich vor ihnen eine ſtattliche Mauer, wie Herr Chriſtian Albrecht ſie ſich immer hier gewünſcht hatte. „Nun gewißlich,“ rief die hübſche Frau, „da ſteht es vor uns, auch die Liebe kann“ — —

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schweſter meinen,“ ſagte er höflich, „Meiſter Hanſen's Leute können, wenn auch keine Berge, ſo doch eine Mauer recht geſcheidt verſetzen; mich ſelber anbelangend, ſo habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Conſens gerechnet. Und, Chriſtian Albrecht,“ fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er ſich zu ſeinem Bruder wandte, „hiemit, ſo du gleichen Sinnes biſt, iſt unſer Proceß am Ende; du haſt das Urtheil unſeres Magiſtrates für dich; meinen Einſpruch habe ich zurückgezogen. Thue du nun ein Uebriges und beſtimme als der Aelteſte, wie es mit dem Garten ſoll verhalten werden! Wie du die Theilung vornimmſt, ich bin es jedenfalls zufrieden.“

Herr Chriſtian Albrecht hatte dieſer Rede zugehört wie Einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Iſt das dein Ernſt, Friedrich?“ ſagte er, ſeinem Bruder voll ins Antlitz ſehend; „dein wohlbedachter Ernſt?“

„Mein voller, wohlbedachter Ernſt,“ erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn," rief Chriſtian Albrecht freudig, „ſo theilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers-Garten' hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, ſo darf es jetzt nicht Chriſtian-Albrecht's- oder Friedrich's-Garten heißen!"

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrich's dunkle Brauen ſich zuſammen, als ob er über einen Gewaltſtreich ſeines Bruders zürnen müſſe; dann aber wurde es plötzlich hell auf ſeinem Antlitz, wie Chriſtian Albrecht in ſo raſchem Wechſel es nur bei ihrem Vater einſt geſehen hatte. Lebhaft ergriff er ſeines Bruders Hand: „Topp, Chriſtian Albrecht! Aber wie war's nur möglich, daß dies damals Keinem von uns Beiden eingefallen iſt?"

Herr Chriſtian Albrecht lächelte. „Ich glaube Friedrich, wir haben damals Beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigne Herzensmeinung nicht vernehmen."

Frau Chriſtine, die in ſtiller Freude dem Geſpräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die ſie, noch von der Reiſe her, an einem ſchweren Gürtelhaken bei ſich führte. „Veſperzeit, wenn's beliebet!" rief ſie. „Und, Friedrich, Du ſpeiſeſt doch heut'

Abend bei uns? Die alte Margreth wird ſchon löblich vorgeſehen haben! Freilich — deine perdrix aux truffes, die haſt du ein für alle Mal verlaufen.“

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern ſaß bei Frau Nachbar'n Jipſen auf der Beiſchlagsbank und erzählte Dieſer noch einmal, wie ſchon mehrere Mal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger hauszuhalten; denn die da — und ſie nickte nicht eben ſanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — habe nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; ſie, Antje Möllern, habe dies dem Letzteren auch rund heraus geſagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbar'n Jipſen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum erſten Male, daß ſie das Alles längſt vorausgeſehen habe.

Unten im Rathsweinkeller ſaß an dieſem warmen Nachmittage der goldene Advokat und demonſtrirte dem Herrn Stadtſekretär, der aus den oberen Rathhausräumen zu einem kühlen Trunk herabgeſtiegen war, wie er die ſcharfſinnigen Deductionen ſeiner Klage- und Replikreceſſe, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerthen Magiſtrats hinausgingen, nun, leider, ganz umſonſt geſchrieben habe; und der ſtets höfliche Herr Stadtſekretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und ſagte lächelnd: „Umſonſt, Herr Siebert Sönkſen? Doch wohl nicht ganz umſonſt! Da müßten wir die Herren Jovers doch nicht kennen!“ — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach ſeinem Spitzglas Rothen.

Draußen in den Gärten aber war es in der Stachelbeerenzeit, und in „Jovers-Garten“ war heute überdies ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt mit ihren Frauen waren da, und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da, Jeder an dem Platze, der ihnen zukam, und der alte Papagei ſaß auf ſeiner hohen Stange vor dem Pavillon, und auch Muſche Peters in ſeinem neueſten Anzug mit einer kleinen Zopfperücke fehlte nicht; ſelbſt den kleinen Erbprinzen hätte man in ſeinem Kinderwagen an einem ſtillen Schattenplätzchen finden können, freilich bis jetzt nur ſchlummernd unter der Hut der treuen Kindermagd. Im Innern des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügelthüren waltete Frau Chriſtine des blinkenden Kaffeetiſches, während drunten vor der Stacketpforte ſich zuſammendrängte, was die kleine Gaſſe an neugierigen Weibern und luſtiger Jugend aufzubieten hatte. Die Weiber erzählten ſich von der guten ſeligen Frau Senator'n und nickten dabei nach der innern Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Roſenguirlande tanzte; die Buben dagegen, die ſich allmälig den erſten Platz vor der Pforte erobert hatten, wieſen mit ausgeſtreckten Armen nach den großen rothen Stachelbeeren, die auf den Rabatten in ſchwerer Fülle an den Büſchen hingen. Mitunter hörte man ſie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; ſie ſchienen auf ihn zu warten, deſſen milde Hand ja auch nach dem Hintritt der guten alten Frau Senator'n noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!" riefen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer ſeines pfirſichfarbenen Rockes erſpäht hatten; aber ſie wurden plötzlich ſtille, als ſie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten ſahen.

Die beiden Brüder gingen ſchweigend nebeneinander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Geſpräches, welches ſie vorhin die ſtilleren

Seitengänge hatte aufſuchen laſſen. Auch jetzt noch wandten ſie ſich nicht wieder zur Geſellſchaft, ſondern ſchritten in ſtummem Einverſtändniß den breiten Muſchelſteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwiſchen Muſche Peters ſich der Papageienſtange genähert und ſuchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaſte in beſcheidenem Flüſtertone anzuknüpfen; ſogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold ſchien für dieſe Aufmerkſamkeiten keinen Sinn zu haben; ſtatt nach dem Zucker hackte er nach Muſche Peters' Finger und ſchrie dann gellend, als wolle er's nun ein für alle Mal geſagt haben: „Komm 'röwer!“

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrich's Angeſicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er ſeinem Bruder heut zum erſten Mal geſprochen hatte. Der Senator aber faßte ſeine Hand und ſagte leiſe: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; Du biſt nun ein für alle Mal hinüber.“

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um ſeinen Bruder anzublicken, blieben ſeine Augen auf dem

Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finſtere Miene wurde von einem faſt ſchelmiſchen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?“ ſagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinſt du, ich verſtünde ganz allein die Papageienſprache?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Hollah, Jungens, wat ſeggt de Papagoy?“

Da kam zuerſt eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der andern, und immer lauter und lauter: „‚Komm 'röwer! Komm 'röwer!‘ ſeggt de Papagoy!“

Und luſtig winkend erhob Herr Friedrich den Arm; „Nun denn, alle Mann hoch: ‚Komm 'röwer!‘“ und eben ſo luſtig wies ſeine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüſchen.

Zuerſt ſahen die Jungen nur einander an und flüſterten angelegentlich mitſammen; ſie konnten ſich's nicht denken, daß der böſe Herr Friedrich Jovers mit einem Male ſo erſtaunlich gut geworden ſei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, Einer wollte noch eher, als der Andere, und bald ſprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die

Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerſtaude ſaß mit lachendem Angeſicht ein unermüdlich ſchmauſender Junge.

„Chriſtian Albrecht,“ ſagte Herr Friedrich, den Arm um ſeines Bruders Schulter legend, „wenn erſt deine Jungen hier ſo in den Büſchen liegen!“

Da erſcholl hinter ihnen vom oberen Theil des Gartenſteiges ein helles fröhliches „Braviſſimo!“ und als ſie ſich hierauf umwandten, da ſtand in der offenen Thür des Pavillons inmitten aller Gäſte die junge anmuthige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt ſie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinausſah.

W. Moeſer Hofbuchdruckerei, Berlin, Stallſchreiber-Straße 34. 35.

Inhalt.

	Seite
Der Herr Etatsrath	1
Die Söhne des Senators	89

Der
Schimmelreiter.

Novelle

von

19100

Theodor Storm.

SCHMIDT'SCHE LEIHBIBLIOTHEK
* No. 24 *
WAISENHAUSSTR.
DRESDEN

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1888.

Der Schimmelreiter.

Der
Schimmelreiter.

Novelle
von
Theodor Storm.

SCHMIDT'SCHE
LEIHBIBLIOTHEK
No. 21
WAISENHAUSSTR.
DRESDEN

Jf 1915. 1889

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1888.

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Meinem Sohn

Ernſt Storm,

Rechtsanwalt und Notar
in Huſum

zugeeignet.

Für binnenländiſche Leſer.

Schlick, der graue Thon des Meerbodens, der bei der Ebbe bloßgelegt wird.

Marſch, dem Meere abgewonnenes Land, deſſen Boden der feſtgewordene Schlick, der **Klei**, bildet.

Geeſt, das höhere Land im Gegenſatz zur Marſch.

Haf, das Meer.

Fenne, ein durch Gräben eingehegtes Stück Marſchland.

Springfluthen, die erſten nach Voll- und Neumond eintretenden Fluthen.

Werfte, zum Schutze gegen Waſſergefahr aufgeworfener Erdhügel in der Marſch, worauf die Gebäude, auch wohl Dörfer liegen.

Hallig, kleine unbedeichte Inſel.

Profil, das Bild des Deiches bei einem Quer- oder Längenſchnitt.

Doſſirung (oder Böſchung), die Abfall-Linie des Deiches.

Intereſſenten, die wegen Landbeſitz bei den Deichen intereſſirt ſind.

Beſtickung, Belegung und Beſteckung mit Stroh bei friſchen Deichſtrecken.

Vorland, der Theil des Feſtlandes vor den Deichen.

Koog, ein durch Eindeichung dem Meere abgewonnener Landbezirk.

Priehl, Waſſerlauf in den Watten und Außendeichen.

Watten, von der Fluth beſpülte Schlick- und Sandſtrecken an der Nordſee.

Demath, ein Landmaaß in der Marſch.

Peſel, ein für außerordentliche Gelegenheiten beſtimmtes Gemach, in den Marſchen gewöhnlich neben der Wohnſtube.

Lahnungen, Zäune von Buſchwerk, die zur beſſeren Anſchlickung vom Strande in die Watten hinausgeſteckt werden.

Was ich zu berichten beabſichtige, iſt mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hauſe meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Fedderſen, kund geworden, während ich, an ihrem Lehnſtuhl ſitzend, mich mit dem Leſen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitſchriftenheftes beſchäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entſinnen, ob von den „Leipziger“ oder von „Pappes Hamburger Leſefrüchten“. Noch fühl' ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkoſend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie ſelbſt und jene Zeit ſind längſt begraben; vergebens auch habe ich ſeitdem jenen Blättern nachgeforſcht, und ich kann daher um ſo weniger weder die Wahrheit der Thatſachen verbürgen, als, wenn Jemand ſie beſtreiten wollte, dafür aufſtehen; nur ſo viel kann ich verſichern, daß ich ſie ſeit jener Zeit, obgleich ſie durch keinen äußeren Anlaß in mir aufs Neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtniß verloren habe.

* * *

Es war im dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts, an einem October-Nachmittag — ſo begann der damalige Erzähler — als ich bei ſtarkem Unwetter auf einem nordfrieſiſchen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt ſchon ſeit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marſch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichſter Nähe, das Wattenmeer der Nordſee; zwar ſollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inſeln ſehen können; aber ich ſah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wuthgebrüll an den Deich hinaufſchlugen und mitunter mich und das Pferd mit ſchmutzigem Schaum beſpritzten; dahinter wüſte Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterſcheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe ſtand, war meiſt von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möven, die ſich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hinein treiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und ſchon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufen meines Pferdes erkennen; keine Menſchenſeele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geſchrei der Vögel, wenn ſie mich oder meine treue Stute faſt mit den langen Flügeln ſtreiften, und das Toben von Wind und Waſſer. Ich leugne nicht, ich wünſchte mich mitunter in ſicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag. und ich hatte mich ſchon über Gebühr von einem mir beſonders lieben Verwandten auf ſeinem Hofe halten laſſen, den er in einer der nördlicheren Harden beſaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geſchäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Ueberredungskünſte des Vetters und ſeiner lieben Frau, trotz der ſchönen ſelbſtgezogenen Perinette- und Grand-Richard-Aepfel, die noch zu probiren waren, am Nachmittag war ich davongeritten. „Wart' nur, bis Du ans Meer kommſt," hatte er noch aus ſeiner Hausthür mir nachgerufen; „Du kehrſt noch wieder um; Dein Zimmer wird Dir vorbehalten!"

Und wirklich, einen Augenblick, als eine ſchwarze Wolkenſchicht es pechfinſter um mich machte, und gleichzeitig die heulenden Böen mich ſammt meiner Stute vom Deich herabzudrängen ſuchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: „Sei kein Narr! Kehr' um und ſetz' Dich zu Deinen Freunden ins warme Neſt.“ Dann aber fiel's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiſeziel; und ſo trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Geſtalt zu erkennen, und bald, da ſie näher kam, ſah ich es, ſie ſaß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen ſahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufſchlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren!

In Gedanken darüber ritt ich weiter; aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken; ſchon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als ſtreifte mich der fliegende Mantel, und die Erſcheinung war, wie das erſte Mal, lautlos an mir vorüber geſtoben. Dann ſah ich ſie fern und ferner vor mir; dann war's, als ſäh' ich plötzlich ihren Schatten an der Binnenſeite des Deiches hinuntergehen.

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Als ich jene Stelle erreicht hatte, ſah ich hart am Deich im Kooge unten das Waſſer einer großen Wehle blinken — ſo nennen ſie dort die Brüche, welche von den Sturmfluthen in das Land geriſſen werden, und die dann meiſt als kleine, aber tiefgründige Teiche ſtehen bleiben.

Das Waſſer war, trotz des ſchützenden Deiches, auffallend unbewegt; der Reiter konnte es nicht getrübt haben; ich ſah nichts weiter von ihm. Aber ein Anderes ſah ich, das ich mit Freuden jetzt begrüßte: vor mir, von unten aus dem Kooge, ſchimmerten eine Menge zerſtreuter Lichtſcheine zu mir herauf; ſie ſchienen aus jenen langgeſtreckten frieſiſchen Häuſern zu kommen, die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen; dicht vor mir aber auf halber Höhe des Binnendeiches lag ein großes Haus derſelben Art; an der Südſeite, rechts von der Hausthür, ſah ich alle Fenſter erleuchtet; dahinter gewahrte ich Menſchen und glaubte trotz des Sturmes ſie zu hören. Mein Pferd war ſchon von ſelbſt auf den Weg am Deich hinabgeſchritten, der mich vor die Thür des Hauſes führte. Ich ſah wohl, daß es ein Wirthshaus war; denn vor den Fenſtern gewahrte ich die ſogenannten „Ricks“, das heißt auf zwei Ständern ruhende Balken mit großen eiſernen Ringen, zum Anbinden des Viehes und der Pferde, die hier Halt machten.

Ich band das meine an einen derſelben und überwies es dann dem Knechte, der mir beim Eintritt in den Flur entgegenkam. „Iſt hier Verſammlung?“ frug ich ihn, da mir jetzt deutlich ein Geräuſch von Menſchenſtimmen und Gläſerklirren aus der Stubenthür entgegendrang.

„Is wull ſo wat,“ entgegnete der Knecht auf Plattdeutſch — und ich erfuhr nachher, daß dieſes neben dem Frieſiſchen hier ſchon ſeit über hundert Jahren im Schwange geweſen ſei — „Diekgraf un Gevollmächtigten un wecke von de annern Intreſſenten! Dat is um't hoge Water!“

Als ich eintrat, ſah ich etwa ein Dutzend Männer an einem Tiſche ſitzen, der unter den Fenſtern entlang lief; eine Punſchbowle ſtand darauf, und ein beſonders ſtattlicher Mann ſchien die Herrſchaft über ſie zu führen.

Ich grüßte und bat, mich zu ihnen ſetzen zu dürfen, was bereitwillig geſtattet wurde. „Sie halten hier die Wacht!“ ſagte ich, mich zu jenem Manne wendend; „es iſt bös Wetter draußen; die Deiche werden ihre Noth haben!“

„Gewiß,“ erwiderte er; „wir, hier an der Oſtſeite, aber glauben jetzt außer Gefahr zu ſein; nur drüben an der anderen Seite iſt's nicht ſicher; die Deiche ſind dort meiſt noch mehr nach altem Muſter; unſer Hauptdeich iſt ſchon im vorigen Jahrhundert umgelegt. — Uns iſt vorhin da draußen kalt geworden, und Ihnen,“ ſetzte er hinzu, „wird es ebenſo gegangen ſein; aber wir müſſen hier noch ein paar Stunden aushalten; wir haben ſichere Leute draußen, die uns Bericht erſtatten.“ Und ehe ich meine Beſtellung bei dem Wirthe machen konnte, war ſchon ein dampfendes Glas mir hingeſchoben.

Ich erfuhr bald, daß mein freundlicher Nachbar der Deichgraf ſei; wir waren ins Geſpräch gekommen, und ich hatte begonnen, ihm meine ſeltſame Begegnung auf dem Deiche zu erzählen. Er wurde aufmerkſam, und ich bemerkte plötzlich, daß alles Geſpräch umher verſtummt war. „Der Schimmelreiter!“ rief einer aus der Geſellſchaft, und eine Bewegung des Erſchreckens ging durch die Uebrigen.

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Ihr braucht nicht zu erſchrecken,“ ſprach er über den Tiſch hin; „das iſt nicht bloß für uns; anno 17 hat es auch Denen drüben gegolten; mögen ſie auf Alles vorg[illegible] ſein!“

Mich wollte nachträglich ein Grauen überlaufen: „Verzeiht!“ ſprach ich, „was iſt das mit dem Schimmelreiter?“

Abſeits hinter dem Ofen, ein wenig gebückt, ſaß ein kleiner hagerer Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Röcklein; die eine Schulter ſchien ein wenig ausgewachſen. Er hatte mit keinem Worte an der Unterhaltung der Anderen theilgenommen; aber ſeine bei dem ſpärlichen grauen Haupthaar noch immer mit dunklen Wimpern beſäumten Augen zeigten deutlich, daß er nicht zum Schlaf hier ſitze.

Gegen dieſen ſtreckte der Deichgraf ſeine Hand: „Unſer Schulmeiſter,“ ſagte er mit erhobener Stimme, „wird von uns hier Ihnen das am beſten erzählen können; freilich nur in ſeiner Weiſe und nicht ſo richtig, wie zu Haus meine alte Wirthſchafterin Antje Vollmers es beſchaffen würde.“

„Ihr ſcherzet, Deichgraf!“ kam die etwas kränkliche Stimme des Schulmeiſters hinter dem Ofen hervor, „daß Ihr mir Euern dummen Drachen wollt zur Seite ſtellen!“

„Ja, ja, Schulmeiſter!“ erwiderte der Andere; „aber bei den Drachen ſollen derlei Geſchichten am beſten in Verwahrung ſein!“

„Freilich!“ ſagte der kleine Herr; „wir ſind hierin nicht ganz derſelben Meinung;“ und ein überlegenes Lächeln glitt über das feine Geſicht.

„Sie ſehen wohl,“ raunte der Deichgraf mir ins Ohr; „er iſt immer noch ein wenig hochmüthig; er hat in ſeiner Jugend einmal Theologie ſtudirt und iſt nur einer verfehlten Brautſchaft wegen hier in ſeiner Heimath als Schulmeiſter behangen geblieben.“

Dieſer war inzwiſchen aus ſeiner Ofenecke hervorgekommen und hatte ſich neben mir an den langen Tiſch geſetzt. „Erzählt, erzählt nur, Schulmeiſter," riefen ein paar der Jüngeren aus der Geſellſchaft.

„Nun freilich," ſagte der Alte, ſich zu mir wendend, „will ich gern zu Willen ſein; aber es iſt viel Aberglaube dazwiſchen, und eine Kunſt, es ohne dieſen zu erzählen."

„Ich muß Euch bitten, den nicht auszulaſſen," erwiderte ich; „traut mir nur zu, daß ich ſchon ſelbſt die Spreu vom Weizen ſondern werde!"

Der Alte ſah mich mit verſtändnißvollem Lächeln an: „Nun alſo!" ſagte er. „In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder vielmehr, um genauer zu beſtimmen, vor und nach derſelben, gab es hier einen Deichgrafen, der von Deich- und Sielſachen mehr verſtand, als Bauern und Hofbeſitzer ſonſt zu verſtehen pflegen; aber es reichte doch wohl kaum; denn was die ſtudirten Fachleute darüber niedergeſchrieben, davon hatte er wenig geleſen; ſein Wiſſen hatte er ſich, wenn auch von Kindesbeinen an, nur ſelber ausgeſonnen. Ihr hörtet wohl ſchon, Herr, die Frieſen rechnen gut, und habet auch wohl ſchon über unſeren Hans Mommſen von Fahretoft reden hören, der ein Bauer war und doch Bouſſolen und Seeuhren, Teleskopen und Orgeln machen konnte. Nun, ein Stück von ſolch' einem Manne war auch der Vater des nachherigen Deichgrafen geweſen; freilich wohl nur ein kleines. Er hatte ein paar Fennen, wo er Rapps und Bohnen baute, auch eine Kuh graſ'te, ging unterweilen im Herbſt und Frühjahr auch aufs Landmeſſen und ſaß im Winter, wenn der Nordweſt von draußen kam und an ſeinen Läden rüttelte, zu ritzen und zu prickeln, in ſeiner Stube. Der Junge ſaß meiſt dabei und ſah über ſeine Fibel oder Bibel weg dem Vater zu, wie er maß und berechnete, und grub ſich mit der Hand in ſeinen blonden Haaren. Und eines Abends frug er den Alten, warum denn das, was er eben hingeſchrieben hatte, gerade ſo ſein müſſe und nicht anders ſein könne, und ſtellte dann eine eigene Meinung darüber auf. Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Das kann ich Dir nicht ſagen; genug, es iſt ſo, und Du ſelber irrſt Dich. Willſt Du mehr wiſſen, ſo ſuche morgen aus der Kiſte, die auf unſerem Boden ſteht, ein Buch; einer, der Euklid hieß, hat's geſchrieben; das wird's Dir ſagen!"

— — Der Junge war Tags darauf zu Boden gelaufen und hatte auch bald das Buch gefunden; denn viele Bücher gab es überhaupt nicht in dem Hauſe; aber der Vater lachte, als er es vor ihm auf den Tiſch legte. Es war ein holländiſcher Euklid, und Holländiſch, wenngleich es doch halb Deutſch war, verſtanden alle Beide nicht. „Ja, ja," ſagte er, „das Buch iſt noch von meinem Vater, der verſtand es; iſt denn kein deutſcher da?"

Der Junge, der von wenig Worten war, ſah den Vater ruhig an und ſagte nur: „Darf ich's behalten? Ein deutſcher iſt nicht da."

Und als der Alte nickte, wies er noch ein zweites, halbzerriſſenes Büchlein vor. „Auch das?" frug er wieder.

„Nimm ſie alle Beide!" ſagte Tede Haien; „ſie werden Dir nicht viel nützen."

Aber das zweite Buch war eine kleine holländiſche Grammatik, und da der Winter noch lange nicht vorüber war, ſo hatte es, als endlich die Stachelbeeren in ihrem Garten wieder blühten, dem Jungen ſchon ſo weit geholfen, daß er den Euklid, welcher damals ſtark im Schwange war, faſt überall verſtand.

Es iſt mir nicht unbekannt, Herr," unterbrach ſich der Erzähler, „daß dieſer Umſtand auch von Hans Mommſen erzählt wird; aber vor deſſen Geburt iſt hier bei uns ſchon die Sache von Hauke Haien — ſo hieß der Knabe — berichtet worden. Ihr wiſſet auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, ſo wird ihm Alles aufgeladen, was in Ernſt oder Schimpf ſeine Vorgänger einſt mögen verübt haben.

Als der Alte ſah, daß der Junge weder für Kühe noch Schafe Sinn hatte, und kaum gewahrte, wenn die Bohnen blühten, was doch die Freude von jedem Marſchmann iſt, und weiterhin bedachte, daß die kleine Stelle wohl mit einem Bauer und einem Jungen, aber nicht mit einem Halbgelehrten und einem Knecht beſtehen könne, ingleichen, daß er auch ſelber nicht auf einen grünen Zweig gekommen ſei, ſo ſchickte er ſeinen großen Jungen an den Deich, wo er mit andern Arbeitern von Oſtern bis Martini Erde karren mußte. „Das wird ihn vom Euklid curiren," ſprach er bei ſich ſelber.

Und der Junge karrte; aber den Euklid hatte er allzeit in der Taſche, und wenn die Arbeiter ihr Frühſtück oder Veſper aßen, ſaß er auf ſeinem umgeſtülpten Schubkarren mit dem Buche in der Hand. Und wenn im Herbſt die Fluthen höher ſtiegen und manch ein Mal die Arbeit eingeſtellt werden mußte, dann ging er nicht mit den Andern nach Haus, ſondern blieb, die Hände über die Kniee gefaltet, an der abfallenden Seeſeite des Deiches ſitzen und ſah ſtundenlang zu, wie die trüben Nordſeewellen immer höher an die Grasnarbe des Deiches hinaufſchlugen; erſt wenn ihm die Füße überſpült waren, und der Schaum ihm ins Geſicht ſpritzte, rückte er ein paar Fuß höher und blieb dann wieder ſitzen. Er hörte weder das Klatſchen des Waſſers noch das Geſchrei der Möven und Strandvögel, die um oder über ihm flogen und ihn faſt mit ihren Flügeln ſtreiften, mit den ſchwarzen Augen in die ſeinen blitzend; er ſah auch nicht, wie vor ihm über die weite, wilde Waſſerwüſte ſich die Nacht ausbreitete; was er allein hier ſah, war der brandende Saum des Waſſers, der, als die Fluth ſtand, mit hartem Schlage immer wieder dieſelbe Stelle traf und vor ſeinen Augen die Grasnarbe des ſteilen Deiches auswuſch.

Nach langem Hinſtarren nickte er wohl langſam mit dem Kopfe oder zeichnete, ohne aufzuſehen, mit der Hand eine weiche Linie in die Luft, als ob er dem Deiche damit einen ſanfteren Abfall geben wollte. Wurde es ſo dunkel, daß alle Erdendinge vor ſeinen Augen verſchwanden und nur die Fluth ihm in die Ohren donnerte, dann ſtand er auf und trabte halbdurchnäßt nach Hauſe.

Als er ſo eines Abends zu ſeinem Vater in die Stube trat, der an ſeinen Meßgeräthen putzte, fuhr dieſer auf: „Was treibſt Du draußen? Du hätteſt ja verſaufen können; die Waſſer beißen heute in den Deich.“

Hauke ſah ihn trotzig an.

— „Hörſt Du mich nicht? Ich ſag', Du hätt'ſt verſaufen können.“

„Ja,“ ſagte Hauke; „ich bin doch nicht verſoffen!“

„Nein,“ erwiderte nach einer Weile der Alte und ſah ihm wie abweſend ins Geſicht, — „diesmal noch nicht.“

„Aber,“ ſagte Hauke wieder; „unſere Deiche ſind nichts werth!“

— „Was für was, Junge?“

„Die Deiche, ſag' ich!"

— „Was ſind die Deiche?"

„Sie taugen nichts, Vater!" erwiderte Hauke.

Der Alte lachte ihm ins Geſicht. „Was denn, Junge? Du biſt wohl das Wunderkind aus Lübeck!"

Aber der Junge ließ ſich nicht irren. „Die Waſſerſeite iſt zu ſteil," ſagte er; „wenn es einmal kommt, wie es mehr als einmal ſchon gekommen iſt, ſo können wir hier auch hinterm Deich erſaufen!"

Der Alte holte ſeinen Kautabak aus der Taſche, drehte einen Schrot ab und ſchob ihn hinter die Zähne. „Und wieviel Karren haſt Du heut' geſchoben?" frug er ärgerlich; denn er ſah wohl, daß auch die Deicharbeit bei dem Jungen die Denkarbeit nicht hatte vertreiben können.

„Weiß nicht, Vater," ſagte dieſer; „ſo, was die Anderen machten; vielleicht ein halbes Dutzend mehr; aber — die Deiche müſſen anders werden!"

„Nun," meinte der Alte und ſtieß ein Lachen aus; „Du kannſt es ja vielleicht zum Deichgraf bringen; dann mach' ſie anders!"

„Ja, Vater!" erwiderte der Junge.

Der Alte ſah ihn an und ſchluckte ein paar

Mal; dann ging er aus der Thür; er wußte nicht, was er dem Jungen antworten ſollte.

Auch als zu Ende Octobers die Deicharbeit vorbei war, blieb der Gang weſtwärts nach dem Haf hinaus für Hauke Haien die beſte Unterhaltung; den Allerheiligentag, um den herum die Aequinoctialſtürme zu toſen pflegen, von dem wir ſagen, daß Friesland ihn wohl beklagen mag, erwartete er, wie heut' die Kinder das Chriſtfeſt. Stand eine Springfluth bevor, ſo konnte man ſicher ſein, er lag trotz Sturm und Wetter weit draußen am Deiche mutterſeelenallein; und wenn die Möven gackerten, wenn die Waſſer gegen den Deich tobten und beim Zurückrollen ganze Fetzen von der Grasdecke mit ins Meer hinabriſſen, dann hätte man Hauke's zorniges Lachen hören können. „Ihr könnt nichts Rechtes," ſchrie er in den Lärm hinaus, „ſowie die Menſchen auch nichts können!" Und endlich, oft im Finſtern, trabte er aus der weiten Oede den Deich entlang nach Hauſe, bis ſeine aufgeſchoſſene Geſtalt die niedrige Thür unter ſeines Vaters Rohrdach erreicht hatte und darunter durch in das kleine Zimmer ſchlüpfte.

Manchmal hatte er eine Fauſt voll Kleierde mitgebracht; dann ſetzte er ſich neben den Alten, der ihn jetzt gewähren ließ, und knetete bei dem Schein der dünnen Unſchlittkerze allerlei Deichmodelle, legte ſie in ein flaches Gefäß mit Waſſer und ſuchte darin die Ausſpülung der Wellen nachzumachen, oder er nahm ſeine Schiefertafel und zeichnete darauf das Profil der Deiche nach der Seeſeite, wie es nach ſeiner Meinung ſein mußte.

Mit denen zu verkehren, die mit ihm auf der Schulbank geſeſſen hatten, fiel ihm nicht ein; auch ſchien es, als ob ihnen an dem Träumer nichts gelegen ſei. Als es wieder Winter geworden und der Froſt hereingebrochen war, wanderte er noch weiter, wohin er früher nie gekommen, auf den Deich hinaus, bis die unabſehbare eisbedeckte Fläche der Watten vor ihm lag.

Im Februar bei dauerndem Froſtwetter wurden angetriebene Leichen aufgefunden; draußen am offenen Haf auf den gefrorenen Watten hatten ſie gelegen. Ein junges Weib, die dabei geweſen war, als man ſie in das Dorf geholt hatte, ſtand redſelig vor dem alten Haien: „Glaubt nicht, daß ſie wie Menſchen ausſahen," rief ſie; „nein, wie die Seeteufel! So große Köpfe," und ſie hielt die ausgeſpreizten Hände von Weitem gegen einander, „quidderſchwarz und blank, wie friſch gebacken Brot! Und die Krabben hatten ſie angeknabbert; die Kinder ſchrieen laut, als ſie ſie ſahen!"

Dem alten Haien war ſo was juſt nichts Neues: „Sie haben wohl ſeit November ſchon in See getrieben!" ſagte er gleichmüthig.

Hauke ſtand ſchweigend daneben; aber ſobald er konnte, ſchlich er ſich auf den Deich hinaus; es war nicht zu ſagen, wollte er noch nach weiteren Todten ſuchen, oder zog ihn nur das Grauen, das noch auf den jetzt verlaſſenen Stellen brüten mußte. Er lief weiter und weiter, bis er einſam in der Oede ſtand, wo nur die Winde über den Deich wehten, wo nichts war als die klagenden Stimmen der großen Vögel, die raſch vorüberſchoſſen; zu ſeiner Linken die leere weite Marſch, zur andern Seite der unabſehbare Strand mit ſeiner jetzt vom Eiſe ſchimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt in weißem Tod.

Hauke blieb oben auf dem Deiche ſtehen, und ſeine ſcharfen Augen ſchweiften weit umher; aber von Todten war nichts mehr zu ſehen; nur wo die unſichtbaren Wattſtröme ſich darunter drängten, hob und ſenkte die Eisfläche ſich in ſtromartigen Linien.

Er lief nach Hauſe; aber an einem der nächſten Abende war er wiederum da draußen. Auf jenen Stellen war jetzt das Eis geſpalten; wie Rauchwolken ſtieg es aus den Riſſen, und über das ganze Watt ſpann ſich ein Netz von Dampf und Nebel, das ſich ſeltſam mit der Dämmerung des Abends miſchte. Hauke ſah mit ſtarren Augen darauf hin; denn in dem Nebel ſchritten dunkle Geſtalten auf und ab, ſie ſchienen ihm ſo groß wie Menſchen. Würdevoll, aber mit ſeltſamen, erſchreckenden Gebärden; mit langen Naſen und Hälſen ſah er ſie fern an den rauchenden Spalten auf und ab ſpazieren; plötzlich begannen ſie wie Narren unheimlich auf und ab zu ſpringen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten ſie ſich aus und verloren alle Form.

„Was wollen die? Sind es die Geiſter der Ertrunkenen?“ dachte Hauke. „Hoiho!“ ſchrie er laut in die Nacht hinaus; aber die draußen kehrten ſich nicht an ſeinen Schrei, ſondern trieben ihr wunderliches Weſen fort.

Da kamen ihm die furchtbaren norwegiſchen Seegeſpenſter in den Sinn, von denen ein alter Capitän ihm einſt erzählt hatte, die ſtatt des Angeſichts einen ſtumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen; aber er lief nicht fort, ſondern bohrte die Hacken ſeiner Stiefel feſt in den Klei des Deiches und ſah ſtarr dem poſſenhaften Unweſen zu, das in der einfallenden Dämmerung vor ſeinen Augen fortſpielte. „Seid Ihr auch hier bei uns?“ ſprach er mit harter Stimme: „Ihr ſollt mich nicht vertreiben!“

Erſt als die Finſterniß Alles bedeckte, ſchritt er ſteifen langſamen Schrittes heimwärts. Aber hinter ihm drein kam es wie Flügelrauſchen und hallendes Geſchrei. Er ſah nicht um; aber er ging auch nicht ſchneller und kam erſt ſpät nach Hauſe; doch niemals ſoll er ſeinem Vater oder einem Anderen davon erzählt haben. Erſt viele Jahre ſpäter hat er ſein blödes Mädchen, womit ſpäter der Herrgott ihn belaſtete, um dieſelbe Tages- und Jahreszeit mit ſich auf den Deich hinausgenommen, und dasſelbe Weſen ſoll ſich derzeit draußen auf den Watten gezeigt haben; aber er hat ihr geſagt, ſie ſolle ſich nicht fürchten, das ſeien nur die Fiſchreiher und die Krähen, die im Nebel ſo groß und fürchterlich erſchienen; die holten ſich die Fiſche aus den offenen Spalten.

Weiß Gott, Herr!“ unterbrach ſich der Schulmeiſter; „es gibt auf Erden allerlei Dinge, die ein ehrlich Chriſtenherz verwirren können; aber der Hauke war weder ein Narr noch ein Dummkopf.“

Da ich nichts erwiderte, wollte er fortfahren; aber unter den übrigen Gäſten, die bisher lautlos zugehört hatten, nur mit dichterem Tabaksqualm das niedrige Zimmer füllend, entſtand eine plötzliche Bewegung; erſt Einzelne, dann faſt Alle wandten ſich dem Fenſter zu. Draußen — man ſah es durch die unverhangenen Fenſter — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagten durcheinander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf ſeinem Schimmel vorbeiſauſen geſehen.

„Wart Er ein wenig, Schulmeiſter!“ ſagte der Deichgraf leiſe.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Deichgraf!“ erwiderte der kleine Erzähler, „ich habe ihn nicht geſchmäht, und hab' auch deſſen keine Urſach';" und er ſah mit ſeinen kleinen, klugen Augen zu ihm auf.

„Ja, ja," meinte der Andere; „laß' Er ſein Glas nur wieder füllen." Und nachdem das geſchehen war, und die Zuhörer, meiſt mit etwas verdutzten Geſichtern, ſich wieder zu ihm gewandt hatten, fuhr er in ſeiner Geſchichte fort:

„So für ſich, und am liebſten nur mit Wind und Waſſer und mit den Bildern der Einſamkeit verkehrend, wuchs Hauke zu einem langen, hageren Burſchen auf. Er war ſchon über ein Jahr lang eingeſegnet, da wurde es auf einmal anders mit ihm, und das kam von dem alten weißen Angorakater, welchen der alten Trien' Jans einſt ihr ſpäter verunglückter Sohn von ſeiner ſpaniſchen Seereiſe mitgebracht hatte. Trien' wohnte ein gut Stück hinaus auf dem Deiche in einer kleinen Kathe, und wenn die Alte in ihrem Hauſe herumarbeitete, ſo pflegte dieſe Unform von einem Kater vor der Hausthür zu ſitzen und in den Sommertag und nach den vorüberfliegenden Kiebitzen hinauszublinzeln. Ging Hauke vorbei, ſo mauzte der Kater ihn an, und Hauke nickte ihm zu; die Beiden wußten, was ſie mit einander hatten.

Nun aber war's einmal im Frühjahr, und Hauke lag nach ſeiner Gewohnheit oft draußen am Deich, ſchon weiter unten dem Waſſer zu, zwiſchen Strandnelken und dem duftenden Seewermuth, und ließ ſich von der ſchon kräftigen Sonne beſcheinen. Er hatte ſich Tags zuvor droben auf der Geeſt die Taſchen voll von Kieſeln geſammelt, und als in der Ebbezeit die Watten bloßgelegt waren und die kleinen grauen Strandläufer ſchreiend darüber hinhuſchten, holte er jählings einen Stein hervor und warf ihn nach den Vögeln. Er hatte das von Kindesbeinen an geübt, und meiſtens blieb einer auf dem Schlicke liegen; aber ebenſo oft war er dort auch nicht zu holen; Hauke hatte ſchon daran gedacht, den Kater mitzunehmen und als apportirenden Jagdhund zu dreſſiren. Aber es gab auch hier und dort feſte Stellen oder Sandlager; ſolchenfalls lief er hinaus und holte ſich ſeine Beute ſelbſt. Saß der Kater bei ſeiner Rückkehr noch vor der Hausthür, dann ſchrie das Thier vor nicht zu bergender Raubgier ſo lange, bis Hauke ihm einen der erbeuteten Vögel zuwarf.

Als er heute, ſeine Jacke auf der Schulter, heimging, trug er nur einen ihm noch unbekannten, aber wie mit bunter Seide und Metall gefiederten Vogel mit nach Hauſe, und der Kater mauzte wie gewöhnlich, als er ihn kommen ſah. Aber Hauke wollte ſeine Beute — es mag ein Eisvogel geweſen ſein — diesmal nicht hergeben und kehrte ſich nicht an die Gier des Thieres. „Umſchicht!" rief er ihm zu, „heute mir, morgen Dir; das hier iſt kein Katerfreſſen!" Aber der Kater kam vorſichtigen Schrittes herangeſchlichen; Hauke ſtand und ſah ihn an, der Vogel hing an ſeiner Hand, und der Kater blieb mit erhobener Tatze ſtehen. Doch der Burſche ſchien ſeinen Katzenfreund noch nicht ſo ganz zu kennen; denn während er ihm ſeinen Rücken zugewandt hatte und eben fürbaß wollte, fühlte er mit einem Ruck die Jagdbeute ſich entriſſen, und zugleich ſchlug eine ſcharfe Kralle ihm ins Fleiſch. Ein Grimm, wie gleichfalls eines Raubthiers, flog dem jungen Menſchen ins Blut; er griff wie raſend um ſich und hatte den Räuber ſchon am Genicke gepackt. Mit der Fauſt hielt er das mächtige Thier empor und würgte es, daß die Augen ihm aus den rauhen Haaren vorquollen, nicht achtend, daß die ſtarken Hintertatzen ihm den Arm zerfleiſchten. „Hoiho!" ſchrie er und packte ihn noch feſter; „wollen ſehen, wer's von uns Beiden am längſten aushält!"

Plötzlich fielen die Hinterbeine der großen Katze ſchlaff herunter, und Hauke ging ein paar Schritte zurück und warf ſie gegen die Kathe der Alten. Da ſie ſich nicht rührte, wandte er ſich und ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort.

Aber der Angorakater war das Kleinod ſeiner Herrin; er war ihr Geſelle und das Einzige, was ihr Sohn, der Matroſe, ihr nachgelaſſen hatte, nachdem er hier an der Küſte ſeinen jähen Tod gefunden hatte, da er im Sturm ſeiner Mutter beim Porrenfangen hatte helfen wollen. Hauke mochte kaum hundert Schritte weiter gethan haben, während er mit einem Tuch das Blut aus ſeinen Wunden auffing, als ſchon von der Kathe her ihm ein Geheul und Zetern in die Ohren gellte. Da wandte er ſich und ſah davor das alte Weib am Boden liegen; das greiſe Haar flog ihr im Winde um das rothe Kopftuch: „Todt!" rief ſie, „todt!" und erhob dräuend ihren mageren Arm gegen ihn: „Du ſollſt verflucht ſein! Du haſt ihn todtgeſchlagen, Du nichtsnutziger Strandläufer; Du warſt nicht werth, ihm ſeinen Schwanz zu bürſten!“ Sie warf ſich über das Thier und wiſchte zärtlich mit ihrer Schürze ihm das Blut fort, das noch aus Naſ' und Schnauze rann; dann hob ſie aufs Neue an zu zetern.

„Biſt Du bald fertig?“ rief Hauke ihr zu, „dann laß Dir ſagen: ich will Dir einen Kater ſchaffen, der mit Maus- und Rattenblut zufrieden iſt!“

Darauf ging er, ſcheinbar auf nichts mehr achtend, fürbaß. Aber die todte Katze mußte ihm doch im Kopfe Wirrſal machen; denn er ging, als er zu den Häuſern gekommen war, dem ſeines Vaters und auch den übrigen vorbei und eine weite Strecke noch nach Oſten auf dem Deich der Stadt zu.

Inmittelſt wanderte auch Trien' Jans auf demſelben in der gleichen Richtung; ſie trug in einem alten blaucarrirten Kiſſenüberzug eine Laſt in ihren Armen, die ſie ſorgſam, als wär's ein Kind, umklammerte; ihr greiſes Haar flatterte in dem leichten Frühlingswind. „Was ſchleppt Sie da, Trina?“ frug ein Bauer, der ihr entgegenkam. „Mehr, als Dein Haus und Hof,“ erwiderte die Alte; dann ging ſie eifrig weiter. Als ſie dem unten liegenden Hauſe des alten Haien nahe kam, ging ſie den Akt, wie man bei uns die Trift- und Fußwege nennt, die ſchräg an der Seite des Deiches hinab- oder hinaufführen, zu den Häuſern hinunter.

Der alte Tede Haien ſtand eben vor der Thür und ſah ins Wetter: „Na, Trien'!“ ſagte er, als ſie puſtend vor ihm ſtand und ihren Krückſtock in die Erde bohrte, „was bringt Sie Neues in Ihrem Sack?“

„Erſt laß mich in die Stube, Tede Haien! dann ſoll Er's ſehen!“ und ihre Augen ſahen ihn mit ſeltſamem Funkeln an!

„So komm' Sie!“ ſagte der Alte. Was gingen ihn die Augen des dummen Weibes an.

Und als Beide eingetreten waren, fuhr ſie fort: „Bring' Er den alten Tabakskaſten und das Schreibzeug von dem Tiſch — — Was hat er denn immer zu ſchreiben? — — So; und nun wiſch' Er ihn ſauber ab!“

Und der Alte, der faſt neugierig wurde, that Alles, was ſie ſagte; dann nahm ſie den blauen Ueberzug bei beiden Zipfeln und ſchüttele daraus den großen Katerleichnam auf den Tiſch. „Da hat Er ihn!“ rief ſie; „Sein Hauke hat ihn todtgeſchlagen.“ Hierauf aber begann ſie ein bitterliches Weinen; ſie ſtreichelte das dicke Fell des todten Thieres, legte ihm die Tatzen zuſammen, neigte ihre lange Naſe über deſſen Kopf und raunte ihm unverſtändliche Zärtlichkeiten in die Ohren.

Tede Haien ſah dem zu. „So,“ ſagte er; „Hauke hat ihn todtgeſchlagen?“ Er wußte nicht, was er mit dem heulenden Weibe machen ſollte.

Die Alte nickte ihn grimmig an: „Ja, ja; ſo Gott, das hat er gethan!“ und ſie wiſchte ſich mit ihrer von Gicht verkrümmten Hand das Waſſer aus den Augen. „Kein Kind, kein Lebigs mehr!“ klagte ſie. „Und er weiß es ja auch wohl, uns Alten, wenn's nach Allerheiligen kommt, frieren Abends im Bett die Beine, und ſtatt zu ſchlafen, hören wir den Nordweſt an unſeren Fenſterläden rappeln. Ich hör's nicht gern, Tede Haien, er kommt daher, wo mein Junge mir im Schlick verſank.“

Tede Haien nickte, und die Alte ſtreichelte das Fell ihres todten Katers: „Der aber“, begann ſie wieder, „wenn ich Winters am Spinnrad ſaß, dann ſaß er bei mir und ſpann auch und ſah mich an mit ſeinen grünen Augen! Und kroch ich, wenn's mir kalt wurde, in mein Bett — es dauerte nicht lang, ſo ſprang er zu mir und legte ſich auf meine frierenden Beine, und wir ſchliefen ſo warm mitſammen, als hätte ich noch meinen jungen Schatz im Bett!" Die Alte, als ſuche ſie bei dieſer Erinnerung nach Zuſtimmung, ſah den neben ihr am Tiſche ſtehenden Alten mit ihren funkelnden Augen an.

Tede Haien aber ſagte bedächtig: „Ich weiß Ihr einen Rath, Trien' Jans," und er ging nach ſeiner Schatulle und nahm eine Silbermünze aus der Schublade — „Sie ſagt, daß Hauke Ihr das Thier vom Leben gebracht hat, und ich weiß, Sie lügt nicht; aber hier iſt ein Kronthaler von Chriſtian dem Vierten; damit kauf' Sie ſich ein gegerbtes Lammfell für Ihre kalten Beine! Und wenn unſere Katze nächſtens Junge wirft, ſo mag Sie ſich das größte davon ausſuchen; das zuſammen thut wohl einen altersſchwachen Angorakater! Und nun nehm' Sie das Vieh und bring' Sie es meinethalb an den Racker in der Stadt, und halt' Sie das Maul, daß es hier auf meinem ehrlichen Tiſch gelegen hat!"

Während dieſer Rede hatte das Weib ſchon nach dem Thaler gegriffen und ihn in einer kleinen Taſche geborgen, die ſie unter ihren Röcken trug; dann ſtopfte ſie den Kater wieder in das Bettbühr, wiſchte mit ihrer Schürze die Blutflecken von dem Tiſch und ſtakte zur Thür hinaus. „Vergiß Er mir nur den jungen Kater nicht!“ rief ſie noch zurück.

— — Eine Weile ſpäter, als der alte Haien in dem engen Stüblein auf- und abſchritt, trat Hauke herein und warf ſeinen bunten Vogel auf den Tiſch; als er aber auf der weiß geſcheuerten Platte den noch kennbaren Blutfleck ſah, frug er, wie beiläufig „Was iſt denn das?“

Der Vater blieb ſtehen: „Das iſt Blut, was Du haſt fließen machen!“

Dem Jungen ſchoß es doch heiß ins Geſicht: „Iſt denn Trien' Jans mit ihrem Kater hier geweſen?“

Der Alte nickte: „Weshalb haſt Du ihr den todtgeſchlagen?“

Hauke entblößte ſeinen blutigen Arm. „Deshalb,“ ſagte er; „er hatte mir den Vogel fortgeriſſen!“

Der Alte ſagte nichts hierauf; er begann eine Zeitlang wieder auf- und abzugehen; dann blieb er vor dem Jungen ſtehen und ſah eine Weile wie abweſend auf ihn hin. „Das mit dem Kater hab' ich rein gemacht," ſagte er dann; „aber, ſiehſt Du, Hauke, die Kathe iſt hier zu klein; zwei Herren können darauf nicht ſitzen — es iſt nun Zeit, Du mußt Dir einen Dienſt beſorgen!"

„Ja, Vater," entgegnete Hauke; „hab' dergleichen auch gedacht."

„Warum?" frug der Alte.

— „Ja, man wird grimmig in ſich, wenn man's nicht an einem ordentlichen Stück Arbeit auslaſſen kann."

„So?" ſagte der Alte, „und darum haſt Du den Angorer todtgeſchlagen? Das könnte leicht noch ſchlimmer werden?"

— „Er mag wohl recht haben, Vater; aber der Deichgraf hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt; das könnt' ich ſchon verrichten!"

Der Alte begann wieder auf- und abzugehen und ſpritzte dabei die ſchwarze Tabaksjauche von ſich: „Der Deichgraf iſt ein Dummkopf, dumm wie 'ne Saatgans! Er iſt nur Deichgraf, weil ſein

Vater und Großvater es geweſen ſind, und wegen ſeiner neunundzwanzig Fennen. Wenn Martini herankommt und hernach die Deich- und Sielrechnungen abgethan werden müſſen, dann füttert er den Schulmeiſter mit Gansbraten und Meth und Weizenkringeln und ſitzt dabei und nickt, wenn der mit ſeiner Feder die Zahlenreihen hinunterläuft, und ſagt: „Ja, ja, Schulmeiſter, Gott vergönn's ihm! Was kann er rechnen!“ Wenn aber einmal der Schulmeiſter nicht kann oder auch nicht will, dann muß er ſelber dran und ſitzt und ſchreibt und ſtreicht wieder aus, und der große dumme Kopf wird ihm roth und heiß, und die Augen quellen wie Glaskugeln, als wollte das bischen Verſtand da hinaus.“

Der Junge ſtand gerade auf vor dem Vater und wunderte ſich, was der reden könne; ſo hatte er's noch nicht von ihm gehört. „Ja, Gott tröſt'!“ ſagte er, „dumm iſt er wohl; aber ſeine Tochter Elke, die kann rechnen!“

Der Alte ſah ihn ſcharf an. „Ahoi, Hauke“, rief er; „was weißt Du von Elke Volkerts?“

— „Nichts, Vater; der Schulmeiſter hat's mir nur erzählt.“

Der Alte antwortete nicht darauf; er ſchob nur bedächtig ſeinen Tabaksknoten aus einer Backe hinter die andere. „Und Du denkſt," ſagte er dann, „Du wirſt dort auch mitrechnen können."

„O ja, Vater, das möcht' ſchon gehen," erwiderte der Sohn, und ein ernſtes Zucken lief um ſeinen Mund.

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nun, aber meinethalb; verſuch' einmal Dein Glück!"

„Dank auch, Vater!" ſagte Hauke und ſtieg zu ſeiner Schlafſtatt auf dem Boden; hier ſetzte er ſich auf die Bettkante und ſann, weshalb ihn denn ſein Vater um Elke Volkerts angerufen habe. Er kannte ſie freilich, das ranke achtzehnjährige Mädchen mit dem bräunlichen ſchmalen Antlitz und den dunklen Brauen, die über den trotzigen Augen und der ſchmalen Naſe in einander liefen; doch hatte er noch kaum ein Wort mit ihr geſprochen; nun, wenn er zu dem alten Tede Volkerts ging, wollte er ſie doch beſſer darauf anſehen, was es mit dem Mädchen auf ſich habe. Und gleich jetzt wollte er gehen, damit kein Anderer ihm die Stelle abjage; es war ja kaum noch Abend. Und ſo zog er ſeine Sonntagsjacke und ſeine beſten

Stiefeln an und machte ſich guten Muthes auf den Weg.

— Das langgeſtreckte Haus des Deichgrafen war durch ſeine hohe Werfte, beſonders durch den höchſten Baum des Dorfes, eine gewaltige Eſche, ſchon von Weitem ſichtbar; der Großvater des jetzigen, der erſte Deichgraf des Geſchlechtes, hatte in ſeiner Jugend eine ſolche oſten der Hausthür hier geſetzt; aber die beiden erſten Anpflanzungen waren vergangen, und ſo hatte er an ſeinem Hochzeitsmorgen dieſen dritten Baum gepflanzt, der noch jetzt mit ſeiner immer mächtiger werdenden Blätterkrone in dem hier unabläſſigen Winde wie von alten Zeiten rauſchte.

Als nach einer Weile der lang aufgeſchoſſene Hauke die hohe Werfte hinaufſtieg, welche an den Seiten mit Rüben und Kohl bepflanzt war, ſah er droben die Tochter des Hauswirths neben der niedrigen Hausthür ſtehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing ſchlaff herab, die andere Hand ſchien im Rücken nach dem Eiſenring zu greifen, von denen je einer zu beiden Seiten der Thür in der Mauer war, damit, wer vor das Haus ritt, ſein Pferd daran befeſtigen könne. Die Dirne ſchien von dort ihre Augen über den Deich hinaus nach dem Meer zu haben, wo an dem ſtillen Abend die Sonne eben in das Waſſer hinabſank und zugleich das bräunliche Mädchen mit ihrem letzten Schein vergoldete.

Hauke ſtieg etwas langſamer an der Werfte hinan und dachte bei ſich: „So iſt ſie nicht ſo döſig!“ dann war er oben. „Guten Abend auch!“ ſagte er zu ihr tretend; „wonach guckſt Du denn mit Deinen großen Augen, Jungfer Elke?“

„Nach dem,“ erwiderte ſie, „was hier alle Abend vor ſich geht; aber hier nicht alle Abend juſt zu ſehen iſt.“ Sie ließ den Ring aus der Hand fallen, daß er klingend gegen die Mauer ſchlug. „Was willſt Du, Hauke Haien?“ frug ſie.

„Was Dir hoffentlich nicht zuwider iſt“, ſagte er. „Dein Vater hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt, da dachte ich bei Euch in Dienſt.“

Sie ließ ihre Blicke an ihm herunterlaufen: „Du biſt noch ſo was ſchlanterig, Hauke!“ ſagte ſie; „aber uns dienen zwei feſte Augen beſſer als zwei feſte Arme!“ Sie ſah ihn dabei faſt düſter an; aber Hauke hielt ihr tapfer Stand. „So komm,“ fuhr ſie fort; „der Wirth iſt in der Stube, laß uns hineingehen!“

Am anderen Tage trat Tede Haien mit ſeinem Sohne in das geräumige Zimmer des Deichgrafen; die Wände waren mit glaſurten Kacheln bekleidet, auf denen hier ein Schiff mit vollen Segeln oder ein Angler an einem Uferplatz, dort ein Rind, das kauernd vor einem Bauernhauſe lag, den Beſchauer vergnügen konnte; unterbrochen war dieſe dauerhafte Tapete durch ein mächtiges Wandbett mit jetzt zugeſchobenen Thüren und einen Wandſchrank, der durch ſeine beiden Glasthüren allerlei Porzellan- und Silbergeſchirr erblicken ließ; neben der Thür zum anſtoßenden Peſel war hinter einer Glasſcheibe eine holländiſche Schlaguhr in die Wand gelaſſen.

Der ſtarke, etwas ſchlagflüſſige Hauswirth ſaß am Ende des blankgeſcheuerten Tiſches im Lehnſtuhl auf ſeinem bunten Wollenpolſter. Er hatte ſeine Hände über dem Bauch gefaltet und ſtarrte aus ſeinen runden Augen befriedigt auf das Gerippe einer fetten Ente; Gabel und Meſſer ruhten vor ihm auf dem Teller.

„Guten Tag, Deichgraf!“ ſagte Haien, und der Angeredete drehte langſam Kopf und Augen zu ihm hin. „Ihr ſeid es, Tede?“ entgegnete er, und der Stimme war die verzehrte fette Ente anzuhören, „ſetzt Euch; es iſt ein gut Stück' von Euch zu mir herüber!"

„Ich komme, Deichgraf," ſagte Tede Haien, indem er ſich auf die an der Wand entlang laufende Bank dem Anderen im Winkel gegenüberſetzte. „Ihr habt Verdruß mit Euerem Kleinknecht gehabt und ſeid mit meinem Jungen einig geworden, ihn an deſſen Stelle zu ſetzen!"

Der Deichgraf nickte: „Ja, ja, Tede; aber — was meint Ihr mit Verdruß? Wir Marſchleute haben, Gott tröſt' uns, was dagegen einzunehmen!" und er nahm das vor ihm liegende Meſſer und klopfte wie liebkoſend auf das Gerippe der armen Ente. „Das war mein Leibvogel," ſetzte er behaglich lachend hinzu; „ſie fraß mir aus der Hand!"

„Ich dachte," ſagte der alte Haien, das Letzte überhörend, „der Bengel hätte Euch Unheil im Stall gemacht."

„Unheil? Ja, Tede; freilich Unheil genug! Der dicke Mopsbraten hatte die Kälber nicht gebörmt; aber er lag voll getrunken auf dem Heuboden, und das Viehzeug ſchrie die ganze

Nacht vor Durſt, daß ich bis Mittag nachſchlafen mußte; dabei kann die Wirthſchaft nicht beſtehen!"

„Nein, Deichgraf; aber dafür iſt keine Gefahr bei meinem Jungen."

Hauke ſtand, die Hände in den Seitentaſchen, am Thürpfoſten, hatte den Kopf im Nacken und ſtudirte an den Fenſterrähmen ihm gegenüber.

Der Deichgraf hatte die Augen zu ihm gehoben und nickte hinüber: „Nein, nein, Tede;" und er nickte nun auch dem Alten zu; „Euer Hauke wird mir die Nachtruh' nicht verſtören; der Schulmeiſter hat's mir ſchon vordem geſagt, der ſitzt lieber vor der Rechentafel, als vor einem Glas mit Branntwein."

Hauke hörte nicht auf dieſen Zuſpruch, denn Elke war in die Stube getreten und nahm mit ihrer leichten Hand die Reſte der Speiſen von dem Tiſch, ihn mit ihren dunkeln Augen flüchtig ſtreifend. Da fielen ſeine Blicke auch auf ſie. „Bei Gott und Jeſus," ſprach er bei ſich ſelber, „ſie ſieht auch ſo nicht döſig aus!"

Das Mädchen war hinausgegangen: „Ihr wiſſet, Tede," begann der Deichgraf wieder, „unſer Herrgott hat mir einen Sohn verſagt!"

„Ja, Deichgraf; aber laßt Euch das nicht kränken,“ entgegnete der Andere, „denn im dritten Gliede ſoll der Familienverſtand ja verſchleißen; Euer Großvater, das wiſſen wir noch Alle, war Einer, der das Land geſchützt hat!“

Der Deichgraf, nach einigem Beſinnen, ſah ſchier verdutzt aus: „Wie meint Ihr das, Tede Haien?“ ſagte er, und ſetzte ſich in ſeinem Lehnſtuhl auf; „ich bin ja doch im dritten Gliede!“

„Ja ſo! Nicht für ungut, Deichgraf; es geht nur ſo die Rede!“ Und der hagere Tede Haien ſah den alten Würdenträger mit etwas boshaften Augen an.

Der aber ſprach unbekümmert: „Ihr müßt Euch von alten Weibern dergleichen Thorheit nicht aufſchwatzen laſſen, Tede Haien; Ihr kennt nur meine Tochter nicht, die rechnet mich ſelber dreimal um und um! Ich wollt' nur ſagen, Euer Hauke wird außer im Felde auch hier in meiner Stube mit Feder oder Rechenſtift ſo Manches profitiren können, was ihm nicht ſchaden wird!“

„Ja, ja, Deichgraf, das wird er; da habt Ihr völlig Recht!“ ſagte der alte Haien und begann dann noch einige Vergünſtigungen bei dem Miethcontract ſich auszubedingen, die Abends vorher von ſeinem Sohne nicht bedacht waren. So ſollte dieſer außer ſeinen leinenen Hemden im Herbſt auch noch acht Paar wollene Strümpfe als Zugabe ſeines Lohnes genießen; ſo wollte er ſelbſt ihn im Frühling acht Tage bei der eigenen Arbeit haben, und was dergleichen mehr war. Aber der Deichgraf war zu Allem willig; Hauke Haien ſchien ihm eben der rechte Kleinknecht.

— — „Nun, Gott tröſt' Dich, Junge,“ ſagte der Alte, da ſie eben das Haus verlaſſen hatten, „wenn der Dir die Welt klar machen ſoll!“

Aber Hauke erwiderte ruhig: „Laß Er nur, Vater; es wird ſchon Alles werden.“

* * *

Und Hauke hatte ſo Unrecht nicht gehabt; die Welt, oder was ihm die Welt bedeutete, wurde ihm klarer, je länger ſein Aufenthalt in dieſem Hauſe dauerte; vielleicht um ſo mehr, je weniger ihm eine überlegene Einſicht zu Hülfe kam, und je mehr er auf ſeine eigene Kraft angewieſen war, mit der er ſich von jeher beholfen hatte. Einer freilich war im Hauſe, für den er nicht der Rechte zu ſein ſchien; das war der Großknecht Ole Peters, ein tüchtiger Arbeiter und ein maulfertiger Geſelle. Ihm war der träge, aber dumme und ſtämmige Kleinknecht von vorhin beſſer nach ſeinem Sinn geweſen, dem er ruhig die Tonne Hafer auf den Rücken hatte laden und den er nach Herzensluſt hatte herumſtoßen können. Dem noch ſtilleren, aber ihn geiſtig überragenden Hauke vermochte er in ſolcher Weiſe nicht beizukommen; er hatte eine gar zu eigne Art, ihn anzublicken. Trotzdem verſtand er es, Arbeiten für ihn auszuſuchen, die ſeinem noch nicht gefeſteten Körper hätten gefährlich werden können, und Hauke, wenn der Großknecht ſagte: „Da hätteſt Du den dicken Niß nur ſehen ſollen; dem ging es von der Hand!“ faßte nach Kräften an und brachte es, wenn auch mit Mühſal, doch zu Ende. Ein Glück war es für ihn, daß Elke ſelbſt oder durch ihren Vater das meiſtens abzuſtellen wußte. Man mag wohl fragen, was mitunter ganz fremde Menſchen an einander bindet; vielleicht — ſie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden in der groben Arbeit nicht verderben ſehen.

Der Zwieſpalt zwiſchen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht beſſer, als nach Martini die verſchiedenen Deichrechnungen zur Reviſion eingelaufen waren.

Es war an einem Maiabend; aber es war Novemberwetter; von drinnen im Hauſe hörte man draußen hinterm Deich die Brandung donnern. „He, Hauke,“ ſagte der Hausherr, „komm herein; nun magſt Du weiſen, ob Du rechnen kannſt!“

„Unſ' Weerth,“ entgegnete dieſer; — denn ſo nennen hier die Leute ihre Herrſchaft — „ich ſoll aber erſt das Jungvieh füttern!“

„Elke!“ rief der Deichgraf; „wo biſt Du, Elke! — Geh' zu Ole, und ſag' ihm, er ſollte das Jungvieh füttern; Hauke ſoll rechnen!“

Und Elke eilte in den Stall und machte dem Großknecht die Beſtellung, der eben damit beſchäftigt war, das über Tag gebrauchte Pferdegeſchirr wieder an ſeinen Platz zu hängen.

Ole Peters ſchlug mit einer Trenſe gegen den Ständer, neben dem er ſich beſchäftigte, als wolle er ſie kurz und klein haben: „Hol' der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!“ — Sie hörte die Worte noch, bevor ſie die Stallthür wieder geſchloſſen hatte.

„Nun?“ frug der Alte, als ſie in die Stube trat.

„Ole wollte es ſchon beſorgen,“ ſagte die Tochter, ein wenig ſich die Lippen beißend, und ſetzte ſich Hauke gegenüber auf einen grobgeſchnitzten Holzſtuhl, wie ſie noch derzeit hier an Winterabenden im Hauſe ſelbſt gemacht wurden. Sie hatte aus einem Schubkaſten einen weißen Strumpf mit rothem Vogelmuſter genommen, an dem ſie nun weiterſtrickte; die langbeinigen Creaturen darauf mochten Reiher oder Störche bedeuten ſollen. Hauke ſaß ihr gegenüber in ſeine Rechnerei vertieft, der Deichgraf ſelbſt ruhte in ſeinem Lehnſtuhl und blinzelte ſchläfrig nach Hauke's Feder; auf dem Tiſch brannten, wie immer im Deichgrafenhauſe, zwei Unſchlittkerzen, und vor den beiden in Blei gefaßten Fenſtern waren von außen die Läden vorgeſchlagen und von innen zugeſchroben; mochte der Wind nun poltern, wie er wollte. Mitunter hob Hauke ſeinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach den Vogelſtrümpfen oder nach dem ſchmalen ruhigen Geſicht des Mädchens.

Da that es aus dem Lehnſtuhl plötzlich einen lauten Schnarcher, und ein Blick und ein Lächeln flog zwiſchen den beiden jungen Menſchen hin und wieder; dann folgte allmälig ein ruhigeres Athmen; man konnte wohl ein wenig plaudern; Hauke wußte nur nicht, was. Als ſie aber das Strickzeug in die Höhe zog, und die Vögel ſich nun in ihrer ganzen Länge zeigten, flüſterte er über den Tiſch hinüber: „Wo haſt Du das gelernt, Elke?“

„Was gelernt?“ frug das Mädchen zurück.

— „Das Vogelſtricken?“ ſagte Hauke.

„Das? Von Trien' Jans draußen am Deich; ſie kann allerlei; ſie war vor Zeiten einmal bei meinem Großvater hier im Dienſt.“

„Da warſt Du aber wohl noch nicht geboren?“ ſagte Hauke.

„Ich denk' wohl nicht; aber ſie iſt noch oft ins Haus gekommen.“

„Hat denn die die Vögel gern?“ frug Hauke; „ich meint', ſie hielt es nur mit Katzen!“

Elke ſchüttelte den Kopf: „Sie zieht ja Enten und verkauft ſie; aber im vorigen Frühjahr, als Du den Angorer todtgeſchlagen hatteſt, ſind ihr hinten im Stall die Ratten dazwiſchen gekommen; nun will ſie ſich vorn am Hauſe einen andern bauen.“

„So,“ ſagte Hauke und zog einen leiſen Pfiff durch die Zähne, „dazu hat ſie von der Geeſt ſich Lehm und Steine hergeſchleppt! Aber dann kommt ſie in den Binnenweg; — hat ſie denn Conceſſion?"

„Weiß ich nicht," meinte Elke; aber er hatte das letzte Wort ſo laut geſprochen, daß der Deichgraf aus ſeinem Schlummer auffuhr. „Was Conceſſion?" frug er und ſah faſt wild von Einem zu der Andern. „Was ſoll die Conceſſion?"

Als aber Hauke ihm dann die Sache vorgetragen hatte, klopfte er ihm lachend auf die Schulter: „Ei was, der Binnenweg iſt breit genug; Gott tröſt' den Deichgrafen, ſollt' er ſich auch noch um die Entenſtälle kümmern!"

Hauke fiel es aufs Herz, daß er die Alte mit ihren jungen Enten den Ratten ſollte preisgegeben haben, und er ließ ſich mit dem Einwand abfinden. „Aber unſ' Weerth," begann er wieder, „es thät' wohl Dem und Jenem ein kleiner Zwicker gut, und wollet Ihr ihn nicht ſelber greifen, ſo zwicket den Gevollmächtigten, der auf die Deichordnung paſſen ſoll!"

„Wie, was ſagt der Junge?" und der Deichgraf ſetzte ſich vollends auf, und Elke ließ ihren künſtlichen Strumpf ſinken und wandte das Ohr hinüber.

„Ja, unſ' Weerth," fuhr Hauke fort, „Ihr habt doch ſchon die Frühlingsſchau gehalten; aber trotzdem hat Peter Janſen auf ſeinem Stück das Unkraut auch noch heute nicht gebuſcht; im Sommer werden die Stieglitzer da wieder luſtig um die rothen Diſtelblumen ſpielen! Und dicht daneben, ich weiß nicht, wem's gehört, iſt an der Außenſeite eine ganze Wiege in dem Deich; bei ſchön Wetter liegt es immer voll von kleinen Kindern, die ſich darin wälzen; aber — Gott bewahr' uns vor Hochwaſſer!"

Die Augen des alten Deichgrafen waren immer größer geworden.

„Und dann" — ſagte Hauke wieder.

„Was dann noch, Junge?" frug der Deichgraf; „biſt Du noch nicht fertig?" und es klang, als ſei der Rede ſeines Kleinknechts ihm ſchon zu viel geworden.

„Ja, dann, unſ' Weerth," ſprach Hauke weiter; „Ihr kennt die dicke Vollina, die Tochter vom Gevollmächtigten Harders, die immer ihres Vaters Pferde aus der Fenne holt, — wenn ſie nur eben mit ihren runden Waden auf der alten gelben Stute ſitzt, hü hopp? ſo geht's allemal ſchräg an der Doſſirung den Deich hinan!"

Hauke bemerkte erſt jetzt, daß Elke ihre klugen Augen auf ihn gerichtet hatte und leiſe ihren Kopf ſchüttelte.

Er ſchwieg; aber ein Fauſtſchlag, den der Alte auf den Tiſch that, dröhnte ihm in die Ohren, „da ſoll das Wetter dreinſchlagen!" rief er, und Hauke erſchrak beinahe über die Bärenſtimme, die plötzlich hier hervorbrach: „Zur Brüche! Notir' mir das dicke Menſch zur Brüche, Hauke! Die Dirne hat mir im letzten Sommer drei junge Enten weggefangen! Ja, ja, notir' nur," wiederholte er, als Hauke zögerte; „ich glaub' ſogar, es waren vier!"

„Ei, Vater," ſagte Elke, „war's nicht die Otter, die die Enten nahm?"

„Eine große Otter!" rief der Alte ſchnaufend; „werd' doch die dicke Vollina und eine Otter auseinander kennen! Nein, nein, vier Enten, Hauke — Aber was Du im Uebrigen ſchwatzeſt, der Herr Oberdeichgraf und ich, nachdem wir zuſammen in meinem Hauſe hier gefrühſtückt hatten, ſind im Frühjahr an Deinem Unkraut und an Deiner

Wiege vorbeigefahren und haben's doch nicht ſehen können. Ihr Beide aber," und er nickte ein paar Mal bedeutſam gegen Hauke und ſeine Tochter, „danket Gott, daß Ihr nicht Deichgraf ſeid! Zwei Augen hat man nur, und mit hundert ſoll man ſehen. — — Nimm nur die Rechnungen über die Beſtickungsarbeiten, Hauke, und ſieh ſie nach; die Kerls rechnen oft zu liederlich!"

Dann lehnte er ſich wieder in ſeinen Stuhl zurück, ruckte den ſchweren Körper ein paar Mal, und überließ ſich bald dem ſorgenloſen Schlummer.

Dergleichen wiederholte ſich an manchem Abend. Hauke hatte ſcharfe Augen und unterließ es nicht, wenn ſie beiſammenſaßen, das Eine oder Andre von ſchädlichem Thun oder Unterlaſſen in Deichſachen dem Alten vor die Augen zu rücken, und da dieſer ſie nicht immer ſchließen konnte, ſo kam unverſehens ein lebhafterer Geſchäftsgang in die Verwaltung, und die, welche früher im alten Schlendrian fortgeſündigt hatten und jetzt unerwartet ihre frevlen oder faulen Finger geklopft fühlten, ſahen ſich unwillig und verwundert um, woher die Schläge denn gekommen ſeien. Und Ole, der Großknecht, ſäumte nicht, möglichſt weit die Offenbarung zu verbreiten und dadurch gegen Hauke und ſeinen Vater, der doch die Mitſchuld tragen mußte, in dieſen Kreiſen einen Widerwillen zu erregen; die Andern aber, welche nicht getroffen waren, oder denen es um die Sache ſelbſt zu thun war, lachten und hatten ihre Freude, daß der Junge den Alten doch einmal etwas in Trab gebracht habe. „Schad' nur,“ ſagten ſie, „daß der Bengel nicht den gehörigen Klei unter den Füßen hat; das gäbe ſpäter ſonſt einmal wieder einen Deichgrafen, wie vordem ſie da geweſen ſind; aber die paar Demath ſeines Alten, die thäten's denn doch nicht!“

Als im nächſten Herbſt der Herr Amtmann und Oberdeichgraf zur Schauung kam, ſah er ſich den alten Tede Volkerts von oben bis unten an, während dieſer ihn zum Frühſtück nöthigte. „Wahrhaftig, Deichgraf,“ ſagte er, „ich dacht's mir ſchon, Ihr ſeid in der That um ein Halbſtieg Jahre jünger geworden; Ihr habt mir diesmal mit all' Euern Vorſchlägen warm gemacht; wenn wir mit alledem nur heute fertig werden!“

„Wird ſchon, wird ſchon, geſtrenger Herr Oberdeichgraf," erwiderte der Alte ſchmunzelnd; „der Gansbraten da wird ſchon die Kräfte ſtärken! Ja, Gott ſei Dank, ich bin noch allezeit friſch und munter!" Er ſah ſich in der Stube um, ob auch nicht etwa Hauke um die Wege ſei; dann ſetzte er in würdevoller Ruhe noch hinzu: „So hoffe ich zu Gott, noch meines Amtes ein paar Jahre in Segen warten zu können."

„Und darauf, lieber Deichgraf," erwiderte ſein Vorgeſetzter ſich erhebend, „wollen wir dieſes Glas zuſammen trinken!"

Elke, die das Frühſtück beſtellt hatte, ging eben, während die Gläſer an einander klangen, mit leiſem Lachen aus der Stubenthür. Dann holte ſie eine Schüſſel Abfall aus der Küche und ging durch den Stall, um es vor der Außenthür dem Federvieh vorzuwerfen. Im Stall ſtand Hauke Haien und ſteckte den Kühen, die man der argen Witterung wegen ſchon jetzt hatte heraufnehmen müſſen, mit der Furke Heu in ihre Raufen. Als er aber das Mädchen kommen ſah, ſtieß er die Furke auf den Grund. „Nu, Elke!" ſagte er.

Sie blieb ſtehen und nickte ihm zu: „Ja, Hauke; aber eben hätteſt Du drinnen ſein müſſen!"

„Meinſt Du? Warum denn, Elke?"

„Der Herr Oberdeichgraf hat den Wirth gelobt!"

— „Den Wirth? Was thut das mir?"

„Nein, ich mein', den Deichgrafen hat er gelobt!" Ein dunkles Roth flog über das Geſicht des jungen Menſchen: „Ich weiß wohl," ſagte er, „wohin Du damit ſegeln willſt!"

„Werd' nur nicht roth, Hauke; Du warſt es ja doch eigentlich, den der Oberdeichgraf lobte!"

Hauke ſah ſie mit halbem Lächeln an. „Auch Du doch, Elke!" ſagte er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf: „Nein, Hauke; als ich allein der Helfer war, da wurden wir nicht gelobt. Ich kann ja auch nur rechnen; Du aber ſiehſt draußen Alles, was der Deichgraf doch wohl ſelber ſehen ſollte; Du haſt mich ausgeſtochen!"

„Ich hab' das nicht gewollt, Dich am mindſten," ſagte Hauke zaghaft, und er ſtieß den Kopf einer Kuh zur Seite: „Komm', Rothbunt, friß mir nicht die Furke auf, Du ſollſt ja Alles haben!"

„Denk' nur nicht, daß mir's leid thut, Hauke," ſagte nach kurzem Sinnen das Mädchen; „das iſt ja Mannesſache?"

Da ſtreckte Hauke ihr den Arm entgegen: „Elke, gib mir die Hand darauf!“

Ein tiefes Roth ſchoß unter die dunkeln Brauen des Mädchens. „Warum? Ich lüg' ja nicht!“ rief ſie.

Hauke wollte antworten; aber ſie war ſchon zum Stall hinaus, und er ſtand mit ſeiner Furke in der Hand und hörte nur, wie draußen die Enten und Hühner um ſie ſchnatterten und krähten.

Es war im Januar von Hauke's drittem Dienſtjahre, als ein Winterfeſt gehalten werden ſollte; „Eisboſeln“ nennen ſie es hier. Ein ſtändiger Froſt hatte beim Ruhen der Küſtenwinde alle Gräben zwiſchen den Fennen mit einer feſten ebenen Kryſtallfläche belegt, ſo daß die zerſchnittenen Landſtücke nun eine weite Bahn für das Werfen der kleinen mit Blei ausgegoſſenen Holzkugeln bildeten, womit das Ziel erreicht werden ſollte. Tag aus, Tag ein wehte ein leichter Nordoſt: Alles war ſchon in Ordnung; die Geeſtleute in dem zu Oſten über der Marſch belegenen Kirchdorf, die im vorigen Jahre geſiegt hatten, waren zum Wettkampf gefordert und hatten angenommen; von jeder Seite waren neun Werfer aufgeſtellt; auch der Obmann und die Kret'ler waren gewählt. Zu letzteren, die bei Streitfällen über einen zweifelhaften Wurf mit einander zu verhandeln hatten, wurden allezeit Leute genommen, die ihre Sache ins beſte Licht zu rücken verſtanden, am liebſten Burſchen, die außer geſundem Menſchenverſtand auch noch ein luſtig Mundwerk hatten. Dazu gehörte vor allen Ole Peters, der Großknecht des Deichgrafen. „Werft nur wie die Teufel," ſagte er; „das Schwatzen thu ich ſchon umſonſt!"

Es war gegen Abend vor dem Feſttag; in der Nebenſtube des Kirchſpielkruges droben auf der Geeſt war eine Anzahl von den Werfern erſchienen, um über die Aufnahme einiger zuletzt noch Angemeldeten zu beſchließen. Hauke Haien war auch unter dieſen; er hatte erſt nicht wollen, obſchon er ſeiner wurfgeübten Arme ſich wohl bewußt war; aber er fürchtete durch Ole Peters, der einen Ehrenpoſten in dem Spiel bekleidete, zurückgewieſen zu werden; die Niederlage wollte er ſich ſparen. Aber Elke hatte ihm noch in der elften Stunde den Sinn gewandt: „Er wird's nicht wagen, Hauke," hatte ſie geſagt; „er iſt ein Tagelöhnerſohn; Dein Vater hat Kuh und Pferd und iſt dazu der klügſte Mann im Dorf!“

„Aber, wenn er's dennoch fertig bringt?“

Sie ſah ihn halb lächelnd aus ihren dunkeln Augen an. „Dann,“ ſagte ſie, „ſoll er ſich den Mund wiſchen, wenn er Abends mit ſeines Wirths Tochter zu tanzen denkt!“ — Da hatte Hauke ihr muthig zugenickt.

Nun ſtanden die jungen Leute, die noch in das Spiel hineinwollten, frierend und fußtrampelnd vor dem Kirchſpielskrug und ſahen nach der Spitze des aus Felsblöcken gebauten Kirchthurms hinauf, neben dem das Krughaus lag. Des Paſtors Tauben, die ſich im Sommer auf den Feldern des Dorfes nährten, kamen eben von den Höfen und Scheuern der Bauern zurück, wo ſie ſich jetzt ihre Körner geſucht hatten und verſchwanden unter den Schindeln des Thurmes, hinter welchen ſie ihre Neſter hatten; im Weſten über dem Haf ſtand ein glühendes Abendroth.

„Wird gut Wetter morgen!“ ſagte der eine der jungen Burſchen und begann heftig auf und ab zu wandern; „aber kalt! kalt!“ Ein zweiter, als er keine Taube mehr fliegen ſah, ging in das

Haus und ſtellte ſich horchend neben die Thür der Stube, aus der jetzt ein lebhaftes Durcheinander-Reden herausſcholl; auch des Deichgrafen Kleinknecht war neben ihn getreten. „Hör', Hauke," ſagte er zu dieſem; „nun ſchreien ſie um Dich!" und deutlich hörte man von drinnen Ole Peters knarrende Stimme: „Kleinknechte und Jungens gehören nicht dazu!"

„Komm," flüſterte der Andere und ſuchte Hauke am Rockärmel an die Stubenthür zu ziehen, „hier kannſt Du lernen, wie hoch ſie Dich taxiren!"

Aber Hauke riß ſich los und ging wieder vor das Haus: „Sie haben uns nicht ausgeſperrt, damit wir's hören ſollen!" rief er zurück.

Vor dem Hauſe ſtand der Dritte der Angemeldeten. „Ich fürcht', mit mir hat's einen Haken," rief er ihm entgegen; „ich hab' kaum achtzehn Jahre; wenn ſie nur den Taufſchein nicht verlangen! Dich, Hauke, wird Dein Großknecht ſchon herauskreteln!"

„Ja, heraus!" brummte Hauke und ſchleuderte mit dem Fuße einen Stein über den Weg; „nur nicht hinein!"

Der Lärm in der Stube wurde ſtärker; dann allmälig trat eine Stille ein; die draußen hörten wieder den leiſen Nordoſt, der ſich oben an der Kirchthurmſpitze brach. Der Horcher trat wieder zu ihnen. „Wen hatten ſie da drinnen?“ frug der Achtzehnjährige.

„Den da!“ ſagte Jener und wies auf Hauke; „Ole Peters wollte ihn zum Jungen machen; aber Alle ſchrieen dagegen. „Und ſein Vater hat Vieh und Land,“ ſagte Jeß Hanſen; „Ja, Land“, rief Ole Peters, „das man auf dreizehn Karren wegfahren kann?“ — Zuletzt kam Ole Henſen: „Still da!“ ſchrie er; „ich will's Euch lehren: ſagt nur, wer iſt der erſte Mann im Dorf?“ Da ſchwiegen ſie erſt und ſchienen ſich zu beſinnen; dann ſagte eine Stimme: „Das iſt doch wohl der Deichgraf!“ Und alle Andern riefen: „Nun ja; unſerthalb der Deichgraf!“ — „Und wer iſt denn der Deichgraf?“ rief Ole Henſen wieder; „aber nun bedenkt Euch recht!“ — — Da begann Einer leis zu lachen, und dann wieder Einer, bis zuletzt nichts in der Stube war, als lauter Lachen. „Nun, ſo ruft ihn;“ ſagte Ole Henſen; „Ihr wollt doch nicht den Deichgrafen von der Thür ſtoßen!“ Ich glaub', ſie lachen noch; aber Ole Peters Stimme war nicht mehr zu hören!“ ſchloß der Burſche ſeinen Bericht.

Faſt in demſelben Augenblicke wurde drinnen im Hauſe die Stubenthür aufgeriſſen, und: „Hauke! Hauke Haien!“ rief es laut und fröhlich in die kalte Nacht hinaus.

Da trabte Hauke in das Haus und hörte nicht mehr, wer denn der Deichgraf ſei; was in ſeinem Kopfe brütete, hat indeſſen Niemand wohl erfahren.

— — Als er nach einer Weile ſich dem Hauſe ſeiner Herrſchaft nahte, ſah er Elke drunten am Heck der Auffahrt ſtehen; das Mondlicht ſchimmerte über die unermeßliche weiß bereifte Weidefläche. „Stehſt Du hier, Elke?“ frug er.

Sie nickte nur: „Was iſt geworden?“ ſagte ſie; „hat er's gewagt?“

— „Was ſollt' er nicht!“

„Nun, und?“

— „Ja, Elke; ich darf es morgen doch verſuchen!“

„Gute Nacht, Hauke!“ Und ſie lief flüchtig die Werfte hinan und verſchwand im Hauſe.

Langſam folgte er ihr.

Auf der weiten Weidefläche, die ſich zu Norden an der Landſeite des Deiches entlang zog, ſah man am Nachmittag darauf eine dunkle Menſchenmaſſe bald unbeweglich ſtille ſtehen, bald, nachdem zweimal eine hölzerne Kugel aus derſelben über den durch die Tagesſonne jetzt von Reif befreiten Boden hingeflogen war, abwärts von den hinter ihr liegenden langen und niedrigen Häuſern allmälig weiter rücken; die Parteien der Eisbosler in der Mitte, umgeben von Alt und Jung, was mit ihnen, ſei es in jenen Häuſern oder in denen droben auf der Geeſt Wohnung oder Verbleib hatte; die älteren Männer in langen Röcken, bedächtig aus kurzen Pfeifen rauchend, die Weiber in Tüchern und Jacken, auch wohl Kinder an den Händen ziehend oder auf den Armen tragend. Aus den gefrorenen Gräben, welche allmälig überſchritten wurden, funkelte durch die ſcharfen Schilfſpitzen der bleiche Schein der Nachmittagsſonne, es fror mächtig; aber das Spiel ging unabläſſig vorwärts, und Aller Augen verfolgten immer wieder die fliegende Kugel; denn an ihr hing heute für das ganze Dorf die Ehre des Tages. Der Kret'ler der Parteien trug hier einen weißen, bei den Geeſtleuten einen ſchwarzen Stab mit eiſerner Spitze; wo die Kugel ihren Lauf geendet hatte, wurde dieſer, je nachdem, unter ſchweigender Anerkennung oder dem Hohngelächter der Gegenpartei in den gefrorenen Boden eingeſchlagen, und weſſen Kugel zuerſt das Ziel erreichte, der hatte für ſeine Partei das Spiel gewonnen.

Geſprochen wurde von all den Menſchen wenig; nur wenn ein Capitalwurf geſchah, hörte man wohl einen Ruf der jungen Männer oder Weiber; oder von den Alten einer nahm ſeine Pfeife aus dem Mund und klopfte damit unter ein paar guten Worten den Werfer auf die Schulter: „Das war ein Wurf, ſagte Zacharias und warf ſein Weib aus der Luke!“ oder: „So warf Dein Vater auch; Gott tröſt' ihn in der Ewigkeit!“ oder was ſie ſonſt für Gutes ſagten.

Bei ſeinem erſten Wurfe war das Glück nicht mit Hauke geweſen: als er eben den Arm hinten ausſchwang, um die Kugel fortzuſchleudern, war eine Wolke von der Sonne fortgezogen, die ſie vorhin bedeckt hatte, und dieſe traf mit ihrem vollen Strahl in ſeine Augen; der Wurf wurde zu kurz, die Kugel fiel auf einen Graben und blieb im Bummeis ſtecken.

„Gilt nicht! Gilt nicht! Hauke, noch einmal," riefen ſeine Partner.

Aber der Kret'ler der Geeſtleute ſprang dagegen auf: „Muß wohl gelten; geworfen iſt geworfen!"

„Ole! Ole Peters!" ſchrie die Marſchjugend. „Wo iſt Ole? Wo, zum Teufel, ſteckt er?"

Aber er war ſchon da: „Schreit nur nicht ſo! Soll Hauke wo geflickt werden! Ich dacht's mir ſchon."

— „Ei was! Hauke muß noch einmal werfen; nun zeig', daß Du das Maul am rechten Fleck haſt!"

„Das hab' ich ſchon!" rief Ole und trat dem Geeſt-Kret'ler gegenüber und redete einen Haufen Gallimathias auf einander. Aber die Spitzen und Schärfen, die ſonſt aus ſeinen Worten blitzten, waren diesmal nicht dabei. Ihm zur Seite ſtand das Mädchen mit den Räthſelbrauen und ſah ſcharf aus zornigen Augen auf ihn hin; aber reden durfte ſie nicht; denn die Frauen hatten keine Stimme in dem Spiel.

„Du leierſt Unſinn," rief der andere Kret'ler, „weil Dir der Sinn nicht dienen kann! Sonne, Mond und Sterne ſind für uns Alle gleich und allezeit am Himmel; der Wurf war ungeſchickt, und alle ungeſchickten Würfe gelten!“

So redeten ſie noch eine Weile gegen einander; aber das Ende war, daß nach Beſcheid des Obmanns Hauke ſeinen Wurf nicht wiederholen durfte.

„Vorwärts!“ riefen die Geeſtleute, und ihr Kret'ler zog den ſchwarzen Stab aus dem Boden, und der Werfer trat auf ſeinen Nummer-Ruf dort an und ſchleuderte die Kugel vorwärts. Als der Großknecht des Deichgrafen dem Wurfe zuſehen wollte, hatte er an Elke Volkerts vorbei müſſen: „Wem zu Liebe ließeſt Du heut' Deinen Verſtand zu Hauſe?“ raunte ſie ihm zu.

Da ſah er ſie faſt grimmig an, und aller Spaß war aus ſeinem breiten Geſichte verſchwunden. „Dir zu Lieb!“ ſagte er; „Denn Du haſt Deinen auch vergeſſen!“

„Geh' nur; ich kenne Dich, Ole Peters!“ erwiderte das Mädchen ſich hoch aufrichtend; er aber kehrte den Kopf ab und that, als habe er das nicht gehört.

Und das Spiel und der ſchwarze und der weiße Stab gingen weiter. Als Hauke wieder am Wurf war, flog ſeine Kugel ſchon ſo weit, daß das Ziel, die große weiß gekalkte Tonne, klar in Sicht kam. Er war jetzt ein feſter junger Kerl, und Mathematik und Wurfkunſt hatte er täglich während ſeiner Knabenzeit getrieben. „Oho, Hauke!“ rief es aus dem Haufen; „das war ja, als habe der Erzengel Michael ſelbſt geworfen!“ Eine alte Frau mit Kuchen und Branntwein drängte ſich durch den Haufen zu ihm; ſie ſchenkte ein Glas voll und bot es ihm: „Komm,“ ſagte ſie, „wir wollen uns vertragen: das heut' iſt beſſer, als da Du mir die Katze todtſchlugſt!“ Als er ſie anſah, erkannte er, daß es Trien' Jans war. „Ich dank' Dir, Alte,“ ſagte er; „aber ich trink' das nicht.“ Er griff in ſeine Taſche und drückte ihr ein friſchgeprägtes Markſtück in die Hand: „Nimm das und trink' ſelber das Glas aus, Trien'; ſo haben wir uns vertragen!“

„Haſt recht, Hauke!“ erwiderte die Alte, indem ſie ſeiner Anweiſung folgte; „haſt recht; das iſt auch beſſer für ein altes Weib, wie ich!“

„Wie geht's mit Deinen Enten?“ rief er ihr noch nach, als ſie ſich ſchon mit ihrem Korbe fortmachte; aber ſie ſchüttelte nur den Kopf, ohne ſich umzuwenden, und patſchte mit ihren alten

Händen in die Luft. „Nichts, nichts, Hauke; da ſind zu viele Ratten in Euren Gräben; Gott tröſt' mich; man muß ſich anders nähren!" Und ſomit drängte ſie ſich in den Menſchenhaufen und bot wieder ihren Schnaps und ihre Honigkuchen an.

Die Sonne war endlich ſchon hinter den Deich hinabgeſunken; ſtatt ihrer glimmte ein rothvioletter Schimmer empor; mitunter flogen ſchwarze Krähen vorüber und waren auf Augenblicke wie vergoldet, es wurde Abend. Auf den Fennen aber rückte der dunkle Menſchentrupp noch immer weiter von den ſchwarzen ſchon fern liegenden Häuſern nach der Tonne zu; ein beſonders tüchtiger Wurf mußte ſie jetzt erreichen können. Die Marſchleute waren an der Reihe; Hauke ſollte werfen.

Die kreidige Tonne zeichnete ſich weiß in dem breiten Abendſchatten, der jetzt von dem Deiche über die Fläche fiel. „Die werdet Ihr uns diesmal wohl noch laſſen!" rief einer von den Geeſtleuten; denn es ging ſcharf her; ſie waren um mindeſtens ein halb Stieg Fuß im Vortheil.

Die hagere Geſtalt des Genannten trat eben aus der Menge; die grauen Augen ſahen aus dem langen Frieſengeſicht vorwärts nach der Tonne; in der herabhängenden Hand lag die Kugel.

„Der Vogel iſt Dir wohl zu groß,“ hörte er in dieſem Augenblicke Ole Peters Knarrſtimme dicht vor ſeinen Ohren: „Sollen wir ihn um einen grauen Topf vertauſchen?“

Hauke wandte ſich und blickte ihn mit feſten Augen an: „Ich werfe für die Marſch!“ ſagte er. „Wohin gehörſt denn Du?“

„Ich denke, auch dahin; Du wirfſt doch wohl für Elke Volkerts!“

„Beiſeit!“ ſchrie Hauke und ſtellte ſich wieder in Poſitur. Aber Ole drängte mit dem Kopf noch näher auf ihn zu. Da plötzlich, bevor noch Hauke ſelber etwas dagegen unternehmen konnte, packte den Zudringlichen eine Hand und riß ihn rückwärts, daß der Burſche gegen ſeine lachenden Kameraden taumelte. Es war keine große Hand geweſen, die das gethan hatte; denn als Hauke flüchtig den Kopf wandte, ſah er neben ſich Elke Volkerts ihren Aermel zurecht zupfen, und die dunkeln Brauen ſtanden ihr wie zornig in dem heißen Antlitz.

Da flog es wie eine Stahlkraft in Hauke's

Arm; er neigte ſich ein wenig, er wiegte die Kugel ein paarmal in der Hand; dann holte er aus, und eine Todesſtille war auf beiden Seiten; alle Augen folgten der fliegenden Kugel, man hörte ihr Sauſen, wie ſie die Luft durchſchnitt; plötzlich, ſchon weit vom Wurfplatz, verdeckten ſie die Flügel einer Silbermöve, die ihren Schrei ausſtoßend vom Deich herüber kam; zugleich aber hörte man es in der Ferne an die Tonne klatſchen. „Hurrah für Hauke!“ riefen die Marſchleute und lärmend ging es durch die Menge: „Hauke! Hauke Haien hat das Spiel gewonnen!“

Der aber, da ihn Alle dicht umdrängten, hatte ſeitwärts nur nach einer Hand gegriffen; auch da ſie wieder riefen: „Was' ſtehſt Du, Hauke? Die Kugel liegt ja in der Tonne!“ nickte er nur und ging nicht von der Stelle; erſt als er fühlte, daß ſich die kleine Hand feſt an die ſeine ſchloß, ſagte er: „Ihr mögt ſchon recht haben; ich glaube auch, ich hab' gewonnen!“

Dann ſtrömte der ganze Trupp zurück, und Elke und Hauke wurden getrennt und von der Menge auf den Weg zum Kruge fortgeriſſen, der an des Deichgrafen Werfte nach der Geeſt hinausbog. Hier aber entſchlüpften Beide dem Gedränge, und während Elke auf ihre Kammer ging, ſtand Hauke hinten vor der Stallthür auf der Werfte und ſah, wie der dunkle Menſchentrupp allmälig nach dort hinaufwanderte, wo im Kirchſpielskrug ein Raum für die Tanzenden bereit ſtand. Das Dunkel breitete ſich allmälig über die weite Gegend; es wurde immer ſtiller um ihn her, nur hinter ihm im Stalle regte ſich das Vieh; oben von der Geeſt her glaubte er ſchon das Pfeifen der Clarinetten aus dem Kruge zu vernehmen. Da hörte er um die Ecke des Hauſes das Rauſchen eines Kleides, und kleine feſte Schritte gingen den Fußſteig hinab, der durch die Fennen nach der Geeſt hinaufführte. Nun ſah er auch im Dämmer die Geſtalt dahinſchreiten und ſah, daß es Elke war; ſie ging auch zum Tanze nach dem Krug. Das Blut ſchoß ihm in den Hals hinauf; ſollte er ihr nicht nachlaufen und mit ihr gehen? Aber Hauke war kein Held den Frauen gegenüber; mit dieſer Frage ſich beſchäftigend blieb er ſtehen, bis ſie im Dunkel ſeinem Blick entſchwunden war.

Dann, als die Gefahr ſie einzuholen vorüber war, ging auch er denſelben Weg, bis er droben den Krug bei der Kirche erreicht hatte, und das Schwatzen und Schreien der vor dem Hauſe und auf dem Flur ſich Drängenden und das Schrillen der Geigen und Clarinetten betäubend ihn umrauſchte. Unbeachtet drückte er ſich in den „Gildeſaal"; er war nicht groß und ſo voll, daß man kaum einen Schritt weit vor ſich hinſehen konnte. Schweigend ſtellte er ſich an den Thürpfoſten und blickte in das unruhige Gewimmel; die Menſchen kamen ihm wie Narren vor; er hatte auch nicht zu ſorgen, daß Jemand noch an den Kampf des Nachmittages dachte, und wer vor einer Stunde erſt das Spiel gewonnen hatte; jeder ſah nur auf ſeine Dirne und drehte ſich mit ihr im Kreis herum. Seine Augen ſuchten nur die Eine, und endlich — dort! Sie tanzte mit ihrem Vetter, dem jungen Deichgevollmächtigten; aber ſchon ſah er ſie nicht mehr; nur andere Dirnen aus Marſch und Geeſt, die ihn nicht kümmerten. Dann ſchnappten Violinen und Clarinetten plötzlich ab, und der Tanz war zu Ende; aber gleich begann auch ſchon ein anderer. Hauke flog es durch den Kopf, ob denn Elke ihm auch Wort halten, ob ſie nicht mit Ole Peters ihm vorbeitanzen werde. Faſt hätte er einen Schrei bei dem Gedanken ausgeſtoßen; dann — — ja, was wollte er dann? Aber ſie ſchien bei dieſem Tanze gar nicht mitzuhalten, und endlich ging auch der zu Ende, und ein anderer, ein Zweitritt, der eben erſt hier in die Mode gekommen war, folgte. Wie raſend ſetzte die Muſik ein, die jungen Kerle ſtürzten zu den Dirnen, die Lichter an den Wänden flirrten. Hauke reckte ſich faſt den Hals aus, um die Tanzenden zu erkennen; und dort, im dritten Paare, das war Ole Peters; aber wer war die Tänzerin? Ein breiter Marſchburſche ſtand vor ihr und deckte ihr Geſicht! Doch der Tanz raſ'te weiter, und Ole mit ſeiner Partnerin drehte ſich heraus; „Vollina! Vollina Harders!“ rief Hauke faſt laut und ſeufzte dann gleich wieder erleichtert auf. Aber wo blieb Elke? Hatte ſie keinen Tänzer, oder hatte ſie alle ausgeſchlagen, weil ſie nicht mit Ole hatte tanzen wollen? — Und die Muſik ſetzte wieder ab, und ein neuer Tanz begann; aber wieder ſah er Elke nicht! Doch dort kam Ole, noch immer die dicke Vollina in den Armen! „Nun, nun,“ ſagte Hauke; „da wird Jeß Harders mit ſeinen fünfundzwanzig Demath auch wohl bald aufs Altentheil müſſen! — Aber wo iſt Elke?“

Er verließ ſeinen Thürpfoſten und drängte ſich weiter in den Saal hinein; da ſtand er plötzlich vor ihr, die mit einer älteren Freundin in einer Ecke ſaß. „Hauke!“ rief ſie, mit ihrem ſchmalen Antlitz zu ihm aufblickend; „biſt Du hier? Ich ſah Dich doch nicht tanzen!“

„Ich tanzte auch nicht,“ erwiderte er.

— „Weshalb nicht, Hauke?“ und ſich halb erhebend, ſetzte ſie hinzu: „Willſt Du mit mir tanzen? Ich hab' es Ole Peters nicht gegönnt; der kommt nicht wieder!“

Aber Hauke machte keine Anſtalt: „Ich danke, Elke,“ ſagte er; „ich verſtehe das nicht gut genug; ſie könnten über Dich lachen; und dann . . .“ er ſtockte plötzlich und ſah ſie nur aus ſeinen grauen Augen herzlich an, als ob er's ihnen überlaſſen müſſe, das Uebrige zu ſagen.

„Was meinſt Du, Hauke?“ frug ſie leiſe.

— „Ich mein', Elke, es kann ja doch der Tag nicht ſchöner für mich ausgeh'n, als er's ſchon gethan hat.“

„Ja,“ ſagte ſie, „Du haſt das Spiel gewonnen.“

„Elke!“ mahnte er kaum hörbar.

Da ſchlug ihr eine heiße Lohe in das Angeſicht: „Geh!“ ſagte ſie; „was willſt Du?“ und ſchlug die Augen nieder.

Als aber die Freundin jetzt von einem Burſchen zum Tanze fortgezogen wurde, ſagte Hauke lauter: „Ich dachte, Elke, ich hätt' was Beſſeres gewonnen!“

Noch ein paar Augenblicke ſuchten ihre Augen auf dem Boden; dann hob ſie ſie langſam, und ein Blick, mit der ſtillen Kraft ihres Weſens, traf in die ſeinen, der ihn wie Sommerluft durchſtrömte. „Thu', wie Dir ums Herz iſt, Hauke!“ ſprach ſie; „wir ſollten uns wohl kennen!“

Elke tanzte an dieſem Abend nicht mehr, und als Beide dann nach Hauſe gingen, hatten ſie ſich Hand in Hand gefaßt; aus der Himmelshöhe funkelten die Sterne über der ſchweigenden Marſch; ein leichter Oſtwind wehte und brachte ſtrenge Kälte; die Beiden aber gingen, ohne viel Tücher und Umhang, dahin, als ſei es plötzlich Frühling worden.

* * *

Hauke hatte ſich auf ein Ding beſonnen, deſſen paſſende Verwendung zwar in ungewiſſer

Zukunft lag, mit dem er ſich aber eine ſtille Feier zu bereiten gedachte. Deshalb ging er am nächſten Sonntag in die Stadt zum alten Goldſchmied Anderſen und beſtellte einen ſtarken Goldring. „Streckt den Finger her, damit wir meſſen!" ſagte der Alte und faßte ihm nach dem Goldfinger. „Nun," meinte er, „der iſt nicht gar ſo dick, wie ſie bei Euch Leuten ſonſt zu ſein pflegen!" Aber Hauke ſagte: „Meſſet lieber am kleinen Finger!" und hielt ihm den entgegen.

Der Goldſchmied ſah ihn etwas verdutzt an; aber was kümmerten ihn die Einfälle der jungen Bauernburſchen: „Da werden wir ſchon ſo einen unter den Mädchenringen haben!" ſagte er, und Hauke ſchoß das Blut durch beide Wangen. Aber der kleine Goldring paßte auf ſeinen kleinen Finger, und er nahm ihn haſtig und bezahlte ihn mit blankem Silber; dann ſteckte er ihn unter lautem Herzklopfen, und als ob er einen feierlichen Act begehe, in die Weſtentaſche. Dort trug er ihn ſeitdem an jedem Tage mit Unruhe und doch mit Stolz, als ſei die Weſtentaſche nur dazu da, um einen Ring darin zu tragen.

Er trug ihn ſo über Jahr und Tag, ja der

Ring mußte ſogar aus dieſer noch in eine neue Weſtentaſche wandern; die Gelegenheit zu ſeiner Befreiung hatte ſich noch immer nicht ergeben wollen. Wohl war's ihm durch den Kopf geflogen, nur graden Wegs vor ſeinen Wirth hinzutreten; ſein Vater war ja doch auch ein Eingeſeſſener! Aber wenn er ruhiger wurde, dann wußte er wohl, der alte Deichgraf würde ſeinen Kleinknecht ausgelacht haben. Und ſo lebten er und des Deichgrafen Tochter neben einander hin; auch ſie in mädchenhaftem Schweigen, und Beide doch, als ob ſie allzeit Hand in Hand gingen.

Ein Jahr nach jenem Winterfeſttag hatte Ole Peters ſeinen Dienſt gekündigt und mit Vollina Harders Hochzeit gemacht; Hauke hatte recht gehabt: der Alte war auf Altentheil gegangen, und ſtatt der dicken Tochter ritt nun der muntere Schwiegerſohn die gelbe Stute in die Fenne und, wie es hieß, rückwärts allzeit gegen den Deich hinan. Hauke war Großknecht geworden, und ein Jüngerer an ſeine Stelle getreten; wohl hatte der Deichgraf ihn erſt nicht wollen aufrücken laſſen. „Kleinknecht iſt beſſer!“ hatte er gebrummt; „ich brauch' ihn hier bei meinen Büchern!“ Aber Elke hatte ihm vorgehalten: „dann geht auch Hauke, Vater!“ Da war dem Alten bange geworden, und Hauke war zum Großknecht aufgerückt, hatte aber trotz deſſen nach wie vor auch an der Deichgrafſchaft mitgeholfen.

Nach einem andern Jahr aber begann er gegen Elke davon zu reden, ſein Vater werde kümmerlich, und die paar Tage, die der Wirth ihn im Sommer in deſſen Wirthſchaft laſſe, thäten's nun nicht mehr; der Alte quäle ſich, er dürfe das nicht länger anſeh'n. — Es war ein Sommerabend; die beiden ſtanden im Dämmerſchein unter der großen Eſche vor der Hausthür. Das Mädchen ſah eine Weile ſtumm in die Zweige des Baumes hinauf; dann entgegnete ſie: „Ich hab's nicht ſagen wollen, Hauke; ich dachte, Du würdeſt ſelber wohl das Rechte treffen.“

„Ich muß dann fort aus Eurem Hauſe,“ ſagte er, „und kann nicht wiederkommen.“

Sie ſchwiegen eine Weile und ſahen in das Abendroth, das drüben hinterm Deiche in das Meer verſank. „Du mußt es wiſſen,“ ſagte ſie; „ich war heut' Morgen noch bei Deinem Vater und fand ihn in ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlafen;

die Reißfeder in der Hand, das Reißbrett mit einer halben Zeichnung lag vor ihm auf dem Tiſch; — und da er erwacht war und mühſam ein Viertelſtündchen mit mir geplaudert hatte, und ich nun gehen wollte, da hielt er mich ſo angſtvoll an der Hand zurück, als fürchte er, es ſei zum letzten Mal; aber . . .“

„Was aber, Elke?“ frug Hauke, da ſie fortzufahren zögerte.

Ein paar Thränen rannen über die Wangen des Mädchens. „Ich dachte nur an meinen Vater,“ ſagte ſie; „glaub' mir, es wird ihn ſchwer ankommen, Dich zu miſſen.“ Und als ob ſie zu dem Worte ſich ermannen müſſe, fügte ſie hinzu: „Mir iſt es oft, als ob auch er auf ſeine Todtenkammer rüſte.“

Hauke antwortete nicht; ihm war es plötzlich, als rühre ſich der Ring in ſeiner Taſche; aber noch bevor er ſeinen Unmuth über dieſe unwillkürliche Lebensregung unterdrückt hatte, fuhr Elke fort: „Nein, zürn' nicht, Hauke! Ich trau', Du wirſt auch ſo uns nicht verlaſſen!“

Da ergriff er eifrig ihre Hand, und ſie entzog ſie ihm nicht. Noch eine Weile ſtanden die jungen Menſchen in dem ſinkenden Dunkel bei einander, bis ihre Hände auseinanderglitten, und jedes ſeine Wege ging. — Ein Windſtoß fuhr empor und rauſchte durch die Eſchenblätter und machte die Läden klappern, die an der Vorderſeite des Hauſes waren; allmälig aber kam die Nacht, und Stille lag über der ungeheueren Ebene.

Durch Elke's Zuthun war Hauke von dem alten Deichgrafen ſeines Dienſtes entlaſſen worden, obgleich er ihm rechtzeitig nicht gekündigt hatte, und zwei neue Knechte waren jetzt im Hauſe. — Noch ein paar Monate weiter, dann ſtarb Tede Haien; aber bevor er ſtarb, rief er den Sohn an ſeine Lagerſtatt: „Setz' Dich zu mir, mein Kind," ſagte der Alte mit matter Stimme, „dicht zu mir! Du brauchſt Dich nicht zu fürchten; wer bei mir iſt, das iſt nur der dunkle Engel des Herrn, der mich zu rufen kommt."

Und der erſchütterte Sohn ſetzte ſich dicht an das dunkle Wandbett: „Sprecht Vater, was Ihr noch zu ſagen habt!"

„Ja, mein Sohn, noch Etwas," ſagte der Alte und ſtreckte ſeine Hände über das Deckbett.

„Als Du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienſt gingſt, da lag's in Deinem Kopf, das ſelbſt einmal zu werden. Das hatte mich angeſteckt, und ich dachte auch allmälig, Du ſeiſt der rechte Mann dazu. Aber Dein Erbe war für ſolch ein Amt zu klein — ich habe während Deiner Dienſtzeit knapp gelebt — ich dacht' es zu vermehren."

Hauke faßte heftig ſeines Vaters Hände, und der Alte ſuchte ſich aufzurichten, daß er ihn ſehen könne. „Ja, ja, mein Sohn," ſagte er, „dort in der oberſten Schublade der Schatulle liegt das Document. Du weißt, die alte Antje Wohlers hat eine Fenne von fünf und einem halben Demath; aber ſie konnte mit dem Miethgelde allein in ihrem krüppelhaften Alter nicht mehr durchfinden; da habe ich allzeit um Martini eine beſtimmte Summe, und auch mehr, wenn ich es hatte, dem armen Menſch gegeben; und dafür hat ſie die Fenne mir übertragen; es iſt Alles gerichtlich fertig. — — Nun liegt auch ſie am Tode; die Krankheit unſerer Marſchen, der Krebs, hat ſie befallen; Du wirſt nicht mehr zu zahlen brauchen!"

Eine Weile ſchloß er die Augen; dann ſagte er noch: „Es iſt nicht viel; doch haſt Du mehr dann, als Du bei mir gewohnt warſt. Mög' es Dir zu Deinem Erdenleben dienen!“

Unter den Dankesworten des Sohnes ſchlief der Alte ein. Er hatte nichts mehr zu beſorgen; und ſchon nach einigen Tagen hatte der dunkle Engel des Herrn ihm ſeine Augen für immer zugedrückt, und Hauke trat ſein väterliches Erbe an.

— — Am Tage nach dem Begräbniß kam Elke in deſſen Haus. „Dank, daß Du einguckſt, Elke!“ rief Hauke ihr als Gruß entgegen.

Aber ſie erwiderte: „Ich guck' nicht ein; ich will bei Dir ein wenig Ordnung ſchaffen, damit Du ordentlich in Deinem Hauſe wohnen kannſt! Dein Vater hat vor ſeinen Zahlen und Riſſen nicht viel um ſich geſehen, und auch der Tod ſchafft Wirrſal; ich will's Dir wieder ein wenig lebig machen!“

Er ſah aus ſeinen grauen Augen voll Vertrauen auf ſie hin: „So ſchaff' nur Ordnung!“ ſagte er; „ich hab's auch lieber.“

Und dann begann ſie aufzuräumen: das Reißbrett, das noch da lag, wurde abgeſtäubt und auf den Boden getragen; Reißfedern und Bleiſtift und Kreide ſorgfältig in einer Schatullen-Schublade weggeſchloſſen; dann wurde die junge Dienſtmagd zur Hülfe hereingerufen, und mit ihr das Geräthe der ganzen Stube in eine andere und beſſere Stellung gebracht, ſo daß es anſchien, als ſei dieſelbe nun heller und größer geworden. Lächelnd ſagte Elke: „das können nur wir Frauen!“ und Hauke, trotz ſeiner Trauer um den Vater, hatte mit glücklichen Augen zugeſehen; auch wohl ſelber, wo es nöthig war, geholfen.

Und als gegen die Dämmerung — es war zu Anfang des Septembers — Alles war, wie ſie es für ihn wollte, faßte ſie ſeine Hand und nickte ihm mit ihren dunkeln Augen zu: „Nun komm und iß bei uns zu Abend; denn meinem Vater hab' ich's verſprechen müſſen, Dich mitzubringen; wenn Du dann heimgehſt, kannſt Du ruhig in Dein Haus treten!“

Als ſie dann in die geräumige Wohnſtube des Deichgrafen traten, wo bei verſchloſſenen Läden ſchon die beiden Lichter auf dem Tiſche brannten, wollte dieſer aus ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe, aber mit ſeinem ſchweren Körper zurückſinkend, rief er nur ſeinem früheren Knecht entgegen: „Recht, recht, Hauke, daß Du Deine alten Freunde aufſuchſt! Komm nur näher, immer näher!“ Und als Hauke an ſeinen Stuhl getreten war, faßte er deſſen Hand mit ſeinen beiden runden Händen: „Nun, nun, mein Junge;“ ſagte er, „ſei nur ruhig jetzt; denn ſterben müſſen wir Alle, und Dein Vater war keiner von den Schlechtſten! — Aber Elke, nun ſorg', daß Du den Braten auf den Tiſch kriegſt; wir müſſen uns ſtärken! Es gibt viel Arbeit für uns, Hauke! Die Herbſtſchau iſt in Anmarſch; Deich- und Sielrechnungen haushoch; der neuliche Deichſchaden am Weſterkoog — ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht; aber Deiner, Gott Lob, iſt um ein gut Stück jünger; Du biſt ein braver Junge, Hauke!“

Und nach dieſer langen Rede, womit der Alte ſein ganzes Herz dargelegt hatte, ließ er ſich in ſeinen Stuhl zurückfallen und blinzelte ſehnſüchtig nach der Thür, durch welche Elke eben mit der Bratenſchüſſel hereintrat. Hauke ſtand lächelnd neben ihm. „Nun ſetz' Dich,“ ſagte der Deichgraf, „damit wir nicht unnöthig Zeit verſpillen; kalt ſchmeckt das nicht!“

Und Hauke ſetzte ſich; es ſchien ihm Selbſtverſtand, die Arbeit von Elke's Vater mitzuthun. Und als die Herbſtſchau dann gekommen war, und ein paar Monde mehr ins Jahr gingen, da hatte er freilich auch den beſten Theil daran gethan.“

* * *

Der Erzähler hielt inne und blickte um ſich. Ein Mövenſchrei war gegen das Fenſter geſchlagen, und draußen vom Hausflur aus wurde ein Trampeln hörbar, als ob einer den Klei von ſeinen ſchweren Stiefeln abtrete.

Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubenthür. „Was iſt?“ rief der Erſtere.

Ein ſtarker Mann, den Südweſter auf dem Kopf, war eingetreten. „Herr,“ ſagte er, „wir Beide haben es geſehen, Hans Nickels und ich: der Schimmelreiter hat ſich in den Bruch geſtürzt!“

„Wo ſaht Ihr das?“ frug der Deichgraf.

— „Es iſt ja nur die eine Wehle; in Janſens Fenne, wo der Hauke-Haienkoog beginnt.“

„Saht Ihr's nur einmal?“

— „Nur einmal; es war auch nur wie

Schatten; aber es braucht drum nicht das erſte Mal geweſen zu ſein.“

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Sie wollen entſchuldigen,“ ſagte er, ſich zu mir wendend, „wir müſſen draußen nachſehn, wo das Unheil hin will!“ Dann ging er mit dem Boten zur Thür hinaus; aber auch die übrige Geſellſchaft brach auf und folgte ihm.

Ich blieb mit dem Schullehrer allein in dem großen öden Zimmer; durch die unverhangenen Fenſter, welche nun nicht mehr durch die Rücken der davor ſitzenden Gäſte verdeckt wurden, ſah man frei hinaus, und wie der Sturm die dunklen Wolken über den Himmel jagte. Der Alte ſaß noch auf ſeinem Platze, ein überlegenes, faſt mitleidiges Lächeln auf ſeinen Lippen. „Es iſt hier zu leer geworden,“ ſagte er; „darf ich Sie zu mir auf mein Zimmer laden? Ich wohne hier im Hauſe; und glauben Sie mir, ich kenne die Wetter hier am Deich; für uns iſt nichts zu fürchten.“

Ich nahm das dankend an; denn auch mich wollte hier zu fröſteln anfangen, und wir ſtiegen unter Mitnahme eines Lichtes die Stiegen zu einer Giebelſtube hinauf, die zwar gleichfalls gegen Weſten hinauslag, deren Fenſter aber jetzt mit dunklen Wollteppichen verhangen waren. In einem Bücherregal ſah ich eine kleine Bibliothek, daneben die Porträte zweier alter Profeſſoren; vor einem Tiſche ſtand ein großer Ohrenlehnſtuhl. „Machen Sie ſich's bequem!“ ſagte mein freundlicher Wirth und warf einige Torf in den noch glimmenden kleinen Ofen, der oben von einem Blechkeſſel gekrönt war. „Nur noch ein Weilchen! Er wird bald ſauſen; dann brau' ich uns ein Gläschen Grog; das hält Sie munter!“

„Deſſen bedarf es nicht,“ ſagte ich; „ich werd' nicht ſchläfrig, wenn ich Ihren Hauke auf ſeinem Lebensweg begleite!“

— „Meinen Sie?“ und er nickte mit ſeinen klugen Augen zu mir herüber, nachdem ich behaglich in ſeinem Lehnſtuhl untergebracht war. „Nun, wo blieben wir denn? — — Ja, ja; ich weiß ſchon! Alſo:

Hauke hatte ſein väterliches Erbe angetreten, und da die alte Antje Wohlers auch ihrem Leiden erlegen war, ſo hatte deren Fenne es vermehrt. Aber ſeit dem Tode, oder, richtiger, ſeit den letzten Worten ſeines Vaters war in ihm Etwas aufgewachſen, deſſen Keim er ſchon ſeit ſeiner Knabenzeit in ſich getragen hatte; er wiederholte es ſich mehr als zu oft, er ſei der rechte Mann, wenn's einen neuen Deichgrafen geben müſſe. Das war es; ſein Vater, der es verſtehen mußte, der ja der klügſte Mann im Dorf geweſen war, hatte ihm dieſes Wort wie eine letzte Gabe ſeinem Erbe beigelegt; die Wohler'ſche Fenne, die er ihm auch verdankte, ſollte den erſten Trittſtein zu dieſer Höhe bilden! Denn, freilich, auch mit dieſer — ein Deichgraf mußte noch einen andern Grundbeſitz aufweiſen können! — — Aber ſein Vater hatte ſich einſame Jahre knapp beholfen, und mit dem, was er ſich entzogen hatte, war er des neuen Beſitzes Herr geworden; das konnte er auch, er konnte noch mehr; denn ſeines Vaters Kraft war ſchon verbraucht geweſen, er aber konnte noch jahrelang die ſchwerſte Arbeit thun! — — Freilich, wenn er es dadurch nach dieſer Seite hin erzwang, durch die Schärfen und Spitzen, die er der Verwaltung ſeines alten Dienſtherrn zugeſetzt hatte, war ihm eben keine Freundſchaft im Dorf zu Wege gebracht worden, und Ole Peters, ſein alter Widerſacher, hatte jüngſthin eine Erbſchaft gethan und begann ein wohlhabender Mann zu werden! Eine Reihe von Geſichtern ging vor ſeinem innern Blick vorüber, und ſie ſahen ihn alle mit böſen Augen an; da faßte ihn ein Groll gegen dieſe Menſchen, er ſtreckte die Arme aus, als griffe er nach ihnen; denn ſie wollten ihn vom Amte drängen, zu dem von allen nur er berufen war. — Und die Gedanken ließen ihn nicht; ſie waren immer wieder da, und ſo wuchſen in ſeinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und Liebe auch die Ehrſucht und der Haß. Aber dieſe Beiden verſchloß er tief in ſeinem Innern; ſelbſt Elke ahnte nichts davon.

— Als das neue Jahr gekommen war, gab es eine Hochzeit; die Braut war eine Verwandte von den Haiens, und Hauke und Elke waren Beide dort geladene Gäſte; ja, bei dem Hochzeiteſſen traf es ſich durch das Ausbleiben eines näheren Verwandten, daß ſie ihre Plätze neben einander fanden. Nur ein Lächeln, das über Beider Antlitz glitt, verrieth ihre Freude darüber. Aber Elke ſaß heute theilnahmlos in dem Geräuſche des Plauderns und Gläſerklirrens

„Fehlt Dir etwas?“ frug Hauke.

— „O, eigentlich nichts; es ſind mir nur zu viele Menſchen hier.“

„Aber Du ſiehſt ſo traurig aus!“

Sie ſchüttelte den Kopf; dann ſprachen ſie wieder nicht.

Da ſtieg es über ihr Schweigen wie Eiferſucht in ihm auf, und heimlich unter dem überhängenden Tiſchtuch ergriff er ihre Hand; aber ſie zuckte nicht, ſie ſchloß ſich wie vertrauensvoll um ſeine. Hatte ein Gefühl der Verlaſſenheit ſie befallen, da ihre Augen täglich auf der hinfälligen Geſtalt des Vaters haften mußten? — Hauke dachte nicht daran, ſich ſo zu fragen; aber ihm ſtand der Athem ſtill, als er jetzt ſeinen Goldring aus der Taſche zog. „Läßt Du ihn ſitzen?“ frug er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der ſchmalen Hand ſchob.

Gegenüber am Tiſche ſaß die Frau Paſtorin; ſie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte ſich zu ihrem Nachbar: „Mein Gott, das Mädchen!“ rief ſie; „ſie wird ja todtenblaß!“

Aber das Blut kehrte ſchon zurück in Elke's Antlitz. „Kannſt Du warten, Hauke?“ frug ſie leiſe.

Der kluge Frieſe beſann ſich doch noch ein paar Augenblicke. „Auf was?“ ſagte er dann.

— „Du weißt das wohl; ich brauch' Dir's nicht zu ſagen.“

„Du haſt recht,“ ſagte er; „ja, Elke, ich kann warten — wenn's nur ein menſchlich Abſeh'n hat!“

„O Gott, ich fürcht', ein nahes! Sprich nicht ſo, Hauke; Du ſprichſt von meines Vaters Tod!“ Sie legte die andere Hand auf ihre Bruſt: „Bis dahin,“ ſagte ſie, „trag' ich den Goldring hier; Du ſollſt nicht fürchten, daß Du bei meiner Lebzeit ihn zurückbekommſt!“

Da lächelten ſie Beide, und ihre Hände preßten ſich in einander, daß bei anderer Gelegenheit das Mädchen wohl laut aufgeſchrieen hätte.

Die Frau Paſtorin hatte indeſſen unabläſſig nach Elke's Augen hingeſehen, die jetzt unter dem Spitzenſtrich des goldbrokatenen Käppchens wie in dunklem Feuer brannten. Bei dem zunehmenden Getöſe am Tiſche aber hatte ſie nichts verſtanden; auch an ihren Nachbar wandte ſie ſich nicht wieder; denn keimende Ehen — und um eine ſolche ſchien es ihr ſich denn doch hier zu handeln — ſchon um des daneben keimenden Traupfennigs für ihren Mann, den Paſtor, pflegte ſie nicht zu ſtören.

Elke's Vorahnung war in Erfüllung gegangen; eines Morgens nach Oſtern hatte man den Deichgrafen Tede Volkerts todt in ſeinem Bett gefunden; man ſah's an ſeinem Antlitz, ein ruhiges Ende war darauf geſchrieben. Er hatte auch mehrfach in den letzten Monden Lebensüberdruß geäußert; ſein Leibgericht, der Ofenbraten, ſelbſt ſeine Enten hatten ihm nicht mehr ſchmecken wollen.

Und nun gab es eine große Leiche im Dorf. Droben auf der Geeſt auf dem Begräbnißplatz um die Kirche war zu Weſten eine mit Schmiedegitter umhegte Grabſtätte; ein breiter blauer Grabſtein ſtand jetzt aufgehoben gegen eine Traueresche, auf welchem das Bild des Todes mit ſtark gezahnten Kiefern ausgehauen war; darunter in großen Buchſtaben:

Dat is de Dot, de Allens fritt,
Nimmt Kunſt un Wetenſchop di mit;
De kloke Mann is nu vergån,
Gott gäw em ſelik Uperſtån.

Es war die Begräbnißſtätte des früheren Deichgrafen Volkert Tedſen; nun war eine friſche Grube gegraben, wo hinein deſſen Sohn, der jetzt verſtorbene Deichgraf Tede Volkerts begraben werden ſollte. Und ſchon kam unten aus der Marſch der Leichenzug heran, eine Menge Wagen aus allen Kirchſpielsdörfern; auf dem vorderſten ſtand der ſchwere Sarg, die beiden blanken Rappen des deichgräflichen Stalles zogen ihn ſchon den ſandigen Anberg zur Geeſt hinauf; Schweife und Mähnen der Pferde wehten in dem ſcharfen Frühjahrswind. Der Gottesacker um die Kirche war bis an die Wälle mit Menſchen angefüllt; ſelbſt auf dem gemauerten Thore huckten Buben mit kleinen Kindern in den Armen; ſie wollten alle das Begraben anſeh'n.

Im Hauſe drunten in der Marſch hatte Elke in Peſel und Wohngelaß das Leichenmahl gerüſtet; alter Wein wurde bei den Gedecken hingeſtellt; an den Platz des Oberdeichgrafen — denn auch er war heut' nicht ausgeblieben — und an den des Paſtors je eine Flaſche Langkork. Als Alles beſorgt war, ging ſie durch den Stall vor die Hofthür; ſie traf Niemanden auf ihrem Wege; die Knechte waren mit zwei Geſpannen in der Leichenfuhr. Hier blieb ſie ſtehen und ſah, während ihre Trauerkleider im Frühlingswinde flatterten, wie drüben an dem Dorfe jetzt die letzten Wagen zur Kirche hinauffuhren. Nach einer Weile entſtand dort ein Gewühl, dem eine Todtenſtille zu folgen ſchien. Elke faltete die Hände; ſie ſenkten wohl den Sarg jetzt in die Grube: „Und zur Erde wieder ſollſt Du werden!" Unwillkürlich, leiſe, als hätte ſie von dort es hören können, ſprach ſie die Worte nach; dann füllten ihre Augen ſich mit Thränen, ihre über der Bruſt gefalteten Hände ſanken in den Schooß; „Vater unſer, der Du biſt im Himmel!" betete ſie voll Inbrunſt. Und als das Gebet des Herrn zu Ende war, ſtand ſie noch lange unbeweglich, ſie, die jetzige Herrin dieſes großen Marſchhofes; und Gedanken des Todes und des Lebens begannen ſich in ihr zu ſtreiten.

Ein fernes Rollen weckte ſie. Als ſie die Augen öffnete, ſah ſie ſchon wieder einen Wagen um den anderen in raſcher Fahrt von der Marſch herab und gegen ihren Hof heran kommen. Sie richtete ſich auf, blickte noch einmal ſcharf hinaus und ging dann, wie ſie gekommen war, durch den Stall in die feierlich hergeſtellten Wohnräume zurück. Auch hier war Niemand; nur durch die Mauer hörte ſie das Rumoren der Mägde in der Küche. Die Feſttafel ſtand ſo ſtill und einſam; der Spiegel zwiſchen den Fenſtern war mit weißen Tüchern zugeſteckt und ebenſo die Meſſingknöpfe an dem Beilegerofen; es blinkte nichts mehr in der Stube. Elke ſah die Thüren vor dem Wandbett, in dem ihr Vater ſeinen letzten Schlaf gethan hatte, offen ſtehen und ging hinzu und ſchob ſie feſt zuſammen; wie gedankenlos las ſie den Sinnſpruch, der zwiſchen Roſen und Nelken mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben ſtand:

„Heſt du din Dågwark richtig dån,
Da kommt de Slåp von ſülvſt heran.“

Das war noch von dem Großvater! — Einen Blick warf ſie auf den Wandſchrank; er war faſt leer; aber durch die Glasthüren ſah ſie noch den geſchliffenen Pocal darin, der ihrem Vater, wie er gern erzählt hatte, einſt bei einem Ringreiten in ſeiner Jugend als Preis zu Theil geworden war. Sie nahm ihn heraus und ſetzte ihn bei dem Gedeck des Oberdeichgrafen. Dann ging ſie ans Fenſter; denn ſchon hörte ſie die Wagen an der Werfte heraufrollen; einer um den andern hielt vor dem Hauſe, und munterer, als ſie gekommen waren, ſprangen jetzt die Gäſte von ihren Sitzen auf den Boden. Hände reibend und plaudernd drängte ſich Alles in die Stube; nicht lange, ſo ſetzte man ſich an die feſtliche Tafel, auf der die wohlbereiteten Speiſen dampften, im Peſel der Oberdeichgraf mit dem Paſtor; und Lärm und lautes Schwatzen lief den Tiſch entlang, als ob hier nimmer der Tod ſeine furchtbare Stille ausgebreitet hätte. Stumm, das Auge auf ihre Gäſte, ging Elke mit den Mägden an den Tiſchen herum, daß an dem Leichenmahle nichts verſehen werde. Auch Hauke Haien ſaß im Wohnzimmer neben Ole Peters und anderen kleineren Beſitzern.

Nachdem das Mahl beendet war, wurden die weißen Thonpfeifen aus der Ecke geholt und angebrannt, und Elke war wiederum geſchäftig, die gefüllten Kaffeetaſſen den Gäſten anzubieten; denn auch der wurde heute nicht geſpart. Im Wohnzimmer an dem Pulte des eben Begrabenen ſtand der Oberdeichgraf im Geſpräche mit dem Paſtor und dem weißhaarigen Deichgevollmächtigten Jewe Manners. „Alles gut, Ihr Herren," ſagte der Erſte, „den alten Deichgrafen haben wir mit Ehren beigeſetzt; aber woher nehmen wir den neuen?

Ich denke, Manners, Ihr werdet Euch dieſer Würde unterziehen müſſen!"

Der alte Manners hob lächelnd das ſchwarze Sammetkäppchen von ſeinen weißen Haaren: „Herr Oberdeichgraf," ſagte er, „das Spiel würde zu kurz werden; als der verſtorbene Tede Volkerts Deichgraf, da wurde ich Gevollmächtigter und bin es nun ſchon vierzig Jahre!"

„Das iſt kein Mangel, Manners; ſo kennt Ihr die Geſchäfte um ſo beſſer und werdet nicht Noth mit ihnen haben!"

Aber der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, Euer Gnaden, laſſet mich, wo ich bin, ſo laufe ich wohl noch ein paar Jahre mit!"

Der Paſtor ſtand ihm bei: „Weshalb," ſagte er, „nicht den ins Amt nehmen, der es thatſächlich in den letzten Jahren doch geführt hat?"

Der Oberdeichgraf ſah ihn an: „Ich verſtehe nicht, Herr Paſtor."

Aber der Paſtor wies mit dem Finger in den Peſel, wo Hauke in langſam ernſter Weiſe zwei älteren Leuten Etwas zu erklären ſchien. „Dort ſteht er," ſagte er, „die lange Frieſengeſtalt mit den klugen grauen Augen neben der hageren Naſe und den zwei Schädelwölbungen darüber! Er war des Alten Knecht und ſitzt jetzt auf ſeiner eigenen kleinen Stelle; er iſt zwar etwas jung!"

„Er ſcheint ein Dreißiger," ſagte der Oberdeichgraf, den ihm ſo Vorgeſtellten muſternd.

„Er iſt kaum vierundzwanzig," bemerkte der Gevollmächtigte Manners; „aber der Paſtor hat recht: was in den letzten Jahren Gutes für Deiche und Siele und dergleichen vom Deichgrafenamt in Vorſchlag kam, das war von ihm; mit dem Alten war's doch zuletzt nichts mehr."

„So, ſo?" machte der Oberdeichgraf; „und Ihr meinet, er wäre nun auch der Mann, um in das Amt ſeines alten Herrn einzurücken?"

„Der Mann wäre er ſchon," entgegnete Jewe Manners; „aber ihm fehlt das, was man hier „Klei unter den Füßen" nennt; ſein Vater hatte ſo um fünfzehn, er mag gut zwanzig Demath haben; aber damit iſt bis jetzt hier Niemand Deichgraf geworden."

Der Paſtor that ſchon den Mund auf, als wolle er Etwas einwenden, da trat Elke Volkerts, die eine Weile ſchon im Zimmer geweſen, plötzlich zu ihnen: „Wollen Euer Gnaden mir ein Wort erlauben?" ſprach ſie zu dem Oberbeamten; „es iſt nur, damit aus einem Irrthum nicht ein Unrecht werde!"

„So ſprecht, Jungfer Elke!" entgegnete dieſer; „Weisheit von hübſchen Mädchenlippen hört ſich allzeit gut!"

— „Es iſt nicht Weisheit, Euer Gnaden; ich will nur die Wahrheit ſagen."

„Auch die muß man ja hören können, Jungfer Elke!"

Das Mädchen ließ ihre dunkeln Augen noch einmal zur Seite gehen, als ob ſie wegen überflüſſiger Ohren ſich verſichern wolle: „Euer Gnaden," begann ſie dann, und ihre Bruſt hob ſich in ſtärkerer Bewegung, „mein Pathe, Jewe Manners, ſagte Ihnen, daß Hauke Haien nur etwa zwanzig Demath im Beſitz habe; das iſt im Augenblick auch richtig; aber ſobald es ſein muß, wird Hauke noch um ſo viel mehr ſein eigen nennen, als dieſer, meines Vaters, jetzt mein Hof an Demathzahl beträgt; für einen Deichgrafen wird das zuſammen denn wohl reichen."

Der alte Manners reckte den weißen Kopf gegen ſie, als müſſe er erſt ſehen, wer denn eigentlich da rede: „Was iſt das?“ ſagte er; „Kind, was ſprichſt Du da?“

Aber Elke zog an einem ſchwarzen Bändchen einen blinkenden Goldring aus ihrem Mieder: „Ich bin verlobt, Pathe Manners,“ ſagte ſie; „hier iſt der Ring, und Hauke Haien iſt mein Bräutigam.“

— „Und wann — ich darf's wohl fragen, da ich Dich aus der Taufe hob, Elke Volkerts — wann iſt denn das paſſirt?“

— „Das war ſchon vor geraumer Zeit; doch war ich mündig, Pathe Manners,“ ſagte ſie; „mein Vater war ſchon hinfällig worden, und da ich ihn kannte, ſo wollt' ich ihn nicht mehr damit beunruhigen; itzt, da er bei Gott iſt, wird er einſehen, daß ſein Kind bei dieſem Manne wohl geborgen iſt. Ich hätte es auch das Trauerjahr hindurch ſchon ausgeſchwiegen; jetzt aber, um Hauke's und um des Kooges willen, hab' ich reden müſſen.“ Und zum Oberdeichgrafen gewandt, ſetzte ſie hinzu: „Euer Gnaden wollen mir das verzeihen!“

Die drei Männer ſahen ſich an; der Paſtor lachte, der alte Gevollmächtigte ließ es bei einem „Hmm, Hmm!“ bewenden, während der Oberdeichgraf wie vor einer wichtigen Entſcheidung ſich die Stirn rieb. „Ja, liebe Jungfer,“ ſagte er endlich, „aber wie ſteht es denn hier im Kooge mit den ehelichen Güterrechten? Ich muß geſtehen, ich bin augenblicklich nicht recht capitelfeſt in dieſem Wirrſal!“

„Das brauchen Euer Gnaden auch nicht,“ entgegnete des Deichgrafen Tochter, „ich werde vor der Hochzeit meinem Bräutigam die Güter übertragen. Ich habe auch meinen kleinen Stolz,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu; „ich will den reichſten Mann im Dorfe heirathen!“

„Nun, Manners,“ meinte der Paſtor, „ich denke, Sie werden auch als Pathe nichts dagegen haben, wenn ich den jungen Deichgrafen mit des alten Tochter zuſammengebe!“

Der Alte ſchüttelte leis den Kopf: „Unſer Herr Gott gebe ſeinen Segen!“ ſagte er andächtig.

Der Oberdeichgraf aber reichte dem Mädchen ſeine Hand: „Wahr und weiſe habt Ihr geſprochen, Elke Volkerts; ich danke Euch für ſo kräftige Erläuterungen und hoffe auch in Zukunft, und bei freundlicheren Gelegenheiten als heute, der Gaſt Eueres Hauſes zu ſein; aber — daß ein Deichgraf von ſolch junger Jungfer gemacht wurde, das iſt das Wunderbare an der Sache!"

„Euer Gnaden," erwiderte Elke und ſah den gütigen Oberbeamten noch einmal mit ihren ernſten Augen an, „einem rechten Manne wird auch die Frau wohl helfen dürfen!" Dann ging ſie in den anſtoßenden Peſel und legte ſchweigend ihre Hand in Hauke Haien's.

Es war um mehrere Jahre ſpäter: in dem kleinen Hauſe Tede Haien's wohnte jetzt ein rüſtiger Arbeiter mit Frau und Kind; der junge Deichgraf Hauke Haien ſaß mit ſeinem Weibe Elke Volkerts auf deren väterlicher Hofſtelle. Im Sommer rauſchte die gewaltige Eſche nach wie vor am Hauſe; aber auf der Bank, die jetzt darunter ſtand, ſah man abends meiſt nur die junge Frau, einſam mit einer häuslichen Arbeit in den Händen; noch immer fehlte ein Kind in dieſer Ehe; der Mann aber hatte Anderes zu thun, als Feierabend vor der Thür zu halten; denn trotz ſeiner früheren Mithülfe lagen aus des Alten Amtsführung eine Menge unerledigter Dinge, an die auch er derzeit zu rühren nicht für gut gefunden hatte; jetzt aber mußte allmälig Alles aus dem Wege; er fegte mit einem ſcharfen Beſen. Dazu kam die Bewirthſchaftung der durch ſeinen eigenen Landbeſitz vergrößerten Stelle, bei der er gleichwohl den Kleinknecht noch zu ſparen ſuchte; ſo ſahen ſich die beiden Eheleute, außer am Sonntag, wo Kirchgang gehalten wurde, meiſt nur bei dem von Hauke eilig beſorgten Mittageſſen und beim Auf- und Niedergang des Tages; es war ein Leben fortgeſetzter Arbeit, doch gleichwohl ein zufriedenes.

Dann kam ein ſtörendes Wort in Umlauf. — Als von den jüngeren Beſitzern der Marſch- und Geeſtgemeinde eines Sonntags nach der Kirche ein etwas unruhiger Trupp im Kruge droben am Trunke feſtgeblieben war, redeten ſie beim vierten oder fünften Glaſe zwar nicht über König und Regierung — ſo hoch wurde damals noch nicht gegriffen — wohl aber über Communal- und Oberbeamte, vor Allem über Gemeindeabgaben und -Laſten, und je länger ſie redeten, deſto weniger fand davon Gnade vor ihren Augen, inſonders nicht die neuen Deichlaſten; alle Sielen und Schleuſen, die ſonſt immer gehalten hätten, ſeien jetzt reparaturbedürftig; am Deiche fänden ſich immer neue Stellen, die Hunderte von Karren Erde nöthig hätten; der Teufel möchte die Geſchichte holen!

„Das kommt von Eurem klugen Deichgrafen,“ rief einer von den Geeſtleuten, „der immer grübeln geht und ſeine Finger dann in Alles ſteckt!“

„Ja, Marten,“ ſagte Ole Peters, der dem Sprecher gegenüber ſaß; „recht haſt Du, er iſt hinterſpinnig und ſucht beim Oberdeichgraf ſich 'nen weißen Fuß zu machen; aber wir haben ihn nun einmal!“

„Warum habt Ihr ihn Euch aufhucken laſſen?“ ſagte der Andre; „nun müßt Ihr's baar bezahlen.“

Ole Peters lachte. „Ja, Marten Fedders, das iſt nun ſo bei uns, und davon iſt nichts abzukratzen: der alte wurde Deichgraf von ſeines Vaters, der neue von ſeines Weibes wegen.“ Das Gelächter, das jetzt um den Tiſch lief, zeigte, welchen Beifall das geprägte Wort gefunden hatte.

Aber es war an öffentlicher Wirthstafel geſprochen worden, es blieb nicht da, es lief bald um im Geeſt- wie unten in dem Marſchdorf; ſo kam es auch an Hauke. Und wieder ging vor ſeinem inneren Auge die Reihe übelwollender Geſichter vorüber, und noch höhniſcher, als es geweſen war, hörte er das Gelächter an dem Wirthshaustiſche. „Hunde!“ ſchrie er, und ſeine Augen ſahen grimm zur Seite, als wolle er ſie peitſchen laſſen.

Da legte Elke ihre Hand auf ſeinen Arm: „Laß ſie! die wären Alle gern, was Du biſt!“

— „Das iſt es eben!“ entgegnete er grollend.

„Und,“ fuhr ſie fort, „hat denn Ole Peters ſich nicht ſelber eingefreit?“

„Das hat er, Elke; aber was er mit Vollina freite, das reichte nicht zum Deichgrafen!“

— „Sag' lieber: er reichte nicht dazu!“ und Elke drehte ihren Mann, ſo daß er ſich im Spiegel ſehen mußte; denn ſie ſtanden zwiſchen den Fenſtern in ihrem Zimmer. „Da ſteht der Deichgraf!“ ſagte ſie; „nun ſieh ihn an; nur wer ein Amt regieren kann, der hat es!“

„Du haſt nicht unrecht,“ entgegnete er ſinnend, „und doch . . . . . Nun, Elke; ich muß zur Oſterſchleuſe; die Thüren ſchließen wieder nicht!“

Sie drückte ihm die Hand: „Komm, ſieh mich erſt einmal an! Was haſt Du, Deine Augen ſehen ſo ins Weite?“

„Nichts, Elke; Du haſt ja recht.“ —

Er ging; aber nicht lange war er gegangen, ſo war die Schleuſenreparatur vergeſſen. Ein anderer Gedanke, den er, halb nur ausgedacht und ſeit Jahren mit ſich umhergetragen hatte, der aber vor den drängenden Amtsgeſchäften ganz zurückgetreten war, bemächtigte ſich ſeiner jetzt aufs Neue und mächtiger als je zuvor, als ſeien plötzlich die Flügel ihm gewachſen.

Kaum daß er es ſelber wußte, befand er ſich oben auf dem Hafdeich, ſchon eine weite Strecke ſüdwärts nach der Stadt zu; das Dorf, das nach dieſer Seite hinauslag, war ihm zur Linken längſt verſchwunden; noch immer ſchritt er weiter, ſeine Augen unabläſſig nach der Seeſeite auf das breite Vorland gerichtet; wäre Jemand neben ihm gegangen, er hätte es ſehen müſſen, welch' eindringliche Geiſtesarbeit hinter dieſen Augen vorging. Endlich blieb er ſtehen: das Vorland ſchwand hier zu einem ſchmalen Streifen an dem Deich zuſammen. „Es muß gehen!" ſprach er bei ſich ſelbſt. „Sieben Jahr' im Amt; ſie ſollen nicht mehr ſagen, daß ich nur Deichgraf bin von meines Weibes wegen!"

Noch immer ſtand er, und ſeine Blicke ſchweiften ſcharf und bedächtig nach allen Seiten über das grüne Vorland; dann ging er zurück, bis wo auch hier ein ſchmaler Streifen grünen Weidelands die vor ihm liegende breite Landfläche ablöſte. Hart an dem Deiche aber ſchoß ein ſtarker Meeresſtrom durch dieſe, der faſt das ganze Vorland von dem Feſtlande trennte und zu einer Hallig machte; eine rohe Holzbrücke führte nach dort hinüber, damit man mit Vieh und Heu- oder Getreidewagen hinüber und wieder zurück gelangen könne. Jetzt war es Ebbzeit, und die goldene Septemberſonne glitzerte auf dem etwa hundert Schritte breiten Schlickſtreifen und auf dem tiefen Priehl in ſeiner Mitte, durch den auch jetzt das Meer noch ſeine Waſſer trieb. „Das läßt ſich dämmen!" ſprach Hauke bei ſich ſelber, nachdem er dieſem Spiele eine Zeit lang zugeſehen; dann blickte er auf, und von dem Deiche, auf dem er ſtand, über den Priehl hinweg, zog er in Gedanken eine Linie längs dem Rande des abgetrennten Landes, nach Süden herum und oſtwärts wiederum zurück über die dortige Fortſetzung des Priehles und an den Deich heran. Die Linie aber, welche er unſichtbar gezogen hatte, war ein neuer Deich, neu auch in der Conſtruction ſeines Profiles, welches bis jetzt nur noch in ſeinem Kopf vorhanden war.

„Das gäbe einen Koog von circa tauſend Demath,“ ſprach er lächelnd zu ſich ſelber; „nicht groß juſt; aber . . .“

Eine andere Calculation überkam ihn: das Vorland gehörte hier der Gemeinde, ihren einzelnen Mitgliedern eine Zahl von Antheilen, je nach der Größe ihres Beſitzes im Gemeindebezirk oder nach ſonſt zu Recht beſtehender Erwerbung; er begann zuſammenzuzählen, wie viel Antheile er von ſeinem, wie viele er von Elke's Vater überkommen, und was an ſolchen er während ſeiner Ehe ſchon ſelbſt gekauft hatte, theils in dem dunklen Gefühle eines künftigen Vortheils, theils bei Vermehrung ſeiner Schafzucht. Es war ſchon eine anſehnliche Menge; denn auch von Ole Peters hatte er deſſen ſämmtliche Theile angekauft, da es dieſem zum Verdruß geſchlagen war, als bei einer theilweiſen Ueberſtrömung ihm ſein beſter Schafbock ertrunken war. Aber das war ein ſeltſamer Unfall geweſen; denn, ſoweit Hauke's Gedächtniß reichte, waren ſelbſt bei hohen Fluthen dort nur die Ränder überſtrömt worden. Welch' treffliches Weide- und Kornland mußte es geben und von welchem Werthe, wenn das Alles von ſeinem neuen Deich umgeben war!

Wie ein Rauſch ſtieg es ihm ins Gehirn; aber er preßte die Nägel in ſeine Handflächen und zwang ſeine Augen, klar und nüchtern zu ſehen, was dort vor ihm lag: eine große deichloſe Fläche, wer wußt' es, welchen Stürmen und Fluthen ſchon in den nächſten Jahren preisgegeben, an deren äußerſtem Rande jetzt ein Trupp von ſchmutzigen Schafen langſam graſend entlang wanderte; dazu für ihn ein Haufen Arbeit, Kampf und Aerger! Trotz alledem, als er vom Deich hinab und den Fußſteig über die Fennen auf ſeine Werfte zuging, ihm war's, als brächte er einen großen Schatz mit ſich nach Hauſe.

Auf dem Flur trat Elke ihm entgegen: „Wie war es mit der Schleuſe?“ frug ſie.

Er ſah mit geheimnißvollem Lächeln auf ſie nieder: „Wir werden bald eine andere Schleuſe brauchen,“ ſagte er; „und Sielen und einen neuen Deich!“

„Ich verſteh' Dich nicht,“ entgegnete Elke, während ſie in das Zimmer gingen; „was willſt Du, Hauke?“

„Ich will,“ ſagte er langſam und hielt dann einen Augenblick inne, „ich will, daß das große

Vorland, das unſerer Hofſtatt gegenüber beginnt und dann nach Weſten ausgeht, zu einem feſten Kooge eingedeicht werde: die hohen Fluthen haben faſt ein Menſchenalter uns in Ruh' gelaſſen; wenn aber eine von den ſchlimmen wiederkommt und den Anwachs ſtört, ſo kann mit einem Mal die ganze Herrlichkeit zu Ende ſein; nur der alte Schlendrian hat das bis heut' ſo laſſen können!"

Sie ſah ihn voll Erſtaunen an: „So ſchiltſt Du Dich ja ſelber!" ſagte ſie.

— „Das thu' ich, Elke; aber es war bisher auch ſo viel Anderes zu beſchaffen!"

„Ja, Hauke; gewiß, Du haſt genug gethan!"

Er hatte ſich in den Lehnſtuhl des alten Deichgrafen geſetzt, und ſeine Hände griffen feſt um beide Lehnen.

„Haſt Du denn guten Muth dazu?" frug ihn ſein Weib.

— „Das hab' ich, Elke!" ſprach er haſtig.

„Sei nicht zu raſch, Hauke; das iſt ein Werk auf Tod und Leben; und faſt Alle werden Dir entgegen ſein, man wird Dir Deine Müh' und Sorg' nicht danken!"

Er nickte: „Ich weiß!" ſagte er.

„Und wenn es nun nicht gelänge!“ rief ſie wieder; „von Kindesbeinen an hab' ich gehört, der Priehl ſei nicht zu ſtopfen, und darum dürfe nicht daran gerührt werden.“

„Das war ein Vorwand für die Faulen!“ ſagte Hauke; „weshalb denn ſollte man den Priehl nicht ſtopfen können?“

— „Das hört' ich nicht; vielleicht, weil er gerade durchgeht; die Spülung iſt zu ſtark.“ — Eine Erinnerung überkam ſie, und ein faſt ſchelmiſches Lächeln brach aus ihren ernſten Augen: „Als ich Kind war,“ ſprach ſie, „hörte ich einmal die Knechte darüber reden; ſie meinten, wenn ein Damm dort halten ſolle, müſſe was Lebigs da hinein geworfen und mit verdämmt werden; bei einem Deichbau auf der andern Seite, vor wohl hundert Jahren, ſei ein Zigeunerkind verdämmet worden, das ſie um ſchweres Geld der Mutter abgehandelt hätten; jetzt aber würde wohl Keine ihr Kind verkaufen!“

Hauke ſchüttelte den Kopf: „Da iſt es gut, daß wir keins haben; ſie würden es ſonſt noch ſchier von uns verlangen!“

„Sie ſollten's nicht bekommen!“ ſagte Elke und ſchlug wie in Angſt die Arme über ihren Leib.

Und Hauke lächelte; doch ſie frug noch einmal: „Und die ungeheuren Koſten? Haſt Du das bedacht?“

— „Das hab' ich, Elke; was wir dort herausbringen, wird ſie bei Weitem überholen, auch die Erhaltungskoſten des alten Deiches gehen für ein gut' Stück in dem neuen unter; wir arbeiten ja ſelbſt und haben über achtzig Geſpanne in der Gemeinde, und an jungen Fäuſten iſt hier auch kein Mangel. Du ſollſt mich wenigſtens nicht umſonſt zum Deichgrafen gemacht haben, Elke; ich will ihnen zeigen, daß ich einer bin!“

Sie hatte ſich vor ihm niedergehuckt und ihn ſorgvoll angeblickt; nun erhob ſie ſich mit einem Seufzer: „Ich muß weiter zu meinem Tagewerk,“ ſagte ſie, und ihre Hand ſtrich langſam über ſeine Wange; „thu' Du das Deine, Hauke!“

„Amen, Elke!“ ſprach er mit ernſtem Lächeln; „Arbeit iſt für uns Beide da!“

— — Und es war Arbeit genug für Beide, die ſchwerſte Laſt aber fiel jetzt auf des Mannes Schulter. An Sonntagnachmittagen, oft auch nach Feierabend, ſaß Hauke mit einem tüchtigen Feldmeſſer zuſammen, vertieft in Rechenaufgaben, Zeichnungen und Riſſen; war er allein, dann ging es ebenſo und endete oft weit nach Mitternacht. Dann ſchlich er in die gemeinſame Schlafkammer — denn die dumpfen Wandbetten im Wohngemach wurden in Hauke's Wirthſchaft nicht mehr gebraucht — und ſein Weib, damit er endlich nur zur Ruhe komme, lag wie ſchlafend mit geſchloſſenen Augen, obgleich ſie mit klopfendem Herzen nur auf ihn gewartet hatte; dann küßte er mitunter ihre Stirn und ſprach ein leiſes Liebeswort dabei, und legte ſich ſelbſt zum Schlafe, der ihm oft nur beim erſten Hahnenkraht zu willen war. Im Winterſturm lief er auf den Deich hinaus, mit Bleiſtift und Papier in der Hand, und ſtand und zeichnete und notirte, während ein Windſtoß ihm die Mütze vom Kopf riß, und das lange, fahle Haar ihm um ſein heißes Antlitz flog; bald fuhr er, ſolange nur das Eis ihm nicht den Weg verſperrte, mit einem Knecht zu Boot ins Wattenmeer hinaus und maß dort mit Loth und Stange die Tiefen der Ströme, über die er noch nicht ſicher war. Elke zitterte oft genug für ihn; aber war er wieder da, ſo hätte er das nur aus ihrem feſten Händedruck oder dem leuchtenden Blitz aus ihren ſonſt ſo ſtillen Augen merken können. „Geduld, Elke,“ ſagte er, da ihm einmal war, als ob ſein Weib ihn nicht laſſen könne; „ich muß erſt ſelbſt im Reinen ſein, bevor ich meinen Antrag ſtelle!“ Da nickte ſie und ließ ihn gehen. Der Ritte in die Stadt zum Oberdeichgrafen wurden auch nicht wenige, und allem dieſen und den Mühen in Haus- und Landwirthſchaft folgten immer wieder die Arbeiten in die Nacht hinein. Sein Verkehr mit anderen Menſchen außer in Arbeit und Geſchäft verſchwand faſt ganz; ſelbſt der mit ſeinem Weibe wurde immer weniger. „Es ſind ſchlimme Zeiten, und ſie werden noch lange dauern,“ ſprach Elke bei ſich ſelber, und ging an ihre Arbeit.

Endlich, Sonne und Frühlingswinde hatten ſchon überall das Eis gebrochen, war auch die letzte Vorarbeit gethan; die Eingabe an den Oberdeichgrafen zur Befürwortung an höherem Orte, enthaltend den Vorſchlag einer Bedeichung des erwähnten Vorlandes, zur Förderung des öffentlichen Beſten, inſonders des Kooges, wie nicht weniger der Herrſchaftlichen Kaſſe, da höchſtderſelben in kurzen Jahren die Abgaben von ca. 1000 Demath daraus erwachſen würden, — war ſauber abgeſchrieben und nebſt anliegenden Riſſen und Zeichnungen aller Localitäten, jetzt und künftig, der Schleuſen und Siele und was noch ſonſt dazu gehörte, in ein feſtes Convolut gepackt und mit dem deichgräflichen Amtsſiegel verſehen worden.

„Da iſt es, Elke," ſagte der junge Deichgraf, „nun gib ihm Deinen Segen!"

Elke legte ihre Hand in ſeine: „Wir wollen feſt zuſammenhalten," ſagte ſie.

— „Das wollen wir."

* * *

Dann wurde die Eingabe durch einen reitenden Boten in die Stadt geſandt.

„Sie wollen bemerken, lieber Herr," unterbrach der Schulmeiſter ſeine Erzählung, mich freundlich mit ſeinen feinen Augen fixirend, „daß ich das bisher Berichtete während meiner faſt vierzigjährigen Wirkſamkeit in dieſem Kooge aus den Ueberlieferungen verſtändiger Leute, oder aus Erzählungen der Enkel und Urenkel ſolcher zuſammengefunden habe; was ich, damit Sie dieſes mit dem endlichen Verlauf in Einklang zu bringen vermögen, Ihnen jetzt vorzutragen habe, das war derzeit und iſt auch jetzt noch das Geſchwätz des ganzen Marſchdorfes, ſo bald nur um Allerheiligen die Spinnräder an zu ſchnurren fangen.

Von der Hofſtelle des Deichgrafen, etwa fünf bis ſechshundert Schritte weiter nordwärts, ſah man derzeit, wenn man auf dem Deiche ſtand, ein paar tauſend Schritt ins Wattenmeer hinaus und etwas weiter von dem gegenüberliegenden Marſchufer entfernt eine kleine Hallig, die ſie „Jeversſand“ auch „Jevershallig“ nannten. Von den derzeitigen Großvätern war ſie noch zur Schafweide benutzt worden, denn Gras war damals noch darauf gewachſen; aber auch das hatte aufgehört, weil die niedrige Hallig ein paar Mal, und juſt im Hochſommer, unter Seewaſſer gekommen und der Graswuchs dadurch verkümmert und auch zur Schafweide unnutzbar geworden war. So kam es denn, daß außer von Möven und den andern Vögeln, die am Strande fliegen, und etwa einmal von einem Fiſchadler dort kein Beſuch mehr ſtattfand; und an mondhellen Abenden ſah man vom Deiche aus nur die Nebeldünſte leichter oder ſchwerer darüber hinziehen. Ein paar weißgebleichte Knochengerüſte ertrunkener Schafe und das Gerippe eines Pferdes, von dem freilich Niemand begriff, wie es dort hingekommen ſei, wollte man, wenn der Mond von Oſten auf die Hallig ſchien, dort auch erkennen können.

Es war zu Ende März, als an dieſer Stelle nach Feierabend der Tagelöhner aus dem Tede Haienſchen Hauſe, und Iven Johns, der Knecht des jungen Deichgrafen, neben einander ſtanden und unbeweglich nach der im trüben Mondduft kaum erkennbaren Hallig hinüberſtarrten; etwas Auffälliges ſchien ſie dort ſo feſtzuhalten. Der Tagelöhner ſteckte die Hände in die Taſche und ſchüttelte ſich: „Komm Iven,“ ſagte er, „das iſt nichts Gutes; laß uns nach Haus gehen!“

Der Andere lachte, wenn auch ein Grauen bei ihm hindurchklang: „Ei was! Es iſt eine lebige Creatur, eine große! Wer, zum Teufel, hat ſie nach dem Schlickſtück hinaufgejagt! Sieh' nur, nun reckt's den Hals zu uns hinüber! Nein, es ſenkt den Kopf; es frißt! Ich dächt', es wär' dort nichts zu freſſen! Was es nur ſein mag?“

„Was geht das uns an!“ entgegnete der Andere. „Gute Nacht, Iven, wenn Du nicht mit willſt; ich gehe nach Haus!“

— „Ja, ja; Du haſt ein Weib, Du kommſt ins warme Bett! Bei mir iſt auch in meiner Kammer lauter Märzenluft!"

„Gut' Nacht denn!" rief der Tagelöhner zurück, während er auf dem Deich nach Hauſe trabte. Der Knecht ſah ſich ein paar Mal nach dem Fortlaufenden um; aber die Begier, Unheimliches zu ſchauen, hielt ihn noch feſt. Da kam eine unterſetzte, dunkle Geſtalt auf dem Deich vom Dorf her gegen ihn heran; es war der Dienſtjunge des Deichgrafen. „Was willſt Du, Carſten?" rief ihm der Knecht entgegen.

„Ich? — nichts," ſagte der Junge; „aber unſer Wirth will Dich ſprechen, Iven Johns!"

Der Knecht hatte die Augen ſchon wieder nach der Hallig: „Gleich; ich komme gleich!" ſagte er.

— „Wonach guckſt Du denn ſo?" frug der Junge.

Der Knecht hob den Arm und wies ſtumm nach der Hallig. „Oha!" flüſterte der Junge; „da geht ein Pferd — ein Schimmel — das muß der Teufel reiten — wie kommt ein Pferd nach Jevershallig?"

— „Weiß nicht, Carſten; wenn's nur ein richtiges Pferd iſt!"

„Ja, ja, Iven; ſieh nur, es frißt ganz wie ein Pferd! Aber wer hat's dahin gebracht; wir haben im Dorf ſo große Böte gar nicht! Vielleicht auch iſt es nur ein Schaf; Peter Ohm ſagt, im Mondſchein wird aus zehn Torfringeln ein ganzes Dorf. Nein, ſieh! Nun ſpringt es — es muß doch ein Pferd ſein!"

Beide ſtanden eine Weile ſchweigend, die Augen nur nach Dem gerichtet, was ſie drüben undeutlich vor ſich gehen ſahen. Der Mond ſtand hoch am Himmel und beſchien das weite Wattenmeer, das eben in der ſteigenden Fluth ſeine Waſſer über die glitzernden Schlickflächen zu ſpülen begann; nur das leiſe Geräuſch des Waſſers, keine Thierſtimme war in der ungeheueren Weite hier zu hören; auch in der Marſch, hinter dem Deiche, war es leer; Kühe und Rinder waren alle noch in den Ställen. Nichts regte ſich; nur was ſie für ein Pferd, einen Schimmel hielten, ſchien dort auf Jevershallig noch beweglich. „Es wird heller," unterbrach der Knecht die Stille; „ich ſehe deutlich die weißen Schafgerippe ſchimmern!"

„Ich auch," ſagte der Junge, und reckte den Hals; dann aber, als komme es ihm plötzlich, zupfte er den Knecht am Aermel: „Iven,“ raunte er, „das Pferdsgerippe, das ſonſt dabei lag, wo iſt es? Ich kann's nicht ſehen!“

„Ich ſeh' es auch nicht! Seltſam!“ ſagte der Knecht.

— „Nicht ſo ſeltſam, Iven! Mitunter, ich weiß nicht, in welchen Nächten, ſollen die Knochen ſich erheben und thun, als ob ſie lebig wären!“

„So?“ machte der Knecht; „das iſt ja Altweiberglaube!“

„Kann ſein, Iven,“ meinte der Junge.

„Aber, ich mein', Du ſollſt mich holen; komm, wir müſſen nach Haus! Es bleibt hier immer doch dasſelbe.“

Der Junge war nicht fortzubringen, bis der Knecht ihn mit Gewalt herumgedreht und auf den Weg gebracht hatte. „Hör', Carſten,“ ſagte dieſer, als die geſpenſterhafte Hallig ihnen ſchon ein gut Stück im Rücken lag, „Du gillſt ja für einen Allerweltsbengel; ich glaub', Du möchteſt das am liebſten ſelber unterſuchen!“

„Ja,“ entgegnete Carſten, nachträglich noch ein wenig ſchaudernd, „ja, das möcht' ich, Iven!“

— „Iſt das Dein Ernſt? — dann,“ ſagte

der Knecht, nachdem der Junge ihm nachdrücklich darauf die Hand geboten hatte, „löſen wir morgen Abend unſer Boot; Du fährſt nach Jeversſand; ich bleib' ſo lange auf dem Deiche ſtehen."

„Ja," erwiderte der Junge, „das geht! Ich nehme meine Peitſche mit!"

„Thu das!"

Schweigend kamen ſie an das Haus ihrer Herrſchaft, zu dem ſie langſam die hohe Werft hinanſtiegen.

* * *

Um dieſelbe Zeit des folgenden Abends ſaß der Knecht auf dem großen Steine vor der Stallthür, als der Junge mit ſeiner Peitſche knallend zu ihm kam. „Das pfeift ja wunderlich!" ſagte Jener.

„Freilich, nimm Dich in Acht," entgegnete der Junge; „ich hab' auch Nägel in die Schnur geflochten."

„So komm!" ſagte der Andere.

Der Mond ſtand, wie geſtern, am Oſthimmel und ſchien klar aus ſeiner Höhe. Bald waren Beide wieder draußen auf dem Deich und ſahen hinüber nach Jevershallig, die wie ein Nebelfleck im Waſſer ſtand. „Da geht es wieder," ſagte der Knecht; „nach Mittag war ich hier, da war's nicht da; aber ich ſah deutlich das weiße Pferdsgerippe liegen!“

Der Junge reckte den Hals: „das iſt jetzt nicht da, Iven,“ flüſterte er.

„Nun, Carſten, wie iſt's?“ ſagte der Knecht. „Juckt's Dich noch, hinüberzufahren?“

Carſten beſann ſich einen Augenblick; dann klatſchte er mit ſeiner Peitſche in die Luft: „Mach' nur das Boot los, Iven!“

Drüben aber war es, als hebe, was dorten ging, den Hals, und recke gegen das Feſtland hin den Kopf. Sie ſahen es nicht mehr; ſie gingen ſchon den Deich hinab, und bis zur Stelle, wo das Boot gelegen war. „Nun, ſteig nur ein!“ ſagte der Knecht, nachdem er es losgebunden hatte. „Ich bleib', bis Du zurück biſt! Zu Oſten mußt Du anlegen; da hat man immer landen können!“ Und der Junge nickte ſchweigend und fuhr mit ſeiner Peitſche in die Mondnacht hinaus; der Knecht wanderte unterm Deich zurück und beſtieg ihn wieder an der Stelle, wo ſie vorhin geſtanden hatten. Bald ſah er, wie drüben bei einer ſchroffen, dunkelen Stelle, an die ein breiter Priehl hinanführte, das Boot ſich beilegte, und eine unterſetzte Geſtalt daraus ans Land ſprang. — War's nicht, als klatſchte der Junge mit ſeiner Peitſche? Aber es konnte auch das Geräuſch der ſteigenden Fluth ſein. Mehrere hundert Schritte nordwärts ſah er, was ſie für einen Schimmel angeſehen hatten; und jetzt! — ja, die Geſtalt des Jungen kam gerade darauf zugegangen. Nun hob es den Kopf, als ob es ſtutze; und der Junge — es war deutlich jetzt zu hören — klatſchte mit der Peitſche. Aber — was fiel ihm ein? er kehrte um, er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Das drüben ſchien unabläſſig fortzuweiden, kein Wiehern war von dort zu hören geweſen; wie weiße Waſſerſtreifen ſchien es mitunter über die Erſcheinung hinzuziehen. Der Knecht ſah wie gebannt hinüber.

Da hörte er das Anlegen des Bootes am diesſeitigen Ufer, und bald ſah er aus der Dämmerung den Jungen gegen ſich am Deich heraufſteigen. „Nun, Carſten," frug er, „was war es?"

Der Junge ſchüttelte den Kopf. „Nichts war es!" ſagte er. „Noch kurz vom Bootaus hatte ich es geſehen; dann aber, als ich auf der Hallig war — weiß der Henker, wo ſich das Thier verkrochen hatte; der Mond ſchien doch hell genug; aber als ich an die Stelle kam, war nichts da als die bleichen Knochen von einem halben Dutzend Schafen, und etwas weiter lag auch das Pferdsgerippe mit ſeinem weißen, langen Schädel, und ließ den Mond in ſeine leeren Augenhöhlen ſcheinen!"

„Hmm!" meinte der Knecht; „haſt auch recht zugeſehen?"

„Ja, Iven, ich ſtand dabei; ein gottvergeſſener Kiewiet, der hinter dem Gerippe ſich zur Nachtruh' hingeduckt hatte, flog ſchreiend auf, daß ich erſchrak und ein paar Mal mit der Peitſche hintennach klatſchte."

„Und das war Alles?"

„Ja, Iven; ich weiß nicht mehr."

„Es iſt auch genug," ſagte der Knecht, zog den Jungen am Arm zu ſich heran und wies hinüber nach der Hallig. „Dort, ſiehſt Du etwas, Carſten?"

— „Wahrhaftig, da geht's ja wieder!"

„Wieder?" ſagte der Knecht; „ich hab' die ganze Zeit hinübergeſchaut; aber es iſt gar nicht fortgeweſen; Du gingſt ja gerade auf das Unweſen los!"

Der Junge ſtarrte ihn an; ein Entſetzen lag plötzlich auf ſeinem ſonſt ſo kecken Angeſicht, das auch dem Knechte nicht entging. „Komm!" ſagte dieſer, „wir wollen nach Haus: von hier aus geht's wie lebig, und drüben liegen nur die Knochen — das iſt mehr, als Du und ich begreifen können. Schweig aber ſtill davon, man darf dergleichen nicht verreden!"

So wandten ſie ſich, und der Junge trabte neben ihm; ſie ſprachen nicht, und die Marſch lag in lautloſem Schweigen an ihrer Seite.

— — Nachdem aber der Mond zurückgegangen, und die Nächte dunkel geworden waren, geſchah ein Anderes.

Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten, ohne jedoch mit dieſem dort zu thun zu haben. Gleichwohl, da er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit ſich nach Hauſe; aber es war rauhhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Hausthür getreten, um ihren Eheliebſten zu empfangen: „Hilf Himmel!“ rief ſie, „was ſoll uns der alte Schimmel?“ Denn da Hauke mit ihm vor das Haus geritten kam und unter der Eſche hielt, hatte ſie geſehen, daß die arme Creatur auch lahme.

Der junge Deichgraf aber ſprang lachend von ſeinem braunen Wallach: „Laß nur, Elke; es koſtet auch nicht viel!“

Die kluge Frau erwiderte: „Du weißt doch, das Wohlfeilſte iſt auch meiſt das Theuerſte.“

— „Aber nicht immer, Elke; das Thier iſt höchſtens vier Jahr' alt; ſieh es Dir nur genauer an! Es iſt verhungert und mißhandelt; da ſoll ihm unſer Hafer gut thun; ich werd' es ſelbſt verſorgen, damit ſie mir's nicht überfüttern.“

Das Thier ſtand indeſſen mit geſenktem Kopf; die Mähnen hingen lang am Hals herunter. Frau Elke, während ihr Mann nach den Knechten rief, ging betrachtend um dasſelbe herum; aber ſie ſchüttelte den Kopf: „So eins iſt noch nie in unſerem Stall geweſen!“

Als jetzt der Dienſtjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erſchrocknen Augen ſtehen. „Nun, Carſten,“ rief der Deichgraf, „was fährt Dir in die Knochen? Gefällt Dir mein Schimmel nicht?“

„Ja — o ja, unſ' Weerth, warum denn nicht!“

— „So bring' die Thiere in den Stall; gib ihnen kein Futter; ich komme gleich ſelber hin!“

Der Junge faßte mit Vorſicht den Halfter des Schimmels und griff dann haſtig, wie zum Schutze, nach dem Zügel des ihm ebenfalls vertrauten Wallachs. Hauke aber ging mit ſeinem Weibe in das Zimmer; ein Warmbier hatte ſie für ihn bereit, und Brod und Butter waren auch zur Stelle.

Er war bald geſättigt; dann ſtand er auf und ging mit ſeiner Frau im Zimmer auf und ab. „Laß Dir erzählen, Elke,“ ſagte er, während der Abendſchein auf den Kacheln an den Wänden ſpielte, „wie ich zu dem Thier gekommen bin: ich war wohl eine Stunde beim Oberdeichgrafen geweſen; er hatte gute Kunde für mich — es wird wohl dieß und jenes anders werden, als in meinen Riſſen; aber die Hauptſache, mein Profil iſt acceptirt, und ſchon in den nächſten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da ſein!“

Elke ſeufzte unwillkürlich: „Alſo doch?“ ſagte ſie ſorgenvoll.

„Ja, Frau," entgegnete Hauke; „hart wird's hergehen; aber dazu, denk' ich, hat der Herrgott uns zuſammengebracht! Unſere Wirthſchaft iſt jetzt ſo gut in Ordnung, ein groß' Theil kannſt Du ſchon auf Deine Schultern nehmen; denk' nur um zehn Jahr' weiter — dann ſtehen wir vor einem anderen Beſitz."

Sie hatte bei ſeinen erſten Worten die Hand ihres Mannes verſichernd in die ihrigen gepreßt; ſeine letzten Worte konnten ſie nicht erfreuen. „Für wen ſoll der Beſitz?" ſagte ſie. „Du müßteſt denn ein ander Weib nehmen; ich bring' Dir keine Kinder."

Thränen ſchoſſen ihr in die Augen; aber er zog ſie feſt in ſeine Arme: „Das überlaſſen wir dem Herrgott," ſagte er; „jetzt aber, und auch dann noch ſind wir jung genug, um uns der Früchte unſerer Arbeit ſelbſt zu freuen."

Sie ſah ihn lange, während er ſie hielt, aus ihren dunklen Augen an. „Verzeih, Hauke," ſprach ſie; „ich bin mitunter ein verzagt' Weib!"

Er neigte ſich zu ihrem Antlitz und küßte ſie: „Du biſt mein Weib und ich Dein Mann, Elke! Und anders wird es nun nicht mehr."

Da legte ſie die Arme feſt um ſeinen Nacken: „Du haſt recht, Hauke, und was kommt, kommt für uns Beide.“ Dann löſte ſie ſich erröthend von ihm. „Du wollteſt von dem Schimmel mir erzählen,“ ſagte ſie leiſe.

„Das wollt' ich, Elke. Ich ſagte Dir ſchon, mir war Kopf und Herz voll Freude über die gute Nachricht, die der Oberdeichgraf mir gegeben hatte; ſo ritt ich eben wieder aus der Stadt hinaus, da, auf dem Damm, hinter dem Hafen, begegnet mir ein ruppiger Kerl; ich wußt' nicht, war's ein Vagabund, ein Keſſelflicker oder was denn ſonſt. Der Kerl zog den Schimmel am Halfter hinter ſich; das Thier aber hob den Kopf und ſah mich aus blöden Augen an; mir war's, als ob es mich um Etwas bitten wolle; ich war ja auch in dieſem Augenblicke reich genug. „He, Landsmann!“ rief ich, „wo wollt Ihr mit der Kracke hin?“

Der Kerl blieb ſtehen und der Schimmel auch. „Verkaufen!“ ſagte Jener und nickte mir liſtig zu.

„Nur nicht an mich!“ rief ich luſtig.

„Ich denke doch!“ ſagte er; „das iſt ein wacker Pferd und unter hundert Thalern nicht bezahlt.“

Ich lachte ihm ins Geſicht.

„Nun,“ ſagte er, „lacht nicht ſo hart; Ihr ſollt's mir ja nicht zahlen! Aber ich kann's nicht brauchen, bei mir verkommt's; es würd' bei Euch bald ander Anſehen haben!“

Da ſprang ich von meinem Wallach und ſah dem Schimmel ins Maul, und ſah wohl, es war noch ein junges Thier. „Was ſoll's denn koſten?“ rief ich, da auch das Pferd mich wiederum wie bittend anſah.

„Herr, nehmt's für dreißig Thaler!“ ſagte der Kerl, „und den Halfter geb' ich Euch darein!“

„Und da, Frau, hab' ich dem Burſchen in die dargebotne braune Hand, die faſt wie eine Klaue ausſah, eingeſchlagen. So haben wir den Schimmel, und ich denk' auch, wohlfeil genug! Wunderlich nur war es, als ich mit den Pferden wegritt, hört' ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, ſah ich den Slovaken; der ſtand noch ſperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir darein.“

„Pfui,“ rief Elke; „wenn der Schimmel nur nichts von ſeinem alten Herrn Dir zubringt! Mög' er Dir gedeihen, Hauke!“

„Er ſelber ſoll es wenigſtens, ſoweit ich's leiſten kann!" Und der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen es geſagt hatte.

— — Aber nicht allein an jenem Abend fütterte er den Schimmel; er that es fortan immer ſelbſt und ließ kein Auge von dem Thiere; er wollte zeigen, daß er einen Prieſterhandel gemacht habe; jedenfalls ſollte nichts verſehen werden. — Und ſchon nach wenig Wochen hob ſich die Haltung des Thieres; allmälig verſchwanden die rauhen Haare; ein blankes, blau geapfeltes Fell kam zum Vorſchein, und da er es eines Tages auf der Hofſtatt umherführte, ſchritt es ſchlank auf ſeinen feſten Beinen. Hauke dachte des abenteuerlichen Verkäufers: „Der Kerl war ein Narr oder ein Schuft, der es geſtohlen hatte!" murmelte er bei ſich ſelber. — Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur ſeine Schritte hörte, warf es den Kopf herum und wieherte ihm entgegen; nun ſah er auch, es hatte, was die Araber verlangen, ein fleiſchlos Angeſicht; d'raus blitzten ein paar feurige braune Augen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf; aber kaum ſaß er droben, ſo fuhr dem Thier ein

Wiehern wie ein Luſtſchrei aus der Kehle; es flog mit ihm davon, die Werfte hinab auf den Weg und dann dem Deiche zu; doch der Reiter ſaß feſt, und als ſie oben waren, ging es ruhiger, leicht, wie tanzend, und warf den Kopf dem Meere zu. Er klopfte und ſtreichelte ihm den blanken Hals; aber es bedurfte dieſer Liebkoſung ſchon nicht mehr; das Pferd ſchien völlig eins mit ſeinem Reiter, und, nachdem er eine Strecke nordwärts den Deich hinausgeritten war, wandte er es leicht und gelangte wieder an die Hofſtatt.

Die Knechte ſtanden unten an der Auffahrt und warteten der Rückkunft ihres Wirthes. „So, John,“ rief dieſer, indem er von ſeinem Pferde ſprang, „nun reite Du es in die Fenne zu den andern; es trägt Dich wie in einer Wiege!“

Der Schimmel ſchüttelte den Kopf und wieherte laut in die ſonnige Marſchlandſchaft hinaus, während ihm der Knecht den Sattel abſchnallte, und der Junge damit zur Geſchirrkammer lief; dann legte er den Kopf auf ſeines Herrn Schulter und duldete behaglich deſſen Liebkoſung. Als aber der Knecht ſich jetzt auf ſeinen Rücken ſchwingen wollte, ſprang er mit einem jähen Satz zur Seite und ſtand dann wieder unbeweglich, die ſchönen Augen auf ſeinen Herrn gerichtet. „Hoho, Iven,“ rief dieſer, „hat er Dir Leid's gethan?“ und ſuchte ſeinem Knecht vom Boden aufzuhelfen.

Der rieb ſich eifrig an der Hüfte: „Nein, Herr, es geht noch; aber den Schimmel reit' der Teufel!“

„Und ich!“ ſetzte Hauke lachend hinzu. „So bring ihn am Zügel in die Fenne!“

Und als der Knecht etwas beſchämt gehorchte, ließ ſich der Schimmel ruhig von ihm führen.

— — Einige Abende ſpäter ſtanden Knecht und Junge mit einander vor der Stallthür; hinterm Deiche war das Abendroth erloſchen, innerhalb desſelben war ſchon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur ſelten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgeſtörten Rindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Ueberfall eines Wieſels oder einer Waſſerratte endete. Der Knecht lehnte gegen den Thürpfoſten und rauchte aus einer kurzen Pfeife, deren Rauch er ſchon nicht mehr ſehen konnte; geſprochen hatten er und der Junge noch nicht zuſammen. Dem Letzteren aber drückte etwas auf die Seele, er wußte nur nicht, wie er dem ſchweigſamen Knechte ankommen ſollte. „Du, Iven!“ ſagte er endlich, „weißt Du, das Pferdsgeripp' auf Jeversſand!“

„Was iſt damit?“ frug der Knecht.

„Ja, Iven, was iſt damit? Es iſt gar nicht mehr da; weder Tages noch bei Mondſchein; wohl zwanzigmal bin ich auf den Deich hinausgelaufen!“

„Die alten Knochen ſind wohl zuſammengepoltert!“ ſagte Iven und rauchte ruhig weiter.

„Aber ich war auch bei Mondſchein draußen; es geht auch drüben nichts auf Jeversſand!“

„Ja,“ ſagte der Knecht, „ſind die Knochen auseinander gefallen, ſo wird's wohl nicht mehr aufſtehen können!“

„Mach' keinen Spaß, Iven! Ich weiß jetzt; ich kann Dir ſagen, wo es iſt!“

Der Knecht drehte ſich jäh zu ihm: „Nun, wo iſt es denn?“

„Wo?“ wiederholte der Junge nachdrücklich. „Es ſteht in unſ'rem Stall; da ſteht's, ſeit es nicht mehr auf der Hallig iſt. Es iſt auch nicht umſonſt, daß der Wirth es allzeit ſelber füttert; ich weiß Beſcheid, Iven!“

Der Knecht paffte eine Weile heftig in die

Nacht hinaus. „Du biſt nicht klug, Carſten,“ ſagte er dann; „unſer Schimmel? Wenn je ein Pferd ein lebig's war, ſo iſt es der! Wie kann ſo ein Allerweltsjunge wie Du in ſolch' Altem-Weiberglauben ſitzen!“ — — Aber der Junge war nicht zu bekehren: wenn der Teufel in dem Schimmel ſteckte, warum ſollte er dann nicht lebendig ſein? Im Gegentheil, um deſto ſchlimmer! — Er fuhr jedesmal erſchreckt zuſammen, wenn er gegen Abend den Stall betrat, in dem auch Sommers das Thier mitunter eingeſtellt wurde, und es dann den feurigen Kopf ſo jäh nach ihm herumwarf. „Hol's der Teufel!“ brummte er dann; „wir bleiben auch nicht lange mehr zuſammen.“

So that er ſich denn heimlich nach einem neuen Dienſte um, kündigte und trat um Allerheiligen als Knecht bei Ole Peters ein. Hier fand er andächtige Zuhörer für ſeine Geſchichte von dem Teufelspferd des Deichgrafen; die dicke Frau Vollina und deren geiſtesſtumpfer Vater, der frühere Deichgevollmächtigte Jeß Harders, hörten in behaglichem Gruſeln zu und erzählten ſie ſpäter Allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder die an derart Dingen ihr Gefallen hatten.

* * *

Inzwiſchen war ſchon Ende März durch die Oberdeichgrafſchaft der Befehl zur neuen Eindeichung eingetroffen. Hauke berief zunächſt die Deichgevollmächtigten zuſammen, und im Kruge oben bei der Kirche waren eines Tages alle erſchienen und hörten zu, wie er ihnen die Hauptpunkte aus den bisher erwachſenen Schriftſtücken vorlas: aus ſeinem Antrage, aus dem Bericht des Oberdeichgrafen, zuletzt den ſchließlichen Beſcheid, worin vor Allem auch die Annahme des von ihm vorgeſchlagenen Profiles enthalten war, und der neue Deich nicht ſteil wie früher, ſondern allmälig verlaufend nach der Seeſeite abfallen ſollte; aber mit heiteren oder auch nur zufriedenen Geſichtern hörten ſie nicht.

„Ja, ja," ſagte ein alter Gevollmächtigter, „da haben wir nun die Beſcherung, und Proteſte werden nicht helfen, da der Oberdeichgraf unſerem Deichgrafen den Daumen hält!"

„Haſt wohl recht, Detlev Wiens," ſetzte ein zweiter hinzu; „die Frühlingsarbeit ſteht vor der Thür, und nun ſoll auch ein millionenlanger Deich gemacht werden — da muß ja Alles liegen bleiben."

„Das könnt Ihr dies Jahr noch zu Ende

bringen," ſagte Hauke; „ſo raſch wird der Stecken nicht vom Zaun gebrochen!"

Das wollten Wenige zugeben. „Aber Dein Profil!" ſprach ein Dritter, was Neues auf die Bahn bringend; „der Deich wird ja auch an der Außenſeite nach dem Waſſer ſo breit, wie Lawrenz ſein Kind nicht lang war! Wo ſoll das Material herkommen? Wann ſoll die Arbeit fertig werden?"

„Wenn nicht in dieſem, ſo im nächſten Jahre; das wird am meiſten von uns ſelber abhängen!" ſagte Hauke.

Ein ärgerliches Lachen ging durch die Geſellſchaft. „Aber wozu die unnütze Arbeit; der Deich ſoll ja nicht höher werden als der alte," rief eine neue Stimme; „und ich mein', der ſteht ſchon über dreißig Jahre!"

„Da ſagt Ihr recht," ſprach Hauke, „vor dreißig Jahren iſt der alte Deich gebrochen; dann rückwärts vor fünfunddreißig, und wiederum vor fünfundvierzig Jahren; ſeitdem aber, obgleich er noch immer ſteil und unvernünftig daſteht, haben die höchſten Fluthen uns verſchont. Der neue Deich aber ſoll trotz ſolcher hundert und aber hundert Jahre ſtehen; denn er wird nicht durchbrochen werden, weil der milde Abfall nach der Seeſeite den Wellen keinen Angriffspunkt entgegenſtellt, und ſo werdet Ihr für Euch und Euere Kinder ein ſicheres Land gewinnen, und das iſt es, weshalb die Herrſchaft und der Oberdeichgraf mir den Daumen halten; das iſt es auch, was Ihr zu Eurem eigenen Vortheil einſehen ſolltet!"

Als die Verſammelten hierauf nicht ſogleich zu antworten bereit waren, erhob ſich ein alter weißhaariger Mann mühſam von ſeinem Stuhle; es war Frau Elke's Pathe, Jewe Manners, der auf Hauke's Bitten noch immer in ſeinem Gevollmächtigten-Amt verblieben war. „Deichgraf Hauke Haien," ſprach er, „Du machſt uns viel Unruhe und Koſten, und ich wollte, Du hätteſt damit gewartet, bis mich der Herrgott hätt' zur Ruhe gehen laſſen; aber — recht haſt Du, das kann nur die Unvernunft beſtreiten. Wir haben Gott mit jedem Tag zu danken, daß er uns trotz unſerer Trägheit das koſtbare Stück Vorland gegen Sturm und Waſſerdrang erhalten hat; jetzt aber iſt es wohl die elfte Stunde, in der wir ſelbſt die Hand anlegen müſſen, es auch nach all' unſerem Wiſſen und Können ſelber uns zu wahren und auf Gottes

Langmuth weiter nicht zu trotzen. Ich, meine Freunde, bin ein Greis; ich habe Deiche bauen und brechen ſehen; aber den Deich, den Hauke Haien nach ihm von Gott verliehener Einſicht projectirt und bei der Herrſchaft für Euch durchgeſetzt hat, den wird Niemand von Euch Lebenden brechen ſehen; und wolltet Ihr ihm ſelbſt nicht danken, Euere Enkel werden ihm den Ehrenkranz doch einſtens nicht verſagen können!“

Jewe Manners ſetzte ſich wieder; er nahm ſein blaues Schnupftuch aus der Taſche und wiſchte ſich ein paar Tropfen von der Stirn. Der Greis war noch immer als ein Mann von Tüchtigkeit und unantaſtbarer Rechtſchaffenheit bekannt, und da die Verſammlung eben nicht geneigt war, ihm zuzuſtimmen, ſo ſchwieg ſie weiter. Aber Hauke Haien nahm das Wort; doch ſahen Alle, daß er bleich geworden. „Ich danke Euch, Jewe Manners,“ ſprach er, „daß Ihr noch hier ſeid, und daß Ihr das Wort geſprochen habt; Ihr andern Herren Gevollmächtigten, wollet den neuen Deichbau, der freilich mir zur Laſt fällt, zum mindeſten anſehen als ein Ding, das nun nicht mehr zu ändern ſteht, und laſſet uns demgemäß beſchließen, was nun noth iſt!“

„Sprechet!“ ſagte einer der Gevollmächtigten. Und Hauke breitete die Karte des neuen Deiches auf dem Tiſche aus: „Es hat vorhin Einer gefragt,“ begann er, „woher die viele Erde nehmen? — Ihr ſeht, ſoweit das Vorland in die Watten hinausgeht, iſt außerhalb der Deichlinie ein Streifen Landes freigelaſſen; daher und von dem Vorlande, das nach Nord und Süd von dem neuen Kooge an dem Deiche hinläuft, können wir die Erde nehmen; haben wir an den Waſſerſeiten nur eine tüchtige Lage Klei, nach innen oder in der Mitte kann auch Sand genommen werden! — Nun aber iſt zunächſt ein Feldmeſſer zu berufen, der die Linie des neuen Deiches auf dem Vorland abſteckt! Der mir bei Ausarbeitung des Planes behülflich geweſen, wird wohl am beſten dazu paſſen. Ferner werden wir zur Heranholung des Klei's oder ſonſtigen Materiales die Anfertigung einſpänniger Sturzkarren mit Gabeldeichſel bei einigen Stellmachern verdingen müſſen; wir werden für die Durchdämmung des Priehles und nach den Binnenſeiten, wo wir etwa mit Sand fürlieb nehmen müſſen, ich kann jetzt nicht ſagen, wie viel hundert Fuder Stroh zur Beſtickung des Deiches gebrauchen, vielleicht mehr, als in der Marſch hier wird entbehrlich ſein! — Laſſet uns denn berathen, wie zunächſt dies Alles zu beſchaffen und einzurichten iſt; auch die neue Schleuſe hier an der Weſtſeite gegen das Waſſer zu iſt ſpäter einem tüchtigen Zimmermann zur Herſtellung zu übergeben."

Die Verſammelten hatten ſich um den Tiſch geſtellt, betrachteten mit halbem Aug' die Karte und begannen allgemach zu ſprechen; doch war's, als geſchähe es nur, damit nur überhaupt Etwas geſprochen werde. Als es ſich um Zuziehung des Feldmeſſers handelte, meinte einer der Jüngeren: „Ihr habt es ausgeſonnen, Deichgraf; Ihr müſſet ſelbſt am beſten wiſſen, wer dazu taugen mag."

Aber Hauke entgegnete: „Da Ihr Geſchworene ſeid, ſo müſſet Ihr aus eigener, nicht aus meiner Meinung ſprechen, Jacob Meyen; und wenn Ihr's dann beſſer ſagt, ſo werd' ich meinen Vorſchlag fallen laſſen!"

„Nun ja, es wird ſchon recht ſein," ſagte Jacob Meyen.

Aber einem der Aelteren war es doch nicht völlig recht: er hatte einen Brudersſohn; ſo einer im Feldmeſſen ſollte hier in der Marſch noch nicht geweſen ſein; der ſollte noch über des Deichgrafen Vater, den ſeligen Tede Haien, gehen!

So wurde denn über die beiden Feldmeſſer verhandelt und endlich beſchloſſen, ihnen gemeinſchaftlich das Werk zu übertragen. Aehnlich ging es bei den Sturzkarren, bei der Strohlieferung und allem Anderen, und Hauke kam ſpät und faſt erſchöpft auf ſeinem Wallach, den er noch derzeit ritt, zu Hauſe an. Aber als er in dem alten Lehnſtuhl ſaß, der noch von ſeinem gewichtigen, aber leichter lebenden Vorgänger ſtammte, war auch ſein Weib ihm ſchon zur Seite: „Du ſiehſt ſo müd' aus, Hauke," ſprach ſie und ſtrich mit ihrer ſchmalen Hand das Haar ihm von der Stirn.

„Ein wenig wohl!" erwiderte er.

— „Und geht es denn?"

„Es geht ſchon," ſagte er mit bitterem Lächeln; „aber ich ſelber muß die Räder ſchieben und froh ſein, wenn ſie nicht zurückgehalten werden!"

— „Aber doch nicht von Allen?"

„Nein, Elke; Dein Pathe, Jewe Manners, iſt ein guter Mann; ich wollt', er wär' um dreißig Jahre jünger."

Als nach einigen Wochen die Deichlinie abgeſteckt und der größte Theil der Sturzkarren geliefert war, waren ſämmtliche Antheilbeſitzer des einzudeichenden Kooges, ingleichen die Beſitzer der hinter dem alten Deich belegenen Ländereien durch den Deichgrafen im Kirchſpielskrug verſammelt worden; es galt, ihnen einen Plan über die Vertheilung der Arbeit und Koſten vorzulegen und ihre etwaigen Einwendungen zu vernehmen; denn auch die Letzteren hatten, ſofern der neue Deich und die neuen Siele die Unterhaltungskoſten der älteren Werke verminderte, ihren Theil zu ſchaffen und zu tragen. Dieſer Plan war für Hauke ein ſchwer Stück Arbeit geweſen, und wenn ihm durch Vermittelung des Oberdeichgrafen neben einem Deichboten nicht auch noch ein Deichſchreiber wäre zugeordnet worden, er würde es ſobald nicht fertig gebracht haben, obwohl auch jetzt wieder an jedem neuen Tage in die Nacht hinein gearbeitet war. Wenn er dann todtmüde ſein Lager ſuchte, ſo hatte nicht wie vordem ſein Weib in nur verſtelltem Schlafe ſeiner gewartet; auch ſie hatte ſo vollgemeſſen ihre tägliche Arbeit, daß ſie Nachts wie am Grunde eines tiefen Brunnens in unſtörbarem Schlafe lag.

Als Hauke jetzt ſeinen Plan verleſen und die Papiere, die freilich ſchon drei Tage hier im Kruge zur Einſicht ausgelegen hatten, wieder auf den Tiſch breitete, waren zwar ernſte Männer zugegen, die mit Ehrerbietung dieſen gewiſſenhaften Fleiß betrachteten und ſich nach ruhiger Ueberlegung den billigen Anſätzen ihres Deichgrafen unterwarfen; Andere aber, deren Antheile an dem neuen Lande von ihnen ſelbſt oder ihren Vätern oder ſonſtigen Vorbeſitzern waren veräußert worden, beſchwerten ſich, daß ſie zu den Koſten des neuen Kooges hinzugezogen ſeien, deſſen Land ſie nichts mehr angehe, uneingedenk, daß durch die neuen Arbeiten auch ihre alten Ländereien nach und nach entbürdet würden; und wieder Andere, die mit Antheilen in dem neuen Koog geſegnet waren, ſchrieen, man möge ihnen doch dieſelben abnehmen, ſie ſollten um ein Geringes feil ſein; denn wegen der unbilligen Leiſtungen, die ihnen dafür aufgebürdet würden, könnten ſie nicht damit beſtehen. Ole Peters aber, der mit grimmigem Geſicht am Thürpfoſten lehnte, rief dazwiſchen: „Beſinnt Euch erſt, und dann vertrauet unſerem Deichgrafen! der verſteht zu rechnen; er hatte ſchon die meiſten Antheile, da wußte er auch mir die meinen abzuhandeln, und als er ſie hatte, beſchloß er, dieſen neuen Koog zu deichen!“

Es war nach dieſen Worten einen Augenblick todtenſtill in der Verſammlung. Der Deichgraf ſtand an dem Tiſch, auf dem er zuvor ſeine Papiere gebreitet hatte: er hob ſeinen Kopf und ſah nach Ole Peters hinüber: „Du weißt wohl, Ole Peters,“ ſprach er, „daß Du mich verleumdeſt; Du thuſt es dennoch, weil Du überdies auch weißt, daß doch ein gut Theil des Schmutzes, womit Du mich bewirfſt, an mir wird hängen bleiben! Die Wahrheit iſt, daß Du Deine Antheile los ſein wollteſt, und daß ich ihrer derzeit für meine Schafzucht bedurfte; und willſt Du Weiteres wiſſen, das ungewaſchene Wort, das Dir im Krug vom Mund gefahren, ich ſei nur Deichgraf meines Weibes wegen, das hat mich aufgerüttelt, und ich hab' Euch zeigen wollen, daß ich wohl um meiner ſelbſt willen Deichgraf ſein könne; und ſomit, Ole Peters, hab' ich gethan, was ſchon der Deichgraf vor mir hätte thun ſollen. Trägſt Du mir aber Groll, daß derzeit Deine Antheile die meinen geworden ſind — Du hörſt es ja, es ſind genug, die jetzt die ihrigen um ein Billiges feil bieten, nur weil die Arbeit ihnen jetzt zu viel iſt!“

Von einem kleinen Theil der verſammelten Männer ging ein Beifallsmurmeln aus, und der alte Jewe Manners, der dazwiſchen ſtand, rief laut: „Bravo, Hauke Haien! Unſer Herrgott wird Dir Dein Werk gelingen laſſen!“

Aber man kam doch nicht zu Ende, obgleich Ole Peters ſchwieg, und die Leute erſt zum Abendbrote auseinandergingen; erſt in einer zweiten Verſammlung wurde Alles geordnet; aber auch nur, nachdem Hauke ſtatt der ihm zukommenden drei Geſpanne für den nächſten Monat deren vier auf ſich genommen hatte.

Endlich, als ſchon die Pfingſtglocken durch das Land läuteten, hatte die Arbeit begonnen: unabläſſig fuhren die Sturzkarren von dem Vorlande an die Deichlinie, um den geholten Klei dort abzuſtürzen, und gleicherweiſe war dieſelbe Anzahl ſchon wieder auf der Rückfahrt, um auf dem Vorland neuen aufzuladen; an der Deichlinie ſelber ſtanden Männer mit Schaufeln und Spaten, um das Abgeworfene an ſeinen Platz zu bringen und zu ebnen; ungeheuere Fuder Stroh wurden angefahren und abgeladen; nicht nur zur Bedeckung des leichteren Materials, wie Sand und loſe Erde, deſſen man an den Binnenſeiten ſich bediente, wurde das Stroh benutzt; allmälig wurden einzelne Strecken des Deiches fertig, und die Grasſoden, womit man ſie belegt hatte, wurden ſtellenweis zum Schutz gegen die nagenden Wellen mit feſter Strohbeſtickung überzogen; beſtellte Aufſeher gingen hin und her und, wenn es ſtürmte, ſtanden ſie mit aufgeriſſenen Mäulern und ſchrieen ihre Befehle durch Wind und Wetter; dazwiſchen ritt der Deichgraf auf ſeinem Schimmel, den er jetzt ausſchließlich in Gebrauch hatte, und das Thier flog mit dem Reiter hin und wieder, wenn er raſch und trocken ſeine Anordnungen machte, wenn er die Arbeiter lobte oder, wie es wohl geſchah, einen Faulen oder Ungeſchickten ohn' Erbarmen aus der Arbeit wies. „Das hilft nicht!“ rief er dann; „um Deine Faulheit darf uns nicht der Deich verderben!“ Schon von Weitem, wenn er unten aus dem Koog heraufkam, hörten ſie das Schnauben ſeines Roſſes, und alle Hände faßten feſter in die Arbeit: „Friſch zu! Der Schimmelreiter kommt!“

War es um die Frühſtückszeit, wo die Arbeiter mit ihrem Morgenbrot haufenweis beiſammen auf der Erde lagen, dann ritt Hauke an den verlaſſenen Werken entlang, und ſeine Augen waren ſcharf, wo liederliche Hände den Spaten geführt hatten. Wenn er aber zu den Leuten ritt und ihnen auseinanderſetzte, wie die Arbeit müſſe beſchafft werden, ſahen ſie wohl zu ihm auf und kauten geduldig an ihrem Brote weiter; aber eine Zuſtimmung oder auch nur eine Aeußerung hörte er nicht von ihnen. Einmal zu ſolcher Tageszeit, es war ſchon ſpät, da er an einer Deichſtelle die Arbeit in beſonderer Ordnung gefunden hatte, ritt er zu dem nächſten Haufen der Frühſtückenden, ſprang von ſeinem Schimmel und frug heiter, wer dort ſo ſauberes Tagewerk verrichtet hätte; aber ſie ſahen ihn nur ſcheu und düſter an, und nur langſam und wie widerwillig wurden ein paar Namen genannt. Der Menſch, dem er ſein Pferd gegeben hatte, das ruhig wie ein Lamm ſtand, hielt es mit beiden Händen und blickte wie angſtvoll nach den ſchönen Augen des Thieres, die es, wie gewöhnlich, auf ſeinen Herrn gerichtet hielt.

„Nun, Marten!“ rief Hauke; „was ſtehſt Du, als ob Dir der Donner in die Beine gefahren ſei?“

— „Herr, Euer Pferd, es iſt ſo ruhig, als ob es Böſes vorhabe!“

Hauke lachte und nahm das Pferd ſelbſt am Zügel, das ſogleich liebkoſend den Kopf an ſeiner Schulter rieb. Von den Arbeitern ſahen einige ſcheu zu Roß und Reiter hinüber; andere, als ob das Alles ſie nicht kümmere, aßen ſchweigend ihre Frühkoſt, dann und wann den Möven einen Brocken hinaufwerfend, die ſich den Futterplatz gemerkt hatten und mit ihren ſchlanken Flügeln ſich faſt auf ihre Köpfe ſenkten. Der Deichgraf blickte eine Weile wie gedankenlos auf die bettelnden Vögel und wie ſie die zugeworfenen Biſſen mit ihren Schnäbeln haſchten; dann ſprang er in den Sattel und ritt, ohne ſich nach den Leuten umzuſehen, davon; einige Worte, die jetzt unter ihnen laut wurden, klangen ihm faſt wie Hohn. „Was iſt das?“ ſprach er bei ſich ſelber. „Hatte denn Elke recht, daß ſie Alle gegen mich ſind? Auch dieſe Knechte und kleinen Leute, von denen Vielen durch meinen neuen Deich doch eine Wohlhabenheit ins Haus wächſt?“

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, daß es wie toll in den Koog hinabflog. Von dem unheimlichen Glanze freilich, mit dem ſein früherer

Dienſtjunge den Schimmelreiter bekleidet hatte, wußte er ſelber nichts; aber die Leute hätten ihn jetzt nur ſehen ſollen, wie aus ſeinem hageren Geſicht die Augen ſtarrten, wie ſein Mantel flog, und wie der Schimmel ſprühte!

— — So war der Sommer und der Herbſt vergangen; noch bis gegen Ende November war gearbeitet worden; dann geboten Froſt und Schnee dem Werke Halt; man war nicht fertig geworden und beſchloß, den Koog offen liegen zu laſſen. Acht Fuß ragte der Deich aus der Fläche hervor; nur wo weſtwärts gegen das Waſſer hin die Schleuſe gelegt werden ſollte, hatte man eine Lücke gelaſſen; auch oben vor dem alten Deiche war der Priehl noch unberührt. So konnte die Fluth, wie in den letzten dreißig Jahren, in den Koog hineindringen, ohne dort oder an dem neuen Deiche großen Schaden anzurichten. Und ſo überließ man dem großen Gott das Werk der Menſchenhände und ſtellte es in ſeinen Schutz, bis die Frühlingsſonne die Vollendung würde möglich machen.

— — Inzwiſchen hatte im Hauſe des Deichgrafen ſich ein frohes Ereigniß vorbereitet: im neunten Ehejahre war noch ein Kind geboren worden.

Es war roth und hutzelig und wog ſeine ſieben Pfund, wie es für neugeborene Kinder ſich gebührt, wenn ſie, wie dies, dem weiblichen Geſchlechte angehören; nur ſein Geſchrei war wunderlich verhohlen und hatte der Wehmutter nicht gefallen wollen. Das Schlimmſte war, am dritten Tage lag Elke im hellen Kindbettfieber, redete Irrſal und kannte weder ihren Mann noch ihre alte Helferin. Die unbändige Freude, die Hauke beim Anblick ſeines Kindes ergriffen hatte, war zu Trübſal geworden; der Arzt aus der Stadt war geholt, er ſaß am Bett und fühlte den Puls und verſchrieb und ſah rathlos um ſich her. Hauke ſchüttelte den Kopf: „Der hilft nicht; nur Gott kann helfen!" Er hatte ſich ſein eigen Chriſtenthum zurecht gerechnet; aber es war Etwas, das ſein Gebet zurückhielt. Als der alte Doctor davongefahren war, ſtand er am Fenſter, in den winterlichen Tag hinausſtarrend, und während die Kranke aus ihren Phantaſien aufſchrie, ſchränkte er die Hände zuſammen; er wußte ſelber nicht, war es aus Andacht oder war es nur, um in der ungeheueren Angſt ſich ſelbſt nicht zu verlieren.

„Waſſer! Das Waſſer!" wimmerte die Kranke.

„Halt' mich!" ſchrie ſie; „halt' mich, Hauke!" Dann ſank die Stimme; es klang, als ob ſie weine: „In See, ins Haf hinaus? O, lieber Gott, ich ſeh' ihn nimmer wieder!"

Da wandte er ſich und ſchob die Wärterin von ihrem Bette; er fiel auf ſeine Kniee, umfaßte ſein Weib und riß ſie an ſich: „Elke! Elke, ſo kenn' mich doch, ich bin ja bei Dir!"

Aber ſie öffnete nur die fieberglühenden Augen weit und ſah wie rettungslos verloren um ſich.

Er legte ſie zurück auf ihre Kiſſen; dann krampfte er die Hände in einander: „Herr, mein Gott," ſchrie er; „nimm ſie mir nicht! Du weißt, ich kann ſie nicht entbehren!" Dann war's, als ob er ſich beſinne, und leiſer ſetzte er hinzu: „Ich weiß ja wohl, Du kannſt nicht allezeit, wie Du willſt, auch Du nicht; Du biſt allweiſe; Du mußt nach Deiner Weisheit thun — o, Herr, ſprich nur durch einen Hauch zu mir!"

Es war, als ob plötzlich eine Stille eingetreten ſei; er hörte nur ein leiſes Athmen; als er ſich zum Bette kehrte, lag ſein Weib in ruhigem Schlaf; nur die Wärterin ſah mit entſetzten Augen auf ihn. Er hörte die Thür gehen: „Wer war das?" frug er.

„Herr, die Magd Ann' Grethe ging hinaus; ſie hatte den Warmkorb hereingebracht."

— „Was ſieht Sie mich denn ſo verfahren an, Frau Levke?"

„Ich? Ich hab' mich ob Eurem Gebet erſchrocken; damit betet Ihr Keinen vom Tode los!"

Hauke ſah ſie mit ſeinen durchdringenden Augen an: „Beſucht Sie denn auch, wie unſere Ann' Grethe, die Conventikel bei dem holländiſchen Flickſchneider Jantje?"

„Ja, Herr; wir haben beide den lebendigen Glauben!"

Hauke antwortete ihr nicht. Das damals ſtark im Schwange gehende ſeparatiſtiſche Conventikel-Weſen hatte auch unter den Frieſen ſeine Blüthen getrieben; heruntergekommene Handwerker oder wegen Trunkes abgeſetzte Schulmeiſter ſpielten darin die Hauptrolle, und Dirnen, junge und alte Weiber, Faulenzer und einſame Menſchen liefen eifrig in die heimlichen Verſammlungen, in denen jeder den Prieſter ſpielen konnte. Aus des Deichgrafen Hauſe brachten Ann' Grethe und der in ſie verliebte Dienſtjunge ihre freien Abende dort zu. Freilich hatte Elke ihre Bedenken darüber gegen

Hauke nicht zurückgehalten; aber er hatte gemeint, in Glaubensſachen ſolle man Keinem drein reden: das ſchade Niemandem, und beſſer dort doch als im Schnapskrug!

So war es dabei geblieben, und ſo hatte er auch jetzt geſchwiegen. Aber freilich über ihn ſchwieg man nicht; ſeine Gebetsworte liefen um von Haus zu Haus: er hatte Gottes Allmacht beſtritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner; die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig ſein!

Hauke erfuhr nichts davon; er hatte in dieſen Tagen nur Ohren und Augen für ſein Weib; ſelbſt das Kind war für ihn nicht mehr auf der Welt.

Der alte Arzt kam wieder, kam jeden Tag, mitunter zweimal, blieb dann eine ganze Nacht, ſchrieb wieder ein Recept, und der Knecht Iven Johns ritt damit im Flug zur Apotheke. Dann aber wurde ſein Geſicht freundlicher, er nickte dem Deichgrafen vertraulich zu: „Es geht! Es geht! Mit Gottes Hülfe!“ und eines Tags — hatte nun ſeine Kunſt die Krankheit beſiegt, oder hatte auf Hauke's Gebet der liebe Gott doch noch einen Ausweg finden können — als der Doctor mit der

Kranken allein war, ſprach er zu ihr, und ſeine alten Augen lachten: „Frau, jetzt kann ich's getroſt Euch ſagen: heut' hat der Doctor ſeinen Feſttag; es ſtand ſchlimm um Euch; aber nun gehöret Ihr wieder zu uns, zu den Lebendigen!“

Da brach es wie ein Strahlenmeer aus ihren dunklen Augen: „Hauke! Hauke, wo biſt Du?“ rief ſie, und als er auf den hellen Ruf ins Zimmer und an ihr Bett ſtürzte, ſchlug ſie die Arme um ſeinen Nacken: „Hauke, mein Mann, gerettet! Ich bleibe bei Dir!“

Da zog der alte Doctor ſein ſeiden Schnupftuch aus der Taſche, fuhr ſich damit über Stirn und Wangen und ging kopfnickend aus dem Zimmer.

— — Am dritten Abend nach dieſem Tage ſprach ein frommer Redner — es war ein vom Deichgrafen aus der Arbeit gejagter Pantoffelmacher — im Conventikel bei dem holländiſchen Schneider, da er ſeinen Zuhörern die Eigenſchaften Gottes auseinanderſetzte: „Wer aber Gottes Allmacht widerſtreitet, wer da ſagt: ich weiß, Du kannſt nicht, was Du willſt — wir kennen den Unglückſeligen ja Alle; er laſtet gleich einem Stein auf der Gemeinde — der iſt von Gott gefallen und ſuchet den Feind Gottes, den Freund der Sünde zu ſeinem Tröſter; denn nach irgend einem Stabe muß die Hand des Menſchen greifen. Ihr aber, hütet Euch vor dem, der alſo betet; ſein Gebet iſt Fluch!“

— — Auch das lief um von Haus zu Haus. Was läuft nicht um in einer kleinen Gemeinde? und auch zu Hauke's Ohren kam es. Er ſprach kein Wort darüber, nicht einmal zu ſeinem Weibe; nur mitunter konnte er ſie heftig umfaſſen und an ſich ziehen: „Bleib mir treu, Elke! Bleib mir treu!“ — Dann ſahen ihre Augen voll Staunen zu ihm auf: „Dir treu? Wem ſollte ich denn anders treu ſein?“ — Nach einer kurzen Weile aber hatte ſie ſein Wort verſtanden: „Ja, Hauke, wir ſind uns treu; nicht nur, weil wir uns brauchen.“ Und dann ging Jedes ſeinen Arbeitsweg.

Das wäre ſo weit gut geweſen; aber es war doch trotz aller lebendigen Arbeit eine Einſamkeit um ihn, und in ſeinem Herzen niſtete ſich ein Trotz und abgeſchloſſenes Weſen gegen andere Menſchen ein; nur gegen ſein Weib blieb er allezeit der Gleiche, und an der Wiege ſeines Kindes lag er Abends und Morgens auf den Knieen, als ſei dort die Stätte ſeines ewigen Heils. Gegen Geſinde und Arbeiter aber wurde er ſtrenger; die Ungeſchickten und Fahrläſſigen, die er früher durch ruhigen Tadel zurecht gewieſen hatte, wurden jetzt durch hartes Anfahren aufgeſchreckt, und Elke ging mitunter leiſe beſſern.

* * *

Als der Frühling nahte, begannen wieder die Deicharbeiten; mit einem Kajedeich wurde zum Schutz der jetzt aufzubauenden neuen Schleuſe die Lücke in der weſtlichen Deichlinie geſchloſſen, halbmondförmig nach innen und ebenſo nach außen; und gleich der Schleuſe wuchs allmälig auch der Haupt-Deich zu ſeiner immer raſcher herzuſtellenden Höhe empor. Leichter wurde dem leitenden Deichgrafen ſeine Arbeit nicht; denn an Stelle des im Winter verſtorbenen Jewe Manners war Ole Peters als Deichgevollmächtigter eingetreten. Hauke hatte nicht verſuchen wollen, es zu hindern; aber anſtatt der ermuthigenden Worte und der dazu gehörigen zuthunlichen Schläge auf ſeine linke Schulter, die er ſo oft von dem alten Pathen ſeines Weibes eincaſſirt hatte, kamen ihm jetzt von dem Nachfolger ein heimliches Widerhalten und unnöthige

Einwände und waren mit unnöthigen Gründen zu bekämpfen; denn Ole gehörte zwar zu den Wichtigen, aber in Deichſachen nicht zu den Klugen; auch war von früher her der „Schreiberknecht“ ihm immer noch im Wege.

Der glänzendſte Himmel breitete ſich wieder über Meer und Marſch, und der Koog wurde wieder bunt von ſtarken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unabläſſig ſangen in hoher Himmelsluft die Lerchen; aber man hörte es erſt, wenn einmal auf eines Athemzuges Länge der Geſang verſtummt war. Kein Unwetter ſtörte die Arbeit, und die Schleuſe ſtand ſchon mit ihrem ungeſtrichenen Balkengefüge, ohne daß auch nur in einer Nacht ſie eines Schutzes von dem Interims-Deich bedurft hätte; der Herrgott ſchien ſeine Gunſt dem neuen Werke zuzuwenden. Auch Frau Elke's Augen lachten ihrem Manne zu, wenn er auf ſeinem Schimmel draußen von dem Deich nach Hauſe kam: „Biſt doch ein braves Thier geworden!“ ſagte ſie dann und klopfte den blanken Hals des Pferdes. Hauke aber, wenn ſie das Kind am Halſe hatte, ſprang herab und ließ das winzige Dinglein auf ſeinen Armen tanzen;

wenn dann der Schimmel ſeine braunen Augen auf das Kind gerichtet hielt, dann ſprach er wohl: „Komm her; ſollſt auch die Ehre haben!“ und er ſetzte die kleine Wienke — denn ſo war ſie getauft worden — auf ſeinen Sattel und führte den Schimmel auf der Werft im Kreiſe herum. Auch der alte Eſchenbaum hatte mitunter die Ehre; er ſetzte das Kind auf einen ſchwanken Aſt und ließ es ſchaukeln. Die Mutter ſtand mit lachenden Augen in der Hausthür; das Kind aber lachte nicht, ſeine Augen, zwiſchen denen ein feines Näschen ſtand, ſchauten ein wenig ſtumpf ins Weite, und die kleinen Hände griffen nicht nach dem Stöckchen, das der Vater ihr hinhielt. Hauke achtete nicht darauf, er wußte auch nichts von ſo kleinen Kindern; nur Elke, wenn ſie das helläugige Mädchen auf dem Arm ihrer Arbeitsfrau erblickte, die mit ihr zugleich das Wochenbett beſtanden hatte, ſagte mitunter ſchmerzlich: „Das Meine iſt noch nicht ſo weit wie Deines, Stina!“ und die Frau, ihren dicken Jungen, den ſie an der Hand hatte, mit derber Liebe ſchüttelnd, rief dann wohl: „Ja, Frau, die Kinder ſind verſchieden; der da, der ſtahl mir ſchon die Aepfel aus der Kammer, bevor er übers zweite Jahr hinaus war!“ Und Elke ſtrich dem dicken Buben ſein Kraushaar aus den Augen und drückte dann heimlich ihr ſtilles Kind ans Herz.

— — Als es in den October hineinging, ſtand an der Weſtſeite die neue Schleuſe ſchon feſt in dem von beiden Seiten ſchließenden Hauptdeich, der bis auf die Lücken bei dem Priehle nun mit ſeinem ſanften Profile ringsum nach den Waſſerſeiten abfiel und um fünfzehn Fuß die ordinäre Fluth überragte. Von ſeiner Nordweſtecke ſah man an Jevershallig vorbei ungehindert in das Wattenmeer hinaus; aber freilich auch die Winde faßten hier ſchärfer; die Haare flogen, und wer hier ausſchauen wollte, der mußte die Mütze feſt auf dem Kopf haben.

Zu Ende November, wo Sturm und Regen eingefallen waren, blieb nur noch hart am alten Deich die Schlucht zu ſchließen, auf deren Grunde an der Nordſeite das Meerwaſſer durch den Priehl in den neuen Koog hineinſchoß. Zu beiden Seiten ſtanden die Wände des Deiches; der Abgrund zwiſchen ihnen mußte jetzt verſchwinden. Ein trocken Sommerwetter hätte die Arbeit wohl erleichtert; aber auch ſo mußte ſie gethan werden; denn ein aufbrechender

Sturm konnte das ganze Werk gefährden. Und Hauke ſetzte alles daran, um jetzt den Schluß herbeizuführen. Der Regen ſtrömte, der Wind pfiff; aber ſeine hagere Geſtalt auf dem feurigen Schimmel tauchte bald hier, bald dort aus den ſchwarzen Menſchenmaſſen empor, die oben wie unten an der Nordſeite des Deiches neben der Schlucht beſchäftigt waren. Jetzt ſah man ihn unten bei den Sturzkarren, die ſchon weither die Kleierde aus dem Vorlande holen mußten, und von denen eben ein gedrängter Haufen bei dem Priehle anlangte und ſeine Laſt dort abzuwerfen ſuchte. Durch das Geklatſch des Regens und das Brauſen des Windes klangen von Zeit zu Zeit die ſcharfen Befehlsworte des Deichgrafen, der heute hier allein gebieten wollte; er rief die Karren nach den Nummern vor und wies die Drängenden zurück; ein „Halt!“ ſcholl von ſeinem Munde; dann ruhte unten die Arbeit; „Stroh! ein Fuder Stroh hinab!“ rief er denen droben zu, und von einem der oben haltenden Fuder ſtürzte es auf den naſſen Klei hinunter. Unten ſprangen Männer dazwiſchen und zerrten es auseinander und ſchrieen nach oben, ſie nur nicht zu begraben. Und wieder kamen neue Karren, und

Hauke war ſchon wieder oben und ſah von ſeinem Schimmel in die Schlucht hinab, und wie ſie dort ſchaufelten und ſtürzten; dann warf er ſeine Augen nach dem Haf hinaus. Es wehte ſcharf, und er ſah, wie mehr und mehr der Waſſerſaum am Deich hinaufklimmte, und wie die Wellen ſich noch höher hoben; er ſah auch, wie die Leute trieften und kaum athmen konnten in der ſchweren Arbeit vor dem Winde, der ihnen die Luft am Munde abſchnitt und vor dem kalten Regen, der ſie überſtrömte. „Ausgehalten, Leute! Ausgehalten!“ ſchrie er zu ihnen hinab. „Nur einen Fuß noch höher; dann iſt's genug für dieſe Fluth!“ Und durch alles Getöſe des Wetters hörte man das Geräuſch der Arbeiter: das Klatſchen der hineingeſtürzten Kleimaſſen, das Raſſeln der Karren und das Rauſchen des von oben hinabgelaſſenen Strohes ging unaufhaltſam vorwärts; dazwiſchen war mitunter das Winſeln eines kleinen gelben Hundes laut geworden, der frierend und wie verloren zwiſchen Menſchen und Fuhrwerken herumgeſtoßen wurde; plötzlich aber ſcholl ein jammervoller Schrei des kleinen Thieres von unten aus der Schlucht herauf. Hauke blickte hinab; er hatte es von oben hinunterſchleudern ſehen; eine jähe Zornröthe ſtieg ihm ins Geſicht. „Halt! Haltet ein!“ ſchrie er zu den Karren hinunter; denn der naſſe Klei wurde unaufhaltſam aufgeſchüttet.

„Warum?“ rief eine rauhe Stimme von unten herauf; „doch um die elende Hunde-Creatur nicht?“

„Halt! ſag' ich.“ ſchrie Hauke wieder; „bringt mir den Hund! Bei unſerem Werke ſoll kein Frevel ſein!“

Aber es rührte ſich keine Hand; nur ein paar Spaten zähen Kleis flogen noch neben das ſchreiende Thier. Da gab er ſeinem Schimmel die Sporen, daß das Thier einen Schrei ausſtieß, und ſtürmte den Deich hinab, und Alles wich vor ihm zurück. „Den Hund!“ ſchrie er; „ich will den Hund!“

Eine Hand ſchlug ſanft auf ſeine Schulter, als wäre es die Hand des alten Jewe Manners; doch als er umſah, war es nur ein Freund des Alten. „Nehmt Euch in Acht, Deichgraf!“ raunte der ihm zu. „Ihr habt nicht Freunde unter dieſen Leuten; laßt es mit dem Hunde gehen!“

Der Wind pfiff, der Regen klatſchte; die Leute hatten die Spaten in den Grund geſteckt, einige ſie fortgeworfen. Hauke neigte ſich zu dem Alten: „Wollt Ihr meinen Schimmel halten, Harke Jens?“ frug er; und als jener noch kaum den Zügel in der Hand hatte, war Hauke ſchon in die Kluft geſprungen und hielt das kleine winſelnde Thier in ſeinem Arm; und faſt im ſelben Augenblicke ſaß er auch wieder hoch im Sattel und ſprengte auf den Deich zurück. Seine Augen flogen über die Männer, die bei den Wagen ſtanden. „Wer war es?“ rief er. „Wer hat die Creatur hinabgeworfen?“

Einen Augenblick ſchwieg Alles; denn aus dem hageren Geſicht des Deichgrafen ſprühte der Zorn, und ſie hatten abergläubiſche Furcht vor ihm. Da trat von einem Fuhrwerk ein ſtiernackiger Kerl vor ihn hin. „Ich that es nicht, Deichgraf,“ ſagte er und biß von einer Rolle Kautabak ein Endchen ab, das er ſich erſt ruhig in den Mund ſchob; „aber der es that, hat recht gethan; ſoll Euer Deich ſich halten, ſo muß was Lebiges hinein!“

— „Was Lebiges? Aus welchem Katechismus haſt Du das gelernt?“

„Aus keinem, Herr!“ entgegnete der Kerl, und aus ſeiner Kehle ſtieß ein freches Lachen: „das haben unſere Großväter ſchon gewußt, die ſich mit Euch im Chriſtenthum wohl meſſen durften! Ein Kind iſt beſſer noch; wenn das nicht da iſt, thut's auch wohl ein Hund!“

„Schweig' Du mit Deinen Heidenlehren!“ ſchrie ihn Hauke an; „es ſtopfte beſſer, wenn man Dich hineinwürfe.“

„Oho!“ erſcholl es; aus einem Dutzend Kehlen war der Laut gekommen, und der Deichgraf gewahrte ringsum grimmige Geſichter und geballte Fäuſte; er ſah wohl, daß das keine Freunde waren; der Gedanke an ſeinen Deich überfiel ihn wie ein Schrecken: was ſollte werden, wenn jetzt Alle ihre Spaten hinwürfen? — Und als er nun den Blick nach unten richtete, ſah er wieder den Freund des alten Jewe Manners; der ging dort zwiſchen den Arbeitern, ſprach zu Dem und Jenen, lachte hier Einem zu, klopfte dort mit freundlichem Geſicht Einem auf die Schulter, und Einer nach dem Andern faßte wieder ſeinen Spaten; noch einige Augenblicke, und die Arbeit war wieder in vollem Gange. — Was wollte er denn noch? Der Priehl mußte geſchloſſen werden, und den Hund barg er ſicher genug in den Falten ſeines Mantels. Mit plötzlichem Entſchluß wandte er ſeinen Schimmel gegen den nächſten Wagen: „Stroh an die Kante!“ rief er herriſch, und wie mechaniſch gehorchte ihm der Fuhrknecht; bald rauſchte es hinab in die Tiefe, und von allen Seiten regte es ſich aufs Neue und mit allen Armen.

Eine Stunde war noch ſo gearbeitet; es war nach ſechs Uhr, und ſchon brach tiefe Dämmerung herein; der Regen hatte aufgehört; da rief Hauke die Aufſeher an ſein Pferd: „Morgen früh vier Uhr,“ ſagte er, „iſt Alles wieder auf dem Platz; der Mond wird noch am Himmel ſein; da machen wir mit Gott den Schluß! Und dann noch Eines!“ rief er, als ſie gehen wollten: „Kennt Ihr den Hund?“ und er nahm das zitternde Thier aus ſeinem Mantel.

Sie verneinten das; nur Einer ſagte: „Der hat ſich taglang ſchon im Dorf herumgebettelt; der gehört gar Keinem!“

„Dann iſt er mein!“ entgegnete der Deichgraf. „Vergeſſet nicht: morgen früh vier Uhr!“ und ritt davon.

Als er heim kam, trat Ann' Grethe aus der Thür; ſie hatte ſaubere Kleidung an, und es fuhr ihm durch den Kopf, ſie gehe jetzt zum Conventikelſchneider: „Halt' die Schürze auf!“ rief er ihr zu, und da ſie es unwillkürlich that, warf er das kleibeſchmutzte Hündlein ihr hinein: „Bring' ihn der kleinen Wienke; er ſoll ihr Spielkamerad werden! Aber waſch' und wärm' ihn zuvor; ſo thuſt Du auch ein gottgefällig Werk; denn die Creatur iſt ſchier verklommen.“

Und Ann' Grethe konnte nicht laſſen, ihrem Wirth Gehorſam zu leiſten und kam deshalb heute nicht in den Conventikel.

Und am andern Tage wurde der letzte Spatenſtich am neuen Deich gethan; der Wind hatte ſich gelegt; in anmuthigem Fluge ſchwebten Möven und Avoſetten über Land und Waſſer hin und wieder; von Jevershallig tönte das tauſendſtimmige Geknorr der Rottgänſe, die ſich's noch heute an der Küſte der Nordſee wohl ſein ließen, und aus den weißen Morgennebeln, welche die weite Marſch bedeckten, ſtieg allmälig ein goldner Herbſttag und beleuchtete das neue Werk der Menſchenhände.

Nach einigen Wochen kamen mit dem Oberdeichgrafen die herrſchaftlichen Commiſſäre zur

Beſichtigung deſſelben; ein großes Feſtmahl, das erſte nach dem Leichenmahl des alten Tede Volkerts, wurde im deichgräflichen Hauſe gehalten; alle Deichgevollmächtigten und die größten Intereſſenten waren dazu geladen. Nach Tiſche wurden ſämmtliche Wagen der Gäſte und des Deichgrafen angeſpannt; Frau Elke wurde von dem Oberdeichgrafen in die Carriole gehoben, vor der der braune Wallach mit ſeinen Hufen ſtampfte; dann ſprang er ſelber hinten nach und nahm die Zügel in die Hand; er wollte die geſcheidte Frau ſeines Deichgrafen ſelber fahren. So ging es munter von der Werfte und in den Weg hinaus, den Akt zum neuen Deich hinan und auf demſelben um den jungen Koog herum. Es war inmittelſt ein leichter Nordweſtwind aufgekommen, und an der Nord- und Weſtſeite des neuen Deiches wurde die Fluth hinaufgetrieben; aber es war unverkennbar, der ſanfte Abfall bedingte einen ſanfteren Anſchlag; aus dem Munde der herrſchaftlichen Commiſſäre ſtrömte das Lob des Deichgrafen, daß die Bedenken, welche hie und da von den Gevollmächtigten dagegen langſam vorgebracht wurden, gar bald darin erſtickten.

— Auch das ging vorüber; aber noch eine Genugthuung empfing der Deichgraf eines Tages, da er in ſtillem, ſelbſtbewußten Sinnen auf dem neuen Deich entlang ritt. Es mochte ihm wohl die Frage kommen, weshalb der Koog, der ohne ihn nicht da wäre, in dem ſein Schweiß und ſeine Nachtwachen ſteckten, nun ſchließlich nach einer der herrſchaftlichen Prinzeſſinnen „der neue Carolinenkoog“ getauft ſei; aber es war doch ſo: auf allen dahin gehörigen Schriftſtücken ſtand der Name, auf einigen ſogar in rother Fracturſchrift. Da, als er aufblickte, ſah er zwei Arbeiter mit ihren Feldgeräthſchaften, der eine etwa zwanzig Schritte hinter dem andern, ſich entgegenkommen: „So wart' doch!“ hörte er den Nachfolgenden rufen; der Andere aber — er ſtand eben an einem Akt, der in den Koog hinunterführte — rief ihm entgegen: „Ein andermal, Jens! Es iſt ſchon ſpät; ich ſoll hier Klei ſchlagen!“

— „Wo denn?“

„Nun hier, im Hauke-Haienkoog!“

Er rief es laut, indem er den Akt hinabtrabte, als ſolle die ganze Marſch es hören, die darunter lag. Hauke aber war es, als höre er ſeinen Ruhm verkünden; er hob ſich im Sattel, gab ſeinem Schimmel die Sporen und ſah mit feſten Augen über die weite Landſchaft hin, die zu ſeiner Linken lag. „Hauke-Haienkoog!“ wiederholte er leis; das klang, als könnt' es alle Zeit nicht anders heißen! Mochten ſie trotzen, wie ſie wollten, um ſeinen Namen war doch nicht herumzukommen; der Prinzeſſinnen-Name — würde er nicht bald nur noch in alten Schriften modern? — Der Schimmel ging in ſtolzem Galopp; vor ſeinen Ohren aber ſummte es: „Hauke-Haienkoog! Hauke-Haienkoog!“ In ſeinen Gedanken wuchs faſt der neue Deich zu einem achten Weltwunder; in ganz Friesland war nicht ſeines Gleichen! Und er ließ den Schimmel tanzen; ihm war, er ſtünde inmitten aller Frieſen; er überragte ſie um Kopfeshöhe, und ſeine Blicke flogen ſcharf und mitleidig über ſie hin.

— — Allmälig waren drei Jahre ſeit der Eindeichung hingegangen; das neue Werk hatte ſich bewährt, die Reparaturkoſten waren nur gering geweſen; im Kooge aber blühte jetzt faſt überall der weiße Klee, und ging man über die geſchützten Weiden, ſo trug der Sommerwind einem ganze

Wolken ſüßen Dufts entgegen. Da war die Zeit gekommen, die bisher nur idealen Antheile in wirkliche zu verwandeln und allen Theilnehmern ihre beſtimmten Stücke für immer eigenthümlich zuzuſetzen. Hauke war nicht müßig geweſen, vorher noch einige neue zu erwerben; Ole Peters hatte ſich verbiſſen zurückgehalten; ihm gehörte nichts im neuen Kooge. Ohne Verdruß und Streit hatte auch ſo die Theilung nicht abgehen können; aber fertig war es gleichwohl geworden; auch dieſer Tag lag hinter dem Deichgrafen.

Fortan lebte er einſam ſeinen Pflichten als Hofwirth wie als Deichgraf und denen, die ihm am nächſten angehörten; die alten Freunde waren nicht mehr in der Zeitlichkeit, neue zu erwerben war er nicht geeignet. Aber unter ſeinem Dach war Frieden, den auch das ſtille Kind nicht ſtörte; es ſprach wenig, das ſtete Fragen, was den aufgeweckten Kindern eigen iſt, kam ſelten und meiſt ſo, daß dem Gefragten die Antwort darauf ſchwer wurde; aber ihr liebes, einfältiges Geſichtlein trug faſt immer den Ausdruck der Zufriedenheit. Zwei Spielkameraden hatte ſie, die waren ihr genug:

wenn ſie über die Werfte wanderte, ſprang das gerettete gelbe Hündlein ſtets um ſie herum, und wenn der Hund ſich zeigte, war auch klein Wienke nicht mehr fern. Der zweite Kamerad war eine Lachmöve, und wie der Hund „Perle“, ſo hieß die Möve „Claus“.

Claus war durch ein greiſes Menſchenkind auf dem Hofe inſtallirt worden; die achtzigjährige Trien' Jans hatte in ihrer Kathe auf dem Außendeich ſich nicht mehr durchbringen können; da hatte Frau Elke gemeint, die verlebte Dienſtmagd ihres Großvaters könnte bei ihnen noch ein paar ſtille Abendſtunden und eine gute Sterbekammer finden, und ſo, halb mit Gewalt, war ſie von ihr und Hauke nach dem Hofe geholt und in dem Nordweſt-Stübchen der neuen Scheuer untergebracht worden, die der Deichgraf vor einigen Jahren neben dem Haupthauſe bei der Vergrößerung ſeiner Wirthſchaft hatte bauen müſſen; ein paar der Mägde hatten daneben ihre Kammer erhalten und konnten der Greiſin Nachts zur Hand gehen. Rings an den Wänden hatte ſie ihr altes Hausgeräth: eine Schatulle von Zuckerkiſtenholz, darüber zwei bunte Bilder vom verlorenen Sohn, ein längſt zur Ruhe geſtelltes Spinnrad und ein ſehr ſauberes Gardinenbett, vor dem ein ungefüger, mit dem weißen Fell des weiland Angorakaters überzogener Schemel ſtand. Aber auch was Lebiges hatte ſie noch um ſich gehabt und mit hieher gebracht: das war die Möve Claus, die ſich ſchon jahrelang zu ihr gehalten hatte und von ihr gefüttert worden war; freilich, wenn es Winter wurde, flog ſie mit den anderen Möven ſüdwärts und kam erſt wieder, wenn am Strand der Wermuth duftete.

Die Scheuer lag etwas tiefer an der Werfte; die Alte konnte von ihrem Fenſter aus nicht über den Deich auf die See hinausblicken. „Du haſt mich hier als wie gefangen, Deichgraf!“ murrte ſie eines Tages, als Hauke zu ihr eintrat, und wies mit ihrem verkrümmten Finger nach den Fennen hinaus, die ſich dort unten breiteten. „Wo iſt denn Jeversſand? Da über den rothen oder über den ſchwarzen Ochſen hinaus?“

„Was will Sie denn mit Jeversſand?“ frug Hauke.

— „Ach was, Jeversſand!“ brummte die Alte. „Aber ich will doch ſehen, wo mein Jung mir derzeit iſt zu Gott gegangen!“

— „Wenn Sie das ſehen will," entgegnete Hauke, „ſo muß Sie ſich oben unter den Eſchenbaum ſetzen, da ſieht Sie das ganze Haf!"

„Ja," ſagte die Alte; „ja, wenn ich Deine jungen Beine hätte, Deichgraf!"

Dergleichen blieb lange der Dank für die Hülfe, die ihr die Deichgrafsleute angedeihen ließen; dann aber wurde es auf einmal anders. Der kleine Kindskopf Wienke's guckte eines Morgens durch die halbgeöffnete Thür zu ihr herein. „Na," rief die Alte, welche mit den Händen in einander auf ihrem Holzſtuhl ſaß, „was haſt Du denn zu beſtellen?"

Aber das Kind kam ſchweigend näher und ſah ſie mit ihren gleichgültigen Augen unabläſſig an.

„Biſt Du das Deichgrafskind?" frug ſie Trien' Jans, und da das Kind wie nickend das Köpfchen ſenkte, fuhr ſie fort: „So ſetz' Dich hier auf meinen Schemel! Ein Angorakater iſt's geweſen — ſo groß! Aber Dein Vater hat ihn todtgeſchlagen. Wenn er noch lebig wäre, ſo könnt'ſt Du auf ihm reiten."

Wienke richtete ſtumm ihre Augen auf das weiße Fell; dann kniete ſie nieder und begann es mit ihren kleinen Händen zu ſtreicheln, wie Kinder es bei einer lebenden Katze oder einem Hunde zu machen pflegen. „Armer Kater!" ſagte ſie dann und fuhr wieder in ihren Liebkoſungen fort.

„So," rief nach einer Weile die Alte, „jetzt iſt es genug; und ſitzen kannſt Du auch noch heut' auf ihm; vielleicht hat Dein Vater ihn auch nur um deshalb todtgeſchlagen!" Dann hob ſie das Kind an beiden Armen in die Höhe und ſetzte es derb auf den Schemel nieder. Da es aber ſtumm und unbeweglich ſitzen blieb und ſie nur immer anſah, begann ſie mit dem Kopfe zu ſchütteln: „Du ſtrafſt ihn, Gott der Herr! Ja, ja, Du ſtrafſt ihn!" murmelte ſie; aber ein Erbarmen mit dem Kinde ſchien ſie doch zu überkommen; ihre knöcherne Hand ſtrich über das dürftige Haar desſelben, und aus den Augen der Kleinen kam es, als ob ihr damit wohl geſchehe.

Von nun an kam Wienke täglich zu der Alten in die Kammer; ſie ſetzte ſich bald von ſelbſt auf den Angoraſchemel, und Trien' Jans gab ihr kleine Fleiſch- oder Brotſtückchen in ihre Händchen, welche ſie allzeit in Vorrath hatte, und ließ ſie dieſe auf den Fußboden werfen; dann kam mit Gekreiſch und ausgeſpreizten Flügeln die Möve aus irgend einem Winkel hervorgeſchoſſen und machte ſich darüber her. Erſt erſchrak das Kind und ſchrie auf vor dem großen, ſtürmenden Vogel; bald aber war es wie ein eingelerntes Spiel, und wenn ſie nur ihr Köpfchen durch den Thürſpalt ſteckte, ſchoß ſchon der Vogel auf ſie zu und ſetzte ſich ihr auf Kopf oder Schulter, bis die Alte ihr zu Hülfe kam und die Fütterung beginnen konnte. Trien' Jans, die es ſonſt nicht hatte leiden können, daß einer auch nur die Hand nach ihrem „Claus“ ausſtreckte, ſah jetzt geduldig zu, wie das Kind allmälig ihr den Vogel völlig abgewann. Er ließ ſich willig von ihr haſchen; ſie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze, und wenn dann auf der Werfte etwa das gelbe Hündlein um ſie herum und eiferſüchtig gegen den Vogel aufſprang, dann rief ſie wohl: „Nicht Du, nicht Du, Perle!“ und hob mit ihren Aermchen die Möve ſo hoch, daß dieſe, ſich ſelbſt befreiend, ſchreiend über die Werfte hinflog, und ſtatt ihrer nun der Hund durch Schmeicheln und Springen den Platz auf ihren Armen zu erobern ſuchte.

Fielen zufällig Hauke's oder Elke's Augen auf dies wunderliche Vierblatt, das nur durch einen gleichen Mangel am ſelben Stengel feſtgehalten wurde, dann flog wohl ein zärtlicher Blick auf ihr Kind; hatten ſie ſich gewandt, ſo blieb nur noch ein Schmerz auf ihrem Antlitz, den jedes einſam mit ſich von dannen trug; denn das erlöſende Wort war zwiſchen ihnen noch nicht geſprochen worden. Da eines Sommervormittages, als Wienke mit der Alten und den beiden Thieren auf den großen Steinen vor der Scheunthür ſaß, gingen ihre beiden Eltern, der Deichgraf ſeinen Schimmel hinter ſich, die Zügel über dem Arme, hier vorüber; er wollte auf den Deich hinaus und hatte das Pferd ſich ſelber von der Fenne heraufgeholt; ſein Weib hatte auf der Werfte ſich an ſeinen Arm gehängt. Die Sonne ſchien warm hernieder; es war faſt ſchwül, und mitunter kam ein Windſtoß aus Süd-Süd-Oſt. Dem Kinde mochte es auf dem Platze unbehaglich werden: „Wienke will mit!“ rief ſie, ſchüttelte die Möve von ihrem Schooß und griff nach der Hand ihres Vaters.

„So komm'!“ ſagte dieſer.

— Frau Elke aber rief: „In dem Wind! Sie fliegt Dir weg!“

„Ich halt' ſie ſchon; und heut' haben wir warme Luft und luſtig Waſſer; da kann ſie's tanzen ſehen."

Und Elke lief ins Haus und holte noch ein Tüchlein und ein Käppchen für ihr Kind. „Aber es gibt ein Wetter," ſagte ſie; „macht, daß Ihr fortkommt, und ſeid bald wieder hier!"

Hauke lachte: „Das ſoll uns nicht zu faſſen kriegen!" und hob das Kind zu ſich auf den Sattel. Frau Elke blieb noch eine Weile auf der Werfte, und ſah, mit der Hand ihre Augen beſchattend, die Beiden auf den Weg und nach dem Deich hinübertraben; Trien' Jans ſaß auf dem Stein und murmelte Unverſtändliches mit ihren welken Lippen.

Das Kind lag regungslos im Arm des Vaters; es war, als athme es beklommen unter dem Druck der Gewitterluft; er neigte den Kopf zu ihr: „Nun, Wienke?" frug er.

Das Kind ſah ihn eine Weile an: „Vater," ſagte es, „Du kannſt das doch! Kannſt Du nicht Alles?"

„Was ſoll ich können, Wienke?"

Aber ſie ſchwieg; ſie ſchien die eigene Frage nicht verſtanden zu haben.

Es war Hochfluth; als ſie auf den Deich hinaufkamen, ſchlug der Widerſchein der Sonne von dem weiten Waſſer ihr in die Augen, ein Wirbelwind trieb die Wellen ſtrudelnd in die Höhe, und neue kamen heran und ſchlugen klatſchend gegen den Strand, da klammerte ſie ihre Händchen angſtvoll um die Fauſt ihres Vaters, die den Zügel führte, daß der Schimmel mit einem Satz zur Seite fuhr. Die blaßblauen Augen ſahen in wirrem Schreck zu Hauke auf: „Das Waſſer, Vater! das Waſſer!“ rief ſie.

Aber er löſte ſich ſanft und ſagte: „Still, Kind, Du biſt bei Deinem Vater; das Waſſer thut Dir nichts!“

Sie ſtrich ſich das fahlblonde Haar aus der Stirn und wagte es wieder, auf die See hinauszuſehen. „Es thut mir nichts,“ ſagte ſie zitternd; „nein, ſag', daß es uns nichts thun ſoll; Du kannſt das, und dann thut es uns auch nichts!“

„Nicht ich kann das, Kind,“ entgegnete Hauke ernſt; „aber der Deich, auf dem wir reiten, der ſchützt uns, und den hat Dein Vater ausgedacht und bauen laſſen.“

Ihre Augen gingen wider ihn, als ob ſie

das nicht ganz verſtünde; dann barg ſie ihr auffallend kleines Köpfchen in dem weiten Rocke ihres Vaters.

„Warum verſteckſt Du Dich, Wienke?“ raunte der ihr zu; „iſt Dir noch immer bange?“ Und ein zitterndes Stimmchen kam aus den Falten des Rockes: „Wienke will lieber nicht ſehen; aber Du kannſt doch Alles, Vater?“

Ein ferner Donner rollte gegen den Wind herauf. „Hoho!“ rief Hauke, „da kommt es!“ und wandte ſein Pferd zur Rückkehr. „Nun wollen wir heim zur Mutter!“

Das Kind that einen tiefen Athemzug; aber erſt als ſie die Werfte und das Haus erreicht hatten, hob es das Köpfchen von ſeines Vaters Bruſt. Als dann Frau Elke ihr im Zimmer das Tüchelchen und die Kapuze abgenommen hatte, blieb ſie wie ein kleiner ſtummer Kegel vor der Mutter ſtehen. „Nun, Wienke,“ ſagte dieſe und ſchüttelte ſie leiſe, „magſt Du das große Waſſer leiden?“

Aber das Kind riß die Augen auf: „Es ſpricht,“ ſagte ſie; „Wienke iſt bange!“

— „Es ſpricht nicht: es rauſcht und toſet nur!“

Das Kind ſah ins Weite: „Hat es Beine?" frug es wieder; „kann es über den Deich kommen?"

— „Nein, Wienke; dafür paßt Dein Vater auf, er iſt der Deichgraf."

„Ja," ſagte das Kind und klatſchte mit blödem Lächeln in ſeine Händchen; „Vater kann Alles — Alles!" Dann plötzlich, ſich von der Mutter abwendend, rief ſie: „Laß Wienke zu Trien' Jans, die hat rothe Aepfel!"

Und Elke öffnete die Thür und ließ das Kind hinaus. Als ſie dieſelbe wieder geſchloſſen hatte, ſchlug ſie mit einem Ausdruck des tiefſten Grams die Augen zu ihrem Manne auf, aus denen ihm ſonſt nur Troſt und Muth zu Hülfe gekommen war.

Er reichte ihr die Hand und drückte ſie, als ob es zwiſchen ihnen keines weiteren Wortes bedürfe; ſie aber ſagte leis: „Nein, Hauke, laß mich ſprechen: das Kind, das ich nach Jahren Dir geboren habe, es wird für immer ein Kind bleiben. O, lieber Gott! es iſt ſchwachſinnig; ich muß es einmal vor Dir ſagen."

„Ich wußte es längſt," ſagte Hauke und hielt die Hand ſeines Weibes feſt, die ſie ihm entziehen wollte.

„So ſind wir denn doch allein geblieben," ſprach ſie wieder.

Aber Hauke ſchüttelte den Kopf: „Ich hab' ſie lieb, und ſie ſchlägt ihre Aermchen um mich und drückt ſich feſt an meine Bruſt; um alle Schätze wollt' ich das nicht miſſen!"

Die Frau ſah finſter vor ſich hin: „Aber warum?" ſprach ſie; „was hab' ich arme Mutter denn verſchuldet?"

— „Ja, Elke, das hab' ich freilich auch gefragt; den, der allein es wiſſen kann; aber Du weißt ja auch, der Allmächtige gibt den Menſchen keine Antwort — vielleicht, weil wir ſie nicht begreifen würden."

Er hatte auch die andere Hand ſeines Weibes gefaßt und zog ſie ſanft zu ſich heran: „Laß Dich nicht irren, Dein Kind, wie Du es thuſt, zu lieben; ſei ſicher, das verſteht es!"

Da warf ſich Elke an ihres Mannes Bruſt und weinte ſich ſatt und war mit ihrem Leid nicht mehr allein. Dann plötzlich lächelte ſie ihn an; nach einem heftigen Händedruck lief ſie hinaus und holte ſich ihr Kind aus der Kammer der alten Trien' Jans, und nahm es auf ihren Schooß und hätſchelte und küßte es, bis es ſtammelnd ſagte: „Mutter, mein' liebe Mutter!“

So lebten die Menſchen auf dem Deichgrafs-Hofe ſtill beiſammen; wäre das Kind nicht da geweſen, es hätte viel gefehlt.

Allmälig verfloß der Sommer, die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft wurde leer vom Geſang der Lerchen; nur vor den Scheunen, wo ſie beim Dreſchen Körner pickten, hörte man hie und da einige kreiſchend davonfliegen; ſchon war Alles hart gefroren. In der Küche des Haupthauſes ſaß eines Nachmittags die alte Trien' Jans auf der Holzſtufe einer Treppe, die neben dem Feuerheerd nach dem Boden lief. Es war in den letzten Wochen, als ſei ſie aufgelebt; ſie kam jetzt gern einmal in die Küche und ſah Frau Elke hier hantiren; es war keine Rede mehr davon, daß ihre Beine ſie nicht hätten dahin tragen können, ſeit eines Tages klein Wienke ſie an der Schürze hier heraufgezogen hatte. Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und ſah mit ſeinen ſtillen Augen in die Flammen, die aus dem Heerdloch aufflackerten; ihr eines Händchen klammerte ſich an den Aermel der

Alten, das andere lag in ihrem eigenen fahlblonden Haar. Trien' Jans erzählte: „Du weißt," ſagte ſie, „ich ſtand in Dienſt bei Deinem Urgroßvater, als Hausmagd, und dann mußt' ich die Schweine füttern; der war klüger als ſie alle — da war es, es iſt grauſam lange her; aber eines Abends, der Mond ſchien, da ließen ſie die Hafſchleuſe ſchließen, und ſie konnte nicht wieder zurück in See. O, wie ſie ſchrie und mit ihren Fiſchhänden ſich in ihre harten ſtruppigen Haare griff! Ja, Kind, ich ſah es und hörte ſie ſelber ſchreien! Die Gräben zwiſchen den Fennen waren alle voll Waſſer, und der Mond ſchien darauf, daß ſie wie Silber glänzten, und ſie ſchwamm aus einem Graben in den anderen und hob die Arme und ſchlug, was ihre Hände waren, aneinander, daß man es weither klatſchen hörte, als wenn ſie beten wollte; aber, Kind, beten können dieſe Creaturen nicht. Ich ſaß vor der Hausthür auf ein paar Balken, die zum Bauen angefahren waren und ſah weithin über die Fennen; und das Waſſerweib ſchwamm noch immer in den Gräben, und wenn ſie die Arme aufhob, ſo glitzerten auch die wie Silber und Demanten. Zuletzt ſah ich ſie nicht mehr, und die Wildgänſ' und Möven, die ich all' die Zeit nicht gehört hatte, zogen wieder mit Pfeifen und Schnattern durch die Luft."

Die Alte ſchwieg; das Kind hatte ein Wort ſich aufgefangen: „Konnte nicht beten?" frug ſie. „Was ſagſt Du? Wer war es?"

„Kind," ſagte die Alte; „die Waſſerfrau war es; das ſind Undinger, die nicht ſelig werden können."

„Nicht ſelig!" wiederholte das Kind, und ein tiefer Seufzer, als habe ſie das verſtanden, hob die kleine Bruſt.

— „Trien' Jans!" kam eine tiefe Stimme von der Küchenthür, und die Alte zuckte leicht zuſammen. Es war der Deichgraf Hauke Haien, der dort am Ständer lehnte: „Was redet Sie dem Kinde vor? Hab' ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für ſich zu behalten, oder ſie den Gänſ' und Hühnern zu erzählen?"

Die Alte ſah ihn mit einem böſen Blicke an und ſchob die Kleine von ſich fort: „Das ſind keine Mären," murmelte ſie in ſich hinein, „das hat mein Großohm mir erzählt."

— „Ihr Großohm, Trien'? Sie wollte es ja eben ſelbſt erlebt haben."

„Das iſt egal," ſagte die Alte; „aber Ihr glaubt nicht, Hauke Haien; Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen!" Dann rückte ſie näher an den Heerd und ſtreckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs.

Der Deichgraf warf einen Blick gegen das Fenſter: draußen dämmerte es noch kaum. „Komm, Wienke!" ſagte er und zog ſein ſchwachſinniges Kind zu ſich heran; „komm mit mir, ich will Dir draußen vom Deich aus etwas zeigen! Nur müſſen wir zu Fuß gehen; der Schimmel iſt beim Schmied." Dann ging er mit ihr in die Stube, und Elke band dem Kinde dicke wollene Tücher um Hals und Schultern; und bald danach ging der Vater mit ihr auf dem alten Deiche nach Nordweſt hinauf, Jeversſand vorbei, bis wo die Watten breit, faſt unüberſehbar wurden.

Bald hatte er ſie getragen, bald ging ſie an ſeiner Hand; die Dämmerung wuchs allmälig; in der Ferne verſchwand Alles in Dunſt und Duft. Aber dort, wohin noch das Auge reichte, hatten die unſichtbar ſchwellenden Wattſtröme das Eis zerriſſen, und, wie Hauke Haien es in ſeiner Jugend einſt geſehen hatte, aus den Spalten ſtiegen wie damals die rauchenden Nebel, und daran entlang waren wiederum die unheimlichen närriſchen Geſtalten und hüpften gegen einander und dienerten und dehnten ſich plötzlich ſchreckhaft in die Breite.

Das Kind klammerte ſich angſtvoll an ſeinen Vater und deckte deſſen Hand über ſein Geſichtlein: „Die Seeteufel!“ raunte es zitternd zwiſchen ſeine Finger; „die Seeteufel!“

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein, Wienke, weder Waſſerweiber noch Seeteufel; ſo Etwas gibt es nicht; wer hat Dir davon geſagt?“

Sie ſah mit ſtumpfem Blicke zu ihm herauf; aber ſie antwortete nicht. Er ſtrich ihr zärtlich über die Wangen: „Sieh nur wieder hin!“ ſagte er, „das ſind nur arme hungrige Vögel! Sieh nur, wie jetzt der große ſeine Flügel breitet; die holen ſich die Fiſche, die in die rauchenden Spalten kommen.“

„Fiſche,“ wiederholte Wienke.

„Ja, Kind, das Alles iſt lebig, ſo wie wir; es gibt nichts Anderes; aber der liebe Gott iſt überall!“

Klein Wienke hatte ihre Augen feſt auf den Boden gerichtet und hielt den Athem an; es war, als ſähe ſie erſchrocken in einen Abgrund. Es war vielleicht nur ſo; der Vater blickte lange auf ſie hin, er bückte ſich und ſah in ihr Geſichtlein; aber keine Regung der verſchloſſenen Seele wurde darin kund. Er hob ſie auf den Arm und ſteckte ihre verklommenen Händchen in einen ſeiner dicken Wollhandſchuhe: „So, mein Wienke,“ — und das Kind vernahm wohl nicht den Ton von heftiger Innigkeit in ſeinen Worten —, „ſo, wärm' Dich bei mir! Du biſt doch unſer Kind, unſer einziges. Du haſt uns lieb! . .“ Die Stimme brach dem Manne; aber die Kleine drückte zärtlich ihr Köpfchen in ſeinen rauhen Bart.

So gingen ſie friedlich heimwärts.

* * *

Nach Neujahr war wieder einmal die Sorge in das Haus getreten; ein Marſchfieber hatte den Deichgrafen ergriffen; auch mit ihm ging es nah' am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elke's Pfleg' und Sorge wieder erſtanden war, ſchien er kaum derſelbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf ſeinem Geiſte, und Elke ſah mit Beſorgniß, wie er allzeit leicht zufrieden war. Dennoch, gegen Ende des März, drängte es ihn, ſeinen Schimmel zu beſteigen und zum erſten Male wieder auf ſeinem Deich entlang zu reiten; es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geſchienen hatte, lag längſt ſchon wieder hinter trübem Duft.

Im Winter hatte es ein paar Mal Hochwaſſer gegeben; aber es war nicht von Belang geweſen; nur drüben am andern Ufer war auf einer Hallig eine Heerde Schafe ertrunken und ein Stück vom Vorland abgeriſſen worden; hier an dieſer Seite und am neuen Kooge war ein nennenswerther Schaden nicht geſchehen. Aber in der letzten Nacht hatte ein ſtärkerer Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf ſelbſt hinaus und Alles mit eignem Aug' beſichtigen. Schon war er unten von der Süd-Oſtecke aus auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war Alles wohl erhalten; als er aber an die Nord-Oſtecke gekommen war, dort wo der neue Deich auf den alten ſtößt, war zwar der erſtere unverſehrt, aber wo früher der Priehl den alten erreicht hatte und an ihm entlang gefloſſen war, ſah er in großer Breite die Grasnarbe zerſtört und fortgeriſſen und in dem Körper des Deiches eine von der Fluth gewühlte

Höhlung, durch welche überdies ein Gewirr von Mäuſegängen bloßgelegt war. Hauke ſtieg vom Pferde und beſichtigte den Schaden in der Nähe: das Mäuſeunheil ſchien unverkennbar noch unſichtbar weiter fortzulaufen.

Er erſchrak heftig; gegen Alles dieſes hätte ſchon beim Bau des neuen Deiches Obacht genommen werden müſſen; da es damals überſehen worden, ſo mußte es jetzt geſchehen! — Das Vieh war noch nicht auf den Fennen, das Gras war ungewohnt zurückgeblieben, wohin er blickte, es ſah ihn leer und öde an. Er beſtieg wieder ſein Pferd und ritt am Ufer hin und her: es war Ebbe, und er gewahrte wohl, wie der Strom von außen her ſich wieder ein neues Bett im Schlick gewühlt hatte und jetzt von Nordweſten auf den alten Deich geſtoßen war; der neue aber, ſoweit es ihn traf, hatte mit ſeinem ſanfteren Profile dem Anprall widerſtehen können.

Ein Haufen neuer Plag' und Arbeit erhob ſich vor der Seele des Deichgrafen: nicht nur der alte Deich mußte hier verſtärkt, auch deſſen Profil dem des neuen angenähert werden; vor Allem aber mußte der als gefährlich wieder aufgetretene Priehl durch neu zu legende Dämme oder Lahnungen abgeleitet werden. Noch einmal ritt er auf dem neuen Deich bis an die äußerſte Nord-Weſt-Ecke, dann wieder rückwärts, die Augen unabläſſig auf das neu gewühlte Bett des Prichles heftend, der ihm zur Seite ſich deutlich genug in dem bloßgelegten Schlickgrund abzeichnete. Der Schimmel drängte vorwärts und ſchnob und ſchlug mit den Vorderhufen; aber der Reiter drückte ihn zurück, er wollte langſam reiten, er wollte auch die innere Unruhe bändigen, die immer wilder in ihm aufgohr.

Wenn eine Sturmfluth wiederkäme — eine, wie 1655 dageweſen, wo Gut und Menſchen ungezählt verſchlungen wurden — wenn ſie wiederkäme, wie ſie ſchon mehrmals einſt gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieſelte den Reiter — der alte Deich, er würde den Stoß nicht aushalten, der gegen ihn heraufſchöſſe! Was dann, was ſollte dann geſchehen? — Nur eines, ein einzig Mittel würde es geben, um vielleicht den alten Koog und Gut und Leben darin zu retten. Hauke fühlte ſein Herz ſtill ſtehen, ſein ſonſt ſo feſter Kopf ſchwindelte; er ſprach es nicht aus, aber in ihm ſprach es ſtark genug: Dein Koog, der Hauken-

Haienkoog müßte preisgegeben und der neue Deich durchſtochen werden!

Schon ſah er im Geiſt die ſtürzende Hochfluth hereinbrechen und Gras und Klee mit ihrem ſalzen ſchäumenden Giſcht bedecken. Ein Sporenſtich fuhr in die Weichen des Schimmels, und einen Schrei ausſtoßend flog er auf dem Deich entlang und dann den Akt hinab, der deichgräflichen Werfte zu.

Den Kopf voll von innerem Schreckniß und ungeordneten Plänen kam er nach Hauſe. Er warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und als Elke mit der Tochter in das Zimmer trat, ſtand er wieder auf und hob das Kind zu ſich empor und küßte es; dann jagte er das gelbe Hündlein mit ein paar leichten Schlägen von ſich. „Ich muß noch einmal droben nach dem Krug!“ ſagte er, und nahm ſeine Mütze vom Thürhaken, wohin er ſie eben erſt gehängt hatte.

Seine Frau ſah ihn ſorgvoll an: „Was willſt Du dort? Es wird ſchon Abend, Hauke!“

„Deichgeſchichten!“ murmelte er vor ſich hin, „ich treffe von den Gevollmächtigten dort.“

Sie ging ihm nach und drückte ihm die Hand, denn er war mit dieſen Worten ſchon zur Thür hinaus. Hauke Haien, der ſonſt Alles bei ſich ſelber abgeſchloſſen hatte, drängte es jetzt, ein Wort von Jenen zu erhalten, die er ſonſt kaum eines Antheils werth gehalten hatte. Im Gaſtzimmer traf er Ole Peters mit zweien der Gevollmächtigten und einem Koogseinwohner am Kartentiſch. „Du kommſt wohl von draußen, Deichgraf?" ſagte der Erſtere, nahm die halb ausgetheilten Karten auf und warf ſie wieder hin.

„Ja, Ole," erwiderte Hauke; „ich war dort; es ſieht übel aus."

„Uebel? — Nun, ein paar Hundert Soden und eine Beſtickung wird's wohl koſten; ich war dort auch am Nachmittag."

„So wohlfeil wird's nicht abgehen, Ole," erwiderte der Deichgraf, „der Priehl iſt wieder da, und wenn er jetzt auch nicht von Norden auf den alten Deich ſtößt, ſo thut er's doch von Nordweſten!"

„Du hätt'ſt ihn laſſen ſollen, wo Du ihn fandeſt!" ſagte Ole trocken.

„Das heißt," entgegnete Hauke, „der neue Koog geht Dich nichts an; und darum ſollte er nicht exiſtiren. Das iſt Deine eigne Schuld! Aber wenn wir Lahnungen legen müſſen, um den alten Deich zu ſchützen, der grüne Klee hinter dem neuen bringt das übermäßig ein!“

„Was ſagt Ihr, Deichgraf?“ riefen die Gevollmächtigten; „Lahnungen? Wie viele denn? Ihr liebt es, Alles beim theuerſten Ende anzufaſſen!“

Die Karten lagen unberührt auf dem Tiſch. „Ich will's Dir ſagen, Deichgraf,“ ſagte Ole Peters und ſtemmte beide Arme auf, „Dein neuer Koog iſt ein freſſend Werk, was Du uns geſtiftet haſt! Noch laborirt Alles an den ſchweren Koſten Deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir ſollen ihn verneuen! — Zum Glück iſt's nicht ſo ſchlimm; er hat diesmal gehalten und wird es auch noch ferner thun! Steig' nur morgen wieder auf Deinen Schimmel und ſieh es Dir noch einmal an!“

Hauke war aus dem Frieden ſeines Hauſes hieher gekommen; hinter den immerhin noch gemäßigten Worten, die er eben hörte, lag — er konnte es nicht verkennen — ein zäher Widerſtand, ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft. „Ich will thun, wie Du es räthſt, Ole,“ ſprach er; „nur fürcht' ich, ich werd' es finden, wie ich es heut' geſehen habe."

— Eine unruhige Nacht folgte dieſem Tage; Hauke wälzte ſich ſchlaflos in ſeinen Kiſſen. „Was iſt Dir?" frug ihn Elke, welche die Sorge um ihren Mann wach hielt; „drückt Dich etwas, ſo ſprich es von Dir; wir haben's ja immer ſo gehalten!"

„Es hat nichts auf ſich, Elke!" erwiderte er, „am Deiche, an den Schleuſen iſt was zu repariren; Du weißt, daß ich das allzeit Nachts in mir zu verarbeiten habe." Weiter ſagte er nichts; er wollte ſich die Freiheit ſeines Handelns vorbehalten; ihm unbewußt war die klare Einſicht und der kräftige Geiſt ſeines Weibes ihm in ſeiner augenblicklichen Schwäche ein Hinderniß, dem er unwillkürlich auswich.

— — Am folgenden Vormittag, als er wieder auf den Deich hinauskam, war die Welt eine andere, als wie er ſie Tags zuvor gefunden hatte; zwar war wieder hohl' Ebbe, aber der Tag war noch im Steigen, und eine lichte Frühlingsſonne ließ ihre Strahlen faſt ſenkrecht auf die unabſehbaren Watten fallen; die weißen Möven ſchwebten ruhig hin und wieder, und unſichtbar über ihnen, hoch unter dem azurblauen Himmel, ſangen die Lerchen ihre ewige Melodie. Hauke, der nicht wußte, wie uns die Natur mit ihrem Reiz betrügen kann, ſtand auf der Nordweſtecke des Deiches und ſuchte nach dem neuen Bett des Prieles, das ihn geſtern ſo erſchreckt hatte; aber bei dem vom Zenith herabſchießenden Sonnenlichte fand er es anfänglich nicht einmal; erſt da er gegen die blendenden Strahlen ſeine Augen mit der Hand beſchattete, konnte er es nicht verkennen; aber dennoch, die Schatten in der geſtrigen Dämmerung mußten ihn getäuſcht haben; es kennzeichnete ſich jetzt nur ſchwach; die bloßgelegte Mäuſewirthſchaft mußte mehr als die Fluth den Schaden in dem Deich veranlaßt haben. Freilich, Wandel mußte hier geſchafft werden; aber durch ſorgfältiges Ausgraben, und wie Ole Peters geſagt hatte, durch friſche Soden und einige Ruthen Strohbeſtickung war der Schaden auszuheilen.

„Es war ſo ſchlimm nicht,“ ſprach er erleichtert zu ſich ſelber. „Du biſt geſtern doch Dein eigner Narr geweſen!“ — Er berief die Gevollmächtigten, und die Arbeiten wurden ohne Widerſpruch beſchloſſen, was bisher noch nie geſchehen war. Der Deichgraf meinte eine ſtärkende Ruhe in ſeinem noch geſchwächten Körper ſich verbreiten zu fühlen; und nach einigen Wochen war Alles ſauber ausgeführt.

Das Jahr ging weiter, aber je weiter es ging und je ungeſtörter die neugelegten Raſen durch die Strohdecke grünten, um ſo unruhiger ging oder ritt Hauke an dieſer Stelle vorüber, er wandte die Augen ab, er ritt hart an der Binnenſeite des Deiches; ein paar Mal, wo er dort hätte vorüber müſſen, ließ er ſein ſchon geſatteltes Pferd wieder in den Stall zurückführen; dann wieder, wo er nichts dort zu thun hatte, wanderte er, um nur raſch und ungeſehen von ſeiner Werfte fortzukommen, plötzlich und zu Fuß dahin; manchmal auch war er umgekehrt, er hatte es ſich nicht zumuthen können, die unheimliche Stelle aufs Neue zu betrachten; und endlich, mit den Händen hätte er Alles wieder aufreißen mögen; denn wie ein Gewiſſensbiß, der außer ihm Geſtalt gewonnen hatte, lag dies Stück des Deiches ihm vor Augen. Und doch, ſeine Hand konnte nicht mehr daran rühren; und Niemandem, ſelbſt nicht ſeinem Weibe, durfte er davon reden. So war der September gekommen; Nachts hatte ein mäßiger Sturm getobt und war zuletzt nach Nordweſt umgeſprungen. An trübem Vormittag danach, zur Ebbezeit, ritt Hauke auf den Deich hinaus, und es durchfuhr ihn, als er ſeine Augen über die Watten ſchweifen ließ; dort, von Nordweſt herauf, ſah er plötzlich wieder, und ſchärfer und tiefer ausgewühlt, das geſpenſtiſche neue Bett des Priehles; ſo ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wollte nicht mehr weichen.

Als er nach Haus kam, ergriff Elke ſeine Hand: „Was haſt Du, Hauke?“ ſprach ſie, als ſie in ſein düſtres Antlitz ſah; „es iſt doch kein neues Unheil? Wir ſind jetzt ſo glücklich; mir iſt, Du haſt nun Frieden mit ihnen Allen!“

Dieſen Worten gegenüber vermochte er ſeine verworrene Furcht nicht in Worten kund zu geben.

„Nein, Elke,“ ſagte er, „mich feindet Niemand an; es iſt nur ein verantwortlich' Amt, die Gemeinde vor unſeres Herrgotts Meer zu ſchützen.“

Er machte ſich los, um weiteren Fragen des geliebten Weibes auszuweichen. Er ging in Stall und Scheuer, als ob er Alles revidiren müſſe; aber er ſah nichts um ſich her; er war nur befliſſen, ſeinen Gewiſſensbiß zur Ruhe, ihn ſich ſelber als eine krankhaft übertriebene Angſt zur Ueberzeugung zu bringen.“

— — „Das Jahr, von dem ich Ihnen erzähle,“ ſagte nach einer Weile mein Gaſtfreund, der Schulmeiſter, „war das Jahr 1756, das in dieſer Gegend nie vergeſſen wird; im Hauſe Hauke Haien's brachte es eine Todte. Zu Ende des Septembers war in der Kammer, welche ihr in der Scheune eingeräumt war, die faſt neunzigjährige Trien' Jans am Sterben. Man hatte ſie nach ihrem Wunſche in den Kiſſen aufgerichtet, und ihre Augen gingen durch die kleinen bleigefaßten Scheiben in die Ferne; es mußte dort am Himmel eine dünnere Luftſchicht über einer dichteren liegen; denn es war hohe Kimmung, und die Spiegelung hob in dieſem Augenblick das Meer wie einen flimmernden Silberſtreifen über den Rand des Deiches, ſo daß es blendend in die Kammer ſchimmerte; auch die Südſpitze von Jeversſand war ſichtbar.

Am Fußende des Bettes kauerte die kleine Wienke, und hielt mit der einen Hand ſ[illegible] feſt an der ihres Vaters, der daneben ſtand. In das Antlitz der Sterbenden grub eben der Tod das hippokratiſche Geſicht, und das Kind ſtarrte athemlos auf die unheimliche, ihr unverſtändliche Verwandlung des unſchönen, aber ihr vertrauten Angeſichts. „Was macht ſie? Was iſt das, Vater?“ flüſterte ſie angſtvoll und grub die Fingernägel in ihres Vaters Hand.

„Sie ſtirbt!“ ſagte der Deichgraf.

„Stirbt!“ wiederholte das Kind und ſchien in verworrenes Sinnen zu verfallen.

Aber die Alte rührte noch einmal ihre Lippen: „Jins! Jins!“ und kreiſchend, wie ein Nothſchrei, brach es hervor, und ihre knöchernen Arme ſtreckten ſich gegen die draußen flimmernde Meeresſpiegelung: „Hölp mi! Hölp mi! Du biſt ja bäwen Wäter .... Gott gnäd de Annern!“

Ihre Arme ſanken, ein leiſes Krachen der Bettſtatt wurde hörbar; ſie hatte aufgehört zu leben.

Das Kind that einen tiefen Seufzer und warf die blaſſen Augen zu ihrem Vater auf: „Stirbt ſie noch immer?“ frug es.

„Sie hat es vollbracht!“ ſagte der Deichgraf und nahm das Kind auf ſeinen Arm: „Sie iſt nun weit von uns, beim lieben Gott.“

„Beim lieben Gott!" wiederholte das Kind und ſchwieg eine Weile, als müſſe es den Worten nachſinnen. „Iſt das gut, beim lieben Gott?"

„Ja, das iſt das Beſte." — In Hauke's Innern aber klang ſchwer die letzte Rede der Sterbenden. „Gott gnäd de Annern!" ſprach es leiſe in ihm. „Was wollte die alte Hexe? Sind denn die Sterbenden Propheten? — —"

— — Bald, nachdem Trien' Jans oben bei der Kirche eingegraben war, begann man immer lauter von allerlei Unheil und ſeltſamem Geſchmeiß zu reden, das die Menſchen in Nordfriesland erſchreckt haben ſollte; und ſicher war es, am Sonntage Lätare war droben von der Thurmſpitze der goldne Hahn durch einen Wirbelwind herabgeworfen worden; auch das war richtig, im Hochſommer fiel, wie ein Schnee, ein groß Geſchmeiß vom Himmel, daß man die Augen davor nicht aufthun konnte, und es hernach faſt handhoch auf den Fennen lag, und hatte Niemand je ſo was geſehen; als aber nach Ende September der Großknecht mit Korn und die Magd Ann' Grethe mit Butter in die Stadt zu Markt gefahren waren, kletterten ſie bei ihrer Rückkunft mit ſchreckensbleichen Geſichtern von ihrem Wagen. „Was iſt? Was habt Ihr?“ riefen die andern Dirnen, die hinausgelaufen waren, da ſie den Wagen rollen hörten.

Ann' Grethe in ihrem Reiſe-Anzug trat athemlos in die geräumige Küche. „Nun, ſo erzähl' doch!“ riefen die Dirnen wieder, „wo iſt das Unglück los?“

„Ach, unſer lieber Jeſus wolle uns behüten!“ rief Ann' Grethe. „Ihr wißt, von drüben, überm Waſſer, das alt' Mariken vom Ziegelhof, wir ſtehen mit unſerer Butter ja allzeit zuſammen an der Apotheker-Ecke, die hat es mir erzählt, und Iven Johns ſagte auch, „das gibt ein Unglück!“ ſagte er; „ein Unglück über ganz Nordfriesland; glaub' mir's, Ann' Greth! Und“ — ſie dämpfte ihre Stimme — „mit des Deichgrafs Schimmel iſt's am Ende auch nicht richtig!“

„Scht! Scht!“ machten die andern Dirnen.

— „Ja, ja; was kümmert's mich! Aber drüben, an der andern Seite, geht's noch ſchlimmer, als bei uns! Nicht bloß Fliegen und Geſchmeiß, auch Blut iſt wie Regen vom Himmel gefallen; und da am Sonntag Morgen danach der Paſtor ſein Waſchbecken vorgenommen hat, ſind fünf Todtenköpfe, wie Erbſen groß, darin geweſen, und Alle ſind gekommen, um das zu ſehen; im Monat Auguſti ſind grauſige rothköpfige Raupenwürmer über das Land gezogen und haben Korn und Mehl und Brot und was ſie fanden, weggefreſſen, und hat kein Feuer ſie vertilgen können!“

Die Erzählerin verſtummte plötzlich; keine der Mägde hatte bemerkt, daß die Hausfrau in die Küche getreten war. „Was redet Ihr da?“ ſprach dieſe. „Laßt das den Wirth nicht hören!“ Und da ſie Alle jetzt erzählen wollten: „Es thut nicht noth; ich habe genug davon vernommen; geht an Euere Arbeit, das bringt Euch beſſeren Segen!“ Dann nahm ſie Ann’ Greth mit ſich in die Stube und hielt mit dieſer Abrechnung über ihre Marktgeſchäfte.

So fand im Hauſe des Deichgrafen das abergläubige Geſchwätz bei der Herrſchaft keinen Anhalt; aber in die übrigen Häuſer, und je länger die Abende wurden, um deſto leichter drang es mehr und mehr hinein. Wie ſchwere Luft lag es auf Allen; und heimlich ſagte man es ſich, ein Unheil, ein ſchweres, würde über Nordfriesland kommen.

* * *

Es war vor Allerheiligen, im October. Tag über hatte es ſtark aus Südweſt geſtürmt; Abends ſtand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten überhin, und Schatten und trübes Licht flogen auf der Erde durcheinander; der Sturm war im Wachſen. Im Zimmer des Deichgrafen ſtand noch der geleerte Abendtiſch; die Knechte waren in den Stall gewieſen, um dort des Viehes zu achten; die Mägde mußten im Hauſe und auf den Böden nachſehen, ob Thüren und Luken wohl verſchloſſen ſeien, daß nicht der Sturm hineinfaſſe und Unheil anrichte. Drinnen ſtand Hauke neben ſeiner Frau am Fenſter; er hatte eben ſein Abendbrot hinabgeſchlungen; er war draußen auf dem Deich geweſen. Zu Fuße war er hinausgetrabt, ſchon früh am Nachmittag; ſpitze Pfähle und Säcke voll Klei oder Erde hatte er hie und dort, wo der Deich eine Schwäche zu verrathen ſchien, zuſammentragen laſſen; überall hatte er Leute angeſtellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken vorzudämmen, ſobald die Fluth den Deich zu ſchädigen beginne; an dem Winkel zu Nordweſten, wo der alte und der neue Deich zuſammenſtießen, hatte er die meiſten Menſchen hingeſtellt; nur im Nothfall durften ſie von den angewieſenen Plätzen weichen. Das hatte er zurückgelaſſen; dann, vor kaum einer Viertelſtunde, naß, zerzauſt, war er in ſeinem Hauſe angekommen, und jetzt, das Ohr nach den Windböen, welche die in Blei gefaßten Scheiben raſſeln machten, blickte er wie gedankenlos in die wüſte Nacht hinaus; die Wanduhr hinter ihrer Glasſcheibe ſchlug eben acht. Das Kind, das neben der Mutter ſtand, fuhr zuſammen und barg den Kopf in deren Kleider. „Claus!“ rief ſie weinend; „wo iſt mein Claus?“

Sie konnte wohl ſo fragen; denn die Möve hatte, wie ſchon im vorigen Jahre, ſo auch jetzt ihre Winterreiſe nicht mehr angetreten. Der Vater überhörte die Frage; die Mutter aber nahm das Kind auf ihren Arm. „Dein Claus iſt in der Scheune,“ ſagte ſie; „da ſitzt er warm.“

„Warum?“ ſagte Wienke, „iſt das gut?“

— „Ja, das iſt gut.“

Der Hausherr ſtand noch am Fenſter: „Es geht nicht länger, Elke!“ ſagte er; „ruf’ eine von den Dirnen; der Sturm drückt uns die Scheiben ein; die Luken müſſen angeſchroben werden!“

Auf das Wort der Hausfrau war die Magd

hinausgelaufen; man ſah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als ſie die Klammern gelöſt hatte, riß ihr der Sturm den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenſter, daß ein paar Scheiben zerſplittert in die Stube flogen und eins der Lichter qualmend ausloſch. Hauke mußte ſelbſt hinaus, zu helfen, und nur mit Noth kamen allmälig die Luken vor die Fenſter. Als ſie beim Wiedereintritt in das Haus die Thür aufriſſen, fuhr eine Böe hinterdrein, daß Glas und Silber im Wandſchrank durcheinander klirrten; oben im Hauſe über ihren Köpfen zitterten und krachten die Balken, als wolle der Sturm das Dach von den Mauern reißen. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer; Elke hörte, wie er durch die Tenne nach dem Stalle ſchritt. „Den Schimmel! Den Schimmel, John! Raſch!“ So hörte ſie ihn rufen; dann kam er wieder in die Stube, das Haar zerzauſt, aber die grauen Augen leuchtend. „Der Wind iſt umgeſprungen!“ rief er —, „nach Nordweſt, auf halber Springfluth! Kein Wind; — wir haben ſolchen Sturm noch nicht erlebt!“

Elke war todtenblaß geworden: „Und Du mußt noch einmal hinaus?“

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte ſie wie im Krampfe in die ſeinen: „Das muß ich, Elke.“

Sie erhob langſam ihre dunkeln Augen zu ihm, und ein paar Secunden lang ſahen ſie ſich an; doch war's wie eine Ewigkeit. „Ja, Hauke,“ ſagte das Weib; „ich weiß es wohl, Du mußt!“

Da trabte es draußen vor der Hausthür. Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne ſie ihn nicht laſſen; aber auch das war nur ein Augenblick. „Das iſt unſer Kampf!“ ſprach Hauke; „ihr ſeid hier ſicher; an dies Haus iſt noch keine Fluth geſtiegen. Und bet' zu Gott, daß er auch mit mir ſei!“

Hauke hüllte ſich in ſeinen Mantel, und Elke nahm ein Tuch und wickelte es ihm ſorgſam um den Hals; ſie wollte ein Wort ſprechen, aber die zitternden Lippen verſagten es ihr.

Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenſchall in das Heulen des Sturmes hineinklang. Elke war mit ihrem Mann hinausgegangen; die alte Eſche knarrte, als ob ſie auseinanderſtürzen ſolle. „Steigt auf, Herr!“ rief der Knecht, „der Schimmel iſt wie toll; die Zügel könnten reißen.“

Hauke ſchlug die Arme um ſein Weib: „Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!“

Schon war er auf ſein Pferd geſprungen; das Thier ſtieg mit den Vorderhufen in die Höhe; dann gleich einem Streithengſt, der ſich in die Schlacht ſtürzt, jagte es mit ſeinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. „Vater, mein Vater!“ ſchrie eine klägliche Kinderſtimme hinter ihm darein: „Mein lieber Vater!“

Wienke war im Dunkeln hinter dem Fortjagenden hergelaufen; aber ſchon nach hundert Schritten ſtrauchelte ſie über einen Erdhaufen und fiel zu Boden.

Der Knecht Iven Johns brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die lehnte am Stamme der Eſche, deren Zweige über ihr die Luft peitſchten, und ſtarrte wie abweſend in die Nacht hinaus, in der ihr Mann verſchwunden war; wenn das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatſchen des Meeres einen Augenblick ausſetzten, fuhr ſie wie in Schreck zuſammen; ihr war jetzt, als ſuche Alles nur ihn zu verderben, und werde jäh verſtummen, wenn es ihn gefaßt habe. Ihre Kniee zitterten, ihre Haare hatte der Sturm gelöſt und trieb damit ſein Spiel. „Hier iſt das Kind, Frau!“ ſchrie John ihr zu; „haltet es feſt!“ und drückte die Kleine der Mutter in den Arm.

„Das Kind? — Ich hatte Dich vergeſſen, Wienke!“ rief ſie; „Gott verzeih' mir's.“ Dann hob ſie es an ihre Bruſt, ſo feſt nur Liebe faſſen kann, und ſtürzte mit ihr in die Kniee: „Herr Gott und Du mein Jeſus, laß uns nicht Wittwe und nicht Waiſe werden! Schütz' ihn, o lieber Gott; nur Du und ich, wir kennen ihn allein!“ Und der Sturm ſetzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als ſolle die ganze Welt in ungeheurem Hall und Schall zu Grunde gehen.

„Geht in das Haus, Frau!“ ſagte John; „kommt!“ und er half ihnen auf und leitete die Beiden in das Haus und in die Stube.

— — Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf ſeinem Schimmel dem Deiche zu. Der ſchmale Weg war grundlos; denn die Tage vorher war unermeßlicher Regen gefallen; aber der naſſe, ſaugende Klei ſchien gleichwohl die Hufen des Thieres nicht zu halten, es war als hätte es feſten Sommerboden unter ſich. Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marſch wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüſte; von dem Waſſer hinter dem Deiche, immer ungeheurer, kam ein dumpfes Toſen, als müſſe es alles Andere verſchlingen. „Vorwärts, Schimmel!“ rief Hauke; „wir reiten unſeren ſchlimmſten Ritt!“

Da klang es wie ein Todesſchrei unter den Hufen ſeines Roſſes. Er riß den Zügel zurück; er ſah ſich um: ihm zur Seite dicht über dem Boden, halb fliegend, halb vom Sturme geſchleudert, zog eine Schaar von weißen Möven, ein höhniſches Gegacker ausſtoßend; ſie ſuchten Schutz im Lande. Eine von ihnen — der Mond ſchien flüchtig durch die Wolken — lag am Weg zertreten: dem Reiter war's, als flattere ein rothes Band an ihrem Halſe. „Claus!“ rief er. „Armer Claus!“

War es der Vogel ſeines Kindes? Hatte er Roß und Reiter erkannt und ſich bei ihnen bergen wollen? — Der Reiter wußte es nicht. „Vorwärts!“ rief er wieder, und ſchon hob der Schimmel zu neuem Rennen ſeine Hufen, da ſetzte der Sturm plötzlich aus, eine Todtenſtille trat an ſeine Stelle; nur eine Secunde lang, dann kam er mit erneuter Wuth zurück; aber Menſchenſtimmen und verlorenes Hunde-Gebell waren inzwiſchen an des Reiters Ohr geſchlagen, und als er rückwärts nach ſeinem Dorf den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht, das hervorbrach, auf den Werften und vor den Häuſern Menſchen an hochbeladenen Wagen umher hantirend; er ſah, wie im Fluge, noch andere Wagen eilend nach der Geeſt hinauffahren; Gebrüll von Rindern traf ſein Ohr, die aus den warmen Ställen nach dort hinaufgetrieben wurden. „Gott Dank! ſie ſind dabei, ſich und ihr Vieh zu retten!“ rief es in ihm; und dann mit einem Angſtſchrei: „Mein Weib! Mein Kind! — Nein, nein; auf unſere Werfte ſteigt das Waſſer nicht!“

Aber nur ein Augenblick war es; nur wie eine Viſion flog Alles an ihm vorbei.

Eine furchtbare Böe kam brüllend vom Meer herüber, und ihr entgegen ſtürmten Roß und Reiter den ſchmalen Akt zum Deich hinan. Als ſie oben waren, ſtoppte Hauke mit Gewalt ſein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Jeversſand? Wo blieb das Ufer drüben? — — Nur Berge von Waſſer ſah er vor ſich, die dräuend gegen den nächtlichen Himmel ſtiegen, die in der furchtbaren Dämmerung ſich über einander zu thürmen ſuchten und über einander gegen das feſte Land ſchlugen. Mit weißen Kronen kamen ſie daher, heulend, als ſei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgethiers der Wildniß. Der Schimmel ſchlug mit den Vorderhufen und ſchnob mit ſeinen Nüſtern in den Lärm hinaus; den Reiter aber wollte es überfallen, als ſei hier alle Menſchenmacht zu Ende; als müſſe jetzt die Nacht, der Tod, das Nichts hereinbrechen.

Doch er beſann ſich: es war ja Sturmfluth; nur hatte er ſie ſelbſt noch nimmer ſo geſehen; ſein Weib, ſein Kind, ſie ſaßen ſicher auf der hohen Werfte, in dem feſten Hauſe; ſein Deich aber — und wie ein Stolz flog es ihm durch die Bruſt — der Hauke-Haiendeich, wie ihn die Leute nannten, der mochte jetzt beweiſen, wie man Deiche bauen müſſe!

Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwiſchen beiden Deichen; wo waren die Leute, die er hieher geſtellt, die hier die Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinauf; denn auch dorthin hatte er Einzelne beordert. Weder hier noch dort vermochte er einen Menſchen zu erblicken; er ritt ein

Stück hinaus, aber er blieb allein; nur das Wehen des Sturmes und das Brauſen des Meeres bis aus unermeſſener Ferne ſchlug betäubend an ſein Ohr. Er wandte das Pferd zurück; er kam wieder zu der verlaſſenen Ecke und ließ ſeine Augen längs der Linie des neuen Deichs gleiten; er erkannte deutlich: langſamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran; faſt ſchien's, als wäre dort ein ander Waſſer. „Der ſoll ſchon ſtehen!" murmelte er, und wie ein Lachen ſtieg es in ihm herauf.

Aber das Lachen verging ihm, als ſeine Blicke weiter an der Linie ſeines Deichs entlang glitten: an der Nordweſtecke — was war das dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durcheinander; er ſah, wie es ſich emſig rührte und drängte — kein Zweifel, es waren Menſchen! Was wollten, was arbeiteten die jetzt an ſeinem Deich? — Und ſchon ſaßen ſeine Sporen dem Schimmel in den Weichen, und das Thier flog mit ihm dahin; der Sturm kam von der Breitſeite; mitunter drängten die Böen ſo gewaltig, daß ſie faſt vom Deiche in den neuen Koog hinabgeſchleudert wären; aber Roß und Reiter wußten, wo ſie ritten. Schon gewahrte

Hauke, daß wohl ein paar Dutzend Menſchen in eifriger Arbeit dort beiſammen ſeien, und ſchon ſah er deutlich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Gewaltſam ſtoppte er ſein Pferd: „Halt!“ ſchrie er; „halt! Was treibt Ihr hier für Teufelsunfug?“

Sie hatten in Schreck die Spaten ruhen laſſen, als ſie auf einmal den Deichgraf unter ſich gewahrten; ſeine Worte hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er ſah wohl, daß mehrere ihm zu antworten ſtrebten; aber er gewahrte nur ihre heftigen Gebärden; denn ſie ſtanden Alle ihm zur Linken, und was ſie ſprachen, nahm der Sturm hinweg, der hier draußen jetzt die Menſchen mitunter wie im Taumel gegen einander warf, ſo daß ſie ſich dicht zuſammenſcharten. Hauke maaß mit ſeinen raſchen Augen die gegrabene Rinne und den Stand des Waſſers, das, trotz des neuen Profiles, faſt an die Höhe des Deichs hinaufklatſchte und Roß und Reiter überſpritzte. Nur noch zehn Minuten Arbeit — er ſah es wohl — dann brach die Hochfluth durch die Rinne und der Hauke-Haienkoog wurde vom Meer begraben!

Der Deichgraf winkte einem der Arbeiter an die andere Seite ſeines Pferdes. „Nun, ſo ſprich!“ ſchrie er, „was treibt Ihr hier, was ſoll das heißen?“

Und der Menſch ſchrie dagegen: „Wir ſollen den neuen Deich durchſtechen, Herr! damit der alte Deich nicht bricht!“

„Was ſollt Ihr?“

— „Den neuen Deich durchſtechen!“

„Und den Koog verſchütten? — Welcher Teufel hat Euch das befohlen?“

„Nein, Herr, kein Teufel; der Gevollmächtigte Ole Peters iſt hier geweſen; der hat's befohlen!“

Der Zorn ſtieg dem Reiter in die Augen: „Kennt Ihr mich?“ ſchrie er. „Wo ich bin, hat Ole Peters nichts zu ordiniren! Fort mit Euch! An Euere Plätze, wo ich Euch hingeſtellt!“

Und da ſie zögerten, ſprengte er mit ſeinem Schimmel zwiſchen ſie: „Fort, zu Euerer oder des Teufels Großmutter!“

„Herr, hütet Euch!“ rief Einer aus dem Haufen und ſtieß mit ſeinem Spaten gegen das wie raſend ſich gebärdende Thier; aber ein Hufſchlag ſchleuderte ihm den Spaten aus der Hand, ein Anderer ſtürzte zu Boden. Da plötzlich erhob ſich ein

Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangſt einer Menſchenkehle zu entreißen pflegt; einen Augenblick war Alles, auch der Deichgraf und der Schimmel, wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte gleich einem Wegweiſer ſeinen Arm geſtreckt; der wies nach der Nordweſtecke der beiden Deiche, dort wo der neue auf den alten ſtieß. Nur das Toſen des Sturmes und das Rauſchen des Waſſers war zu hören. Hauke drehte ſich im Sattel: was gab das dort? Seine Augen wurden groß: „Herr Gott! Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!"

„Euere Schuld, Deichgraf!" ſchrie eine Stimme aus dem Haufen: „Euere Schuld! Nehmt's mit vor Gottes Thron!"

Hauke's zornrothes Antlitz war todtenbleich geworden; der Mond, der es beſchien, konnte es nicht bleicher machen; ſeine Arme hingen ſchlaff, er wußte kaum, daß er den Zügel hielt. Aber auch das war nur ein Augenblick; ſchon richtete er ſich auf, ein hartes Stöhnen brach aus ſeinem Munde; dann wandte er ſtumm ſein Pferd, und der Schimmel ſchnob und raſ'te oſtwärts auf dem Deich mit ihm dahin. Des Reiters Augen flogen ſcharf nach allen Seiten; in ſeinem Kopfe wühlten die Gedanken: Was hatte er für Schuld vor Gottes Thron zu tragen? — Der Durchſtich des neuen Deichs — vielleicht, ſie hätten's fertig gebracht, wenn er ſein Halt nicht gerufen hätte; aber — es war noch eins, und es ſchoß ihm heiß zu Herzen, er wußte es nur zu gut — im vorigen Sommer, hätte damals Ole Peters' böſes Maul ihn nicht zurückgehalten — da lag's! Er allein hatte die Schwäche des alten Deichs erkannt; er hätte trotz alledem das neue Werk betreiben müſſen: „Herr Gott, ja ich bekenn' es,“ rief er plötzlich laut in den Sturm hinaus, „ich habe meines Amtes ſchlecht gewartet!“

Zu ſeiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen, tobte das Meer; vor ihm, und jetzt in voller Finſterniß, lag der alte Koog mit ſeinen Werften und heimathlichen Häuſern; das bleiche Himmelslicht war völlig ausgethan; nur von einer Stelle brach ein Lichtſchein durch das Dunkel. Und wie ein Troſt kam es an des Mannes Herz; es mußte von ſeinem Haus herüber ſcheinen, es war ihm wie ein Gruß von Weib und Kind. Gottlob, die ſaßen ſicher auf der hohen Werfte! Die Andern, gewiß, ſie waren ſchon im Geeſtdorf droben; von dorther ſchimmerte ſo viel Lichtſchein, wie er niemals noch geſehen hatte; ja ſelbſt hoch oben aus der Luft, es mochte wohl vom Kirchthurm ſein, brach ſolcher in die Nacht hinaus. „Sie werden Alle fort ſein, Alle!“ ſprach Hauke bei ſich ſelber; „freilich auf mancher Werfte wird ein Haus in Trümmern liegen, ſchlechte Jahre werden für die überſchwemmten Fennen kommen; Siele und Schleuſen zu repariren ſein! Wir müſſen's tragen, und ich will helfen, auch denen, die mir Leids gethan; nur, Herr, mein Gott, ſei gnädig mit uns Menſchen!“

Da warf er ſeine Augen ſeitwärts nach dem neuen Koog; um ihn ſchäumte das Meer; aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Bruſt: „Der Hauke-Haiendeich, er ſoll ſchon halten; er wird es noch nach hundert Jahren thun!“

Ein donnerartiges Rauſchen zu ſeinen Füßen weckte ihn aus dieſen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd ſprang zurück, und er fühlte es, ein Deichſtück ſtürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die

Augen auf und ſchüttelte alles Sinnen von ſich: er hielt am alten Deich, der Schimmel hatte mit den Vorderhufen ſchon darauf geſtanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Geſtirn beleuchtete den Graus, der ſchäumend, ziſchend vor ihm in die Tiefe ſtürzte, in den alten Koog hinab.

Wie ſinnlos ſtarrte Hauke darauf hin; eine Sündfluth war's, um Thier' und Menſchen zu verſchlingen. Da blinkte wieder ihm der Lichtſchein in die Augen; es war derſelbe, den er vorhin gewahrt hatte; noch immer brannte der auf ſeiner Werfte; und als er jetzt ermuthigt in den Koog hinabſah, gewahrte er wohl, daß hinter dem ſinnverwirrenden Strudel, der toſend vor ihm hinabſtürzte, nur noch eine Breite von etwa hundert Schritten überfluthet war; dahinter konnte er deutlich den Weg erkennen, der vom Koog heran führte. Er ſah noch mehr: ein Wagen, nein, eine zweiräderige Carriole kam wie toll gegen den Deich herangefahren; ein Weib, ja auch ein Kind ſaßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreiſchende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, ſein Kind waren es; ſchon kamen ſie dicht heran, und die ſchäumende Waſſermaſſe drängte auf ſie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsſchrei brach aus der Bruſt des Reiters: „Elke!“ ſchrie er; „Elke! Zurück! Zurück!“

Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte ſeine Worte; nur ſeinen Mantel hatte der Sturm erfaßt, es hätte ihn bald vom Pferd herabgeriſſen; und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der ſtürzenden Fluth entgegen. Da ſah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme ſtreckte: Hatte ſie ihn erkannt? Hatte die Sehnſucht, die Todesangſt um ihn ſie aus dem ſicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief ſie ein letztes Wort ihm zu? — Die Fragen fuhren durch ſein Hirn; ſie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte all' verloren; nur ein Brauſen wie vom Weltenuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen andern Laut hinein.

„Mein Kind! O Elke, o getreue Elke!“ ſchrie Hauke in den Sturm hinaus. Da ſank aufs Neu' ein großes Stück des Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd ſtürzte das Meer ſich hinterdrein; noch einmal ſah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Gefährtes aus dem wüſten Gräuel emportauchen und dann quirlend darin untergehen. Die ſtarren Augen des Reiters, der ſo einſam auf dem Deiche hielt, ſahen weiter nichts. „Das Ende!“ ſprach er leiſe vor ſich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm die Waſſer, unheimlich rauſchend, ſein Heimathsdorf zu überfluthen begannen; noch immer ſah er das Licht von ſeinem Hauſe ſchimmern; es war ihm wie entſeelt. Er richtete ſich hoch auf und ſtieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen; das Thier bäumte ſich, es hätte ſich faſt überſchlagen; aber die Kraft des Mannes drückte es herunter. „Vorwärts!“ rief er noch einmal, wie er es ſo oft zum feſten Ritt gerufen hatte: „Herr Gott, nimm mich; verſchon’ die Andern!“

Noch ein Sporenſtich; ein Schrei des Schimmels, der Sturm und Wellenbrauſen überſchrie; dann unten aus dem hinabſtürzenden Strom ein dumpfer Schall, ein kurzer Kampf.

Der Mond ſah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Waſſer, die bald den alten Koog faſt völlig überfluthet hatten. Noch immer aber ragte die Werfte von Hauke Haien's Hofſtatt aus dem Schwall hervor, noch ſchimmerte von dort der Lichtſchein, und von der Geeſt her, wo die Häuſer allmälig dunkel wurden, warf noch die einſame Leuchte aus dem Kirchthurm ihre zitternden Lichtfunken über die ſchäumenden Wellen."

~~~~~~

Der Erzähler ſchwieg; ich griff nach dem gefüllten Glaſe, das ſeit lange vor mir ſtand; aber ich führte es nicht zum Munde; meine Hand blieb auf dem Tiſche ruhen.

„Das iſt die Geſchichte von Hauke Haien," begann mein Wirth noch einmal, „wie ich ſie nach beſtem Wiſſen nur berichten konnte. Freilich die Wirthſchafterin unſeres Deichgrafen würde ſie Ihnen anders erzählt haben; denn auch das weiß man zu berichten: jenes weiße Pferdsgerippe iſt nach der Fluth wiederum, wie vormals, im Mondſchein auf Jevershallig zu ſehen geweſen; das ganze Dorf will es geſehen haben. — So viel iſt ſicher: Hauke Haien mit Weib und Kind ging unter in dieſer Fluth; nicht einmal ihre Grab-
~~~~~~

ſtätte hab' ich droben auf dem Kirchhof finden können; die todten Körper werden von dem abſtrömenden Waſſer durch den Bruch ins Meer hinausgetrieben und auf deſſen Grunde allmälig in ihre Urbeſtandtheile aufgelöſt ſein — ſo haben ſie Ruhe vor den Menſchen gehabt. Aber der Hauke-Haiendeich ſteht noch jetzt nach hundert Jahren, und wenn Sie morgen nach der Stadt reiten und die halbe Stunde Umweg nicht ſcheuen wollen, ſo werden Sie ihn unter den Hufen Ihres Pferdes haben.

Der Dank, den einſtmals Jeve Manners bei den Enkeln ſeinem Erbauer verſprochen hatte, iſt, wie Sie geſehen haben, ausgeblieben; denn ſo iſt es, Herr: dem Sokrates gaben ſie ein Gift zu trinken und unſeren Herrn Chriſtus ſchlugen ſie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr ſo leicht; aber — einen Gewaltsmenſchen oder einen böſen ſtiernackigen Pfaffen zum Heiligen, oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachſen war, zum Spuk und Nachtgeſpenſt zu machen — das geht noch alle Tage."

Als das ernſthafte Männlein das geſagt hatte, ſtand es auf und horchte nach draußen. „Es iſt dort etwas anders worden," ſagte er und zog die Wolldecke vom Fenſter; es war heller Mondſchein. „Seht nur," fuhr er fort, „dort kommen die Gevollmächtigten zurück; aber ſie zerſtreuen ſich, ſie gehen nach Hauſe; — drüben am andern Ufer muß ein Bruch geſchehen ſein; das Waſſer iſt gefallen."

Ich blickte neben ihm hinaus; die Fenſter hier oben lagen über dem Rand des Deiches; es war, wie er geſagt hatte. Ich nahm mein Glas und trank den Reſt: „Haben Sie Dank für dieſen Abend!" ſagte ich; „ich denk', wir können ruhig ſchlafen!"

„Das können wir;" entgegnete der kleine Herr; „ich wünſche von Herzen eine wohlſchlafende Nacht!"

— — Beim Hinabgehen traf ich unten auf dem Flur den Deichgrafen; er wollte noch eine Karte, die er in der Schenkſtube gelaſſen hatte, mit nach Hauſe nehmen. „Alles vorüber!" ſagte er. „Aber unſer Schulmeiſter hat Ihnen wohl ſchön was weiß gemacht; er gehört zu den Aufklärern!"

— „Er ſcheint ein verſtändiger Mann!"

„Ja, ja, gewiß; aber Sie können Ihren eigenen Augen doch nicht mißtrauen; und drüben an der anderen Seite, ich ſage es ja voraus, iſt der Deich gebrochen!“

Ich zuckte die Achſeln: „Das muß beſchlafen werden! Gute Nacht, Herr Deichgraf!“

Er lachte: „Gute Nacht!“

— — Am andern Morgen, beim goldenſten Sonnenlichte, das über einer weiten Verwüſtung aufgegangen war, ritt ich über den Hauke-Haien-Deich zur Stadt hinunter.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 17 Zeile 4 von oben lies ſtatt weſtwärts: nordwärts.
„ 27 „ 14 „ „ „ „ nach Oſten: nach Süden.
„ 59 „ 1 „ „ „ „ zu Norden: zu Oſten.
„ 60 „ 14 „ „ „ „ Zacharias: Zacharies.
„ 138 „ 10 „ „ „ „ geſchahe es nur, damit: geſchähe es, damit nur.

Y2 42990

Kgl. Univ.-bibl.
Berlin

Theodor Storms
Sämtliche Werke
Nachträge

Theodor Storms Sämtliche Werke

~~Band 8.~~

[illegible]

Spukgeſchichten und andere Nachträge

Mit Erlaubnis der Erben des Dichters
herausgegeben von Fritz Böhme

[illegible]

Braunſchweig und Berlin
Verlag von George Weſtermann
1913

Theodor Storm

Spukgeſchichten

und andere Nachträge
zu ſeinen Werken

Braunſchweig und Berlin
Verlag von George Weſtermann
1913

[illegible]
Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1913 by
George Westermann, Braunschweig.

Vorwort.

Es iſt mir eine beſondere Freude, in dieſem Bande als Nachtrag zu den „Sämtlichen Werken“ den Freunden Storms eine Reihe bisher verſchollener und unbekannter kleiner Geſchichten des Dichters geben zu können. Sie beſchäftigen ſich mit Fragen, die auf dem Grenzgebiete menſchlichen Wiſſens liegen, und miſchen Wunderbares und Unerklärliches in den Kreis alltäglichen Erlebens. Es iſt zwar auch in die Novellen Storms ſo manches dieſer Art übergegangen — ich erinnere nur an „Renate“ und „Ein Bekenntnis“ —; da aber die hier vorliegenden Spukgeſchichten in einer ganzen Reihe von Erzählungen die verſchiedenſten Nuancierungen dieſes Gegenſtandes aufweiſen, ſo bilden ſie ſchon hierdurch eine wertvolle Ergänzung zu den Werken Storms. Wir müſſen annehmen, daß ſie in einer Zeit geſchrieben wurden, in der Storm, wie auch aus einem — nur dem Titel nach bekannten — Aufſatze über Aberglauben hervorzugehen ſcheint, von dem Problem, ob wahr oder Wahn, ſtärker ergriffen wurde als zu andern Zeiten ſeines Lebens.

Der leichte Plauderton, in dem ſie vorgetragen werden, der Humor, der ſie würzt, die Kürze und Gegenſtändlichkeit der Situationen, die Liebe, mit der Storm auch hier, wie ſonſt in ſeinen Novellen, die Geſtalten, obgleich ſie nur in einfachen Umrißlinien gegeben ſind, zeichnet — all das macht die Spukgeſchichten außerdem zu Kabinettſtücken dieſer heute in Ungunſt geratenen Art Erzählungen.

Abgeſehen aber von dieſen Gründen, die eine Veröffentlichung zu rechtfertigen wohl imſtande ſind, erweiſt es ſich als Pflicht der Pietät, ſie den Werken des Dichters anzugliedern. Storm, der ſelbſt ihnen keinen geringen Wert beimaß, hätte ſie gern in die Reihe ſeiner Novellen aufgenommen, wenn ſie nicht auch ihm ſchon, als er dieſen Entſchluß faßte, unerreichbar geweſen wären, da er das Manuſkript nicht mehr in Händen hatte und ein Suchen nach der ſchon damals ſeltenen Zeitſchrift, die ſie zuerſt gedruckt hatte, erfolglos war.

So mögen ſie denn von nun an nicht mehr in der Reihe ſeiner Schöpfungen fehlen!

*

Wer Theodor Storm kennen lernen will, wird, als das Naheliegendſte, ſeine Dichtungen zur Hand nehmen und aus dem unvermittelt Dargebotenen das Bild ſeiner Perſönlichkeit zu gewinnen ſuchen. Dem auf dieſe Weiſe Gewonnenen fehlt aber ein Zug, der zu den Grundlinien ſeines Weſens gehört. Man hätte nicht das Recht, hierauf aufmerkſam zu machen, und könnte es dem Biographen überlaſſen, dieſe Linie auf irgendeine Art zu ergänzen, wenn ſich nicht in den hier wiedergegebenen „Kritiſchen Aufſätzen“ und „Vorreden“ Arbeiten Storms fänden, die das mit Leichtigkeit ermöglichen.

*

Es gibt keine Stelle in den Dichtungen Storms, an der er über Kunſt und über ſeine äſthetiſchen Überzeugungen theoretiſiert hätte. Er geht völlig in dem auf, was er darzuſtellen beabſichtigt, und läßt alles, was an inneren Kampf um die Form der Darſtellung mahnen könnte, beiſeite. Die Ungezwungenheit und Einfachheit ſeiner Schöpfungen leiſten der Auffaſſung Vorſchub, als wäre Storm eine durchaus unbewußt-pflanzenhaft ſchaffende Natur geweſen, die, einem guten Geſchmacke folgend, ausgeſtattet mit einer reichen ſinnlichen Veranlagung, ohne ſich recht mit tieferen Fragen der Kunſt auseinanderzuſetzen, mühelos Gedichte und Novellen geſchaffen und einen natürlich bedingten Entwicklungsgang ſozuſagen paſſiv durchgemacht habe, der ſchließlich in der Problemnovelle ſeinen Höhepunkt erreichte. Unterſtützt wird dieſe Auffaſſung noch dadurch, daß Werke, die aus einer Frühperiode, einem erſten Ringen ſtammen, ſo gut wie gar nicht vorliegen, daß Storm als Fertiger in die Literatur eintrat.

Im Gegenſatz zu dieſer Anſicht beweiſen die hier veröffentlichten Kritiken und Vorreden, daß das Nachdenken über die Kunſt und ihre Formen recht eigentlich das Problem war, das Storm ſein Leben lang begleitet hat, wenigſtens müßten wir das nach dieſen aus allen Lebenszeiten ſtammenden Arbeiten annehmen, wenn wir nicht den Beweis dafür außerdem noch in ſeinen Briefen fänden. Weder die Politik noch das Leben in Gegenwart und Vergangenheit bewegten ihn ſo wie jene Frage, welches die Merkmale vollkommener Kunſt ſeien. Wenn er die Antwort hierauf in Beſprechungen von mehr oder weniger bedeutenden Gedichtſammlungen niedergelegt oder ſie zum Inhalt einer nicht auf der Höhe eines unabhängigen, in ſich geſchloſſenen Aufſatzes ſtehenden Vorrede gemacht hat, ſo erweiſt dies zwar nicht, daß er Theoretiker war, dennoch aber, daß er das Bedürfnis hatte, ſeiner feſten, abgerundeten und bewußt ausgeſtalteten Kunſtanſchauung auch unabhängig vom eigenen künſtleriſchen Schaffen Ausdruck zu geben. Als poſitiven Ausgangspunkt ergriff er die Schöpfungen von Zeitgenoſſen und verbrämte ſein Urteil über ſie mit dem, was er als ſeine künſtleriſche Forderung aufſtellte. Daher tragen dieſe Arbeiten einzeln den Charakter des Gelegentlichen und Unvollſtändigen, zuſammengenommen aber ermöglichen ſie die Konſtruktion eines vollen Bildes ſeiner äſthetiſchen Anſichten. Beſonders eindrucksreich werden die Vorreden dadurch, daß ſie auch viele Beurteilungen von Dichtern früherer Zeiten enthalten. Nicht groß iſt der Kreis des von ihm rückhaltlos Anerkannten, und manches Urteil wird auf den erſten Blick hin ſtutzig machen und auch heute wie damals ſeine Gegner finden. Allgemein Gelobtes wurde nicht gelobt, wenn es nicht im Rahmen ſeiner Kunſtauffaſſung lobenswert war; aber auch Verachtetes nicht mitverachtet, wenn es nach ſeiner Anſicht Wertvolles enthielt. Er gehörte nicht zu dem Geſchlecht der Nachbeter und Nachtreter. Da aber, wo er Zeitgenoſſen angreift, zeigt er ſich als einen ſcharfen, bewußten Kämpfer, der in einer wohlgeſicherten Poſition ſteht und weiß, welche Pfeile den Gegner in der Tiefe verwunden. Und wenn er ſich angegriffen ſieht, iſt er auch nicht der Mann verzagter Reſignation, noch etwa flüchtet er ſich in ein „Idyll Stormſcher Blauſeligkeit“ (wie man jüngſt ſeine Dichtungen ſo ſchön zu charakteriſieren verſuchte), ſondern hält mit Zähigkeit und Hartnäckigkeit ſeinen Poſten und gibt dem Feinde nur ſo viel, wie er vor ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen verantworten kann.

*

Durch den Gewinn einer Charakterergänzung ſind dieſe aus Stunden der Betrachtung über die Kunſt ſtammenden Arbeiten noch nicht erſchöpft. Zur Geſchichte der literariſchen Bewegungen jener Tage in Deutſchland ſind ſie ein dokumentariſcher Beitrag. Sie zeigen, welche Fragen damals die Künſtler bewegten und was für ein ſcharfer Streit um die Berechtigung der „ſchönen Form“ Geibels und des „großen Stoffs“ Gottſchalls ausgefochten wurde. Storm iſt in dieſem Kampfe — trotz ſeiner feſtumgrenzten Eigenart — nur ein Kind ſeiner Zeit. Die Dichter, die damals als typiſche Vertreter von Geſamtanſchauungen Anlaß zur Bildung von Parteien waren, ſtehen uns heute fern; die Fragen aber ſind dieſelben geblieben, und ſo beanſpruchen denn die Antworten, die Storm gegeben hat, nicht allein hiſtoriſches Intereſſe.

*

Ausgeſchloſſen von dieſen Nachträgen wurden: die Gedichte, die Storm zwar veröffentlicht, aber ſelbſt als unvollkommen bei Drucklegung ſpäterer Ausgaben ausgeſchieden hat, ferner die Veröffentlichungen in Biernatzkis Volksbüchern, ſoweit ſie zuwenig von Storms Eigenart aufweiſen und lediglich als Nacherzählungen aufzufaſſen ſind, und das Novellenfragment „Die Armeſünderglocke“, das von der Tochter des Dichters ſchon veröffentlicht wurde.

*

Die dem Text angefügten Anmerkungen haben die Abſicht, zum Verſtändnis des Einzelnen beizutragen, indem ſie verſuchen, den Vorſtellungsinhalt Storms zu reproduzieren, ſoweit er nicht aus ſeinen Worten ohne weiteres erſichtlich iſt. Ferner ermöglichen ſie da, wo es ſich um Erwähnungen von Dichtungen aus ſchwer erreichbaren Büchern handelt, durch eine Wiedergabe deſſen, was Storm vor Augen hatte, eine Nachprüfung ſeiner Urteile. Außerdem geben ſie die hie und da notwendigen zeitgeſchichtlichen Ergänzungen und nehmen Anlaß, auf die Literatur über Storm hinzuweiſen.

*

Zum Schluſſe ſpreche ich allen denen meinen Dank aus, die mir die Herausgabe dieſer Arbeiten möglich gemacht haben oder mir mit Rat und Tat helfend zur Seite ſtanden: Herrn Juſtizrat Ernſt Storm, Fräulein Gertrud Storm, Herrn Paſtor Ernſt Esmarch, Herrn

Verlagsbuchhändler Friedrich Fontane, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Albert Köſter, Herrn Geh. Hofrat Dr. Paul von Kuh-Chrobak, Herrn Prof. Dr. Alfred Schaer; für freundliche Förderung meiner Arbeiten über Storm werde ich in Liebe und Dankbarkeit ein treues Andenken auch dem bewahren, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, Erich Schmidt.

Halenſee, im Oktober 1913.

Fritz Böhme.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . V
Am Kamin (1862) . . . 1

Kritiſche Aufſätze (1854/55):

1. M. Anton Niendorf . . . 35
2. Julius v. Rodenberg . . . 41
3. Karl Heinrich Preller . . . 46
4. Des Knaben Wunderhorn . . . 48
5. Klaus Groth . . . 52
6. Hermann Kette . . . 58
7. Theodor Fontane . . . 61

Vorreden:

1. Schleswig-Holſteiniſche Sagen (1844) . . . 75
2. Sommergeſchichten (1851) . . . 78
3. Liebeslieder (1859) . . . 78
4. Hausbuch (1870) . . . 85
5. Hausbuch (1875) . . . 92
6. M. Solitaire (1870. 1876) . . . 93
7. Vorwort (1881) . . . 94
8. Vorwort zur „Chronik der Familie Esmarch" (1887) 96
Kulturhiſtoriſche Skizzen (1872) . . . 99
Nachgelaſſene Blätter (1888) . . . 135
Anmerkungen . . . 147
Regiſter . . . 243

Am Kamin.

(1862.)

1.

Ich werde Geſpenſtergeſchichten erzählen! — Ja, da klatſchen die jungen Damen ſchon alle in die Hände."

„Wie kommen Sie denn zu Geſpenſtergeſchichten, alter Herr?"

„Ich? — das liegt in der Luft. Hören Sie nur, wie draußen der Oktoberwind in den Tannen fegt! Und dann hier drinnen dies helle Kienäpfelfeuerchen!"

„Aber ich dächte, die Spukgeſchichten gehörten gänzlich zum Rüſtzeug der Reaktion?"

„Nun, gnädige Frau, unter Ihrem Vorſitz wollen wir es immer darauf wagen."

„Machen Sie nicht ſolche Augen, alter Herr!"

„Ich mache gar keine Augen. Aber wir wollen Stühle um den Kamin ſetzen. — So! die Chaiſelongue kann ſtehenbleiben. — Nein, Klärchen, nicht die Lichter ausputzen! Da merkt man Abſicht, und … et cetera."

„So fang denn endlich einmal an!"

„In meiner Vaterſtadt …"

„Wart' noch; ich will mich vor dem Kamin auf den Teppich legen und Kienäpfel zuwerfen."

„Tu das! — Alſo ein Arzt in meiner Vaterſtadt hatte einen vierjährigen Knaben, welcher Peter hieß."

„Das fängt ſehr trocken an!"

„Klärchen, paß auf deine Kienäpfel! — Dem kleinen Peter träumte eines Nachts — —"

„Ach — — Träumen!"

„Was Träumen? Meine Damen, ich muß dringend bitten. Soll ich an einer zurückgetretenen Spukgeſchichte erſticken?"

„Das iſt keine Spukgeſchichte; Träumen iſt nicht Spuken.“

„Halt den Mund, liebes Klärchen! — Wo war ich denn?“

„Du warſt noch nicht weit.“

„Sßt! — Der Vater erwachte eines Nachts — ſtill, Klärchen! — von dem ängſtlichen Geſchrei des Jungen, welcher neben ſeinem Bette ſchlief. Er nahm ihn zu ſich und ſuchte ihn zu ermuntern, aber das Kind war gar nicht zu beruhigen. — ‚Was fehlt dir, Junge?‘ — ‚Es war ein großer Wolf da, er war hinter mir, er wollte mich freſſen.‘ — ‚Du träumſt ja, mein Kind!‘ — ‚Nein, nein, Papa, es war ein wirklicher Wolf; ſeine rauhen Haare ſind an mein Geſicht gekommen.‘ — Er begrub den Kopf an ſeines Vaters Bruſt und wollte nicht wieder in ſein Korbbettchen zurück. So ſchlief er endlich ein. Draußen vom Turme hörte der Doktor nach einiger Zeit eins ſchlagen.

„Im Hauſe des Arztes lebte eine ältliche Schweſter desſelben, welche den kleinen Peter ganz beſonders in ihr Herz geſchloſſen hatte. — Es war eigentlich eine Range, der Junge; in einer Abendgeſellſchaft bei ſeinen Eltern hatte er uns einmal alle Sardellen von den Butterbröten weggefreſſen. Aber das tat der Liebe der Tante keinen Eintrag.

„Am andern Morgen, als der Doktor aus ſeinem Schlafzimmer trat, war ſie die erſte, die ihm begegnete. ‚Denke dir, Karl, was mir geträumt hat!‘ — ‚Nun?‘ — ‚Ich hatte mich in einen Wolf verwandelt und wollte den kleinen Peter freſſen; ich trabte auf allen Vieren, während der Junge ſchreiend vor mir herlief.‘ — ‚Hu! — Weißt du nicht, wieviel Uhr es geweſen?‘ — ‚Es muß nach Mitternacht geweſen ſein; genauer kann ich es nicht beſtimmen.‘“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun, und weiter, alter Herr?“

„Nichts weiter; damit iſt die Geſchichte aus.“

„Pfui! Die Tante iſt ein Werwolf geweſen!“

„Ich kann verſichern, daß ſie eine vortreffliche Dame war. Aber, Klärchen, leg einmal Kienäpfel auf!“

„Ja — aber Träumen iſt doch nicht Spuken —“

„Ärgere den alten Herrn nicht! Siehſt du, ich weiß beſſer mit ihm umzugehen. Da erſcheint der Trank, bei dem der ſelige Hoffmann ſeine Serapionsgeſchichten erzählte. — Setzen Sie die Bowle vor den Kamin, Martin! — Es iſt auch eine halbe Flaſche Maraschino dazu, alter Herr!“

„Ich küſſe Ihnen die Hand, gnädige Frau.“

„Das verſtehen Sie ja gar nicht!“

„Ich kann das eigentlich nicht beſtreiten. In meiner Heimat tut man nicht dergleichen; indeſſen ich beginne wenigſtens ſchon davon zu reden.“

„Trinken Sie lieber einmal! — Klärchen, damit du was zu tun haſt, ſchenk einmal die Gläſer voll!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich weiß nicht, meine Damen, ob Sie jemals durch die Marſch gefahren ſind! Im Herbſt und bei Regenwetter will ich es Ihnen nicht gewünſcht haben; in trockner Sommerzeit aber kann es keinen beſſeren Weg geben, der feine graue Ton, aus welchem der Boden beſteht, iſt dann feſt und eben, und der Wagen geht ſanft und leicht darüber hin. Vor einigen Jahren führten mich Geſchäfte nach der kleinen Stadt T. im nördlichen Schleswig, welche mitten in der nach ihr benannten Marſch liegt. Am Abend war ich in der Familie des dortigen Landſchreibers. Nach dem Eſſen, als die Zigarren angezündet waren, gerieten wir unverſehens in die Spukgeſchichten, was dort eben nicht ſchwer iſt; denn die alte Stadt iſt ein wahres Geſpenſterneſt und noch voll von Heidenglauben. Nicht allein, daß allezeit ein Storch auf dem Kirchturm ſteht, wenn ein Ratsherr ſterben ſoll; es geht auch nachts ein altes glasäugiges dreibeiniges Pferd durch die Straßen, und wo es ſtehenbleibt und in die Fenſter guckt, wird bald ein Sarg herausgetragen. ‚De Hel‘ nennen es die Leute, ohne zu ahnen, daß es das Roß ihrer alten Todesgöttin iſt, welche ſelbſt zugunſten des Klapperbeins ſeit lange den Dienſt hat quittieren müſſen. Von den mancherlei derartigen Geſprächen und Erzählungen jenes Abends iſt mir indeſſen nur eine einfache Geſchichte im Gedächtnis geblieben.

„‚Es war vor etwa zehn Jahren‘ — ſo erzählte unſer Wirt —, ‚als ich mit einem jungen Kaufmann und einigen andern Bekannten eine Luſtfahrt nach einem Hofe machte, welcher dem Vater des erſteren gehörte und durch einen ſogenannten Hofmann verwaltet wurde. Es war das ſchönſte Sommerwetter; das Gras auf den Fennen funkelte nur ſo in der Sonne, und die Stare mit ihrem luſtigen Geſchrei flogen in ganzen Scharen zwiſchen dem weidenden Vieh umher. Die Geſellſchaft im Wagen, der ſanft über den ebenen Marſchweg dahinrollte, befand ſich in der heiterſten Laune; niemand mehr als unſer junger kaufmänniſcher Freund. Plötzlich aber, als wir eben an einem blühenden Rapsfelde vorüberfuhren, verſtummte er mitten im lebhafteſten Geſpräch, und ſeine Augen nahmen einen ſo ſeltſamen glaſigen Ausdruck an, wie ich ihn nie zuvor an einem lebenden Menſchen geſehen hatte. Ich, der ich ihm gegenüber ſaß, ergriff ſeinen Arm und ſchüttelte ihn. ›Fritz, Fritz, was fehlt dir?‹ fragte ich. Er atmete tief auf; dann ſagte er, ohne mich anzuſehen: ›Das war 'mal eine ſchlimme Stelle!‹ — ›Eine ſchlimme Stelle? Es geht ja wie auf der Diele!‹ — ›Ja,‹ entgegnete er, noch immer wie im Traum, ›es war doch nicht gut darüber wegzukommen.‹ — Allmählich ermunterte er ſich, und ſein Geſicht erhielt wieder Leben und Ausdruck; aber er wußte auf unſre Fragen keine andre Antwort zu geben. Dieſes kleine Ereignis, was allerdings für den Augenblick die Stimmung etwas herabdrückte, war indeſſen, nachdem wir den Hof erreicht hatten, durch die Heiterkeit der Umgebung und unſre eigne Jugend bald vergeſſen. Wir ließen uns durch die alte Wirtſchafterin den Kaffee in der Gartenlaube anrichten, wir gingen auf die Fennen, um die Ochſen zu beſehen, und nachdem abends die mitgebrachten Flaſchen in Geſellſchaft des alten Hofmannes geleert waren, fuhren wir alle vergnügt, wie wir ausgefahren waren, wieder heim.

„‚Acht Tage ſpäter war unſer Freund des Nachmittags im Auftrage ſeines Vaters nach dem Hofe hinausgeritten. Am Abend kam ſein Pferd allein zurück. Der alte Herr, der eben aus ſeinem L'hombre-Klub nach Hauſe gekommen war, machte ſich ſogleich mit allen ſeinen Leuten auf, um nach ſeinem einzigen Sohn zu ſuchen. Als ſie mit ihren Handlaternen an jenes blühende Rapsfeld kamen, fanden ſie ihn tot am Wege liegen. Was die Urſache ſeines Todes geweſen, vermag ich nicht mehr anzugeben.‘“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und geht es noch ſo rüſtig
Hin über Stein und Steg,
Es iſt eine Stelle am Wege,
Du kommſt darüber nicht weg.“

„Aha! Unſer poetiſcher Freund improviſiert.“

„Das nicht, Herr Aſſeſſor; der Vers iſt ſchon gedruckt. Aber Klärchen ſcheint wieder mit meiner Geſchichte nicht zufrieden zu ſein; ſie rührt mir gar zu ungeduldig in der Bowle.“

„Ich? — Da haſt du ein Glas Punſch! — Ich ſage ſchon gar nichts mehr.“

„Nun, ſo höre!

„Mein Barbier — von dem hab' ich dieſe Geſchichte — iſt der Sohn eines Tuchmachers. Als der Vater noch jung war, kam er eines Abends auf ſeiner Geſellenwanderung in eine kleine ſchleſiſche Stadt. Auf der Herberge erfuhr er, daß er bei einem der älteſten Meiſter in Arbeit treten könne. — ‚Will nur hoffen, daß es mit dir Beſtand haben wird,‘ ſetzte der Herbergswirt hinzu. — ‚Mit Gunſt, Herr Vater,‘ entgegnete der Geſell, ‚traut Ihr mir nicht oder fehlt's da wo im Hauſe bei den Meiſtersleuten?‘ — Der Wirt ſchüttelte den Kopf. — ‚Was denn aber, Herr Vater?‘ — ‚Es iſt nur,‘ ſagte der Alte, ‚ſeit ſie da drei Geſellen haben wollen, iſt der dritte nach Monatsfriſt allzeit wieder fremd geworden.‘

„Unſer Geſelle ließ ſich das nicht anfechten, ſondern ging noch an demſelben Abend zu ſeinem neuen Meiſter. Er fand ein paar alte Leute, die ihn freundlich anſprachen, und zur Stärkung nach der Wanderung ein ſolides bürgerliches Abendbrot. Als es Schlafenszeit war, führte der Meiſter ihn ſelbſt durch einen langen Gang des Hintergebäudes in das obere Stockwerk und wies ihm dort ſeine Schlafkammer an. Der Gelaß für die beiden andern Geſellen befinde ſich unten; es ſei aber darin nicht Platz für ein drittes Bett.

„Als der Meiſter ihm gute Nacht gewünſcht, ſtand der junge Mann noch einen Augenblick und horchte, wie ſich die Schritte des Alten über die Treppe hinab entfernten und dann unten in dem langen Gange allmählich verloren. Hierauf beſah er ſich ſein neues Quartier. — Es war eine lange, äußerſt ſchmale Kammer mit kahlen weißen Wänden; unten, die ganze Breite der Querwand einnehmend, ſtand das Bett; daneben ein kleiner Tiſch und ein kleiner Stuhl aus Föhrenholz; das war die ganze Ausſtattung. Das einzige ſehr hohe Fenſter mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben ſchien, ſoviel er bei dem Mondſchein draußen erkennen konnte, nach einem großen Garten hinaus zu liegen. — Aber er hatte das alles mit ſchon träumenden Augen angeſehen, und nachdem er ſich unter das derbe Deckbett geſtreckt und das Licht ausgelöſcht hatte, fiel er bald in einen tiefen Schlaf.

„Wie lange derſelbe gedauert, konnte er ſpäter nicht angeben; er wußte nur, daß er durch ein Geräuſch, das mit ihm in der Kammer war, auf eine jähe Art erweckt worden ſei. Und bald hörte er deutlich ein Kehren wie mit einem ſcharfen Reisbeſen, das von der Richtung des Fenſters her allmählich ſich nach der Tiefe der Kammer zu bewegte. Er richtete ſich auf und blickte mit aufgeriſſenen Augen vor ſich hin; die Kammer war faſt hell vom Mondſchein; die eine Wand war ganz davon beleuchtet; aber er vermochte nichts zu ſehen als den völlig leeren Raum.

„Plötzlich, und ehe es noch ganz in ſeine Nähe gekommen, war alles wieder ſtill. Er horchte noch eine Weile und ſuchte ſich vergebens einen Vers darauf zu machen; endlich, ermüdet wie er war, fiel er aufs neue in einen feſten Schlaf.

„Am andern Morgen, als zwiſchen ihm und dem Meiſter die Sache zur Sprache kam, erfuhr er von dieſem, daß allerdings einzelne, welche vor ihm in der Kammer geſchlafen, ein Ähnliches dort gehört haben wollten; es ſei indes immer nur zur Zeit des Vollmonds geweſen und übrigens niemandem etwas dadurch zu nahe geſchehen. — Der junge Tuchmacher ließ ſich beruhigen; und in den Nächten, die nun folgten, wurde auch ſein Schlaf durch nichts geſtört. Dabei ging ihm im Hauſe alles nach Wunſch; Arbeit und Verdienſt war regulär, und auch mit ſeinen beiden Nebengeſellen hatte er ſich auf guten Fuß geſtellt.

„So ging ein Tag nach dem andern hin, bis endlich wieder die Zeit des Vollmonds herangekommen war.

Aber er hatte nicht darauf geachtet, denn es war ſchwere, bedeckte Luft, und kein Schein fiel in die Kammer, als er ſich am Abend ſchlafen legte. — Da plötzlich erweckte ihn wieder jener ſchon halbvergeſſene Ton. Eifriger noch und ſchärfer, ſo dünkte es ihn, als das erſtemal kehrte und fegte es bei ihm in der Kammer, und ſeltſamerweiſe, jetzt, wo es faſt dunkel war, meinte er gegen das Fenſter hin einen ſich bewegenden Schatten zu ſehen. Aber, wie zuerſt, wurde auch jetzt nach einer Weile alles wieder ſtill, ohne daß es ſein Bett erreicht oder daß er etwas Genaueres zu erkennen vermocht hätte. Er konnte indeſſen diesmal den Schlaf ſo bald nicht wiederfinden und hörte vom Kirchturm eine Stunde nach der andern ſchlagen; endlich brach draußen der Mond durch die Wolken und ſchien in die Kammer, aber er beleuchtete nur die nackten Wände.

„Der Geſell, ſo wenig angenehm ihm dieſe Dinge waren, beſchloß bei ſich, gegen jedermann zu ſchweigen, am wenigſten aber ſich von jenem Unheimlichen vom Platze verdrängen zu laſſen. — Wie gewöhnlich gingen auch die nun folgenden Nächte ohne Störung vorüber. — Nach Verlauf eines Monats kehrte er ſpät in der Nacht von einem benachbarten Orte zurück, wohin ihn ſein Meiſter mit einem Geſchäftsauftrage geſandt hatte. Er ging, als die Stadt erreicht war, nicht durch die Straßen, ſondern an der Stadtmauer entlang, um durch den Garten in das Hinterhaus zu gelangen, wozu er den Schlüſſel von ſeinem Meiſter erhalten hatte. Es war heller Mondſchein. Schon in der Nähe des Hauſes, während er zwiſchen den Rabatten auf dem geraden Stiege des Gartens entlang ging, warf er zufällig einen Blick nach dem Fenſter ſeiner Kammer hinauf. — Da ſaß oben ein Ding, ungeſtaltig und molkig, und guckte durch die Scheiben in den Garten hinab.

„Der junge Mann verlor plötzlich die Luſt, mit ſolcher Geſellſchaft noch länger in Quartier zu liegen. Er kehrte um und ſuchte ſich für dieſe Nacht ein Unterkommen in der Herberge. Am andern Morgen aber — ſo erzählte mir ſein Sohn — nahm er ſeinen Abſchied und verließ die Stadt, ohne jemals erfahren zu haben, womit er ſo lange in einer Kammer gehauſt habe.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Kann ich mir auch nichts 'bei denken.“

„Geht mir ebenſo, alter Herr.“

„Ich dächte doch, das wäre eine echte rechte Spukgeſchichte; oder was fehlt denn noch daran?“

„Sie hat keine Pointe.“

„So? — — Aber ein Teil dieſer Geſchichten tritt eben mit dem Reiz des Rätſels an uns heran und drängt uns, den Dingen nachzuſpüren, die, wenngleich ſelber längſt vergangen, noch ſolche Schatten aus dem leeren Raume fallen laſſen.“

„Nun, und Ihre Geſchichte?“

„Will ich ganz dem Scharfſinn der Damen überlaſſen und Ihnen lieber etwas anderes erzählen, wo ein ſolcher Zuſammenhang ſich von ſelbſt ergibt, indem der Reflex der Begebenheit mit dieſer ſelbſt ſcheinbar in einen Moment zuſammenfällt.

„Auf dem Gymnaſium zu H. hatte ich einen Schulkameraden, einen fleißigen und geſchickten Menſchen, mit welchem ich, da er in meiner Nachbarſchaft wohnte, in faſt täglichem Verkehr lebte. Als er eben in Sekunda eingetreten war, ſtarb der Vater, welcher ein kleines ſtädtiſches Amt bekleidet hatte, und hinterließ Sohn und Witwe in den bedrängteſten Umſtänden. — Mit Hilfe von Stipendien, deren es dort viele gab, hätte mein Freund deſſenungeachtet wohl ſeinen Plan, die Rechte zu ſtudieren, durchführen können; aber der lebhafte Wunſch, ſchon jetzt etwas zu verdienen und dadurch die letzten Jahre ſeiner alternden Mutter zu erleichtern, veranlaßte ihn, vom Gymnaſium abzugehen und auf dem dortigen Amtshauſe als Lohnſchreiber einzutreten. Unſer Umgang wurde dadurch nicht unterbrochen; wir machten wie ſonſt des Mittags unſern gemeinſchaftlichen Spaziergang, und abends, wenn er aus ſeiner Kanzlei nach Hauſe gekommen war, ſaßen wir in dem von ihm und ſeiner Mutter gemeinſchaftlich bewohnten Zimmer und nahmen miteinander die Lektionen durch, welche am folgenden Tage in der Schule vorkommen ſollten; denn er hatte ſeine Lebenspläne keineswegs gänzlich aufgegeben, und wo der Abend nicht reichte, nahm er unbedenklich die Nacht zu Hilfe. So habe ich manche Stunde dort verbracht in gemeinſamer Arbeit oder in gemütlichem Geſpräch. Die Mutter pflegte mit ihrem Strickzeug neben uns vor der kleinen Lampe zu ſitzen. Ich ſehe noch das ſtille, etwas kränkliche Geſicht, wenn ſie mitunter von der Arbeit aufblickte und mit einem Ausdruck der Sorge und der zärtlichſten Verehrung die Augen auf ihrem einzigen Kinde ruhen ließ. Er nahm dann wohl, wenn er es bemerkte, ihre blaſſe Hand und hielt ſie feſt in der ſeinigen, während er in dem vor ihm liegenden Buche weiterlas. Aber es ging dann nicht wie ſonſt, es war, als wenn die Zärtlichkeit für ſeine Mutter ihm die Gedanken zerſtreute, und ich erinnere mich noch, wie ihm bei ſolchem Anlaß plötzlich die Tränen aus den Augen ſprangen und er dann mit einem Lächeln und einem kurzen Blick auf ſie ihre Hand ſanft in ihren Schoß zurücklegte. Es war eine Luſt des Friedens und der Stille in dieſem Zimmer, wie ich ſie nirgend ſonſt empfunden habe. An der einen Wand ſtand ein altes dürftiges Klavier; mitunter ſangen wir daran; dann legte die alte Frau ihr Strickzeug in den Schoß, und war es zufällig eine Melodie aus ihrer

Jugend, ſo ſtand ſie auch wohl auf und ging mit unhörbaren Schritten und leiſe vor ſich hinſummend im Zimmer auf und ab. Wenn es aber an der Wand auf der kleinen Schwarzwälder Uhr zehn geſchlagen hatte, begann ſie allmählich einen unruhigen Blick auf die große dunkle Gardinenbettſtelle zu werfen, die im Hintergrunde des geräumigen Zimmers ſtand. Dann nahmen wir unſre Bücher, ſagten ihr gute Nacht und gingen eine Treppe tiefer in die kleine Schlafkammer ihres Sohnes, wo wir noch einige Stunden unſre Studien fortzuſetzen pflegten. Sie mochte dann ſchon ruhig in dem oberen Zimmer ſchlummern; denn es lag nach einem inneren Hofe, wo die nächtliche Ruhe durch nichts geſtört wurde.

„Aber dieſes Leben mit ſeinem beſcheidenen Glücke ſollte nach einigen Jahren ſein Ende erreichen. Kurz vor meinem Abgang zur Univerſität erkrankte die Mutter. Es war der Keim des Todes, der lange ſchon in ihr gelegen und nun zur Entfaltung kam; weder ſie noch ihr Sohn verkannten das. Auf ihren Wunſch beſuchte ich ſie noch einmal, ehe ich abreiſte. Das ſonſt ſo freundliche Zimmer war jetzt düſter und öde, die Fenſter tief verhangen, und aus den Kiſſen unter dem dunklen Betthimmel ſah das leidende Geſicht der guten Frau. Während ihre magere Hand die meinige ergriff, ſagte ſie nur: ‚So leben Sie denn recht wohl!‘ Aber wir fühlten beide, daß das ein Abſchied für das Leben ſei.

„Was nun folgt, habe ich ſpäter aus dem Munde meines Freundes gehört; denn ich ſelbſt verließ ſchon am Tage darauf die Stadt. — Er hatte ſich, als die Schwäche der Mutter plötzlich in ungewöhnlicher Art zugenommen, die Erlaubnis ausgewirkt, ſeine Arbeiten im Hauſe zu fertigen, und ſaß nun im Krankenzimmer an dem entlegenſten Fenſter, von dem er ein wenig die Gardine zurückgeſchlagen, bald emſig ſchreibend, bald einen ſorglichen Blick nach den dunklen Vorhängen des Bettes hinüberwerfend. Wenn die Mutter wachte, ſaß er in dem alten Lehnſtuhl vor ihrem Bett und ſprach leiſe zu ihr oder las ihr aus der Bibel vor; oder er war nur bei ihr, daß ihre Augen zärtlich auf ihm ruhen konnten. Dort blieb er auch des Nachts ſitzen, und wenn die Kranke im Anſchauen ſeines blaſſen, überwachten Antlitzes ihn bat: ‚Georg, leg dich ſchlafen! Georg, du hältſt es ja nicht aus!‘ oder wenn ſie ihm verſicherte: ‚Geh’ nur; gewiß, es hat heut’ nacht noch nicht Gefahr‘, ſo faßte er nur um ſo feſter die heiße Hand der Mutter, als müſſe ſie gerade jetzt, wenn er ſich entfernen wollte, ihm entriſſen werden.

„Eines Nachts aber, da eine Linderung der Schmerzen eingetreten war, und da er ſich kaum mehr aufrechtzuerhalten vermochte, hatte er ſich dennoch überreden laſſen. — Unten in ſeiner Kammer lag er unausgekleidet auf ſeinem Bette; traumlos, in tiefem, bleiernem Schlaf. Oben beim Schein der Nachtlampe in ſanftem Schlummer hatte er die Mutter zurückgelaſſen. Währenddeß verging die Nacht, und der Tag fing eben an zu grauen; da wurde er plötzlich wie mit ſanfter Gewalt aus dem Schlaf emporgezogen. Als er aufblickte, ſah er die Tür der Kammer geöffnet und eine Hand, die mit einem weißen Tuch zu ihm hereinwehte. Unwillkürlich ſprang er vom Bett auf; aber er hatte ſich geirrt, die Tür ſeiner Kammer war eingeklinkt, wie er in der Nacht ſie aus der Hand gelaſſen. Faſt ohne Gedanken ging er die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf. — Es war ſtill drinnen, die Nachtlampe war herabgebrannt, und unter dem dunklen Betthimmel fand er beim trüben Schein der Dämmerung die Leiche ſeiner Mutter. Als er ſich bückte, um die Hand der Toten an ſeinen Mund zu drücken, die über den Rand des Bettes herabhing, faßte er zugleich ihr weißes Schnupftuch, das ſie zwiſchen den geſchloſſenen Fingern hielt."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Und Ihr Freund? — Wie iſt es dem ergangen?"

„Es iſt ihm gut ergangen; denn er hat nach mancher Not und ſchweren Arbeit ſeinen Lebensplan verwirklicht; und er lebt noch jetzt wie unter den Augen und in der Gegenwart ſeiner Mutter; ihre Liebe, die ſie ſo ohne Rückfall ihm im Leben gab, iſt ihm ein Kapital geworden, das auch in den ſchwerſten Stunden ihn nicht hat darben laſſen.

„Aber Klärchen, was hältſt du denn die Hände vor den Augen?"

„Oh — mir graut nicht."

„Aber du weinſt ja!"

„Ich? — — Warum erzählſt du auch ſo dumme Geſchichten!"

„Nun! So mag es denn die letzte ſein; ich wüßte für heute auch nichts Beſſeres zu erzählen."

II.

„Aber es iſt noch einmal wieder Sommer geworden, alter Herr! Wo bleiben da unſre Geſchichten? Ein Kaminfeuer läßt ſich doch bei ſechzehn Grad Wärme nicht anzünden!"

„Gnädige Frau, wenn es auch wetterleuchtet draußen, wir ſind immerhin ſchon dicht an den November. Der Teetiſch tut es auch für heute; laſſen Sie nur den Keſſel ſauſen, ich meinerſeits bin mit dem Akkompagnement zufrieden. Freilich —"

„Was denn freilich?"

„Wenn der Teekeſſel ein Vertreter des häuslichen Herdes ſein ſoll, ſo muß er unbedingt auf einem Kohlenbecken kochen; und zwar auf Torfkohlen, gehörig durchgeglühten. Das hält auch beſſer Dauer als jene ungemütliche Maſchinerie."

„Nun, alter Herr, es ſoll mir *auf ein Kännchen Sprit nicht ankommen!*"

„Bleibt aber doch immerhin die Apothekerflamme der Berceliuslampe! — Indeſſen, da es hierorts weder einen Torf noch einen Teekomfort gibt — Sie kennen das Ding wohl nicht einmal? —, ſo akzeptiere ich das Kännchen Sprit."

„Nun, ſo tun Sie Ihre Mauskiſte auf! Was haben Sie zu erzählen?"

„Ich habe heute, da ich an einem neu eröffneten Putzladen vorbeiging, lebhaft einer alten Freundin in der Heimat gedenken müſſen. Sie war die Tochter eines Handwerkers aus einem Nachbarſtädtchen und wohnte längere Zeit in einem meinen Eltern gehörigen Häuschen, deſſen Hof an den Garten unſres Wohnhauſes grenzte. Sehr gegen ihre Neigung ſuchte ſie ihren Unterhalt durch Putzarbeiten zu erwerben, die ſie für die weibliche Bevölkerung der Umgegend verfertigte. Auch verhehlte ſie ſich keineswegs, daß ihr die Sache ziemlich übel von der Hand ging; und wenn ſie nur irgend Feierabend machen konnte, ſchloß ſie die verhaßte Arbeit in die Kommodenſchublade und nahm ſtatt deſſen eins ihrer geliebten Bücher zur Hand, oder ſie griff auch wohl ſelbſt zur Feder und brachte eine kleine Geſchichte oder irgendeinen ſinnigen Gedanken zu Papier. Die Beſchränktheit ihrer Lebensverhältniſſe, verbunden mit dem Drang, allerlei feingeiſtige Nahrung zu ſich zu nehmen — denn Rahels Briefe waren ihre Lieblingskoſt —, hatten eine ſeltſame, aber nicht unintereſſante Auffaſſung der Dinge bei ihr hervorgebracht; und wir haben über das Gartenſtaket hinweg manch kurzweiliges Plauderſtündchen miteinander abgehalten."

„Hans!“

„Was denn, Frau?“

„Du verdunkelſt da etwas. — Durch jenes Häuschen führte ein Richtweg nach der Hauptſtraße; und neben dem Wege war das Stübchen der Putzmacherin. Geſteh es nur, Hans; dort haſt du geſeſſen, zwiſchen Lilien und Roſen!“

„Aber, meine Damen, meine Freundin war keineswegs eine Sandſche Geneviève, ſondern eine geſetzte, hagere Perſon von fünfundvierzig Jahren!“

„Aber ſie hatte noch ſehr blanke, braune Augen, Hans, und die lebhafte Röte ihres Angeſichts zeugte von der Erregbarkeit ihres Herzens, und wenn ſie mir damals auch in gewählten Worten ihre Freude über unſre Verlobung ausſprach, weil der böſe Leumund die Beſuche des jungen Mannes nun nicht mehr mißdeuten könnte, ſo habe ich doch darin das verhüllte Bekenntnis gegenſeitiger Neigung nicht verkennen können.“

„Ich will unſre beiderſeitige Zuneigung keineswegs herabſetzen. Jene Äußerung meiner Freundin aber dürfte wohl nur von einer übermäßigen Jungfräulichkeit herrühren, wie ſie durch ein zu langes Verweilen im ledigen Stande mitunter hervorgetrieben wird. Denn als ſie ſpäter dennoch ſich verheiratete und zum Erſtaunen der Welt eines tüchtigen Knaben genas, hat ſie ſich anfänglich nicht überwinden können, den Jungen an die Bruſt zu legen, weil, wie [ſie] ſich ausdrückte, das Kind andern Geſchlechts ſei.“

„Hans! — — Du lügſt ja; ſie hat ſich ja gar nicht verheiratet.“

„Nicht? — Nun, da verwechſle ich die Geſchichte. Sei dem wie ihm wolle, dieſe meine Freundin, der ich ein treues Gedächtnis bewahre, war im Heimlichen wie im Unheimlichen ſehr zu Hauſe. Von ihren mancherlei Geſchichten iſt mir indeſſen — verzeih, Klärchen! — nur ein Traum im Gedächtnis geblieben!

„‚Es exiſtierte‘ — ſo erzählte ſie mir — ‚vorzeiten in unſrer Gegend eine reiche holländiſche Familie, welche allmählich faſt alle großen Höfe in der Nähe meiner Vaterſtadt in Beſitz bekommen hatte — vorzeiten, ſage ich; denn das Glück der van A… hatte nicht ſtandgehalten. In meiner Kindheit lebte von der ganzen Familie nur noch eine alte Dame, die Witwe des längſt verſtorbenen Pfenningmeiſters van A…, die übrigen Glieder der Familie waren geſtorben, zum Teil auf ſeltſame und gewalttätige Weiſe ums Leben gekommen; und von den ungeheuren Beſitzungen war nur noch ein altes Giebelhaus in der Stadt zurückgeblieben, in welchem die letzte dieſes Namens den Reſt ihrer Tage in Einſamkeit verlebte. Ich habe ſie damals oft geſehen, das ſchmale, ſcharfgeſchnittene Geſicht von dem dichten Haubenſtriche eingefaßt; aber wir Kinder hatten Scheu vor ihr, es lag etwas in ihren Augen, das uns erſchreckte. Auch ging allerlei unheimliches Gerede, nicht allein über den Erwerb des Vermögens in früherer Zeit, ſondern auch über die Mittel, durch welche der verſtorbene Pfenningmeiſter den Ruin desſelben aufzuhalten verſucht habe. Ob es ein Mißbrauch ſeines Amtes oder was es ſonſt geweſen ſein ſollte, erinnere ich mich nicht mehr; wohl aber, daß man die überlebende Witwe als die eigentliche Urheberin davon betrachtete. Gleichwohl war es immer eine Art Feſt für mich, wenn ich, wie dies wohl bei einer Beſtellung für meine Eltern geſchah, einige Minuten in ihrem hohen, mit altmodiſchen Seltſamkeiten angefüllten Zimmer verweilen durfte. Ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie neben dem Glasſchrank ſtrack und ſteif in ihrem Lehnſtuhl ſaß, zwiſchen Schriften und Rechnungsbüchern umhertaſtend oder ein großes Strickzeug mit ihren hageren

Fingern bewegend. Nur einmal habe ich einen andern Menſchen als ihre alte Magd bei ihr angetroffen; und die kurze Szene, von der ich damals Augenzeuge wurde, machte auf mich einen tiefen Eindruck, ohne daß ich mir über die Bedeutung derſelben klar zu werden vermocht hätte. Es war ein zerlumptes Weib aus der Stadt, das vor der alten Dame ſtand. Bei meinem Eintritt warf ſie ihr einen harten Speziestaler vor die Füße und ging dann unter höhnenden, leidenſchaftlichen Worten zur Tür hinaus. Die Frau van A…, die nichts darauf erwidert hatte, ſtand jetzt von ihrem Lehnſtuhl auf und ging, ohne von mir Notiz zu nehmen, eine lange Weile im Zimmer auf und ab, indem ſie die Hände umeinanderwand und halblaute klagende Worte hervorſtieß. — Plötzlich eines Morgens hieß es, daß ſie geſtorben ſei, und ſchon am Nachmittag wußte ich mich in das Sterbehaus zu ſchleichen und betrachtete durch das Fenſter der Stubentür mit einem aus Grauen und Neugier gemiſchten Gefühl das wachsbleiche Geſicht, das aus den weißen Kiſſen der Alkovenbettſtelle hervorragte. Dann nach einigen Tagen kam die Begräbnisfeier; ich verſpeiſte mit großem Appetit die leckeren Butterkringel, die beim Leichenſchmaus in der Nachbarſchaft verteilt wurden, und ſah von unſern Treppenſteinen aus den mit ſchwarzem Tuch bezogenen Sarg aus dem alten Hauſe hinaus- und die lange Straße hinabtragen.

„Einige Wochen ſpäter träumte mir, daß ich in der Dämmerung auf unſerm langen Hausflur ſpielte. Bei der immer ſtärker hereinbrechenden Dunkelheit überfiel mich mit einem Male ein Gefühl von Einſamkeit, und ich wollte eben in die Stube zu meiner Mutter gehen, als ich die Haustürglocke ſchellen und die alte Frau van A… hereintreten ſah. Ich war mir vollſtändig bewußt, daß ſie tot ſei, und ſchlüpfte, da ſie näherkam, nur kaum an ihr vorbei in die Wohnſtube, wo meine Mutter eben das Licht angezündet hatte. Während ich zu ihr lief und mich an ihrer Schürze feſthielt, bemerkte ich, daß die Verſtorbene in eine bunte Nachtjacke und einen weißen wollenen Unterrock gekleidet war, wie ich ſie in frühen Morgenſtunden wohl mitunter geſehen hatte. Sie ging auf den kleinen, in die Wand gemauerten Beilegeofen zu und ſtreichelte mit zitternden Händen die daran befindlichen Meſſingknöpfe; dabei wandte ſie den Kopf zu meiner Mutter und ſagte mit einer traurigen Stimme: »Ach, Frau Nachbarin, darf ich mich wohl ein bißchen wärmen? Mich friert ſo ſehr!« Und als ſie leiſe vor ſich hinſeufzend noch eine Weile ſtehenblieb, bemerkte ich, daß unten der Saum ihres wollenen Rockes an mehreren Stellen angebrannt war. — — Wie der Traum ausgegangen, weiß ich nicht; ich dachte am andern Morgen nicht eben lange daran und ſagte auch niemandem davon. Aber er erneuerte ſich. — Einige Nächte darauf träumt mir, daß ich abends wie gewöhnlich mit meiner Näharbeit neben meiner Mutter in der Stube ſitze, da ſchellte es draußen an der Haustür. »Sieh zu, wer da iſt!« ſagte meine Mutter; und als ich die Tür öffne, um hinauszuſehen, ſteht wieder die Frau van A… vor mir, in derſelben Kleidung, wie ich ſie das vorige Mal geſehen. Von dem entſetzlichſten Grauen befallen, ſpringe ich zurück und krieche längs der Wand unter den großen Tiſch, welcher in der Ecke am Fenſter ſtand. Wie das erſtemal ging die Frau, leiſe vor ſich hinjammernd, an den Ofen. »Mich friert, ach, wie mich friert!« ſagte ſie, und ich hörte deutlich, wie ihre Zähne aufeinanderſchlugen. Bei dem Schein des auf dem Tiſche ſtehenden Lichtes bemerkte ich jetzt auch, daß ſie bloße Füße hatte; aber ſeltſamerweiſe, es waren große Brandwunden an denſelben, und auch der wollene Rock war heute weit mehr verbrannt als in der vorigen Nacht. Und dabei ſtand ſie fortwährend und klammerte ſich mit den Händen an den Ofen, nur mitunter einen Seufzer oder ein tiefes Stöhnen ausſtoßend.

„‚Der Traum wollte mich diesmal am Morgen nicht wieder verlaſſen. Während des Frühſtücks duldete mein Vater nicht, daß irgend etwas Aufregendes oder Unangenehmes von uns vorgebracht wurde. Als aber ſpäter meine Mutter aufſtand und in die Küche ging, folgte ich ihr und erzählte ihr dort genau, was mir in den beiden Nächten geträumt hatte. Ich ſehe noch die Beſtürzung, die ſich während meiner Erzählung in ihrem Geſicht ausdrückte. Ich hatte kaum geendet, als ſie die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug und in ihrer plattdeutſchen Mundart ausrief: »Herr Gott im Himmel, ganz min egen Droom!« — Dann erzählte ſie mir, wie ſie in denſelben Nächten im Traum genau dasſelbe erlebt hatte wie ich. — — Später hat ſich indeſſen der Traum bei uns nicht wiederholt.‘“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Woher iſt die tote Frau gekommen?“

„Ich kann Ihnen hierauf leider keine Antwort geben.

„Aber zwei andre Fragen treten bei dieſer Geſchichte, an deren Wahrheit ich keinen Grund zu zweifeln habe, wenigſtens an mich noch näher heran. War der eine Traum nur die Quelle des andern, wie das bei dem Wolfe ſo augenſcheinlich der Fall zu ſein ſcheint, oder gab es noch ein Drittes, worin dieſelben ihren gemeinſamen Urſprung hatten? —

„Laſſen Sie mich Ihnen indeſſen ſogleich noch einen andern Vorfall erzählen.

„Vor einigen Jahren verlebte ich, wie Sie wiſſen, mit meiner Frau ein paar Wochen auf dem Gute meines

Bruders. Wenn wir des Tags zwiſchen Wieſen und Kornfeldern umhergeſchlendert oder auch wohl mit den Kindern in den nahen Wald gefahren waren, ſo ſtand abends im Hauſe ein ſehr behaglicher Teetiſch für uns bereit, an dem ſich auch wohl der eine oder andre von den benachbarten Hofbeſitzern einzufinden pflegte. Bei ſolcher Veranlaſſung beklagte ſich eines Abends mein Bruder gegen ſeinen nächſten Gutsnachbar, einen Mann, mit dem es ſich ſehr angenehm plauderte, daß ihm ſeit einiger Zeit fortwährend kleine Quantitäten Frucht von ſeinem Boden abhanden gekommen, ohne daß er den Dieb zu entdecken vermocht hätte. Nachdem alles durchgeſprochen war, was etwa zur Aufklärung der Sache dienen mochte, ſagte Herr B..r: ‚Mir ſelbſt iſt es in einem ähnlichen Falle nach dem Sprichwort ergangen: Gott gibt's den Trägen im Schlaf.‘ — Auf näheres Befragen erzählte er dann folgendes:

„‚Wie Sie wiſſen, pflegte ich die zu meinem Haferboden führende Falltür jeden Abend mit einem Vorlegeſchloß zu verſchließen und den Schlüſſel beim Zubettgehen mit in meine Schlafkammer zu nehmen. So habe ich es ſchon ſeit vielen Jahren gehalten. In dem Herbſte, ehe Sie im Frühjahr darauf in unſre Nachbarſchaft kamen, bemerkte ich mehrfach, wenn ich des Morgens auf den Boden kam, daß in der Nacht jemand, und zwar in ſcheinbarer Haſt, über dem Hafer geweſen ſei. Denn es war bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Haufens darin gewühlt, und eine Menge Körner lagen unordentlich über die Dielen zerſtreut, was ich an den Abenden vorher, wo ich zufällig auch dort geweſen war, nicht bemerkt hatte. Mein erſter Gedanke war, daß mein Kutſcher, dem ich ſeit einiger Zeit, zu ſeinem großen Ärger, die Rationen für die Pferde etwas beſchränkt hatte, aus Liebe zu dem armen Viehzeug zum Spitzbuben geworden ſei. Allein aus verſchiedenen Gründen mußte ich den Verdacht aufgeben.

„Da träumte mir eines Nachts, ich ſtehe im Mondſchein auf dem Haferboden am Fenſter. Wie ich dahingelangt ſein ſollte, wußte ich nicht anzugeben; denn es war mir ſehr wohl bewußt, daß die Falltür verſchloſſen ſei. Plötzlich höre ich unter derſelben einen Schlüſſel in dem Vorlegeſchloß umdrehen; gleich darauf hebt ſich die Tür, und ich ſehe bei der in dem Raume herrſchenden Mondhelle das Geſicht eines Menſchen von der Treppe her auftauchen, in dem ich deutlich einen alten Arbeiter erkannte, der ſchon ſeit vielen Jahren bei mir gearbeitet und den ich in keiner Weiſe in Verdacht gehabt hatte. Während er noch mit dem Arm die Tür zurückdrängt, ſcheint auch er mich gewahr zu werden, denn die Tür fällt wieder zu und ich ſehe nichts mehr.

„Aber ich erwache. Das Geſicht war ſo lebhaft geweſen, daß mir das Herz klopfte, und dabei ſchien der Mond ſo grell in die Kammer; gerade wie ich es im Traum geſehen. Ich wollte aufſtehen und die Sache ſogleich unterſuchen, aber ich ſchalt mich einen Narren; auch war es kalt draußen, über den Hof zu gehen, und das Bett war ſo behaglich warm. Mit einem Wort, ich konnte mich nicht überwinden und ſchlief endlich wieder ein.

„Am andern Morgen, als ich beim Frühſtück ſaß, trat der alte Martin zu mir in die Stube. Er ſah verſtört aus, drehte ſeine Mütze in den Händen und ſtand eine ganze Weile vor mir, ohne ein Wort hervorbringen zu können. ›Jagen Sie mich nicht fort, Herr,‹ ſagte er endlich, ›es iſt aus großer Not geſchehen.‹ — ›Wie meint Er das, Martin?‹ fragte ich. — Er ſah mich an. ›Ich wollte auch ſchon ſogleich auf den Boden zurück,‹ ſagte er dann, ›aber ich war ſo ſehr erſchrocken, als ich Sie da ſo am Fenſter ſtehen ſah.‹ — Während ich in dieſem

Augenblick vielleicht nicht weniger erſchrak, erfuhr ich nach und nach die näheren Umſtände des Diebſtahls und die unglücklichen Verhältniſſe, die den bisher ehrlichen Mann zum Verbrecher gemacht hatten.‘

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Hier ſchwieg der Erzähler. Von meinem Bruder erfuhr ich ſpäter, daß er dem alten Martin damals gründlich geholfen und ihn auch bis zu deſſen Tode auf dem Hofe behalten hat. — — Da hätten wir alſo eine Geſchichte, wo der Wachende durch den Träumenden zum Viſionär wird. — Aber der Tee dürfte indeſſen fertig ſein; vielleicht iſt Klärchen ſo gütig?“

„Aber was ſehen Sie denn ſo in die Taſſe, alter Herr? Er iſt vorſchriftsmäßig präpariert.“

„O der! Der prophezeit aus der Teetaſſe oder vielmehr aus der Taſſe Tee wie die Hexe aus dem Kaffeeſatz. Nämlich nicht etwa das Schickſal, ſondern den Bildungsgrad der Familie, in der die Taſſe präſentiert wird; und wenn wir hier nicht ſo ganz unzweifelhaft gebildete Leute wären, ich glaube, er wäre imſtande, mitunter daran zu zweifeln.“

„Was iſt das, alter Herr! Verteidigen Sie ſich, oder — prophezeien Sie lieber einmal; Sie haben die Taſſe ja in Händen.“

„Meine gnädigſte Frau, Sie werden mir zugeben, daß, ſo wie das Bier der Feind, ſo der Tee der Freund der denkenden Menſchen iſt; und es dürfte daher die Art, wie dieſer Freund in einem Hauſe be- reſpektive mißhandelt, wie er ſerviert und genoſſen wird, zu allerlei nicht gar zu fehltreffenden Schlußfolgerungen in der angedeuteten Beziehung berechtigen.“

„Das iſt ja aber eine ganz unverſchämte Theorie!“

„Ich will mich ſchlafen legen; denn jetzt folgt das ganze Rezept der Teebereitung.“

„Nein, Kläre, es folgt nicht, obgleich ſo etwas von einem Küſtenmenſchen zu hören Euch hier nur erſprießlich ſein könnte.“

„Seien Sie nicht ſo grob, alter Herr!“

„Ich beſtrafe mich durch Schweigen. Aber Herr T. wird Ihnen die Geſchichte erzählen, die ich ihm ſchon ſeit lange am Geſichte angeſehen habe.“

„Sie haben nicht fehlgeſehen; es iſt mir allerdings etwas eingefallen, das ſich dem vorhin Erzählten anſchließt, nur daß es noch um einen Schritt darüber hinausgeht.“

„Wir ſind bereit zu hören.“

„‚Als ich vor einigen Jahren, es war um Oſtern, in B. in Garniſon ſtand‘ — ſo erzählte mir der Hauptmann von K. —, ‚wollten die dortigen Offiziere einer ſchönen Fremden einen Abſchiedsball geben, mit der wir den Winter über viel und gern getanzt hatten. Eine unumgängliche Reparatur war Veranlaſſung, daß wir auf den Saal des Kaſinos verzichteten und uns nach einem andern Lokal umziehen mußten. Das hatte indeſſen in B., das an dergleichen Räumlichkeiten etwa nicht reich iſt, ſeine Schwierigkeiten. Es wurde ein Komitee von vier Feſtordnern niedergeſetzt, zu denen auch ich gehörte, und demſelben das ganze Arrangement der Sache, vor allem aber die Aufſpürung des Ballſaales, aufgetragen. Endlich nach vielen Bemühungen war er gefunden; in einem großen, ziemlich baufälligen Hauſe der Vorſtadt, das in früheren Jahren, als B. noch Univerſitätsſtadt war, zum öffentlichen Tanzlokale gedient hatte. Jetzt wurde es in ſeinen oberen Räumlichkeiten als Kornſpeicher benutzt; der ungeheure Saal ſelbſt ſtand gegenwärtig leer und ungebraucht. Aber mochte er ſchon in ſeinen beſten Zeiten ſich nur einer beſcheidenen Ausrüſtung erfreut haben, jetzt, mit den vor Feuchtigkeit triefenden Wänden, mit der dumpfen Luft hinter den geſchloſſenen Fenſterläden dünkte er mich beim erſten Eintritt in der Tat wie eine große Gruft. Deſto mehr gab es für uns zu tun; denn wodurch ließe ſich ein tanzluſtiges Offizierkorps wohl entmutigen. Es gab indeſſen ein neues Hindernis zu überwinden. Der Pächter des Hauſes hatte eben eine Quantität Korn gekauft, welche in den nächſten Tagen auf dem Saal gelagert werden ſollte, da die Böden ſo gut wie beſetzt waren. Wir ließen uns auch das nicht anfechten; wir gingen zu dem Herrn Agenten, wir plauderten mit ihm, wir machten uns liebenswürdig und brachten es auch wirklich dahin, daß der nachgiebige Mann, augenſcheinlich wider beſſere Einſicht, das Korn in den oberen Räumen des Gebäudes unterbringen ließ. Dann wurden Maurer, Tiſchler, Tapezierer in Arbeit geſetzt; in dem alten Saale wurde gelüftet, gehämmert, drapiert und geſtrichen; und täglich ging einer oder der andre von uns dahin, um die Arbeiten zu beaufſichtigen und anzuordnen. — Plötzlich, zu meinem großen Bedauern, wurde ich nach H. abkommandiert. Da war kein Ausweg, ich mußte auf den Ball verzichten. An meiner Stelle trat auf meinen Vorſchlag der Hauptmann von L. in das Feſtkomitee, mein älteſter und intimſter Jugendfreund.

„Ein paar Tage, nachdem ich meinen neuen Beſtimmungsort erreicht hatte, ſaß ich eines Nachmittags, mit Briefſchreiben beſchäftigt, auf meinem Zimmer. Ich ſchrieb an L., den ich um die Nachſendung einiger Effekten und die Bezahlung einiger kleiner Schulden erſuchen wollte. Ich hatte auch ſonſt noch ſo manches auf dem Herzen, was ich dem Freunde mitteilen mußte. So ſaß ich, ganz in meinen Brief vertieft. Als ich aber zufällig einmal die Augen aufſchlage, ſehe ich zu meiner Verwunderung L. ſelbſt in der Ecke des Zimmers ſtehen und mit ſonderbar ausdrucksloſen Augen nach mir hinſtarren. Er ſprach nicht; aber er führte mit einer ſchwerfälligen Gebärde die Hand an die Lippen und ſchien ſich damit etwas aus dem Munde zu ziehen. Es kam mir vor, als ob es Getreidekörner ſeien. Indem ich aber die Augen anſtrengte, um ſchärfer zu ſehen, wurde die Geſtalt undeutlich, und bald ſah ich nichts mehr als die nackten Wände. Erſt jetzt, als ich mich in dem hellen Zimmer wieder allein fand, überkam mich das Gefühl des Unheimlichen; ich ſtand auf und verſchloß den angefangenen Brief in meinen Sekretär, ich konnte mich nicht überwinden, ihn zu Ende zu ſchreiben.

„‚Einige Tage darauf erhielt ich von einem andern Kameraden die Nachricht, daß an jenem Vormittage der mit Getreide überlaſtete Boden oberhalb des Saales eingeſtürzt ſei. Als man das Korn hinweggeräumt, hatte man unter demſelben die Leiche des Hauptmanns von L. gefunden, der, da die Arbeiter zum Mittageſſen fortgegangen waren, ſich zur Zeit des Unfalls allein in dem ſchon faſt vollendet umgeſtalteten Feſtlokale aufgehalten hatte.‘“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Horatio ſagt, es ſei nur Einbildung!“

„Wer ſprach da? — Du, Alexius? Endlich?“

„Ich habe ſchon zu Anfang Eurer Geſchichte hier an der Portiere geſtanden und zugehört, wie ihr von den Träumenden auf den Sterbenden gekommen ſeid. Es bleibt nun noch eins übrig; und wenn ihr hören wollt, ſo werde ich mich nicht ſcheuen, dieſen letzten Schritt zu tun. — Nein, bleibt nur ruhig ſitzen! Es läßt ſich auch von hier aus erzählen.

„Ich habe dieſe ſeltſame Geſchichte von einem nahen Verwandten, der ſie zum Teil ſelbſt erlebt, teils ſpäter aus nächſter Quelle erfahren hat. Er hielt ſich vor mehreren Jahren vorübergehend in B. auf, wo derzeit auch der in wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Kreiſen bekannte Geheime Medizinalrat W... lebte. Eines Abends, da er in Geſellſchaft mit demſelben zuſammentraf, geriet die Unterhaltung in Veranlaſſung eines ſoeben erſchienenen Buches, ‚Über das Leben der Seele‘, unmerklich in jene dunkle Region, wo wir ſo gern mit unſicherem Finger umhertaſten. Man beſprach die Fortexiſtenz der Seele nach dem Vergehen des Körpers und endlich auch die Möglichkeit einer Einwirkung der Toten auf die Lebendigen. Der alte Medizinalrat hatte bei dieſer letzten Wendung des Geſprächs ſchweigend in ſeinem Lehnſtuhl geſeſſen. Nun erhob er den weißgepuderten Kopf und ſagte: ‚Meine verehrten Herrſchaften, wenn dergleichen möglich wäre, ſo würde ich es ohne Zweifel an mir erfahren haben; ich will auch nicht leugnen, daß mir mitunter die Gedanken ſo gekommen ſind; jedoch geſchehen iſt mir niemals etwas.‘ Auf näheres Andringen fuhr er dann fort: ‚Es iſt kein Hehl dabei, ich kann es in dieſem vertrauten Kreiſe wohl mitteilen, zumal Sie den, welchen es betrifft, gekannt und auch wohl wertgehalten haben. Ich meine unſern verſtorbenen Freund, den Juſtizrat Z. Sie werden ſich erinnern, daß er jahrelang an einem Herzleiden kränkelte, bis es endlich ſeinem tätigen Leben ein plötzliches Ziel ſetzte. Der Zuſtand des Kranken war derart, daß darüber die differenteſten Meinungen bei den zu Rate gezogenen Ärzten herrſchten. — Während der letzten Monate hatte ich mit dieſem werten Freunde, der ſich rückſichtlich des annahenden Todes keineswegs einer Täuſchung hingab, vielfache Geſpräche gepflogen, wie wir ſie heute abend hier gehört haben; namentlich liebte er es, ſich hypothetiſchen Grübeleien über einen notwendigen Zuſammenhang des Körpers mit der Seele hinzugeben. Nur daraus vermag ich es zu erklären, daß der ſonſt ſo verſtändige Mann von einer faſt unbegreiflichen Angſt vor einer demnächſtigen Sektion ſeiner Leiche heimgeſucht wurde, welche er andererſeits von der wiſſenſchaftlichen Neugier meiner Herren Kollegen mit gutem Grund erwarten konnte.

„So kam es eines Abends, daß ich, der ich ihn mit jeweiliger Zuziehung des Profeſſors X. in den letzten Jahren behandelt hatte, ihm auf ſein dringendes Verlangen das feierliche Verſprechen gab, bei Eintritt des Todes die Eröffnung ſeiner Leiche unter jeder Bedingung zu verhindern. — Kurz ehe dieſer erfolgte, mußte ich in Veranlaſſung einer amtlichen Kommiſſion die Stadt verlaſſen, nachdem ich die Sorge für dieſen wie für meine andern Kranken dem Profeſſor X. übertragen hatte. — Ich kehrte erſt nach mehrtägiger Abweſenheit in die Stadt zurück. Es war ſchon dunkel. Als ich an dem Hauſe des Juſtizrats Z. vorüberfuhr, ſah ich mit Verwunderung, daß die beiden Wohnzimmer desſelben hell erleuchtet waren; das fiel mir auf, denn die Fenſter des Krankenzimmers lagen nach dem Hofe hinaus. Ich ließ den Kutſcher halten und begab mich nun unmittelbar aus dem Wagen in das Haus. Bei meinem Eintritt in das erſte Zimmer blinkten mir von ſeiner Kommode die Skalpelle und ſonſtige Gerätſchaften entgegen; dabei der für einen Anatomen unverkennbare ſignifikante Geruch. Aus der angrenzenden Stube hörte ich die diktierende Stimme des Profeſſors X.; ich brauchte nichts weiter zu erfahren, ich wußte alles, was geſchehen war. — Als ich die zweite Tür öffnete, ſah ich den Leichnam meines Freundes auf dem Tiſche liegen; er war ſchon eröffnet, die Inteſtina zum Teil herausgenommen, die Sektion in vollem Gange. Ich war heftig bewegt — und ſtatt auf die gelehrten Auseinanderſetzungen des Profeſſors X. und des ihm aſſiſtierenden Arztes einzugehen, teilte ich ihnen meine dem Toten gegebene feierliche Zuſage mit. Die Herren wollten dieſelbe zwar nur als ein Beruhigungsmittel gelten laſſen, wie ſolches dem Kranken wohl ohne weitere Abſicht gegeben wird, indeſſen ſchließlich mußten ſie mir dennoch verſprechen, von weiterem Verfahren abzuſtehen und die herausgenommenen Teile in den Körper zurückzulegen. Ich verließ ſie dann und fuhr nach meiner Wohnung; ermüdet von der Reiſe, voll Schmerz um den Tod des Freundes und belaſtet mit einer unheimlichen Trauer, daß ich ihm das gegebene Wort nun dennoch nicht hatte halten können. — Es iſt nun faſt ein Jahr vergangen, aber gleichwohl — ich bin niemals daran gemahnt worden.'

„Der Medizinalrat ſchwieg, und es entſtand eine augenblickliche Stille in der Geſellſchaft, die wohl dem Andenken des Verſtorbenen gelten mochte. Mit einem Male aber richteten ſich die Blicke der Anweſenden wieder auf den Erzähler, der ſeinen Lehnſtuhl verlaſſen hatte und mit vorgeſtreckten Händen in der Stellung eines Horchenden daſtand. In dem faltenreichen alten Geſicht war der Ausdruck der höchſten Spannung, ja der Beſtürzung nicht zu verkennen. Nach einer Weile hörte man ihn halblaut, wie zu ſich ſelber, ſagen: ‚Das iſt entſetzlich!' Als hierauf der Herr des Hauſes, einer ſeiner älteſten Freunde, ihn ſanft bei der Hand ergriff, richtete er ſich langſam auf und blickte in der Geſellſchaft umher, als wolle er gewiß werden, wo er ſich befinde. ‚Meine verehrten Herrſchaften,' ſagte er dann, ‚ich habe ſoeben etwas erfahren — was und woher, erlaſſen Sie mir, Ihnen mitzuteilen! Nur ſo viel mag ich ſagen, daß meine vorhin geäußerten Anſichten dadurch im weſentlichen berichtigt werden dürften. — Zugleich muß ich bitten, mich für heute abend zu entlaſſen; ich habe einen notwendigen Gang zu tun.' — — Der Medizinalrat nahm Hut und Stock und verließ die Geſellſchaft. Als er draußen war, ging er quer über den Markt nach der Wohnung des Profeſſors X., den er in ſeinem Studierzimmer antraf. Er redete ihn ohne weiteres an: ‚Sie erinnern ſich noch des Juſtizrats, Herr Profeſſor, und der von Ihnen geleiteten Sektion ſeiner Leiche?‘ — ‚Gewiß, Herr Medizinalrat.‘ — ‚Auch des mir bei dieſer Gelegenheit gegebenen Verſprechens?‘ — ‚Auch deſſen.‘ — ‚Aber Sie haben mich getäuſcht, Herr Kollege!‘ — ‚Ich verſtehe Sie nicht, Herr Kollege.‘ — ‚Sie werden mich ſchon verſtehen, wenn Sie mir nur erlauben wollen, dort einige Bücher in dem dritten Fach Ihres Repoſitoriums hinwegzuräumen!‘ — Und ehe der andre noch zu antworten vermochte, war der aufgeregte Greis ſchon herangetreten, und nachdem er mit zitternden Händen einige Bände beiſeitegelegt, holte er aus der Ecke des Faches einen Glashafen hervor, in welchem ſich ein Präparat in Spiritus befand. Es war ein ungewöhnlich großes menſchliches Herz. — ‚Es iſt das Herz meines Freundes,‘ ſagte er, das Glas mit beiden Händen faſſend; ‚ich weiß es, aber der Tote muß es wiederhaben; noch heute, dieſe Nacht noch!‘ — Der Profeſſor wurde beſtürzt; er war überzeugt, daß kein Menſch dem Medizinalrate ſeinen heimlichen Beſitz verraten haben konnte. Aber er geſtand demſelben, daß in der Tat an jenem Abend das anatomiſche Gelüſte über ſeine Gewiſſenhaftigkeit den Sieg davongetragen habe. — — Das Herz des Toten wurde noch in derſelben Nacht zu ihm in den Sarg gelegt.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Pfui! Wer befreit mich von dieſem Schauder?“

„Schauder? Du ſprichſt ja wie ein moderner Literarhiſtoriker.“

„Ich? Weshalb?“

„Weil du in dem Grauen nur die Gänſehaut ſiehſt.“

„Nun, und was wäre es denn anders?"

„Was es anders wäre? — — Wenn wir uns recht beſinnen, ſo lebt doch die Menſchenkreatur, jede für ſich, in fürchterlicher Einſamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermeſſenen und unverſtandenen Raum. Wir vergeſſen es; aber mitunter dem Unbegreiflichen und Ungeheuren gegenüber befällt uns plötzlich das Gefühl davon; und das, dächte ich, wäre etwas von dem, was wir Grauen zu nennen pflegen."

„Unſinn! Grauen iſt, wenn einem nachts ein Eimer mit Gründlingen ins Bett geſchüttet wird; das hab' ich ſchon gewußt, als meine Schuhe noch drei Heller koſteten."

„Haſt recht, Klärchen! Oder wenn man abends vor Schlafengehen unter alle Betten und Kommoden leuchtet, und ich weiß eine, die das ſehr eifrig ins Werk ſetzen wird. Es könnte ſogar ſehr bald geſchehen, denn es iſt ſpät, meine Herrſchaften; Bürger-Bettzeit, wie ich faſt in dieſer auserwählten Geſellſchaft geſagt hätte."

Kritiſche Aufſätze.

(1854–1855.)

1.

M. A. Niendorf: Lieder der Liebe.

(1854.)

In den neueren und neueſten Werken deutſcher Poeſie, denen wir, nicht eben im Einverſtändnis mit der hergebrachten Kritik, ſowohl an ſich als für die Entwicklung unſrer Literatur eine Bedeutung zugeſtehen, meinen wir als einen beſonderen Fortſchritt ein Streben nach Emanzipation von der Phraſe und dem konventionellen poetiſchen Apparat und ſomit eine zunehmende Erkenntnis des organiſchen Zuſammenhangs zwiſchen Form und Inhalt zu erkennen. Namentlich von dieſem Geſichtspunkte aus mußte man den Verfaſſer der „Hegler Mühle“ als ein beachtungswertes Talent bezeichnen. Freilich iſt die Konzeption des Ganzen und die Durchführung im einzelnen ſo mangelhaft, der Dichter fällt ſo oft in das Platte, abſolut Unpoetiſche, daß er es zu einem reinen und vollen Eindruck auf den Leſer nicht zu bringen vermag. Allein gleichwohl iſt die „Hegler Mühle“ ſo reich an tiefen, echt poetiſchen Motiven, der Dichter geht ſo friſch und ohne Phraſe an ſeinen Stoff heran, und es iſt ihm im einzelnen doch ſo vieles gelungen, daß man ſich der Hoffnung nicht erwehren konnte, die Mängel dieſes Erſtlingswerkes in einem ſpäteren durch Ernſt und Fortbildung ausgeglichen zu ſehen.

Der Dichter ſcheint indeſſen dieſe Hoffnung nicht erfüllen zu wollen; ſeine ſpäteren Werke ſind die ſchwächeren. Die *Liebeslieder* enthalten eigentlich kein einziges Gedicht, welches dieſen Namen in der Tat verdiente, ſondern nur einen neuen Beweis, daß in der deutſchen Poeſie nichts ſpärlicher vertreten iſt, als eben das Liebeslied, ſo viele und weite Rubriken demſelben auch in allen Arten von Gedichtſammlungen eingeräumt ſein mögen. Wie hätten auch ſonſt die guten Definitionen und ſchlechten Verſe des Grafen von Münch-Bellinghauſen „Mein Herz, ich will dich fragen, was iſt denn Liebe, ſag!“ vor noch nicht langer Zeit zu einer ſolchen Tagesberühmtheit gelangen können! Wie wäre es anders erklärlich, daß ein Kritiker wie Karl Gödecke uns in ſeinen „Edelſteinen“ unter der Rubrik des Liebesliedes eine Anzahl von Gedichten bringt, die augenſcheinlich weder unter der Gewalt dieſer ſchönen Leidenſchaft entſprungen, noch auch imſtande ſind, den Leſer nur die leiſeſte Regung derſelben wiederempfinden zu laſſen?

Die eigentliche Aufgabe des lyriſchen Dichters beſteht aber unſrer Anſicht nach darin, eine Seelenſtimmung derart im Gedichte feſtzuhalten, daß ſie durch dasſelbe bei dem empfänglichen Leſer reproduziert wird, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß ſich die individuellſte Darſtellung mit dem allgemeingültigſten Inhalt zuſammenfinde. Die beſten lyriſchen Gedichte ſind daher auch immer unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation heraus geſchrieben worden; die höchſte Gefühlserregung wird, wie das jeder ſchon im täglichen Leben an ſich erfahren mag, auch immer den ſchlagendſten Ausdruck finden; und wenn Goethe einmal den Ausſpruch getan, es müſſe der Dichter ſich den Stoff durch die Zeit erſt in eine gewiſſe Form rücken laſſen, ehe er an die Behandlung desſelben gehe, ſo ſind doch gerade ſeine Lieder von unſterblichſter Wirkung nachweislich unter der Herrſchaft des Momentes entſtanden, worüber der vor einigen Jahren herausgegebene Briefwechſel mit der Frau von Stein die mannigfachſten und intereſſanteſten Aufklärungen enthält. Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novelliſten, auch eine ſelbſterfundene Situation mit ſolcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyriſchen Produktion im Charakter und der Stimmung ſeiner eignen Geſtalten veranlaßt wird, iſt durch das hier Geſagte ſelbſtverſtändlich nicht ausgeſchloſſen und von Mörike in ſeinem „Maler Nolten“ durch das unergründlich ſchöne „Früh, wenn die Hähne krähn“ aufs vollkommenſte dargetan, während die Eichendorffſchen Lieder, ſo tief ſie immer ſein mögen, doch nur aus einer und derſelben Grundſtimmung mit den Novellen, in denen ſie vorkommen, nicht aber aus dieſen ſelbſt entſprungen ſind. Es beruht daher auch das willkürliche und maſſenhafte Produzieren lyriſcher Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen auf einem gänzlichen Verkennen des Weſens der lyriſchen Dichtkunſt; denn bei einem lyriſchen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poeſie, das Leben, nein, es muß geradezu das Erlebnis das Fundament desſelben bilden. Den echten Lyriker wird ſein Gefühl, wenn es das höchſte Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von ſelbſt zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchſtrömen. Eine Folge hiervon und zugleich ein Beweis für unſre Anſicht iſt es, daß ſelbſt unſre beſten Lyriker, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, Uhland nur wenige Lieder geſchaffen haben, welche die ſeit ihrem Erſcheinen verfloſſene Zeit überdauerten.

So wie mit den lyriſchen Gedichten im allgemeinen, ſo iſt es im beſonderen mit den Liebesliedern. Es kommt nicht darauf an, geiſtreiche Gedanken über die Liebe in Verſen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels „Minnelied“, freilich in ſchönſter Weiſe, geſchieht; denn hier entſteht ſchon ein Mittelding zwiſchen lyriſcher und didaktiſcher Poeſie; das echte Liebeslied ſoll vielmehr in ſeinen Verſen die Atmoſphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Leſen mit unwiderſtehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkommt.

Die Niendorfſche Sammlung, an die wir die vorſtehenden Bemerkungen anknüpfen, bringt uns kein einziges Gedicht, in dem und in deſſen einzelnen Teilen ein volles energiſches Gefühl pulſierte. Man fühlt, daß es dem Verfaſſer mehr um das Verſemachen als um die Liebe zu tun geweſen iſt; die unbedeutendſte Gefühlsanwandlung, über die es faſt nirgends hinauskommt, die oberflächlichſte Reflexion müſſen ihm den Stoff zu einem Gedichte hergeben. Kleine anmutige Motive, an denen es allerdings nicht fehlt, z. B.

S. 42. Ich hang an dir!
Ich hang an dir, wie ein Tröpflein Tau
An der roten Roſe der Weiderau.

S. 207. Sie lächelten, doch nicht wie du.

wiewohl auch dieſe nicht ſelten in phantaſtiſche Spielerei ausarten, z. B. S. 15, wo „Schön Ännchen“ zu Ende jeder Strophe wünſcht:

O Mondenſchein,
Möchteſt du mein Liebſter ſein!

werden ihm Veranlaſſung, ein längeres Gedicht daranzuhängen, das nur zu deutlich zeigt, es ſei nur um des hübſchen Refrains willen gemacht worden. — Wie geringen Teil überhaupt die Empfindung an dieſen Liedern hat, beweiſt ſchon das gemachte, jetzt hoffentlich für immer in der Poeſie, wenigſtens in der Lyrik, beſeitigte Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichniſſe, ſowie das verbrauchte Perſonifizieren von Himmel, Wind, Wolke, Muſchel, Roſe und hundert andern lebloſen Gegenſtänden, dem man hier überall begegnet. In den allermeiſten

Fällen wird ein ſolches Verfahren, das, wie unmerklich auch immer, dennoch auf einer Verſtandesoperation beruht und daher zum Verſtändnis der Rückoperation verlangt, nicht allein dem Leſer den unmittelbaren Eindruck des Gefühls verkümmern, welches der Dichter ausdrücken wollte, ſondern es wird auch faſt immer ein Beweis ſein, daß dasſelbe nicht in rechter Fülle und Tiefe bei dem Dichter vorhanden geweſen iſt. Die vorliegende Sammlung liefert hiefür den ſchlagendſten Beleg.

Daß bei alledem der Verfaſſer ſeiner urſprünglichen Naturanlage nach eines tiefern Tones fähig iſt, das ergibt ſich auch hier wiederum aus einzelnen Strophen und Liedern, denen es freilich, wie in der „Hegler Mühle", überall an einer gründlichen Durchführung im einzelnen fehlt; z. B.:

Wider der Welt Rede.

Wo dir ein heimlich heilig Blatt
Aus deinem Herzen ward geriſſen,
Und durch der Neugier Augen hat
Den Rutenlauf hinwandeln müſſen:
Verzage nicht, und glaub' es mir,
Es ging ſchon manchem ſo wie dir!

Hör' alles an und faſſe dich,
Ob ſie dir trauern oder ſcherzen;
Hat alles ſeinen böſen Stich
Und treibt den Stachel dir zu Herzen,
Verzage nicht! Ertrag es ſtill!
Gebeut dem Zorn, der widerwill.

Denn biſt du ſtill: es ſpricht ſich tot,
Die Welt ſucht morgen ſchon das Neue,
Und hielteſt du's in Schmerz und Not:
Dein iſt es erſt mit rechter Treue.
Verzage nicht! Du kommſt zur Ruh!
Du haſt's allein, dein Gott und du.

wo den Hauptanforderungen der Kritik ſchon durch Hinweglaſſung der mittleren Strophe Genüge geſchehen wäre.

Nach dem hier Geſagten können wir mit der von dem Dichter in ſeinem Einleitungsgedicht „Das Lied der Liebe“ ausgeſprochenen Anſicht keineswegs übereinſtimmen:

> Und dieſes Lied — ob es tauſendmal
> Und abermal tauſend erklungen,
> Die Liebe, die Liebe voll Luſt und Qual,
> Wird nimmer zu Grabe geſungen.
> Wollt's Gott, ich hätte durch hundert Jahr
> Geſungen ihr tauſend Lieder:
> Mit zitternden Händen und greiſem Haar,
> Ich würde der Liebe nicht müder.
> O Liebe, du Liebe, du Harfenpreis,
> Du Segensfrucht an dem Lorbeerreis,
> Ich ſänge dir wieder und wieder.

denn wenn auch die Liebe an ſich in der Weltordnung, ſo auch in der Poeſie ihre ewige Berechtigung hat: ſo wird ſie dem einzelnen Dichter doch niemals ein ſtets handgerechter Stoff ſein, aus dem er beliebig ſeine Lieder zu fabrizieren vermöchte; er wird vielmehr die Offenbarung abwarten müſſen, wie bei allem, was heilig iſt. Am allerwenigſten aber haben die Lieder der vorliegenden Sammlung es vermocht, uns zur Übereinſtimmung mit der Anſicht ihres Verfaſſers zu bewegen.

Man könnte uns, und ſcheinbar mit Recht, den Einwurf machen, wir hätten für die Beſprechung eines Buches, an dem wir ſo Weniges gelten laſſen, keinen Raum in dieſen Blättern verlangen dürfen; allein das nicht alltägliche Talent, welches wir in der „Hegler Mühle“ zu erkennen meinen, konnte doch immerhin den Anſpruch machen, daß bei Gelegenheit eines von demſelben Verfaſſer herrührenden Werkes das geſagt würde, was wir ſeit lange gegen eine ganze Klaſſe von Poeten auf dem Herzen hatten.

23.

J. v. Rodenberg: Lieder. 2. Aufl.

(1854.)

Erſt in neuerer Zeit hat die Kritik mit einer tieferen Auffaſſung der Form in der Poeſie begonnen. Die ſogenannte „ſchöne Form“, deren Weſen man in den rhythmiſchen und muſikaliſchen Wohllaut des Verſes ſetzte, ohne dabei ein notwendiges Verhältnis derſelben zum Inhalt zu verlangen, fängt allmählich an, im Preiſe zu ſinken; und man will jetzt unter Form vielmehr nur die Art und Weiſe verſtanden wiſſen, in welcher der eigentümliche Gehalt eines Stoffes zum poetiſchen Ausdruck gebracht wird. Formvollendung in dieſem Sinne, welche ihrer Natur nach ſchon einen künſtleriſchen Stoff und ein intimes Verhältnis des Dichters zu demſelben vorausſetzt, iſt daher recht eigentlich Sache des Talentes; während jede Handhabung der Form, welche zu dem Stoffe ſelber in kein Verhältnis tritt und ihm daher auch nicht zum Ausdruck verhelfen kann, wenn auch nicht von vornherein und durchweg der Routine angehört, ſo doch wenigſtens geradeswegs dahinführt. Geibels poetiſche Entwicklung, der in der deutſchen Literatur recht eigentlich der Dichter der ſchönen Form iſt und in dieſer Richtung das Mögliche und ohne Zweifel höchſt Anerkennungswertes geleiſtet hat, bietet hierfür die reichlichſten Belege. Wir erinnern beiſpielsweiſe nur an die Troubadour-Lieder, die Schleswig-Holſtein-Sonette und die kürzlich in Gödeckes Wochenſchrift teilweiſe publizierte Oper „Lorelei“, Dichtungen, die augenſcheinlich weder aus einem Drange der Phantaſie oder des Gedankens, noch der Empfindung, ſondern vielmehr aus der anmutigen Gewohnheit muſikaliſcher Rhythmenbildung entſtanden ſind. Wie ſchon oft geſagt, die „ſchöne Form“ iſt ein Gefäß, womöglich ein goldenes, bereit, den mannigfachſten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetiſche Form in unſerm Sinne ſind nur die Konturen, welche den Körper vom leeren Raume ſcheiden.

Zu den Dichtern der ſchönen Form gehört auch Julius von Rodenberg. Er iſt, wie kein andrer der jungen Poeten, wenn man ſo ſagen darf, aus Geibels Schule hervorgegangen; im übrigen freilich, was den Wert ſeiner Produktionen anbelangt, in keiner Weiſe mit ihm zu vergleichen, abgeſehen davon, daß der beiden gemeinſchaftliche Ton, ſo wenig er eine durchſchlagende Originalität zuläßt, dem älteren Dichter immerhin inſofern eigentümlich iſt, als er von dieſem zuerſt in die deutſche Lyrik eingeführt wurde. Julius von Rodenberg beſitzt weder die Phantaſie und den Gedankenreichtum, noch auch die Geiſtes- und die Gemütsbildung, welche der Muſe Geibels überall zugute kommt; und verhält ſich zu dieſem durchweg wie ein Schüler zum Meiſter, den zu erreichen ihm durch den geringeren Gehalt ſeiner Perſönlichkeit auch für die Zukunft verſagt iſt. Der raſche Erfolg der Sammlung, durch den allein wir zu dieſer Beſprechung veranlaßt werden konnten, erklärt ſich wohl nur dadurch, daß der Verfaſſer es verſtanden hat, die allgemeingültigſten Gedanken und Empfindungen in einer freilich weder tiefen noch eigentümlichen, aber darum deſto verſtändlicheren Weiſe auszuſprechen. Wie hiervon bis zum Trivialen kaum ein Schritt iſt, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Jugend, Frühling und Liebe ſind das Thema dieſer Lieder; der Dichter iſt jung und will jung ſein. Freilich nur inſofern die Jugend den Keim zur männlichen Tat und zur unvergänglichen Geiſtesjugend in ſich trägt (S. XII und 68). Doch trotz dieſes ernſteren, wir möchten ſagen praktiſchen Anſpruches oder vielleicht auch wegen desſelben finden wir überall nur eine leichte Gefühlserregung, welche mehr aus der

Einbildungskraft als aus dem Leben entſprungen ſcheint, und obgleich der Verfaſſer ſelber ſagt:

S. 232. Ich hab' getrunken aus der Leiden Borne
Von Schmerzen gehen mir die Augen über,

ſo zeigen doch ſeine Lieder keineswegs, daß er ſich ſeinen Stoff durch Kampf und Schmerz zum inneren Eigentum erworben habe. In den Liebesliedern begegnen wir nur der Liebe in abstracto, und es fehlt überall — nur auf S. 58 findet ſich eine eben nicht glückliche Ausnahme — der Hintergrund des inneren Erlebniſſes. In gleicher Allgemeinheit ſind die übrigen Stoffe behandelt; faſt nirgend befinden wir uns auf dem Boden beſtimmter oder gar wirklicher Verhältniſſe; ſelbſt beim „Studentenabſchiede" (S. 105) fehlt jede konkrete Unterlage. Die Abteilungen „Liebeslieder" und „Wanderlieder", worin der größere Teil der Sammlung zerfällt, haben für den Inhalt nicht eben viel zu bedeuten, nur daß bei den letzteren mitunter an beſtimmte Örtlichkeiten angeknüpft iſt; das Thema bleibt im ganzen dasſelbe.

Wir teilen beiſpielsweiſe mit:

S. 18. Die reinen Frauen.

Die reinen Frauen ſtehn im Leben
Wie Roſen in dem dunklen Laub;
Auf ihren Wünſchen, ihrem Streben
Liegt noch der feinſte Blütenſtaub.

In ihrer Welt iſt keine Fehle,
Iſt alles ruhig, voll und weich;
Der Blick in eine Frauenſeele
Iſt wie ein Blick ins Himmelreich.

Wohl ſollſt du hören hohe Geiſter,
Verehren ſollſt du Manneskraft;
Doch ſollen lehren deine Meiſter,
Was Kunſt vermag und Wiſſenſchaft.

Doch was das Höchſte bleibt hienieden,
Des Ew'gen nur geahnte Spur,
Was Schönheit, Poeſie und Frieden,
Das lehren dich die Frauen nur.

Ein für dieſe Richtung der Poeſie in Konzeption und Ausführung beſonders bezeichnendes Gedicht iſt S. 125 „Notturno“, deſſen Mitteilung uns jedoch der Raum hier nicht geſtattet.

In der Abteilung „Helgoland“ gehört das bekannte „Marie vom Oberlande“ zu den Liedern, die ſich bei übrigens poetiſcher Dürftigkeit durch ihre rhythmiſche „Weiſe“ und durch eine gewiſſe Façon unſern Muſikern zur Kompoſition zu empfehlen pflegen, und denen wir auch in dieſer Beziehung einen verhältnismäßigen Wert nicht beſtreiten wollen. Inniger und, wie wenige Stücke der Sammlung, von einer beſtimmten Stimmung getragen iſt dagegen das Gedicht S. 169:

Dämmerung.

Horch nach des Tages glühender Hitze,
Wie atmet das Meer ſo kühl und leicht!
Ich liege allein auf der Felſenſpitze,
Die Sonne iſt unter, der Himmel bleicht.

In wallende Nebel hüllt ſich die Ferne,
Dort an der Düne irrt noch ein Kahn;
In die Dämmerung treten die erſten Sterne,
Und ſehn mit den goldenen Augen mich an.

Bewegten Herzens muß ich lauſchen,
Wie ſich die Brandung am Felſen bricht;
Der Winde Geſang und der Wellen Rauſchen
Erklingt mir wie ein unſterblich Gedicht.

Voll ſtürmiſcher Luſt, voll brauſender Klage,
So wonnetrunken, ſo gramverwirrt;
Ein Lied, wie es von Anfang der Tage
Bis an den letzten erſchallen wird.

Ich hörte die Glocken des Meeres läuten,
Vernahm der Seejungfrau'n Geſang;
Ich aber konnte den Sinn nicht deuten,
Mein Herz war bezaubert vom wilden Klang.

obgleich es doch auch wiederum am Ende in den hergebrachten Phraſen und den alten poetiſchen Theatereffekten verpufft.

Von den geharniſchten Sonetten (S. 211—249), namentlich denen für Schleswig-Holſtein, das der Dichter übrigens nicht bloß mit der Feder vertreten zu haben ſcheint, kommen die erſteren über ein kaltes Pathos nicht hinaus, während in den ſpäteren mitunter eine Wärme des Gefühls hervorbricht, die im allgemeinen außer dem Bereiche dieſer dichteriſchen Perſönlichkeit zu liegen ſcheint.

S. 220. **Am Kyffhäuſer.**

Und wieder einmal fuhr er aus dem Schlafe …
„Wer hat mir das getan, wer weckt mich wieder?
Wer ſingt mir ſtürmiſch jene alten Lieder?
Wer geht ſo hart auf meinem Epitaphe?

Biſt du es, deutſches Volk? Du deutſcher Sklave?
Was regſt du wieder deine trägen Glieder?
Wozu der Lärm? O leg' dich, leg' dich nieder!
Am wohlſten iſt ja mir und dir im Schlafe!“ —

Da rief ich: Nein! o nein, mein deutſcher Kaiſer!
Das Heil iſt nah, nun darfſt du nicht mehr zagen;
Der Morgenwind fährt ſchon durch Buſch und Reiſer.

O Luſt von Morgen! ſieh, ſchon will es tagen,
Das Frühlicht blitzt ſchon durch die goldne Aue —
Und du, mein Fürſt, nur einmal noch vertraue!

Es hängt mit der vorhin beſprochenen Natur dieſes Talentes zuſammen, daß ſich überall in den Gedichten die beſtimmteſten Anklänge an andre Dichter finden, im einzelnen wie in der Konzeption; und zwar kommen dieſe Anregungen unverkennbar nicht etwa durch den Stoff oder durch die lyriſche Stimmung fremder Gedichte, als vielmehr faſt immer nur durch den rhythmiſchen Tonfall derſelben.

Übrigens kann niemand die Grenzen ſeines Talentes richtiger charakteriſieren, als dieſes vom Dichter in nachſtehender Inſolvenzerklärung ſelbſt geſchehen iſt:

S. 45. Das iſt das köſtlichſte Empfinden,
— Ich fühl' es meinem eignen an! —
Auf das man keine Reime finden,
Und keine Verſe machen kann!

Es ſei uns vergönnt, an Vorſtehendes die kurze Erwähnung eines neuen Poeten anzuknüpfen, der als leibhafter Antipode der Rodenbergſchen Richtung auftritt. Das ſoeben erſchienene Büchlein heißt:

Neunzig Lieder und neun polemiſche Epiſteln
von Karl Heinrich Preller.
Hamburg. Hoffmann & Campe. 1854.

Nach einem friſchen, jugendlich übermütigen Einleitungsgedicht:

— — — — — — — — — — —
Groß iſt unſre Zeit. Die Lichter
Junger hoffnungsvoller Dichter
Wie pompös geſtirnt ſie ſtehn!
Schwer hält's, etwas zu bedeuten,
Denn vor lauter großen Leuten,
Fürcht' ich, wird man überſehn!

tritt der Verfaſſer in einzelnen Gedichten (S. 17, 56, 90, 100) und am Schluſſe ſeiner Sammlung in den neun polemiſchen Epiſteln gegen die Phraſe und die falſchen Poeten in den Kampf. Den größten Teil des Buches bilden indeſſen lyriſche Gedichte, die unter dieſen Umſtänden offenbar mit Anſpruche, als Muſterſtücke zu gelten, von dem Dichter eingeführt ſind. Das erſte, was uns beim Aufſchlagen des Buches in die Augen fiel, war:

S. 17.

Mädchenlied.

Die Sonne will erblaſſen,
Der Tag entwich.
Du haſt mich ahnen laſſen,
Du liebteſt mich.

Und nun liegen die Wogen
Im Sternenlicht.
Du biſt fortgezogen:
Ich begreife dich nicht.

Wir müſſen geſtehen, daß wir eine ſo echte Simplizität, einen ſo tiefen Naturlaut in dem Wuſte der neueren Lyrik lange nicht gehört hatten und danach das Selbſtbewußtſein des Verfaſſers für hinlänglich gerechtfertigt hielten; allein wir hatten eben die Perle der Sammlung getroffen. Der Gegenſtand wie der poetiſche Gehalt der übrigen Gedichte iſt meiſt ein ſehr unbedeutender; und unerachtet des nicht zu verkennenden Strebens nach einem realen Hintergrunde:

S. 5.

Genrebild.

Auf dem Landweg zwiſchen zwei Gebüſchen
Geht ein Mann in einem grünen Tuchrock.
Langſam geht er und die Sonne brennt ihm
Auf den Rücken, und der Staub beſchwert ihn.
Fünfzig Jahre mag er etwa zählen,
Seine Kindheit hat er längſt durchmeſſen,
Seine mühevolle Jugend auch längſt.
Werktags hat er ſtets viel Schweiß vergoſſen,
Sonntags iſt er manchmal — froh geweſen.
Wie er langſam geht, und ſo bedächtig
Seine Pfeife raucht im heißen Wetter!
Denken mag er wohl an Korn und Rindvieh
Die ſind immer ſein Erwerb geweſen,
Aufs Erwerben war er angewieſen.
Noch iſt er zu ſehn! Wie geht er langſam! —

Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Arbeit,
Hinter ihm liegt Sorge, vor ihm Sorge,
Hinter ihm Geſpielen, vor ihm Erben —
Warum ſoll er große Schritte machen?

wird der Dichter dennoch ſehr oft von der Phraſe, ſeinem beſchrieenen Erbfeinde, mehr oder minder überwältigt. Z. B.:

S. 36. Unter dunkelgrünen Bäumen
Möcht ich ruhn am Waldesſaum,
Möchte ſingen, möchte träumen
Ewig ſel'gen Liebestraum uſw.

S. 37. Nach dieſer Tagesſchwüle
Segne die Abendkühle,
Segne die milde Nacht!
Mit leiſem Engelsflügel
Schwebt über Tal und Hügel
Des Friedens ſtille Wundernacht uſw.

Möge der Verfaſſer des ſchönen „Mädchenliedes“ und des „Genrebildes“ noch jung und unbefangen genug ſein, um ſeinen gerechten Grimm gegen alles Unwahre und Konventionelle auch ſeinem eignen Talente zugute kommen zu laſſen.

4.

Des Knaben Wunderhorn. Bd. 4.

Herausgegeben von Ludw. Erk.

(1854.)

Die urſprünglichen Herausgeber des Wunderhorns, das bald nach ſeinem Erſcheinen auf Ton und Stimmung der deutſchen Lyrik von ſo bedeutendem Einfluß wurde, ließen ſich bei ihrer Arbeit bekanntlich und ausgeſprochenermaßen nicht ſowohl von einem literariſchen oder kulturhiſtoriſchen als vielmehr lediglich vom poetiſchen Intereſſe leiten; nicht darauf kam es ihnen an, ob ein Gedicht in der Tat zum poetiſchen Eigentum des Volkes gehörte, ſondern nur, ob es nach ihrer Anſicht die Berechtigung hatte, dazuzugehören. Hieraus entſtand ein Zwiefaches. Einmal, daß man keinen Anſtand nahm, an den überkommenen Texten zu ändern, andernteils, daß auch von bekannten und lebenden Dichtern Stücke aufgenommen wurden, denen man, wie z. B. der Pfeffelſchen „Tabakspfeife“, den Charakter des Volksliedes zuerkannte. In dieſer letzteren Beziehung iſt auch der gegenwärtige 4. Band dem alten Plane treugeblieben, und es ſind nicht allein in übrigens geſchickter Auswahl Lieder von Johann Riſt (S. 168, 170), Martin Opitz (S. 172, 208) und anderen alten Dichtern aufgenommen, ſondern wir finden auch, und gewiß im Sinne der urſprünglichen Herausgeber, S. 332 das unvergleichliche „Fridericus Rex, unſer König und Herr“ von Willibald Alexis aus deſſen Roman „Cabanis“.

Im übrigen hat der Herausgeber des vorliegenden Bandes es ſehr wohl erkannt, daß die ohnedies von jeher angezweifelte Berechtigung zur poetiſchen Redaktion der alten Texte jedenfalls an die Perſönlichkeit der alten Herausgeber geknüpft geweſen ſei, und ſich in dieſer Beziehung darauf beſchränkt, die vorgefundenen Lieder, außer wo ſich aus neueren Quellen beſſere Lesarten darboten, in unveränderter Geſtalt zu geben. Andererſeits hat indeſſen Hr. L. Erk ſich veranlaßt gefunden, ſowohl über den handſchriftlichen als auch über den Arnimſchen Nachlaß überhaupt hinauszugehen; denn nicht allein, daß aus neueren, erſt nach Arnims Tode erſchienenen Sammlungen, unter Hinweiſung auf die früheren Bände, einzelne Stücke abgedruckt ſind, welche ihrem Inhalte nach zur Vergleichung mit den dort mitgeteilten Texten auffordern, z. B. S. 133 „Maria“ aus Simrocks Volksliedern; die überwiegende Mehrzahl der Stücke aus den ſpäteren Sammlungen iſt ohne Hinweiſung auf Früheres aufgenommen und ſcheint zu dem Inhalt der Bände in keinem weiteren Verhältnis zu ſtehen, als daß vielleicht A. und Br., falls ſie denſelben gekannt, ſie ihrer Sammlung würden einverleibt haben. So z. B. S. 71 das von Heine im „Salon“ mitgeteilte: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“, S. 127 „Die Verlaſſene“ aus Walters „Sammlung deutſcher Volkslieder. 1841“, S. 173 „Wo wird mein Schatzeln ſein“ aus „Silchers Volksliedern“ uſw.

Iſt nun durch ein ſolches Verfahren die Einheit des vorliegenden Bandes allerdings beeinträchtigt worden, ſo hat er dafür durch dasſelbe an Reichtum und Mannigfaltigkeit ohne Zweifel gewonnen, und die Leſer werden kaum Urſache haben, ſich darüber zu beklagen. Wer das Buch nach Goethes, bei Gelegenheit des erſten Bandes erteiltem Rate lieſt, d. h. nicht zuviel auf einmal, der wird ſicher ſeine Rechnung dabei finden. Es iſt wie ein Gang auf freier Heide; nur einzeln blüht zwar die wilde Roſe, aber es grünt und duftet doch überall, und überall iſt man in der Natur und überall auf deutſcher Erde.

Eines dieſer Lieder, in welchem ſich ein Stück Volksleben zu einer beſonders lebendigen Szene entwickelt, können wir uns nicht enthalten hier, wenigſtens dem größten Teile nach, wiederzugeben:

S. 27. Die junge Schnur und die alte Schwieger.

Heinz, willtu Chriſtein haben?
Sprach die alte Schwieger.
Will ſie's ſein,
So iſt ſie mein,
Sprach der Sohn hinwieder.

Wann wollt ihr dann Hochzeit haben?
Sprach die alte Schwieger.
Gilt uns gleich,
Wann es ſei,
Sprach die Schnur hinwieder.

Was ſoll ich euch ins Haus ſchenken?
Sprach die alte Schwieger.
  Dein neuen Pelz,
  Mir gefällt's,
Sprach die Schnur hinwieder.

Was wollt ihr für ein Handwerk treiben?
Sprach die alte Schwieger.
  Gelt, mein Heinz,
  Wir treiben keins!
Sprach die Schnur hinwieder.

Womit wollt ihr euch dann nähren?
Sprach die alte Schwieger.
  Mit Käs und Brot,
  Und was man hat,
Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wollt ihr heint dann liegen?
Sprach die alte Schwieger.
  Bei dem Herd,
  Auf der Erd,
Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wöllt ihr dann Hausrat nehmen?
Sprach die alte Schwieger.
  Frag nit drum,
  Wo wir's bekumm,
Sprach die Schnur hinwieder.

In welches Haus wollt ihr dann ziehen?
Sprach die alte Schwieger.
  In dein Haus,
  Du mußt draus!
Sprach die Schnur hinwieder.

Das Haus, das iſt mein eigen!
Sprach die alte Schwieger.
  Iſt es dein,
  Es wird noch mein,
Sprach die Schnur hinwieder.

Wollt'ſt du auf mein Tod hoffen?
Sprach die alte Schwieger.

Lebſt du lang,
So iſt mir bang,
Sprach die Schnur hinwieder.

Gib mir meinen Pelz wieder,
Sprach die alte Schwieger,
uſw.

Daß die junge Schnur und die alte Schwieger ſich demnächſt in die Haare geraten, verſteht ſich bei einem ſo dramatiſchen Realismus ganz von ſelbſt.

Wir können dieſen Aufſatz nicht ſchließen, ohne den lebhafteſten Wunſch auszuſprechen, der Herausgeber der erſten Bände der Arnimſchen Werke, Herr Wilhelm Grimm, möge ſich jetzt ſeines bei Gelegenheit des erſten Bandes gegebenen Verſprechens erinnern, am Schluſſe der Sammlung von Arnims Leben und Wirken eine eingehende Darſtellung zu liefern. Arnim hat ſeinen Einfluß, wie bedeutend auch immer, doch mehr mittelbar durch andere Dichter als unmittelbar auf die Nation geübt; keinem unſrer Dichter wäre daher eine Würdigung von ſolcher Hand mehr zu wünſchen, und keiner hat ſie gleichwohl weniger erfahren als eben Arnim.

5.

Klaus Groth: Hundert Blätter.

Paralipomena zum Quickborn.

(1854.)

Das vorliegende Bändchen zeigt uns den als plattdeutſchen Dichter mit vollſtem Rechte zu ſo raſcher Zelebrität gelangten Verfaſſer des „Quickborn“ als hochdeutſchen Dichter. Zur Erklärung des etwas auffallenden Titels ſagt derſelbe in einer Vorrede, mit welcher er das Buch ſeinem Freunde, dem Profeſſor Müllenhoff, widmet, es ſeien dieſe Gedichte faſt ohne Ausnahme gleichzeitig mit dem „Quickborn“ entſtanden, teils aus den allgemeinen

Formſtudien, die das Werk erheiſcht habe, teils, indem Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck geſucht, die im Plattdeutſchen nicht zu ihrem Recht hätten kommen können.

Hieraus erklärt ſich denn auch die große Verſchiedenheit, welche zwiſchen den plattdeutſchen und hochdeutſchen Gedichten desſelben Verfaſſers obwaltet; denn während die erſteren faſt überall auf dem Boden des Erlebniſſes und der leibhaftigſten Wirklichkeit ſtehen, zu deren Ausführung die plattdeutſche Sprache nach ihrem eigenen Weſen und ihrem beſonderen Verhältniſſe zum Dichter den vollſten Ausdruck leihen konnte, beruhen dieſe hochdeutſchen Gedichte mehr auf der Reflexion und auf einer Empfindung, die faſt ohne Ausnahme nicht ſowohl aus dem unmittelbaren Leben als aus poetiſchen Reminiszenzen entſprungen iſt. Es läßt ſich das Seite für Seite nachweiſen; z. B.

S. 14. Es glänzt in der Muſchel die Perle,
Es blitzt von der Lilie der Tau,
Doch heller leuchtet die Träne
In deinem Auge blau.

S. 15. Wie Melodien zieht es
Mir leiſe durch den Sinn,
Wie Frühlingsblumen blüht es
Und ſchwebt wie Duft dahin.

S. 16. Es ſteht vor ihrem Hauſe
Ein großer Lindenbaum;
Den ſeh' ich alle Tage
Und jede Nacht im Traum.

Faſt überall iſt es nur eine mäßige und oberflächliche Gefühlserregung, welcher dieſe Gedichte ihr Leben verdanken. S. 20 ſinkt der Dichter zum trivialſten Ton der Tagesliteratur herab; und wir können uns nicht enthalten, das betreffende Gedicht in ſeiner ganzen Ausdehnung mitzuteilen, da es ebenſo intereſſant als belehrend iſt, zu zeigen, wohin ſelbſt eine ſo tiefe und bedeutende dichteriſche Perſönlichkeit wie Klaus Groth gelangen kann, wenn ſie über ihren Kreis hinaustritt:

Nicht das kleinſte Angedenken
Wurde mir von deiner Hand;
Willſt du mir ein liebes ſchenken,
Gib aus deinem Haar das Band.

Was von allem deinem Glanze
Meinem Aug' das Liebſte war:
Unter einem Roſenkranze
Dieſes reiche dunkle Haar.

Deine Wangenröte lachte
Heller an der ſchwarzen Pracht,
Und der dunkle Stern entfachte
Doppelt bei der tiefſten Nacht.

Wenn die reichen Flechten fielen
Auf die Schultern, marmorweiß,
Schienen Nacht und Licht zu ſpielen
Um der Schönheit höchſten Preis.

O entflechte deine Haare!
Gib mir dann das Seidenband,
Daß es mir ein Bild bewahre
Von dem Schönſten, was ich fand.

Immer ſoll ſie mich umſchweben,
Der entbundnen Locken Pracht,
Und das Band ſich ſtill verweben
Meines Kummers tiefer Nacht.

Wen möchte man, wenn es nicht unter ſeinem Namen erſchienen wäre, wohl weniger für den Dichter dieſer Reime halten als den Verfaſſer des „Quickborn“! Sogar „die tiefe Nacht des Kummers“, dieſer alte deus ex machina, muß am Ende auftreten, den von den hochdeutſchen Poeten ſelbſt ſchülerhafte kaum noch zu zitieren wagen.

„Den reicheren Teil meines Stoffes“, ſagt der Verfaſſer in der erwähnten Vorrede, „zog natürlich den ‚Quickborn‘ an ſich.“ Das iſt allerdings richtig; Klaus Groth iſt ein realiſtiſcher Poet, es geht ihm wie dem Antäus, wenn er die Mutter Erde verläßt, und ſeine eigenſten Stoffe gingen daher in den „Quickborn“; für die hochdeutſche Faſſung blieb meiſtenteils nur das an ſich Schwächere oder das ſeiner Natur nach dem Dichter weniger Entſprechende. Aber das iſt es nicht allein; es liegt auch vielleicht zum allergrößten Teil in der Form, und zwar in der Form, wie deren Weſen im Literaturblatte mehrfache Erörterung gefunden hat. Klaus Groth hat irgendwo bei Beſprechung ſeines „Quickborn“ einen beſondern Nachdruck auf die Überwindung der formellen Schwierigkeit gelegt, mit welcher der plattdeutſche Dichter zu kämpfen habe. Allein er hat in ſeinen „Paralipomena“ tatſächlich dargetan, daß in einer und der hauptſächlichſten Beziehung wenigſtens die größere Schwierigkeit auf ſeiten des hochdeutſchen Dichters iſt. Allerdings reicht die plattdeutſche Sprache nicht ſo weit wie die hochdeutſche, eine Menge von Stoffen ſind ſogar von vorneherein gänzlich ausgeſchloſſen; allein dagegen bietet ſie auch dem Dichter, ſoweit ihr Gebiet geht, die allergrößten Vorteile. Sie wird von einem Teile des Volkes geſprochen, der ſeinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anſchauung als aus der Reflexion ſchöpft, und beſitzt daher eine Fülle anſchaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen; in dieſen ſeit Jahrhunderten aufgehäuften und — was die Hauptſache iſt — durchaus unabgenutzten Reichtum hat der Dichter nur hineinzugreifen, und es wird ſich die im Sprachſchatze fertig vorgefundene Phraſe an der richtigen Stelle ausnehmen, als ſei ſie ſpeziell aus der jedesmaligen Situation erwachſen und gehöre dem Dichter eigentümlich. Daß eine ſolche richtige Verwendung des im Sprachſchatze Vorhandenen eben auch einen Poeten erfordert, verſteht ſich freilich von ſelbſt. In der hochdeutſchen Sprache dagegen iſt alles Fertige bereits ſo abgegriffen und verbraucht, daß es nur in den ſeltenſten Fällen und durch die größte Kunſt des Dichters einen friſchen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel aber ſogar mit Sorgfalt vermieden werden muß; und von dem mit eigentümlicher, energiſcher Anſchauung begabten Dichter, wie z. B. Eduard Mörike einer iſt, auch ganz von ſelbſt vermieden und aus dem perſönlichen Reichtume des Dichters erſetzt wird. Daß nur ſehr Einzelne dieſen Reichtum beſitzen, iſt ebenſo gewiß, als daß der Verfaſſer des „Quickborn“ ſich dieſer in den Sprachverhältniſſen liegenden ſchweren Forderung an den hochdeutſchen Dichter bei Abfaſſung ſeiner hundert Blätter in keiner Weiſe bewußt geweſen iſt. Denn überall begnügt er ſich mit dem überkommenen konventionellen Apparat und kommt ſehr oft über die Phraſe im allerſchlimmſten Sinne nicht hinaus.

Überdies aber, was freilich mit dem vorhin Erörterten aufs genaueſte zuſammenhängt, iſt dem Verfaſſer, der ein ſo feines Ohr für die plattdeutſche Sprache beſitzt, das Geheimnis des hochdeutſchen Sprachklanges verſchloſſen geblieben.

Während das erſte Fünfzig von den hundert Blättern aus vermiſchten Gedichten, beſteht das zweite Fünfzig lediglich aus Sonetten. In einen großen Teil derſelben hat der Verfaſſer Gedanken und Betrachtungen über Geleſenes niedergelegt, und wir gewinnen dadurch einen Einblick in ſeinen Bildungsgang und ſeine Studien, worunter, nach den Sonetten zu urteilen, die Naturwiſſenſchaften einen bedeutenden Teil einzunehmen ſcheinen. In bezug auf Platen, für den, und zwar gegen Heine, deſſen unſterblich Teil er noch nicht entdeckt zu haben ſcheint, der Verfaſſer ſich in vier Sonetten erklärt, heißt es S. 91:

3.

Das Wort zu prüfen nach dem feinſten Klange,
Den Duft zu koſten und den Sinn zu ſchmecken,
Den reinſten Ton im Rhythmus zu entdecken,
Das konnteſt du und übteſt du im Sange.

Allein den Weg dir hau'n im wilden Drange,
Die Sprache ſchmieden und die Verſe ſtrecken,
Den Widerhall in trunknen Seelen wecken:
Dazu war dir das Herz zu adlig bange.

So ſtehſt du da in deiner Marmorglätte,
Im Ebenmaß von abpolierter Reinheit,
Mit ſteinern — todeskalten ſchönen Formen.

Und nur der Dichter naht ſich deiner Stätte
Und lernt an deiner durchgeprüften Feinheit
Die ſtrenge Kunſt in ihren ſtarren Normen.

4.

(S. Heines „Freskoſonett VIII“.)

Wer ganz, wie du, ſich hingibt an das Schöne,
Den kann der Schmutz des Niedern nicht beſudeln,
Ob er verkannt wird von bebrillten Pudeln,
Ob ihn ein frecher Satyr neck' und höhne.

Und wenn dein Volk nicht lauſcht auf deine Töne,
Der nie ſich beugte, flachen Sinn zu hudeln,
Der nie herabſtieg, ſchalen Witz zu ſprudeln —
Du ſtehſt zu hoch, daß dich der Pöbel kröne.

Wir aber, welche deinen Wert ermeſſen,
Wir wollen dich als ſtrengen Meiſter ehren,
Und zu dir wallen, wie zum Richterthrone.

Was du der Schwachheit zollteſt, ſei vergeſſen,
Und ſollte Deutſchland uns den Kranz gewähren:
Wir flechten dir daraus die Lorbeerkrone.

Da die Sonette nur in das Gedankenleben des Dichters einführen, ſo ſind ſie für alle, welche durch den „Quickborn“ ein näheres Intereſſe an ſeiner Perſönlichkeit gewonnen haben, jedenfalls der leſenswerteſte Teil des Büchleins, wenn auch in ihnen der zu entwickelnde

Gedanke oft nicht mit völliger Klarheit und Präziſion heraustritt.

Im übrigen — iſt es eben ſchwierig, in zweien Sprachen ein Dichter zu ſein; obgleich wir nach dem anmutigen, im „Quickborn“ mitgeteilten Gedichte „Das Laub beginnet fallen“ ſchon faſt geneigt waren, es bei Klaus Groth als möglich anzunehmen.

6.

H. Kette: Gedichte.

(1854.)

Wir haben hier die erſten Arbeiten eines jungen Poeten, von denen wir zuviel ſagten, wenn wir behaupteten: ſie ſeien pures Gold. Wir brechen auch nicht in die Worte Turandots aus: „Seht her und bleibet Eurer Sinne Meiſter“; wir verſichern dem Gedichte leſenden Publikum ſogar, es werde nicht nur Anklänge an dieſen und jenen Meiſter finden, ſondern gelegentlich auch der begründeten Anſicht ſein, dies und das ſchon beſſer geleſen zu haben. Nichtsdeſtoweniger nehmen wir nicht Anſtand, die vorliegende kleine Sammlung mit Wärme zu empfehlen, die teilweis in dem wirklichen Wert der Dichtungen, überwiegend aber darin ihren Grund hat, daß wir hier wieder ein junges Talent auf dem Wege erblicken, der uns immer mehr und mehr als der einzig richtige erſcheinen will. Nicht die Größe der Aufgabe macht's, ſondern das richtige Verhältnis zwiſchen Kraft und Ziel. Wir haben nicht nur immer noch Talente, die das furchtloſe Mühen der Titanen fortſetzen und in Gottes Himmel hineinbauend den alten Lenker aller Dinge ſtürzen und ſich an ſeine Stelle ſetzen möchten, ſondern nur allzuoft auch ſteht die pygmäenhafte Kraft zur titaniſchen Aufgabe in ſolchem Mißverhältnis, daß man nicht weiß, ob man die Kühnheit des Unternehmens mehr verurteilen oder belachen ſoll. Von ſolcher Großmannsſucht haben wir bei unſrem Dichter nichts, er kennt die Grenzen ſeiner Begabung und hält ſie inne. Er wirtſchaftet mit dem ihm gewordenen Pfunde wie ein ehrlicher Mann, aber nicht wie ein Schwindler, der, weil er hundert von hundert verdienen will, zuletzt ſelbſt der Betrogene wird und ſeinen Einſatz unter den Händen verſchwinden ſieht. Ob ſolch gerader Weg bloß um ſeiner Gradheit willen immer zum höchſten Ziele führt, mag billig bezweifelt werden, aber wer ihn betritt (verſteht ſich mit Beruf), wird immer zu den liebenswürdigen Erſcheinungen zählen und Handwerksburſche auf den Wegen und Mägde in ihren Spinnſtuben werden von ihm ſprechen und ſingen, wenn auch niemals ein pomphaftes Monument über ihn zur Nachwelt ſpricht.

Als einen Belag für die heitre Friſche und Munterkeit der vorliegenden Dichtungen geben wir das Folgende:

Amor als Auktions-Kommiſſar.

Ein ledig Herz macht nur Verdruß
Und kann zu gar nichts frommen,
So ſprach ich einſt, kam zum Entſchluß
Und ließ mir Amorn kommen.

Bei Laune eben war der Gott,
Verſprach mir ohne Weigern,
Mein Herz, wie ich es ihm gebot,
Meiſtbietend zu verſteigern.

Er lief die Gaſſen ab und auf
Und rief mit ernſter Miene:
Wer Luſt verſpürt zum Herzenskauf,
Erſcheine zum Termine!

Und im Termin, der öffentlich
Im Rathaus ward gehalten,
Viel Käuferinnen fanden ſich,
Abſonderlich die Alten.

Und er, der Schalk, als Kommiſſar,
Mit einer großen Brille
Und einer Atzel überm Haar,
Bot mit der Glocke Stille:

Ein Männerherz ſteht zum Verkauf
Ein junges, warmes, rotes;
Wer, meine Damen, bietet drauf?
Ich harre des Gebotes.

Und ſieh, in Samt und Seide ſtolz
Vom Fuße bis zur Scheitel,
Hob eine einen Beutel Gold's:
Ich biete dieſen Beutel!

Der Beutel ſchaute ſtattlich aus,
Ich winke und ich nicke,
Doch Amor zieht die Stirne kraus
Bis unter die Perücke:

Wer, meine Damen, bietet mehr?
Ein Beutel Gold's zum erſten!
Wer bietet, meine Damen, wer?
Ein Beutel Gold's zum erſten!

Und eine zweite, bodenwärts
Den ſanften Blick geſchlagen,
Sprach leis: Ich biete Herz für Herz.
Das, dacht' ich, iſt zu wagen.

Die Maid ſchien ohne Lug und Trug,
Mit leidlichen Manieren,
Und bei Geſchäften Zug um Zug
Iſt nicht viel zu riſkieren.

Die Maid ſah gut und ehrlich aus,
Ich winke und ich nicke,
Doch Amor zieht die Stirne kraus
Bis unter die Perücke:

Ein Beutel Gold's, wer bietet mehr?
Ein andres Herz, zum erſten!
Wer bietet, meine Damen, wer?
Sie Schelmchen da, wie wär's denn?

Und ſieh, das munt're Schelmenkind
Rief laut zum Kommiſſare:
Herr Kommiſſar, man kauft nicht blind,
Zeigt doch einmal die Ware!

Das Herz iſt nicht mehr ungebraucht,
Und hat ſchon wunde Stellen,
Die erſte Hitze iſt verraucht,
Herr Kommiſſar, nicht preſſen!

Auch iſt es leicht nur von Gewicht,
Ihr ſolltet, Herr, Euch ſchämen,
Ich kauf' es nicht und tauſch' es nicht,
Geſchenkt, da will ich's nehmen.

Ich ward vor Ärger weiß wie Kalk
Und wollt' es mir verbitten.
Doch Amor rief, der loſe Schalk:
Zum erſten, zweiten, dritten!

Weg war mein Herz. Zu mir gewandt
Hört' ich ihn ſpöttiſch ſagen:
's war ein Verkauf aus freier Hand,
Und ich hab' zugeſchlagen.

Und ſiehe da, der Götterknab'
Nimmt vom Geſicht die Brille,
Und von der Stirne frei herab
Fließt ſeiner Locken Fülle.

Sie aber ſchauet lächelnd drein.
O Schelm, o Schelm, bedenke:
Wer was geſchenkt nimmt, ſorge fein,
Daß er was wieder ſchenke!

7.

Theodor Fontane.

(1855.)

Es mag allerdings, um das Höchſte in der Poeſie zu erreichen, dem Dichter die Fähigkeit, den Stoff lediglich aus ſich ſelber zu entwickeln, die Geſtalten ſeiner

Phantaſie, nachdem ſie einmal geſchaffen, völlig abgetrennt und ſelbſtändig von ſich handeln und leben zu ſehen, erforderlich ſein; gleichwohl iſt dieſe Kunſt eine ſo freie, daß wir im Mittelpunkte unſrer Literatur und im Herzen unſers Volkes einen Dichter ſehen, welcher jene Fähigkeit nicht beſaß, und in deſſen Werken wir, in dramatiſchen wie in epiſchen Stücken, ſtets und unabweisbar die Perſönlichkeit des Autors, die eigentümliche Art ſeines Geiſtes und Gemütes ſo empfinden, daß wir darüber zu einem ungemiſchten Intereſſe an dem behandelten Stoffe nicht gelangen können. Zu dieſen letzteren Dichternaturen, die wir wie Schiller, ſo wenig ihm das eigentliche Lied geglückt iſt, die weſentlich lyriſchen nennen möchten, wenn nicht faſt überall die Reflexion dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung in den Weg träte, gehört auch **Theodor Fontane**, der mit einer Sammlung von Gedichten (Berlin, Karl Reimarus) zuerſt im Jahre 1851 in die neueſte Literatur eintrat. Der lyriſche Teil dieſer Sammlung iſt vorzugsweiſe eine Gedankenpoeſie, wie ihn denn auch der Verfaſſer ſelber unter die Rubrik „Lieder und Sprüche“ geſtellt hat; doch ſteht dieſer Gedankengehalt, wenn wir im ganzen auch mehr Enthuſiasmus als Innigkeit in der Natur des Dichters finden, ſtets unter dem Einfluß der Empfindung oder iſt vielmehr geradezu aus ihr hervorgegangen. Die meiſten dieſer Gedichte ſind das, wofür man vor einigen Jahren in der Poeſie den Namen „Vigilien“ erfand; der Dichter hat in ihnen niedergelegt, was er in ſeinem Verhältnis zu Gott, zu den Menſchen und an ſich ſelber an Kampf und Zweifel durchmachte. Sie ſind daher, wir möchten mit einem juriſtiſchen Ausdruck ſagen „höchſt perſönlich“ und von einem faſt biographiſchen Intereſſe. Wir ſehen in ihnen eine jugendlich ringende Perſönlichkeit im Kampfe mit unzuſagenden Lebensverhältniſſen, von denen der

Dichter bald um jeden Preis ſich losreißen will, an die er ſich dann aber wieder im Gefühl menſchlicher Unzulänglichkeit gefeſſelt fühlt, bis er endlich das „ſtill getragne Joch" abſchüttelt, ſich der Poeſie als ſeinem Lebensberufe zuwendet, und als „neugeborner Sänger" im Vollgefühle der errungenen Freiheit ausruft:

Nun kann ich wieder wie die Lüfte ſchweifen,
Am Strom, im Wald aufs neue bei den alten
Geliebten Plätzen Raſt und Andacht halten
Und lächelnd nach der Abendröte greifen.

Dem Markte fern, dem Feilſchen und dem Keifen,
Fühl' ich der Seele Schwingen ſich entfalten,
Mir kehrt die Kraft, mein Denken zu geſtalten,
Der Keim wird ſtark, zur Frucht heranzureifen.

Bald werd' ich neu zu Freud' und Frohſinn taugen;
Schon lern' ich aus des Frühlings heitren Klängen,
Wie ſüßen Nektar, Luſt am Leben ſaugen;

Schon lächl' ich wieder, ſtatt den Kopf zu hängen,
Und zwiſchen mich und deine lieben Augen,
Seh' ich ſich fürder keine Wolke drängen.

Bald aber, wie es bei einer Perſönlichkeit natürlich, deren weſentliches Element die Begeiſterung iſt, ſehen wir ihn, durch das Geſchwätz der Gevatterſchaft gequält und gedrungen, ſich durch eigenen Zuruf darüber zu erheben; an einer andern Stelle wieder ſucht er ſich über „die irdiſchſten der Erdenſorgen" zu tröſten und ſagt in den letzten Verſen, in denen ſich die Poeſie mit der Geliebten und der Beſitz derſelben mit ſeiner neuen Berufswahl zu identifizieren ſcheint:

Doch ob das Glück mir auch ein dürrer Bronnen,
Und ob ich auch entbehren mag und leiden,
Ich habe doch das beſte Teil gewonnen.

Und ſollt' ich dieſe Stunde noch entſcheiden
Mich zwiſchen dir und einer Welt von Wonnen,
Es bliebe doch beim alten mit uns beiden.

Und das iſt das Schöne an dieſen Gedichten: die Gemütserhebung und der Glaube behalten ſchließlich überall die Meiſterhand. Daß ſie außerdem auch ihrer Form nach, des ſo ſehr individuellen Inhalts unerachtet, eines allgemeinſten Intereſſes wert ſind, dafür möge noch ein Gedicht hier Zeugnis geben, in welchem der Dichter die ſittlichen Lebensformen mit den Bedürfniſſen ſeines innern Lebens in Einklang zu bringen ſucht:

Zur Verlobung.

Es paßt uns nicht die alte Leier
Zu unſerm jungen Liebesrauſch,
Wir denken und wir fühlen freier,
Und wollen's auch beim Ringetauſch;
Der Treue Pfand zu dieſer Stunde
Empfang' es in Champagner-Wein:
Der güldne Ring auf Bechers Grunde
Soll Sinnbild meines Lebens ſein.

Laß überſprudeln mich, und freue
Der Kraft dich, die da ſchäumt und gärt;
Tief innen, wie *dies* Bild der Treue,
Lebt meine Liebe unverſehrt.
Trink aus! begeiſtern und erheben
Laß dich zu heiß'ger Leidenſchaft,
Und trinke dann aus meinem Leben
Die gleiche Luſt und gleiche Kraft.

Wie uns übrigens der Dichter ſeine Empfindungen meiſtens durch Vermittlung der Reflexion gibt, ſo führt ihn die Eigentümlichkeit ſeiner Natur im weitern Verfolge auch zum Allegoriſchen und Lehrhaften; und die Dinge um ihn her, der Schnee, die Wolken, ein gelähmter Zugvogel, veranlaſſen ihn zu beſchaulichen, zum Teil ſehr reizenden und tiefſinnigen Gedichten, deren beſonderer Vorzug überall darin beſteht, daß ſie von einer lebhaften und eigentümlichen Gefühlserregung getragen ſind.

Beſondere Vorliebe und Beruf ſcheint Fontane für die Ballade zu haben, durch welche er auch bisher dem Publikum am bekannteſten geworden ſein mag. Zugleich iſt dies aber die Dichtungsart, worin die angedeutete Natur des Verfaſſers am meiſten zutage tritt; denn ſo wenig er es unterläßt, ſeine Helden ſowie die Szenerie, in der ſie auftreten, zu charakteriſieren, ſo entläßt er ſie doch niemals aus dem Banne und der Atmoſphäre ſeiner empfindungsvollen Begeiſterung; er begleitet ſie unabläſſig mit ſeiner Liebe, ſeinem Zorn und ſeinem Mitleid, und überall und zunächſt ſehen wir die Geſtalt des Rhapſoden ſelbſt, der mit beredtem Munde uns dieſe Vorgänge ſchildert, auch wohl, von der eignen Darſtellung fortgeriſſen, ſelber in die Szene tritt, wie dies in „Schloß Eger“ der Fall iſt, wo der Dichter, nachdem er uns den Tod der böhmiſchen Grafen geſchildert, am Schluſſe, die objektive Vortragsweiſe aufgebend, in die Handlung hineinruft: „Schau nicht in die Sterne! Rette dich, Wallenſtein!“ In dem ſchwunghaften Vortrage und dem feinen Pathos, in einer gewiſſen Feierlichkeit und Pracht der Sprache, wie wir ſolches ſeit Schillers Dichtungen dieſer Art nur noch in dem „Herz von Douglas“ von Strachwitz gefunden haben, liegt daher ein Hauptreiz der Fontaneſchen Balladen. Trotz der geiſtigen Verwandtſchaft iſt es aber nicht ſowohl Schiller, der in der Periode des Werdens als Vorbild auf den Dichter eingewirkt hat, als vielmehr der ſeiner Natur viel ferner ſtehende Bürger, unter deſſen Einfluß und in deſſen Weiſe er die ſtillen Trauerſpiele am Hof und Herd und aus dem täglichen Leben darzuſtellen geſucht hat. Hier, wo es ihm mitunter nur darum zu tun iſt, ein Gefühl oder einen Gedanken in Szene zu ſetzen, wie z. B. in „Schön Anne“ und „Graf Hohenſtein“, erfindet er ſeine Stoffe ſelbſt. Doch ſcheint er, wenn wir aus dem ſpäter im Deutſchen Muſeum abgedruckten „Tag von Hemmingſtedt“ und den Balladen in der Argo (Belletriſtiſches Jahrbuch für 1854, herausgegeben von Th. Fontane und Fr. Kugler) ſchließen dürfen, dieſe Art der Konzeption gänzlich verlaſſen, und die Vorliebe für das Hiſtoriſche, worin auch ein großer Teil der geſamten Gedichte wurzelt, ein für allemal nach dieſer Richtung hin die Auswahl ſeiner Stoffe beſtimmt zu haben, welche er nun, ſtatt ſie aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, zwiſchen den Zeilen der Geſchichte findet. Überhaupt liegt Fontanes poetiſche Begabung mehr in der Darſtellung als in der Erfindung; die Schilderung, der Vortrag iſt ſeine eigentliche Forçe, und von dieſer Seite iſt es begreiflich, daß, wie vorhin erwähnt, Bürger und ſpäterhin Freiligrath, ſowie in der unten zu erwähnenden „Schönen Roſamunde“ und in den „Männer und Helden“ auch Uhland auf ihn eingewirkt haben, bis er endlich in den altengliſchen Balladen, von denen uns ſeine Überſetzungen vorliegen, ein bleibendes Vorbild und zugleich, da überall in der Behandlung die ſtarke und eigentümliche Subjektivität des Dichters hinzutritt, ſeinen eigenen ſelbſtändigen Ton gewonnen zu haben ſcheint. Hierher gehören aus der Sammlung ſchon „Schloß Eger“ und „Marie und Bothwell“, obgleich dieſe wiederum in Stil und Behandlung gegen die ſpäter in der Argo abgedruckte „Johanna Gray“ und „Die Hamiltons“ zurückſtehen. Leider geſtattet uns der Raum nicht, eine dieſer Balladen hierherzuſetzen. Wir bemerken nur noch, daß ſie faſt alle, ſei es infolge des erwähnten Bildungsganges oder einer beſonderen Vorliebe für die engliſche Geſchichte, faſt ſämtlich aus dieſer ihre Stoffe entlehnen, wozu übrigens auch ein zweimaliger längerer Aufenthalt ihres Verfaſſers in London das Seinige beigetragen haben mag. Wir finden an ſich hiergegen nichts zu erinnern und wollen nur als Wunſch ausſprechen, daß der Dichter nicht unterlaſſen möge, mitunter, wie in dem „Tag von Hemmingſtedt“, auch ſeine Augen auf der Heimat ruhen zu laſſen.

In den obenerwähnten Überſetzungen altengliſcher Balladen ſcheint der Dichter, wie er dies auch ſelbſt bei den in der Argo mitgeteilten Stücken ausſpricht, nicht ſowohl einen literarhiſtoriſchen als vielmehr lediglich einen poetiſchen Zweck verfolgt zu haben; es ſind daher auch je nach der Beſchaffenheit der einzelnen mehr Bearbeitungen als Überſetzungen; denn der Überſetzer ändert oder verwirft ſtellenweiſe oder tritt auch wohl ſelber dichtend hinzu, ganz wie es ihm erforderlich ſcheint, um aus den alten Dichtungen ein künſtleriſches Ganze herzuſtellen. Überall aber iſt die Natur unſeres Dichters ſo wirkſam, daß ſie ſämtlich, wie ſie nun vorliegen, in ſeinem Ton und wie aus einem Guſſe geſchrieben ſind. Ob dies Verfahren an ſich berechtigt ſei, ſcheint uns eine müßige Frage und die Entſcheidung derſelben lediglich vorkommendenfalls von dem Talente deſſen abzuhängen, der es einſchlägt. Wer aber den wunderſchönen „Aufſtand in Northumberland“ in der Argo geleſen hat, wird unſerem Dichter dieſe Berechtigung nicht abzuſprechen wagen.

Ein eigentümliches und, obgleich es dem Verfaſſer irgendwo die Xenie

> Der bei Hemmingſtedt des Siegs Standarte getragen,
> Flicht nun als Perüquier preußiſchen Helden den Zopf.

eingetragen, teilweiſe vortreffliches Werk ſind die „Männer und Helden“ (Berlin 1850), worin in acht Liedern preußiſche Kriegshelden gefeiert und charakteriſiert werden. Wie wir ſchon erwähnten, ſteht der Dichter hier noch unter Uhlands Einfluß. Daß die Sachen zum Teil den Eindruck größerer Selbſtändigkeit machen, als worauf ſie in der Tat Anſpruch haben, beruht auf der glücklichen Wahl des Stoffes, die immerhin ein Verdienſt des Verfaſſers bleibt. Die Gedichte haben, woraus ſich auch die ſtarken Sympathien und Antipathien, welche ſie gefunden haben, erklären laſſen, etwas ſpezifiſch Preußiſch-Militäriſches. Im „alten Derfflling“

Sonſt ſocht er ſtill und friedlich
Nach Handwerksburſchen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;

Er war der flinke Schneider,
Zum Stechen wohl geſchickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

tritt dies am wenigſten und daher die Verwandtſchaft mit Uhland am meiſten hervor. Der „alte Deſſauer“,

Wir haben viel vonnöten,
Trotz allem guten Rat,
Und ſollten ſchier erröten
Vor ſolchem Mann der Tat.

Verſchnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann;
Ich halt es mit dem Zopfe,
Wenn ſolche Männer dran.

„Ziethen“ und namentlich „Seidlitz“ konnten in dieſer Weiſe vielleicht nur von einem Preußen geſchrieben werden. „Schwerin“ und „Keith“ dagegen, zum Teil auch „Schill“, ſind mehr äußerlich gehalten und ſtehen weit unter den erſtgenannten. — Aus dem begleitenden Widmungsgedicht „An den Grafen Schwerin, zur Zeit Präſidenten der zweiten Kammer“ erfahren wir die politiſche Geſinnung des Verfaſſers, die auch auf ſeine übrigen, namentlich hiſtoriſchen Dichtungen nicht ohne Einfluß iſt:

Du ſtehſt in Lieb' und Treue
Zu Thron und Herrſcherhaus,
Und bauſt doch für das Neue
Die alten Pfeiler aus.

und zum Schluſſe:

> Treulos ſind alle Knechte,
> Der Freie nur iſt treu.

Das Gedicht „Von der ſchönen Roſamunde“ (2. Auflage; Deſſau, bei Moritz Katz, 1853), welches in neun Kapiteln die bekannte Liebesgeſchichte König Heinrichs mit Cliffords ſchöner Tochter mehr erzählend als darſtellend behandelt, möchten wir der ſauber gearbeiteten Verſe unerachtet unter die Jugendarbeiten unſeres Dichters zählen. Es entbehrt nämlich, wie das in den ſpäteren Fontaneſchen Balladen nirgends in dieſer Weiſe vorkommt, die Charakteriſtik der auftretenden Perſonen ſo ſehr jedes tieferen und individuellen Zuges, daß namentlich die Königin Leonore in ihrer einſeitigen Böswilligkeit ganz wie die Figur eines Kindermärchens wirkt. Im übrigen iſt, was damit zuſammenhängen mag, daß es dem Dichter hier nicht ſowohl auf bedeutende Handlung, als der Natur des Stoffes nach auf Situationen ankam, der Beſchreibung der Szenerie und insbeſondere der Naturſchilderung ein großer Teil des Gedichtes eingeräumt, und es ſind unſerer Anſicht nach eben dieſe Partien, welche demſelben einen verhältnismäßigen Wert verleihen. Ganz vortrefflich in dieſer Beziehung iſt das achte Kapitel, worin der Sturm, bei Schloß Woodſtock vorüberjagend, Roſamundens Hilfeſchrei auffängt und ihn übers Meer nach Frankreich bis in des Königs Zelt hinüberträgt, und nicht weniger das zweite Kapitel, worin Heinrich Roſamunden in nächtlichem Ritte nach Schloß Woodſtock führt:

> Es regt ſich nichts, nicht Blatt, nicht Aſt,
> Kein Ton von Nachtigallen:
> Es glaubt das Ohr, es höre faſt
> Die Mondesſtrahlen fallen.

So klar-durchſichtig iſt die Luft:
Man ſieht der Nachtviole Duft
Wie Wölkchen aufwärts ſteigen.

In dem vorerwähnten Jahrbuche Argo iſt der Dichter zuerſt auch als Novelliſt aufgetreten. Die erſte dieſer Novellen „Tuch und Locke“ ſcheint uns in Ton und Kolorit ſo ſehr gelungen, daß wir durch die Friſche und Lebendigkeit der vor uns entfalteten Situationen faſt für die hier noch obwaltende Schwäche der Kompoſition und ein paar kleine Ungeſchicklichkeiten der Ausführung entſchädigt werden; die zweite „James Monmouth“, welche wiederum aus der engliſchen Hiſtorie entnommen iſt und in kühnen, aber ſkizzierten Zügen das Schickſal der unglücklichen Stuarts erzählt, wüßten wir nicht beſſer zu charakteriſieren, als wenn wir ſie eine Fontaneſche Ballade in Proſa nennen. Denn in der Tat beſitzt ſie alle Eigentümlichkeiten und, ſoweit dieſelben reichen, auch alle Vorzüge einer ſolchen, und überdies vielleicht das beſte lyriſche Gedicht des Verfaſſers:

Es zieht ſich eine blutige Spur
Durch unſer Haus von alters,
Meine Mutter war ſeine Buhle nur,
Die ſchöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten ſich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen ſprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt das Beil von weitem,
Den Weg, den alle geſchritten ſind,
Ich werd' ihn auch beſchreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz geben,
Und den letzten Kuß auf das ſchwarze Gerüſt —
Das iſt ein Stuart-Leben.

Das dem Erſcheinen nach neueſte Werk Fontanes, „Ein Sommer in London“, eine Frucht ſeines zweimaligen Aufenthalts daſelbſt, beſtätigt uns, was wir vorhin über die dichteriſche Perſönlichkeit des Verfaſſers geſagt haben. Bei aller Kenntnis des Landes ſowie ſeiner Geſchichte und Literatur, womit ohne Zweifel ausgerüſtet er dort die Dinge und Verhältniſſe angeſchaut, erhalten wir nicht ſowohl eine Darſtellung dieſer Dinge ſelbſt, als vielmehr des Eindrucks, den ſie ihm zurückgelaſſen, und dadurch freilich ein ebenſo intereſſantes als geiſtvolles Buch, worin faſt jedes Kapitel ſich zu einem kleinen abgeſchloſſenen Ganzen abrundet.

Indem wir hiermit von dem Dichter Abſchied nehmen, können wir nicht umhin, auszuſprechen, daß, ſo Schönes er auch geleiſtet haben mag, doch ſeine beſten Leiſtungen unſerer Anſicht nach noch in der Zukunft liegen, vorbehaltlich deſſen, was ſein Pult uns vielleicht noch verſchließt.

Wie wir hören, befindet er ſich jetzt wieder in England, um ein Buch über die altengliſche und ſchottiſche Balladenpoeſie zum Abſchluß zu bringen.

Vorreden und Einleitungen.

(1844 – 1887.)

1.

Die Ankündigung einer Sammlung „Schleswig-Holſteiniſche Sagen“.

(1844.)

Auch in unſerm Lande haben die Unterirdiſchen vorzeiten ihr Weſen getrieben. Raum genug hatten ſie auf den weiten Heiden und unter den Sanddünen der Weſtſee; und nicht der Pflug des Landmanns hat ſie von dort vertrieben, wie man uns aus andern Gegenden berichtet. Ihre Zeit war eben um; das kleine Volk iſt ausgeſtorben. Das wiſſen die Leute auch recht gut; wenn ſie Geſchichten erzählen von den „Unnereerſchen“, ſo fügen ſie wohl hinzu, wie das jetzt alles ganz anders iſt, ſeit der König von Dänemark im ganzen Königreiche und in den Herzogtümern die Löcher hat zuſtopfen laſſen, aus denen ſie ſonſt hervorkamen, und allenthalben Wachen hingeſtellt hat, ſo daß ſie nun wohl unten bleiben müſſen. — Aber lange iſt es noch nicht her, daß unſer Land nicht mehr von dieſen Weſen bewohnt wird; unſre Landsleute haben wenigſtens noch in ihrer treuen Liebe zum Alten auch die alten Geſchichten wohl bewahrt, und ſelbſt die Kunſt, die Geſchichte in Sage zu verflüchtigen, iſt bei uns noch kürzlich geübt. Keine Stadt iſt ſo neu, daß ſie nicht noch ihre Lokalſagen hätte; noch fährt Steenbock in den Altonaer Straßen umher — nur freilich in keiner Kreuzgaſſe, denn er iſt ein böſer Geiſt; auf dem Bocke ſitzt ein Kutſcher ohne Kopf, und wer das Geſährt ſieht, erblindet auf der Stelle.*

Die Märenzeit iſt vorbei, aber die Märchen ſind noch übrig; wir haben uns entſchloſſen, dieſe zu ſammeln.

---

* Zum Glück ſind davon die Nachtwächter ausgenommen. [St]

Unſer Zweck iſt weder ein hiſtoriſcher noch ein poetiſcher; obwohl die Sage die Elemente der Geſchichte in ſich aufnimmt und Poeſie in ſich trägt für den, der ſie zu finden weiß, iſt ſie doch ſelbſt weder Geſchichte noch Gedicht, ſondern ein Erzeugnis des Volkslebens und ein Teil davon. Darum wollen wir ſie ſammeln; es iſt Zeit, die einzelnen Geſchichten zu haſchen und feſtzuhalten, die wie die Blätter der Sibylle in unſerm Lande hin und her fliegen. Eigentümlich genug ſind ſie, und doch auch, gerade durch ihren provinziellen Charakter, wieder ganz deutſch. Vornehmlich die unheimliche Oſtſee iſt es, die tiefe Spuren in der Sage hinterlaſſen hat. Wie ſich der Nebel faſt notwendig auf den weiten flachen Strand ſenkt, ſo füllt ſich auch die Phantaſie dieſe Strecken unwillkürlich mit Geiſtern und Geſpenſtern an, deren Gewalt die unendlichen Räume beherrſcht, wo Meer und Land ineinander übergeht. Solche Geſtalten ſind der Geiſt des Bröddehoogs in der Sylter Sage, der auf dem Grabe ſeiner Kinder und ſeiner Schätze ſitzt und auf ſeinen Goldeiern brütet; der Dränger in einer Eiderſtedter, der über den Deich gebannt iſt und nun mit übermenſchlicher Gewalt wieder hineindrängt, aber nur alle ſieben Jahre einen Hahnentritt weiterkommt; der Waterpedder (Waſſertreter), ein feuriges Geſpenſt, das unten am Deiche allen den Weg vertritt von Mitternacht bis Morgenſchein, und Roß und Reiter zum Tode ermüdet. — Das hiſtoriſche Element ſcheint in unſern Sagen nicht überwiegend zu ſein; doch iſt die Königin Margarete — die ſchwarze Gret genannt — und König Abel der Brudermörder mit ſeiner wilden Jagd noch in gutem Andenken. Kein geringer Teil unſrer Sammlung wird den alten adligen Geſchlechtern angehören; gern knüpfen die Erzählungen ſich an ihre Schlöſſer an, ja, dieſe ſelbſt in ihrer wunderlichen Bauart ſcheinen kaum durch gewöhnliche Kunſt entſtanden zu ſein. So ſoll in dem Nütſchauer Herrenhauſe im Schornſtein ein großes Schloß an ſchweren Ketten hängen, das man ja nicht herunternehmen darf, ſonſt würde das Haus einſtürzen; ſchon wenn es gerührt wird, entſteht ein entſetzliches Rappeln und Poltern in den Schlöſſern aller Zimmer. Vor allem aber ſind es die freien Bauern, Schleswig-Holſteins Stolz und Stärke, welche unſre Märchen gemacht haben. Ihre ehrliche Moral iſt es, der die Sagen von den Tänzerinnen, die des Tanzens kein Maß wußten, die von der unbrüderlichen Erbteilung, die von der Verachtung des Brotes ihre Entſtehung verdanken, welche wir zum Teil unten mitteilen werden.

Wir geben hier eine Probe unſrer Sammlung, wie ſie dem Raume dieſes Buches angemeſſen iſt. Wenn unſer Plan hiedurch zur Kunde unſerer Landsleute kommt, wird, wie wir hoffen, das Intereſſe, welches bis jetzt in unſerm Kreiſe uns entgegenkam, auch Unbekannte veranlaſſen, mit uns in Verbindung zu treten, und dem vaterländiſchen Unternehmen, zu dem wir den Grund gelegt haben, ihre Förderung nicht zu verſagen. Die ſchlichte Faſſung, in der wir die Sagen mitteilen, liegt in unſerm Plane; denn für die Auffaſſung eines Zweiges des innern Volkslebens iſt die ſchmuckloſeſte Darſtellung die beſte. Leider iſt die Anſicht noch ſehr verbreitet, daß eine Sage erſt durch novelliſtiſche Geſtaltung oder gar durch Verſifizierung präſentabel werde — eine Idee, die nicht bloß verkehrt iſt, indem ſie die Volksſagen verdirbt, ohne Gedichte zu ſchaffen, ſondern auch unrecht, weil ſie gegen die Pietät verſtößt, die wir dem Nachlaſſe unſrer Vorfahren ſchuldig ſind. Treue Auffaſſung und einfache Darſtellung ſind die Geſetze, die wir uns vorgeſetzt haben, und nur innerhalb dieſer Grenzen darf die Form ſich geltend machen. Wir richten ſchließlich an alle, welche Sagen zu ſchätzen und mitzuteilen wiſſen, die Bitte, entweder durch einen der Herausgeber oder durch die Verlagshandlung dieſes Buches uns ihren Beitrag zu einem Werke zukommen zu laſſen, das in der Reihe der Sagenbücher der deutſchen Provinzen ſchon zu lange vermißt wird.

2.

Sommergeſchichten und Lieder.

(1851.)

Conſtanze gewidmet.

Sommergeſchichten habe ich auf den Titel geſchrieben; um das Weſen dieſer Geſchichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen“ ſchreiben müſſen. Lieber aber als eine Klaſſifikation habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil ſie Dir gewidmet ſind, ſo heißen ſie „Sommergeſchichten“, nach der ſchönen, an unſerer Küſte nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn ſie fern iſt, ſo ſehr erſehnſt, wenn ſie da iſt, ſo voll zu genießen weißt; — die Dir, was immer unter den Menſchen geſchehen möge, auch dieſes Jahr und, wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Roſen bringen wird!

Huſum, den 5. Mai 1850.

Th. St.

3.

Deutſche Liebeslieder ſeit J. Chr. Günther. Eine Kodifikation.

(1859.)

Die maſſenhafte Veröffentlichung von „Gedichten“ mag es verſchuldet haben, daß gegenwärtig im Publikum wie in der Kritik eine ſeltſame Mißkennung der Lyrik herrſcht, ihres Weſens und ihres Verhältniſſes zum Leben der Nation. Dies äußert ſich ebenſoſehr in dem Geltenlaſſen des Unbedeutenden, des „Mittelguts“, als in der Nichtbeachtung oder geringen Beachtung des Bedeutenden.

Die vorliegende Sammlung ſoll einen Beitrag zum Verſtändnis der lyriſchen Dichtkunſt liefern, indem ſie in einer beſtimmten Gattung derſelben und aus einem beſtimmten Zeitraume das nach der Anſicht des Herausgebers wirklich Lebensfähige zuſammenſtellt. Das Liebeslied mit ſeinem der ſich bewußt werdenden Empfindung zunächſt liegenden Stoffe ſchien in dieſer Beziehung das geeignetſte. Unter Liebesliedern ſollen zunächſt nicht Lieder ohne Liebe, dann aber auch nicht Lieder über die Liebe verſtanden werden, ſondern ſolche, in denen es gelungen iſt, die Atmoſphäre dieſes Gefühls in künſtleriſcher Form feſtzuhalten und auf den Hörer zu übertragen. Die zierlich geſchnittenen Tändeleien der Zopfpoeten und die Traumbilder des Hainbundes gehören daher ebenſowenig hierher als die Leiſtungen namhafter lebender Poeten, in denen — mehr oder minder geiſtreich — eine bequeme Gefühlsanwandlung zu einem Lieder-Dutzend ausgemünzt iſt; oder als alle die Wäſſerlein, die ſo glatt und zierlich über das Herz der Poeten hinrieſeln, deren Quellen aber ganz anderswo zu ſuchen ſind. Auf der andern Seite mußten ebenſoſehr die nackten Leidenſchaftlichkeiten alter und neuer Dichter und Dichterinnen ausgeſchloſſen bleiben.

Die Ausbeute, obgleich nicht viel des Weſentlichen übergangen ſein dürfte,* iſt keine große. Wir haben manche Lieder, in denen Einzelnes gelungen iſt; aber wir haben wenige, die von ſchülerhaftem Pathos und Bilderkram frei ſind; wenige, in denen man nirgend auf taube Worte oder auf ſchlaffe, puls- und blutloſe Verſe trifft. Die Kunſt, „zu ſagen, was ich leide“, iſt nur Wenigen gegeben, und ſelbſt den Meiſtern nur in ſeltenen Augenblicken. Ganz fleckenloſer und vollendeter Gedichte, wie Goethes „Freudvoll und leidvoll“ oder Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähn“, vermag auch dieſe Sammlung nur eine ſehr geringe Anzahl zu bringen.

---

* Dies gilt nicht von den Volksliedern. [St]

Sie beginnt mit einem Liede Günthers; aus einer Zeit, wo ſonſt den deutſchen Poeten nichts ferner lag als der Gedanke oder gar der Drang, ihre eigenſte Perſönlichkeit der Dichtung anzuvertrauen, und wo vielleicht eine ſo zügelloſe Natur wie Günthers dazu gehörte, um eine einzelne Ausnahme hervorzubringen. Er war der Vorläufer der neuen Lyrik; aber ſein Beiſpiel blieb ſcheinbar ohne Wirkung. Erſt viel ſpäter wurde durch Klopſtock dieſer Kunſt das ihr zukommende Gebiet dauernd wieder gewonnen; er ſelbſt jedoch fand noch keine „Weiſen“, welche das Ohr der Nation zu behalten vermocht hätte. Claudius, Bürger und Goethe waren es insbeſondere, welche zuerſt für den Ausdruck des Naturlautes auch die nationale Kunſtform fanden. Von ihren Liedern aus datiert ſich die neue deutſche Lyrik, welche bis auf die Gegenwart in ſteter Fortentwicklung geblieben iſt.

Für unſere Sammlung haben wir es nur mit den beiden letzteren zu tun. Bürgers unkritiſche und ungezügelte Natur läßt — ähnlich wie bei Günther — nur ſelten eine reine Produktion aufkommen. Welch ein Sonnenglanz des vollſten Liebeslebens liegt nicht auf den Strophen:

Mädel, ſchau' mir ins Geſicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!
Mädel, merke, was ich ſage!
Gib Beſcheid auf meine Frage!
Holla, hoch mir ins Geſicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!

Biſt nicht häßlich, das iſt wahr!
Äuglein haſt du, blau und klar;
Stirn und Näschen, Mund und Wangen
Dürfen wohl ihr Lob verlangen.

Reizend, Liebchen, das iſt wahr,
Reizend biſt du offenbar!

Aber im weiteren Verlauf verläßt den Dichter jede konkrete Anſchauung, und er fällt aus einer Redensart und aus einem Gemeinplatz in den andern. Und ähnlich geht es ihm in den meiſten ſeiner Lieder. Freilich, wo es ihm einmal gelingt, wie in der „Abendphantaſie eines Liebenden“, erhebt er ſich dafür auch zu einem Hymnus, der noch ſpäte Geſchlechter die berauſchende Kraft jener unſeligen Leidenſchaft mitempfinden laſſen wird.

Zur ſelben Zeit dichtete Goethe in ſeinem unbeirrten Naturgefühl jene allbekannten Lieder, die uns durch ihre Anmut und durch ihren friſchen und geſunden Lebensgehalt für die zu Anfang noch unſichere und von dem alten konventionellen Bann noch keineswegs befreite Kunſt entſchädigen. — Neben ihnen ſtanden nur Wenige, die mit einigem Erfolg — nach Claudius' Ausdruck — „auf Mutter Natur trotzten“. Göckings ihrer Zeit vielgeleſene „Lieder zweier Liebenden“ haben zwar den Vorzug des Natürlichen; allein ſie kommen auch nur in ſehr einzelnen Stellen darüber hinaus. J. G. Jacobis ſpätere Liebeslieder, wenn in ihnen auch bis zu einem gewiſſen Grade die Spielerei des Gleimſchen Kreiſes überwunden iſt, ſcheinen doch mehr aus der ſüßen Gewohnheit des Verſemachers hervorgegangen zu ſein, als aus dem Drang, ein inneres Erlebnis poetiſch zu fixieren. Hölty, der Lyriker des Hainbundes, mußte ſterben, ehe er vom Traum zum Leben erwacht war.

Die Romantiker ſuchten beſonders das, was wir „Stimmung“ zu nennen pflegen, in ihren Gedichten auszubilden, indem ſie neben der Empfindung die äußere Umgebung, welche ſie hervorgerufen oder auf ſie eingewirkt hatte, in die Darſtellung hineinzogen. Allein faſt in keinem ihrer Lieder iſt der Strom der Empfindung ſtark genug, daß er die Phantaſie des Dichters ſich hätte dienſtbar machen können. So geſchah es denn, daß ſie faſt überall in den Detailanſchauungen hängen blieben. Die Volkslieder des **Wunderhorns**, wenn ſie auch einerſeits vom Pathos zur Simplizität hinleiteten, brachten andererſeits doch auch allerlei konventionellen Aufputz, den man nicht verſchmähte, in die neuen Dichtungen aufzunehmen, ſtatt ſich jenes reine Element allein zur Erinnerung dienen zu laſſen; man hielt ſich vielmehr, wie man es im Volksliede geſehen, von der folgerichtigen Durchführung des Gedankens entbunden und warf dafür eine Menge von Anſchauungen bunt und willkürlich durcheinander. — Bei **Tieck**, wenn auch ein einzelnes Mal, wie in dem hier mitgeteilten „Herbſtliede“, ein hinreißend ſüßer Ton hervorbricht, kommt das Naturgefühl doch ſelten über ein zuſammenhangloſes Stammeln hinaus. Eine ähnliche Unfähigkeit zur Hervorbringung geſchloſſener Kunſtwerke, namentlich in der Lyrik, findet ſich auch bei den Spätern. **Arnim**, ſo ſehr es ihn überall in ſeinen Dramen und Erzählungen drängt, ſich lyriſch auszuſprechen, ſo tief und warm und lieblich es uns aus einzelnen Stellen ſeiner Lieder anmutet, vermag doch faſt nirgends ſeinen Stoff zu einer klaren Geſtaltung herauszubilden; und ſeine ſchon an ſich dunkeln und gedankenſchweren Lieder werden, aus dem Zuſammenhange geriſſen, noch um vieles unverſtändlicher. **Brentanos** Lyrik dagegen ſcheint, gerade wo ſie in der Form am vollendetſten iſt, weſentlich von der Melodie gemacht zu ſein; oder es ſtehen dabei, wie in dem mitgeteilten „O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du“, Lebenserfahrungen im Hintergrunde, welche mit den im erſten Teile der geſammelten Schriften enthaltenen Liedern in ebenſo unerfreulichem als ſprichwörtlichem Zuſammenhange ſtehen. Die Lieder im „Florentin“ von **Dorothea Veith** ſind ganz in der zerfahrenen Weiſe der Romantiker gedichtet und ſtehen zu dem übrigen Werte des Buches in keinem Verhältnis. In Eichendorffs improviſierten Liedern iſt überdies die in dieſer ganzen lieblichen Poeſie der Verſchollenheit herrſchende Grundſtimmung zu mächtig, um ein beſtimmtes einzelnes Gefühl zur Geltung kommen zu laſſen. Chamiſſos „Frauen-Liebe und Leben“ beruht auf den willkürlichen Vorausſetzungen einer eingebildeten Welt und trägt, einzelnes ausgenommen, in dem gezierten rhetoriſchen Vortrage die deutliche Spur davon.

Eine reine Wirkung erlangt das Beiſpiel des Volksliedes und der Goetheſchen Liederdichtung erſt in der Lyrik ſeit Uhland; und wenn dieſe Kunſt weſentlich darin beſteht, den Naturlaut in künſtleriſcher Form zum Ausdruck zu bringen, ſo dürfen wir glauben, hier wenigſtens keinen Rückſchritt getan zu haben. Die letzten Seiten dieſes Buches mögen dafür Zeugnis geben.

Neben Goethe iſt, wie billig, Heinrich Heine am reichlichſten vertreten. Er, wie wenig andere, hat gezeigt, was die einfachſten Worte vermögen, ſobald nur die rhythmiſche Weiſe dazu gefunden iſt; er erhob — man geſtatte den Ausdruck — das „Stimmungsgedicht“ zu einer eigenen Gattung, indem er mit einem ſeltenen Sinn für das Weſentliche den Hörer in eine das Gemüt ergreifende Situation verſetzt und ihn dann ſchweigend dieſem Eindruck überläßt; er macht es um uns tagen und Abend werden und erfüllt unſer Herz mit dem ganzen Eindruck, den wir in der günſtigſten Stunde von der Natur ſelber hätten empfangen können. Was Heine durch eigene und durch die Schwäche ſeiner Zeit geſündigt und verfehlt, darf nicht verkannt werden; aber ebenſowenig, daß er der deutſchen Poeſie eine große Anzahl durchaus erfreulicher Produktionen hinterlaſſen hat. Wem, der mit ſeinem „Liederbuche“ jung geweſen, wäre nicht die Welt in einem Zauberlicht erſchienen, als ſei ihm eine zweite wunderbare Exiſtenz geſchenkt! — Seinen bewegten Melodien hätte ein noch größerer Raum verſtattet werden müſſen, wenn nicht in den meiſten derſelben, z. B. in dem hier mitgeteilten „Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen“, die Liebe mehr nur Vorwand und Staffage für eine weit allgemeinere und weniger reale Stimmung wäre. Dagegen ſind aus dem „Romanzero“ jene wenigen Stücke aufgenommen, in denen die noch immer farbenreiche Welt der Liebe ſchon in der grellen Beleuchtung der Begräbniskerzen ſteht, ſo daß Alfred Meißner in ſeinem Liebesgedächtnis mit Recht ſagen konnte, ſolche Töne habe die deutſche Lyrik noch nie vernommen.

Dingelſtedts „Roman“ iſt lediglich aus äußeren Gründen zurückgelegt. Der Verfaſſer zeigt freilich hier wie auch in anderen Dichtungen, daß es ihm mehr nur um eine Selbſtbefreiung als darum zu tun iſt, ſeinen Stoff zum endgültigen künſtleriſchen Ausdruck zu bringen; allein andererſeits ſind dieſe Verſe ebenſoſehr durch den friſchen, unmittelbaren Hintergrund des Erlebniſſes und den darin abgeſpiegelten innern Kampf einer bedeutenden Perſönlichkeit ausgezeichnet, als im übrigen charakteriſtiſch für eine unlängſt vergangene Zeit, in welcher unſere Poeſie einen Ton ſinnlicher Gereiztheit und rückſichtsloſer Leidenſchaftlichkeit anzuſtimmen begann, wovon ihr glücklicherweiſe gegenwärtig nur noch das Bewußtſein eines erweiterten Gebietes und einer größeren Bewegungsfreiheit zurückgeblieben ſcheint.

Bei **Rückert**, der jeder kleinen Gefühlsregung zu ihrem Rechte zu verhelfen weiß, ohne aber, ſelbſt wo es ſich um Trennung und Zerwürfnis handelt, über eine anmutige und beſchauliche Reflexion hinauszukommen, haben wir uns darauf beſchränken müſſen, dem Leſer die ſchönſten Stellen ſeines Frühlingsgartens vor Augen zu führen; wer an dieſem behaglichen Liebesleben in ſeiner ganzen Breite teilnehmen will, wird ohnehin die Sammlung des Dichters ſelbſt zur Hand nehmen müſſen.

Von Immermann, dem mächtigen Wiederdichter „Triſtan und Iſoldens“, war für unſern Zweck nur Weniges mitzuteilen; allein dieſe knappen Verſe haben die Innerlichkeit von Naturlauten und laſſen uns die Bedeutung jenes erſt kurz vor des Dichters Tode gelöſten Verhältniſſes ahnen, worüber wir in der jüngſt erſchienenen Biographie der Gräfin Eliſa von Ahlefeldt vielleicht nicht ganz unparteiiſche Aufſchlüſſe erhalten.

Auch an den wohl ſchon faſt vergeſſenen Ferrand möchte dies Buch noch einmal erinnern, in deſſen Liedern, wie bei dem ihm verwandten Hölty, das Vorgefühl eines frühzeitigen Todes eine Friedhofsſtille verbreitet, in der wir uns die ſanften, ſchwermütigen Stoffe des Dichters gern gefallen laſſen.

Wenn der Herausgeber ſeine Abſicht erreicht hat, ſo wird man aus dieſer Rekapitulation erkennen, daß der Schatz echter Lyrik nicht zu groß iſt und daß wir alle Urſache haben, ihn nicht zu unterſchätzen. Den meiſten derjenigen, welche ſich gegenwärtig als Dichter geben und auch von dem größten Teil des Publikums wie der Kritik dafür genommen werden, fehlt das, was weſentlich den Dichter von dem Denker unterſcheidet: die Fähigkeit der Formgebung.

4.

Hausbuch aus deutſchen Dichtern ſeit Claudius.

Eine kritiſche Anthologie.

(1870.)

Das vorliegende Buch iſt eine Rekapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung; zunächſt dem Wunſche entſprungen, für mich und die Meinigen aus den neueren deutſchen Dichtungen geringeren Umfangs das zuſammenzuſtellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine beſondere Teilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben iſt, daß ich je zuweilen dahin zurückgekehrt bin.

Es iſt dies nicht immer das Schöne, ſondern ebenſoſehr das Charakteriſtiſche; das Häßliche nicht ausgeſchloſſen, wo es ſich, wie z. B. in Hebbels übrigens auch durch eine mächtige Naturſtimmung getragenen „Heideknaben“ durch lebendige Geſtaltung ein Recht zur Exiſtenz erworben hat; es iſt zwiſchenein auch wohl das Hausbackene, ſofern darin ein warmes Stück Menſchenleben und dann gelegentlich und wie von ſelbſt auch ein Stück Poeſie zum Vorſchein kommt, wie das in einzelnen Idyllen von Voß und in den Gedichten des alten Paſtors von Werneuchen der Fall iſt, für welchen letzteren ich eine gewiſſe heimliche Liebe nicht ſowohl trotz, ſondern vielmehr urkundlich jener anmutigen Parodie[*] mit unſerm Altmeiſter Goethe zu teilen glaube; — es iſt ferner, wenn auch vorzugsweiſe, ſo doch nicht allein das in der Ausführung Makelloſe, ſondern auch das, wo die zwingende Gewalt des Ganzen die einzelnen Mängel derſelben vergeſſen läßt; endlich ſind es nicht gerade die Behandlungen großer Stoffe, zumal nicht jene aus mythologiſchen, hiſtoriſchen oder ethnographiſchen Studien zuſammengearbeiteten Dichtungen, in denen wir zwar die Größe des Wollens — auch wohl des Anſpruchs — nicht verkennen können, die aber wegen der unzulänglichen Zeugungskraft ihrer Verfaſſer dennoch totgeborene Dinge bleiben, ſondern es ſind lieber ſolche, in denen der wenn auch weniger große Stoff „mit urkräftigem Behagen“ zur Erſcheinung kommt. — Da das Buch einen rein kritiſchen Standpunkt einnimmt, ſo waren von vornherein alle Gedichte ausgeſchloſſen, welche die Bedeutung, die ihnen etwa zuzugeſtehen iſt, nicht in, ſondern neben ſich haben; ſomit alle, welche nur in bezug auf die Entwicklung unſrer Literatur oder als Illuſtrationen, ſei es zur allgemeinen Geſchichte oder zu der Biographie ihrer Verfaſſer, eine ſolche in Anſpruch nehmen können.

---

[*] Das Gedicht „Muſen und Grazien der Mark“. [St.]

Die Phraſe wird hoffentlich in dieſem Buche keine Stätte gefunden haben; mindeſtens im weſentlichen nicht, wie ich vorſichtshalber hinzuſetzen möchte; denn was wäre durchweg frei von dieſer weltbeherrſchenden Krankheit!

Fragt man nun aber, woher bei der Flut von Anthologien auch noch dieſe ſich das Recht nimmt, in die Welt zu treten, ſo erwidere ich folgendes:

Obgleich ſich niemand davon freiſprechen dürfte, daß er nicht einmal vorübergehend oder im einzelnen auch dem Unberechtigten einen Platz eingeräumt hätte, ſo ſcheint mir doch in faſt allen Anthologien, ſoweit ſie mir vor Augen gekommen ſind, die Mittelmäßigkeit einen unverhältnismäßigen Raum einzunehmen. Zwar iſt in der Poeſie — vielleicht in jeder Kunſt — die Fähigkeit des Urteilens kaum weniger ſelten als die des Schaffens; allein auch wo die Auswahl vorausſetzlich von nicht unbefugter Hand herrührt, pflegt es damit nicht beſſer zu ſtehen. — Die Urſache hiervon dürfte, abgeſehen von einem Streben nach äußerer Vollſtändigkeit, zum Teil in der Macht des Erfolges zu ſuchen ſein.

Jede Literaturepoche wird bekanntlich von einer Schar von Anempfindern und Nachahmern begleitet, welche, ſolange dieſelbe dauert, gleich den Grillen im Sommer nach Kräften in dem großen Konzerte mitſingen, um dann mit ihrem Ende ſpurlos zu verſchwinden. Ebenſo iſt es aber eine gleicherweiſe alte und neue Erfahrung, daß manche dieſer Mitſänger, während ihr Sommer dauert, ein Publikum, ja oft ein größeres als die echten Sangesmeiſter, finden und ſo ihre vorübergehende Exiſtenz durch eine Reihe von Auflagen zu dokumentieren vermögen. — Von dieſem Punkte ſcheint mir der mechaniſche Druck auszugehen, durch welchen, zum nicht geringen Verderb, grade die am meiſten in den Familien eingebürgerten Sammlungen* mit jenen farbloſen Verſifikationen angefüllt ſind, von denen aus jedem mäßigen Gefühl ein Dutzend gemünzt werden könnte, gegen die ſich aber freilich nichts einwenden läßt, als daß ſie eben nichts bedeuten! — Dem entgegenzutreten, ſoll dieſes Buch einen Verſuch machen.

Die Sammlung beginnt mit Claudius, der in einer Zeit, wo ſowohl die poetiſche als die muſikaliſche Lyrik in Deutſchland ſich in konventionelle Tee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerſt den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Naturempfindung wiederfand; der, bevor ein ſolcher Ton von Goethe laut geworden, ſein Neujahrslied anhub:

„Es war noch frühe Dämmerung
Mit leiſem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung,
Sich durch den Wald zu finden;
Der Morgenſtern ſtand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.“

---

* Ich ſpreche nicht von denen, die literarhiſtoriſche Zwecke verfolgen oder von den zum Schulgebrauch beſtimmten Sammlungen. [St.]

und ſein von Naturgefühl getränktes keuſches „Wiegenlied beim Mondſchein“ gedichtet hatte, das dieſes Buch der Vergeſſenheit zu entreißen ſucht.*

Zur näheren Verdeutlichung des Geſichtspunktes, von welchem aus die vorliegende Sammlung entſtanden iſt, ſei es mir verſtattet, noch einige Bemerkungen vorauszuſchicken.

Wie ich in der Muſik hören und empfinden, in den bildenden Künſten ſchauen und empfinden will, ſo will ich in der Poeſie womöglich alles drei zugleich.

Von einem Kunſtwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erſt durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetſten erſcheint mir daher das Gedicht, deſſen Wirkung zunächſt eine ſinnliche iſt, aus der ſich dann die geiſtige von ſelbſt ergibt, wie aus der Blüte die Frucht. — Der bedeutendſte Gedankengehalt aber, und ſei er in den wohlgebauteſten Verſen eingeſchloſſen, hat in der Poeſie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantaſie des Dichters ſeinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Geſtalt gewonnen hat. — An ſolchen toten Schätzen ſind wir überreich.

Die Lyrik insbeſondere anlangend, ſo iſt nach meiner Kenntnis unſerer Literatur die Kunſt, „zu ſagen, was ich leide“, nur wenigen, und ſelbſt den Meiſtern nur in ſeltenen Augenblicken gegeben. Der Grund iſt leicht erkennbar.

Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier beſonders ſcharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange ſchon ein falſcher oder pulsloſer Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerſtören kann; dieſe Worte müſſen auch durch die rhythmiſche Bewegung und die Klangfarbe des Verſes gleichſam in Muſik geſetzt und ſolcherweiſe wieder in die Empfindung aufgelöſt ſein, aus der ſie entſprungen ſind; in ſeiner Wirkung ſoll das lyriſche Gedicht dem Leſer — man geſtatte den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlöſung, oder mindeſtens eine Genugtuung gewähren, die er ſich ſelbſt nicht hätte geben können, ſei es nun, daß es unſre Anſchauung und Empfindung in ungeahnter Weiſe erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraſchender Klarheit erſcheinen läßt.

---

* Die Skala reicht freilich noch tiefer: „Fülleſt wieder Buſch und Tal“ (Goethe), „Der Mond iſt aufgegangen“ (Claudius), „Nun ruhen alle Wälder“ (Paul Gerhard). [St.]

Am ärmſten ſcheint mir unſre patriotiſche und ſogen. politiſche Lyrik. So unzweifelhaft es iſt, daß das Leben in Staat und Gemeinde ein ebenſo berechtigter Gegenſtand für die menſchliche Empfindung und daher für die Lyrik iſt, als das Einzel- oder Familienleben, ſo iſt es hier, wie in der Natur dieſer poesis militans liegt, doch weit ſeltener gelungen, den Stoff von dem Boden der bloßen Wirklichkeit abzulöſen und andrerſeits ſich nicht an rhetoriſcher Phraſe und Bildermacherei genügen zu laſſen. So kommt, um Beiſpiele anzuführen, Uhlands „Wenn jetzt ein Geiſt herniederſtiege" — abgeſehen von dem ſelten ſchönen Anfang und Ende — kaum über eine poetiſch gefärbte Kammerrede hinaus; ſo iſt neuerdings von den vielen Gedichten für meine Heimat Schleswig-Holſtein auch nicht eins zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangt.

Wenn wir auch, was Dingelſtedt in bezug auf die Zeit nach Uhland, Rückert und Heine in ſeiner Gedichtſammlung von 1858 ausgeſprochen,

„Die Lyrik, unſer alter Stolz und Halt,
Wird nicht mehr jung, die jüngſte niemals alt."

nicht mögen gelten laſſen, ſondern ſogar durch dieſe Sammlung zu widerlegen hoffen, ſo iſt doch nichts unrichtiger als die von A. Meißner aufgeſtellte Parallele:

„Im Gartenteich wird nie ein Schiffer ſcheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen.“

Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu verſetzen, ſo gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muſcheln haben Perlen.

Heine ſagt ſehr richtig: „Ein Lied iſt das Kriterium der Urſprünglichkeit.“ Die meiſten unſerer ſogenannten Dichter aber ſind ihrem eigentlichen Weſen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetiſchem Anſtrich und der lyriſchen Kunſt ſo gut wie ganz unmächtig. —

Die Auswahl ſelbſt anlangend, ſo iſt ſie bei den älteren Dichtern, deren Werke jetzt in aller Händen ſind, eine verhältnismäßig beſchränktere; bei einigen wenig bekannten dagegen, auf welche dieſes Buch aufmerkſam zu machen wünſcht, eine verhältnismäßig weitere. Wo die Faſſung von den bisherigen Drucken abweicht, beruht dies auf handſchriftlicher Änderung der Verfaſſer. Was ich von Eigenen beifügen zu müſſen gemeint habe, möge ſeinen Platz zwiſchen dem übrigen ſelbſt zu behaupten ſuchen.

Bei der Reviſion der Sammlung ſind an literarhiſtoriſchen Werken von mir benutzt: Deutſches Leſebuch von W. Wackernagel, T. 2 [Neue Ausgabe der 2. Aufl. 1847]; Elf Bücher deutſcher Dichtung von Karl Gödeke [Leipzig 1849]; Deutſchlands Dichter von 1813 bis 1843 von demſelben [Hannover 1844]; poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volkes von O. L. B. Wolff [Leipzig, 1. Aufl. 1839; 16. Aufl. 1853]; die deutſchen Dichter der Neuzeit von Ignaz Hub [München 1852]; Deutſche Lyriker ſeit 1850 von E. Kneſchke [Anthologie deutſcher Lyriker, Leipzig 1865]; Geſchichte der deutſchen Literatur von Heinrich

Kurz [4. Aufl., Leipzig 1868—70]; von den vorhandenen Anthologien insbeſondere: Deutſcher Dichterwald von Georg Scherer [4. Aufl., Stuttgart 1869], welche in betreff der lebenden Dichter auch als Selbſtanthologie der Verfaſſer ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen kann. [Für die 4. Auflage außerdem: Fünfzig Jahre deutſcher Dichtung von Adolf Stern. 1820—1870. Leipzig 1871.]

Möge nun dies Buch dazu helfen, einesteils auch dem größeren Publikum einen Maßſtab für poetiſche Leiſtungen in die Hand zu geben; andernteils diejenigen mit unſerer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheuere Wuſt des Nichtigen von dieſer Dichtungsart zurückgeſchreckt hat; und möge endlich nicht verkannt werden, daß, wie die Arbeit, ſo auch das Verdienſt dieſes Buches, inſoweit es ein ſolches beanſpruchen kann, zum großen Teil in dem zu ſuchen iſt, was dasſelbe nicht enthält.

Huſum, 7. Juni 1870. Th. St.

5.

Hausbuch. 3. Auflage.

(1875.)

Die gegenwärtige Auflage des Hausbuches erſcheint, einzelne Einſchränkungen und Zuſätze abgerechnet, im weſentlichen unverändert; nur iſt diesmal, da deren Werke ſich in faſt aller Händen befinden, auf eine Auswahl aus den Gedichten Goethes und Schillers Verzicht geleiſtet, um dadurch Raum für weniger Bekanntes zu finden. — Wenn irgendwo bei Gelegenheit der erſten Auflage bemerkt wurde, daß bedeutende Dichter ausgelaſſen ſeien, ſo iſt dies inſofern richtig, als unter den älteren einzelne Dichter von einer gewiſſen literargeſchichtlichen Bedeutung, welche letztere jedoch bei dem Plan der Sammlung nicht entſcheidend ſein konnte, in dieſelbe nicht aufgenommen wurden. So u. a. die weichlichen Geſänge des Novalis; ſo Matthiſſon, deſſen Dichtweiſe überdies beſſer durch den ihm verwandten Salis vertreten wird, bei welchem das Landſchaftsbild doch nicht ſo ganz in einzelnen kleinen Anſchauungen auseinanderbröckelt.

Die Ausſtattung anlangend, ſo iſt dieſer Auflage durch die Fürſorge der Verlagshandlung ein künſtleriſcher Schmuck beigegeben, der hoffentlich dem jungen Meiſter, dem älteſten Sohne des trefflichen Zeichners der Heyſchen Kinderfabeln und des Grothſchen Quickborn, eine freudige Anerkennung einbringen und dem Hausbuche noch manche weitere Tür erſchließen wird.

Huſum, im Juni 1875.

Th. St.

6.

M. Solitaire.

(1870. 1878.)

[1870] Die ſchon 1847 erſchienenen „Bilder der Nacht", denen die erſte der mitgeteilten Dichtungen [Micha] angehört, ſind ſo wenig bekannt geworden, daß ſie ſelbſt in der Geſchichte der deutſchen Literatur von Heinrich Kurz, welche ſonſt auch dem Unbedeutendſten Rechnung trägt (gleich den Dichtern S. 307, 384, 426, 465, 488, 540, 580, 636 u. a.), keine Erwähnung gefunden haben. Das hier Gegebene wird genügen, um auf die eigentümliche Bedeutung der Sammlung aufmerkſam zu machen.

[1878] Ich möchte alle, die das Fauſtiſche Element nicht nur als Stoff, ſondern auch als Faktor der Dichtung gelten laſſen — und es gehört doch wohl zum vollen Menſchenleben und kann daher auch in der Lyrik ſeinen Platz beanſpruchen —, auf die ſo wenig bekannten

„Bilder der Nacht“ hinweiſen. Es dürfte unter den deutſchen Dichtern kaum einen zweiten geben, in welchem es mit ſo ergreifender Innerlichkeit und in ſo lebensvollen, farbenſatten, wenn auch von düſterer Glut beſtrahlten Gebilden zur Erſcheinung gekommen wäre. Mag man immerhin die Anſchauungen und den oft ſchneidenden Peſſimismus des Dichters nicht teilen, jedenfalls wird man zugeben müſſen, daß die Fackel ſeiner Poeſie von der alltäglichen Oberfläche in Tiefen und Abgründe der Menſchenbruſt und des Menſchenlebens hinableuchtet, vor denen ein ernſter Menſch die Augen nicht verſchließen ſoll. Daß wir es hier außerdem mit einem Dichter von einer ſelten kräftigen Eigenart zu tun haben, werden ſchon die mitgeteilten Proben beurkunden.

7.

Vorwort von 1881.

Nach einer Zeitungsnotiz hat neuerdings einer unſerer geleſenſten Romanſchriftſteller bei Gelegenheit einer kürzeren, von ihm als „Novelle“ bezeichneten, Proſadichtung die Novelle als ein Ding bezeichnet, welches ein Verfaſſer dreibändiger Romane ſich wohl einmal am Feierabend und gleichſam zur Erholung erlauben könne, an das man aber ernſtere Anſprüche eigentlich nicht ſtellen dürfe.

Ob die ſo eingeleitete Arbeit einer ſolchen Herabſetzung ihrer Gattung bedurfte, vermag ich nicht zu ſagen. Indeſſen ſei es mir geſtattet, wie vordem bei Gelegenheit meines „Hausbuches aus Deutſchen Dichtern“ zur Lyrik, ſo hier zur Novelliſtik, als der Dichtungsart, welche die ſpätere Hälfte meines Lebens begleitet hat, auch meinerſeits ein Wort zu ſagen.

Die Novelle, wie ſie ſich in neuerer Zeit, beſonders in den letzten Jahrzehnten, ausgebildet hat und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet ſich zur Aufnahme auch des bedeutendſten Inhalts, und es wird nur auf den Dichter ankommen, auch in dieſer Form das Höchſte der Poeſie zu leiſten. Sie iſt nicht mehr, wie einſt, „die kurzgehaltene Darſtellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit feſſelnden und einen überraſchenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit“; die heutige Novelle iſt die Schweſter des Dramas und die ſtrengſte Form der Proſadichtung. Gleich dem Drama behandelt ſie die tiefſten Probleme des Menſchenlebens; gleich dieſem verlangt ſie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte ſtehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze ſich organiſiert, und demzufolge die geſchloſſenſte Form und die Ausſcheidung alles Unweſentlichen; ſie duldet nicht nur, ſie ſtellt auch die höchſten Forderungen der Kunſt.

Daß die epiſche Proſadichtung ſich in dieſer Weiſe gegipfelt und gleichſam die Aufgabe des Dramas übernommen hat, iſt nicht eben ſchwer erklärlich. Der Bruchteil der Nation, welchem die Darſtellung der Bühne zugute kommt, wird mit jedem Tage kleiner, hinter dem wachſenden Bedürfnis bleibt die Befriedigung immer mehr zurück; dazu kommt, daß gerade die poetiſch wertvollen neueren Dramen nur ſelten die Bühne erreichen oder nach dem erſten Verſuche wieder davon verſchwinden, ſei es wegen der Unzulänglichkeit unſerer deutſchen Schauſpieler oder weil, vielleicht im Zuſammenhange mit dem erſterwähnten Umſtande, den Dichtern ein gewiſſes praktiſches Verſtändnis für die Darſtellbarkeit abging. So haben ſich denn andere Leute der Bühne bemächtigt, und man begnügt ſich dort lieber mit Sachen, welche den beſten der Iffland-Kotzebue-Periode nicht einmal das Waſſer reichen; aber was ſolcherweiſe der dramatiſchen Schweſter entzogen wurde, iſt der epiſchen zugute gekommen.

Im übrigen geht es mit der Novelliſtik wie mit der Lyrik; alle meinen es zu können, und nur bei Wenigen iſt das Gelingen, und auch dort nur in glücklicher Stunde.

— — Wenn ich mit Vorſtehendem dieſe neuen Bände der Geſamtausgabe meiner Schriften einleite, ſo habe ich damit nur die Ziele bezeichnen wollen, welche in der Novelliſtik zu erreichen ſind; inwiefern von mir ſelber in dieſer Richtung hie und da etwas erreicht worden, will ich denen, die nach uns kommen, zur Entſcheidung überlaſſen; denn ſo viel iſt gewiß, der einzige Probierſtein des poetiſchen Werkes iſt die Dauer.

Hademarſchen, im Juni 1881.

Th. Storm.

8.

Chronik der Familie Esmarch.

(1887.)

Mein Neffe, der Verfaſſer dieſer Esmarchſchen Familiennachrichten, hat mich um ein Vorwort zu ſeinem Buche gebeten, und ich ſelber ſtehe in der Tat dem Inhalte desſelben wie der Familie, von der es Nachricht bringt, nahe genug. Mein Vater war der Jugendgenoſſe und lebenslängliche Freund des in den Schleswig-Holſteiniſchen Kämpfen bekannt gewordenen Etatsrats Esmarch; ſie ſtudierten einſt zuſammen in Heidelberg und gingen dort auch wohl mitſammen zum alten Johann Heinrich Voß, dem Hainbundfreunde von Esmarchs Vater, der ihnen dann im Reblaubgange ſeines Hauſes im Schlafrock und mit der ſpitzen Schlafmütze, ſeine lange Pfeife rauchend, entgegenkam, wie mein Vater meinte, ein etwas griesgrämiger Herr; — an das Haus des jüngeren Bruders, des Juſtizrats und Bürgermeiſters Esmarch in Segeberg, der meine Mutterſchweſter zur Frau hatte und deſſen älteſte edle Tochter ſpäter die meine ward, binden mich die wärmſten Erinnerungen.

Aus einer Lebensſkizze, die dieſe Familiennachrichten nach einer früheren Veröffentlichung durch den zur Familie gehörigen weil. Paſtor Dr. Jenſen in Boren bringen, empfing ich die Anregung zu meiner Novelle „Renate“; aus mir derzeit von dem jetzigen Herausgeber mitgeteilten Einzelheiten einige ſehr willkommene kulturhiſtoriſche Farben. —

Mir wird das Buch lieb ſein, deſſen Verfaſſer mit Fleiß und Sorgfalt ſo manches ſchon Verſchüttete aufgegraben und zuſammengeſtellt hat; aber wie anderen, die keine ſolche Beziehungen dazu haben? Freilich, unintereſſant iſt das Leben dieſer Familie keineswegs: eifrige Paſtoren verſchiedener Richtung — denn es iſt weſentlich und von Haus aus eine Paſtorenfamilie — weltliche Leute, die ſich unter ihren Zeitgenoſſen hervorgetan haben, ziehen an uns vorüber; Heiteres und Trauriges, Rührendes und auch wohl Erſchütterndes, und das meiſte in der Färbung der jedesmaligen Zeit. Aber die Wirkungen gehen doch ſelten über die Familie hinaus; wer hat jetzt ein Ohr für dergleichen, zumal der Verfaſſer dabei, wie er zu ſeinen noch ihm ſelbſt bekannten Voreltern kommt, vielleicht zu ſehr ins Intime gerät? Und doch, einen Vorzug hat dies Buch vor den meiſten andern, vor den Zeitungen, die uns das „Heute“ bringen; vor den poetiſchen und hiſtoriſchen Werken, die uns das Geweſene als noch lebendig vor Augen ſtellen wollen: es will uns nicht mit dem Schein des Lebens täuſchen; es bringt uns offen in das große Land der Vergangenheit, wo unzerſtörbarer Friede iſt. Und wer, der abends müde iſt von des Tages Lärm und Arbeit, möchte dort nicht einmal verkehren?

Kulturhiſtoriſche Skizzen
aus den
Zerſtreuten Kapiteln.
(1872.)

I.

Es iſt vor kurzem einmal ausgeſprochen worden, daß wir erſt jetzt völlig aus dem Mittelalter herauszutreten beginnen; und in der Tat finde ich ſelbſt in meinem Gedächtniſſe Szenen und Geſtalten, welche nur möglich waren, ſolange die abſtrakte Lebensauffaſſung der Jetztzeit den derb ſinnlichen Zug des Mittelalters nicht völlig verdrängt hatte. Mehr als einmal, in den Hochſommern meiner Knabenzeit, habe ich noch den Schinderknecht auf ſeinen brutalen Streifzügen durch die Gaſſen wandern ſehen, in der einen Hand den Knüppel, um jeden ohne Zeichen laufenden Hund niederzuſchlagen, unter dem andern Arm einen ſchmutzigen Sack mit verreckten Kötern; angſtvoll bin ich mit einem Kameraden vor dem wüſten, lahmenden Unhold hergelaufen, um den kleinen Pinſcher meines Freundes, der ſich aus der aufgedrungenen Haft zu befreien gewußt hatte, wieder einzufangen und vor ſchmählichem Tode zu bewahren. Und dort aus der Süderſtraße — ein freundlicheres, aber auch längſt verſchwundenes Bild — ſah ich den Feſtzug der zünftigen Lehrjungen herabkommen, durch den die Schalksnarren mit ihrer Peitſche hin und wider ſprangen; freilich, an der Spitze des Zuges tanzten Schäfer und Schäferin aus der Rokokozeit, und allen voran ſprang der Läufer mit Blumenſchurz und knallender Peitſche.

Aber nicht gar weit über meine eigene Erinnerung brauche ich hinauszugehen, um wahrzunehmen, daß auch den Einwohnern meiner kleinen Vaterſtadt die beiden feuerfarbenen Geſellen des Mittelalters, der Henker und der Teufel, nicht wenig zu ſchaffen gemacht haben. Die Möglichkeit eines ſolchen Rückblicks iſt von den alten

Huſumern dem Enkel fürſorglich erleichtert worden; denn ſie hatten es an ſich, daß ſie leicht zur Feder griffen und allerlei Buchwerk von ſich ausgehen ließen; nach dem berühmten Chroniziſten D. Caſp. Danckwart, welcher 1652 als Bürger-Meiſter, da er bei Tiſch ſich mit Leſung der Bibel ergetzte, durch einen unverhofften Todesfall dieſer Stadt entriſſen wurde, folgt noch eine ganze Reihe Huſumer Autoren; und ſo liegen denn augenblicklich drei ſolcher Tröſter mit ihren langatmigen ſchwarz und rot gedruckten Tituln vor mir aufgeſchlagen.

Auch dem Autor des jüngſten dieſer Bücher — „Ein zweifaches zweihundertjähriges Jubelgedächtniß, Hamburg 1723" — dem Hochwürdigen M. Johanni Melchiori Krafften, Past. Prim. wie auch Kirchen- und Schulen-Inſpectori zu Huſum, iſt es, wie er in ſeiner die Geſchichte der Archidiakonen beſchließenden Selbſtbiographie erzählt, noch vergönnt geweſen, die Geſchäftstätigkeit des Teufels mit leiblichen Augen zu betrachten. Da er nämlich noch bei den Söhnen des Erbherrn auf Putloß, Herrn Otto von Rantzau als Hofmeiſter fungierte, machte er in der Stadt Oldenburg, wohin jenes hochadlige Gut ſeine Kirchenfahrt hatte, die Bekanntſchaft des dortigen Pastoris Primarii Lackmann, welcher ein ſehr gelahrter und gottſeliger Theologus und ein großer Freund des Studii Apocalyptici, auch der Meinung war, daß die Zeit der Tauſend Jahre noch unerfüllet ſei. „In dieſer Stadt Oldenburg", erzählt der Autor, „erlebte auch damahls einen ſehr betrübten Zufall mit einem Studioso Theologiae, welcher mit einer großen unbedachtſamen Vermaledeyung die Cantzel verfluchet. Da er aber am Sonntage Palmarum über Phil. 2 wieder geprediget hatte, gerieth er die Nacht darauf in ſolche erbärmliche Umſtände, die das Ministerium und alle Verſtändige nicht anders denn für eine leibhaftige Beſitzung des

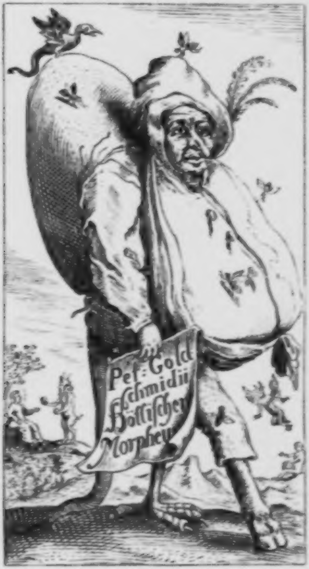
Satans halten konnten, ſo bis auf den Char-Freytag währeten, und ich oft mit angeſehen; da GOTT endlich ihm gantz wieder bei anhaltendem Gebet und ſingen zurecht half, daß er alles, auch was in der Zeit geſchehen, erkannte, GOTT abbat und anbey zeigete, daß die Unflätereyen, die er getrieben, der Teufel wider ſeinen Willen, mit Gewalt, vermöge ſeiner Hände, gewirket. Worauf er wohl, und wie ich glaube ſelig, an Oſtern ſtarb."

Auch den Henker, wenn auch nur von ferne, ſehen wir in rüſtiger Amtstätigkeit. Es iſt nämlich „dieſes Buch außer allen übrigen Gliedern und Zuhörern dieſer gantzen Chriſtlichen Gemeinde" auch allen Amt- und Würdenträgern der Stadt von dem „Hoch-Wohlgebohrenen Herrn Ober-Cämmerer Amptmann und Präſidenten" an bis herab zu den „wohlbeſtallten Herrn Vorſtehern der Armenkiſt" namentlich und mit voller Titulatur zugeeignet; darunter aber genießt der Paſſus, welcher „denen Hoch-Wohl-Edlen, Hoch-Wohlweiſen, Hoch-Ehren-Veſten, Hoch-Achtbahren und Hoch-Wohlgelahrten Herren" — folgen die Namen — „Sämmtlich Hoch-Wohl-anſehnlichen und wohl-verordneten Raths-Verwandten dieſer Stadt" zugeſchrieben iſt, einer ganz beſonderen Motivierung. „Auſſer denen particulieren Wohlthaten / Gunſt- und Liebes-Beweiſungen" ſchreibt der Verfaſſer, „muß unter andern ſonderlich mit danckbahrem Gemüth Lebenslang auch erkennen / daß / da 1717. in der Faſten-Zeit von dreyen Juden in der mittern Nacht durch einen gewaltthätigen Einbruch ſo jämmerlich / faſt um alle das Meinige war beſtohlen worden / Sie ohn all mein Erſuchen gleich zugetreten / und da den Dieben war nachgeſetzt worden / Sie ſogleich ſolche einholen und processum criminalem wider ſie formiren laſſen; da dann ſolches der Stadt nicht wenige Koſten verurſachet; Obwohln / da die Diebe bey ihrer Hartnäckigkeit / die / von der

Hochvornehmen Juristen-Facultät in Hall nach eingeholtem Responso, zuerkannt geweſenen Tortur ausgeſtanden / die Müh und Koſten zu der Zeit wie vergebens waren / biß GOtt in dieſem Jahr / auch in den Faſten um gleiche Zeit / das Geſtohlene zum theil recht wunderbahr / ob wohl mit dieſen recht ſchmertzlich betrübten Umſtänden / daß der Hehler das Leben dabey eingebüſſet / und in der gröſten Verbitterung und Leugnen geſtorben / wieder entdecket und der Ausgang dieſer Sachen von GOttes ſonderbahren Wegen / Rechten und Gerichten / ein mehrers offenbahren wird.“

Bekennen muß ich übrigens, daß unſer trefflicher Pastor Primarius nur der Stammvater eines hieſigen Geſchlechts geweſen iſt; er ſelbſt wurde in der Freyen-Reichs-Stadt Wetzlar als Sohn eines dortigen Schöpffen und Rathsverwandten geboren, und zwar 1673, da ſelbige von denen Frantzoſen eingenommen und auch ſeines Vaters Haus mit einer großen Menge Soldaten bequartieret war, ſo daß ſeinen Eltern keine andere Lagerſtätte, als nur die bloße Erde übrig geblieben, und ſeine hertzliebſte Mutter, da ſie die Noth mit ihm ankam, auf einer langen Lade ihre Geburtsſchmerzen überſtehen und ihre Wochen halten müſſen, ohne das Geringſte unter oder über ſich zu haben als ihre Kleider. Oft habe ſie ihn zu ſolcher Kiſte mit der Hand geführet und angeredet: „Siehe, auf dieſer harten Kiſte habe ich Dich zur Welt gebracht!“ Da ſie dann mit Thränen der damahligen elenden Zeiten und dann auch der vielen Barmhertzigkeit, die GOTT an ihr und den Ihrigen gethan, ſich mit vieler Gemüthsbewegung zu erinnern gepflegt habe.

Ein echtes Stadtkind aber und zwar ein Sohn des kunſtreichen Goldſchmiedes Matthias Peterſen, welcher mit ſeinem ebenſo geſchickten Bruder die meiſten Charten zu Danckwerths berühmter Landesbeſchreibung in Kupfer


Pet: Gold
ſchmidii
Hölliſcher
Morpheu

Titelbild zu P. Goldſchmieds Hölliſchem Morpheus.

geſtochen hat, iſt **Petrus Goldſchmied**, Paſtor zu Sterup in Angeln, der Verfaſſer des „wider die vorige und heutige Atheiſten, Naturaliſten, und namentlich wider den Schwarmgeiſt D. Beckern in der Bezauberten Welt"* gerichteten, um 1704 an das Licht getretenen „**Hölliſchen Morpheus**, welcher" — laut dem Titul — „kund wird durch die geſchehene Erſcheinungen derer Geſpenſter- und Polter-Geiſter, darauß nicht allein erwieſen wird, daß Geſpenſter ſeyn, was ſie ſeyn und zu welchem Ende dieſelbigen erſcheinen, aus allen aber des Teuffels Liſt, Tücke, Gewalt, heimliche Nachſtellungen und Betrug handgreiflich kann erſehen und erkannt werden."

Zur beſſeren Veranſchaulichung iſt das Porträt dieſes unſauberen Geiſtes ſofort dem Buche vorgedruckt; zweifelhaft ſcheint es mir indeſſen, ob auch ſeine genaueſten Freunde ihn darin haben erkennen mögen. Aus einem etwas feiſten Antlitz ſchauen die kleinen Augen träge und mühſelig vor ſich hin, was eben nicht zu verwundern iſt, denn der vorn hängende ſchwere Fettwanſt ſteigt hinten zu einem ungeheueren Buckel auf, der überdies von einem kleinen munteren Drachen in Beſitz genommen iſt, ohne Zweifel dem Beherrſcher des Fliegenungeziefers, von dem der arme Morpheus überkrochen wird. Und dies alles nebſt dem drallen an der Erde ſchleifenden Sauſchwanz muß der Vielbeſchäftigte mittelſt eines Rinds- und eines

---

* Des Holländers **Bekker** Buch gegen den Glauben an Teufel, Geſpenſter und Hexen, **die bezauberte Welt** (de betoverde Wereld) genannt, ward bekanntlich in alle Sprachen, auch ins Deutſche überſetzt. In dieſem Buche war bewieſen, daß es Grauſamkeit und Narrheit ſei, bösartige oder unglückliche, von der Natur vernachläſſigte, von Alter und Armut gedrückte weibliche Geſchöpfe, oder auch Perſonen, die dem unwiſſenden Haufen übernatürliche Dinge zu verrichten ſchienen, als Verbündete des Teufels zu verfolgen, zu quälen, grauſam hinzurichten. (Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts von F. C. Schloſſer. Bd. 1, S. 557.) [St.]

Hahnenfußes auf ſeinen Berufswegen mit umherſchleppen. Es iſt billig zu bewundern, wie dieſem Mühſeligen und Beladenen noch die Luſt zu ſolchen Neckereien und Leibesübungen anwandeln konnte, wie der Verfaſſer ſolche bei ihm wahrgenommen hat.

„Was meine Ohren ſelbſt gehöret," meint derſelbe, „kann ich mit Wahrheit aus der Feder fließen laſſen. In meiner Jugend und meiner beyden ſeligen Eltern Leben hat man in ihrem Hauſe in Huſum in der Norderſtraße nicht weit von der Kirchen dergleichen Teuffels-Gaukeley offt gehabt. Denn meine ſelige Mutter in Erbſchafft wegen ihrer erſten Ehe einen, wie man da ſagt, Todten-Tiſch empfangen, und ward ſolcher Tiſch in der Nachbarſchaft, wenn ſich ein Sterbfall begab, gerne ausgeliehen. Was aber merkwürdig allhier war, war daß wir unfehlbar allezeit etliche Tage vorher, ehe der Todten-Tiſch den Todten anzukleiden gebrauchet ward, höreten Winſeln, Weheklagen, Heulen und dergleichen Geräuſch, ſo zu ſolcher Zeit gemachet wird. Dahero meine itzo in GOtt ruhende Eltern bewogen wurden, dieſen Todten-Tiſch aus dem unterſten Hauſe wegzunehmen und oben hin auf den Boden zu bringen. Allein da man meinete, daß man allen Lerm abhelffen wollte, gab man Urſache zu größerem; ſintemahl der Boden allezeit mit Poltern angefüllet ward, indem man die Treppe auff und niederging und an dem höltzern Tafelwerk anſtieß. Solches Poltern agirete der Teuffel allezeit etliche Tage vorher, und das bisweilen mit ſolchem Ungeſtüm, daß meines ſeligen Vatern damohliger Lehrjung bewogen ward zu ſchreyen, daß Diebe im Hauſe wären. Da wir alle auffkamen aus dem Bette, war das Haus gantz veſte verſchloſſen und nirgends eine geöffnete Luke; darüber wir endlich in uns ſchlugen, und des Teuffels Polterey mit oder über dem Todten-Tiſch uns erinnerten."

Dieſem Berichte unſers alten Gewährsmannes gegenüber kann ich nicht verſchweigen, daß auch auf dem Packhausboden meiner Großmutter, als der Älteſten der mütterlichen Familie, ſich zwar kein Totentiſch, wohl aber eine „Totenlade“ von ähnlicher Extraktion befand. Noch ſehe ich bei dem Tode meines Großoheims die ſchielende Leichenbekleiderin, deren bleichem Geſichte man es anzuſehen glaubte, daß ſie ſich von Begräbniskringeln nähre, vor der grauen, dreieckigen Kiſte knien und mit geſchäftlichem Behagen die damaſtenen Bahrtücher und die ſchwarzen Flore und Bänder zur Verzierung der großen Wachskerzen hervorſuchen und in feierlicher Ordnung für ihren grauſigen Zweck beiſeite legen. Schon das hätte genügt, um jenes plumpe, nur bei ſolchen Gelegenheiten an das Tageslicht gezogene Ding uns Kindern unheimlich zu machen; allein der Kutſcher, welcher auf dem Bodenraume darunter, und der Schreiber, welcher zur ebenen Erde ſeine Schlafkammer hatte, verſicherten überdies einſtimmig, daß ſie, vom Schlafe aufgeſtört, ſchon einige Nächte vorher die alte Lade mit ihren Klumpfüßen deutlich die ſteilen Treppen hätten herabkommen hören. — Aber freilich, es war jetzt nicht mehr der Teufel, der ſolches Gaukelſpiel trieb, auch nicht im Gegenſatz hierzu, wie ſpäter bei Jung Stilling in ſeiner „Theorie der Geiſterkunde“, Warnung oder Weckruf Gottes, es war jetzt das düſtere Ereignis ſelbſt, das ungeduldig ſeine Ankunft meldete und ſeinen Reflex in die Gegenwart zurückwarf; in andern Fällen wohl auch die rätſelhafte Begabung der ſich ſelber unergründlichen Menſchenſeele.

Herr Petrus Goldſchmidt jedoch hatte es lediglich mit dem Teufel zu tun, und zwar ſcheinen die Begegnungen mit ſelbigem zu den alltäglichen Vorkommniſſen ſeines Lebens gehört zu haben; daher er ſich denn auch wenig dadurch in ſeiner geiſtlichen Ruhe ſtören ließ. So, da er 1692 ſein Pfarramt zu Sterup angetreten, hat es in ſeiner Schlafkammer getobt, als wenn alle Wände über den Haufen geworfen und alles Tafelwerk in kleine Späne geriſſen würde, ſo daß ſeine Liebſte darüber ſehr erſchrecket; denn da er dem Geſinde mit dem Glöcklein ein Zeichen zum Aufſtehen gegeben, hat es, je mehr er klang, deſtomehr Gepolter gemachet, bis daß, da nach vielem Klingen das Geſinde mit Licht gekommen, das Gepolter ſich ohne ein Merkzeichen geſchehenen Schadens verloren habe. — Desgleichen an einem andern Abend, da auf einen nicht wohl beleumundeten Vorgänger die Rede gekommen, und der Verfaſſer geſprochen, „er wünſche herzlich, daß derſelben Perſon Seele wohl ſein möge," hat es, da die Wörter kaum geſprochen, mit einem Stabe zu dreien Malen an die Stubentür geſchlagen und alſo gleichſam ſeine Rede beantwortet; darauf denn unter dem Bauriſchen Geſinde ein Schrecken und hernach mancherlei Meinungen entſtanden. „Ich aber, wie billig," fügt der tapfere Paſtor hinzu, „habe in ſolchen Fällen über des Teufels Gaukelſpiel lachen müſſen."

Wie handgreifliche Späße aber der Teufel ſich zu jener Zeit im hellſten Sonnenſchein erlaubte, davon liefert ein früheres Erlebnis des Verfaſſers den ſchlagendſten Beweis. Er erzählt die Sache folgendermaßen: „In der Zeit anno 1685, da ich mich bei meinem itzigen Herrn Schwiegervattern, Wohlehrwürdigem Prediger des Kirchſpiels Esgrus in Angeln, auffhielte, als Informator ſeiner Söhne, begab's ſich, daß ich an meiner linken Hand ein Geſchwür empfing und deswegen den Wundarzt in dem nächſtangelegenen Flecken Cappel, Nahmens Daniel Preß, gebrauchen muſte, ſolchen Schaden zu verbinden und zu heilen. Nachdem nun auff einen Sonnabend Nachmittag gegen 3 Uhr wieder von Cappel abritte zu Hauſe und zwiſchen dem Dorffe Meelby und Sandbeck in dem Redder kam, begegnete mir eine Vornehme und bey der gantzen Holſteinſchen Nobleſſe in ſondern Ehren, ſo wol des Geſchlechts als Alters, Geehrte und ſonſt bei jedermann im Lande der Gottſeligkeit halben berühmte Hochadeliche Perſohn, welcher Nahme mit großen Römſchen Buchſtaben F.H.V.A.F. nur exprimire, nebſt zwo bey ihr in der Caroſſe, welche der bekannte Kutſcher mit vier Pferden trieb, gleich als wenn ſie einen fernen Weg reiſen wollten. Da mir die Hochadeliche Perſohn ſehr wol bekandt war, war ich deſto bereiter, auch gehorſahme Reverence derſelben zu machen, da denn zugleich das Pferd, welches ich ritte, anfing zu ſchnauben und alle poßierliche Sprünge zu machen, ſogar auch, daß mit demſelben in die Strenge der beyden vorderſten Pferden vor den hinterſten hineinkam. Alle Perſohnen ſaſſen und lachten, doch hielt Kutſch und Pferde ſtill, daß meines Pferdes Hinterfüſſe glücklich aus den Strengen herausbrächte. Darauff ich denn meine Entſchuldigung gegen die Perſohnen machte, die aber kein eintziges Wort, ſondern nur lauter lachende Minen mir machten, da ſie mich alle wol kannten. Schämte mich alſo nicht wenig über das Gepolter, ſo da gemachet hatte, und gab dem unberittenem Pferde die Schuld, und in ſolcher Alteration brachte es deſto geſchwinder auf dem Rückweg zu Hauſe. Sobald ich nun ins Hauß gekommen, erzehlete die Faute, ſo begangen hätte, wiewol mit Beſtürtzung derer, die es anhöreten, indem man gewiß wüſte, daß die Hohe Perſohn nicht außgefahren wäre und gar gewiß auch in deſſelben Augenblick auff ihren Adelichen Sitz mit den Ihrigen ſich beſandt. Hätte alſo damahls nur mit den vermummeten Teuffeln meine Complementa gehalten, und dieſe mich geäſſet."

Nach einer ſolchen Erzählung macht der Autor dann wohl einen Halt zum Atemholen; er ſtemmt gleichſam die Arme in die Seiten und ruft, triumphierend um ſich blickend: „Ich möchte wohl wiſſen, was Doktor Becker auf dieſe Geſchichte antworten wollte!“

Freilich, der Verfaſſer von „De betoverte Wereld“, der tapfere weſtfrieſiſche Paſtor, konnte ihm nicht mehr antworten; er ruhte ſchon ſeit ſechs Jahren im Grabe, nachdem ſeine orthodoxen Amtsbrüder, unter Anſchuldigung des Sozianismus und Carteſianismus, ihn zwar nicht um ſeine Überzeugung, wohl aber um Amt und Brot gebracht hatten. — Aber auch an dem toten Manne ſcheint der lebende Kollege desſelben einen ſchwer zu bewältigenden Gegner zu haben; denn obwohl er deſſen Schrift für „altvettliches Plauderwerk“ erklärt, das nur Ekel und Gelächter erregen könne, und auch während dem Schreiben eine „vornehme Perſohn“ ihn gebeten, er möge mit Verwerffung der ungebackenen Beckerſchen Gründe nicht zu weitläufig ſein, weil faſt kein Eintziger des D. Beckers Sachen mehr anſehen möge, ſo iſt er doch unermüdlich, mit Zitaten und Exempeln wider ihn ins Feld zu ziehen und klärlich darzulegen, „wie Satan ſpielet in den Kindern des Unglaubens.“ — „In unſerm Europa“ — ruft er in der Vorrede aus — „floriret, GOtt Lob! das Chriſtenthum; ach leider! nicht minder die Atheisterey. Die übrige Länder und Reiche zu verſchweigen, ſo kann Holland dieſer Ottergezüchte faſt jährlich neue Gebuhrten geben. Doctor Balthasar Becker in ſeiner bezauberten Welt und mit ihm Zacharias Webber in ſeiner unverſchämten Vertheidigung der Beckerischen Narrheit beweiſen es mit ihren Exempeln; indem ſie die Gewalt und Macht des Teuffels verkleinern, deſſen grauſame Blicke verlachen und zur Sicherheit und Gottloſigkeit alſo alle Päſſe öffnen. Allein alle Unart hat die Ruthe zum Lohn und die Peitſche zum Verdienſt; auch haben dieſe beyde ihre Castigationes billigſt empfangen von hochgelehrten Leuten, indem der Letztere bei allen Redlichen verlachet, und dieſer ſeiner Gottloſen und unzeitigen Klugheit halben ſeines Predigampts entſetzet worden."

Die behagliche Genugtuung, welche ſich in dieſen Worten ausſpricht, dürfte jedoch wenige Jahre ſpäter eine gewiſſe Trübung erfahren haben. Der fromme Verfaſſer des „Hölliſchen Morpheus", welcher 1705 auch gegen Thomaſius ein Buch: „Verworſener Hexen- und Zauberer-Advokat" herausgab, wurde — vielleicht um jener Glaubenswerke willen — im Jahre 1706 trotz Proteſtes der Bürgerſchaft und allerdings ohne Erfolg in ſeiner Vaterſtadt zur Diakonenwahl präſentiert, ſodann 1710 Superintendent zu Parchim in Mecklenburg und 1711 Doktor der Theologie; ſchon in dem darauf folgenden Jahre aber wurde auch er „ſeines Predigtampts entſetzet", und zwar nicht, weil er wie Balthaſar Becker es gewagt hatte, einen friſchen Luftzug in die dumpfe Atmoſphäre ſeiner Zeit zu bringen, ſondern — wie berichtet wird — weil er ſein Amt durch Simonie ſollte erlangt haben. Wegen ſolchen Undanks ſcheint er ſich ſchließlich von den geiſtlichen zu den geiſtigen Dingen hingewandt zu haben; denn er hielt zuletzt ein Wirtshaus in der Gegend von Hamburg, wo er bald darauf im Jahre 1713 ſtarb.

II.

Ich komme nunmehr zu meinem dritten Autor.

Im Jahre 1687, in welchem, nach Laß' Huſumiſchen Nachrichten, Bürgermeiſter und Rath hieſiger Stadt nach gehegtem peinlichem Halßgericht, wie auch vorgenommener ſcharffer Befragung, wider die Margaretha Carſtens, dieweilen ſelbige außer Pein und Banden nunmehro freiwillig bekandt und darauf nachgehendes beſtändig geblieben, „daß ſie nicht allein der berüchtigten Zauberey ſchuldig. ſondern auch mit dem Satan bereits im 21. Jahre ihres Alters ein Verbündniß gemachet und auf deſſen angetragene Hülfe ſich demſelben völlig ergeben", — für Recht erkannten, „daß der Körper dieſer Angeklagten" — denn ſie wurde vor dem Exekutionstage tot in der Fronerei gefunden — „gleich als wenn ſie beym Leben, zur wohlverdienten Strafe, als auch Andern zum merklichen Exempel und Abſcheu von dem Scharfrichter am gewöhnlichen Richtplatz geführet und alſo zur Aſche gebrannt werden ſolle, cum confiscatione omnium bonorum", in demſelben Jahre ließ ein emeritirtes Mitglied dieſes Raths, der Rathsverwandte und Fürſtl. Gerichts-Secretarius Auguſtus Gieſe im Sinne der Humanität und Aufklärung eine Schrift ans Licht treten, welche den Titul führte: „Der Weh-ſchreiende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Juſtiz bis anhero nicht zu Grabe tragen und nun auch etlicher ihrer Frauen in Kindes-Noth niemand helffen will, — aufgerichtet zu Huſum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leyden, ſo der Magiſtrat darüber eine gute Zeit lang ausgeſtanden; gedruckt zu Hamburg 1687."

Dieſer erſten anonymen Ausgabe folgte zwei Jahre nach des Verfaſſers Tode mit deſſen Namen die mir vorliegende; gedruckt zu Schleswig 1699.*

Herr Auguſtus Gieſe, welcher, obwohl ein in Königsberg und Helmſtedt gebildeter Juriſt, ſich nach Krafts Zeugnis „ſonderlich im studio biblico übete" und überdies, ausweislich der Titel ſeiner vielen übrigen Schriften, mit einem ſtarken Drang zum chriſtlichen Moraliſieren behaftet war, „erlebete unter göttlicher Vorſorge die Zeit, wo er von allen äußerlichen Geſchäften ſeines gehabten

---

* Die Benutzung derſelben verdanke ich dem Herrn Archivarius Dr. O. Beneke in Hamburg, in deſſen ebenſo leſenswertem als lesbarem Buche: „Von unehrlichen Leuten." Hamburg, W. Mauke, 1863, auch der Gieſeſchen Schrift nähere Erwähnung geſchieht. [St.]

Amtsberufes dispenſirt worden, um Gott in der Stille deſto ungehinderter zu dienen und mehrere Stunden auf Ausarbeitungen nützlicher Schriften anwenden zu können.“ Zu dieſen Schriften gehört auch unſer Büchlein, in welchem der Verfaſſer „ſammt Erweiſung Chriſtlicher Pflicht in ſolchen Noth- und Liebesdienſten“ mit der Behaglichkeit des Alters von den Mühſeligkeiten ſeiner hinter ihm liegenden Berufsarbeit zu erzählen weiß.

Es war nämlich bei den Huſumern jener Zeit die herrſchende Scheu vor den „unehrlichen Leuten“ zu einem wahren Ehrlichkeitsfanatismus ausgeartet, ſo daß nicht nur der Scharfrichter und ſeine Leute und Berufsverwandte, der Racker und der Griper, ſondern auch alles, was mit ihnen in die flüchtigſte Berührung gekommen, dieſem unerbittlichen Banne anheimfiel. Inſonders trat dies bei dem Leichtragen jener Diener der Juſtiz zutage. „Mir grauet noch dafür“, ſagt der Verfaſſer, „wenn ich an die Mühe und an die Sorge und an die Hertzensangſt denke, die der Rath darüber in den 38 Jahren, die ich im Amte geweſen bin, mehr als über jenigem andern Dinge auf der Welt außgeſtanden hat.“ — Wenn es nur verlauten wollen, daß Solcher einer krank ſei, ſo iſt ihm das Hertz gleichſam in die Preſſe geſetzet, und je nachdem dann kund geworden, wie ſelbiger kranker werde — werde nicht aufkommen — liege in Zügen — habe es abgeleget, — iſt ihm in Ausſicht, was nun ausbrechen werde, immer angſter geworden; und wenn nun einerſeits das Ueberlaufen und Lamentiren losgegangen „von Leuten, die der Leiche wollten loß ſein und für den zunehmenden Geſtank lenger nicht bleiben konnten“, und andrerſeits der Rat, der hier allenthalben nur ſeinem Leiden entgegengeſehen, trotz Bitten und Exequieren niemanden hat erlangen können, der die Leiche hätte beſchicken und zu Grabe tragen wollen, ſo hat unſer Gerichts-Sekretarius, der dabei nicht allein die Feder führen, ſondern auch ſeinen andern Strang vollauf hat ziehen müſſen, ſich darüber „mannichmal ſelbſten, Gott weiß es, den Tod gewünſchet.“

Das älteſte Exempel betrifft die Beſtattung des um 1633 oder 34 verſtorbenen Scharfrichters M. Albert Müller. „Derſelbe ward,“ berichtet der Verfaſſer, „alwie unſtreflich Er Hausgehalten, auch bei ſeinem Abſterben die Regiſter dieſes Ohrts wol bedacht hatte, durch die damahlige Sechs Viertreger, als Sie hir je und allewege mit zum Angriff (Diebsgreiſer) beſtellet gewehſen, zu Grabe getragen. Was dem Raht zu derzeit im Wege geweſen, wofür ſie anders nicht thun können, weiß ich nicht: So viel weiß ich aber wol, als der Ich Ihn mit zu Grabe geſungen, daß es ein über alle maßen elendes und verdrießliches Spectacel war, zu ſehen, wie die ſechs alte, ungleich gewachſene und zu einem ſolchen actu ſehr ungeſchickte Kerle, als Sie wahren, mit der Leiche ſo abſcheulich fortkamen, wie ſie darunder ſtolperten und ſteneten und (denn der Sehl. Mann war ein ſtarker und ſchwerer Mann) alle Tritte ſchier wollten über den Hauſen gefallen. Und zu allem Wahrzeichen hatte Ihrer Einer ſeinen alten und ſcheuslichen Huet in dem aufheben auf den Sark geſetzet, und weil er ihn von dannen, indem er die Laſt auf den Schultern hatte, nicht herunderlangen können (und hätte es ein ander wollen thun, dem wehre es eine ewige Schande geweſen) ſo geſchach es, daß der Huet oben auf dem Sark ſtehen bleiben und ſich bis an die Grabſtete zu Jedermanns Gelechter müſſen ſchautragen laſſen.“

„Iſt eines;“ wird von dem Autor angemerkt. — „Der Sohn und Amts-Succeſſor, M. Philipp Müller, hatte, um ſolchem Uebelſtande vorzubeugen, mehrere nicht von den geringſten aus der Bürgerſchaft angeſprochen und von einigen derſelben auf Treu und Glauben die Verſicherung empfangen, daß ſie ihn, falls er vor ihnen ſtürbe, zu Grabe tragen wollten; ein fürſtliches Mandat war ergangen, daß, wenn der Rath die Bahre zuerſt angegriffen, die, welche ſich dem Leichtragen entziehen oder demnächſt denen, welche getragen, Solches aufrücken würden, mit hoher Geldſtrafe Andern zum Exempel ſollten angeſehen werden; als aber nun die Stunde kam und der todte Meiſter in ſeinem Sarge hinausgetragen werden ſollte, da half weder, daß der Fürſtl. Befehl öffentlich verleſen wurde, noch daß Bürgermeiſter — es war Titus Axen, der frühere Hamburger Domherr, unſers Autors Schwiegervater — und Rath in die Frohnerei traten und die Bahre ein Stück hervorruckten; denn während deſſen hatten ſich drei der Leichträger abſentirt, und die Noth im Lager währete ſo lang, bis von den Herren Predigern einige vortraten und der auf der Gaſſe zur Leichfolge verſammelten Bürgerſchaft ſo lange und beweglich zuſprachen, bis ihrer drei ein redliches Stück thaten und ſich den übrigen Trägern zugeſellten. So kam die Leiche denn dies mal noch ſo ziemlich zu Grabe. Als man jedoch die Ausreißer, unter denen ſich Viele vom Handwerk befanden, wollte greifen laſſen, da hatten es die ‚ſogenannten vier Emter* oder Handwerkszunften‘ durch hir und dar einſeitig ingehohlte Zeugnußen und was dabey mehr paſſieret, zu wege gebracht, daß ſie von dem Leichtragen quaestionis, kurtz zu ſagen, eximieret ſein ſollten. Und wie damit, als ſie es vorhatten, für den Magiſtrat und für die Ehre der andern Bürgerſchafft zugeſehen wehre, dazu iſt beſt, daß man dieſes mahl ſtill ſweige.“

Die volkstümliche Unehrlichkeitslogik ſollte ſich bald noch ſchärfer geltend machen. — Ein Rademacher, ein frommer, ehrlicher Mann war geſtorben und ſollte beſtattet werden. Die Schule und ein zahlreiches Gefolge war vor dem Sterbehauſe verſammelt; als es nun aber zum Aufheben des Sarges kam, ſiehe, da fehlte es wiederum an den nötigen Trägern; von den Anweſenden vollte auch niemand zutreten, und ſo war das Ende vom Liede, daß, nachdem man eine gute Zeit lang gewartet, geſungen und geläutet hatte, endlich die Schule und der ganze Umſtand „novo atque hactenus inaudito exemplo“ dasmal davongehen und die Leiche unbegraben zurücklaſſen mußten. „Und frageſt du, womit es dieſer verbrochen habe, daß ihm dergeſtalt mitgefahren worden, ſo magſt du wiſſen: Er hatte ſich als ein Nachbar vermögen laſſen, dem verſtorbenen Scharfrichter das Todtenhembd anzuziehen, und das war in ſo langer Zeit noch nicht abgekühlet.“ Es war ſogar des einen dieſer Ehrlichkeitsfanatiker ſein „Paeſchetag“; nemlich Er war zum Abendmahl geweſen; und das waren die Früchte davon.

---

* Schneider, Schuſter, Bäcker und Schmiede. [St.]

Jedennoch auch dieſer Mann kam gleichwohl darnach ehrlich zu ſeiner Ruhe, und der Magiſtrat verſuchte nun eine neue Maßregel. — Geraume Zeit zuvor hatte der Archidiakonus Cröchel nach ſeinem Geburtsorte, einer fürnehmen Reichsſtadt, über dortiges Verhalten in derlei Dingen eine freundſchaftliche Anfrage getan und zur Antwort erhalten: wer andere Leute zu Grabe trage, der trage auch den Scharfrichter; ob er als ein Stadtkind denn das vergeſſen habe? Das ſeien ja die Buchbinder. — An die Buchbinder kam es für diesmal nicht; vielmehr wurde unter Herrſchaftlicher Konfirmation nunmehr verordnet, daß die Leichen des Scharfrichters, des Gripers und der Bierträger ſollten von den hierorts für ehrlich geltenden Nachtwächtern, dieſe aber von andern Bürgern, einerlei ob Handwerker oder nicht, zu Grabe getragen werden und ſolches ihnen in alle Wege unverweislich ſein; auch wurde, um dieſes zum Effekt zu bringen, die Zahl der Nachtwächter von ſechs auf acht vergrößert. — „Und damit,“ ſagt der Verfaſſer, „wahr nun das heilige Grab wol verwahret;“ — und wir müſſen annehmen, daß die Nachtwächter ihren neuen Dienſt eine Zeitlang in Ruhe verrichtet haben, — bis einmal einem derſelben ein Kind geſtorben war. Da ging der Lärm von neuem los, ärger als zuvor; die aus dem Handwerk dazu gebeten waren, wollten das Kind des Vaters nicht tragen, der den Scharfrichter getragen hatte; ſie ſuchten durch aus Schleswig beigebrachte Zeugniſſe ſogar den Nachtwächter qua ſolchen unehrlich zu machen; allein Bürgermeiſter und Rat löſeten es ihnen auf, daß hierorts nicht wie dorten derſelbe zum Angriff beſtellet und demnach ehrlich ſei; ein widerſpenſtiger Schuhmacher wurde zur Haft gebracht und darin trotz lamentierender Weiber gehalten, bis er anderen Sinnes geworden war. Über alledem ſtand die Leiche länger als drei Wochen über der Erde. Endlich unter beſondrem Beiſtand der gnädigſten Herrſchaft und ihrer Miniſtri wurden die vier Ämter beſiegt, ſo daß ſie ſich reſolvierten, künftig gleich andern Bürgern die Nachtwächterleichen zu Grabe zu tragen. Nur aus beſondrer Güte des Rats und auf ihre flehentliche Vorſtellung, daß ſie, bis der gegenwärtige Sturm ſich ein wenig gelegt, ihr „bandeloſes Geſinde“ nicht würden halten können, wurde für diesmal davon Abſtand genommen; jedoch erſt, nachdem ſie ſich vor dem Sterbehauſe ſiſtieret und ihnen daſelbſt die Meinung des Rates öffentlich war kundgetan worden.

Ohn' Ärgernis ging es bei alledem auch künftighin nicht ab; ein armer Fußknecht, der ſeines Chriſtentums von jedermann gutes Zeugnis hatte, mußte nach ſeinem Tode einen ganzen Tag unbekleidet liegen, bis gute

Frauen aushalfen; um das Kind eines andern Fußknechts hinzutragen, mußte Verfaſſer ſeinen Dreſcher erbitten, nachdem Schule und Umſtand, Gott weiß, wie lange, gewartet hatten; ein Leineweber kam wegen Widerſpenſtigkeit ins Gefängnis, ein Weißbäcker trotzte wenigſtens damit, daß er beim Leichtragen eines Nachtwächters mit den allerſchmutzigſten Kleidern aufgezogen kam, und ein anderer Bürger warf — mochte ſchaufeln wer da wollte — als die Leiche ins Grab geſenkt war, die Schaufel unmutig fort und lief davon.

Alles aber war Kinderſpiel gegenüber dem, was ſich bald darauf in dem anderen sexu begab. „Nemlich," ſagt der Autor, „es iſt bekannt, daß unſer Scharfrichter hat einen Knecht, und der Knecht hat eine Frau, und der Frauen kam die Zeit, daß ſie nach aller Frauen Weiſe in die Wochen ſolte. Und da ſolte ſich verſtehen, daß wie das weibliche Geſlecht gemeiniglich weicher und mitleidiger und vornehmlich in Fällen, ſo die Geburt angehen, williger iſt, ſo daß ſich auch ein Weib, das bey den Dingen hergekommen, nicht ſiech leget, einer Kue, wen Sie kalben ſol, Hülfe zu thun; alſo viel weniger ein ſolch armes Menſch die weibliche Handreichung ſolte vermißt haben. Aber was geſchieht? Und was hat der Feind Gottes und alles Guten zu thun? — Erſtlich die Bademutter, die zu ſolchem Amt expresse beſtellet und von der Gemeine ihr Jahrgehalt gehabt hat, ſetzet den Kopf auf und wil nicht, und weil Sie nicht wil, ſo wollen die andern, die dergleichen auch zu thun pflegen, auch nicht; und als Sie vorgeben, ſollen andere junge Frauen gedrohet haben, keine ſolche mehr zu ſodern, noch zu leiden, daß ſie an ihren Leib Hand anlege." Selbſt die ernſtliche Zuſprache des Rates hat hier nicht verfangen wollen; die Macht der Finſternis iſt ſo groß geweſen, daß, was man auch geſaget und geſungen, das arme Menſch in der höchſten Not hilflos ſo lange hinſitzen müſſen, bis ſie das Kind darüber eingebüßet. Der Verfaſſer kann es nicht unbilligen, daß die Bademutter darüber fürerſt ihr Jahrgeld quitt geworden iſt; dann verſucht er auf vielen Seiten und nicht in ſanfteſter Weiſe eine Ehrenrettung des Schinders. „Was pecciret er dadurch an ſeinem Nebenmenſchen, daß er den Unflath wegbringet? — Ich bitte ſie, meine ſaubere junge Frau, Sie bedenke doch, was Sie ſaget: Will Sie darin ſitzen bleiben bis über die Ohren? — Ich muß Euch die Wahrheit ſagen, ihr lieben Engelchen, vestris sordibus sordet, oder, daß ich deutſch mit Euch rede, euer eigner Biſem iſt es, der ſo reucht!" — und weiter, omissis omittendis: „Und Wir, ſolche Miſtfliegen und Dreckwürmer und Stinkmatzen, als Wir ſind, deren etliche ſich dünken laſſen, lauter Blumen in Gottes Riechbuſchlein zu ſein, Wir vermeſſen Uns noch, in unſerer ſchwulſtigen Inbildung in dem Unflath des leidigen Sathanas, da er Uns von dem Nacken bis an den Hacken mit angeſmiret, recht wohl zu riechen, und dorfen für einen mit dem Bluht Chriſti erlöſeten Menſchen, den er in der heiligen Taufe zu ſeinem Kinde angenommen, die Naſe rumpfen, durfen Ihn aspernieren, und mit unſerm gleichſam feuerſpeienden Drachenrachen den Rakä oder Rakker heißen! Da wir uns billig für GOtt, wenn Wir Uns anſehen, in den Miſt verkriechen, Uns ſelbſten anſpeien, und für einen Ueberſwang ſeiner Gedult, daß er Uns leben leßet, aufnehmen ſollen."

Die von dem Henker und ſeiner Umgebung ausgehende Anrüchigkeit reichte noch weiter. — Um die Zeit, „als der Ungeiſt den gemeinen Mann wider das Leichtragen zu animiren am geſchäftigſten war," genaß im Gefängnis — Autor weiß nicht einmal beſtimmt, ob in der Fronerei — ein Frauenzimmer eines Kindleins, ſo daß die leibliche Geburt ſo weit ihre Richtigkeit hatte. Aber nun ſollte das liebe Kind die heilige Taufe haben, und kein Menſch weit oder ſeit wollte Gevatter ſtehen; die Herren Geiſtlichen lehnten ihre Mitwirkung mit dem Bemerken ab, wenn man ihnen das Kind durch die Gevattern präſentiere, ſo wollten ſie ihr Amt tun. Bereden ließ ſich niemand, ſtocken und blocken zu ſo heiliger Verrichtung konnte man die Leute auch nicht, und das Kind ſollte doch getauft ſein. Endlich waren zwei erwachſene Kinder — es iſt nicht klar, ob der armen Mutter oder des wohledlen Rates ſelbſt — als Gevattern aufgebracht, und unſer Herr Stadtſekretarius hatte ſich ſchon mehrmals mit dieſen und anderen Ratsmitgliedern in der eitlen Hoffnung, bei Wege lang den dritten Gevatter zu finden, zur Vornahme der heiligen Handlung in die Kirche begeben; da, wie ſie einmal wieder nach vergeblichem Verſuche das Gotteshaus verlaſſen wollen, gedenken ſie eines gutherzigen Bürgers, und als ſie ihn zu ſich in die Kirche ſodern laſſen, erklärt derſelbe: Ja, er wolle es in Gottes Namen tun, wenn ſeine Frau und Kinder es nur leiden wollten. Die Ratsmitglieder dagegen animierten ihn, wie er der Herr im Hauſe und Vater ſeiner Kinder wäre, und daß ihm der Gevatterpfennig aus der Stadtkämmerei ſollte verabreicht werden. — Und damit gingen die Herren Ratsverwandten nach Hauſe, froh und guten Mutes, daß der Anſchlag ſo wohl geraten, und ſie es ihrer Meinung nach ſo gut ausgerichtet hätten. — „Aber was geſchieht da?“ ruft der Verfaſſer. „Indem ich ſitze, ermüdet von dem, was passieret wahr, ſiehe ſo komt des Mannes Tochter, ein ſonſt wohlgeſchaffenes Menſch, über zwanzig bis dreißig Jahr alt, rauſet die Haar auß den Kopf und ſchreiet, als laut ſie kan: Ob man ihren alten Vater nu ſchenden wolle? Und Sie ſeine Kinder hetten ſich, wiewohl Sie Geldes und Guhts nicht viel über hetten, doch der Ehre befliſſen, und ſolten nun ſo übel, daß es GOtt müße erbarmen, geſchendet werden! Nein, dazu ſolle es nicht kommen, und ſolte es Ihr auch ihren Kopf koſten! Und was deß eitlen unnützen Zetergeſchreies, womit ſie mir das Haus füllete, mehr wahr." — Der langmütige und in ſolchen Fällen vielgeprüfte alte Herr tat mit allem, was er je gelernt, ſein Beſtes und ſuchte ihr freundlich auseinander zu ſetzen, worin die rechte Ehre beſtehe. Da aber nichts verſchlagen wollte, ſo kehrte er endlich das Rauhe nach außen, und er ſagte ihr, „ſie ſolle ſich hinſcheren, ſich auf den Hindern ſetzen und das Rad vor die Schienen nehmen, oder man werde einer ſolchen als Sie ſei, etwas anders beweiſen; da Sie denn beſſeren Kauf gab, und ſo viel endlich erfolgte, daß der Mann mit unberauſtem Haar und Bahrt hingehen und das gute Werk endlich verrichten mögen."

Der Ratsverwandte und Fürſtliche Gerichtsſekretarius Auguſtus Gieſe ſtarb hochgeehrt im Jahre 1697, mit Hinterlaſſung vieler gedruckter und noch mehrer ungedruckter Schriften; der „Wehſchreiende Stein" wurde, wie berichtet, ſogar zum zweitenmal aufgelegt; auch ſcheint man kein Haar darin gefunden zu haben, als 1724 der Amtmann, Baron von Gersdorff, die ganze Bürgerſchaft zu dem Begräbnis ſeiner Kammerjungfer invitieren ließ; aber den Scharfrichter wollten die Huſumer doch nicht begraben, oder vielmehr, es ſcheint, als habe der Scharfrichter, der übrigens, ſolange es hierorts einen ſolchen gegeben, allezeit Müller oder plattdeutſch: Möller geheißen hat, ſich bei dem verordneten Nachtwächterbegräbnis nicht beruhigen können; denn ſchon 1706 ergeht auf ſeine Interpretation an Bürgermeiſter und Rat ein Fürſtl. Pönalmandat, daß ſie die Bürgerſchaft anzuhalten, „den Scharfrichter und die Seinigen, falls ihnen etwas Menſchliches widerfahren ſollte, gleich andern redlichen Leuten zu Grabe zu tragen, zu folgen und zu beſtätigen." Als aber der Meiſter 1715 ſtirbt und ſchon vier Tage als Leiche über der Erde geſtanden hat, findet deſſen Witwe Veranlaſſung, höheren Orts ſupplizierend auszuführen, daß Bürgermeiſter und Rat ſich hautement dahin deklarieret, da ihres Mannes ſeliger Vater durch die Nachtwache hingetragen, ſo könne ihrem Mann auch keine honorablere Beerdigung zugeſtanden werden, daß aber ſolche Proſtitution wider das Hochfürſtliche Mandat und die Usance ſtritte, indem die vorige Beerdigung als ein factum unicum et alienum nicht in Betracht kommen könne. — Am 4. Februar 1715 erfolgt die Einſchärfung des Pönalmandats; am 8. aber ſetzet der Rat ſich hin und verfaßt ſeine alleruntertänigſte Remonſtration. In dem Konzepte — denn es ſind nunmehr die alten Scharfrichterakten unſerer Stadt, worin ich blättere — wird zunächſt die Aufhebung jenes älteren Mandates durch ein noch ſelbigen Jahres darauf ergangenes dokumentiert und überdies angeführt, die zum Begräbnis beſtimmten Perſonen hätten erklärt, ſie wollten lieber alles, was über ſie verhängt würde, erleiden, als ſich und ihre Kinder ſolchem blâme auszuſetzen; und ſo ſehr war auch bei den Konzipienten der „Wehſchreiende Stein" ihres ſeligen Amtsbruders ſchon in Vergeſſenheit geraten, daß ſie ſich nicht verhielten, als auf einen Präzedenzfall, auf jenes „Bierträger-Begräbnis" des alten Albert Müller zu pochen, welches dort als ein „über alle Maßen elendes und verdrießliches Spectacul" gebrandmarkt war. — Allein das Konzept wurde nicht mundiert. In dem demnächſt abgeſandten Schriftſtück ward vornehmlich nur die nicht genugſame Verwunderung darüber ausgeſprochen, daß Supplikantin nicht allein dieſer Sache halben Lärmen anzufangen ſich gelüſten laſſen, ſondern ſogar ſich unterſtehe, die Nachtwächter zu blamieren, die hierorts ehrliche

Bürger und zu allen Gewerken und Innungen zugelaſſen ſeien, auch im Todesfalle nebſt Frauen und Kindern von den honetteſten Bürgern zu Grabe getragen würden; im übrigen machen Remonſtranten ſich anheiſchig, „nebſt dem Miniſterio und den vornehmſten Bürgern der Stadt die Leiche zu folgen und aus dem Sterbehauſe bis an ihre Ruheſtatt gewöhnlichermaßen zu begleiten, auch die Trauerleute wieder ans Haus zu bringen und das zu tun, was bei andern Leichen prätendiert werden könne"; wünſchen aber aller anderen Zumutung von der Supplikantin entübrigt zu werden. — Es erfolgt dann unterm 11. Februar auch der Beſcheid, daß letztere, da es mit der Nachtwache ſolcherweiſe beſchaffen, ſich mit dem Hintragen durch ſelbige zu begnügen, und es übrigens ratione der Begleitung mit der getanen Offerte ſein Verbleiben habe; und ſo mag nach allem Streit, der über ſeiner Bahre ſich entzündet, auch dieſer Meiſter ſchließlich, zwar von Nachtwächtern getragen, aber von einem hochachtbaren Gefolge in ſtattlichen Perücken und Trauermänteln begleitet, aus der Fronerei an ſeinen letzten Ruheort gekommen ſein.

Um 1741 taucht der Scharfrichter als ein faſt überluſtiger Geſelle in den Akten auf, der es vorzieht, ſchon bei lebendigem Leibe den Herren vom Rat und andern guten Leuten zu ſchaffen zu machen. Er beſchwert ſich wiederholt bei der Statthalterſchaft über unrechtmäßige Schmälerung ſeiner Dienſteinkünfte: alle Jahr müſſe er zwar vier Wochen hindurch Hunde ſchlagen laſſen, aber Hundezeichen dürfe er nicht mehr verkaufen; „vor Einen am Pranger auszuſtäupen", was anderwärts mit 5 Talern honoriert werde, ſeien ihm „eine Zeithero nur acht Schillinge zugeleget", was er allein an Beſen und Stricke verwenden müſſe; für den zuletzt ausgeſtäupten Juden habe er ſogar nicht einen Heller bekommen; was aber das beſte Akzidenz des Dienſtes, das Betreiben von Kuren anlange, ſo ſei dies ſchon 1725 bei ſchwerer Strafe verboten worden;* ſonach bringe der Dienſt nicht mehr ein, als ihm ſeine Knechte und Pferde koſteten, und habe er längſt, wenn ihm von ſeiner Schwiegermutter, der Scharfrichterin in Schleswig, nicht Aſſiſtance geleiſtet worden, benebſt Frau und Kindern krepieren müſſen.

Aber der Magiſtrat bleibt nicht dahinten; von weit und breit werden Zeugen vernommen, um darzulegen, daß das mangelhafte Auskommen des Imploranten nur von ſeiner „unartigen Aufführung und ſeiner üblen und verſchwenderiſchen Lebensart“ herrühre.

Und wahrlich, ein Duckmäuſer oder „Küß-den-Pfennig“ iſt unſer Meiſter nicht geweſen! Er klopft des Nachts die Wirte aus den Betten, und wenn ſie nicht öffnen wollen, ſo ſchlägt er ihnen brevi manu die Fenſter ein, denn es geht bekanntlich auch auf dieſem Wege; wird er dagegen eingelaſſen, ſo bläſt er die angezündeten Lichter aus, nimmt die Bierkrüge von den Riegen und geht damit von dannen. Er prügelt Brunetto den Perückenmacher und Stehnmeyer den Kupferſchmied, und ſchlägt dem Gerichtsdiener Hut und Perücke vom Kopf; er ſpielt im Bierhauſe mit Handwerksleuten und Reutern Scharwenzel und „Eben oder Uneben“, und wenn er ſein Geld verſpielt und ihnen ſeine Taſchenuhr hat zum Pfande geben müſſen, ſo zieht er den Hirſchfänger und fordert ſie heraus, ſich mit ihm zu ſchlagen, und erklärt ihnen, ſolche Kerls achte er „nicht mehr als das Sand auf der

---

* Wenn einem ſpäteren Müller um 1773 von ſeinem Lehrmeiſter, dem Kieler Scharfrichter, atteſtiert wird, daß er acht Jahre als „Patienten-Verbinder“ bei ihm geweſen, ſo mag ſich das wohl nur auf die Geſtäupten oder bei ſonſtigen Exekutionen Verletzten beziehen. Übrigens war noch vor etwa fünfzig Jahren das in hieſiger Fronerei bereitete „Scharfrichter-Pflaſter“ ein beliebtes Univerſalmittel. [St.]

Diele.“ Aus der Fronerei, wo er mit ſeinem Stiefvater Oſthauſen wohnt, der während ſeiner Unmündigkeit den Dienſt verwaltet hat, hört man um Mitternacht die Degen klirren; auch ſieht man den Meiſter mit bloßer Klinge aus dem Hauſe laufen. Sogar der Reuter-Wachtmeiſter iſt nicht ſicher vor ſeiner Raufluſt. Nachdem er in der Schankſtube Händel mit ihm angefangen, weiß er ihn trotz ſeines Sträubens auf die Gaſſe hinauszunötigen; am Hafen angekommen, läuft er in ein Haus, reißt dort einen Pallaſch von der Wand, und nun wird die Sache auf offener Straße ausgefochten, wo freilich unſer Meiſter mit einer Hiebwunde an der Hand gezeichnet wird. — Aber auch ſanftere Anregungen bewegen ihn. Nachdem in einer Nacht des Michaelisjahrmarkts ein Widerſacher von ihm zu Boden geworfen iſt, dinget er ſich Spielleute und zieht ſolcherweiſe, die dunkle Stadt mit Muſik erhellend, vergnüglich durch die Gaſſen; auch in dem benachbarten Garding, wo er eine Exekution zu vollſtrecken hat, läßt er die Stadtpfeifer kommen und nach wohlgetaner Arbeit ſich mit Muſik aufwarten. — Des ſchnöden Silbers achtet er nicht ſehr; der Gaſtwirt Meyer, wenn er nachts bei dieſem angekommen, hat es oft geſehen, wie er ganze Hände voll Geld in der Stube umher und über Tiſch und Bänke geſtreut hat. Zeuge meinet freilich, in Völlerei und, um Gelegenheit zu unnützen Händeln zu ſuchen; allein er ſcheint des Meiſters freigebiges Herz zu verkennen und nicht zu wiſſen, daß derſelbe, nachdem er in der Schenkſtube faſt ſein ganzes im Lederhandel eingeſtrichenes Geld verſpielt, noch draußen dem auf dem Markte Wacht haltenden Reuter einige Münzen hingelanget, und auch des Handſchuhmachers und andern Kindern ganzer Zwölfſchillingſtücke zugeworfen hat.

Daß er ein arger Schelm geweſen, ſteht gleichwohl nicht zu leugnen. Den Goldſchmied Hanſen und ſeinen

Bruder, den Buchbinder, welchen letzteren er ſchon früher einmal aus dem Fenſter geworfen hat, weiß er eines Abends zu bereden, daß ſie ihn aus der Bierſtube, wo er, wie gewöhnlich, Lärmen gehabt, nach ſeiner Fronerei begleiten. Hier werden ſie von ihm forcieret, Thee, Wein, Branntwein und allerlei ſtarke Getränke zu trinken; die ganze Nacht will er ſie nicht fortlaſſen und treibt allerlei Spötterei mit ihnen. Dem Buchbinder nimmt er die „Tüffeln“ weg und droht, ſie ſeinem Knecht zu geben, wo ſie dann nimmer wiederkommen würden; und während ſolcher Scherze muß der ehrſame Handwerksmeiſter in den Stiefeln des Scharfrichters ſitzen, die dieſer mitleidig ihm geliehen hat. Ja, zu ihrer mehreren Beſchimpfung ſucht der treuloſe Gaſtgeber am andern Tage zu verbreiten, daß er die beiden in ſeinen Gefangenkeller geworfen gehabt. Deſſen allen beklagen ſich die würdigen Bürger auf das bitterſte.

Es ſcheint übrigens durchaus in der Natur dieſes lebhaften Halbmeiſters gelegen zu haben, ſeine Gelage mit dergleichen kleinen Schnörkeln zu verzieren; er iſt ſtets bereit, etwas zum Beſten zu geben, aber ſeinen Spaß, freilich, will er davon haben. Bei einem Glaſermeiſter, wo er mit andern zuſammentrifft, läßt er erſt Bier, dann vier Flaſchen Franzwein holen; als aber die liebe Gottesgabe ausgetrunken iſt, ſtreicht er den berauſchten Gäſten das Geſicht mit Schwärze an; die junge ebenfalls ſchwarz angeſtrichene Tochter der Grete Rohrmannſch hat er, wie es in den Akten heißt, „ſo vollgeſoffen, daß ſie wie todt dagelegen und ihr die Flammen als ein Rauch aus dem Halſe geſchlagen“; die Mutter derſelben, welche ſie abzuholen kommt, erhält ſofort denſelben Anſtrich. Wir erfahren dies alles aus dem Zeugnis der Grete Rohrmannſch ſelber; ob ſie beim Trinken mitgehalten, darüber läßt ſie nichts verlauten. Aber der demnächſt vernommene

Glaſermeiſter hat uns verraten, auch ſie habe zwei Flaſchen Sekt* geholt und ſei derart in Luſt geweſen, daß ſie ein Neſt mit Eiern von dem Bette geriſſen und dabei gekakelt habe wie eine Henne.

Man ſieht, die Scheu vor der Berührung mit dem Scharfrichter iſt nicht mehr allzugroß; ob aber die wohlehrſamen Zunftmeiſter ihren luſtigen Freund, als ihn ſelber der grimme Tod bezwungen, ebenſo geduldig zu Grabe getragen, als ſie ſich bei ſeinen Lebzeiten von ihm haben aus dem Fenſter werfen und unter den Tiſch trinken laſſen, davon iſt leider keine Kunde auf uns gekommen. Gewiß iſt nur, daß bald nach obigen Vorgängen, im Jahre 1746, noch eine Königl. Verordnung erging, daß ein Scharfrichter und die Seinigen öffentlich nach dem in Anſehung anderer Eingeſeſſenen eingeführten Gebrauche zu beerdigen; der Abdecker aber womöglich durch andere Abdecker, oder, wenn dieſe nicht zu erlangen, durch Taglöhner oder geringe Arbeitsleute, welche dazu von dem Scharfrichter oder ex aerario publico zu dingen, auch, ſofern ſie in Güte ſich dazu nicht verſtehen wollen, durch Straf- und Zwangsmittel anzuhalten, an einem etwas abgeſonderten Orte auf dem Kirchhofe bei ſpäter Abends- oder früher Morgenszeit zu begraben.

Dies ſcheint die letzte urkundliche Spur jenes ſo lange und mit ſo großer Zähigkeit durchgeführten paſſiven Widerſtandes zu ſein. Freilich die Scheu vor dem Freimann war damit noch nicht beſiegt; das hat vor etwa vierzig Jahren noch der letzte Scharfrichter in unſerer Nachbarſtadt Schleswig erfahren müſſen. Er war, wie mir ein dortiges Stadtkind erzählte, in ſeiner Würde herabgekommen, ſo daß er ſich ſogar mit dem ſonſt dem Schinder überlaſſenen Hunde-Werfen beſchäftigte; aber ſein Frongeld pflegte er jährlich, von Haus zu Haus gehend, einzukaſſieren. Dann, ſowie er ſich näherte, wurde die Haustür weit geöffnet, die Stubentüren jedoch hinter den Bewohnern ſorgſam geſchloſſen. Ohne eines Menſchen anſichtig zu werden, trat der Fron in die leere Außendiele; er ſtrich das ihm auf einen Tiſch oder auf der Fenſterbank bereit gelegte Geld ein, trank auch wohl den dabei geſtellten Schnaps, und ging dann fort, um ganz dasſelbe im Nachbarhauſe zu erfahren.

---

* Wahrſcheinlich eine Sorte Bier. [St.]

In meiner Vaterſtadt den letzten Scharfrichter überhaupt und aus dem Geſchlechte derer Müller anlangend, einen großen breitſchultrigen Mann, den ich in meiner Knabenzeit noch oft geſehen habe, ſo ſchien er mir als völlig verkehrsberechtigt angenommen, wenn er auch, ſolange die alte Kirche ſtand, zum Gottesdienſte in ſeinen abſeits gelegenen „Scharfrichterſtuhl“ gehen mußte. Er hatte übrigens nichts von dem unruhigen Temperamente ſeines großen Vorfahren und hat, ſoviel ich weiß, niemandem Beſchwerde verurſacht, als etwa einem Delinquenten, dem er, wie man ſagte, nicht völlig glücklich das Haupt vom Rumpfe getrennt hatte. Sein Sohn und Erbe gelangte nicht zur Nachfolge; nicht ſowohl, weil er zum Beweiſe ſeiner Kunſtfähigkeit ſich nur auf die Beibringung eines Atteſtes über die Kaltblütigkeit ſeines Gemütes zu berufen vermochte, ſondern weil der Anbruch einer lichteren Zeit, wenn ſie auch bis heute die dunkle Geſtalt des Scharfrichters nicht ganz verdrängen konnte, das Amt desſelben doch für unſere kleine Stadt zu einer bloßen Sinekure gemacht hatte. — So kam es, daß der letzte des Geſchlechtes, um doch der angeſtammten Beſchäftigung mit den Köpfen ſeiner Nebenmenſchen nicht völlig zu entraten, unter die Barbiere gegangen iſt. Da er ſeit lange die Stadt verlaſſen hat, ſo vermag ich nicht zu melden, ob er in dieſer Abſchwächung des väterlichen

Berufes die zu hoffende Befriedigung gefunden hat. Übrigens ſcheint den wohledlen Herren unſeres Rates durch dieſen letzten Sproſſen noch einmal eine der ihnen ſo oft aus dieſem Geſchlecht gekommenen Beunruhigungen erſtehen zu wollen; denn, wie verlautet, will derſelbe die vor drittehalbhundert Jahren von ſeinem Urahn für den Antritt des Dienſtes gezahlten vierhundert Kronen nunmehr im Wege Rechtens für ſich zurückfordern.

Die alte Fronerei mit ihrem turmartigen Eckbau und der überkopf eingehängten Luke als Wahrzeichen, lag in der Stadt an dem ſogenannten Kuhſteige, welcher geraden Weges zu der Stelle führt, wo um 1572 bei weiland Bürgermeiſter Luthens Fiſchteich ein Hochfürſtlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue zuoberſt in einem gedoppelten Galgen in ſeinem Fuchspelze aufgehangen wurde. Sie hat noch bis vor einigen Jahrzehnten in unveränderter Geſtalt beſtanden, und auch den Gefangenkeller, worin einſt der ſcherzliebende Meiſter nach ſeiner Angabe ſeine beiden Freunde eingeſperrt gehalten, habe ich noch in ſeinem Urzuſtande betreten. Meine Phantaſie aber ſah hier eine andere Geſtalt, die beſſer zu den doppelten Eiſengittern und den feuchten dunkeln Mauern paßte. Hier hatte zu Anfang des Jahrhunderts der furchtbare Hinrich Schlachter, eine der Schreckgeſtalten meiner Kindheit, nach Empfang des Todesurteils ſeine letzten Tage vollbracht. Eine alte angeſehene Dame, ſeine Wohltäterin, hatte er mit vielen Meſſerſtichen nachts in ihrem Hauſe ermordet; und ſie war nur die erſte geweſen; eine ganze Reihe reicher Matronen, darunter meine eigene Urgroßmutter, ſollte er auf ſeiner Liſte gehabt haben. Wie oft hat meine Großmutter mir das erzählen müſſen! „Hinrich, Hinrich, lat he mi doch leven, wat hev ick em doch dan!" Dieſe letzten Worte des mit ſeinem Mörder ringenden Schlachtopfers, welche von der entfliehenden Dienſtmagd noch vernommen wurden, wie gellten ſie in meine Kinderohren! Und weiter dann: am Tage nach dem Morde, während das Entſetzen bleiſchwer über der kleinen Stadt liegt, tritt ein Nachbar in das Schlachthaus des Mörders, der eben eine Kuh zu Boden geſtochen hat, und erzählt mit Schauder und Wehklage dem ſcheinbar von nichts Wiſſenden deſſen eigene Tat. Der aber, ſein blutiges Meſſer aus den Zähnen nehmend, hohnlacht und meint: „En ole Wif oder 'n ol' Ko!“ und was darum ſo viel Aufhebens zu machen ſei!

Freilich ſein Hohn half ihm nicht; das Todesurteil wurde über ihn geſprochen; aber auch er wurde, ähnlich der Hexe von 1687 und einer früheren um 1608, am Morgen der Hinrichtung tot im Gefängniſſe gefunden. Ob ihm, wofür ſich das öffentliche Gerücht derzeit erklärte, von ſeiner bürgerlich wohlreputierten Sippſchaft ein Gnadenmittel zugeſteckt worden, oder ob, was in Rückſicht der anderen Fälle annehmbar erſcheint, hier eine andere traditionelle Aushülfe obgewaltet, darüber iſt nichts mehr zu entſcheiden. Jedenfalls ſtand auch damals noch die Hochnotpeinliche Halsgerichtsbarkeit mit dem Tode auf zu vertrautem Fuß, um dadurch ihre Prozedur als beſchloſſen anzuſehen. Mit dem beſtimmten Glockenſchlage — ſo wird erzählt — unter Zuſtrömen des Volkes wurde der Leichnam des Mörders mit Ketten auf den Schinderkarren befeſtigt, vor das Rathaus gefahren, und demſelben das Urteil, wie Rechtens, nochmals dahin publiziert, daß er von unten auf gerädert und ſodann ſein toter Körper auf das Rad geflochten werden ſolle. Hierauf ging es hinaus zur Richtſtatt, wo jedoch nur der letzte Teil des Spruches an ihm vollzogen wurde.

Das war die letzte große Exekution des Huſumer Scharfrichters. — Jetzt iſt die alte Fronerei zu zwei bürgerlichen Häuſern umgebaut; in dem einen hat ſich ein

Bäcker eingerichtet, der in der ganzen Stadt die lachendſten Kringel backt; in dem früher ſo düſteren Gefangenkeller hat ein Töpfer ſeine Niederlage von traulich blinkendem, grün und rot glaſiertem Küchengeſchirr; und auf der einſt ſo unehrlichen Stelle ſcheinen die ehrlichen Gewerbe fröhlich zu gedeihen. Hoffentlich werden auch die wenigen noch übrigen Fronfeſten des deutſchen Reiches in nicht zu ferner Zeit einen ebenſo tröſtlichen Umbau feiern, wenn auch die Strafgeſetzgebung des Norddeutſchen Bundes ihre ſinkenden Fundamente noch einmal zu unterbauen verſucht hat; und, die nach uns kommen, werden dann auch bei dieſen Mauern ſtehenbleiben und ſich das für ſie Unbegreifliche zu beantworten ſuchen, wie jemals einem Menſchen das Abſchlachten eines andern von Staats wegen als eine amtlich zu erfüllende Pflicht hat zugemutet werden können; denn nicht auf ſeiten des Delinquenten, ſondern auf ſeiten des Henkers liegt für unſere Zeit die ſittliche Unmöglichkeit der Todesſtrafe. Als ein ſicheres Zeichen aber für das endliche Verſchwinden derſelben dürfen wir wohl den an ſich unheimlichen Umſtand begrüßen, daß, während im übrigen das Gerichtsverfahren in die Öffentlichkeit hinausdrängt, dieſer furchtbare Akt, der wie nichts anderes des freien Himmels und des zuſtimmenden Zeugniſſes der Nation bedarf, neuerdings im Gegenteil der Öffentlichkeit entzogen und als ein Schauderſtück für wenige Eingeweihte in die beklemmende Enge der Gerichtshöfe hineingeflüchtet iſt.

⁂

Da es ſich in dieſen kulturhiſtoriſchen Kapiteln um Autoren meiner Vaterſtadt gehandelt hat, ſo möge geſtattet ſein, aus dem „Ad lectorem“ der nach dem Brande des hieſigen Kirchturmes 1669 von dem Paſtor Holmer gehaltenen und demnächſt nebſt „Chriſtlichem Bericht“

über die betreffenden Vorgänge in Druck gegebenen „Feuer-Predigt“ eine ebenſo anmutige, als charakteriſtiſche Anekdote mitzuteilen.

Anno 1552 wurde als zweiter Prediger ſeit Durchführung der Kirchen-Reformation in unſerer Stadt erwählet Petrus Bokelmann, welcher wegen ſeiner qualiteten bey der Hohen Herrſchaft in ſonderlichen anſehend geweſen. Es hat ſich zugetragen, als J. Fürſtl. Gn. Hertzog Adolph den Hiſpaniern unter den Duc de Alba in Niederland gedienet und allhie zu Schiffe wieder angelanget, hat gemelter H. Paſtor die Dankſagung gethan mit folgenden Worten: „Wir danken billig dem Allerhöchſten Gott, der unſeren gnädigen Landes-Fürſten mit guter Geſundheit wieder anhero verholffen: aber wem hat er gedienet? — Dem Teuffel und ſeiner Mutter!“

Der leutſeliger Hertzog, der zugegen war und ſolches anhörete, läſſet ihn nach gehaltener Predigt zur Tafel nötigen, und unter der Mahlzeit ſpricht er zu ihm: „Vater, es gab ſtark Bier in der Kirchen.“ Der Paſtor antwortete: „Gnädiger Fürſt und Herr, ich kann nicht anders, als nach Gottes Wort und meinem Gewiſſen reden“; darauf der Hertzog geſaget: „Nun, nun; bleibet auch dabey!“ Von dieſem leutſeligen Fürſten iſt noch biß auff den heutigen Tag das Sprichwort bei uns geblieben: „Es iſt jetzt nicht mehr als wie zu Hertzog Adolphs Zeiten.“

Peter Bokelmann war übrigens aus der „fürnehmen Stadt Braunſchweig“ gebürtig; als Student zu Wittenberg hatte er bei Luther im Kollegium geſeſſen; der Name ſeiner Mutter, Geſa Leßzin, könnte vielleicht auf eine Beziehung auch zu unſerem anderen großen Reformator deuten.

In der Kapelle unſeres St. Jürgens-Stiftes, wohin beim Abbruch der Stadtkirche ein Teil der alten Bilder gerettet wurde, ſchaut noch aus dunklem Grunde über dem kleinen Ringkragen der runde, energiſche Kopf des alten Herrn in die neue Zeit hinein. Das Haar iſt verbleicht und der Scheitel kahl; denn wie es bei Krafft heißt: „Als es mit ihm zum hohen Alter gekommen und von ihm verlangt ward, daß er, gleich Herman Taſten, ſich möge abſchildern laſſen, ſo thät er ſolches 1572.“ Aber über der gebogenen Naſe blicken die braunen Augen ſo feſt und kampfbereit, als müſſe der in dem weißen, krauſen Vollbart faſt verſteckte Mund ſich öffnen, um auch heuer, wo es not täte, noch einmal mit einem derben Wort dareinzufahren.

Neben ſeinem Bildnis hatte er die nach ſeinem Tode durch eine andere Inſchrift verdrängten Worte ſetzen laſſen:

Ista Petri Bokelmanni Pastoris imago est.
Hunc precor ad formam, Christe, refinge tuam.

Nachgelaſſene Blätter.

(1888.)

1.

Aus der Jugendzeit.

Zu meinem ſiebzigſten Geburtstage wurde mir von meinem Verleger, Herrn Elwin Paetel, auf kunſtreichem Blumenkiſſen ein Gedenkbuch überreicht, das als Titel meinen Namen trug; darunter: „Sein Leben und ſeine Dichtung von Dr. Paul Schütze“. Der Verfaſſer, mein junger Freund, konnte nicht dabei ſein; ein Blutſturz hatte ihn wenige Tage vorher aufs Krankenbett geworfen, und zwei Tage nach meinem Feſte ſtarb er an einer Wiederholung dieſes Übels. Ein tiefer Schatten iſt über den frohen Tag gefallen, und die Hoffnungen, die wir an dies zu früh geſchloſſene Leben knüpften, ſind erloſchen; ſein liebenswürdiges Buch aber, das er uns gelaſſen, hat — wenigſtens unter den Meinigen — ſchon jetzt ſeine Freunde gefunden; nur gegen den Titel erhob mein, den Jahren nach, älteſter Freund einen beſcheidenen Proteſt: „Th. St. in ſeiner Dichtung“, ſchrieb er mir, „hätte es heißen müſſen; denn von Deinem Leben hätte ich daraus doch gern mehr erfahren.“

Dies Wort iſt für mich Veranlaſſung geworden, die bereits ſeit einigen Jahren von mir begonnenen Aufzeichnungen über meine Jugendzeit wieder aufzunehmen, von denen ich den erſten Teil hier folgen laſſe; denn meinem Freunde wie mir dürfte das Ziel nicht mehr zu ferne ſtehen.

Von Mutters Seite.

Im ſiebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenſchiff Einer ans Feſtland nach der Stadt Huſum an der Weſtküſte Schleswigs geſchwommen; der hieß Wold. Er wurde ſpäter herzoglicher Verwalter auf dem 1¼ Meile von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenen, im Jahre 1772 jedoch parzellierten adligen Gute Arlewatt und der Stammvater der Familie Woldſen, welche noch bis über die Hälfte unſeres Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Amſterdam, ſowie in Huſum ſelbſt geblüht hat.

Der Bedeutendſte dieſes Geſchlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherſeits, Senator Friedrich Woldſen in Huſum, der vor meiner Geburt verſtorben iſt; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der ſeine Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marſchochſen für die Armen ſchlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in ſilbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, ſieht auch ſein Antlitz unter gepudertem Haar, mit dem ſtrengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeſchrieben wurden, glaubt dieſer in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem danebenhängenden Medaillon ſchaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernſt in die Welt hinaus; das kluge, jugendliche Köpſchen aber in dem amarantfarbenen Mieder, mit dem roten Röschen auf der mäßig hohen Puderfriſur, das ſeinen Platz über dem Medaillon des Urgroßvaters hat, iſt deſſen und der Urgroßmutter Tochter, Mamſell Fritzchen, die gern dem Vater in ſeinen kaufmänniſchen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an deſſen hartem Willen ſich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Litze liegt ein ſchwarzes Medaillon auf ihrer Bruſt. Ich hatte, ſchon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeſchaut: was mochte wohl darin enthalten ſein? — Mir ahnte damals nicht, daß ich als Mann vielleicht der Einzige ſein würde, der außer ihr ſelbſt es jemals würde geöffnet haben. Und doch — es mag gegen das Jahr 1848 geweſen ſein, als unſere von dem genannten Urgroßvater einſt auf dem Kloſterkirchhof für ſich und ſeine, Friedrich Woldſens, Erben erbaute Gruſt einer Reparatur bedurfte, und die Maurer mit dieſem Werk unter den Särgen, welche auf eiſernen Stangen in der Tiefe ſtanden, beſchäftigt waren. Da, eines ſonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohnzimmer des elterlichen Hauſes am behaglichen Teetiſch ſaß, wurde an die Tür gepocht, und auf unſer „Herein!“ trat ein Maurergeſell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruſt in einem eingeſtürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingeſtürzte Sarg der Tante Fritzchens ſei; ſie ſah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sofa hing, und auf dem das dunkle Medaillon ſich deutlich abzeichnete. „Hier iſt es,“ ſagte ich zu meiner Mutter; „ſie hat es mit ins Grab genommen“. Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruſt zurückbringen,“ ſagte meine Mutter; und ſo geſchah es, nachdem ich die Kapſel wiederum geſchloſſen hatte.

Nach dieſer poſthumen und doch faſt perſönlichen Berührung mit meiner jungen, längſt vor meiner Geburt geſtorbenen Großtante ſchrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenſchein“.

Noch ein Medaillon iſt zurück: der ſtattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen aufſchlagloſen Rock, mit weißem Halstuch und weißgepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenſeite — es iſt ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherſeits, der nachherige Senator Simon Woldſen in Huſum, von dem — wie ich ſchon irgendwo erzählt habe — als er geſtorben war, einer ſeiner Schwiegerſöhne, ſein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, ſagte: „Heute nicht, Junge! So ſieht ein braver Mann aus, wenn er geſtorben iſt!“ — über deſſen mit ſchwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einſt bei einem Familienbegräbniſſe unten in der Gruft befanden, der alte Totengräber, welcher in der Jugend ſein Kutſcher geweſen war, liebkoſend mit der rauhen Hand hinſtrich und dabei ſagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann!“ — von dem einſt ſeine jüngſte Tochter, meine Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie Du hat keiner mich doch geliebt!“

Ich weiß nur dieſe Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm ſelbſt iſt nicht auf mich gekommen. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem ſchon verblaßten Bilde anſehe, ſo iſt mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber ſchon in meinem vierten Jahre ſtarb er.

Er hatte mit ſeiner Frau, Magdalena, Tochter des Senator Fedderſen in Huſum, vier Söhne, die ſämtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entſinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienſtboten, vielleicht von der Großmutter ſelbſt, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei ſchneeweißen Ziegenböcken erzählt wurde, mit denen ſie luſtig durch die Straßen kutſchiert wären; aber auch, wie dieſe unregierſamen Haustiere mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgeſtellte Töpferware geraten ſeien und dem nachſichtigen Vater wiederholte Entſchädigungspflichten auferlegt hätten. — Ich ſelber hatte die kleinen frohen Herren nicht mehr ſehen können; nur einer Szene noch — wiederum unten in unſerer Gruft — entſinne ich mich: nach einem Begräbniſſe in der Familie war ich allein mit meiner faſt achtzigjährigen Großmutter hier hinabgeſtiegen; ich ſuchte zwiſchen all' den großen Särgen den kleinen einer früh verſtorbenen, geliebten Schweſter, da hörte ich hinter mir ein auffallendes Geräuſch, und als ich mich wandte, ſah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!“ ſagte ſie zitternd, während ſie ſacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiſte legte.

Glücklicher geſtaltete ſich das Leben der Töchter in dieſem großväterlichen Hauſe: drei Mädchen, Magdalena, Elſabe und Lucie, blühten in beſonderer Anmut darin auf, ſo daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre einſtige Schönheit preiſen hörte, und der Großvater, trotz ſeines zu frühen Todes, hat ſie alle noch als Bräute, die älteſte und die jüngſte auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirtſchaft ſehen dürfen. — Die jüngſte, Lucie, die anmutigſte von ihnen, mit ihrem braunen Haar und dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeitlang vor ihrer Konfirmation war ſie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Patin und Vaterſchweſter, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthieſſen, derzeit an einen Kanzleirat Alſen, verheiratet war. Aus dieſer Zeit beſitze ich ein franzöſiſches Themenbuch von ihr, auf deſſen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verſchiedenen Handſchriften, teils mit Bleiſtift, teils mit Tinte die Worte geſchrieben ſind: „Zartgefühl, Sanftmut, Liebreiz ſind die Tugenden Lucien's.“ Erſt nach ihrem Tode iſt das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen ſpazierenging, riß mich gelegentlich beiſeite und flüſterte mir zu: „Sie haben prächtige, prächtige Eltern; Ihre Frau Mutter hat ſo etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!“ Und, um noch Eins zu ſagen, was mich derzeit beſonders ſtolz machte, ein Jugendbekannter, der einſt aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von ſchönen Frauen, die er draußen in der Welt geſehen hatte, und ſchloß damit: „Aber die ſchönſten Augen, die ich je in meinem Leben ſah, die hat doch Deine Mutter!“

Seit acht Jahren ſind auch ſie geſchloſſen und zerfallen.

2.

Weſtermühlen.

Bei dieſem Worte ſteigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine in Buſch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimſtätte meines Vaters; hier lebten und wirtſchafteten in meinen erſten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meiſt kahle Gegend, führte aus meiner Vaterſtadt der Weg dahin; dann aber iſt mir, als habe plötzlich warmer Baumſchatten mich umfangen, ein paar niedrige Strohdächer ſahen ſeitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauſchen und Klappern einer Waſſermühle, und der Wagen, auf dem ich ſaß, fuhr über knirſchenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Waſſer ſpritzte von den Rädern: wir fuhren durch ein kleines Gewäſſer, in deſſen dunkle Flut Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabſenkten. Aber ſchon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann links herum, und auf einem freien Platze und feſtem Boden raſſelte der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir iſt noch, als ſähe ich als etwa zweijähriges Bürſchſein wie Schattengeſtalten meine Großeltern, den kleinen ſtrengen Großvater und die kleine runde Großmutter, aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken flankierten Haustür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenſter des langgeſtreckten ſchwarzen Hauſes von den Kronen der davorſtehenden Linden umdunkelt waren. Es iſt das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen ſah; es iſt lange her, faſt ſiebzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüſterten Hauſe ſah man über den davorliegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächſt auf einen Baum- und Obſtgarten, welcher ſich nach dem ſoeben von uns durchfahrenen ſchwarzen Waſſer hinabſenkte; daran ſchloſſen ſich in gleicher Linie Ställe und Wirtſchaftsgebäude; dann das alte ſchütternde Fachwerkgebäu der Waſſermühle, und hinter dieſer eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlſtrom ſich hindurch und rauſchend in die Speichen der großen Räder ſtürzte; aber Obſtgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheurer Eichbäume, wie ich ſie nie zuvor zu Hauſe bei uns geſehen hatte.

Hinter dem Wohnhauſe war ein großer Garten, voll von Obſtbäumen, Zentifolien und Lavendel; er hatte ſeine größte Breite nach rechts vom Hauſe aus; der von dorther durch Wieſen kommende Mühlſtrom bildete in breiterer Ausdehnung hier ſeine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauſes hinausragte, ſtand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich ſtand, kam ſtetes melodiſches Summen aus dem Inneren. Ich hatte dergleichen nie geſehen und ſchlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbverſteckte ſchmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einſchau in den inneren Raum verſchaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; ſie war verſchloſſen. Eine Reihe von Bienenkörben ſtand auf zwei Seiten neben- und übereinander auf hölzernen Geſtellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Graſe; das tönende Geziefer ſummte von allen Körben. Das war ein „Immenhof“, wie ich ſpäterhin erfuhr, wie man ſie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte. Ich habe während meiner Knabenzeit dieſe Plätze, auch ſpäter an der Hand meines Onkels oder eines älteren Vetters, ſtets mit einem Gefühl von Andacht betreten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimnis.

Treten wir über die paar ſteinernen Treppenſtufen an der Frontſeite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenſtern befinden ſich große Kiſten mit abgeſchrägtem Klappdeckel; ſie bergen das dem Müller von dem vermahlenen Korne zukommende Mehl, von dem im Hauſe verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vornheraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügeltüren mit Glasſcheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafraume des alten Ehepaares. Eine Tür in derſelben Wand ging in die gleichfalls große nach dem Garten hinausſehende Küche, wo ich ſpäter oftmals ſtaunend neben dem alten Herde ſtand und ſtaunend zuſah, wie Möddely Marieken den in der Pfanne praſſelnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe ſchleuderte, wie er in der Luft ſich wandte und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatſchte. Ich höre noch das Lachen der Genugtuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunſtſtück ausſprach; und der nächſte Pfannkuchen pflegte dann meiſt noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnſtube an den Wänden, und wohin man blickte, düſter und verbraucht ausſah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenſter nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenſtern an der Frontſeite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem erſten Beſuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodiſches Kanapee, das aus drei zuſammengewachſenen Stühlen zu beſtehen ſchien, und ein weißes Teegeſchirr, mit roten Blumen bemalt, das auf einem Tiſchchen an der Wand ſtand, wurden ſchon damals oder ſpäter genau von mir in acht genommen.

Von vorſtehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin ſpäter, in den Michaelisferien, oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als älteſter Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem erſten Beſuche waren um die Großeltern außer jenem älteſten, geſcheiten und liebenswürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeiſtetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngſte, derzeit recht junge Schweſter, meine geliebte Tante Lene mit ihrem ſtillen Madonnengeſichte, und die nicht hübſche, aber kluge und energiſche Tante Gretchen, die ſpäter den Bauervogt Hans Carſtens in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heiratete. Mein Vater, der Juriſt, hielt dieſe Schweſter zeitlebens in beſonderer Achtung; ihr ganzes Weſen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte aber auch ſchon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie ſo oft, auf ſeine Jugend kam, es uns erzählt! In Weſtermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Beſonders im Winter ſcharten ſie ſich dann an einem beſtimmten Platze ihres Heimatdorfes und traten gemeinſam den Schulweg an. Zu Mittag blieben die Weſtermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Taſche gezogen und in Geſundheit verzehrt. „Was bekamt Ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Keſſel mit friſchem Brunnenwaſſer wurde zwiſchen uns auf den Tiſch geſtellt, da konnte jeder ſo viel trinken, als er Luſt hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat geweſen; trotzdem meinte mein Vater noch in ſeinem hohen Alter, er habe ſeine Sache wohl verſtanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gaſt in ſeinem elterlichen Hauſe geweſen, und wie gern er dann den Geſprächen zwiſchen ihm und ſeinem Vater gelauſcht habe.

Anmerkungen.

Abkürzungen.*

E = Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers .. hg. von H. W. Seidel. Berlin, K. Curtius, 1911.

FBr = Th. Fontane: Geſamm. Werke. Bd. 10, 11. Briefe. 2. Samml. Bd. 1. 2. Berlin, Fontane & Ko., 1910.

FZD = Th. Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographiſches. 3. Aufl. Berlin, Fontane & Ko., 1898.

Ge = Gertrud Storm: Theodor Storm. Ein Bild ſeines Lebens. Berlin, K. Curtius. Bd. I. 1912, Bd. II. 1913.

H = Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853—1864 hg. v. G. Storm. Berlin, K. Curtius, 1907.

K = Briefwechſel zwiſchen Theodor Storm und Emil Kuh. Veröffentlicht von Paul R. Kuh. Weſtermanns Monatsh. Bd. 67. Nr. 379—381.

Kl = Der Briefwechſel zwiſchen Theodor Storm und Gottfried Keller. Hg. u. erläut. von Albert Köſter. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel, 1909.

Kr = Joh. Melch. Krafft: Ein Zweyfaches Zwei-Hundert-Jähriges Jubel-Gedächtnis, deren das Erſte In einer ... Predigt vorſtellet die Reformation ... in dieſen Hertzogthümern Schleswig und Holſtein ... das andere aber Eine völlige Hiſtorie des ... N. Teſtaments. Dem beygefüget iſt I. eine Zwey-Hundert-Jährige Huſumiſche Kirchen- und Schul-Hiſtorie; II. Eine ausführliche Lebensbeſchreibung des ... Hn. M. Jacobi Fabricii. Hamburg, J. W. Fickweiler, 1723.

L = Sammelung einiger Huſumiſchen Nachrichten von Anno 1089 bis Anno 1700 ... von J. Laß. Flensburg, Chr. Fr. Holwein, 1750. — Fortſetzung der Sammlung ... de Anno 1701 biß 1750; ebda 1750. — J. Laß Sammlung Huſumiſcher Nachrichten zweyter Fortſetzung 8 Stücke; ebda 1752.

M = Mörike-Storm-Briefwechſel. Hg. von Jak. Bächtold. Stuttgart, Göſchen, 1891.

Sch = Paul Schütze: Theodor Storm. Sein Leben und ſeine Dichtung. 3. Aufl. Hg. v. E. Lange. Berlin, Paetel, 1911.

SW = Th. Storms Sämmtliche Werke. Neue Ausgabe in 8 Bänden. 4. Aufl. Braunſchweig, Weſtermann, 1899.

---

* Zum Teil nach H. Binders Kritik von E im Literar. Zentralbl., Jg. 62, 1911, Sp. 368—72.

Am Kamin.

Der Erſtdruck dieſer Geſchichte befindet ſich in der „Viktoria. Illuſtrierte Muſter- und Mode-Zeitung" (Berlin: A. Haack), Jg. 1862 in Nr. 6 u. 8, (8. u. 22. Febr.), S. 46/7, S. 62/3. Der Kopftitel lautet beidemal „Am Kamin. Erzählt von T. St.", während das Inhaltsverzeichnis der Zeitung die Notiz hat: „Th. St. Am Kamin. 46. 62." — Der Abdruck iſt wortgetreu; nur auf S. 17 iſt ein notwendiges [ſic] in den Text eingefügt.

1870 wollte Th. Storm die Geſchichte in die Geſamtausgabe ſeiner Werke aufnehmen; dies mußte aber unterbleiben, da er weder Manuſkript noch Separatabzüge mehr beſaß. Auch ein Suchen nach der Zeitung in Buchhandel und Bibliotheken war damals erfolglos. So blieb die Geſchichte verloren. Eine Stelle* aus den „Briefen in die Heimat" (II, S. 172; 12. Dez. 1861) machte mich auf dieſe Erzählung aufmerkſam. Nachdem ich den genauen Titel der Zeitung ermittelt hatte, ſtellte es ſich heraus, daß die Königliche Bibliothek zu Berlin noch ein Exemplar beſitzt. Im Oktober 1911 hielt ich die Zeitung in Händen und berichtete im März 1912 in „Weſtermanns Monatsheften" über die Erzählung (Vgl. Gr II, S. 83–84; Weſtermanns Monatsh., Jg. 56, S. 116–22; Tgl. Rundſchau (Unterh.-Beilage Nr. 50) 28. Febr. 1912.

Seite 3. Geſpenſtergeſchichten. Storms Intereſſe für Spukgeſchichten, ſchon durch ſeine Sammlung von Büchern dieſer Art (Lyſer, Bechſtein u. a. vgl. Sch, S. 236) und durch ſeine Erzählungen von Geſpenſtergeſchichten in geſelligem Kreiſe (vgl. F20 S. 357/8; Gr I, S. 161) bekannt, iſt ein ſeinem Intereſſe für Sagen, Volksmärchen und -lieder verwandter Zug. In den hier vorliegenden Geſchichten bietet Storm aber nicht ſchlechthin Beiträge zum Volksdenken wie in den kulturhiſtoriſchen Skizzen (S. 99 ff.), wenn auch eine Stelle davon handelt (S. 5), ſondern zieht die Spukgeſchichten in den Bereich ſeines künſtleriſchen Strebens. Keine der kleinen Erzählungen enthält eine Erklärung für den geſchilderten Vorgang. Mag das darauf hindeuten, wie Storm ſelbſt dieſer Welt gegenüber ſtand, der Schluß der Geſchichten gibt in ſentenziöſer Faſſung den Grund an, weshalb er es verſchmäht, Aufklärungen zu geben: ſie ſollen zur Nachdenklichkeit anregen. Dieſe hier ausgeſprochene Tendenz deckt ſich mit dem Grundverlangen, das Storm an ſeine Dichtungen insgeſamt ſtellt, wie aus einer Äußerung hervorgeht, die er in einem Briefe an Erich Schmidt (in einem Antwortſchreiben auf deſſen Storm-Eſſay) getan hat: „Zwiſchen Rühren und Erſchüttern ſteht bei mir weſentlich ein drittes, nämlich: den Leſer in einer herben Nachdenklichkeit über die Dinge des Lebens zurückzulaſſen.“ Man ſieht alſo, daß auch dieſe Geſchichten aus einem dem Dichter in ſeinen Grenzen bewußten, künſtleriſchen Streben ſtammen und ſich in den Rahmen ſeiner übrigen Schöpfungen einfügen. Das Neue und Eigenartige an ihnen ſind nur der Stoff, den er ſonſt nie wieder wählte, und die äußere Form, die zykliſche Rahmenerzählung. — Über Spukhaftes bei Storm (als Umrankung und organiſchen Beſtandteil der Dichtungen) orientiert in kurzen Zügen der Aufſatz von W. Mühlner: „Spuk- und Geſpenſterfreude in den Werken Theodor Storms“. Niederſachſen 1911, Jg. 17, Heft 6, S. 181/3. — Alter Herr. Aus mancher beiläufigen Bemerkung (Teebereitung, Handküſſen uſw.) geht hervor, daß Storm ſich in dieſer Geſtalt ſelbſt geſchildert hat. — Lichter ausputzen. Gr I, S. 161 berichtet das Gegenteil; ebenſo F20, S. 356. — Zurückgetretene Spukgeſchichte.“ Dasſelbe Bild findet ſich in dem von Storm gut gekannten Luſtſpiel „Leonce und Lena“ von Georg Büchner. Dort heißt es: „Sie riskieren einen Schlagfluß, wenn Ihnen Ihre Rede zurücktritt“. (Geſammelte Schriften Büchners, Bd. 2, S. 26, Caſſirer 1909.) Ferner findet ſich ein ähnliches Bild in der Tragödie „Judas Iſchariot“ von Eliſe Schmidt, deren Bekanntſchaft bei Storm aber nicht nachzuweiſen iſt: „und an einem zurückgetretenen Gedanken wie an einem Stickfluß ſterben“ (Reklam-Ausgabe, S. 12) und in L. A. v. Arnims „Haile und Jeruſalem“ Sämtl. Werke, Bd. 16, S. 31: „an ſeiner Schlüſſe ungeheurer Folge, an einem Unterſatz iſt er geblieben“.

---

* An derſelben Stelle wird auch ein Aufſatz Storms „Volksglauben im katholiſchen Deutſchland" erwähnt; er ſoll in der „Gartenlaube" von 1862 ſtehen. Am 29. Sept. 1861 ſandte Storm die Arbeit an Ernſt Keil, den Verleger der Gartenlaube, nach Leipzig und erhielt von ihm am 1. Okt. 1861 den Beſcheid, der Aufſatz ſei angenommen, wenn Storm einige Änderungen der Einleitung geſtatten würde. Storm muß dieſe Erlaubnis gegeben haben. — In der betr. „Gartenlaube" befindet ſich aber kein Aufſatz mit dieſem Titel. Es liegt die Möglichkeit vor, daß eine auf S. 104/5 ſtehende Arbeit „Zur Geſchichte des Aberglaubens Nr. 6. Das Nummerträumen" von St. herrührt.

S. 4. Peter. Die Charakteriſierung des kleinen Peter durch das Wegfreſſen der Sardellen von den Butterbröten erinnert an die in ähnlicher Art und Weiſe ergötzliche Geſchichte, die Fontane zur Kennzeichnung der Früchte der Stormſchen freien Erziehungsmethode F20, S. 361 erzählt.

S. 5. Hoffmann: „Die Serapions-Brüder“. Geſammelte Erzählungen und Märchen. Herausgeg. von E. Th. A. Hoffmann. In E. Th. A. Hoffmanns Sämtlichen Werken, hg. von E. Griſebach;

Leipzig, M. Heſſe. Neue Ausgabe (1904), Bd. 6–9. — Dies iſt die zweite Stelle, an der Hoffmann bei Storm mit Namen genannt wird (vgl. SW, Bd. III, 191; Bd. IV, 31 wird „Joh. Kreisler" erwähnt). Daß Storm von Hoffmann beeinflußt iſt, wurde ſchon oft ausgeſprochen; vgl. Sch, S. 208 f.; E. Schmidts Eſſay über Storm in der „Deutſchen Bücherei", Bd. 30, S. 110 u. a.; H. Binder: „Th. Storm, Sein Leben u. ſ. Werke." (Vortrag) in der „Beſonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg", 1904, Nr. 7 u. 8, S. 114; R. Buchmann, „Helden u. Mächte des romant. Kunſtmärchens", Leipzig 1910 (Unterſ. zur neueren Sprach- und Literaturgeſchichte [Walzel] N. F., Heft 6), S. 190, 204; F. Leppmann, „Kater Murr u. ſ. Sippe. V. d. Romant. bis Scheffel u. Keller", München: Beck, 1908, S. 64 ff.; ganz beſonders hat H. Eichentopf in ſeiner Arbeit „Th. Storms Erzählungskunſt in ihrer Entwicklung", Marburg: Elwert, 1908 (Beiträge zur deutſchen Literaturwiſſenſchaft [Elſter] Nr. 11), S. 10 ff. Verbindungslinien zwiſchen Storm und Hoffmann aufgezeichnet (vgl. auch G. Baeſeckes Kritik des Eichentopfſchen Buches in der „Zeitſchrift für deutſche Philologie, Bd. 42, S. 520 ff.) — Die Anlehnung an Hoffmanns „Serapionsbrüder" in den vorliegenden Geſchichten iſt nach Form- und Stoffwahl unverkennbar. Unter allen Geſchichten, die mit der Schaffensart Hoffmanns in Zuſammenhang gebracht werden können, iſt dieſe, 1861 geſchriebene Geſchichte die früheſte. — Küſſe Ihnen die Hand. Das verſtehen Sie ja gar nicht! Des Erzählers Antwort auf dieſe Bemerkung: „In meiner Heimat tut man nicht dergleichen", iſt nicht allein für das Weſen Storms und die Atmoſphäre, in der er aufwuchs, bezeichnend (vgl. K, S. 272: „ich entſinne mich nicht, daß ich derzeit jemals von ihnen [den Eltern] umarmt oder gar geküßt worden"), ſondern für ſüddeutſches und norddeutſches Weſen überhaupt; eine Redewendung, wie das öſterreichiſche, Scheidemünze gewordene „Küß' die Hand", das an der Tafel und auch ſonſt im Verkehr alle Augenblicke die Luft durchſüßt, iſt im Norden undenkbar. „Wir im Norden gehen überhaupt nicht oft über den Händedruck hinaus"; mit dieſen Worten (ebenfalls an E. Kuh gerichtet) charakteriſiert Storm in kürzeſter Form die norddeutſche Zurückhaltung. — Kleinen Stadt T. Aus der folgenden Notiz geht hervor, daß Storm „Tondern" meint. — Derartige Fahrten erwähnt Storm öfter (z. B. SW I, 83, die Partie nach dem Staatshofe; II, S. 121).

S. 6. Dreibeiniges Pferd. In Karl Müllenhoffs Sammlung: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig Holſtein und Lauenburg" Kiel: Schwers, 1845 (Anaſtatiſcher Neu druck, Liebſcher: Oberhauſen, Rheinl.) S. 245 ſteht unter CCCXXXV „Hel“ folgendes: „In Tondern trabt noch jede Nacht um Mitternacht ein altes dreibeiniges, graues (oder weißes) Pferd klappernd durch die Straßen. Vor welchem Hauſe es ſtehen bleibt und wo es hineinkukt, muß jemand ſterben. Alte Leute haben das oft erlebt und den Tod dann beſtimmt vorhergeſagt. Man nennt auch da das Pferd Hel, und es ſei herrenlos, ſagen einige; doch behaupten andere, daß eine ſchwarzgekleidete alte Frau darauf ſitze.“ — Die Übereinſtimmung dieſer Stelle aus Müllenhoffs Sagenſammlung mit dem Stormſchen Text beweiſt neben anderm, welche Bedeutung dies Buch für den Dichter hatte. Es gehört zu den am meiſten von Storm geleſenen Büchern. Aus ihm hat er ſich anregen laſſen, hat Motive entnommen und Sagen verarbeitet. Eine gute Zuſammenſtellung deſſen, was Storm aus Müllenhof als Quelle benutzt hat, gibt die Arbeit von Robert Pitrou: „Une source des nouvelles de Theodor Storm: Le recueil des ‚Sagen, Märchen und Lieder‘ de K. Müllenhoff.“ („Revue germanique“, Nov.-Dez. 1912, Jg. 8, Heft 5, S. 524—31. — L'hombre-Club vgl. Gr I, S. 159—60.

S. 7. Die Verſe enthalten eine kleine Variante; ſie lauten SW VIII, 234:

Und geht es noch ſo rüſtig
Hin über Stein und Steg,
Es iſt eine Stelle im Wege,
Du kommſt darüber nicht weg.

Storm konnte 1861 ſagen, daß ſie ſchon gedruckt ſeien, denn ſie ſind zuerſt 1856 in der 2. Aufl. ſeiner Gedichte (Berlin, Schindler) S. 88 erſchienen. Die hier gegebene Variante findet ſich auch dort nicht.

S. 11. Reiz des Rätſels. Vgl. F 20 S. 357. Als einen der vielen Anklänge an Tieck, die ſich bei Storm vorfinden, vgl. „Geſammelte Novellen“ Bd. 1, Breslau 1835, S. 70: „Hier iſt das Wunderbare, Unauflösliche gerade das Anziehende, welches vielfache Gedanken und Fragen in uns weckt“.

S. 15. Teetiſch. Über Storm und den Tee ließe ſich ein ganzes Kapitel ſchreiben. Der Tee war ihm ein ſtändiger Lebensbegleiter und notwendiger Beſtandteil traulicher Abende. Die Forderungen, die er in dieſem Geſpräch an einen rechten Teetiſch ſtellt, ſind dieſelben, denen er 1854 in einem Briefe an Mörike Ausdruck gibt: „der brauſende Teekeſſel mit einer tüchtigen Kohlenglut darunter pflanzt wirklich den ‚häuslichen Herd‘ in die Stube, und mit den Seinigen oder einem Freunde abends am Teetiſch plaudern oder leſen, iſt ein Tagesſchluß, den ich unter keiner Bedingung entbehren möchte. Daß der ganze Vorgang ſeine Bedeutung verliert, wenn man, wie hier [in Potsdam], ſtatt der Kohlen eine Spiritusflamme unter dem Keſſel anmacht, verſteht ſich von ſelbſt.“ (M, S. 29.)

S. 18. Holländiſche Familie. Am 19. Dez. 1858 ſchreibt Storm an ſeine Eltern (II, S. 121): „Doch muß ich hinzufügen, daß die Stamp mir einmal erzählt hat, wie in ihrer Kinderzeit eine alte Frau van Ovens in Friedrichſtadt gelebt habe, die letzte einer großen Familie, welche noch an 100 Höfe beſeſſen habe.“ Das, was ihm die Stamp (Leihbibliotheksinhaberin in Huſum) erzählte, war eine der Anregungen, aus der ſich die Novelle „Auf dem Staatshofe“ bildete. Die Ähnlichkeit der um die alte Frau van der Roden gruppierten Szenen und Schilderungen in der Novelle mit dem, was Storm hier von der Frau van A. erzählt, iſt überraſchend. In beiden Erzählungen gleichen ſich Reichtum und Stand der Familie, die beide Male das holländiſche „van“ im Namen tragen. „Aber die Zeiten waren umgeſchlagen“, heißt es in der Novelle. Hier: „Das Glück der van A. hatte nicht ſtandgehalten.“ Die Familie iſt faſt ausgeſtorben: im „Staatshofe“ ſind noch die „alternde Beſitzerin und ein vierjähriges Kind“, hier nur eine alte Frau übriggeblieben. Was die Spukgeſchichte nur andeutet, führt die Novelle weiter aus; während die übrigen Glieder der Familie hier „zum Teil auf ſeltſame und gewalttätige Weiſe ums Leben gekommen ſind“, erzählt die Novelle von dem „gewaltſamen“ Tode des letzten männlichen Sproſſes Genaueres, ja, die erſte Faſſung der Novelle (1859) charakteriſiert ihn noch näher mit dem Zuſatz: „ein Taugenichts, wie ihn diejenigen nannten, die ſich ſeiner noch erinnerten“. Das alte Giebelhaus, in dem die alte Dame abgeſchloſſen lebt, ſpielt in beiden Geſchichten eine Rolle, in der Novelle iſt die Verarmung der Familie aber noch nicht ſo völlig wie hier, denn ſie beſitzt noch einen großen Hof, eben den Staatshof, außerhalb der Stadt. Ähnlich iſt die Wirkung, die die alte Dame in der Novelle auf Kinder ausübt, dem Eindruck, den ſie in der Spukgeſchichte erweckt: dort iſt es das Gemeſſene, hier aber etwas Erſchreckendes in den Augen, das den Kindern Scheu einflößt. In beiden Geſchichten gelangt der Erzähler durch Gänge, die er für die Eltern (in der Novelle für den Vater; die Beziehungen ſind hier wieder feiner motiviert) tut, in die Zimmer, die mit allerhand Seltenheiten und Seltſamkeiten ausgeſtattet ſind und dem wißbegierigen Kinde viel zum Anſchauen bieten. Ebenſo kommt die Bettlerin in beiden Geſchichten vor. In der Novelle aber ereignet der Vorgang ſich erſt nach dem Tode der alten Dame, ſpielt ſich auf dem Staatshofe im Beiſein der alten Wieb und Anne Lene ab und gehört in die Entwicklung der Geſamthandlung, während in der Spukgeſchichte die Szene zwiſchen der alten Frau und der Bettlerin allein ſtattfindet und nur zur Charakteriſierung der ganzen Sachlage dient. Bei beiden iſt aber die Bettlerin von Leidenſchaft und Haß erfüllt, und Handlungen und Worte drücken die Wut über ein früher an ihr begangenes Unrecht aus. — Ähnlichkeiten und Gleichheiten beweiſen, daß wir es hier mit ein und demſelben Stoff zu tun haben, den der Dichter zweimal bearbeitet hat. Die in die Spukgeſchichte verflochtene Erzählung macht den Eindruck, als ſei ſie früher entſtanden, zu einer Zeit, da der Stoff dem Dichter noch nicht ſo viel geſagt hatte, als ſtände ſie der Wiedergabe des Berichtes der Stamp näher als die Novelle. Es ſcheint faſt unmöglich, daß der Dichter einen Stoff erſt in differenzierter Form geſtaltet und dann noch einmal in gröberen Zügen niederſchreibt. Außer II, S. 172 ſind keinerlei Belege für die Entſtehung der Spukgeſchichten vorhanden. Dieſer Bericht ſpricht aber ſchon von dem Druck. Die Möglichkeit iſt alſo nicht ausgeſchloſſen, daß die Spukgeſchichten vor der Novelle entſtanden ſind oder wenigſtens der Teil, der hier in Frage ſteht, früher niedergeſchrieben iſt. Die im Nachlaß befindliche, von A. Haack an Storm geſandte Empfangsbeſtätigung der am 20. Okt. 1861 abgeſandten Geſchichten bietet keine Anhaltspunkte für die Entſtehung. Ebenſo wenig ein Brief vom 14. Okt. 1861, aus dem hervorgeht, daß Storm die Geſchichten dem „Bazar" angeboten hatte.

S. 27. *Horatio ſagt, …* Shakeſpeare, „Hamleth", 1. Aufz. 1. Szene. — *Alexius.* Dieſelbe Situation: Tieck, „Geſammelte Novellen", 1835, 2. Bd., S. 115: „Ja, ja, ſagte der alte Freimund, der ſchon ſeit einiger Zeit in der Dämmerung des Hintergrundes ſtand, ohne daß einer ſein Eintreten bemerkt hatte …"

S. 29. *Ärztliches Gewiſſen.* Dr. med. Peter Hanſſen hat eine recht überſichtliche Arbeit: „Mediziniſches bei Th. Storm. Eine mediziniſch-literariſche Studie (Schleswig-Holſteiniſche Verlagsanſtalt W. Handorff, Kiel 1912; 8°, 48 S.), über alles dieſes Thema in Storms Werken Berührende geſchrieben. Er beſpricht aber nicht die hier zum Ausdruck kommende und in ſeinen Rahmen gehörende Stellungnahme Storms zu der Frage, ob ein Arzt im Intereſſe der Wiſſenſchaft ein gegebenes Verſprechen brechen darf, trotzdem er S. 33 die Spukgeſchichten erwähnt.

S. 32. *Wenn wir uns recht beſinnen.* Zu dieſem Schluß führe ich einige Stellen aus Tieck zum Vergleich an: „Ruhe doch unſer Leben ſelbſt, wenn man ſich beſinne, ja die ganze Schöpfung auf Bedingungen und Gründen, die man märchenhaft nennen müſſe, und auf das Woher, Wohin und Wozu gebe es nirgend eine Antwort. In dieſer allgemeinen Stummheit der Ode glaube das angeſpannte Ohr manchmal einen Rätſellaut, wie das Echo aus einem andern Daſein zu vernehmen, und dieſen Widerhall überſetze die ſchaffende Phantaſie in Worte, aus denen ſich Bilder, Gefühle und Gedanken entwickelten, welche dem Sterblichen nachher Dichtkunſt, Religion und Idee oder Myſtik erſchaffe. So ſei man eben immer nur bei der Auslegung willkürlich, ohne Text.“ („Geſammelte Novellen“, 2. Bd., 1835, S. 244). — „Gott im Himmel! ſagte Eckbert ſtille vor ſich hin, — in welcher entſetzlichen Einſamkeit hab' ich dann mein Leben hingebracht“ (Phantaſus 1812, S. 192). — „Nach einer Pauſe ſagte Klara: Sie ſehen, lieber Anton, daß uns allen jene Tränen eines heimlichen Grauens in den Augen ſtehen, und ich denke, Sie haben großenteils das Verſprechen Ihres Phantaſus erfüllt (desgl. S. 193). — Bürgerbettzeit kommt auch noch in der Novelle Storms „Ein ſtiller Muſikant“ (1875) vor. (SW IV, 193.)

Kritiſche Aufſätze.

Die Aufſätze ſtammen aus dem 1854 begründeten, von Friedrich Eggers redigierten Literatur-Blatt des Deutſchen Kunſtblattes 1854, 1855, (Berlin, Verlag H. Schindler). Dieſes Literatur-Blatt, das nur Kritiken über jüngſt erſchienene Bücher enthält, ging aus dem Kugler-Eggersſchen Kreiſe in Berlin hervor und vertrat die Anſichten des kleinen Rütli-Bundes,* der ſich von dem größeren literariſchen Sonntagsverein, dem Tunnel über der Spree, abgezweigt hatte (vgl. E, S. 80f.). Storm war erſt 1852 in nähere Beziehungen zu dieſen literariſchen Kreiſen Berlins getreten, wenigſtens erwähnen die beiden Biographien (Sch, S. 53; Gr I., S. 136f.) nichts davon, daß er ſchon in ſeiner Berliner Studienzeit (Oſtern 1838 bis Okt. 1839) bei Franz Kugler verkehrt habe. Möglich wäre es immerhin (Kugler, der in dieſen Jahren viel Studienwanderungen machte, hatte ſeine Vorleſungen an der Univerſität über Geſchichte der neueren Malerei und Erklärungen der Gemälde der Kgl. Muſeen nicht eingeſtellt); denn ſein Lübecker Freund Ferdinand Röſe und beſonders Emanuel

---

* Dieſe kleine literariſche Geſellſchaft darf nicht mit einem ebenfalls in Berlin (1847) entſtandenen „Rütlibund“ verwechſelt werden, der politiſche Tendenzen hatte; vgl. über ihn Ernſt Koſſak: „Berliner Federzeichnungen“ Bd 1, Berlin: Janke 1859, S. 94; A. Rutari: E. Koſſak. Eine Schilderung ſeines Lebens und ſeiner Werke. Berlin, Eckſtein Nachf., 1884, S. 21. (Mitgl.: E. Dohm, R. Löwenſtein, M. Schasler, Kaliſch, Titus Ulrich, Rud. Gottſchall, Louiſe Aſton u. a.)

Geibel, die ihn ſchon in Lübeck in ihre Bekanntſchaft eingeführt hatten (vgl. Gr I., S. 128), waren in ihren Berliner Zeiten, die zum Teil vor Storms Berliner Univerſitätsjahre, zum Teil gleichzeitig fielen, häufig Gäſte bei Kugler.*

Welchen Standpunkt das Literatur-Blatt im damaligen Kampfe der Geiſter vertrat, geht aus dem in der erſten Nummer erſchienenen Aufſatze Paul Heyſes (die Autorſchaft bezeugt: M, S. 17) über Eduard Mörike hervor, in dem es unter anderm heißt: „Denn die Perſönlichkeit beſteht in der Form. Nun aber iſt das, was als ſogenannte Formgewandtheit unſerer Zeit nachgeprieſen wird, geradezu der Tod aller wahren Form. Niemand beſtreitet in der Theorie, daß der Inhalt ſich ſeine Form ſchaffen, der Geiſt ſich im Sinnlichen ſein Abbild ausprägen müſſe. Und doch wird in der Praxis mit der Form gebahrt, als wäre ſie ein Gefäß, in das der Dichter ſein Herz hineinſchütte, wie gekelterten Wein in vorrätige Fäſſer, verſchiedene Sorten und Jahrgänge auf verſchiedene Flaſchen ziehend, wie es die Grille der Sitte mit ſich bringt. Es iſt dies kaum zuviel geſagt. Wir erinnern an eine große Schule, welche die Fertigkeit ausgebildet hat, jede Anekdote, jeden Zug einer Chronik mühelos in Balladen-Verſe zu gießen. Dieſe Hantierung, die es auf Füllung abgeſehen hat, nimmt es mit dem Stoff ſo wenig genau als mit dem Gefäß. Die Krüge ſtehen da, der Weinberg, der Sagenſchatz unſeres Volkes, grünt und blüht, und man hat nur einiges im Takt mit Füßen zu treten, um das Gewächs trinkbar zu machen. Wer fragt danach, ob es ein Feuerwein iſt, der Leib und Seele durchglüht? Der fade Heißdurſt und die grobe Zunge des Publikums läßt ſich vieles gefallen.“ Ähnlichen Gedanken hat Storm mehrfach in den hier abgedruckten Arbeiten, aber auch in den aus derſelben Zeit ſtammenden Briefen an Friedrich Eggers Ausdruck gegeben (vgl. z. B. E, S. 24). Über die äußere Veranlaſſung, Beiträge für das neugegründete Blatt zuzuſteuern, leſen wir in den Briefen an Mörike (M, S. 34): „Die beſprochenen Bücher ſind unbedeutend und die Artikel nur geſchrieben, um Freund Eggers mit ſeinen Redaktionsnöten beizuſtehen.“ „Aber,“

---

* Röſe widmete ſeine 1839 in Hamburg bei J. A. Meißner erſchienenen Gedichte Franz Kugler. Im Oktober 1844 ſchreibt Friedrich Auguſt Röſe, damals Buchhändler in Berlin, an ſeinen Bruder: „So hat er [Adolf Widmann, mit dem J. Röſe ebenfalls befreundet war] auch Dir den Wunſch Kuglers mitgeteilt, hier deſſen zweite Auflage der Geſchichte der Malerei unter günſtigen Bedingungen zu edieren, da dem Autor die Arbeiten im Miniſterium Eichhorn die Zeit dazu nicht laſſen. Auch anderes würde ſich hier knüpfen laſſen, wie denn überhaupt K. gegen W. ſich in alter liebevoller Anerkennung über dich ausgeſprochen hat.“ Die zweite Auflage des „Handbuchs der Geſchichte der Malerei“ hat Jakob Burckhardt 1847 herausgegeben, mit dem Röſe ſchon 1839 in Baſel verkehrt hatte.

fähret er fort und rückt die Bedeutung der Aufſätze damit in ein ganz anderes Licht, „ich habe dabei Gelegenheit genommen, meine Meinung über dies und das in lyricis zu ſagen." Durch dieſe Außerung, die in den Arbeiten reichlich Belege erfährt, erheben ſie ſich über den Typus der gewöhnlichen Buchbeſprechung. Unter den wenigen theoretiſchen Bemerkungen Storms ſind ſie (abgeſehen von Briefſtellen ähnlichen Inhalts) nicht allein die früheſten, ſondern auch die in ſich geſchloſſenſten; in den „Vorreden" tritt das Literaturgeſchichtliche mehr in den Vordergrund. Ferner aber überragen ſie auch den Umkreis der Perſönlichkeit Storms und bilden, indem ſie in Kämpfe jener Zeit auf dem Gebiete der poetiſchen Gattung Lyrik einführen, einen Beitrag zur Geſchichte literariſcher Bewegungen der deutſchen Vergangenheit. Sie kennzeichnen in ſcharfer Scheidung Strömungen, die ſich in der deutſchen Literatur gebildet hatten und deren Wellen — ich erinnere nur an die Schlagworte Simplizität, Erlebnis, ſchöne Form — bis tief in unſere Tage gehen.

Da dieſe Aufſätze (wie alle im Literatur-Blatt) anonym erſchienen, ſo iſt der Nachweis der Autorſchaft für die einzelne Arbeit notwendig. Er läßt ſich an Hand des bisher veröffentlichten Briefmaterials unſchwer führen. Ich werde ihn an den Anfang der Anmerkungen zu den einzelnen Kritiken ſtellen.

1.

„Lieder der Liebe" von M. Anton Niendorf. Berlin, C. Barthol, 1854. 16°. (VIII, 212 S.) — Lit.-Bl. Jg. 1 (V des deutſchen Kunſtblattes), Nr. 4, S. 145. 23. Febr. 1854.

Am 10. Febr. 1854 ſchreibt Friedrich Eggers an Storm: „Lieber Natron der Weiſe, tun Sie mir die einzige Liebe und ſchreiben mir bitte jetzt und ſpäteſtens Mittwoch die andere Woche den Artikel über die Liebesgedichte oder ſonſt etwas. Ich bin gar zu ſehr in Not."[*]

Mitte Oktober 1854 weiſt Storm Mörike auf den Aufſatz hin (M, S. 34): „Falls Ihnen das Eggersſche Kunſtblatt dort zur Hand ſein ſollte, ſo ſehen Sie ſich vielleicht einmal die von mir geſchriebenen drei Artikel über Niendorfs Lieder der Liebe und Klaus Groths

---

[*] Am 13. Febr. 1854 ſchrieb Eggers an Storm: „Entſteht daher die Frage, ob Sie nicht im Stande ſein möchten, von dem beiliegenden Roman [Marguerite von Ch. Birch. Berlin 1854], der bei der Vertheilung des Materials Ihnen zugeſprochen wurde, einen Bericht zu geben, deſſen MS ſpäteſtens Donn. 2. März in m. Händen ſein müßte." Storm hat dieſen Wunſch nicht erfüllt, denn bald darauf ſchreibt Eggers: „Iſt Marguerite Ihnen zu lang, dann geſchwinde wieder her damit." Der Roman wurde erſt 1855 beſprochen.

Paralipomena, in dem dazugehörigen Literaturblatt pr. 1854 an.“*
(Vgl. E, S. 26, 80; Flr I, S. 105.)

M. Anton Niendorf (1826—78) hatte bis 1854 folgende Schriſten herausgegeben: 1849. Stunden der Andacht. Geſänge aus Berlins Revolutionszeit. Nebſt einer Pfingſtreiſe durch die Hölle im Jahre 1848. — 1852. Die Hegler Mühle. Zyklus märkiſcher Lieder. — 1853. Anemone. — Blütenſträuße aus dem Dichtergarten des Morgenlandes. — Liebenſtein. Eine thüringiſche Sage. — In ſpäterer Zeit legte ſich der Schwerpunkt ſeines Schaffens auf politiſches Gebiet. Seit 1869 war er fortſchrittlicher Abgeordneter, trennte ſich 1875 aber von dieſer Partei und trat in das konſervative Lager über. Seit 1875 gab er die „Deutſche Landeszeitung“ heraus. — Storm nahm von den Gedichten Niendorfs nur „Die Johannisnacht“ (Hegler Mühle, S. 48—53) in ſein „Hausbuch“ auf, und zwar findet es ſich nur in der 4. Aufl. (1878.)

S. 36. **Münch-Bellinghauſen**, Eligius von M.-B., veröffentlichte unter dem Namen Friedrich **Halm** 1850 bei Cotta in Stuttgart „Gedichte“; allzu großen Anklang ſcheinen ſie aber nicht gefunden zu haben, da 1854 noch keine neue Auflage erfolgt war; erſt 1856 kamen ſie zum zweiten Male in der ſechs Bände umfaſſenden Ausgabe der „Geſammelten Werke“ Friedrich Halms neu heraus.

Storm ſpielt hier auf das 1850 S. 165 gegebene Gedicht an: „Mein Herz, ich will dich fragen.“

Mein Herz, ich will dich fragen,
Was iſt denn Liebe, ſag'? —
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!“

Und ſprich, woher kommt Liebe? —
„Sie kömmt und ſie iſt da!“
Und ſprich, wie ſchwindet Liebe? —
„Die war's nicht, der's geſchah!“

Und was iſt reine Liebe? —
„Die ihrer ſelbſt vergißt!“
Und wann iſt Lieb' am tiefſten? —
„Wenn ſie am ſtillſten iſt!“

---

* Da ich die Originalbriefe nicht in Händen gehabt habe, kann ich den Widerſpruch der genannten Zahl und der angegebenen Aufſätze nicht erklären. Vielleicht liegt ebenſo wie M 32, Anm., wo Bächtold **Karl** Eggers fälſchlich zum Herausgeber des Kunſtblattes macht, auch hier ein Fehler Bächtolds vor.

Und wann iſt Lieb' am reichſten? —
„Das iſt ſie, wenn ſie gibt!“
Und ſprich, wie redet Liebe? —
„Sie redet nicht, ſie liebt!“

Karl Gödeke gab 1851 heraus: „Edelſteine. Eine Feſtgabe der ſchönſten Gedichte aus den neueſten Dichtern.“ Hannover, L. Ehlermann. — **Goethe.** Es iſt mir nicht gelungen, einen gleichen oder ähnlichen Ausſpruch von Goethe zu finden. Eine Stelle in den Geſprächen mit Eckermann (18. Sept. 1823) ſpricht dem von Storm „Herrſchaft des Momentes“ Genannten Ähnliches aus: „Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſein … Faßt … der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung, was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes.“ Das Buch, das Storm im Sinne hat, iſt: Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum erſten Male herausgegeben durch Auguſt Schöll. 3 Bände. Weimar 1848—51.

S. 37. **Geibels** Minnelied: Gedichte. 124. Aufl. Cotta, Stuttgart 1897. S. 331/4.

S. 38. **„Die Roſe von Werderau.“** (S. 42/3.)

Und gehen zwei Tage ſo ſchnell zu Grab,
Als wie zwei Tränen die Wang' hinab,
Und iſt meines Bleibens nicht mehr allhier,
Und biſt du ſo gram und ſo böſe mir:
Ich hang' an dir!
Ich hang' an dir, wie ein Tröpflein Tau
An der roten Roſe der Werderau.

Und ſchleichen die Jahr' in dem fremden Land
Dahin, wie Schlangen im trocknen Sand,
Und darf ich auch nimmer zurück zu dir,
Weil du ſo gram und ſo böſe mir:
Ich hang' an dir!
Ich hang' an dir, wie ein Tröpflein Tau
An der roten Roſe der Werderau.

Und iſt ein Leben ſo öd' und weit,
Als Lüneburgens erſtorb'ne Heid',
Und ſoll ich in Liebe vergehn nach dir,
Weil du ſo gram und ſo böſe mir:
Ich hang' an dir!

Ich hang' an dir, wie ein Tröpflein Tau
An der roten Roſe der Werderau.

„Auf der Reiſe.“ (S. 207/8.)

Mir lachten dort in jenem Grunde
Viel Augen, hell und blau und braun,
Und Mädchenlippen rot und runde,
Wohl luſtig war es anzuſchaun.
Sie lächelten ſo hell, ſo heiter,
Sie winkten mir ſo freundlich zu;
Doch ſtill und traurig zog ich weiter:
— Sie lächelten doch nicht wie du.

Noch einmal ſchau' ich zwiſchen Hügeln
Im ſtillen Tal die muntre Stadt;
Es rauſcht empor auf feuchten Flügeln
Zu mir das letzte Mühlenrad.
Weißt du? Im Winter war's, im Schlitten,
Du kamſt und lächelteſt mir zu,
Die Seel' in deiner Augen Mitten;
— Sie lächelten hier nicht, wie du.

Und Einer hing am Lid die Zähre,
Gott ſegn' es ihr, der lieben Maid!
Sie weiß ja nicht, wie viele ſchwere
Mir Eine weint' im herben Leid.
Die hielt auf mich in Schmach und Schande,
Sie glaubt' an mich und trug's in Ruh,
Das war daheim im Vaterlande;
— Man lacht und weint hier nicht wie du!

„Schön-Annchen.“ (S. 315/17.)

Schön-Annchen ſinnend am Fenſter ſaß,
Sie hatte geweinet die Wangen blaß,
Sie hatte geweinet die Äuglein rot,
Ihr Trauter war ja verloren, war tot; —
O Mondenſchein,
Möcht'ſt du mein Bräutigam ſein!

Sie rief's und ſchaute zum Fenſter hinaus,
Wo Mondenſchein ruhet' an jedem Haus
Und regte nur leiſe, nur leiſe ſich;
Sie bat ſo ſüß, ſo flehentlich:

  O Mondenſchein,
  Möcht'ſt du mein Bräutigam ſein!

Da muß ſie hinaus in die Silbernacht.
Sie wandelt und wandelt ſo keck, ſo ſacht',
Sie wandelt talab, die Berge hinauf,
Sie ſucht den glänzenden Mondſchein auf.
  O Mondenſchein,
  Möcht'ſt du mein Bräutigam ſein!

Die Felſen ſtrahlen ſo wunderſchön,
Da muß ſie hinan an die ſchroffen Höh'n,
Sie fällt nicht, ſie wankt nicht, ſie gleitet nicht aus,
Und oben ruft ſie ſo grell, ſo graus:
  O Mondenſchein,
  Möcht'ſt du mein Bräutigam ſein!

Da iſt es um Annchens Augen geſchehn,
In ihren Höhlen ſie blöd ſich drehn,
Die Trauer iſt weg vom blaſſen Geſicht,
Sie lacht und lacht, und die Stimme ſpricht:
  O Mondenſchein,
  Möcht'ſt du mein Bräutigam ſein!

S. 39. „Wider der Welt Rede." (S. 201 2.)
S. 40. „Das Lied der Liebe." (S. 1—3.)
Der Schluß lautet:

Und möget ihr laut und möget ihr leis
  Dem Lied der Liebe gefährden,
O ſinge, du Liebe, nach Vöglein Weiſ',
  Dieweil noch Frühling auf Erden.
Wie lang ſchon murmelt der klare Bach
  Und rieſelt und rauſchet ohn' Ende,
Glaubt Ihr, er fragte ſo viel darnach,
  Ob einer das albern erfände?
O Liebe, du Liebe, du Liederquell,
Und wo du ringeſt, wie Glöcklein hell,
  Laß lauſchend mich falten die Hände.

Und legtet Ihr ſie in Acht und Bann,
  Wie Ihr ſo manches geächtet,
Die Liebe, die Liebe, wie ſingt Ihr's an,
  Daß Ihr zum Schweigen ſie brächtet?

Und ſchießt Ihr der Lerche den Pfeil in die Bruſt,
Die trillernd zur Sonne ſich wendet:
Da heben ſich tauſend in jubelnder Luſt,
Eh' Ihr den zweiten verſendet.
O Liebe, du Liebe! — Und wär's mein Teil,
Und fiel' ich, getroffen vom erſten Pfeil,
Ich hätte gar lieblich geendet.

L.

Lieder von Julius von Rodenberg. 2. Aufl. Hannover 1854. 8°. XIII, 252 S. — Lit.-Bl. Jg. I (V), Nr. 7, S. 25/6. 6. April 1854. — Vgl. FBr I, S. 110 (27. März 1854). „Nun zu den Kritiken … Erſt vorgeſtern fand ich Gelegenheit, Ihre Arbeit an den inzwiſchen zurückgekehrten Eggers abzugeben, wobei ich ihm gleichzeitig erklärte, daß der Inhalt ganz meinem Urteil über Rodenberg entſpräche … Mit nächſtem werden nun wohl beide Kritiken (die über Preller iſt ſehr nett) im Kunſtblatt ſtehen …"

Julius Rodenberg, geb. 26. Juni 1831, hatte folgende Werke veröffentlicht: 1850/51. „Für Schleswig-Holſtein." 2 Hefte Sonette. — 1851. „Fliegender Sommer. Eine Herbſtgabe." — 1852. „Dornröschen." — 1853. „König Haralds Totenfeier. Ein Lied am Meere." „Der Majeſtäten Felſenbier und Rheinwein luſtige Kriegshiſtorie." — 1854. „Lieder", 1.—3. Aufl.

Er nannte ſich auf den Titelblättern der erſten Werke Julius von Rodenberg nach ſeiner Geburtsſtadt. Später nahm er den Namen Rodenberg als bürgerlichen Namen an. Nach Veröffentlichung vorzüglicher feuilletoniſtiſcher Arbeiten fand er ſeine ſpätere bis heute fortdauernde leitende Stellung in der deutſchen Schriftſtellerwelt als Herausgeber der „Deutſchen Rundſchau", Verlag Paetel, Berlin. — Storm hatte in damaliger Zeit keine Beziehungen zu Rodenberg, der 1850 das Gymnaſium verlaſſen, in Heidelberg, Göttingen und Berlin ſtudiert hatte, in Berlin aber nicht dem Kuglerſchen Kreiſe nähergetreten war, ſondern bei Varnhagen verkehrte. Erſt in ſpäterer Zeit trat Storm Rodenberg näher. Rodenberg veröffentlichte einige Sachen von Storm in der Zeitſchrift „Der Salon" und ſpäter in der „Deutſchen Rundſchau". Einen Brief von Storm hat Rodenberg 1899 in dem Jubiläumsaufſatz „Die Begründung der Deutſchen Rundſchau" (Berlin, Paetel) faksimiliert wiedergegeben. S. 26/7.

S. 41. Geibels „Gedichte", die 1840 zuerſt erſchienen, hatten 1854 ſchon die 36. Aufl. zu verzeichnen; ſeine „Juniuslieder", die 1848 herauskamen, waren 1854 in 10. Aufl. gedruckt. — Die Sammlung „Der Troubadour“ befindet ſich in den „Juniusliedern“ (32. Aufl. 1894. S. 281 ff.). — Die Sonette „Für Schleswig-Holſtein“ ebenda (S. 195 ff.). — Die „Lorelei“ ſtand zuerſt in der von Karl Gödeke herausg. „Deutſchen Wochenſchrift“, Jg. 1, 1854, S. 5–24, 33–45. — Storms Stellung zu Geibel iſt, ſeit ſich in Storm feſte dichteriſche Überzeugungen entwickelt hatten, ſich gleichgeblieben. Das, was ihm in den Dichtungen Geibels wertvoll zu ſein ſchien (Kl, S. 197, 261), hat er geachtet und verehrt, Geibel als Dichter lediglich ſchöner Form hat er prinzipiell und oft ſcharf abgelehnt. Daß in dieſe Ablehnung Geibels irgendein aus der Jugend ſtammender „Groll“ (vgl. Gr I, S. 125 6) hineinſpielt, iſt nicht anzunehmen. Mit dem „geringſchätzigen Lächeln“ Geibels über die Jugendpoeſien Storms mag es ſchon ſeine Richtigkeit haben, daß aber Storm ihm das nachgetragen hat, iſt unrichtig. Emil Kuh hat in ſeinem 1874 in der „Wiener Abendpoſt“ veröffentlichten Eſſay über die Jugendbeziehungen beider Dichter den Satz geſchrieben: „zu Lübeck, wo der eben flügge gewordene Emanuel Geibel Storms Erſtlingsarbeiten ſouverän meiſterte.“ Als Storm dies las, ſchrieb er ſeinem Freunde, der eine Sonderausgabe des Eſſays plante: „Geibel meiſterte mich eigentlich nicht; es wurden nur meine Sachen als kindliche Verſuche angeſehen, wie ſie es auch waren. Zu (X...) ſagte er, als die ‚Sommergeſchichten‘ herauskamen, er habe das nicht von mir erwartet. Bitte ſtreichen Sie das mit Geibel.“ (Aus einem bisher unveröffentlichten Blatt des Storm-Kuh-Briefwechſels.) — Schöne Form vgl. SW VIII, 274. Der hier geäußerte Gedanke fand erſt 1884 poetiſche Form; vgl. Kl, S. 197, wo Storm am 14. Juni 1884 ſchreibt:

Die Form war dir ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt —
Die Form iſt nichts als der Kontur,
Der einen ſchönen Leib beſchließt.

Am 13. Juli 1884 ſchreibt Storm an Erich Schmidt:

Es iſt die Form kein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt;
Die Form iſt nichts als der Kontur,
Der einen ſchönen Leib beſchließt!

Vgl. auch die oben zitierten Worte Heyſes S. 158.

S. 42. Raſcher Erfolg. Drei Auflagen in einem Jahr. Überhaupt fanden die Bücher Rodenbergs ſchon in ſeinen Anfängen eine ungemein ſchnelle Verbreitung. Die 4. Auflage der „Lieder“ erſchien allerdings erſt 1860. Seitdem iſt dieſe erſte Sammlung durch die ſpätere „Lieder und Gedichte“ verdrängt, in die der Dichter in unbeirrter Selbſtkritik nur eine geringe Anzahl der in dem erſten Bändchen veröffentlichten Jugendlieder aufzunehmen für richtig fand. Ich habe bei Vergleichen die Ausgabe von 1880 (4. Aufl.), die auch Rod. für die ihn am meiſten charakteriſierende hält, herangezogen. — 1854, S. XII. Storm ſpielt auf folgende Verſe des Widmungsgedichtes „Trutznachtigall“ an:

Doch was wir in der ſchönen Zeit genoſſen,
Das reift in uns, der künft'gen Ernte Keim:
Der Liebe Roſen und des Frühlings Sproſſen,
Ein freundlich Mahnen ſind ſie uns daheim.
Was draußen uns als Jubelton entfloſſen,
Was wir verbergen jetzt im ſchmucken Reim:
Das werde einſt zu lebenskräft'gen Taten,
Wenn uns die Zeiten der Entſcheidung nahten.

So ſei die Hand, ſo ſei das Wort gegeben,
Wir bleiben treu dem Schwur, den wir gelobt;
Wir ſind vereint im Glauben und im Streben
Und hoffen auf die Zeit, die uns erprobt:
Wir kämpfen für die Liebe, für das Leben,
Ob auch die ganze Welt dagegen tobt.
Uns ſoll kein Wahn, uns ſoll kein Trug vertreiben —
Denn unſer iſt das Reich und ſoll es bleiben!

1880 fehlen dieſe Verſe ebenſo wie das Gedicht auf S. 68:

Vom ewigen Frühling.

Glaub' nicht, daß dieſe Tage ewig dauern,
Wo Nebel deinen Himmel dir verhüllt;
Im dunkeln Sturm, in kalten Regenſchauern
Hat bald der Herbſt ſein traurig Werk erfüllt.

Dann wird es klar am Berg und klar im Tale,
Und klar im Herzen — warte, warte nur!
Dann ſchaut die Sonne mit dem goldnen Strahle
Verklärend auf die ſchneebedeckte Flur.

Der Lenz iſt hin, die Blätter ſind gefallen,
Kalt iſt der Himmel und ſein Sonnenſchein:
Nun ſieh, ob von des Frühlings Wundern allen
Dir eines treu im Winter möge ſein!

Das iſt kein Lenz, der mit den Roſen ſchwindet,
Der mit dem Klang der Nachtigall verbebt;
Nur wer den Lenz in ſeinem Herzen findet,
Der kennt ihn, der hat wahrhaft ihn erlebt.

Und *dieſen* Frühling ſtrebe zu gewinnen:
Den Frühling ſonnigen Friedens, heitrer Ruh';
In trüben Tagen kehre dich nach innen:
Da wohnt dein Lenz, dein Gott — und das biſt *du*!

S. 43. 1854, S. 58 (1880 nicht enthalten).

Stirb Lieb' und Freud'!

Weil ich dich liebe, will ich dir entſagen —
Das Herz iſt voll, doch meine Lippe ſtumm;
Du willſt es ſo! Und ich will männlich tragen,
Und weil ich ſtolz bin, frag' ich nicht warum.

Dich ſeh' ich hell in jeder Tugend ſtrahlen,
Die je ein Weib mit ihrem Glanz geſchmückt;
Dein Leben webt ſich ſchön aus Idealen,
Du biſt das Weib, *du* hätteſt mich beglückt.

Doch weil es deines eignen Mundes Bitte,
Weil du's vom Schickſal ſo geboten meinſt:
Fahr wohl, mein Herz! Gott ſegne deine Schritte
Und trockne deine Tränen, wenn du weinſt.

Ja, du warſt mein; ich hab' dich ganz beſeſſen,
Du wareſt meines Lebens einzig Glück —
Wohl, ich entſage dir! — Doch dich vergeſſen …
O Mädchen, nimm das harte Wort zurück!

„*Studentenabſchied.*“ 1854, S. 105/6. 1880, S. 87. — „*Die reinen Frauen.*“ 1854, S. 16. 1880, S. 25.

S. 44. 1854, S. 125 (1880 nicht enthalten).

Notturno.

Horch! Durch die nächt'gen Heiden
Weht feucht der Frühlingswind;
Spät an des Baches Weiden
Sitzt noch ein bleiches Kind.
  Sie hört die Bäume rauſchen,
  Sie muß dem Waſſer lauſchen,
Das ihrem Fuß vorüberrinnt:

„Wie Wogenfall,
Wie Duft und Schall,
So flüchtig iſt das Leben all,
Die Menſchen und ihr Treiben.
Hier war er dein,
Hier warſt du ſein,
Und nunmehr biſt du ganz allein,
Und wirſt es ewig bleiben!“

Sie ſitzt in tiefen Träumen,
Trunken von Duft und Schall;
Da aus den dunklen Bäumen
Tritt groß des Mondes Ball.
Sie bebt vor jedem Hauche —
Da — horch! im Fliederſtrauche
Schlägt laut die Nachtigall.

„Was dein einſt war,
Unwandelbar
Bleibt es getreu dir immerdar,
Die Liebe kann nicht enden.
In Blütenduft,
In Frühlingsluft,
In Halmen noch aus ſtiller Gruft
Wird ſie dir Grüße ſenden!“

Nun ſtill — die Wälder ruhen
In klarer Mondespracht;
Es geht in Silberſchuhen
An ihr vorbei die Nacht.
Die Weiden und die Rüſtern
Beginnen leis zu flüſtern,
Es rauſcht ihr Laub im Winde ſacht:

„O klage nicht,
O zage nicht,
Vertraure deine Tage nicht,
Wer liebt, ſei unbeklommen.
Hier war er dein —
Biſt du allein,
So mußt du dich gedulden fein,
Bis er mag wiederkommen!“

„Marie vom Oberlande.“ 1854, S. 176—7; 1880, S. 130. Dieſes Gedicht iſt oft komponiert worden. Andere Gedichte Rodenbergs, die ſich ſchon in dieſer erſten Sammlung befinden, haben ſich den Weg tief ins Volk gebahnt, und wer einmal in froher Jugendſchar auf der Heide oder im Walde bei den „Wandervögeln“ an dem Kochfeuer geſeſſen hat oder mit ihnen marſchiert iſt, wird wiſſen, daß es beſonders zwei Lieder Rodenbergs ſind, die da immer gern geſungen werden: „Im Maien“ (Nun bricht aus allen Zweigen) (1854, S. 113; 1880, S. 44), und „Ade“ (Wohlauf in Gottes ſchöne Welt) (1854, S. 99; 1880, S. 60). — „Dämmerung.“ 1854, S. 169; 1880, S. 126.

S. 45. Geharniſchte Sonette = „Kriegslieder.“ 1854, S. 211—49; 1880 nicht enthalten. Das Sonett S. 213, der Abſchied von der Mutter (Gib mir die Hand zum Abſchied, laß mich ziehn!), und vielleicht auch S. 247: „Ich ſelber, der einſt fröhlich mitgeſtritten“, konnten Storm auf den Gedanken bringen, daß Rodenberg am Kampfe mit dem Schwert beteiligt geweſen. Er iſt nicht mit ins Feld gezogen. — „Am Kyffhäuſer“; 1880 nicht enthalten. — Anklänge. Auch Robert Prutz hat in einer zuerſt im „Deutſchen Muſeum“ erſchienenen, ſpäter in die zeitgeſchichtliche Arbeit „Die deutſche Literatur der Gegenwart 1848—58“ (2. Aufl. 1870. Leipzig, Günther) aufgenommenen Kritik Rodenbergſcher Frühwerke auf Anklänge hingewieſen. Er beſchränkt ſie aber im weſentlichen auf „König Haralds Totenfeier“, in der er Geibels, und „Der Majeſtäten Felſenbier und Rheinwein luſtige Kriegshiſtorie“, in der er Roquettes Einfluß annimmt. Ganz im Gegenteil zu Storm hat er für das ſich in den „Liedern“ zeigende, wenn auch noch nicht völlig von allen Vorbildern losgelöſte, junge Talent viel übrig und rühmt an ihm die Jugend, Friſche, Geſundheit und männlich-kräftige Stimmung. — Bei dieſer Gelegenheit möchte ich auch auf ein Gedicht F. Freiligraths hinweiſen („Geſammelte Dichtungen“ 6. Aufl. Leipzig, Göſchen. Bd. 2, S. 243. 1898), das gleichfalls als eine zeitgenöſſiſche Kritik aufgefaßt werden kann.

In Julius Rodenbergs Album.

London, November 1856.

Den jungen, friſchen Liedermund
Will ich an Wald und Wieſen,
An Buchenhang und Eichengrund
Zum Boten mir erkieſen,

Die Heimat grüß' er tauſendmal,
Die ſeine und die meine,
Den Lipperwald, das Weſertal,
Schaumburg und Externſteine.

Und Dorf und Stadt und Baum und Strauch,
Und allwärts auf den Auen
Das blonde Volk mit blauem Aug',
Die Männer und die Frauen.

Heil ihm, daß in der Heimat er
Darf für die Heimat ſingen,
Und mög' ihm jeden Sommer mehr
Sein freudig Lied gelingen.

S. 46. Die Verſe ſtammen aus dem Gedicht „Maienwonne“ (1854, S. 45; 1880, S. 50).

Was ich auch ſage oder ſinge
Von duſt'ger Blütenherrlichkeit:
Es ſcheint mir alles zu geringe
Für dieſe ſonn'ge Maienzeit.

Ich hab' kein Wort, ſo blau und duſtig
Wie Veilchenduſt am Wieſenhag;
Und keines, das ſo rein und luſtig
Wie Lerchenlied und Droſſelſchlag.

Auch auf die ſchöne Frühlingsſonne
Find' ich den Reim, den echten, nicht;
Denn für der Welt gemeine Wonne
Scheint ſie zu heiter, ſanft und licht.

Das iſt das köſtlichſte Empfinden,
— Ich fühl' es meinem eignen an! —
Auf das man keine Reime finden
Und keine Verſe machen kann!

3.

Karl Heinrich Preller. „Neunzig Lieder ...“ 112 S. 8°. — Lit.-Bl. I (V). Nr. 7, S. 267; 6. April 1854. — K. H. Preller wurde 1830 zu Lübeck geboren; er beſuchte das Johanneum in Hamburg und ſtudierte von 1849 ab in Bonn Naturwiſſenſchaften. Nach ſeiner Doktorpromotion in Jena war er einige Zeit hindurch als

Leiter von Erziehungsanſtalten tätig. 1860 kehrte er nach Hamburg zurück und war zuerſt Privatlehrer, ſpäter Redakteur des „Hamburger Korreſpondenten“. Er ſtarb 1890. Sein Hauptarbeitsgebiet war die Naturwiſſenſchaft, beſonders die Entomologie. Außer den 1854 erſchienenen Gedichten veröffentlichte er an poetiſchen Schöpfungen: 1871 „Königgrätz. Epiſches Gedicht in ſechs Geſängen“ (Berlin, C. Duncker). — 1884 „Rhythmen und Reime“.

S. 46. Einzelne Gedichte. S. 17. Das im Text ſtehende „Mädchenlied“. — S. 56:

Verſchiedenes Los.

An Stämmen, an zerklafften,
Sah ich den Grünſpecht haſten
Und hämmern Nacht und Tag.
Durch Rind' und Borke drang er
Und manch Gewürm verſchlang er,
Das drinnen ihm zur Atzung lag.

Zum Äther ſah ich dringen
Den Aar auf ſtolzen Schwingen,
Zum Äther hoch empor,
Weit über der Felſen Nacken,
Hinauf in die Wolkenzacken,
Wo ſuchend ihn mein Blick verlor.

Da dacht' ich: Eins von beiden
Muß dir dein Los beſcheiden,
Nun wähle klug und fein:
Doch willſt du Adler werden,
So kannſt du hier auf Erden
Nicht auch zugleich ein Grünſpecht ſein.

Ewige Wanderſchaft. (S. 90.)

Es ziehn mit jedem Poſttag,
Den Gott der Herr geſandt,
Viel tauſend weiße Päckchen
Wohl durch das deutſche Land.

Und wo ſie angekommen,
Schickt man ſie wieder fort,
Stets hin und her geſtoßen
Ziehn ſie von Ort zu Ort.

Sie kommen nie zur Ruhe,
Sie reiſen immerdar,
Sie gleichen dem ewigen Juden,
Der auch Weinreiſender war.

Von Stuttgart geht's nach Leipzig,
Von Leipzig nach Berlin,
Nach Hamburg, Bremen und Braunſchweig,
Mitunter ſogar nach Wien.

Das ſind die Manuſkripte
Der deutſchen Poeten zumal,
Die einen Verleger ſuchen;
Nur Daſe[*] berechnet die Zahl.

Limax Arion. (S. 100.)

Sieh doch dieſe ſchwarze Schnecke,
Die ſich ganz in Roſenblätter
Und Jasminen eingehüllt hat!
Bitte, ſieh das Tierchen kriechen
Unter ſeiner bunten Bürde,
Die am feuchten Rücken haftet
Faſt wie Federn am Faſan!

Dieſe Schnecke macht mich lachen.
Scheint mir doch, ſie hat den Kunſtgriff
Abgelauſcht den Dichterlingen,
Die mit tauſend bunten Phraſen
Ihren Schneckengang bemänteln.
Wirklich du! und doch geborne
Kriecher ſind wie dieſes Tier.

Aus den „Epiſteln" ſeien folgende Verſe zur Charakteriſierung der Anſichten Prellers angeführt. S. 105. Ep. IV:

Frommt denn ein kunſtvoll Glas, wenn es leer iſt, mehr als ein ſchmuckloſes
Römerchen köſtlichen Weins? Löſchen Gefäße den Durſt? —
Freilich, du haſt ganz recht: Steinberger in prächtigem Goldkelch
Bleibt Ideal — nur tut's immer zumeiſt das Getränk.

---

[*] J. M. Z. Daſe, Rechenkünſtler, geb. 1824 zu Hamburg, geſt. 1861 ebenda.

S. 109. Ep. VII:

Wort iſt der Körper, Gedanke der Geiſt. Wenn beide vollendet,
Dann nur heißt das Gedicht ſchön und unſterblich zugleich.
Klaſſizität, ſo nennt man es wohl. Sie ſuchſt du vergebens
Unter den Neueren, Freund: Ephemeriden-Natur
Findeſt du hier. Wie Eintagsfliegen erfreu'n die Poetlein
Ihres Gewimmels, am Glanz freu'n ſie der Fittiche ſich.
Glanz über alles! Es lebe die Pracht! ſo heißt die Parole,
Dichten wir! folgert die Brut, Dichtung und Leben vergehn!
Einmal leben wir nur, nur einmal dichten wir, friſch denn
Her mit den Wörtern! Geſchwind! Her mit dem Pulver! Verknallt's! —
Und ſo knallen ſie denn. Was herauskommt? Dunſt, Dampf, Nebel,
Eine Bewegung der Luft, einiger Spatzen Geſchrei.

S. 110. Ep. VIII:

.. Oratoriſcher Prunk deckt innere Mängel
Nimmer; im Königsgewand kennſt du den Bettler ſogleich.
... Kraft liegt im Gedanken, je klarer du ihn ſagſt,
Nur um ſo mächtiger trifft, inniger faßt er dich an.
Einfachheit, der Natur treubleibend gemeſſene Sprache,
Gibt Melodie dem Gedicht, bleibt in Aonien ſchön.
— — — — — — — — — — — —
„Nun ward Nacht“ iſt ſchöner geſagt als: „Nächtliche Schatten
Legten ſich über die Gau'n.“ Dieſes empfinden ſie nicht.

S. 111.

... das Aftergenie plumpſt in die Wörter hinein,
Wühlt drin herum, wirft um ſich, verpafft auf Fliegen Kanonen,
Schlägt mit dem Stock nach dem Mond, wähnt ſich begeiſtert dabei.

Wie ſympathiſch dieſe Anſichten dem kleinen Kreis des „Literatur-Blattes“ ſein mußten, wird deutlich werden, wenn man eine Kritik über Rud. Gottſchalls „Carlo Ceno“ (Breslau 1854) lieſt, die in dem Heft vom 23. März 1854 S. 23 ſteht. In ihr heißt es: „Ziehen wir von all-dem die Summe, ſo bleibt nicht viel übrig, was für Gottſchalls poetiſche Geſtaltungskraft ſprechen könnte. Soll jene wilde Jagd nach Bildern etwa von Geiſt zeugen? Sie zeugt nur von einer gewiſſen Dreiſtigkeit, die weder vor dem Unſinnigen noch vor dem Unedlen zurückſchreckt, die ſich zu unerhörtem Bilderſchwulſt forciert, um darunter die Gedankenblöße, den Mangel an plaſtiſcher Kraft zu verbergen. Denn jener Schwulſt iſt ebenſo weit entfernt davon, eine Gewähr geſunder Fülle zu ſein, wie das vollblütige Ausſehen eines Schlagflüſſigen als Symptom eines richtig geſtimmten Organismus gelten kann. — Wir finden auch in der althebräiſchen Poeſie jenen Mangel eines plaſtiſchen Sinnes, jenes haſtige Eilen von einem Bilde zum anderen, und träfen alſo wieder auf ein orientaliſches Element in der Gottſchallſchen Poeſie. Allein jene Dichtungen der Pſalmen und verwandter Schöpfungen haben wenigſtens großartige Anſchauungen im Hintergrunde und ſind daher, bei aller Flüchtigkeit der Bilderſprache, eines mächtigen Eindrucks gewiß. Solche Anſchauungen fehlen aber bei Gottſchall, denn alle ſeine Gedanken, ſobald man ſie der ſchillernden Hülle entkleidet, ſind hohle Phraſen, die durchweg auf völliger Unklarheit des Denkens und Auffaſſens beruhen. Dieſe allgemeine Konfuſion der Begriffe wird dadurch noch widerwärtiger, daß ſie ſich mit den Schlagwörtern jener hohen Ideen der Bildung und des Fortſchritts brüſtet und ihre ſchiefen Urteile, ihre unwahren Anſchauungen mit den edelſten Beſtrebungen des Geiſtes identifiziert. Um ſo entſchiedener müſſen wir Produkte zurückweiſen, die nur eine unfreiwillige Karikatur jener Richtung darſtellen. Der Poet, der wie Gottſchall verächtlich auf das lyriſche Getändel herabblickt und es verſchmäht, ‚mit zarten Reiſern zu ſpielen‘, bedarf vor allen Dingen einer gründlichen Bildung, zumal eines tiefen Studiums der Geſchichte, ohne welches die innere Flachheit durch alles wohlfeile Phraſengeklingel, durch allen wüſten Bilderbombaſt kläglich durchſcheint …“

S. 47. „Mädchenlied.“ Dieſes kleine Gedicht nahm Storm in die „Deutſchen Liebeslieder ſeit Joh. Chr. Günther“ auf. Das „Genrebild“ findet ſich in allen vier Auflagen ſeines „Hausbuchs aus deutſchen Dichtern“.

4.

„Des Knaben Wunderhorn.“ Alte deutſche Lieder, geſammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. 4. Bd. Mit Regiſtern über ſämtliche Bände der erſten und letzten Ausgabe. Nach A. v. Arnims handſchriftlichem Nachlaß herausgegeben von Ludwig Erk.

Der 4. Band des „Wunderhorns“ bildet den 21. Band von Ludwig Achim v. Arnims Sämtlichen Werken. Neue Ausgabe. Nachlaß: 5. Bd. Gedruckt auf Koſten des Herausgebers. Berlin. Expeb. des v. Arnimſchen Verlages. 1854. — Der Aufſatz ſteht Lit.-Bl. Jg. I (V), Nr. 12, S. 46/7, 15. Juni 1854. — E, S. 28 (27. Mai 1854): „Beifolgend, liebſter Eggers, ein Artikelchen über Wundrhorn, Bd. IV, den ich erſt eben, da das Decretiren ſo gut ging heute, zu Ende geſchrieben habe.“

S. 49. Pfeſſel. Die „Tabakspfeiſe“ ſteht in „Des Knaben Wunderhorn“ (Alte deutſche Lieder, geſ. v. L. A. v. Arnim u. Cl. Brentano. Heidelberg bey Mohr u. Zimmer. Frankf. bey J. C. B. Mohr. 1806) Bd. I. S. 384b nicht unter Pfeſſels Namen, ſondern unter dem Titel „Gott grüßt euch Alter. Fliegendes Blat“. — Riſt. Von Riſt wurde aufgenommen: „Daphnis und Galathe“ (Daphnis ging vor wenig Tagen), „Wunſch nach Freiheit“ (O wie ſelig muß doch ſein). — Von Opitz „Vertrauen auf Gott“ (Wer Gott das Herze giebet) und „Eile zum Lieben“ (Ach, Liebſte, laß uns eilen). — Von älteren Dichtern wurde aufgenommen Ph. Marnix van Sint-Aldegonde (1538—98): S. 257 „Wilh. von Naſſauen“; Andr. Tſcherning (1611—59): S. 212 „Auf die Muſik“ (Wer ungereget Die Sinnen träget). Von neueren außer dem „Fridericus Rex“ des W. Alexis „Auf Wiederſehen“ (Es iſt beſtimmt in Gottes Rat) von E. Frh. v. Feuchtersleben (1806—49), S. 199. — „Cabanis“ von W. Alexis kam erſt Berlin 1832 heraus, alſo nach L. A. v. Arnims Tode (1831). — Von Erk benutzte Sammlungen, die nach 1831 erſchienen: H. Frh. v. Aufſeß: Anzeiger f. Kunde d. deutſchen Mittelalters. 1. Jg., 1832. — L. Bechſtein: Deutſches Muſeum f. Geſch., Lit., Kunſt u. Alt.-Forſch. 1. Bd., 1842. — L. Erk: Der alte Fritz im Volksliede. 2. Aufl., 1851. — F. K. v. Erlach: Die Volkslieder der Deutſchen. 4. Bd., 1837. — Ed. Fiedler: Volksreime u. Volkslieder in Anhalt-Deſſau. 1847. — Der Freihafen. 2. Jg., 2. Heft, 1839. — H. Heine: Der Salon. Bd. I, 1834. — K. Müllenhoff: Sagen Märchen u. Lieder. 1845. — K. Simrock: Deutſche Volkslieder. 1851. — A. Stöber: Elſäſſ. Volksbüchl. 1842. — F. Tſchiſchka: Öſterr. Volkslieder. 2. Aufl., 1844. — W. Wackernagel: Dtſch. Leſeb. 1836. — W. Walter: Samml. dtſch. Volkslied. 1841. — O. L. B. Wolff: Halle der Völker. 2. Bd., 1837. — „Maria.“ Vgl. Die deutſchen Volkslieder, geſamm. v. K. Simrock. Frankf. a. M. 1854, S. 144.

S. 50. Silchers „XII Volkslieder“ erſchienen zuerſt 1826/7 in Tübingen bei Laupp. Es iſt alſo nicht ausgeſchloſſen, daß Arnim ſie noch gekannt hat. Erk fügt die Jahreszahl der Aufl. der Silcherſchen Lieder nicht hinzu. — Goethes Rat. Die Kritik ſteht: Jubil.-Ausgabe, Bd. XXXVI, S. 247ff. Storm denkt wohl an den Satz: „Von Rechts wegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſein, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umſchlagen müßte.“

Goethe hat ſich in dieſer Beſprechung auch über die Redaktion der alten Texte ausgeſprochen: „Das hie und da ſeltſam Reſtaurierte, aus fremdartigen Teilen Verbundene, ja das Untergeſchobene iſt mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszuſtehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum ſoll der, der es in letzter Inſtanz aufzeichnet, mit andern zuſammenſtellt, nicht auch ein gewiſſes Recht daran haben? Beſitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetiſches und kein heiliges Buch, als inſofern es dem Auf- und Abſchreiber ſolches zu überliefern gelang oder beliebte.“ — Das hier zitierte Gedicht von der jungen Schnur und der alten Schwieger hat Storm in alle Aufl. ſeines Hausbuchs aufgenommen.

S. 52. W. Grimm hat keine Biographie A. v. Arnims geſchrieben. Storms Worte beziehen ſich auf die Bemerkung Grimms in L. A. v. Arnims Sämtlichen Werken, hg. v. Wilh. Grimm. Bd. 1, Berlin 1839, p. XII: „Zugeſagte Mitteilungen werden mich in den Stand ſetzen, am Schluſſe des Ganzen einen Umriß von dem äußern Leben des Dichters, ſowie Betrachtungen über ſein geiſtiges Wirken hinzuzufügen.“

5.

Klaus Groth. Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Hamburg: Perthes, Beſſer u. Mauke, 1854. 16°. (XII, 134 S.) — Der Aufſatz ſteht Lit.-Bl., Jg. I (V), Nr. 19, S. 75/6, 21. Sept. 1854. — Vgl. die S. 159 zitierte Briefſtelle aus M, S. 34; ferner FBr I, S. 128 von Ende Sept. 1854: „Über Ihre Beſprechung Groths habe ich Ihnen wieder viel Schönes zu ſagen. Sie haben auf der zweiten Seite gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen und einfach dargelegt, was mir bis jetzt — hinſichtlich aller unſrer Dialektdichtungen — ein ungelöſtes Rätſel ſchien. Ich ſuchte es Gott weiß wie und wo; es leuchtet einem aber ſofort ein, daß es ſo iſt, wie Sie's ſagen.“

S. 52. Faſt ohne Ausnahme — kommen können. Wörtliches Zitat aus dem an Müllenhoff gerichteten Einleitungsbrief. — Quickborn erſchien zuerſt mit einem Vorwort von Claus Harms im Nov. 1852 in Hamburg bei Perthes, Beſſer u. Mauke. — Müllenhoff war 1854 Profeſſor a. d. Univerſ. Kiel. Vgl. K. Groth: Lebenserinnerungen hg. v. E. Wolff (= Deutſche Schriften f. Lit. u. Kunſt. 1. Reihe. Heft 2). Kiel u. Leipzig 1891, S. 31. „Prof. K. Müllenhoff kam nun in Kiel von Okt. 1854 bis April 1855 regelmäßig ſchlag 5 Uhr Abends zu mir und ging um 7 oder 8 fort. Hier arbeiteten wir beſonders an der Feſtſtellung der plattdeutſchen Grammatik und Orthographie.“

S. 55. Form. Vgl. Heyſes Worte S. 158. — **Beſprechung.** Es iſt mir nicht gelungen, dieſe Beſprechung zu ermitteln.

S. 56. Naturwiſſenſchaften. St. hat die letzten 11 Sonette im Sinn: Weltanſchauung 1, 2; Berzelius; An Alex. v. Humboldt; An Emil Dubois-Reymond; Evangeliſche Naturwiſſenſchaft 1—5; Hoffende Forſchung.

S. 57. Platen-Heine. In den Briefen, die St. an E. Schmidt geſchrieben hat, ſpricht er am 24. 8. 1884 über beide: „Er (Geibel) kämpfte in ſeiner begeiſterten Borniertheit für Platen gegen unſern größten lyriſchen Formkünſtler H. Heine; ich kann nichts dafür, daß er ein Jude war. Sehen Sie den ganzen Platen mit ſeiner äußerlichen Form durch, die nicht Umriß (Kontur) des Körpers, ſondern ein ſteifer Topf iſt, in den man die Grütze hineingießt.“ Und am 17. 10. 1885: „Für ſchöne lyriſche Form iſt das Koincidiren von Inhalt und Wortklang abſolut notwendig; der geiſtige Inhalt, und nur dieſer, muß in den Worten klingen, vor dem bloßen ſchönen Wortklang habe ich nicht den mindeſten Reſpekt.

Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr. Heine.

Man brauchte die Worte gar nicht zu verſtehen, und man wüßte doch aus ihrem Klange, daß es Abend wurde. Das allein iſt lyriſche Form. — In der Formgebung beſteht die Kunſt; aber die Form muß ſehr tief gefaßt werden.“

Unter den Vorarbeiten zu dem „Hausbuch“ befindet ſich ein Blatt, das ich hier einfüge, da es ein Urteil über Platen enthält: „Ich meinerſeits habe in Platen, wann im Leben ich ihn auch zur Hand genommen, niemals etwas Beſonderes [verb. aus: eine beſondere Größe] entdecken können, außer der Reinheit ſeiner Sprache und der Richtigkeit ſeiner Verſe und Reime. — Was weſentlich den Dichter macht, iſt einerſeits Tiefe der Empfindung und lebendige Anſchauung, andrerſeits die Fähigkeit Beides in künſtleriſcher Form auszuprägen, für die erſte den entſprechenden Wortausdruck, wodurch das Bild ebenſo farbig und plaſtiſch dem Leſer entgegenſpringt, wie er es ſelbſt geſehen, für die letztere den Klang und die rhythmiſche Bewegung des Verſes zu finden, wodurch ſie unmittelbar in die Seele des Hörers übertragen wird. Nur dieſe Form iſt Sache des dichteriſchen Genius, denn ſie iſt durch keine Regel feſtzuſtellen und durch keine Sorgfalt zu erreichen; denn worauf ſie beruht [ausgeſtr.: auf den unſcheinbarſten u. ungreifbarſten Dingen, ſie kann durch das Unſcheinbarſte zerſtört werden], ſei es die Klangfarbe eines Vokals oder die Abſtimmung der nebeneinanderſtehenden, die Conſonantenfolge, die Zugehörigkeit einer kurzen oder langen Silbe zu dem erſten oder folgenden Worte — ſolche und hundert andre Umſtände gelten immer nur für den gegebenen Fall. Von der Meiſterſchaft in dieſer Form, welche z. B. Heine in ſeiner Lurley bewieſen u. Eichendorff, kommt bei Platen nur wenig zu Tage, am meiſten in den Gaſelen und Sonetten, am wenigſten in ſeinen durchweg unbedeutenden Liedern und in den Hymnen, durch welche er der Kunſt neue Bahnen erſchloſſen zu haben meinte. Philologen und Hiſtoriker werden dies noch eine Zeitlang als etwas Großes angreifen; die Nation wird keine Notiz davon nehmen, denn in Platen fehlt das, was das Herz der Menſchen packt; und das empfand niemand tiefer als er ſelbſt; aber er warf, ſeiner an Größenwahnſinn grenzenden Eitelkeit gemäß, auf die Stumpfheit der Mitmenſchen, was er in der eigenen Impotenz hätte ſuchen ſollen. Er iſt ein ſchlagendes Beiſpiel, daß ein bloßes bedeutendes Wollen uns ſo zu imponiren vermag, daß wir uns ein Menſchenleben hindurch nicht davon erholen können. Bei ſeinen letzten Balladen, welche als die vollendetſten genannt werden „der alte Gondelier“ und „Klagelied Kaiſer Otto des Dritten“ fühlt man zwar die Sicherheit der Technik und eine verſtandesmäßige Beherrſchung des Stoffes, aber von dem Schmerze, der dieſen beiden Klageliedern zugrunde liegen ſoll, wird uns nichts fühlbar. Am meiſten ſcheint er mir den Dichter zu zeigen, wo er von ſeiner eignen Größe, ſeinem Verkanntwerden und ſeinen künftigen Taten ſpricht; ihm fehlt durchaus die unbefangene Freude an den Dingen, ſowie die hingebende Vertiefung in etwas anderes als in ſein eigenes Ich. Es iſt übrigens bezeichnend, daß bei allen ſpätern Dichtern, die ſich bemüht haben, in Platens Fußſtapfen zu treten, die Bildung den poetiſchen Inſtinkt überwiegt. Es verſteht ſich, daß Platens reformatoriſches Verdienſt um Reinheit der Sprache u. äußere Form nicht beſtritten werden kann, nur iſt das etwas andres als Poetentum.“ Auf anderen Blättern fand ich noch folgende Notizen: „Überall zu ſeicht. In ſeinen Liedern iſt der Strom der Empfindung faſt nirgends tief genug, um in hinreißendem Zug den Gedankengehalt zu tragen; ſie haben wenig Schmelz, und niemals Leidenſchaft, auch nicht die Polenlieder. Das Wort des Zorns iſt mitunter da, aber der Dichter hat nicht die Kraft gehabt, es in Melodie zu ſetzen. — Wenn man von Platen zu Hölderlin [kommt], iſt es einem, als wenn man aus einem kalten Saal in die ſonnenwarme Natur tritt. — Stoff der Lieder nie aus Jugend und Heimat. Meiſt aus ſ. Studien oder dem, was er in der Fremde geſehen und erſahren. — Wo die ſehlende Innerlichkeit durch tönende Worte erſetzt werden ſoll ..."

S. 58. „Das Laub beginnet fallen" hat Storm in das Hausbuch 1870 aufgenommen; die Aufl. von 1875 und 1878 haben es nicht mehr. — Es mag geſtattet ſein, neben die Beurteilung Storms das Urteil eines modernen Literarhiſtorikers zum Vergleich zu ſetzen. Adolf Bartels ſchreibt in ſeinem kurzen Lebensbild Groths in der „Allgemeinen deutſchen Biographie", Bd. 49, S. 572: „Der Lyriker Klaus Groth hat im Hochdeutſchen doch bei weitem nicht die ausgeprägte Phyſiognomie wie im Plattdeutſchen, wenn auch einzelne Stücke, wie das berühmte ‚Regenlied', auf der Höhe des Beſten im ‚Quickborn' ſtehen und der Ruhm eines der größten deutſchen Sonettiſten dem Dichter nicht abzuſprechen iſt." — Klaus Groth hat, das ſei nebenbei bemerkt, auch zwei Aufſätze über Theodor Storm veröffentlicht: 1862, Altonaer Merkur (Beilage, 7. Dez.) „Auf der Univerſität" (der Aufſatz handelt hauptſächlich von dieſer Novelle, beſpricht aber auch Storm allgemein als Heimatdichter und ſeine Beziehungen zu Eduard Mörike). — 1868, Weſtermanns Ill. deutſche Monatsheſte, Bd. 25, S. 329—32 „Th. Storms ſämtliche Werke" (auch in dieſer Arbeit geht Kl. G. beſonders auf Storm als Heimatdichter ein).

6.

Hermann Kette. Gedichte. Berlin, F. Schneider, 1854. 16°. (IX, 158 S.). — Lit.-Bl., Jg. I (V), Nr. 20, S. 789, 5. Okt. 1854. — E 28 (27. Mai 1854): „O Kette! Das Buch läßt ſich leider erſt bei dr 2^{t} Aufl. recenſiren. Ubrigens ſcheint ein lieber guter Menſch darin zu ſtecken." — Hermann Kette iſt 1828 zu Einwinkel in der Altmark geboren. Er ſchrieb auch unter dem Pſeudonym Karl Heinrich. Er war Juriſt. Unter dem Beinamen Tiedge war er ſeit 1847 im „Tunnel über der Spree" Mitglied. Er hat dort auch einige ſeiner Schöpfungen unter allgemeinem Beifall vorgetragen. Außer ſeinen Gedichten gab er dramatiſche Werke heraus. Er ſtarb 1908 zu Steglitz. Theodor Fontane ſchrieb über ihn am 13. Jan. 1857 an Merckel: „‚Saul' wird nun alſo gegeben, von ‚Klette', wie die Kreuzzeitung druckte. Möge das Stück, in dem immerhin viel Talent ſteckt, wie eine Klette an der Bühne haften. [K. hatte es 1856 im ‚Tunnel' vorgeleſen.] Kette iſt eine reſpektable Kraft, nur zu viel Lichtfreund, um je ein großer Poet zu werden. Wenn man denkt, nun werden ſich einem die Geiſtertieſen erſchließen, ſo tritt ſtatt Himmel und Hölle Kette ſelber auf die Bühne und ſagt wie ein richtiger Berliner: ‚Jeiſter wollen Se ſehn? Jo nich, da könnte jeder kommen'."

7.

Theodor Fontane. — Lit.-Bl., Jg. II (VI), Nr. 21, S. 857, 18. Okt. 1855. — E 30, 84. „Schweiß zweier Sonntage‘: nach Eggers' Brieſbuch ein Artikel Storms über Fontane." FBr I, 129, 143. — Fontane hatte bis dahin herausgegeben: 1850. Männer und Helden. — 1850. Von der ſchönen Roſamunde. Gedicht. — 1851. Gedichte. — 1852. Deutſches Dichter-Album. 1.—3. Aufl. — 1854. Ein Sommer in London. — Seine Beziehungen zu Storm ſind bekannt aus dem Abſchnitt über Storm in F 20 und den FBr. — Th. Fontane iſt 1819 zu Neuruppin geboren, kam 1842 nach Berlin und ſchloß ſich hier bald dem „Tunnel" an. Sein eigentlicher Einfluß und ſeine Bedeutung fallen in eine ſpätere Zeit. — Die Einteilung der Gedichte iſt in der Ausgabe der Geſammelten Werke, 2. Serie (Berlin, F. Fontane, 1909), dieſelbe wie 1851 „Lieder und Sprüche. — Bilder und Balladen. — Gelegenheits-Gedichte (1851 Gelegenheitliches)", nur vermehrt um die „Lieder und Balladen, frei nach dem Engliſchen". Ich führe neben der alten Ausgabe immer die von 1909 an.

S. 62. „**Vigilien.**" Vielleicht meint Storm die 1839 zu Bonn erſchienenen „Vigilien, nächtliche Lieder" von Leberecht Dreves.

S. 63. *Still getragenes Joch.* St. ſpielt auf folgendes Gedicht (1851, S. 34, Sonette. 1; 1909 nicht enthalten) an:

Ein Leben war's, mit Kolben und mit Knütteln
In dieſen eitlen Jammer drein zu ſchlagen,
Doch hab' ich *ſtill* ein läſtig *Joch getragen*
Und meiner Pflicht gehorcht und ihren Bütteln.

Jetzt aber, wo an Winters Thron zu rütteln,
Voll Lerchenſchlag, die Frühlingslüfte wagen,
Jetzt will auch ich, und müßt' ich ſie zernagen,
Die Ketten alle mutig von mir ſchütteln.

Ein Lebewohl — kein Fluch Euch, meine Dränger;
Ihr ſeid geſchützt vor meines Zorns Ergüſſen,
Weil ihr zu klein dem *neugebornen Sänger*;

Er eilt hinaus, den jungen Lenz zu küſſen,
Und kein Gedanke nur gehört Euch länger,
Als er Euch ſelber hat ertragen müſſen.

„*Nun kann ich wieder ...*" 1851, S. 35, Sonette. 2 (1909 nicht enthalten).

„Gevatterſchaft.“ 1851, S. 36, Sonette. 3 (1909 nicht enthalten).

Zur Geltung kommt das kläglichſte Gelichter!
„Sei Bänkelſänger oder Farbenreiber,
Sei Dorfſchulmeiſter oder Eſeltreiber,
Sei, was du willſt, gleichviel! nur ſei kein Dichter.“

Verlacht man auch ſolch Schwatzen geiſtesſchlichter
Gevatterſchaft ſamt ihrer alten Weiber,
's greift doch ins Herz, und einen müß'gen Schreiber
Schilt man ſich oft als eigner Splitterrichter.

Wenn aber dann nicht Scham ob eitlem Ringen
Das heiße Blut ins Antlitz mir getrieben —
Wenn's Freude war am Schaffen und Gelingen;

Dann, während Erd' und Erdennot zerſtieben,
Fühl' ich mich ſtark zu allen höchſten Dingen,
Und würdig, ſelbſt dein ſchönes Herz zu lieben.

„Doch ob das Glück mir ...“, 1851, S. 37, Sonette. 4 (1909 nicht enthalten). Das Gedicht beginnt:

Ich würde mich in Märchenträumen wiegen,
Und lerchenfroh begrüßen jeden Morgen,
Könnt' ich den irdiſchſten der Erdenſorgen
Gebieten, ſich zu Füßen mir zu ſchmiegen.

Mir iſt, als müßt' ich durch die Lüfte fliegen,
Als würde mir die Freude Flügel borgen,
Vermöcht' ich je, gleich jenem Sankt Georgen,
Die Not — den ew'gen Drachen zu beſiegen.

Nun folgen die von Storm zitierten Verſe.

S. 64. „Zur Verlobung.“ 1851, S. 238; 1909, S. 14 in kürzerer Faſſung. — Vgl. „Der erſte Schnee.“ 1851, S. 5; 1909, S. 12. — Herbſtmorgen. 1851, S. 11; 1909, S. 6. — Der Kranich. 1851, S. 28; 1909, S. 7.

S. 65. „Schloß Eger.“ 1851, S. 203—8; 1909, S. 218—21. — „Schön Anne.“ 1851, S. 121—6 (1909 nicht enthalten). — „Graf Hohenſtein.“ 1851, S. 131—6 (1909 nicht enthalten). — Tag von Hemmingſtedt im „Deutſchen Muſeum“, Zeitſchr. f. Lit., Kunſt u. öff. Leben hrsg. von Rob. Prutz u. Wilh. Wolfſohn. Jg. 1, 1851, S. 569—71 (Jan.—Juni); 1909, S. 209—16.

S. 66. Fontanes Balladen in der „Argo“ 1854, S. 23—32. Johanna Gray (1909, S. 145); Die Hamiltons oder die Locke der Maria Stuart (1909, S. 177); Sir Walther Raleighs letzte Nacht (1909, S. 162); ferner: Altengliſche Balladen, frei übertragen. S. 200—236; Der Aufſtand in Northumberland (1909, S. 370ff); Sir Patrick Spens“ (1909, S. 352); Edward, Edward (Geſ. Wke. II. Ser. 9. 131); „Jung Musgrave und Lady Barnard (1909, S. 333); Schön Margret und Lord William (1909, S. 344); Die Jüdin (1909 nicht enth.); Lord Murray (1909, S. 354); Robin Hood (1909, S. 381). — „Schöne Roſamunde.“ 1909, S. 112ff. — „Männer und Helden.“ 1909, S. 238ff. — „Marie und Bothwell,“ 1851 nicht enthalten; 1852, Gruppes Deutſcher Muſenalmanach. S. 312/5; 1909, S. 154. — Aufenthalt in London. 1844; 1852.

S. 67. Poetiſcher Zweck. Vgl. „Argo“ 1854, S. 234, in der Anmerkung zu der Ballade „Die Jüdin“: „Das Original (The Jew's daughter) hat keinen Schluß; mit Hülfe jedoch einer naheliegenden Wendung (ſtatt: ‚hinter Mirryland‘ — hab' ich überſetzt: ‚über Mirryland, weit über‘) iſt es mir geglückt, durch Hinweis auf den Himmel, das Gedicht einfach und natürlich zum Abſchluß zu bringen. Wer mich deshalb tadeln will, vergegenwärtige ſich meine Abſicht: nicht literarhiſtoriſch intereſſante Beiträge, ſondern Gedichte liefern zu wollen.“ — Xenie: Es iſt mir nicht gelungen, die Stelle zu finden, wo dieſe Xenie gedruckt iſt.

S. 70. Novelliſt. „Argo“ 1854, S. 82—102 „Tuch und Locke“; S. 237—40 „Goldene Hochzeit“ (eine kleine ſentimentale Dorfgeſchichte, die Storm nicht erwähnt); S. 313—44 „James Monmouth“. — Das „Lied des James Monmouth“ ſteht 1909, S. 176/7.

S. 71. Wie wir hören: bezieht ſich auf den Brief, den Fontane am 30. Auguſt 1855 (FBr I, 133) an Storm ſandte. Fontane blieb von 1855—1859 in England. Mitte Okt. 1855 erſchien Storms Aufſatz über Fontane.

Von Fontanes Äußerungen über Storm iſt der Abſchnitt „Theodor Storm“ in dem Kapitel „Der Tunnel über der Spree“ aus der autobiographiſchen Arbeit „Von Zwanzig bis Dreißig“ (zuerſt „Deutſche Rundſchau“, 1896, S. 89ff.) am bekannteſten geworden. Den richtigen Geſichtswinkel zu ſeinem Verſtändnis gibt Fontane ſelbſt in einem kurzen Schreiben an den Herausgeber der „Deutſchen Rundſchau“ (FBr II, S. 380/1) an: „Ich war doch in einer kleinen Sorge, ob Ihnen dieſe Behandlung unſeres Lieblings [Storm] auch recht ſein würde. Und doch konnte ich auf meine Schreibweiſe nicht verzichten, weil mir das Prinzip, nach dem ich dabei verfahre, ſo wichtig iſt.

Mein Intereſſe für Menſchendarſtellung iſt von der Wahrheit oder doch von dem, was mir als Wahrheit erſcheint, ganz unzertrennlich. Ich muß mich im Guten und Böſen, im Hübſchen und Nichthübſchen über ihn ausſprechen können …“ Wie hoch Fontane den Dichter Storm ſtellte, hat er auch in dieſem Aufſatz ausgeſprochen.

Fontane ſchrieb über Storm 1853 und 1877 Zeitungsaufſätze. 1853 beſprach er ſeine Schöpfungen auch in der anonym erſchienenen Arbeit in den „Deutſchen Annalen“ von Karl Biedermann (Leipzig 1853, S. 353—77) „Unſere lyriſche und epiſche Poeſie ſeit 1848“ (vgl. FBr I, S. 97). In ſein „Deutſches Dichter-Album“ (1852) nahm er von Storm auf: Oktoberlied (das die ganze Sammlung eröffnet); Du willſt es nicht in Worten ſagen; Damendienſt; Bettlerliebe; Looſe; Meine Mutter hat's gewollt; Troſt; Abſeits; Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen; Geſegnete Mahlzeit. Zu ſeinem Geburtstage 1853 ſandte Fontane, der Storm im Februar 1852 kennen gelernt hatte, folgendes Gedicht (Th. Fontane, Aus dem Nachlaß. Hg. von J. Ettlinger. Berlin, F. Fontane u. Co., 1908. S. 146 7):

An Theodor Storm
(zum 14. September 1853).

Der Herbſt iſt da, und Storm iſt da,
Schenkt ein den Wein, den holden,
Wir wollen dieſen goldnen Tag
Verſchwendriſch noch vergolden.

Und geht es draußen noch ſo toll
Und hängt die Welt voll Knuten,
Kein Mucker und kein Haſſenpflug
Soll unſern Mut entmuten.

Und wimmert auch einmal das Herz
Und will nicht fort nach Pommern,
Wir wiſſen doch, es ſchmilzt der Schnee,
Es geht zu neuen Sommern.

Was ſind denn ſechs und dreißig Jahr?
Sie ſind ein bloßes Weilchen.
Doch vierzig, fünfzig, ſechzig hin,
Da blühen erſt die Veilchen.

Mit ſiebzig und mit achtzig erſt
Erſchließen ſich die Roſen,
Mit neunzig Jahren ſchrieb Hafis
Von Freundſchaft, Wein und Roſen.

Bis dahin aber jeden Tag
Sollſt Du wie heut genießen
Und ſtatt des Tods ein Lorbeerblatt
Dir Deine Augen ſchließen.

In dem Aufſatz „Unſere lyriſche und epiſche Poeſie ſeit 1848“ heißt es (S. 375): „An ihm [Storm] iſt jeder Zoll ein Dichter. Kein großer, aber ein liebenswürdiger, wir möchten ſagen recht poetiſcher Dichter. Er wandelt keine abſolut neuen Wege, aber die alten, die er einſchlägt, ſind die echten und wahren. Das Kleinſte, was er ſchreibt, liegt immer vor einem wie eine Morgenlandſchaft; Tautropfen hängen an den Gräſern, nur das Geläute einer Herde oder ſchmetternde Lerchen unterbrechen die Sabbatſtille, durch den Nebelſchleier, der über der Erde liegt, bricht ſtrahlend die Sonne; Duft und Friſche und der Zauber einer unentweihten Natur ringsum! Neben dem Volksliede, das er mit Eifer ſtudiert hat, ſind Heine und Mörike ſeine Vorbilder. Mit letzterem zeigt er eine entſchiedene Verwandtſchaft; ſein Humor iſt ganz der des Verfaſſers der „Storchenbotſchaft“. Von Heine entlehnte er eine gewiſſe Vorliebe für Sezierung erotiſcher Stimmungen und Situationen, ohne deshalb in Nachahmung jener Manier zu verfallen, die nur an Heine ſelbſt zu ertragen iſt und jeden Nachfolger ruiniert.“

Der Aufſatz in der „Preußiſchen [Adler-] Zeitung, Organ für Politik, Wiſſenſchaft, Kunſt, Landwirtſchaft, Handel und Gewerbe“ [Fortſetzung von der „Deutſchen Reform, polit. Zeitg. f. d. conſtitut. Deutſchl.“] 1853, Nr. 138, S. 694/5 (17. Juni) geht tiefer auf Storms Eigenart ein:

„Unter den Auswanderern Süddeutſchlands, die ſchon ſeit Jahren zu vielen Tauſenden den Rhein hinunterziehen, ſcheinen ſich auch die Muſen des Landes befunden zu haben: unſer ſangesreicher Süden ſchweigt. Aber treuer und klüger auch als jene verführte Schwarzwald-Schlichtheit, die jenſeits des Ozeans ein Utopien ſucht, das nirgends zu finden iſt, haben die Muſen vom Neckar und der Donau nur gleichſam die Fahrgelegenheit rheinab benutzt, und an der ‚Cöllner Brücken‘ ans Land ſpringend, ſind ſie nach Oſten bis an die Elbe und Oder gewandert, um dem nachgebornen Sohn, dem Norden, in plötzlich erwachter Liebe zu ſeinem Recht zu verhelfen. Pilgern doch deutſche Virtuoſen bis nach Tobolsk, warum nicht deutſche Muſen bis an die Eider! Dahin hat denn auch eine der Ausgewanderten (ſie kam direkt aus dem Pfarrhauſe Mörikes) ihren Weg genommen und ſelbſt durch däniſche Schlagbäume unaufgehalten, iſt ſie bei Theodor Storm in Huſum eingekehrt und hat ihm Lieder vorgeſungen, daß man's merkt: ſie fühlt ſich heimiſch bei ihm.

Theodor Storm iſt Advokat. Beteiligt an der deutſchen Erhebung der Herzogtümer, befindet er ſich jetzt auf der Proſkriptionsliſte derer, die gebunden ſind, Schleswig-Holſtein zu verlaſſen. Man muß es der däniſchen Regierung zum Ruhme nachſagen, daß ſie, wiewohl unwiderruflich in ihren Erlaſſen, dennoch mit Humanität und namentlich mit ſteter Bewilligung eines Aufſchubs an die Ausführung ihrer Verbannungsdekrete geht, und auch Theodor Storm gehört zu denen, die man bis dato unangefochten in ihrem Beſitztum wie in ihrer Praxis* gelaſſen hat. Nichtsdeſtoweniger dauert dieſe Landesverweiſung in ganzer Kraft und Ausdehnung fort, und wie wir vernehmen, ſteht Theodor Storm auf dem Punkt, einer der Unſrigen zu werden. Die dazu erforderlichen Schritte machten vor einiger Zeit ſeine Anweſenheit in Berlin nötig, und wir fanden Gelegenheit, ihm in einem unſrer literariſchen Kreiſe zu begegnen. Es war ein engſter Zirkel, und die ganze Geſellſchaft beſtand aus Freunden. Lebhaft ſteht uns die unverhohlene, wohltuende Freude des Dichters vor Augen, der als Unbekannter in einen Kreis Fremder zu treten erwartet hatte und ſich plötzlich von Männern umgeben ſah, die ihn mit Zitaten aus ſeinen Liedern begrüßten. Die Kritik hatte bis dahin wenig Notiz von ihm genommen, die einzige Beſprechung, die er in einem Hamburger Blatte über ſeine Verſuche gefunden hatte, war abſprechend bis zur Verhöhnung geweſen, und verſtimmt und entmutigt hatte es ihn wie Reue angewandelt, mit ſeinen Arbeiten überhaupt an die Öffentlichkeit getreten zu ſein. In ſolcher Stimmung noch war er hier eingetroffen, aber nur, um nach wenigen Tagen ſchon die volle Wahrheit jener Lenauſchen Worte an ſich ſelbſt zu empfinden:

Doppelt mag der Ruhm dich ſtärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Überraſchend blüht entgegen.

Zu unſerer Verehrung des Dichters Storm geſellte ſich bald die des Menſchen, und der Glaube an die allgemeine Liebenswürdigkeit jenes niederſächſiſchen Stammes zwiſchen Elbe und Eider erhielt neue Nahrung durch ihn. Er beſitzt zu den Eigenſchaften ſeiner Landsleute: Ruhe und Feſtigkeit, noch die ganze Weichheit einer Poetenſeele; aber dieſer Reichtum an Empfindung, und bräch' er ſich Bahn bis ins Auge, unterliegt doch einem ſtets — der Macht ſeiner Überzeugung. Er gehört zu jenen bevorzugten, immer ſeltener werdenden Naturen, die lachen und weinen können wie ein Kind und kämpfen und Opfer bringen wie ein Mann. Dies doppelte, dies echt deutſche Weſen ſpricht ſich auch in ſeinen Liedern aus. Neben einer Weichheit, die gelegentlich das nachbarliche Gebiet des Sentimentalen betritt und einen Anflug von Kränklichkeit empfängt, läuft eine Friſche der Empfindung und eine Markigkeit des Ausdrucks her, die nur von den ſchwungvollen Liedern, wie ſie Arndt und Körner ſangen, übertroffen, an poetiſchem Duft und Reiz aber ſelbſt Meiſter über ſolche Vorbilder wird.

---

* Hierzu eine handſchriftliche Notiz Storms zu einem Aufſatz von H. Keck: „Theodor Storm" (im „Deutſchen Literaturblatt" X, 17. Sept. 1887), in dem ſtand, daß Storm zuerſt „von den Dänen unbehelligt in Huſum bleiben" konnte: „Meine Beſtallung und ſomit jede Möglichkeit einer Staatsanſtellung war mir wegen Beteiligung an der deutſchen Sache genommen."

Das Oktoberlied z. B. iſt ein Lied, wie wir deren, mit Ausnahme von Uhland, nicht eben viele aufzuweiſen haben. Die Kehrſeite der Stormſchen Muſe tritt vielleicht am deutlichſten in „Frauenhand“ hervor. Es ſind nur wenige Zeilen, und wir geben ſie darum (vgl. SW VIII, 205).

Storm hat bis jetzt wenig veröffentlicht (Sommergeſchichten, bei A. Duncker; Immenſee, bei demſelben; Gedichte, bei Schwers in Kiel) und wohl überhaupt nicht allzuviel geſchrieben. Es iſt dahin gekommen, daß wir darauf ein beſonderes Gewicht legen und jedem Anſichhalten der Art von vornherein unſere Sympathien entgegentragen müſſen. Der faule Fleck unſerer Literatur iſt die Überproduktion; ſelbſt entſchiedene Talente gehen daran zugrunde. Unſerer Muſe fehlt nichts ſo ſehr wie Muße. Eine gewiſſe Zeitungseilfertigkeit iſt überall zu Haus, und von den olympiſchen Spielen iſt unſern Dichtern nichts geblieben als — das Wettrennen. Wieviel Bücher werden überhaupt noch gedruckt, bei deren Leſung man das nonum prematur per annum herausfühlte, und wie wenig Lieder gibt es noch, die unſere Seele wie Waldhauch und Heideduft berührten! Die Poeſie unſerer Tage iſt kein blauäugig Mädchen mehr, die Erdbeeren im Walde ſucht, ſich drin verirrt und allerhand Wunder erlebt, ſie iſt vielmehr jener Heizer, der ſchweißtriefend an der Feuereſſe ſteht und als echter Mann ſeiner Zeit begriffen hat, daß nur mit „Dampf“ noch fortzukommen iſt. Armer Storm, du kannſt noch ſelig „ein grünes Blatt“ vom Baum pflücken und dabei langſam und zierlich in dein Taſchenbuch (kein lederbraunes, ſondern ein vergißmeinnicht-beſticktes von deiner jüngſten Schweſter Hand) ſchreiben:

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen,
Ich nahm es ſo beim Wandern mit,
Auf daß es einſt mir könne ſagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

Du biſt noch weit zurück und haſt nur eines vor ſo vielen literariſchen Meßreiſenden voraus, das — ein Dichter zu ſein.

Wenn wir einen Blick auf die Tätigkeit unſerer Poeten-Armee werfen, ſo berührt es uns, mit wenigen Ausnahmen, als gerieten wir auf den Acker eines am Bankerott ſtehenden Landwirtes, der mit dem Zeitungsblatt und den Getreidepreiſen in zitternder Hand ſein immer dünner werdendes Feld beſtellt. Er hat Gerſte geſäet und die Saat iſt leidlich aufgegangen; da lieſt er plötzlich im Börſenbericht: ‚Raps ſteigt!‘ und ſieh da, am nächſten Tag ſchon geht die Pflugſchar über das Saatfeld hin, und ein neuer Ackerbetrieb beginnt. Der Raps blüht und reift, aber die halberſchöpfte Kraft des Bodens gibt kein hundertfältiges Korn; die alte Gerſtenſaat, nur flüchtig untergepflügt, wogt bunt und ungehörig dazwiſchen, und ſelbſt Unkraut, hübſch und häßlich, ſchießt in Samen auf und wird gutgeheißen, weil's doch den Erntewagen füllt. Oft auf dem Halme ſchon verkauft, was kümmert es den Exiſtenzbedrohten, ob Taumellolch und Schwindelhaber mit drunterläuft; er iſt gerettet, und das genügt; mag die Welt klug ſein, wie er ſelbſt. Es iſt eine wahre Herzensfreude, aus ſolchem weiten, wüſten Felde ſich plötzlich in einen blühenden Garten verſetzt zu ſehen, drin Liebe und Sorgfalt ihr Tagewerk vollbracht und nie müßige Hände jedes wuchernde Reis hinweggeſchnitten, jedes Unkraut ausgejätet haben. Des Waldes Hageroſe entfaltet ſich hier in doppelter Pracht. Die Mandelblüte am Spalier ſpricht ſtill von ſüdlich-zauberhafter Ferne; das Pfropfreis veredelt den Wildling, und der junge Baum, an Stütze und Richtſchnur gebunden, wächſt ſchlanker zum Himmel empor. Maß und Ordnung überall, ohne den Zopf der Unnatur. Das iſt Stormſche Poeſie!

Wenn wir derſelben, zu näherer Charakteriſtik, einen beſtimmten Platz in unſerer Literatur anweiſen ſollten, ſo müſſen wir ſie zwiſchen Mörike und Heine ſtellen mit einer entſchiedenen Annäherung an erſteren. Man würde Storm völlig den norddeutſchen Mörike nennen können, wenn er ſich nicht durch einen kleinen Vorzug ſowohl wie durch einen kleinen Mangel von demſelben unterſchiede. Sein Vorzug beſteht neben größerer Klarheit (Balladen wie vom ‚Feuerreiter‘ oder gar vom ‚Königsſohn und der Windsbraut‘ würde er niemals ſchreiben können) in ſorgfältigerer Behandlung der Form; ſein

Mangel in einem gelegentlichen Sezieren pſychologiſch-intereſſanter Situationen, wobei er dann und wann in Gefahr gerät, den ganzen Poeten einzubüßen. Gedichte wie ‚Sturmnacht‘, ‚Von Katzen‘, ‚In Bulemanns Haus‘, ‚Geſegnete Mahlzeit‘ u. a. m. erinnern dagegen in ihrer teils humoriſtiſchen, teils phantaſtiſchen Weiſe an die Mörikeſche Art. Wir laſſen das letztgenannte hier folgen (vgl. SW VIII, 222).

Storms Form iſt makellos, einfach, das Triviale und das Gezierte mit gleich richtigem Takt vermeidend. Es iſt nichts Seltenes, daß unter ſchöner Form nur ein Rückertſches Überwinden all und jeder Formſchwierigkeit verſtanden wird; wir denken anders darüber und wiſſen, daß es eine letzte und höchſte Feinheit gibt, zu der die tadelloſe Behandlung des Sonetts, ja ſelbſt der Ode nur erſt die Vorſchule, die bloße Leiter bildet. Wir haben Lieder von Heine, die ungleich formvollendeter ſind als Platenſche Hymnen. Storm gehört zu denen, die den Lenauſchen Ausſpruch

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was ſie wecken, Luſt und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

zu beherzigen verſtanden und danach handelten.

Seine Stoffe gehören einem beſtimmten und ziemlich engbegrenzten Kreiſe an. Von Geſchichten hält er mehr als von der Geſchichte. Alles, was zu Roß oder zu Schiffe ſteigt, was Schlachten ſchlägt oder Meere durchfurcht, was intrigiert wie Jago oder mordet wie Macbeth — alles, was der Überlieferung, ſagenhafter oder hiſtoriſcher, angehört, kümmert ihn wenig; ſein Weſen iſt rein lyriſcher Natur, und er vergreift ſich ſelten an dem, was die Ruhe und Objektivität eines epiſchen Talents erheiſchen würde. Er iſt vor allem ein erotiſcher Dichter und überflügelt auf dieſem Gebiete alle neueren deutſchen Dichter, die wir kennen. Nirgends iſt das Konventionelle, in Situation und Ausdruck, ſo zu Hauſe wie in der Liebespoeſie, und wir können nicht Gewicht genug auf ein halbes Dutzend dieſer erotiſchen Liedchen legen, von denen wir behaupten, daß ſie die ganze Gattung wieder zu Ehren gebracht haben. Uhland und Wilhelm Müller, wie vortrefflich immer, ſind nicht frei von Phraſe auf dieſem Gebiet, ſie denken ſich eine Situation und malen ſie aus. Storm macht ſich keine Situationen, er hat ſie; daher jene Treue und Wahrheit, jene feinen, nie zu erfindenden Züge, die ſeinen Liedern einen unwiderſtehlichen Reiz verleihen. Er war durchaus berechtigt zu dem Ausſpruch (Kritik, SW VIII, 215).

Neben dieſem iſt es die Naturſchilderung und insbeſondere wieder die Schilderung des Sommers, wodurch er glänzt. Iſt es nicht, als hörte man die Bienen über die Heide ſummen, wenn wir leſen (Abſeits, SW VIII, 192; Fontane zitiert nach 1851, S. 15; ungenau für ‚dieſe Einſamkeit‘ ‚ſeine Einſamkeit‘).

Aller Reiz der Stormſchen Verſe iſt auch Eigentum ſeiner Proſa. Wir verweilen dabei noch wenige Augenblicke. Der ‚Immenſee‘ gehört zu dem Meiſterhafteſten, was wir jemals geleſen haben. Mit Ausnahme jener etwas kränklichen Schale, die den Kern dieſer Erzählung umgibt, trägt ſie in der Tat den Stempel der Vollendung. Der Held der Geſchichte (Reinhardt) liebt ein junges Mädchen, Eliſabeth. Sie liebten ſich ſchon als Kinder. Wie das indeſſen zu geſchehen pflegt, Eliſabeth heiratet einen andern; ſie liebt ihn nicht, aber die Mutter will es, und ſie gehorcht. Dieſer andere (Erich) iſt ein Freund Reinhardts. Zwei Jahre vergehen. Reinhardt wird eingeladen, Erich auf ſeinem Gute ‚Immenſee‘ zu beſuchen, und er kommt. Der Freund empfängt ihn arglos. Nach wenig Tagen ſchon erkennt Reinhardt, daß Eliſabeth ihn liebt, inniger, weil heimlich, denn zuvor. Ein Lied, das er zufällig gefunden und das er ihr an der Abendtafel vorlieſt, erhebt ſeinen Glauben zur Gewißheit. Sie hatte ihre Hand auf dasſelbe Blatt gelegt, und es zitterte leiſe hin und her, als er las (Eliſabeth, SW VIII, 196).

Er hatte ihr Zittern bemerkt, und es ſtritt hin und her in ſeinem Herzen: Liebe, Ehre, Pflicht, Gewiſſen kämpften den alten Kampf. — Wie gibt uns Storm dieſen Widerſtreit? Mit keinem Wort ſpricht er von einem Konflikt, und ganz den Reiz der bloßen Andeutung kennend, führt er ſeinen Helden, und ſeine Leſer mit ihm, in den ſeebeſpülten Park (‚Die Wälder ſtanden … dunklen Tiefe.‘ SW I, 323).

Wenn die verſchleierte Schönheit die ſchönſte iſt, ſo haben wir ſie hier.

Wir nehmen Abſchied von Dichter und Leſer und ſuchen nur ſchließlich noch unſere Anſicht in ein Endurteil zuſammenzufaſſen. Es iſt kein großer Dichter, auf den wir die Aufmerkſamkeit des Leſers hingelenkt haben wollen, aber ein liebenswürdiger durch und durch, und, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, ein recht poetiſcher Poet. Was ihm an Vielſeitigkeit abgeht, das erſetzt er durch Tiefe und Innerlichkeit, und ſeinen Dichterberuf bekundet er am ſicherſten in der richtigen Würdigung ſeiner Kraft und ſeines Talents. Nicht die Größe der Aufgabe entſcheidet, ſondern das ‚Wie‘, mit dem wir die kleinſte zu löſen verſtehen.“

Als Ergänzung folge nun noch die Kritik der Geſammelten Schriften Storms Bd. 7—10 aus der „Voſſiſchen Zeitung“ vom 14. Januar 1877: „Den 1868 in ſechs Bänden erſchienenen Geſammelten Schriften Theodor Storms hat jetzt die Weſtermannſche Verlagsbuchhandlung vier weitere Bände folgen laſſen, die … alles enthalten, was Th. Storm in den letzten acht Jahren geſchrieben bez. veröffentlicht hat. Es ſind Bilder, Erzählungen, Lieder, die ſich, in Ton und Behandlung, von ſeinen früheren Arbeiten nicht bemerkenswert unterſcheiden, aber auch nicht hinter ihnen zurückbleiben. Vielleicht im Gegenteil. Einiges von dem, was dieſe vier Bände enthalten, dürfte überhaupt das Reifſte und Vollendetſte ſein, was aus Storms Feder gekommen iſt. Den einzelnen Erzählungen iſt das Jahr beigefügt, in dem ſie entſtanden. Dies hat für den, der ſich mit dem Dichter und der Art ſeiner Produktion eingehender beſchäftigt, eine gewiſſe Bedeutung. Es ergibt ſich aus dieſen Zahlen, daß Storm, mit einer Art von Regelmäßigkeit, alljährlich zwei Novellen oder etwa in zwei Tagen eine Seite ſchreibt. In dieſer Sorglichkeit liegt, wie der charakteriſtiſche Zug, ſo der Reiz dieſer Arbeiten. Wenn es je einen Dichter gab, für den das bekannte ‚ſo kommandiert die Poeſie‘ nicht geſchrieben wurde, ſo iſt es Storm. Er wartet die Stimmung ab, und wenn ſie ſich gefunden hat, ſo genügt er ihr. Dies letztere macht erſt in Wahrheit den Dichter. Wer, wenn er ſich ‚geſtimmt‘ fühlt, in unbewußter Pſychographen-Manier die Feder glaubt laufen laſſen zu können, der wird freilich etwas Stimmungsvolles geben, aber in den Augen der ſchärfer Blickenden doch immer nicht viel mehr als eine ſtimmungsvolle Stümperei. Nur wer nicht eher ruht, als bis er das eine Wort gefunden hat, das unter hundert andern von verwandtem Klang und Inhalt genau das ſagt, was geſagt werden ſoll, nur der wird ſeiner Aufgabe zu ſeiner und anderer Freude gerecht werden. Denn um es zu wiederholen, das ‚in Stimmung kommen‘ bedeutet nicht eben viel. Erſt derjenige, der die ihm gekommene Stimmung zu treffen, das rätſelvoll Unbeſtimmte, das wie Wolken Ziehende feſtzuhalten weiß, ohne doch das Feſtgehaltene ſeines zauberiſchen, im Halbdunkel ſich bewegenden Schwankezuſtandes zu entkleiden, nur der iſt der Meiſter.

Alles was Storm ſchreibt, hat einen lyriſchen Grundton; ganze Sätze wirken wie Volksliederſtrophen, die zufällig auf Reim- und Verseinteilung verzichtet haben. Und dieſer Grundton klingt auch gemeinſam in den Erzählungen, die den Inhalt dieſer vier Bände bilden. Aber daneben unterſcheiden ſie ſich doch erheblich. Einzelne ſind aus Teilchen zuſammengeſetzt, und die ‚Geſchichte‘ beſchränkt ſich darauſ, aus der Zahl der vorhandenen Motive eines zu vorzugsweiſer Geltung zu bringen. Andere dagegen traten entweder als ein im weſentlichen fertiger Stoff an den Dichter heran, oder wurden doch von ihm, gleich im Momente der Konzeption, als eine gegliederte und abgerundete Geſchichte erſchaut, ſo daß die kleineren Motive lediglich als Ornament verwandt werden konnten. Dieſer letzteren Gruppe ſeiner Arbeiten gehört die ſchöne Erzählung ‚Viola tricolor‘ [SW III] an, vielleicht die Perle der Sammlung. Den aus lyriſchen Einzelmotiven aufgebauten kleinen Geſchichten fehlt es gelegentlich an ſtofflichem Intereſſe. Alles kann das Stimmungsbild innerhalb der Erzählung nicht tun. In zwei (dem 7. und 8.) dieſer neuerſchienenen vier Bände wurden auch Lyrika eingeſtreut. Die zehn neuen ‚Fiedel-Lieder‘ [SW VIII] vermochten uns kein rechtes Intereſſe abzugewinnen; ſehr ſchön aber ſind die im 7. Bande gegebenen ‚Gedichte‘. Nur zwölf an der Zahl, treffen alle, oder doch faſt alle, den tieferen lyriſchen Ton … Auch in dieſen Gedichten ſpricht ſich wieder die übrigens bei allen echten Romantikern hervortretende Neigung und Begabung aus, neben dem Sublimſten zugleich auch ein Derbſtes und Herbſtes zu ſagen. Wer ſich von der Wahrheit dieſer Bemerkung überzeugen will, der wende ſich, nach Durchſicht der wunderſchönen Strophen ‚Begrabe nur dein Liebſtes‘ [SW VIII, 271] und ‚Verloren‘ [SW VIII, 272] der Lektüre jener Zeilen zu, die die Überſchrift ‚Engel-Ehe‘ [SW VIII, 224] tragen. Einige Zartbeſaitete haben an dieſem letztgenannten Gedicht Anſtoß nehmen wollen. Es muß aber auch das geſagt werden dürfen, weil es etwas in tauſend Herzen Lebendiges und von Geſchlecht zu Geſchlecht immer Wiederkehrendes iſt. Es iſt nur unſtatthaft, falſche Schlüſſe daraus zu ziehen. Mögen, nach abermals acht Jahren, dieſe Geſammelten Schriften Th. Storms ſich um weitere vier Bände, wie die uns heute vorliegenden, vermehrt haben. Das wünſchen wir dem Dichter und uns. Th. F.“

Vorreden und Einleitungen.

1.

S. 75. Die Ankündigung einer Sammlung „Schleswig-Holſteiniſche Sagen“ — aus dem „Volksbuch für das Jahr 1844 mit beſonderer Rückſicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg.“ Hrsg. von K. L. Biernatzki. Kiel, Schwersſche Buchhandlung. S. 803. — Storm hatte ſich 1843 in Huſum als Rechtsanwalt niedergelaſſen. Schon als Student in Kiel hatte er in

Gemeinſchaft mit Theodor Mommſen eine Sammlung Schleswig-Holſteiniſcher Sagen angelegt. 1844 beginnen beide mit einer Herausgabe im „Volksbuch“ und ſchicken den Sagen eine kleine Einleitung voraus. Da es ſich nicht mehr feſtſtellen läßt, welche Teile der Einleitung Storm allein und welche Mommſen allein zuzuſchreiben ſind, wird ſie hier vollſtändig gegeben. — Storm und Mommſen überließen ihr Material Karl Müllenhoff, der 1845 die „Sagen Märchen und Lieder“ herausgab. In der Einleitung zu dieſer Sammlung ſchreibt Müllenhoff (S. III): „Wie ſehr man auch bei uns ſich der Vernachläſſigung und Verachtung der mündlichen Überlieferungen des Volkes ſchuldig gemacht hat, beweiſt hinreichend die geringe Ausbeute, die die Literatur für dieſe Sammlung ergab. Das Verdienſt, zuerſt den Vorſatz ausgeſprochen zu haben, dieſe Schuld zu tilgen, gebürt meinen Freunden, dem Dr. iur. Theodor Mommſen aus Oldesloe und dem Adv. Theodor Woldſen-Storm in Huſum. Sie teilten im Herbſt des Jahres 1842 [muß heißen 1844] im erſten Jahrgange des Viernatzkiſchen Volksbuches aus ihrer Sammlung einige anſprechende Proben mit, kündigten ihr Unternehmen an und baten um Unterſtützung und Förderung desſelben. Geleitet von poetiſchem und patriotiſchem Sinn, war jeder ſchon in ſeinem Kreiſe tätig geweſen, und es war gelungen, namentlich eine anſehnliche Reihe ſchöner Zwergſagen zuſammenzubringen. Zu gleicher Zeit hatte der jetzige Herausgeber in Ditmarſchen zu ſammeln begonnen, auch bereits mit der Durchſicht der Literatur zu jenem Zwecke angefangen, und ſtand eben im Begriff, eine ähnliche Bitte auszuſprechen, als die Freunde ihm unverſehens zuvorkamen. Durch die freundliche Bereitwilligkeit von ihrer Seite ward leicht eine Verbindung zu gemeinſamer, eifriger Tätigkeit geſchloſſen und noch im Herbſt desſelben Jahrs eine neue Aufforderung zahlreich in alle Teile des Landes an ſolche Männer verſandt, auf deren Theilnahme wir glaubten rechnen zu dürfen.“ [S. IV.] „Unterdes verließ uns Mommſen im vorigen Jahre und gieng mit königlicher Reiſeunterſtützung nach Italien; dadurch ſchied er von der ferneren Theilnahme an der begonnenen Arbeit ab. Auch Storm trennte ſich jetzt und ſo fiel der geſammelte Schatz mir allein zu. Je ſchmerzlicher ihnen der Rücktritt von einem ſo lieben Werke wird geweſen ſein, je mehr ihnen dieſes verdankt und ich ihre Hilfe entbehren mußte, je mehr fühle ich mich ihnen verpflichtet …“

Das „Volksbuch“ enthält folgende Sagen: Die Abelsſage; Die ſchwarze Greth; Das Glück des Grafen Rantzau; Schacken-Sage; Bredſtedter Sage; Frieſiſche Sage; Das liebe Brot; Die Unterirdiſchen

I—III; Glocken im See I, II. — Storm hat in dieſen Volksbüchern eine ganze Reihe von Beiträgen aufzuweiſen, die ſpäter bis auf wenige in die geſammelten Werke übergingen. 1844: Sprichwörter in plattdeutſcher Sprache (gemeinſchaftlich mit Mommſen); Schleswig-Holſteiniſche Sagen (gemeinſchaftlich mit Mommſen); Die Herrgottskinder (SW VIII, 389); Plattdeutſche Reime (gemeinſchaftlich mit Mommſen). 1845 nichts. 1846: Das Kind im Bette; Kranzwinden; Weihnachten (SW VIII, 193); En Döntje; Schneewittchen. Eine Märchenſzene (SW VIII, 280); Geſchichten aus der Tonne (Das Märchen von den drei Spinnfrauen; Se dohn ſick wat to gude; Dree to Bedd); Der Bau der Marienkirche zu Lübeck (vgl. Gr. I, 112, die hier gegebene Faſſung weicht beträchtlich von der Faſſung im Volksbuch ab); Im Frühling (SW VIII, 229, Eine Frühlingsnacht); Aus Großkrähwinkel (SW VIII, 221, Vom Staatskalender 1, Die Tochter ſpricht). 1847 nichts. 1848: Februar (O wär' im Februar doch auch); März (SW VIII, 230); Mai (SW VIII, 251); September (SW VIII, 233); November (SW VIII, 232); Abſeits (SW VIII, 192); Marthe und ihre Uhr (SW III); Geſegnete Mahlzeit (SW VIII, 222). 1849: Februar (SW VIII, 230); Mai (nach einem handſchriftl. Buche im Nachlaß von Storm gedichtet, vgl. W. Herrmann, „Th. St.s Lyrik", 1911, S. 40); An der Weſtküſte: 1. Auf dem Deich, 2. Morgane (SW VIII, 235, 237, Oſtern); Im Saal (SW II); Von Katzen (SW VIII, 222); Die alten Möbeln (SW VIII, 226, Sturmnacht); Die Senſe rauſcht (SW VIII, 233); Die verehrlichen Jungens (SW VIII, 231). 1850: Frühlingsankunft (vgl. W. Herrmann, „Th. St.s Lyrik", 1911, S. 40 und S. Blašimský, „Euphorion" XIX, 1912, S. 465); Morgengruß (SW VIII, 215); Nach Reiſegeſprächen (SW VIII, 238); Der kleine Häwelmann. Ein Kindermärchen (SW II); Einer Toten (SW VIII, 211); Immenſee (SW I); Oktoberlied 1848 (SW VIII, 191). 1851: Waldweg (SW VIII, 227); Stein und Roſe. Ein Märchen (SW III, Hinzelmeier). — Von den erſten Geſchichten aus der Tonne (Volksbuch 1846) ſtimmen nur einige Teile des Rahmens mit den ſpäteren (SW II) überein; die Geſchichten ſind verſchieden. 1846 iſt nur ein eigentliches Märchen darunter, die beiden andern ſind Schnurren, Döntjes. Das Märchen von den drei Spinnfrauen iſt oft aufgeſchrieben und verarbeitet worden; es findet ſich bei Grimm, bei Lyſer (Abendländiſche 1001 Nacht, Bd. 10, S. 159); in der Müllenhoffſchen Sagenſammlung ſteht es S. 409 f. unter dem Titel „Fru Rumpentrumpen"; Julius von der Traun hat es in Verſe gebracht (Roſenegger Romanzen. 2. Aufl., Wien 1874; S. 262 f.). Storms Faſſung dieſes Märchens enthält ſo viel Selbſtändiges, daß man ſie zu den Bearbeitungen rechnen kann. Zum Vergleich mit den andern Berichten gebe ich das Märchen, wie es Storm in den erſten Geſchichten aus der Tonne erzählt, hier wieder:

„Es war einmal ein Dienſtmädchen, die war ebenſo ſchön, als ſie ehrbar und fleißig war; auch war ſie im Nähen und Stricken und anderer häuslichen Arbeit wohlerfahren, nur ſpinnen konnte ſie nicht. Sie hatte aber einen Freier, der war reich und jung und war gewaltig aufs Spinnrad verſeſſen. Als nun die Hochzeit heranrückte, ſo kam er eines Sonntags zu ihr und ließ ſich zehn Pfund Flachs nachtragen. Er umarmte ſie und ſprach: ‚Kannſt du dieſen Flachs zum feinen Faden verſpinnen, dein goldenes Haar würde mir noch einmal ſo lieb ſein. Haſt du's fertig zum Sonnabend ſo ſoll die Hochzeit ſein.‘ Dann ging er fort; ſie aber wußte ſich keinen Rat, wer ihr die große Menge Flachs in ſo kurzer Zeit verſpinnen ſollte, und ging hinaus auf den Weg und weinte. Wie ſie ſo eine Strecke gegangen war, kam ſie an eine Hütte; als ſie die Tür aufgemacht hatte, ſah ſie drinnen eine Frau am Spinnrad ſitzen, die hatte Lippen, die waren ſo — — lang. Das Mädchen erſchrak gar heftig vor dieſer Geſtalt; denn die Alte brummte böſe vor ſich weg, was ſie bei ihr zu ſuchen habe. Bald aber faßte ſie ſich einen Mut und ſprach: ‚Ach! liebe Frau, ich ſehe, daß Ihr gar tätig und kunſtvoll ſeid; wolltet Ihr mir dieſen Flachs nicht verſpinnen bis zum Sonnabend der Woche? Ich will Euch gern das Pfund mit einer baren Mark bezahlen.‘ Die Alte beſah den Flachs und ſagte, das ſei unmöglich, ſoviel Flachs in einer Woche. Da fiel das Mädchen vor ihr auf die Knie und erzählte ihr alles, und daß ſie ſonſt keinen Mann bekommen würde. Als die Alte das hörte, ſchlug ſie in ſich und ſagte: ‚Steh nur auf, Töchterchen, der Flachs ſoll verſponnen werden; aber da muß ich deinen Ehrentag doch mitmachen.‘ Das Mädchen ward ſo froh, daß ſie alles verſprach, und ging dann ihren Weg wieder nach Haus.

Am Sonnabend hatte ſie das ſchönſte Garn im Hauſe, und als am Sonntage der Bräutigam kam, da freute er ſich über den Faden, der faſt ſo fein war und ſo golden war als das Haar ſeiner Braut; aber er ward durch das ſaubre Geſpinnſte nur immer begieriger und konnte ſein Herz nicht zufriedengeben. Daher küßte er ſeine Braut und ſprach: ‚Noch dieſe ſechzehn Pfund zum nächſten Sonnabend, dann ſoll die Hochzeit ſein.‘ Damit ging er fort; die Braut aber ging in Traurigkeit den alten Weg hinaus, und ging die erſte Hütte vorbei und kam zu einer zweiten. Sie ſtieß die Tür auf und trat hinein; da ſaß drinnen eine alte Frau am Spinnrad, die hatte eine

Naſe, die war wohl eine Elle lang. Marie aber hatte ſie mit der Tür an ihre große ſchöne Naſe geſtoßen; darüber ſchrie und ſchalt die Frau und war ganz braunrot im Geſicht, und die Naſe ſchwoll ihr wie eine Blutwurſt. Das Mädchen aber faßte ſich einen Mut und erzählte ihr alles, wie es war, und daß ſie keinen Mann bekäme, wenn das Garn nicht geſponnen wäre zum Sonnabend der Woche, und bot ihr zwanzig Schilling Spinnerlohn das Pfund. Die Frau beſah den Flachs und ſagte, es ſei unmöglich; aber wenn ſie mit auf ihrer Hochzeit tanzen dürfe, ſo wolle ſie es verſuchen. Da ward das Mädchen froh und ging heim, und am Sonnabend hatte ſie das ſchönſte Garn im Hauſe, noch ebener als das erſte war. Als aber der Bräutigam am Sonntag zu ihr kam und das ſaubre Geſpinnſte betrachtete, da wollte er ſich noch nicht zufriedengeben, ſondern brachte aufs neue zwanzig Pfund und ſagte: ‚Noch dieſes bis zum Sonnabend, dann ſoll gewiß die Hochzeit ſein.‘ Als er fortgegangen war, blieb das Mädchen in großer Traurigkeit zurück, denn es ſchien ihr unmöglich, das Verlangte [in]'s Werk zu ſetzen. Es war aber ſchon Abend, und die Sterne ſchienen klar auf die Erde, und als ſie ſo in trüben Gedanken den alten Weg wieder einſchlug, da fiel ein Stern vom Himmel, der blieb in ihrer Schürze liegen auf dem Flachs; da dachte ſie dran, daß ihre Mutter ihr immer geſagt habe, das bedeute Glück; und als ſie etwas weitergegangen war, da fand ſie beim Sternenſchein eine Kleevier und ſteckte ſie ans Mieder; und als ſie noch etwas weitergegangen war, da geſellte ſich ein ſchneeweißes Lamm zu ihr, dem ging ſie nach und ſo kamen beide an eine Hütte; da ſaß drinnen eine alte freundliche Frau am Spinnrad, die war ſo breit, daß ſie auf drei Stühlen nicht Platz hatte. Die Frau aber fragte das Mädchen, was ſie herführe. ‚Es muß Gottes Schickung ſein,‘ antwortete ſie, und erzählte ihr alles: und die Frau verſprach ihr, das Garn zu ſpinnen unter der Bedingung, daß ſie mit zur Hochzeit käme. Das Mädchen aber ging frohen Herzens nach Hauſe, und als nun der Sonntag kam, da zeigte ſie dem Bräutigam das Geſpinnſte, das ſchöner war als alles andre. Da vermochte er der Schönheit des Mädchens nicht länger zu widerſtehen und ſagte: ‚Morgen ſoll die Hochzeit ſein‘; die Braut aber gedachte mit Angſt ihres Verſprechens. ‚Ich habe drei alte Bekannte,‘ ſagte ſie, ‚erlaubt mir, daß ich ſie mit zur Hochzeit lade.‘ Der Bräutigam aber ſagte es ihr willig zu, ſie möchte laden, was ſie an Freunden und Sippſchaft hätte.

Als nun der Tag vorüber war, ſo war die Hochzeit; da ging's luſtig her, und waren viel feine und ſaubre Leute zu Gaſt, denn der Bräutigam war wohl angeſehen. Als nun die Gäſte beinahe verſammelt waren, ſo hielten noch drei Kutſchen vor der Tür; da kam aus der erſten die mit den breiten Lippen, aus der zweiten die mit der langen Naſe, und aus der dritten — — nein, die Dritte kam nicht heraus, denn die Kutſchentür war zu eng, die mußte mit Stricken herausgezogen werden. Die drei gingen nun in den Hochzeitsſaal und pflanzten ſich unter den andern Frauen der Reihe nach auf. Die Gäſte erſtaunten ſehr, und der Bräutigam fragte die Braut: ‚Wie kamſt du zu der garſtigen Freundſchaft?‘ Dann ging er zu der erſten und fragte: ‚Liebe Frau, habt Ihr allzeit ſolche breiten Lippen gehabt?‘ ‚Ei, mein Söhnchen,‘ antwortete ſie, ‚wie ſollte man nicht breite Lippen haben, wenn man ſo lange am Spinnrad ſitzt und den Faden leckt.‘ Darauf ging er zu der andern und fragte: ‚Liebe Frau, habt Ihr allzeit eine ſo entſetzlich lange Naſe gehabt?‘ ‚Ei, mein Söhnchen,‘ antwortete die, ‚da muß einem die Naſe wohl ausſchießen, wenn man ſo lange Jahre ſitzt und nickt und tritt das Rad, und ſtößt mit der Naſe den Flachs auseinander.‘ Endlich ging er auch zur Dritten und fragte: ‚Liebe Frau, ſeid Ihr allzeit ſo gewaltig breit geweſen?‘ ‚Ei, mein Söhnchen,‘ antwortete ſie, ‚da muß man wohl breit werden, wenn man ſo lange Jahre am Spinnrad ſitzen muß.‘ Da befiel den Bräutigam auf einmal eine Angſt, daß ſeine Braut wegen des vielen Spinnens auch ſchon zu ſolchen Mißgeſtaltungen anſetzen möchte. Daher nahm er ſie ſchnell in ſeinen Arm und beſah ſie von allen Seiten, aber er fand ſie noch ſchlank und ſchön, daß es eine Freude war. Das Spinnrad aber ließ er heimlich zerſchlagen, und war von der Zeit an vom Flachsſpinnen nicht mehr die Rede, ſondern, als die Hochzeit vorüber war, lebten ſie ohne Spinnrad in Glück und Freuden, denn wenn er unwirſch war, war ſie freundlich.“ — (Volksbuch 1846, S. 82 5.) Über Storms Märchen vgl. W. Mühlner, „Storms Märchen“, Grenzboten Jg. 70, 1911, S. 254—61; G. Bötticher, „Zu ‚Storms Märchen‘“, Grenzboten Jg. 70, 1911, S. 372 4; H. Todſen, „Über die Entwicklung des romantiſchen Kunſtmärchens.“ Diſſ. Berlin 1906. S. 114—118; die Rezenſion zu Hinzelmeier im Lit.-Bl. d. dtſch. Kunſtbl. Jg. IV (VIII) S. 3 f. 1857. —

2.

Die Sommergeſchichten und Lieder erſchienen 1851 im Verlage von Alex. Duncker, Berlin. Ihr Inhalt iſt bis auf ein Gedicht in die Geſammelten Werke übergegangen.

Inhalt: Als Prolog: Oktoberlied. — Im Saal. — Abſeits. — Tannkönig. — Sturmnacht. — Weihnachtslied. — Der kleine

Häwelmann. — Von Katzen. — Geſegnete Mahlzeit. — Eine Frühlingsnacht. — Käuzlein. — Looſe. — Weiße Roſen. — Waldweg. — Die Herrgottskinder. — Mai. — Immenſee. — Dämmerſtunde. — Abends. — Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt. — Du willſt es nicht in Worten ſagen. — Die Zeit iſt hin. — Du ſchläfſt. — Mondlicht. — Weihnachtsabend. — Einer Toten. — Eine Fremde. — Jugendliebe (SW VIII, 303 Abſchied mit Liedern). — Poſthuma. — Damendienſt. — Lehrſatz. — Ständchen. — Die Kleine. — Bettlerliebe. — O ſüßes Nichtstun. — Wer je gelebt in Liebesarmen. — Schließe mir die Augen beide. — Sprich, biſt du ſtark (SW nicht. 1864 zum letztenmal in der Reihe der Gedichte, vgl. Herrmann S. 46). — Morgens. — Zur Nacht. — Marthe und ihre Uhr. — Schneewittchen.

Das Gedicht lautet:

Sprich, biſt du ſtark, wenn ſchon mein Leben brach
Und nur nicht ſcheiden kann von deinen Blicken,
Das Auge, das von deiner Liebe ſprach,
Auf Nimmerwiederſehen zuzudrücken?

Und biſt du ſtark, was ſonſt das Herz verführt,
Wenn es ſich ſchmeichelnd, zwingend dargeboten,
Dir ſtets zu weigern feſt und unberührt
Und jungfräulich zu hangen an dem Toten?

Und biſt du ſtark, daß durch den trüben Flor,
Daß durch die Einſamkeit mühſel'ger Jahre,
Wenn dein Gedächtnis ſchon mein Bild verlor,
Doch unſre Liebe noch dein Herz bewahre?

3.

Die „Deutſchen Liebeslieder ſeit Johann Chriſtian Günther“ erſchienen 1859 bei H. Schindler in Berlin. — Da die Auswahl der Gedichte im engſten Zuſammenhang mit Storms Anſichten über Liebeslyrik ſteht, gebe ich hier das Inhaltsverzeichnis des kleinen (212 Seiten ſtarken) Bändchens wieder.

Inhalt:

Vorwort.
Zur Einleitung: Das Blumenbette von Walter von der Vogelweide.
Johann Chriſtian Günther:
An Leonoren.
Gottfried Auguſt Bürger:
Abendphantaſie eines Liebenden.

Liebeszauber.
Mollys Abſchied.
An das Herz.
Johann Wolfgang Goethe:
Der Abſchied.
An die Erwählte.
Erſter Verluſt.
Willkommen und Abſchied.
Neue Liebe, neues Leben.
An Belinden.
Mailied.
Mit einem gemalten Bande.
Mailied.
Frühzeitiger Frühling.
Raſtloſe Liebe.
Troſt in Tränen.
Nachtgeſang.
An ein goldenes Kreuz, das er am Halſe trug.
Mignon.
Gretchen am Spinnrade (aus Fauſt).
Klärchens Lied (aus Egmont).
Elegie.
Aus d. Weſtöſtlichen Diwan:
An des luſt'gen Brunnens Rand.
Was bedeutet die Bewegung?
Ach, um deine feuchten Schwingen.
Friedrich von Schiller:
Das Geheimnis.
Des Mädchens Klage.
Friedrich Hölderlin:
Die Heimat.
Ludwig Tieck:
Herbſtlied.
Schlaflied.
Der Troſtloſe.
Volkslieder:
Wenn ich ein Vöglein wär'.
Soviel Stern' am Himmel ſtehen.
Zum Sterben bin ich.
Du wirſt mir's ja nit übel nehmen.
Dort drunten im Tale.
Wenn i zum Brünnle geh'.
Jetzt gang i ans Brünnele.
Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus.
Morgen muß ich fort von hier.
Ach, wie wär's möglich dann.
Dat du min Leevſten biſt.
Clemens Brentano:
Wenn ich ein Bettelmann wär'.
Abendſtändchen.
Der Spinnerin Lied.
Nach Sevilla.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du.
Ludwig Achim von Arnim:
Die freie Nacht iſt aufgegangen.
Sie gab, was mich verarmet.
Mir iſt zu licht zum Schlafen.
Wie die Stunden rennen.
Mir gegenüber das ſchöne Kind.
Goldne Wiegen ſchwingen.
Joſeph Freiherr von Eichendorff:
Der Gärtner.
Frühlingsnacht.
Die Nachtigallen.
Das zerbrochene Ringlein.
Parole.
Juſtinus Kerner:
Abſchied.
Friedrich Rückert:
Tritt herein zu der Türe.
Ich bin auf ihrem Wege der Staub.

- Kehr' ein bei mir.
- Lachens und Weinens Grund.
- Auf der Stelle, wo ſie ſaß.
- Die Blume der Ergebung.
- Sie ſah den Liebſten ſchweigend an.

Ludwig Uhland:

- Lebewohl.
- Scheiden und Meiden.
- In der Ferne.
- Abreiſe.
- Heimkehr.

Wilhelm Müller:

- Aus: Die ſchöne Müllerin.
  - Am Feierabend.
  - Ungeduld.
  - Morgengruß.
  - Mein!
- Vineta.

Adelbert von Chamiſſo:

- Tränen.

Albert Graf Schlippenbach:

- Wach auf!

Heinrich Heine:

Aus dem Buch der Lieder:

- Im wunderſchönen Monat Mai.
- Im Rhein, im heiligen Strome.
- Ein Jüngling liebt ein Mädchen.
- Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen.
- Am fernen Horizonte.
- Still iſt die Nacht,, es ruhen die Gaſſen.
- Ich ſtand in dunklen Träumen.
- Du biſt wie eine Blume.
- Mädchen mit dem roten Mündchen.
- Über die Berge ſteigt ſchon die Sonne.

Aus den neuen Gedichten:

- Leiſe zieht durch mein Gemüt.
- Ach, ich ſehne mich nach Tränen.
- In meiner Erinn'rung erblühen.
- Sterne mit den goldnen Füßchen.
- Wandl' ich in dem Wald des Abends.
- Ich halte ihr die Augen zu.
- Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten.

Aus dem Romanzero:

- Altes Lied.
- Autodafé.
- Wiederſehen.
- Böſes Geträume.

Karl Immermann:

- Sehnſucht.
- 's iſt vorüber.
- Geiſterelend.

Nikolaus Lenau:

- Bitte.
- Schilflieder: Drüben geht die Sonne ſcheiden.
  - Trübe wird's, die Wolken jagen.
  - Auf geheimem Waldespfade.
  - Sonnenuntergang.
  - Auf dem Teich, dem regungsloſen.
- Frühlingsblick.
- Stille Sicherheit.
- An den Wind.
- An die Entfernte.
- Blick in den Strom.

Julius Moſen:

- Der Nußbaum.

Johann Gabriel Seidl:

- Der blinde Greis an ſeine Tochter.

- Eduard Mörike:
  - Heimweh.
  - Lebe wohl.
  - Maſchinkas Lied.
  - Das verlaſſene Mägdlein.
  - Agnes.
  - Früh im Wagen.
  - Schön-Rohtraut.
- Herrmann Kurtz:
  - Das Mühmchen.
- Heinrich Kletke:
  - Der Liebe Obdach.
- Ernſt Freiherr von Feuchtersleben:
  - Auf Wiederſehn.
- Robert Reinick:
  - Des Mädchens Geſtändnis.
  - Der Bleicherin Nachtlied.
- Ferdinand Freiligrath:
  - Mit Unkraut.
  - Ruhe in der Geliebten.
  - O lieb', ſo lang du lieben kannſt.
- Eduard Ferrand:
  - Einſt.
  - Begegnung.
- Georg Büchner:
  - O meine müden Füße, ihr müßt tanzen.
- Emanuel Geibel:
  - Für Muſik.
  - Im Herbſte.
- Ferdinand Röſe:
  - Windmüllertreue.
- Miſes:
  - Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock.
- Karl Beck:
  - Die Lichter brannten.
- Friedrich Güll:
  - Nur ein Blick.
- Hebbel:
  - Spuk.
  - Süße Täuſchung.
- Karoline von Günderode:
  - Iſt alles ſtumm und leer.
- Theodor Mommſen:
  - Blindekuh im Kreiſe.
  - Nähe in der Ferne.
  - Ich bin dir ſo ferne.
  - Schon verrauſcht! iſt Spiel und Scherz.
- Moritz Graf Strachwitz:
  - Mein altes Roß.
- Alexander Kaufmann:
  - Idyll.
- Klaus Groth:
  - As ik wegging.
  - He ſä mi ſo vel.
  - Vaer Daer.
- Aus grünen Zweigen:
  - Der Strom nur rauſchet leiſe.
  - Als in raſchem Wirbeltanze.
  - Wurdeſt du ſchon mal vergeſſen.
- Franz Hartmann:
  - Ich ſehe ſie wohl von weitem.
- Paul Heyſe:
  - Verſchließ dich nur, du ſeltſam Kind.
- Karl Heinrich Preller:
  - Die Sonne will erblaſſen.
- Ludwig Pfau:
  - O Blätter, dürre Blätter.
- Herrmann Lingg:
  - Kalt und ſchneidend weht der Wind.
  - Immer leiſer wird mein Schlummer.

S. 80. Günther, Joh. Chr. 1695—1723. — Bürger, G. A. 1748—1794. In einer Notiz zum „Hausbuch“ ſpricht Storm von der „trunknen Liebesphantaſie“ Bürgers.

S. 81. „Auf Mutter Natur trotzen“, vgl. M. Claudius' Werke, Hamburg 1819. Bd. 1, S. 75:

Ich wußte nicht warum.
Den griechiſchen Geſang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit einer Naſe auf die Welt.
Was kümmert mich ihre Kultur?
Ich laſſe ſie halter dabei,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochner Schrei
Trifft tiefer als die feinſte Melodei,
Und fehlt nie ſeinen Mann;
Videatur, Vetter Oſſian.

Göckingk, L. F. G. v. (1748—1828), „Lieder zweier Liebenden“ 1772.

S. 82. Wunderhorn vgl. S. 48 f. — Tieck, Joh. Ludw. (1773—1853); S. 52 der Liebeslieder:

Herbſtlied.
Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und ſang im muntern Sonnenſchein
Mit ſüßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon.
Weit! weit!
Reiſ' ich noch heut'.

Ich horchte auf den Feldgeſang,
Mir ward ſo wohl und doch ſo bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Luſt
Stieg wechſelnd bald und ſank die Bruſt:
Herz! Herz!
Brichſt du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen ſah,
Da ſagt' ich: Ach, der Herbſt iſt da,
Der Sommergaſt, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht ſo Lieb' und Sehnſucht flieht.
Weit! weit!
Raſch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenſchein,
Nicht zu mir drauf das Vögelein,
Es ſah mein tränend Angeſicht
Und ſang: Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Iſt und bleibt Sonnenſchein.

Arnim, L. A. v. (1781—1831). In einer Notiz zum „Hausbuch“ ſagt Storm: „Arnim, in ſeiner ſchwer mit den Stoffmaſſen kämpfenden Sprache.“ — **Veith, Dorothea** (1763—1839). Ihr Roman ſollte urſprünglich „Arthur“ heißen. 1801 kam er unter dem Titel „Florentin. Ein Roman, hrsg. von Friedrich Schlegel“ (Bd. 1) in Lübeck und Leipzig ohne Nennung ihres Autornamens heraus. Vgl. E 61 2, 91.

S. 83. Uhland, Ludw. (1787—1862). In einer Notiz zum „Hausbuch“ urteilt Storm: „Durchweg die klarſten lyriſchen Gebilde erhalten wir durch Uhland, in ihm iſt die Sicherheit des künſtleriſchen Bewußtſeins und der gewiſſenhaften Arbeit, verbunden mit einem durchaus naiven Wollen am meiſten vereinigt, wenn auch von andern tiefere Töne (Eichendorff, Mörike) oder bewegtere Melodien (Heine) angeſchlagen ſind.“

S. 84. Dingelſtedt, Franz (1814—1881): „Ein Roman I—XX“ in: Gedichte. Cotta, 1845. S. 307—63.

S. 85. Immermann, K. L. (1796—1840): „Triſtan und Iſolde. Ein Gedicht in Romanzen“ erſchien 1841 in Düſſeldorf bei Schaub. 1846 erſchien eine Neuauflage (Leipzig); 1854 bei Ehle in Berlin. Storm ſpielt hier auf das Buch an: „Gräfin Eliſa von Ahlefeld, die Gattin Adolfs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie von Ludmilla **Aſſing**. Nebſt Briefen von Immermann, Müller und Henriette Paalzow. Mit dem Bildnis Eliſas.“ Berlin, Duncker, 1857. — **Ferrand**, Pſeudonym für Eduard Schulz. Er iſt auch heute noch völlig vergeſſen. Er wurde 1813 zu Landsberg a. W. geboren, ſtudierte in Berlin und lebte dort als Schriftſteller bis zu ſeinem Tode, 1842. Er gab 1834 „Gedichte“ (Berlin, Stuhr) heraus; 1835 eine neue Sammlung „Gedichte“ (ebenda); ferner 1839 „Novellen“ (ebenda) und „Erlebniſſe des Herzens. Liebesnovelletten“ (Berlin, Krauſe). Es finden ſich Beiträge von ihm in: „Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, L. Koſſarsky, A. Rebenſtein.“ Berlin, Stuhr, 1834; ferner in den „Babiolen. Novellen und Novelletten von W. Alexis, E. Ferrand und A. Müller. Nebſt polniſchen Papierſtreifen.“ Bd. 1, 2. Leipzig, Focke, 1837; in Chamiſſos „Deutſchem Muſenalmanach“ 1837; in Echtermeyers und

Ruges „Deutſchem Muſenalmanach“ 1841; 1845 veröffentlichte Arthur Müller in ſeinen „Modernen Reliquien“ (Bd. 1, 2; Berlin, Gumprecht) Nachträge zu ſeinen Werken (in Bd. 2).

Friedrich Hebbel hat über dieſe Sammlung Storms eine kurze Kritik geſchrieben. Vgl. Hebbels Sämtliche Werke, herausgegeben von R. M. Werner. Abt. 1. Bd. 12. S. 256 (aus der Illuſtr. Zeitung; Leipzig, Weber. 20. Aug. 1859): „Dieſer Kranz war ſchon ſchwerer [als das vorher beſprochene ‚Deutſche Dichteralbum‘, herausg. von Th. Fontane, bei dem er bemängelt, daß Dingelſtedt fehlt, ‚garſtige Brenneſſeln‘ da ſind wie Merkel, Lepel, Kletke uſw., ‚von denen die Nation nichts weiß‘, und Friedr. Eggers zum Repräſentanten des Plattdeutſchen gemacht wird, während Fr. Reuter fehlt] zu flechten, aber er iſt mit weiſer Auswahl ſinnig zuſammengeſetzt. Nur Theodor Mommſens Beitrag hätte wegbleiben ſollen; alle ſeine Verdienſte um die Geſchichte Roms, die wir bereitwilligſt anerkennen, wenn wir auch Niebuhrs Vorarbeiten nicht darüber vergeſſen, können ſolcher Bonbondeviſenpoeſie keinen Pardon auswirken.“

4.

„Hausbuch aus deutſchen Dichtern ſeit Claudius. Eine kritiſche Anthologie.“ Hamburg, Wilhelm Mauke, 1870. 8°. XX, 714 S. Das „Hausbuch“ erlebte vier Auflagen, von denen die zweite nur eine Titelauflage, die dritte Auflage 1875 eine illuſtrierte, die vierte 1878 eine neue durchgeſehene Auflage war. Die dritte Auflage wurde mit Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von Hans Speckter (ausgeführt von H. Käſeberg) geziert. Auflage 1 bis 3 erſchienen in Hamburg bzw. Leipzig bei Wilhelm Mauke, die vierte Auflage in Braunſchweig bei George Weſtermann. Auflage 1, 2, 4 ſind in 8°, Auflage 3 in 2°. — Ich gebe im folgenden ein vergleichendes Inhaltsverzeichnis aller vier Auflagen:

Alexis, Willibald:
  Fridericus Rex.
Arndt, E. M.:
  Marienwürmchen.
  Klage um den kleinen Jakob.
  Ballade.
  Vaterlandslied (nur 1875).
Arnim, L. A. v.:
  Goldne Wiegen ſchwingen.
  Mondenſchein.
  Die arme Schönheit.
  Die freie Nacht iſt aufgegangen.
Aus grünen Zweigen (anonym):
  Nachts (nicht 1875).
  Als im raſchen Wirbeltanze (nicht 1875).
Beneke, Otto:
  Der Schnitter (nicht 1870).

Aus: Ein Jahres- und Menſchenleben (nicht 1870).

Bodenſtedt, Friedrich:

Und ſteigen auch in der Jahre Lauf.

Aus dem Feuerquell des Weines.

Höre, was der Volksmund ſpricht.

Als ich ſang: Seid fröhlich mit den Frohen.

Bornemann, Joh. Wilh.:

Winters Afgang.

Blomberg, Hugo Frh. von:

Die Freske zu San Gregorio (nicht 1875).

Rokoko.

Nächtliche Wanderung.

Brentano, Cl.:

Abendlied (nur 1878).

Der Spinnerin Lied.

Nach Sevilla.

Wenn ich ein Bettelmann wär'.

O lieb Mädel, wie ſchlecht du biſt.

Brinkmann, John:

De kranke Saen (nicht 1875).

Büchner, Georg:

O meine müden Füße (nicht 1875).

Bürger, Gottfr. Aug.:

Lenore.

Abendphantaſie eines Liebenden (nur 1878).

Das Lied vom braven Mann.

Troſt (nicht 1878).

Die Eſel und die Nachtigallen (nicht 1878).

An das Herz.

Chamiſſo, Adalbert von:

Schloß Boncourt.

Salas y Gomez.

Die alte Waſchfrau.

Der Bettler und ſein Hund.

Der alte Sänger.

Tränen (nicht 1875).

Chriſten, Ada:

Mein letzter Stern ging unter (nicht 1878).

Wiedervereinigung (nicht 1878).

Am Teich.

Es pfeift der Wind ſein froſtig Lied.

Über meinem Lager hängt.

Es zittert ſchon die Bretterwand (nur 1878).

Claudius, Matthias:

Ich wußte nicht warum.

Wiegenlied bei Mondſchein zu ſingen.

Fritze (nicht 1878).

Als der Hund tot war (nicht 1878).

Die Mutter bei der Wiege.

Nach der Krankheit.

Wächter und Bürgermeiſter.

Serenata im Walde zu ſingen.

Die Geſchichte von Goliath und David.

Der Mann im Lehnſtuhl (nicht 1878).

Bekränzt mit Laub.

Der Mond iſt aufgegangen.

Auf den Tod der Kaiſerin.

Bei dem Grabe meines Vaters.

Dahn, Felix:

Brigitte (nur 1878).

Daumer, Georg Friedrich:

Aus der Vorrede.

Sieh', es iſt Meſſiashauch.

Enthalte dich der Nüchternheit.

Bezähme die Begier.

Wenn einer mäßig trinket (nicht 1875).
Kehr' ich einmal aus der Erde (nicht 1875).
Meine Verſe hab' ich immer.
Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen.
Aus dem hohen Lied.
Delius, Nikolaus:
Camoens (nicht 1870).
Dethleffs, Sophie:
Trennte Göder.
Dingelſtedt, Franz:
Sieh ihn durch die Wolken ſtreichen.
Dreves, Lebrecht:
Auf den Bergen die Burgen.
Droſte-Hülshoff, Annette Freiin von:
Des alten Pfarrers Woche.
Aus: Die Krähen.
Im Mooſe.
Eggers, Friedrich:
De Gaſt.
Eichendorff, Joſeph Frhr. von:
Schläft ein Lied in allen Dingen.
Laue Luft kommt blau geſloſſen.
Über'n Garten durch die Lüfte.
Wer ſteht hier draußen?
Möcht' wiſſen, was ſie ſchlagen.
Die Höh'n und Wälder ſchon ſteigen.
Aus der Heimat hinter den Blitzen rot.
Es rauſchen die Wipfel und ſchauern.
In einem kühlen Grunde.
O wunderbares tiefes Schweigen.
Vergangen iſt der lichte Tag.
Ich ſaß am Schreibtiſch bleich und krumm (nur 1870).
Nach Süden nun ſich lenken (nicht 1875).
Frühmorgens durch die Klüfte.
Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt'!
Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen.
Sonſt (nicht 1875).
Der Schreckenberger (nur 1870).
Der Schatzgräber.
Im Alter.
Die Zeit geht ſchnell.
Götterdämmerung.
Eichroth, Ludwig:
Der Winter (nur 1878).
Auf den Fluten zittert Mondlicht (nur 1878).
Mittag (nur 1878).
Endrulat, Bernhard:
Was iſt das Glück?
Falk, Joh. Daniel:
Die drei Knaben im Walde.
Falkland, Heinrich:
Menſchenleben (nur 1878).
Ferrand, Eduard:
Wir ſtanden vor einem Grabe.
Begegnung.
Hier ruht in Gott.
Feuchtersleben, Ernſt Frhr. v.:
Es iſt beſtimmt in Gottes Rat.
Fink, G. W.:
Der ſtille Schuß (nicht 1875).
Fiſcher, J. G.:
Balder Frühling (nicht 1875).
Fontane, Theodor:
Der alte Deſſauer (nicht 1878).
Die arme Elſe (nur 1875).
Monmouth.

Archibald Douglas.
Königin Eleonorens Beichte (nicht 1875).
Fouqué, Friedrich Baron de la Motte:
Turmwächterlied.
Wenn alles eben käme.
Frankl, Ludwig Auguſt:
Der Wald von Gainfarn.
Freiligrath, Ferdinand:
Die Auswanderer.
„Prinz Eugen, der edle Ritter.“
Da ſchwimmt allein auf dem ſtillen Meer.
Eine Geuſennacht.
Geſicht des Reiſenden.
O lieb', ſo lang' du lieben kannſt (nur 1870).
Ich ſchritt allein hinab den Rhein.
Gaudy, Franz Freiherr von:
Tiroleſer Ständchen (nicht 1875).
Des Hageſtolzen Geburtstag.
Gardthauſen, Guſtav:
Der Herbſt iſt da.
Geibel, Emanuel:
Auf dem Auſtand (nicht 1875).
Julin.
Herbſtlich ſonnige Tage.
Eutin.
Durch tiefe Nacht (nur 1875).
Volkers Nachtgeſang.
Der Tod des Tiberius (nur 1870).
Gilm, Herm. von:
Iſt das bald (nicht 1870).
Allerſeelen (nicht 1870).
Glasbrenner, Adolf:
Das Poſthorn ſchmettert.
Der Topf mit Orden (nicht 1878).
Dieſer Mann mit wicht'ger Miene (nicht 1878).
Goethe, Joh. Wolfgang von:
Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde.
Freudvoll und leidvoll.
Der du von dem Himmel biſt.
Über allen Gipfeln iſt Ruh'.
Wer nie ſein Brot mit Tränen aß.
Kennſt du das Land.
Tanzlied unter der Linde.
Vanitas, vanitatum vanitas!
Prometheus (nur 1878).
Erlkönig.
Der Fiſcher (nur 1878).
Der Schatzgräber.
Die Braut von Korinth (nur 1878).
Der Totentanz (nicht 1878).
Elegien I. und IV.
Grimm, Herman:
Die Schlange.
Groſſe, Julius:
Sehnſucht, auf den Knien.
Es mußte wohl ſo kommen (nicht 1875).
Schon jenſeits (nicht 1875).
Ein altes Pärchen.
Bruder Steffen.
Groth, Klaus:
Dat Moor.
Orgeldreier (nicht 1875).
Spatz (nicht 1875).
As ik wegging (nur 1870).
Rugdorf.
Min Platz voer Dœr.
De Maid.
He ſä mi ſo vel.

Boer Daer.
Ol Büſum.
Hans Iwer.
Na'n buten (nicht 1870).
He much ni mehr (nur 1878).
Minneſänger (nur 1870).
Grün, Anaſtaſius:
Sankt Hilarion.
Halm, Friedrich:
Die Römerſtraße (nur 1878).
Hamerling, Robert:
Nächtliches Ungewitter.
Hammer, Julius:
Stör' nicht den Traum.
Hartmann, Moritz:
Die 150 Huſaren.
Hauff, Wilhelm:
Reiters Morgengeſang.
Haushofer, Max:
Fliege hin (nur 1878).
Hebbel, Friedrich:
Aus der Kindheit.
Sommerbild.
Herbſtlied.
Meiſenglück.
Süße Täuſchung.
Spuk.
Dämmerempfindung.
Das Haus am Meer.
Großmutter.
Heideknabe.
Hebel, Joh. Peter:
Der Karfunkel.
Hans und Verene (nicht 1875).
Sonntagsfrühe.
Die Überraſchung im Garten.
Agatha an der Bahre ihres Pathen.
Heine, H.:
Die Grenadiere.
Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten.
Im Rhein im heiligen Strome.
Ich grolle nicht (nur 1870).
Ein Jüngling liebt ein Mädchen (nicht 1878).
Wir ſaßen am Fiſcherhauſe.
Das Meer erglänzte weit hinaus.
Am fernen Horizonte.
Du biſt wie eine Blume (nur 1870).
Über die Berge ſteigt ſchon die Sonne.
Ach, ich ſehne mich nach Tränen (nicht 1875).
Durch den Wald im Mondenſcheine.
Leiſe zieht durch mein Gemüt (nur 1870).
In meinen Tagesträumen (nur 1870).
In meiner Erinnrung erblühen.
Es ragt ins Meer der Runenſtein.
Begegnung.
Ritter Olaf.
König Harald Harfagar.
Denk' ich an Deutſchland in der Nacht (nicht 1875).
Den Paganini begleiten ſtets (nicht 1875).
Schlachtfeld bei Haſtings.
Frau Sorge.
Autodafé.
Böſes Geträume (nur 1870).
Die Söhne des Glücks beneid' ich nicht.
Mir lodert und wogt im Hirn eine Flut.
Nachtgedanken (nur 1875).

Herder, Joh. Gottfr. von:
Elvershöh.
Erlkönigs Töchter.
Edward.
Herwegh, Georg:
Die bange Nacht iſt nun herum.
Hölderlin.
Auf dem Berge.
Heyſe, Paul:
Die Schlange.
Das Tal des Eſpingo.
Über ein Stündlein.
Drunten auf der Gaſſen.
Hoffmann, A. H. (von Fallersleben):
Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief (nicht 1878).
Hölderlin, Friedr.:
Hyperions Schickſalslied.
Die Heimat.
Der Abſchied.
Abendphantaſie.
An die Parzen (nur 1878).
Heidelberg (nur 1878).
Die Kürze (nur 1878).
Ehemals und jetzt (nur 1875).
Hölty, L. H.:
Auftrag (nicht 1878).
Minnelied (nur 1878).
Die Schale der Vergeſſenheit (nur 1878).
Vermächtnis (nur 1878).
Wer wollte ſich mit Grillen plagen.
Hopfen, Hans:
Hörbar und ſanften Ganges ſchleicht die Zeit.
Zuweilen dünkt es mich, als hört'.
Die Not (nicht 1875).

Jenſen, W.:
Am erſten Sarge.
Immermann, K.:
Aus: Triſtan und Iſolde (nicht 1870).
Könnt' ich ſie einmal treffen an.
Ach, die Welt wird immer enger.
Ich habe beſucht die waldige Heide.
Kaufmann, Alex.:
Idyll.
Keller, Gottfried:
Im Wald.
Winternacht.
Jung gewohnt, alt getan.
Sommernacht (nicht 1875).
Kerner, Juſtinus:
Ein Alphorn hör' ich ſchallen
Alte Heimat.
Der tote Müller.
Ärztliche Runde.
An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes.
Der Wandrer in der Sägemühle.
Das treue Roß.
Sankt Elsbeth.
Mild weht die Luft.
Weiß nicht, woher ich bin gekommen.
Kinkel, Gottfr.:
Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte (nicht 1875).
Klethe, Herm.:
Der Liebe Obdach (nicht 1875).
Kobell, Franz von:
Koa Troſt.
Der Nußhacker.
Körner, Theodor:
Lützows wilde Jagd.

Kopiſch, Auguſt:
  Der Nöck.
  Der Trompeter.
  Blücher am Rhein.
  Hiſtorie von Noah.
  Coeur-König (nicht 1875).
Kugler, Franz Theodor:
  An der Saale hellem Strande.
Kuh, Emil:
  In Ewigkeit (nicht 1875).
Kurtz, Herm.:
  Das Mühmchen 2. (nur 1870).
  Laßt mich von hinnen.
  Auf der Mühle.
  Aus der Heimat.
  Nachlaß.
Leitner, K. G. Ritter von:
  Der Dampfwagen (nur 1878).
  Abendgang (nicht 1875).
Lenau, Nikolaus:
  Weil' auf mir, du dunkles Auge.
  Drüben geht die Sonne ſcheiden.
  Trübe wird's, die Wolken jagen.
  Auf geheimen Waldespfade.
  Sonnenuntergang.
  Auf dem Teich dem regungsloſen.
  Heſperus der blaſſe Funken.
  Ich wandre fort ins ferne Land.
  Dieſe Roſe pflück' ich hier.
  Der offne Schrank.
  Der Poſtillon.
  Die drei Zigeuner.
  Sahſt du ein Glück vorübergehn.
  Die nächtliche Fahrt (nicht 1875).
Lepel, Bernh. von:
  Das Fragment der Pſyche.
Lingg, Herm.:
  Hochſommer.
  Eismeer.
  Immer leiſer wird mein Schlummer.
  Kalt und ſchneidend weht der Wind (nicht 1875).
  An meine pompejaniſche Lampe.
  Mittagszauber.
  Kürzeſte Nacht.
  Homer (nicht 1870).
Lorm, Hieron. (ſämtl. nur 1878):
  Sphärengeſang.
  Das Chaos.
  Das Rätſel der Sehnſucht.
  Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz.
  Sehnſucht iſt des Alls Geheimnis.
  Ein ſanftes Wort gleich Äolsharfenklängen.
  Die Erde mußte berſten.
Marx, Friedr.:
  Frühlingsblätter.
Meinhold, Wilh.:
  Der Kraken.
  Der Wurm am Meere.
Meißner, Alfr.:
  In Verona.
Merckel, Wilh. von:
  Aus: Eine Poſtillons-Nacht (nur 1870).
  An meinem Geburtstage.
  Ruhe.
Meyer, Hans Georg:
  Der Ruf des Glückes (nur 1878).
Miſes:
  Der Mäuſeſchimmel.
  Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock.

Fürs Tiſchlein ein Wiſchlein.
Die vier Hühnchen (nur 1870).
Die Begegnung (nicht 1878).
Moſen, Julius:
Der Trompeter an der Katzbach.
Andreas Hofer.
Es grünet ein Nußbaum.
Roſenthal, S. H.:
Roſengeflüſter (nicht 1875).
Mörike, Eduard:
Schön-Rotraut.
Früh, wann die Hähne krähn.
Roſenzeit, wie ſchnell vorbei.
Früh im Wagen.
Die Soldatenbraut.
Peregrina.
An meinen Vetter.
Ach nur einmal noch im Leben.
Der alte Turmhahn.
Loſe Ware.
Denk' es, o Seele.
Erinna an Sappho.
Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift.
Reſtauration (nur 1875).
Müller, Wilhelm:
Mit der Fiedel auf dem Rücken.
Ich bin der letzte Gaſt im Haus.
Ich hört' ein Bächlein rauſchen.
Eine Mühle ſeh' ich blinken.
War es alſo gemeint.
Hätt' ich tauſend Arme zu rühren.
Was vermeid' ich denn die Wege.
Auf einen Totenacker.
Niendorf, Anton:
Die Johannisnacht (nur 1878).
Pfau, Ludwig:
O Blätter, dürre Blätter.
Der Todesengel ſingt.
Pfizer, Guſtav:
Die Sommergeiſter.
Platen, Auguſt Graf von:
Der alte Gondolier.
Venedig.
Im Waſſer wogt die Lilie.
Wohl mir, es heilte die liebende Hand mich.
Es liegt an eines Menſchen Schmerz.
Ich möchte gern mich frei bewahren (nicht 1870).
Antwort (nur 1878).
Wenn ich deine Hand liebkoſe (nur 1878).
Aſchermittwoch (nur 1878).
Preller, K. H.:
Genrebild.
Prutz, Robert Ernſt:
Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen.
Wo ſind die Lerchen hingeflogen?
Reinick, Robert:
Der Bleicherin Nachtlied.
Wie iſt doch die Erde ſo ſchön.
Blauer Montag.
Des Mädchens Geſtändnis (nicht 1875).
Kurioſe Geſchichte (nicht 1875).
Reinhold, C. (ſämtl. nicht 1878):
Pauſe.
Das Paar.
Enttäuſchung.
Ballnacht.
Rückert, Friedrich:
Das verſunkene Dorf.
Der fehlende Schöppe.
Das eine Lied.
Aus der Jugendzeit.

Ein Schmetterling, vom Froſt betäubt (nicht 1875).
Einſt hab' ich Märchen zum Einſchläfern geſungen.
Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.
Böſer Wunſch aus Liebe.
Er iſt gekommen.
O ihr Herren, o ihr werten.
Sie ſah den Liebſten.
Tritt herein.
Die Ungnädige.
Du biſt die Ruh'.
Lachens und Weinens Grund.
Eine Neige Wein.
Auf der Stelle, wo ſie ſaß.
Wie ſich Schatten dehnen.
Herz nun ſo alt und noch immer nicht klug.
Wiegenlied.
Die ſterbende Blume.
Parabel.
Chidher.
(Der Perlenkranz).
(Des Königs Denkmal).
(Die Sterne).

Salis, Joh. Gaud. Frhr. von:
Wenn der Abend ſich ſenkt.
Wenn der Abend kühl und labend.

Schefer, Leopold:
Was auch ein Menſch zu ſein dir mit ſich bringt (nur 1870).
Nun iſt ein großer Wunderſaal geöffnet (nur 1870).
Geh fleißig um mit deinen Kindern.
Ein kleines nacktes Kind, das ſeine Mutter.
Der alte Bettelmann.
In Engürü.
Die Braut des Nebenbuhlers.
Die drei Weltwunder.
Aus: Die Dankſagung für das Leben.
Schonung für die Weiblichkeit (nur 1870).

Scheffel, J. V.:
Aus der Vorrede zu „Frau Aventiure“.
Fingerhut.
Dörpertanzweiſe.
Die Fahndung (nur 1875).
Frau Muſika, o habet Dank (nur 1878).
Wo an der Brück' die Woge ſchäumt (nur 1878).
Wer klappert von dem Turme (nur 1878).
Frühlingsreigen (nur 1878).

Schelling, Fr. Wilh. Joſ.:
Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning.

Schenkendorf, M. von:
Andreas Hofer.

Scheerenberg, Chr. Fr.:
Es ſchlief ein Reiter mit ſeinem Roß.
Oſtermorgen (nur 1870).

Schiller, Fr. von (ſämtl. nicht 1875):
Die Schlacht.
Ach, aus dieſes Tales Gründen.
Reiterlied.
Das Siegesfeſt.
Der Graf von Habsburg.
Kolumbus.

Schmidt, F. W. A. (von Werneuchen):
Ball.

An Herrn Prediger C. H. Schulze.
An denſelben.
Schnezler, Aug.:
Die verlaſſene Mühle.
Schöll, Adolf:
Der Pilot.
Schults, Ad.:
Wenig, wenig begehr' ich im Leben.
Schwab, Guſtav:
Johannes Kant.
Das Gewitter.
Der Reiter am Bodenſee.
Der Gant.
Seeger, Ludwig:
Es iſt ein hergebrachtes Ding.
Seidl, Joh. Gabr.:
Der blinde Greis an ſeine Tochter.
So ſoll's mit allem Sonnenſchein.
Siebel, Karl (ſämtl. nur 1878):
Vorübergeh'n.
Sonntagskinder.
Simrock, Karl:
Die Eichenſaat.
Solitaire, M.:
Reflexe der Schwermut.
Micha (nicht 1878).
Zwiſchen Himmel und Erde (nur 1878).
Trümmerbild (nur 1878).
Um Mitternacht (nur 1878).
Stolberg, Fr. Leop. Graf zu:
Süße, heilige Natur.
Andenken des Wandsbecker Boten (nur 1870).
Storm, Theodor:
Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen.
Klingt im Wind ein Wiegenlied.
Heute, nur heute.
Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub.
Einer Toten (nicht 1870).
Meeresſtrand.
Abſchied.
So komme, was da kommen mag.
Begrabe nur dein Liebſtes (nur 1878).
Von Katzen (nur 1875).
Strachwitz, Moritz Graf von:
Mein altes Roß.
Das Herz von Douglas (nicht 1875).
Tanner, K. R.:
Eine Welle ſagt zur andern (nicht 1875).
Tieck, Ludwig:
Feldeinwärts flog ein Vögelein.
Geſang des Vogels aus dem „Blonden Ekbert“.
Chor aus „Kaiſer Octavianus“.
Aus Blaubart (nur 1878).
Aus Magelone (nur 1878).
Traun, Julius von der:
Jägermeiſter Hackelberg.
Der Turmwächter (nicht 1875).
Liebesqual (nur 1870).
Schmerz (nur 1875).
Johann von Mauſer.
Der Jäger von Loſenſteinleiten.
Traeger, Albert:
Einſt wirſt du ſchlummern (nicht 1875).
Tſchabuſchnigg, Ad. Ritter v.:
Was willſt du, arme Roſe, noch am Hage (nicht 1875).

- **Uhland, Ludwig:**
  - Die Kapelle.
  - O ſanfter, ſüßer Hauch.
  - Die linden Lüfte ſind erwacht.
  - O legt mich nicht ins dunkle Grab.
  - Süßer, goldner Frühlingstag.
  - Saatengrün, Veilchenduft.
  - Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb.
  - So ſoll ich nun dich meiden.
  - Noch ahnt man kaum der Sonne Licht.
  - So hab' ich nun die Stadt verlaſſen.
  - Bei einem Wirte wundermild.
  - O brich nicht, Steg.
  - Seid gegrüßt mit Frühlingswonne.
  - Das Tal (nur 1878).
  - Wein und Brot (nur 1878).
  - Brautgeſang.
  - Der Schmied (nur 1878).
  - Der gute Kamerad.
  - Die verſunkene Krone.
  - Der Kaſtellan von Couci (nur 1870).
  - Der Wirtin Töchterlein (nur 1878).
  - Ver sacrum (nur 1878).
  - Tells Tod (nicht 1875).
- **Vogl, Johann Nepomuk:**
  - Heinrich der Vogler.
  - Das Erkennen.
- **Volkslieder,** aus dem „Wunderhorn" und ſpäteren Sammlungen.
  - Wenn ich ein Vöglein wär'.
  - Morgen muß ich fort von hier.
  - Soviel Stern' am Himmel ſtehen.
  - Zum Sterben bin i verliebet in dich.
  - Wenn i zum Brünnle geh'.
  - Ach, wie wär's möglich dann (nicht 1875).
  - Du wirſt mir's ja nit übel nehma.
  - Jetzt gang i ans Brünnele (nicht 1875).
  - Wär' ich ein wilder Falke (nicht 1875).
  - Mein Vater hat geſagt.
  - Büberl, wir woll'n auße gehe (nicht 1875).
  - Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus (nicht 1875).
  - Ich armes Käuzlein kleine.
  - Nun leb wohl, du kleine Gaſſe (nur 1870).
  - Häschens Klage (nur 1870).
  - Der Kuckuck als Virtuoſe (nur 1870).
  - Schneiders Höllenfahrt (nicht 1875).
  - Die junge Schnur und die alte Schwieger.
  - Dursli und Babeli (nur 1870).
  - Prinz Eugen.
  - Der Schweizer (nicht 1875).
  - Tannhäuſer (nicht 1875).
  - Die Nonne.
  - Die Herzogin von Orlamünde (nur 1870).
  - Das vierte Gebot (nicht 1875).
  - Die Ammen-Uhr.
- **Voß, Joh. Heinr.:**
  - Des Jahres letzte Stunde.
  - Der ſiebzigſte Geburtstag.
- **Wackernagel, Wilhelm:**
  - Junker Durſt.
  - Jarl Iron und Iſolde.

Ein Tropfen fällt.
Waldmüller, Robert:
Die Beichte (nicht 1875).
Welcker, Phil. Heinr.:
Die Singdroſſel.
Württemberg, Alex. Graf von:
Sahara (nur 1870).
Zedlitz, Joh. Chr. Frhr. von:
Die nächtliche Heerſchau.
An Grillparzer.

In den folgenden Anmerkungen gebe ich vornehmlich Ergänzungen aus handſchriftlichen Vorarbeiten zu dem „Vorwort“, die in 33 Blättern im Nachlaß des Dichters liegen. Ich zitiere ſie als Bl. 1 ff.

S. [illegible]. **Hebbel.** Bl. 9: „unſer Landsmann Hebbel, deſſen poetiſche Bedeutg nicht in ſ. Dramen, ein ſo ehrlich Stück Arbeit ſie ſind, ſondern in ſ. Lyrik liegt, die nicht nur das tiefſte u. zarteſte Denken u. Empfinden ausprägt, ſondern ſich auch den friſchen Duft der heimatlichen Scholle bewahrt hat.“ Vgl. St. an E. Kuh am 22. Dezember 1871. — **Exiſtenz erworben hat**; dahinter folgt auf Bl. 2: „ich meine ſogar, daß zwiſchenein ein geſunder Schauder nicht zu verachten iſt und auch ſein beſcheidenes Anrecht auf poetiſche Ausprägung hat.“ — **Paſtors von Werneuchen.** Bl. 6: „auch vorübergehend, wie ſchon Gödeke in ſeinem trefflichen Buche ‚Elf Bücher‘ an Schmidt von Werneuchen zu erinnern, der in ſeinem hausbackenen Realismus eine wahre Erquickung iſt in dem Versgeklingel jener Zeit.“ Vgl. K. Gödeke, „Elf Bücher deutſcher Dichtung“. 1. Abt. Leipzig, Hahn, 1849. S. 791: „Daß dennoch in dieſem kahlen und öden Gebiete deutſcher Verſe durch die Fülle lebendiger Wechſelbeziehungen zur freien Natur ein poetiſcher Hauch wittert, daß dieſe Genüglichkeit an dem Armſten eine gewiſſe ſtille Befriedigung gewährt, wird eingeräumt werden müſſen, und daß es dem Autor gelingt, die Geſtalten, die er in ſeinen kleinen Bildern zeichnet, durch eine Menge kleiner, der Wirklichkeit abgenommener Züge zu beleben und zu bewegen, wird man gleichfalls zugeben müſſen, wenn dies Verdienſt auch noch ſo gering anzuſchlagen wäre. Gegen die vielen tränenſchweren Mondſcheinpoeten, die von Abendrot und Philomelentönen leben, iſt die markige Natur dieſes aller Idealität baren Predigers trotz Goethes Spott wahrhaft kräftigend.“ Abt. 2, S. 78. Anmerkung zu Goethes „Muſen und Grazien in der Mark“: „Dieſe muſterhafte Satire wurde durch die Gedichte des Predigers Schmidt v. W. nur *veranlaßt* und perſifliert viel mehr als bloß jene Gedichte, die, der Voſſiſchen Manier angehörend, in ihrer Art gar noch nicht die ſchlechteſten ſind.“ — **Parodie:** Goethe, „Muſen und Grazien in der Mark“ (Jubiläumsausgabe der Werke. Cotta I, 94 5). — Pfarrer F. W. A. Schmidt in Werneuchen war Herausgeber des „Neuen Verliniſchen Muſenalmanachs“, gegen den ſich Goethe wandte. In den „Xenien“ (Jubiläumsausgabe II, 179) finden ſich folgende Verſe mit der Überſchrift „Kalender der Muſen und Grazien“:

Muſen und Grazien! oft habt ihr euch ſchrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht.

XXXVIII, 143 ſpricht ſich Goethe alſo aus: „Die ſogenannten Naturdichter ſind friſch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, ſtockenden, manirierten Kunſtepoche zurückgewieſene Talente. Dem Platten können ſie nicht ausweichen, man kann ſie daher als rückſchreitend anſehen; ſie ſind aber regenerierend und veranlaſſen neue Vorſchritte.“ — Makelloſe; Bl. 8: „Obgleich das Streben dahin geht, möglichſt makelloſe Dichtungen zu bringen, ſo iſt doch im einzelnen davon abgewichen, teils um charakteriſtiſche Dichtergeſtalten, die mit Recht die Teilnahme der Nation erfordert haben, wie Fouqué u. Kerner (in ſeinem inſtinktiven, unbekümmerten Sichgehenlaſſen) nicht ganz auszulaſſen, teils wegen der Bedeutung der Dichter ſelbſt.“ — „Nicht Abſicht, bloß makelloſe Gedichte zu bringen, denn dieſe ſelbſt ſind bei den erſten Dichtern ſo ſpärlich, daß uſw.“ — „Eine gewiſſe Rückſicht iſt bei ſolchen Gedichten genommen, die ſich das Recht des Volksliedes erworben haben.“ — Totgeborene Dinge bleiben Bl. 2: „So ſehr eine vielleicht gelehrte, aber für poetiſches Kunſtwerk urteilsunfähige Kritik uns auch dieſelben als etwas Bedeutendes aufdringen will.“

S. 87. Krankheit, dafür Bl. 1: „Skrophuloſe“. — In die Welt zu treten. Bl. 1: „… ſo könnte ich zunächſt darauf erwidern: Wie das, was ich ſelbſt geſchrieben, ſo wird auch dieſe meine Sammlung ihr eigenes Geſicht haben, und es mag alſo auch hier gelten, wer es mit mir halten will. Es iſt aber noch ein anderes. Obgleich ſich …“ — Nachahmer. St. hat Bl. 2: „Anempfinder und Nachtreter …, die jede Literaturepoche wie ein Heuſchreckenſchwarm begleiten …“ Bl. 4: „die jede Literaturepoche wie die Heuſchrecken den Sommer begleiten …“

S. 88. Erfahrung. Bl. 4: „daß dieſe ‚Gedichte‘, während ihr Tag dauert, oft durch eine Reihe von Auflagen ihr Scheinleben führen.“ — Verſifikationen. Bl. 2: „jene ordinäre Mittelmäßigkeit, in denen ein kleines Gefühl zu einer Reihe breiter, wohlſkandierter Strophen ausgemünzt iſt.“ Bl. 4: „von denen aus dem mäßigſten Gefühlchen bequem ein Dutzend ausgemünzt werden könnte und die gleichwohl zum nicht geringen Verderb in faſt allen Anthologien oft von berühmten Leuten herausgegeben (verbeſſ. aus: berühmten und ſelbſtbewußteſten Herausgebern) wimmeln, welche ſich gegenwärtig in den Familien eingebürgert haben. — Dies Buch macht daher auch nicht den herkömmlichen Anſpruch auf jene Vollſtändigkeit, keinen der vielen Namen auszulaſſen, welche jetzt, ſei es durch die Urteilsloſigkeit des Publikums oder einer einflußreichen Preſſe, ein wenn auch durch wiederholte Auflagen dokumentiertes Scheinleben führen; dadurch hat es indeſſen Raum gewonnen, die bedeutenderen Dichter ſich durch zahlreichere und auch in größeren — teilweiſe zum Vorleſen beſonders geeigneten — Gedichten vertreten zu laſſen.“ — Nichts bedeuten. St. fährt Bl. 1 fort: „es ſei denn für die Genügſamen, denen es behagt, das jedermann Geläufige in ſo runder Präge beiſammen zu haben.“ — Verſuch machen. An dieſe Worte ſchließen ſich Bl. 1 folgende: „Es hat dadurch, daß es das Unbedeutende ausſchließt, zugleich den Gewinn, das Wertvolle nicht allein in größerer Anzahl, ſondern auch in größeren Gedichten verzeichnen zu können.“ — Claudius. Bl. 7: „Es iſt in ſeinen Gedichten eine zutrauliche Geradezuheit, die einem faſt jedes lieb macht; es iſt, als wären wir liebe Gäſte bei ihm in Wandsbeck. Zwar iſt dies nicht unbewußt (wie das Lied ‚Der Sonntag‘ zeigt); aber es entſpricht ſo ganz ſeiner Natur, daß wir nur ſelten dadurch geſtoßen werden.“ — Goethe. Ich laſſe hier den Wortlaut von Bl. 9, das die Randbemerkung „Später zu benutzen“ trägt, und danach eine „Bemerkung zu Goethe“ von Bl. 3 folgen. Bisher iſt ein ſo eingehendes Urteil Storms über Goethe nicht bekannt geworden: „Und die Berechtigung dieſes Buches? — Ich ſage zunächſt: wie das, was ich ſelbſt geſchrieben, ſo wird auch dieſe meine Anthologie ihre eigne Phyſiognomie haben; und wäre es auch nur, daß ſie mit dem ſüßen, keuſchen Mondſcheinliede [Bl. 6: ‚das in ſeiner Art ohnegleichen iſt‘] unſeres alten Claudius beginnt, das wohl nur von wenigen noch gekannt ſein dürfte, daß ſie die nur noch in Kinderbüchern zu findende, in ihrer Art einzige Ballade von Falk [St. nahm ſie aus Wolffs poetiſchem Hausſchatz. Aufl. 16, 1853; in der neuen, nicht mehr von W. beſorgten Ausgabe fehlte das Gedicht, vgl. ‚Hausbuch‘ 1870, S. 103 Anm.] wieder an den rechten Platz ſtellt, oder daß ſie eine Epiſode aus der ‚Oſtſee‘ unſeres ſchleswig-holſteiniſchen Gardthauſen der Vergeſſenheit zu entreißen ſucht, oder ſtatt der gemachten Balladen eines neueren Dichters dasſelbe Dutzend ſeiner ſchönen lyriſchen Gedichte zuſammenſtellt. Es wird alſo auch hier gelten, wer es mit mir halten will. Damit man übrigens wiſſe, wie man in dieſer Beziehung mit mir daran ſei, will ich hier noch eins hinzufügen. Es iſt ſo hergebracht, Goethe als den größten deutſchen

Lyriker aufzuſtellen, und es dürfte auch in gewiſſem Sinne nicht viel dagegen einzuwenden ſein; allein in den kleineren Dichtungen, die man unter dieſer Dichtungsart zu befaſſen pflegt, hat er das nur in wenigen oder ſehr im einzelnen bewieſen, was daher rühren mag, daß die volle Entwicklung der neueren deutſchen Lyrik erſt in eine Zeit traf, als das Lebensalter, dem die lyriſche Produktion vorzugsweiſe eigentümlich iſt, bei ihm ſchon vorüber war. So tragen denn teils ſeine Lieder — viel mehr wie die ſchlichteren Claudius' — noch den konventionellen Ton der alten Lyrik, teils kommen ſie über das ganz Perſönliche und Gelegentliche nicht hinaus, oder man merkt, wo es der Fall iſt, die Mühſeligkeit und Kälte der Überarbeitung; undeutliche oder notgedrungene Verſe finden ſich überall. Goethe zeigt ſowohl in der metriſchen wie in der poetiſchen Form, welche allein Sache des Genies iſt und welche darin zu finden ſein dürfte, daß durch die entſprechende rhythmiſche Bewegung des Verſes die Empfindung ihren zutreffenden Ausdruck erhält, in ſeiner Lyrik nur ſelten den Meiſter. Überdies iſt in den meiſten ſeiner derartigen Gedichte weder die Empfindung noch die Anſchauung eine beſonders tiefe. Man leſe zur Prüfung des hier Geſagten nur einmal die Lieder, deren Anfänge uns ſo wohlklingend im Ohr liegen: ‚Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich leide‘, oder ‚Herz, mein Herz, was ſoll das geben‘, ‚Und friſche Nahrung, neues Blut‘, ‚Hand in Hand und Lipp' auf Lippe‘ uſw., nicht ausgeſchloſſen die berühmten Lieder ‚Willkommen und Abſchied‘, ‚An den Mond‘, ‚Frühzeitiger Frühling‘ oder das nicht eben glücklich überarbeitete Volkslied ‚Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt‘.“ Bl. 3: „Alle dieſe Lieder zuſammen in einen Strauß gebunden haben allerdings den friſchen Duft der Jugend, zumal wenn man den Kommentar des Goetheſchen Lebens im Gedächtnis hat; jedes einzelne für ſich iſt faſt immer unbedeutend.“ — Neujahrslied; M. Claudius: Sämtliche Werke. Hamburg 1819. Bd. 1, S. 1.

S. 89. Wiegenlied ebenda S. 103. — Abendlied „Der Mond iſt aufgegangen“ ebenda Bd. 2, S. 57. — Vergeſſenheit. Bl. 1: „Einer unbegreiflichen V.“ — Frucht. Es folgte hier nun zunächſt Bl. 3: „Die Gedankenwelt iſt nicht ausgeſchloſſen, aber die Gedanken müſſen durch die Phantaſie und das Gemüt, wenigſtens durch das letztere, ihren Weg genommen haben (ausgeſtr.: und dort Wärme und Farbe)“; dann fährt St. fort: „Der bedeutendſte Gedankengehalt … wird … liegen bleiben, ſobald das Gedicht nicht zunächſt Gemüt oder Phantaſie des Hörers zu ergreifen vermag.“ — Die Lyrik insbeſondere. Dazu Bl. 3: „Im beſondern die lyriſche Dichtkunſt anlangend, ſo iſt es zwar hinlänglich anerkannt, daß nichts häufiger iſt als lyriſche Versmacherei; aber bei weitem nicht anerkannt genug, daß nichts ſeltener iſt als ein dieſen Namen verdienendes lyriſches Gedicht. Unſre Empfindung bis zu einem gewiſſen Grade in Worten verſtändlich zu machen, vermögen wir alle; daß wir dies in wohlgebauten Verſen tun, iſt noch immerhin keine Poeſie. Erſt dann wird es zum Gedicht, wenn es den Hörer einerſeits in die Empfindung des Dichters hineinzieht und ihm andrerſeits wieder in bezug auf dieſe eine Erlöſung oder Befriedigung zuteil werden läßt, die er ſich ſelbſt nicht hatte geben können ...“ Nach dieſer Notiz folgt dann auf demſelben Blatte: „Was, meines Erachtens, weſentlich den Dichter macht und ſeinen Wert beſtimmt, iſt einerſeits die Tiefe der Empfindung und die Lebendigkeit der Anſchauung, anderſeits die Fähigkeit, für die letztere das Wort zu finden, welches das betreffende Bild in der Phantaſie des Leſers erſcheinen läßt, für die erſtere die rhythmiſche Bewegung des Verſes, die Melodie zu finden, wodurch das Wort gleichſam wieder in die Empfindung aufgelöſt wird, aus der es hervorgegangen.“ — In ſeltenen Augenblicken gegeben. Hierauf folgt auf Bl. 1: „Wie ſelten begegnen wir einem lyriſchen Gedichte, welches einerſeits ſeinen Gehalt in knappe, durchweg treffende Worte ausprägt und durch die rhythmiſche Bewegung des Verſes, durch die in der Abſtimmung der Vokale und Konſonanten beruhende Klangfarbe desſelben und andre, nur für den einzelnen Fall beſtimmbare Dinge dieſe Worte gleichſam in Muſik ſetzt und ſolcherweiſe wieder in die Empfindung auflöſt, aus welcher ſie entſprungen ſind — andrerſeits aber unſre — nicht nur der Unmündigen — Anſchauung und Empfindung in ungeahnter Weiſe ſei es erweitert oder in die Tiefe führt, oder, was nur halb bewußt in Duft und Dämmer in uns vorhanden war, in überraſchender Klarheit erſcheinen läßt und uns zugleich eine Genugtuung oder Erlöſung gewährt, die wir uns ſelbſt nicht hätten geben können.“

S. 90. Gedichte für meine Heimat. Bl. 5 hat an dieſer Stelle: „So iſt z. B. unter Geibels zwölf Sonetten für Schleswig-Holſtein nicht eines zu irgend ...“

S. 91. Meißner. Vgl. Alfr. Meißner, „Gedichte“. 9. Aufl. Leipzig 1865. S. 133.

Ein Ziel.

Willſt du das Herz im Buſen dir erweitern
Und zeigen auch, wie hoch du ſchon geſtiegen:
Verſuch' es, über großen Stoff zu ſiegen,
Nur ſo zählſt du dereinſt zu großen Streitern.

Im Gartenteich wird nie ein Schiffer ſcheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen,
Doch einmal muß es heißen: Kannſt du fliegen?
Zum höchſten Ziele führen keine Leitern!

Nimm unſrer Weltentwicklung ew'ge Fehden,
Den Kampf des neuen Glaubens mit dem alten,
Und zeige die Berecht'gung einem jeden.

Verkörpre dies in mächtigen Geſtalten,
Und hörten wir daraus den Weltgeiſt reden —
Dann wollen wir dich für den Rechten halten.

Auf Bl. 1 fährt St. nach dem Zitat aus Meißner fort: „Das ‚kleine Lied‘ iſt zwar kein Chimboraſſo, der erſtiegen werden muß; aber es iſt die Perle der Poeſie, und nur in wenigen Muſcheln findet ſich eine Perle, wie die Sammlungen mancher ſonſt mit Recht genannten Poeten beweiſen. NB. Ich finde auch in Meißners Sammlung keine.“ St. hat in das „Hausbuch“ von Meißner das Gedicht „In Verona“ aufgenommen.

Das „Hausbuch“ rief zwei bemerkenswerte Beſprechungen hervor, von denen die eine aus der Feder des Wiener Schriftſtellers und Freundes Storms, Emil Kuh (1828—76), ſtammt, während die andre den als Dichter damals ebenſo geehrten wie als Kritiker gefürchteten Rudolf Gottſchall (1823—1909) zum Verfaſſer hatte. Gottſchall hatte ſich ſchon zweimal ganz kurz zu zwei Novellen Storms geäußert; in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ 1853 S. 179 über „Immenſee“: „Eine poetiſche Erzählung in Proſa … Der Inhalt reicht kaum zu einer Novelle aus und iſt überdies ganz phantasmagoriſch behandelt. Der Traum eines Alten von ſeiner Jugendliebe und ſeiner Begegnung mit der Geliebten, die ſpäter einen Freund geheiratet, wird uns ohne Motivierung und Abſchluß in muſikaliſchen Tönen und verſchwimmenden Farbenſkizzen vorgeführt. Doch ‚Immenſee‘ iſt ſauber gearbeitet, in ſeinem Genre vortrefflich. Wer den Naturmyſtizismus, die geheimnisvollen, bedeutſamen Waſſerlilien, die von träumeriſcher Beleuchtung übergoſſenen Landſchaften liebt, der mag ſich an dieſer Phantaſie erquicken. Andern zergeht ſie mit ihren zuckerbackenen Menſchen im Munde“; ſpäter in denſelben Blättern 1856 S. 920 über das in der „Argo“ veröffentlichte Idyll „Wenn die Äpfel reif ſind“: „Eine anmutige idylliſche Proſa bieten uns die Streckverſe von Theodor Storm.“ Gottſchall, der „große Stoffe und Probleme“ in ſeiner Seele bewegte und in ſeinen Werken zu geſtalten verſuchte, kamen dieſe kleinen Erzählungen allzu ſpieleriſch vor. Als nun Storm 1870 in ſeinem „Hausbuch“ ſozuſagen einen Kanon ſeiner künſtleriſchen Überzeugung aus der deutſchen Literatur zuſammenſtellte und in ſeiner Vorrede ſich ſogar erkühnte, die Sammlungen anderer (und Gottſchall hatte eine der am meiſten gekauften Anthologien geſchaffen) anzugreifen, da fühlte ſich Gottſchall verpflichtet, für ſeine Überzeugungen zu kämpfen, und ſchrieb eine vernichtende Kritik in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ 1871, S. 14. Da ſich Storm in ſeinen Entwürfen der Vorrede zur dritten Auflage des „Hausbuchs“ mit ihr beſchäftigt, gebe ich ſie hier wieder:

Eine kritiſche Anthologie.

Der als lyriſcher und novelliſtiſcher Aquarellmaler durch ſeine ſauberen Bildchen bekannte Theodor Storm hat unter dem Titel „Hausbuch aus deutſchen Dichtern ſeit Claudius“ (Hamburg, Mauke, 1870) eine Blütenleſe deutſcher Gedichte herausgegeben, die er ſelbſt auf dem Titel als eine „kritiſche“ bezeichnet. Dieſe Bezeichnung fordert eine ſchärfere Kritik heraus, als ſonſt derartige Zuſammenſtellungen von Gedichten, mögen ſie auch ſtark nach dem ſubjektiven Geſchmack des Autors veranſtaltet ſein, verlangen. Anfangs freilich ſagt der Herausgeber, daß ſein Buch zunächſt dem Wunſche entſprungen ſei, für ſich und die Seinigen aus den neuern deutſchen Dichtungen geringern Umfangs das zuſammenzuſtellen, was daraus während jenes langen Zeitraums ſeine beſondere Teilnahme erregt hat und derartig in ihm haften geblieben iſt, daß er je zuweilen dahin zurückgekehrt ſei. Hiergegen könnte keine Kritik etwas einwenden, den Geſchmack Theodor Storms werden gewiß viele andre teilen, deren Phantaſie nicht über das Genrebild und das Gefühl en miniature hinausgeht — und warum ſoll für dieſe Verwaiſten, für welche die andern Blütenleſen nur ſchlecht geſorgt haben, nicht ein beſonderes Hausbuch in der lyriſchen Leibfarbe zuſammengeſtellt werden? Doch die anſpruchsloſe Einleitung wird durch den anſpruchsvollen Schluß, zu dem eine äſthetiſche Auseinanderſetzung von bedenklicher Einſeitigkeit den Weg bahnt, zunichte gemacht. Hier ſagt der Herausgeber: „Möge nun das Buch dazu helfen, einesteils auch dem größern Publikum einen Maßſtab für poetiſche Leiſtungen an die Hand zu geben, andernteils diejenigen mit unſerer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheure Wuſt des Nichtigen von dieſer Dichtungsart zurückgeſchreckt hat, und möge endlich nicht verkannt werden, daß wie die Arbeit ſo auch das Verdienſt dieſes

Buches, inſoweit es ein ſolches beanſpruchen kann, zum großen Teil in dem zu ſuchen iſt, was dasſelbe nicht enthält.“ Das unbefangene Publikum, welches ein ſolches Hausbuch ſich anſchafft, vermag die Prätenſionen der Schlußwendung nicht zu würdigen; dieſe wendet ſich ſo ausſchließlich an die Kritik, daß nur von ihr dem Verfaſſer die gebührende Zurechtweiſung zuteil werden kann. Es iſt eine bekannte und ſich oft wiederholende Tatſache, daß Künſtler und Dichter die Schranken ihres Talents zu Schranken der Kunſt machen. Weil Theodor Storms Lyrik nur für den Nipptiſch paßt, ſo taugt alle Lyrik nichts, die über das Stimmungsbildchen hinausgeht; die Behandlungen großer Stoffe werden daher meiſt ausgeſchloſſen, zumal die aus mythologiſchen, hiſtoriſchen oder ethnographiſchen Studien zuſammengearbeiteten Dichtungen; namentlich erſcheint dem Herausgeber die patriotiſche und ſogenannte politiſche Lyrik am ärmſten, meiſt rhetoriſche Phraſe und Bildermacherei. Es iſt dies ſelbſt die beliebte Phraſe und das Stichwort der Lovely-Poeten und der Kritiker, die auf demſelben Standpunkt ſtehen; alle großen Gattungen der Poeſie gehen über den Horizont dieſer Kleinſtädter hinaus, und wenn ſie mit ihrer wahren Herzensmeinung herausrücken wollten, ſo müßten ſie erklären, daß Pindar, Horaz, Victor Hugo, Byron, ja vor allem Klopſtock und Schiller gar keine Dichter ſind, ſondern höchſtens geiſtvolle Rhetoriker. Der Proteſt gegen dieſe Einſeitigkeit, welche einen Claudius einem Klopſtock vorzieht, einen Theodor Storm und ähnliche recht annehmliche Genredichter zu den großen Poeten rechnet, deren Gedichte dem Leſer eine Offenbarung und Erlöſung gewähren, läßt ſich nicht oft genug wiederholen, weil zum Teil die romantiſche Schule, zum Teil die Jünger der germaniſtiſchen Wiſſenſchaft, im Widerſpruch zu der Poetik, deren Vorbilder die großen Klaſſiker des Altertums ſind, dieſe Überſchätzung der Liederpoeſie und der genreartigen Dichter verſchuldet haben. Der Satz: „Selig ſind, die arm an Geiſt ſind, denn ihrer iſt das Himmelreich“, kann doch nicht gerade auf die Lyrik Anwendung finden. Daß ein Lyriker wie Schiller in dieſer „Anthologie“ eine Stätte gefunden hat, muß als beſondere Begnadigung angeſehen werden, die dem Dichter mit Berückſichtigung ſeiner ſonſtigen Verdienſte und ſeines einmal nicht zu vernichtenden Ruhmes zuteil wird. Von vielen andern, wie Freiligrath, Lingg, Meißner, Hartmann würde man ſich aus den mitgeteilten Proben kein Bild machen können, denn Storm hat nicht das ausgewählt, was von ihnen bedeutend iſt, ſondern das, was ihm gefällt und in ſein Genre ſchlägt, was aber für dieſe Dichter nur Hobelſpäne ſind. Andre Poeten von Bedeutung fehlen gänzlich. Dafür iſt aus den Gedichten von Claudius, aus volkstümlicher Liederpoeſie manches Neue mitgeteilt, was die Sammlung, wenn ſie von tendenziöſer Anmaßung frei wäre, empfehlen würde. Als Hausbuch der lyriſchen Kleinſtädterei und Aquarellmalerei mag ſie immer bei denen eine Stätte finden, welche ihren geiſtigen Nipptiſch mit niedlichen Bilderchen und Figürchen ausſchmücken wollen." *

Als Gegenſtück zu dieſer Beſprechung möge die Emil Kuhs angeſehen werden, die am 15. Dezember 1871 im Abendblatt der „Neuen Freien Preſſe" Nr. 2626 erſchien.

„Hausbuch aus deutſchen Dichtern ſeit Claudius.

Den angegebenen Titel führt eine kritiſche Anthologie von Theodor Storm, welche eben in zweiter Auflage erſchienen iſt (Hamburg, Wilhelm Mauke). Unter allen Muſterſammlungen, welche nicht wiſſenſchaftliche oder pädagogiſche Zwecke verfolgen, nimmt dieſes Hausbuch die erſte Stelle ein. Hier iſt endlich einmal der unanfechtbare dichteriſche Wert einer lyriſchen Produktion als oberſte Forderung bei der Auswahl geltend gemacht worden. Theodor Storm hat weder auf unkünſtleriſche Neigungen des Publikums Rückſicht genommen, noch auf das Votum literariſcher Parteien gehorcht; er hat das Vortreffliche nicht zur Seite geſchoben, weil es vielleicht der Strömung des Tages nicht entſpricht; er hat das Mittelgute nicht herangerufen, mochte es auch durch die Mode ein flüchtiges Anſehen erlangt haben. Ein Poet, der heute vergeſſen iſt, wurde von Storm nicht ausgeſchloſſen, ſobald dieſer nur eine würdige Gabe des Vergeſſenen bemerkte, und ein Poet, der heute viel genannt wird, nicht beachtet, wenn keins ſeiner Gedichte auf Beachtung Anſpruch hat. Berühmte Dichter ſind hin und wieder durch Stücke vertreten, welche nicht zu den anthologiſch überlieferten Wahrzeichen ihrer Poeſie gehören, aber dafür das volle lyriſche Leben atmen. Dabei macht dieſe Sammlung durchaus nicht den Eindruck des Andersſeinwollens, prägt ſich darin auch nicht im entfernteſten die Sucht nach Originalität oder Klügelei aus. Das Hausbuch Storms weiß es wirklich beſſer als die verſchiedenen Blütenleſen, welche jahraus jahrein auf den Markt kommen, tut ſich auf ſeinen unverdorbenen Geſchmack nichts zugute und hat ſo wenig etwas Auffallendes als Trinkwaſſer. Wir ſpüren einfach das Walten einer Dichterhand und freuen uns in der Tat ebenſo über dasjenige, was

---

* In einem der ſpäteren Jahrgänge der „Blätter für literariſche Unterhaltung" [1878, S. 150] ließ es Rudolf Gottſchall, der das Blatt redigierte, zu, daß O. Riecke eine von Lob triefende, phraſenhafte Beſprechung über Storms „Aqua [sic!] submersus" veröffentlichte.

die Sammlung bietet, als wir um deſſentwillen Befriedigung empfinden, was ſie nicht enthält.

Vom ehrſamen Claudius angefangen, welcher nicht mehr ſagt, als was auch Kinder hören dürfen, bis zu den wenig ſchämigen Poeten der Innerlichkeit, zu denen Ada Chriſten zählt, durchwandert das Buch Storms ein Jahrhundert deutſcher Lyrik. Dem Eigentümlichen und Seelenvollen, dem Schönen und Wunderſamen, das an den gangbaren Wegen aufſprießt, iſt auch das auf Seitenpfaden Blühende, das Verſteckte und ſelten Geſuchte freundlich geſellt. Wir erquicken uns wieder einmal an Stimmungsbildern karger und doch genügender Färbung, wie ſie Salis gegeben; wir verſenken uns wieder einmal in die arme und doch nicht verarmte Welt des märkiſchen Dichters Schmidt von Werneuchen, der ſo ſelig hinter ſeinen Lack- und Roſenbäumchen am kleinen, offenen Fenſter ruht:

Längſt ſchon ſchläft mein Zeiſig: ein paar Mücken
Wachen mit mir in der Stube nur.
Alles iſt ſo ſtille, daß ich picken
Deutlich höre meine Taſchenuhr.

Wir genießen dankbar die märchenhaft-ſüßen Verſe, welche Georg Büchner in ſein Luſtſpiel ‚Leonce und Lena' verſtreut, und ergötzen uns an den tiefſinnig-kindlichen Schwänken, die einſt der Naturforſcher und Philoſoph Fechner unter dem Pſeudonym Miſes gedichtet hat.

Ein nicht geringes Verdienſt dieſes Hausbuches beſteht in den hüben und drüben aufgehaſchten Zufallsgedichten unbekannter Autoren. Dem einen und andern iſt denn doch ein Lied, ein Genrebild geglückt, ohne daß man deshalb behaupten könnte, daß dieſe Autoren Dichter ſeien. Solcher Lieder und Genrebilder birgt das Hausbuch Storms einige ſehr anmutige. Zur Beſtätigung des Geſagten ſei ein Gedicht Karl Heinrich Prellers hervorgehoben (vgl. S. 47).

Indem wir dieſes Hausbuch der ſinnigen Leſerwelt empfehlen, geben wir nicht ſtillſchweigend zu verſtehen, daß wir jedes darin enthaltene Gedicht als ein in ſich abgerundetes und charakteriſtiſches Kunſtgebilde betrachten, oder daß wir kein wertvolles Gedicht unſerer Poeſie darin vermiſſen. Aber allerdings unterſchreiben wir den Satz Storms in deſſen Vorrede, daß die Phraſe in dieſem Buch keine Stätte gefunden hat. Dem Genre iſt im letzten Drittel desſelben ein größerer Raum gegönnt worden, als angemeſſen ſcheinen mag; weil jedoch die Poeſie der Neuzeit ſowie die Malerei im Genre ihr Beſtes geleiſtet hat, ſo wird der einſichtige Beurteiler dieſe Bevorzugung nicht tadeln. Die hymniſchen Formen, welche Schiller ſo grandios und naturvoll zugleich, welche Hölderlin ſchwermütig-ſchön und welche Platen anempfindend edel behandelte, ſind von den Dichtern der Gegenwart im Durchſchnitt zu rhetoriſchem Blendwerk und zu ethnographiſchem Pomp mißbraucht worden. Darum hatte Storm vollkommen recht, auf die modernen Proben dieſer Gattung zu verzichten.

Auch wenn uns Storm nicht geſagt hätte, daß ſein Hausbuch das Ergebnis eines dreißigjährigen Verkehrs mit den darin enthaltenen Gedichten ſei: den Stempel des allmählich Entſtandenen, im Gegenſatz zu den abſichtlich zuſammengeleſenen Anthologien, nehmen wir ſchon nach flüchtiger Durchſicht wahr. Er erinnert uns an eine Schnur koſtbarer, eigentümlich gefärbter Perlen, deren einzelne Stücke im Verlauf der Jahre nach und nach von dem emſig ſpähenden, aber auch geduldig wartenden Juwelier erworben worden ſind."

Emil Kuh hatte urſprünglich einen andern Schlußabſatz beabſichtigt. Am 18. Dezember 1871 ſchrieb er an Storm: „Hochverehrter, werter Herr! Beigeſchloſſen ſende ich Ihnen einen Abdruck meiner Anzeige Ihres Hausbuches in der ‚Neuen Freien Preſſe‘ vom 15 d. Mts. Dieſe Anzeige will ſelber nichts ſein, will nur zur Verbreitung des lieben Buches beitragen. Der Redakteur der Bücherzeitung der ‚Neuen Freien Preſſe‘, Herr Arnold Wellmer, hat mich, den Stich gegen Herrn Gottſchall ‚lieber fortzulaſſen‘. Ich lege den ‚Stich‘ ebenfalls bei. Literatenvolk iſt wohl das ekelhafteſte dieſer Erde. Mit treuem Gruß Ihr Emil Kuh." Die beiliegende Ergänzung lautet: „... die modernen Proben dieſer Gattung zu verſchmähen. Rudolf Gottſchall aber hatte nicht recht, das Hausbuch aus dieſem Grunde hämiſch anzufallen, von einer Lyrik zu ſprechen, welche nur für den Nipptiſch paſſe, von einer Phantaſie, welche nicht über das Genrebild und das Gefühl en miniature, von einem Kleinſtädter, über deſſen Horizont jede große Gattung der Poeſie hinausgehe. ‚Die Schlacht‘, ‚Das Siegesfeſt‘, ‚Salas y Gomez‘, ‚Eine Geuſenwacht‘, ‚Schlachtfeld bei Haſtings‘, ‚Hyperions Schickſalslied‘, ‚Der Tod des Tiberius‘ ſind nicht eben ‚niedliche Bilderchen und Figürchen‘, haben aber gleichwohl in Storms Hausbuch ihren Platz. Gottſchalls ‚Blütenkranz‘ iſt bis zur 17. Auflage [muß heißen 7. Auflage) fortgeſchritten; dies beweiſt doch aufs entſchiedenſte, daß die Auswahl, welche er getroffen, ihre Liebhaber in reichem Maße hat. Storms Hausbuch, das ſeit dem Jahre 1870 es zur zweiten Auflage brachte, ſchart einen andern Freundeskreis um ſich. Warum dem Hausbuche dieſen Kreis mißgönnen? Warum dieſen Kreis als pfahlbürgerlich verdächtigen?! Dies iſt nicht vornehm und auch nicht klug."

Ich weiſe hier außerdem ganz im allgemeinen auf die vielen Äußerungen über Entſtehung und Änderung des Hausbuches hin, die die zwiſchen Storm und Kuh gewechſelten Briefe enthalten.

Ein neues Vorwort zur zweiten Auflage wurde nicht geſchrieben; ſie war nur Titelauflage. Es befindet ſich allerdings im Nachlaß Storms ein Blatt (Bl. 19) mit der Überſchrift „Vorwort zur zweiten Auflage", das aber unmöglich eine andere als die illuſtrierte Ausgabe im Auge hat, da ſchon Hans Speckter als Illuſtrator genannt wird, die Wahl Speckters aber erſt um Weihnachten 1873 getroffen wurde; denn am 5. Januar 1874 ſchreibt Speckter an St.: „Der Auftrag des Herrn Mauke Ihr Hausbuch zu illuſtrieren — oder ſagen wir lieber: künſtleriſch zu ſchmücken —, war mir von Anfang an eine ganz außerordentliche Freude und das ſchönſte Weihnachtsgeſchenk." Die Idee, die illuſtrierte Ausgabe als 3. Auflage in den Handel zu geben, ſcheint von Wilhelm Mauke zu ſtammen; er ſchreibt am 10. Oktober 1874 an Storm: „Alſo zuerſt der Titel, und bitte ich darauf 3. Auflage zu ſetzen." Vorher war in den Briefen nur von einer „neuen illuſtrierten Ausgabe" die Rede. Die Idee zu dieſer illuſtrierten Ausgabe ſtammt nicht von Storm, ſondern von Mauke; am 26. März 1873 tritt er an Storm mit folgendem Vorſchlag heran: „Eine neue Auflage des Hausbuches, von etwas geringerm Umfange, müßte in größerem, breitem Format, aufs künſtleriſchſte ſchön und auf herrlichem Papier gedruckt werden. Ohne Bilder, denn ſchlechte gibt's genug, und gute würden die Herſtellung unſinnig verteuern, liegen nach meiner Anſicht auch gar nicht in dem Bereich einer lyriſchen Anthologie. Dagegen könnte man vielleicht durch geſchmackvolle Einfaſſung und Initialen etwas beſonders Schönes liefern. Ein nicht goldbekleckſter, aber mit Kunſt und Geſchmack ganz beſonders ſchön gearbeiteter Einband, in Leder, müßte das Ganze krönen." Er machte dieſen Vorſchlag, obgleich die bisherige Ausgabe noch nicht verkauft war. „Der Abſatz iſt langſam, aber er iſt doch," ſchreibt er in demſelben Briefe, „und ich hoffe vielleicht! Ende 1874 mit der ganzen Auflage fertig zu ſein." Im Oktober 1873 hat er noch 570 Exemplare. Das Weihnachtsgeſchäft hat nicht viel Abſatz gebracht, da er Ende Dezember 1873 noch 500 Exemplare unverkauft hat. Ende Februar 1874 ſchreibt er, daß die neue Ausgabe in dieſem Jahre nicht mehr erſcheinen kann, er habe noch 400 bis 450 Exemplare. Er will noch möglichſt viel von der alten Ausgabe verkaufen, da er glaubt, daß nach Erſcheinen der neuen die alte nicht mehr gekauft werden wird. Im Oktober 1874 aber ſind ſie ſchon mitten in den genauen Abmachungen über die illuſtrierte Ausgabe. Mauke verlangte, zum nicht geringen Leidweſen von Storm und Speckter, ein ganz genaues Manuſkript mit den eingefügten Illuſtrationen in dem neuen Format; es ſtörte ihn auch, daß Speckter die Zeichnungen nicht nach der Reihe anfertigte. So verzögerte ſich die Drucklegung, und erſt Anfang Oktober 1875 kann St. an Kuh ſchreiben: „Auch das ‚Hausbuch‘ … erhalten Sie dieſer Tage nach Meran.“ — Eine zweite Schwierigkeit, die die Drucklegung verzögerte, war der Wunſch Maukes, den Umfang des Buches zu verringern. „Überhaupt drängte M. bei der koſtbaren Ausſtattung immer auf Streichen und Verringerung des Textes“ (K 39). Das ging ſo weit, daß er bei Storm dringend anfragte, ob nicht die Vorrede verkürzt werden könnte. Storm antwortete darauf Mitte Oktober 1874: „Die in knappſter Gedrängtheit geſchriebene Vorrede aber, die das Fundament des ganzen Werkes iſt und ſich bei Einſichtigen ſchon eine unbedingte Anerkennung erworben hat (auch in der ‚Dichterhalle‘ war einmal ein ganzes Stück abgedruckt und die Anthologie als die unbedingt beſte empfohlen …), die kann um keinen Buchſtaben gekürzt werden, dagegen ſoll die zur 3. Auflage deſto kürzer ſein …“ Was bei der dritten Auflage fortgelaſſen wurde, geht aus der S. 203–214 gegebenen Überſicht hervor; nicht alles iſt auf Storms Rechnung zu ſetzen, z. B. der Fortfall von Büchners Lied, da Mauke die Korrektur beſorgte (vgl. K 39). — Am 24. Mai 1875 fragte Storm bei Kuh an, ob er ihm nicht die Gottſchallſche Kritik ſchicken könnte, da er ſie vielleicht bei der Vorrede zur 3. Auflage brauche. Dieſe Vorrede hat Storm viel Kopfzerbrechen gekoſtet; es finden ſich im Nachlaß allein ſieben engbeſchriebene Blätter (Bl. 13—19), die je einen mehr oder minder ausgeführten Entwurf enthalten. In all dieſen Entwürfen hat St. verſucht, ſich mit Gottſchall auseinanderzuſetzen (Bl. 14): „Das Hausbuch iſt … ohne alle Rückſichtnahme abgefaßt; insbeſondere iſt, trotz der ſachkundigen Warnung des Verlegers, auch den mit der Redaktion von Zeitſchriften betrauten ‚Poeten‘ auf Grund dieſer einflußreichen Qualität der Zutritt nicht geſtattet worden, wenn im übrigen ihre poetiſche Legitimation nicht anerkannt werden konnte. Die Folgen dieſer — wie alle Eingeweihten wiſſen — unerhörten Rückſichtsloſigkeit ſind nicht ausgeblieben; mit Totſchweigen und Totreden iſt das Mögliche geleiſtet. — Eine Kritik von gelinde geſagt ‚jugendlicher Leidenſchaftlichkeit‘ hat das Buch in den von Herrn

R. Gottſchall redigierten Bl. f. lit. Unterhaltung (Nr. 1, 1871) erfahren.“ (Bl. 15:) „Ich will nicht gerade die Kritik meines Landsmanns Hebbel* über die Gottſchallſche Poeſie vertreten, aber die Frage dürfte wohl berechtigt ſein, ob nach der Anſicht des H. G., welcher meine Sammlung ein Buch für die Geiſtesarmen nennt, mit ſolchen Gedichten [St. meint Gottſchalls Gedicht ‚An die Träne‘] ein Buch für die Geiſtesreichen anzufüllen wäre? … Herr Gottſchall faßt die Sache gründlich an, er verweiſt, um mich als unlegitimiert zur Herausgabe eines Buches wie des vorliegenden hinzuſtellen, meine eigene Lyrik auf den Nipptiſch. Ich will auch hier nur fragen: wenn Gedichte von mir, wie die mitgeteilten ‚Oktoberlied‘, ‚Abſchied‘, ‚Heute nur heute‘ auf den Nipptiſch gehören, wohin gehören dann Gedichte wie das [S. 229] mitgeteilte des gr. Kritikers? Und wenn der Verfaſſer jener Gedichte zur Herausgabe einer Anthologie keine Berechtigung haben ſoll, welche Berechtigung kann dann dem Dichter beigemeſſen werden, der jene ſelbſt für ſeine eigene Muſterſammlung — denn dieſer ſind ſie entnommen — ausgewählt hat? — Dieſe wie die erſte Ausgabe des Buches geht von dem Standpunkte aus, daß die Poeſie, insbeſondere auch die Lyrik, es zunächſt und weſentlich nicht mit Gedanken über das Leben, ſondern wie jede andre Kunſt mit der Darſtellung des Lebens ſelbſt — ſei es in Empfindung, Zuſtänden oder Handlungen — zu tun habe; daß zwar jedes echte Gedicht je nach ſeinem und dem Gehalte des Leſers Gedanken hervorrufen wird, daß jedoch die unmittelbare [ausgeſtr.: Ausprägung, Wiedergabe) Faſſung von Gedanken an ſich durch das Gedicht ſelbſt nicht zur weſentlichen Aufgabe der Poeſie gehört. Daß deſſen ungeachtet die Reflexionspoeſie nicht in beſtimmten Fällen, namentlich wo ſie wie bei Schiller den bedeutenden Gedanken-Gehalt gleichſam im Vorübergehen in Anſchauungen aller Art ausprägt, einen hohen Rang einnehmen kann, iſt damit nicht geſagt worden, aber ceteris paribus wird ſie immer in zweiter Linie ſtehen und wenn ſie überhaupt zur Poeſie gerechnet werden will, ihr poet. Gewand von der unmittelb. Lyrik entlehnen müſſen. — Daß die Dichter oft die Grenzen ihres Talents mit denen der Kunſt verwechſeln, iſt gewiß, und niemand kann darüber beſſer aus eigner Erfahrung ſprechen, als Herr G. ſelbſt.“ — (Bl. 16:) „Das Buch hat ſeit ſeinem erſten Erſcheinen die Höhen und Tiefen der Kritik ermeſſen; denn während es von E. Kuh, dem genialen öſterreichiſchen Kritiker, und von der Redaktion der Dichterhalle (damals O. Blumenthal) als die beſte Sammlung ihrer Art bezeichnet wurde, der ſterbende Moritz Hartmann* demſelben ſogar einen melancholiſchen Dichtergruß hinterlaſſen hat, iſt es in Gottſchallſchen Blättern für literäriſche Unterhaltung mit wahrhaft knabenhafter Leidenſchaftlichkeit heruntergeriſſen worden; ſogar des Herausgebers eigne Poeſie wurde dabei und zwar zum Nipptiſche verdammt; immerhin freilich noch nicht der ſchlechteſte Ort, wohin unter Umſtänden Gedichte geraten können. Zwar hat Herr Gottſchall dabei pro aris et focis gekämpft, denn mit dem, was der Herausgeber für Poeſie hält und wofür das Hausbuch in ſeiner Zuſammenſtellung eintritt, kann freilich die Gottſchallſche Dichtung nicht beſtehen. — Die Sache würde keines Wortes wert ſein; aber Herr Gottſchall iſt nun einmal — was ſich mit einer dreiſten Stirn und ein paar rüſtigen Armen fertig bringen läßt — der große Vormund der literäriſch Unmündigen, und in den kleineren deutſchen Städten, in denen in Sachen der Literatur ſich eine öffentliche Meinung nicht zu bilden vermag, ſind die Blätter für literariſche Unterhaltung noch immer ein unumſtößliches Orakel.“ Vgl. K 2, wo es hinter „der Blätter für literariſche Unterhaltung pr. 1871“ (unverkürzt) lautet: „Der Artikel iſt von einer kindiſchen Wut, und jeder Einſichtige ſieht leicht, daß er von perſönlicher Gereiztheit diktiert iſt; allein Gottſchall in ſeinen kritiſchen Blättern iſt das Orakel der Sortimentshändler, und ſelbſt der Huſumer Buchhändler hat ſeit dieſem Artikel das Hausbuch ſchweigend reponiert und verkauft nur die ‚Dichtergrüße‘ von Eliſe Polko und den ‚Blütenkranz‘ von Gottſchall.“ Auf Bl. 17 und 18 nennt St. zu Anfang die beiden ſich entgegenſtehenden Kritiken von Gottſchall und Kuh und wendet ſich dann gleich dem Vorwurf Gottſchalls zu, er habe bedeutende Dichter ausgelaſſen. Darauf fährt er fort (Bl. 18): „Von den Neueren iſt R. Gottſchall ausgelaſſen. Da die Poetik desſelben ſo weſentlich durch Beiſpiele aus den eignen Dichtungen illuſtriert iſt, ſo darf mit Fug angenommen werden, daß er unter den bedeutenden Dichtern auch ſich ſelbſt vermißt habe. — Es ſoll dieſer Lücke ſofort an dieſer Stelle abgeholfen werden; auch will ich mich bei der Auswahl des eignen Urteils ganz begeben und nur das Gottſchallſche walten laſſen. Das nachfolgende Gedicht ſteht in der eigenen, beliebten und verbreiteten Anthologie* des Verfaſſers, und zwar unter den ‚Gedankenbildern‘, welche Gattung derſelbe in unſerem ‚Hausbuche‘ beſonders zu vermiſſen ſcheint.

---

* In ſeiner Kritik der Gottſchallſchen „Neuen Gedichte“ (1858) ſpricht Hebbel von „abſichtlicher und bewußter Koketterie“; vgl. Hebbel: „Sämtliche Werke“, hg. von R. M. Werner. Abt I. Bd. 12. S. 134.

---

* Theodor Storms „Hausbuch“.

Ein ſchönes Buch voll herrlicher Gedichte
Von edlen Dichtern aller deutſchen Gauen;
Doch ſcheint es manchmal ſo mich anzuſchauen,
Als wär's ein Kirchhof in des Mondes Lichte.

Die Lieder ſtehn gereiht wie Leichenſteine,
Und Nam' und Daten ſind wie Epitaphen:
Ich geh' umher und leſe, wer entſchlafen,
Und mancher Name rührt mich — auch der meine.
(23 Februar 1872.)

Moritz Hartmanns Geſammelte Werke. Bd 2. Stuttgart, Cotta, 1874. S. 484 (Hg. von Ludw. Bamberger, Wilhelm Vollmer.)

An die Träne.

Bleiernes Gewölk um den Himmel nachtet,
Und das Herz iſt gleich der Natur verſchmachtet.
Sieh, ein Tropfen ſchüchtern und ſacht
Fällt aus der ſchwülen Gewölke Nacht,

Kühlt das welke Blatt, und von Freude trunken
Spiegelt's friſcher ſprühende Sonnenfunken,
Und aus ſeinem grünen Pokal
Trinkt die Libell' und der Sonnenſtrahl.

Und die Träne fällt, und es ſchmilzt vom Herzen
Bleiernes Gewicht der erſtarrten Schmerzen;
Löſteſt ſanft verſchloſſenen Sinn
Trotzigen Grames, du Zauberin!

Dieſer Perlen Kranz in der Seele Schleier
Iſt ein ſeltner Schmuck nur bei hoher Feier,
Ob ſie einſam Gräbern geſellt,
Ob ſie ein bräutlich Entzücken ſchwellt.

Aber ſchöner, wenn auf Hochaltäre
Des Gedankens fällt der Begeiſt'rung Zähre,
Wenn der Ahnung ſchüchterner Flug
Ihn bis zu der Sonne der Wahrheit trug:

Ob ein Newton löſt die geheimnisvollen
Goldnen Rätſel, die durch den Himmel rollen;
Ob Kolumb mit zitternder Hand
Zeigt auf das neue geahnte Land!

---

* Blütenkranz neuer deutſcher Dichtung. 7. Aufl. Breslau, Trewendt. 1870 S. 565 f (11. Aufl. 1886).

Wenn die Schranke fällt vor dem Weltgerichte,
Die den Geiſt noch trennt vom erſehnten Lichte,
Schleicht der Wehmut Botin ſich leis
In der berauſchten Gedanken Kreis.

Und der Tat auch ſtrahlt ſie am großen Tage,
Dem Triumph geſellt, wie der Niederlage.
Auf die Wiege des freiern Geſchlechts
Taut ſie, aufs Grab des zertret'nen Rechts.

Edle Schwermut, drängſt du in eine Zähre
Jetzt der Menſchheit Weh? O ſo komm, verkläre
All den dunklen eigenen Schmerz,
Fühle der Welt an das bange Herz!

O Vergänglichkeit mit den flieh'nden Lenzen,
Tränen kannſt du nur uns im Kelch kredenzen!
In den Kelch der ewigen Welt
Leben, die zitternde Träne, fällt!

Ich bekenne offen, daß ich dergleichen nicht für Poeſie halte, weder für lyriſche noch didaktiſche noch für ſonſt irgendwelche, wenn es auch im übrigen immerhin ein ‚Gedankenbild' ſein mag. — Es kommt hier zwar wenig darauf an, welches Urteil man über die Gottſchallſche Dichtung habe; aber im öffentlichen Intereſſe dürfte doch die Frage aufzuwerfen ſein, ob der, welcher dieſe ‚Träne' nicht nur gedichtet, ſondern ſogar in eine Muſterſammlung aufgenommen hat, legitimiert erſcheine, mit ſo lauter Stimme wie bisher auf allen literäriſchen Plätzen mitzureden."

Weshalb St. all dieſe in dieſen Notizen angeführten Gründe hintangeſetzt und eine öffentliche Antwort auf Gottſchalls Kritik in einer ſo abgeſchwächten Form wie „wenn irgendwo bei Gelegenheit ..." gegeben hat, läßt ſich aus den bisher gedruckten Briefen und auch aus den mir vorliegenden Maukes und Speckters nicht feſtſtellen. Auf dem Umſchlag einer Briefſammlung („Hausbuch-Korreſpondenzen, mit H. Speckter weſentlich") ſteht im Anſchluß an Gottſchalls Kritik die Bemerkung: „Ich will nicht darauf antworten; die Bücher und auch die Gedichte finden ſelber ihren Weg." — Vgl. Gr II, 165—67. Welche Beſprechung in der Wiener Preſſe von 1869 (?) auf S. 166 gemeint ſein kann, weiß ich nicht; die erſte Kuhſche in der Neuen Freien Preſſe erſchien 1871, die zweite 1875 in der Wiener Abendpoſt (Nr. 295, am 27. Dezember); die in der „Deutſchen Dichterhalle" (Red.: Oskar Blumenthal; V.: Hartknoch, Leipzig) veröffentlichte, kann vor 1872 nicht erſchienen ſein; ich habe ſie bisher nicht zu Geſicht bekommen.

S. 93. Hans Speckter. H. Sp. wurde am 27. Juli 1848 in Hamburg als Sohn des 1871 verſtorbenen Otto Speckter geboren. 1865 ging er aus der Sekunda der Gelehrtenſchule ab, um Maler zu werden. Er wurde zuerſt von den Freunden des Vaters, Louis Aſher und Martin Gensler, unterrichtet. Seit 1866 beſuchte er die Kunſtſchule in Weimar. 1870 kehrte er nach Hamburg zurück und brachte ſein erſtes größeres Bild, „Die Kinderſtube“, angefangen mit. Oktober 1871 diente er als Einjähriger. Oktober 1872 ging er nach München. In Hamburg arbeitete er dann die Illuſtrationen zu Storms „Hausbuch“; November 1875 bis Herbſt 1876 weilte er in Italien. Von dann ab in Hamburg. Er arbeitete u. a. 1881 den Vorhang für das Stadttheater, malte die Aula des Rauhen Hauſes (nach Kompoſitionen von Cornelius) aus und entwarf die Glasfenſter für die Räume des Vereins für Kunſt und Wiſſenſchaft in Hamburg. Außerdem war er ſchriftſtelleriſch und ſammleriſch tätig, er gründete ein Muſeum für Hamburgiſche Geſchichte. Nachdem er einem Nervenleiden verfallen war, ſtarb er am 29. Oktober 1888. — Er hat ſein Leben ſelbſt beſchrieben, vgl. die von Juſtus Brinckmann anläßlich einer Speckter-Ausſtellung veröffentlichte Autobiographie des Malers im „Hamburger Korreſpondenten“ 1889, Nr. 27, 48, 58, 62, 64. Ein Teil der Briefe Storms an Otto Speckter wurden von Dr. Roſa Schapire in den „Hamburger Nachrichten“ vom 15. Auguſt 1909 herausgegeben. (Ein Brief Storms an Otto Speckter vom 6. Oktober 1860 wurde im März 1913 in einer Autographenverſteigerung von Liepmannsſohn-Berlin verkauft.) Ein Teil der Briefe Storms an Hans Speckter wurde in der „Zeitſchrift für Bücherfreunde“ N. F. II, 1910, S. 39—49 veröffentlicht.

M. Solitaire.

Am 10. Oktober 1818 wurde **Woldemar Nürnberger**, der ſpäter unter dem Pſeudonym M. Solitar und M. Solitaire ſchrieb, zu Soran als Sohn des Mathematikers und Aſtronomen J. E. Nürnberger, der auch mit Erzählungen und Gedichten an die Öffentlichkeit trat, geboren. Seit 1838 ſtudierte er in Leipzig, Berlin und Halle Medizin und machte 1843 in Berlin ſein Staatsexamen. Während der Univerſitätszeit und ſpäter unternahm er große Reiſen durch Deutſchland, Holland, Schweiz, Iſtrien, Italien, Südfrankreich, Algier, Dann ließ er ſich als Arzt in Landsberg an der Warthe nieder. Dort ſtarb er am 17. April 1869. — **Seine Werke.** 1842: Joſephus Fauſt. Ein Gedicht. Berlin, Logier. — 1846: Die Erben von Schloß Sternenhorſt. Signor Satans erſte Liebe. Novelle. Landsberg, Volger u. Klein. — 1847: Joſephus Fauſt. 2. Ausg. ebenda. — Charitinnen. Phantaſieſtücke und Humoresken nebſt einem lyriſchen Album. Ebenda. — 1848: (Hilarius Bierfreund:) Auguſt oder der Bierwirt und Biertrinker, wie er ſein ſoll und muß. Ebenda. — 1848. Was erlebten wir in dieſem welterſchütternden Jahre ſchon alles und was können und werden wir noch alles erleben. Reflexionen über Revolution, Worte der Verſöhnung und Beruhigung und Hoffnungen auf die Zukunft. Ebenda. — 1851: Die beiden Finkenſtein. Luſtſpiel in einem Akt nach der Idee einer Chronik. Ebenda. — 1852: Bilder der Nacht. Gedichte. Ebenda. — 1853: Die Tragödie auf der Klippe. Ebenda. — 1854: Celeſtens Hochzeitsnacht. Ein ländliches Gemälde. Leipzig, Hinze (Matthes). — Die Fahrt zur Königin von Britannia. Theophraſtus Paracelſus ab Hohenheim. Fragmentariſch dargeſtellt (Novelle). Landsberg, Volger u. Klein. — 1855: Alte Bilder in neuem Rahmen. Phantaſie und Objekt im Reiſebilde. Aus meinem Wanderbuche. Ebenda. — 1856: Koralla. Eine humoriſtiſche Stadtgeſchichte. Leipzig, Matthes. — Dunkler Wald und gelbe Düne. Zwei Novellen. Ebenda. — Trauter Herd und fremde Woge. Seenovellen. Ebenda. — 1858: Das braune Buch. Novellen, Phantaſieſtücke und Hiſtorien. Leipzig, Hübner. — Erzählungen bei Nacht. Novellen. Leipzig, Matthes. — 1860: Erzählungen bei Licht. Leipzig, Hübner. — 1863: Diana Diaphana oder die Geſchichte des Alchymiſten Imbecill Kätzlein. Phantaſtiſcher Roman nach alter Chronika. Bd. 1—3. Nordhauſen, Büchting. — 1865: Erzählungen bei Mondenſchein. Leipzig, Matthes.

Solitaire gehört zu den völlig vergeſſenen Dichtern. Mit Unrecht, denn er iſt ein tiefer Dichter und in den meiſten ſeiner Erzählungen ein ſeinen Stoff meiſterhaft beherrſchender Künſtler. Ich denke dabei ganz beſonders an den großen phantaſtiſchen Roman „Diana Diaphana“, der mit bewunderungswürdiger Kraft und Schärfe im Charakteriſieren, mit einer Shakeſpeariſchen Freude am Urwüchſigen und mit der Feinheit des Seelenkenners Menſchenſchickſale in engſter Verbindung mit ihrer Zeit (Anfang des 16. Jahrhunderts) darſtellt: eine volle und reiche Dichtung, gewachſen aus märchenhafter Phantaſtik, groteskem Humor und lebensſatter Schwermut. — Über Solitaire vgl. Heinrich Kurz, „Geſchichte der deutſchen Literatur“ Bd. 4 (3. unveränd. Aufl. Leipzig, Teubner, 1874), beſonders S. 17a und 687a. Ob Kurz in früheren Auflagen Solitaire übergangen hat, weiß ich nicht, da ich nur die 3., wie auf dem Titelblatt ſteht „unveränderte“ Auflage in die Hände bekommen habe; ferner: Adolf Stern, „M. Solitaire, eine kritiſche Skizze.“ Leipzig 1865. Beſprechungen mehrfach in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“.

Vorrede von 1881.

Dieſe Vorrede hatte Storm für den 11. Band der Geſamtausgabe ſeiner Schriften geſchrieben, hat ſie aber auf Bitten ſeines Freundes Paul Heyſe, obgleich ſie ſchon im Korrekturdruck ſtand, zurückgezogen; vgl. Kl 114—15, 249—50. Auf dem einzigen, im Beſitze der Witwe Erich Schmidts befindlichen Druckexemplar dieſer Vorrede iſt von Erich Schmidts Hand mit Bleiſtift notiert: „Auf meine Bitte caſſirtes Vorwort Storms.“, was im Widerſpruch zu der Briefſtelle an Keller ſteht. — Die Vorrede umfaßt zwei Oktavblätter und iſt doppelſeitig gedruckt. Auf der erſten Seite befindet ſich der Weſtermannſche Verlagsſtempel mit dem Datum: 4. Juli 1881 (vermutlich dem Ausgangstermin). — Bei dem Huldigungsfeſt, das ihm die Berliner Künſtler und Schriftſteller im Mai 1884 gaben, iſt Storm in ſeiner Rede auf denſelben Stoff zurückgekommen; vgl. Kl 259—61. Ich möchte beſonders auf den Schluß der Vorrede hinweiſen, der als höchſten Geſichtspunkt für die Bewertung von Kunſtwerken die Dauer aufſtellt. Die Einführung dieſer — ich möchte ſagen — hiſtoriſch regiſtrierenden Betrachtungsweiſe, die an das Kunſtwerk letzthin einen Maßſtab legt, der mit dem inneren Wert der Schöpfung nichts mehr zu tun hat und ihn von unendlich vielen unwägbaren und zufälligen Ereigniſſen abhängig macht, iſt ſehr bemerkenswert, da Storm ſonſt dichteriſche Erzeugniſſe unter Ausſchaltung der Beachtung durch die Zeitgenoſſen oder deren Nachfahren nur von äſthetiſchen Grundſätzen geleitet zu betrachten pflegt; denn, wollten wir, was in dem Satz nicht ausgeſprochen iſt, unter Dauer nicht nur äußerliches Überliefertwerden, ſondern auch inneres, lebendiges Eigentumſein verſtehen, ſo ſtände dieſe Art der Bewertung doch im Widerſpruch mit der, welche Storm in allen ſeinen kritiſchen Arbeiten an den Tag gelegt hat.

Vorwort zur „Chronik der Familie Esmarch“.

Das Buch erſchien 1887 im Selbſtverlage der Verfaſſers, Ernſt Esmarch, damals Paſtor in Süderſtapel, jetzt in Altona. (Als Manuſkript gedruckt. Altona, Hammerich u. Leſſer. 4°. 100 S. und 2 Wappentafeln.) —

S. 96. Etatsrat: Karl Heinrich, geb. 1792 zu Holtenau, Sohn Chriſtian Hieronymus Esmarchs, des Hainbundmitgliedes. Seit 1809 ſtudierte er in Heidelberg Jura; wurde mit 21 Jahren zum Senator von der Stadt Kiel gewählt. Später trat er in den Staatsdienſt und wurde Etatsrat. 1850 mußte er die Heimat verlaſſen. „Schon ſeit Jahren war E. in der ſchleswigſchen Ständeverſammlung in die Reihen der entſchiedenen Vorkämpfer für die Landesrechte eingetreten. In das Frankfurter Parlament gewählt, hielt er zu den Überzeugungen, die damals in H. v. Gagern ihren Vertreter fanden. Bei der Wiederauslieferung der Herzogtümer ward E. mit 30 anderen Patrioten von der ‚Amneſtie‘ ausgeſchloſſen. König Friedrich Wilhelm IV. zog den Exilierten in den preußiſchen Staatsdienſt.“ Er ſtarb 1863 als Appellationsrat zu Frankfurt a. O. (Nach der biographiſchen Skizze ſeines Sohnes Karl in der Allgemeinen Deutſchen Biographie Bd. VI, S. 375. 1877), vgl. M 10—11, SW VIII, 178. — Bürgermeiſter: J. Ph. Ernſt E. (1794—1875) heiratete Elſabe Woldſen, die Schweſter der Mutter Storms.

S. 97. Renate, „Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit“ 1—3 von H. N. A. Jenſen, weiland Prediger in Boren († 1850), in Biernatzkis Volksbüchern 1850—1851. — Einzelheiten. Dieſe Bemerkung Storms bezieht ſich nach einer Mitteilung des Herrn Paſtor Esmarch an mich beſonders auf folgende Stellen der „Renate“ (SW V): „Gergeſener“ (S. 7), der Keller mit dem ſauern Biere und das Geſuch um Abhilfe (S. 29, 37),* die „Supplike“ an den Herzog (S. 37), „Reisbrei“ (S. 39), die letzte Predigt des erblindeten Großvaters (S. 61), das Wort der Mutter nach des Vaters Tode (S. 63).

Kulturhiſtoriſche Skizzen.

Dieſe Arbeit erſchien im Februar 1872 in Weſtermanns Illuſtrierten Deutſchen Monatsheften XXXI, S. 465—79 als ein Teil der „Zerſtreuten Kapitel“. — Nach der Unterſchrift einer Originalhandſchrift im weſentlichen im Okt. 1871 beendet.

---

* Wörtlich heißt es in dem Geſuche: „Von Mitten im Majo bis an Anfang Octobris habe kein friſch und kühl; ſondern nur ſaur Bier. Was mir das vor eine Plage geweſen, iſt Gott am beſten bekannt; wie viel auch in der Zeit von ſolchen Gaben Gottes salvo honore zum Schweinentrank hingießen laſſen, will mit Stillſchweigen ſeufzend vorbeygehen.“

I.

S. 101. Schinderknecht. Daß Storm am Ende ſeines Lebens wieder zu dem in dieſem Kapitel geſchilderten Stoffe griff, um ihn novelliſtiſch zu geſtalten, beweiſt das Cr II, 248 ff. aus dem Nachlaſſe des Dichters veröffentlichte Novellenfragment „Die Armeſünderglocke“. Auch da ſchildert er mit ähnlichen Worten den Scharfrichter, der durch die Straßen geht und ankündigt, daß morgen die Straße gefegt werden ſoll: „Als ſie in der Stadt und vor ihren Häuſern angelangt waren, kam ein Ruf von der Straße herauf. Ein Menſch in etwas wunderlicher Kleidung ſtand ſtill, machte einen Ausruf und hinkte weiter, um dasſelbe zu wiederholen.“ St. hat ſeine Anregung zu der letzten Novelle aus der „Sammelung einiger Huſumiſchen Nachrichten“ von J. Laß genommen. Auch zu dem vorliegenden kulturhiſtoriſchen Aufſatz muß man dieſe Annalen als Quelle heranziehen. Für die hier und in der „Armeſünderglocke“ ſkizzierte Tätigkeit des Scharfrichters kommt in Betracht L. II, 168: „d. 11 Dec. [1742] wurde dem Scharfrichter loco decreti bekannt gemachet | daß ihm zwar die Reinmachung derer Priveten beykähme | er ſich aber deshalben billig finden laſſen oder gewärtigen ſolle | wie der Magistratus ihme die Taxe anſetzen würde | 2) Daß es ihm nicht erlaubet werden könne Curen zu thun | 3) Daß er für Wegbringung todter Hunde | Katzen | Pferde etc. 4 ß à Stück haben ſolte | ihm 4) vi Resolut. Reg. 1726 … nicht mehr als was darinn bemercket pro executione gut gethan werden könnte | 5) Daß wenn die Bürger die Unreinigkeit von der Gaſſen | wenn geruffen worden | nicht wegſchaffen | ein jedes Hauß ihm 2 ß | eine Bude aber 1 ß geben ſollte.“

S. 102. Danckwart. Caſpar Danckwerth — ſo iſt die Schreibung — iſt nicht 1652, ſondern (L. I, 8) 1672 geſtorben. Storm verwechſelt ihn mit einem Huſumer Hauptpaſtor Petrus Danckwart, der 1652 ſtarb (Kr 188. L. I, 114). Sein Sterben war auch plötzlich — er wurde bei einem Leichenbegängnis vom Schlage gerührt ähnlich dem des Caſpar D. — Die Danckwerthe ſtammen aus Plön und Lütkenburg und haben Huſum mehrere Bürgermeiſter geſchenkt (Kr 150). Der hier gemeinte Caſpar iſt der Verfaſſer eines bedeutenden geographiſchen Werkes: „Newe Landesbeſchreibung der zwey Hertzogthümer Schleswich und Holſtein, zuſambt vielen dabey gehörigen Newen Land Carten … von [dem] Mathematico Johanne Mejero, Hus. Cimbro, Chorographico elaborirt, Durch Casparum Danckwerth D. zuſammengetragen und verfertigt, worin auch das Alte Teütſchland kürtzlich beſchrieben, mit begriffen iſt. Anno 1652.

Matthias et Nicolaus Petersen,* fratres, Aurifices Husumenses sculpserunt“ (301 S., Gr.-Fol. m. vielen Karten). — Vgl. Kr 258: „dem damahligen hieſigen Hn. Burgemeiſter, D. Caspare Danckwerthen … (deſſen … auch in meiner verdeutſchten Bibel-Hiſtorie, da er im Buch von Hiobs Creutz Cap. 31. in einer gewiſſen Bibel-Edition einen Druck-Fehler corrigiret, und noch, ehe ſolche Correctur trocken geworden, auf ſeinem Stuhl, vom Schlage gerühret, in GOtt ſeelig verſtorben, mit mehrem wird gedacht werden) …“ — J. M. Krafft hat viele Schriften verfaßt. Er war 1698 Kompaſtor in Süderſtapel, 1706 Paſtor in Sadersneben, 1709 Archidiakon in Huſum, 1712 Hauptpaſtor und Inſpektor, 1736 Konſiſtorialrat. Er ſtarb 1751. Vgl. I. III, 100. Er beſchreibt ſein Leben in der hier von St. genannten Schrift S. 209 ff. Die Geſchichte von dem teufelbeſeſſenen Studiosus Theologiae ſteht S. 215 ff.

S. 104. Bekennen muß ich: Dieſe Stelle iſt faſt wörtlich aus Kr 209. — Matthias Peterſen vgl. Kr 154: „da bekandtlich die ſogenannte Danckwerthiſche Holſteiniſche Chronica dergeſtalt verfertiget worden, daß, nebſt etlichen Charten von Alt-Deutſchland, man die gantze Hiſtoriſche Beſchreibung Herrn D. Caſpar Danckwerthen, … die Verfertigung aber aller übrigen Land-Charten unſerm Joh. Mejern, deren Kupffer-Stich aber zum Theil Chriſtian Lorentzen und Andreas Lorentzen, Rohrgießern, Gebrüdern … meiſtentheils aber Matthias (des denen Gelehrten bekandten Herrn Petri Goldſchmidts, letztlich geweſenen Superintendenten in Parchim Vater) und Nicolaus Peterſen, Goldſchmieden, ſehr geſchickten Brüdern und vortreflichen Künſtlern … zu dancken hat.“ — Goldſchmid war ſeit 1691 Pfarrer zu Sterup, 1707 iſt er Prediger zu Güſtrau (vgl. SW V, 54), ſeit 1709 Paſtor und Superintendent zu Parchim; er hat außer dem „Hölliſchen Morpheus“ noch eine ganze Reihe ähnlicher Schriften verfaßt, z. B. „Pauliniſches Hahnen-Geſchrey“; „Verworffener Hexen- und Zauber-Advocat“; „Tödtender Siren“. St. irrt, der „Höll. Morph.“ iſt ſchon 1698 bei G. Liebernickel in Hamburg herausgegeben, 1704 ſcheint er neu ediert zu ſein. Vgl. SW V, 38. — Balthaſar Bekkers Buch kam 1691 in Amſterdam heraus und wurde ſchon 1693 ins Deutſche überſetzt (Amſterdam: Daniel von Dahlen, auch Hamburg: Hertel). Der Titel lautet: „Die Bezauberte Welt: Oder Eine gründliche Unterſuchung Des Allgemeinen Aberglaubens | Betreffend | die Art und das Vermögen | Gewalt und Wirckung Des Satans und der böſen Geiſter über den Menſchen | Und was dieſe durch derſelben Krafft und Gemeinſchafft thun: So aus natürlicher Vernunfft und Hl. Schrifft in 4 Büchern zu bewehren ſich unternommen hat Balthaſar Bekker."

---

* Ihr Haus ſteht heute noch in Huſum, Markt Nr. 19.

S. 106. Was meine Ohren, Goldſchmid S. 365.

S. 108. Todtenlade vgl. Gr I, 161.

S. 109. 1692: Goldſchmid S. 367. — 1685: Goldſchmid S. 158.

S. 111. Bekker ſtarb 1698, nachdem ſein Buch vom Amſterdamer Konſiſtorium verdammt und gegen ihn ein Prozeß eingeleitet worden war, der ſeine Suspenſion und zuletzt ſeine Entſetzung durch eine Synode von Alkmaar zur Folge hatte (1692). Seine Anhängerſchaft an die Carteſianiſche Philoſophie hat er 1668 durch die „Admonitio sincera et candida de philosophia Cartesiana" dargetan. Stärkeren Anſtoß und die Beſchuldigung des Sozianismus riefen ſeine 1668 und 1670 herausgegebenen Katechismen „Geſneeden Broodt vor de Kriſten Kinderen" hervor. Bekker iſt ein Vorläufer des Rationalismus. — Zacharias Webber war ein Maler zu Amſterdam; er war Anhänger Bekkers und verteidigte ihn in mehreren Schriften. 1693 hatten J. v. d. Weyen und Joh. Winckler u. a. Bekker angegriffen, Webber wendet ſich gegen beide (1695) mit den Schriften „De waare Oorſpronck, Voort- en Ondergangh des Satans" und „Beſcheidene und gründliche Antwort auf Joh. Wincklers Predigt von der Verſuchung Chriſti."

S. 112. Thomaſius: gemeint iſt Chriſtian Thomaſius, der 1701 „Theses de crimine magiae" und deutſch 1703 „Lehrſätze von dem Laſter der Zauberey" (Leipzig, Emrich) herausgegeben hatte; vgl. SW V, 39.

II.

Margaretha Carſtens, vgl. I. 1, 1389. — Auguſt Gieſe, geb. 1620 zu Huſum, ſtud. ſeit 1637 in Königsberg und Helmſtedt, ſeit 1644 Gerichts-Sekretarius in Huſum. Er hat außer dem „Wehſchreyenden Stein" ebenfalls 1687 zu Hamburg einen „Spiegel des heutigen Chriſtentums ... zum Behueff der Gottes-Armen beſſerer Verpflegung" herausgegeben. Er ſtarb 1697. Vgl. Kr 256 ff; I. 4, 8.

S. 113. Beneke. Die 2. Auflage ſeines Buches erſchien 1889 in Berlin bei W. Hertz (Beſſerſche Buchh.). B. gibt als Anhang zu dem 9. Kapitel „Vom Scharfrichter und ſeinen Geſellen" (S. 162 bis 260) einen Abſchnitt „Der Wehe ſchreiende Stein Huſums" (S. 261 bis 274), in dem er aus dieſem ſeltenen Buche viele Stellen wörtlich anführt. — Gieſes übrige Schriften. Außer den obengenannten und vier kleinen Traktaten habe ich keine weitere gedruckte Schrift verzeichnet gefunden; 13 Manuſkript gebliebene werden außerdem von Krafft angeführt, die aber nicht moraliſierend zu ſein ſcheinen, da ſie zum Teil praktiſchen Zwecken dienen, zum Teil grammatiſch-philologiſchen Inhalt haben. Die von St. zitierten Stellen über ihn ſtammen aus Krafft.

S. 117. Cröchel. Joh. Croechelius wurde 1578 zu Lübeck geboren. Seit 1618 war er Pfarrer in Huſum. Er ſtarb 1652. Vgl. Kr 241 ff.

S. 122. Gersdorff. I. II, 90: „[1725] d. 29 wurde publiciret | daß die Todten keinesweges des Abends | ſondern des Tages begraben werden ſolten. Zu der Beerdigung des Herrn Amt-Manns Baron von Gersdorff Cammer Jungfer wurde die ganze Bürgerſchaft invitiret. Die Leiche wurde in hieſiger Capelle beygeſezet | nachdem der Verſtorbenen zuvor eine Leichen-Predigt gehalten worden.“ — Beerdigung der Scharfrichter. I. II, 53 Anm. e. „d. 6 Febr [1715] verſturbe der hieſige Scharfrichter Joachim Hinrich Möller, welcher darauf d. 16 ej. des Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr von unbekannten Leuten hingetragen und aufm Kloſter Kirchhoffe begraben wurde. Die Wittwe verlangte, daß die Handwercker ihn hintragen ſolten: allein ſelbige wolten nicht, theils weil ſie eine Herrſchaftl. Resolution de Gottorff d. 16 Marz 1706, vor ſich hatten, theils die Nachtwächters auch der alten Gewohnheit nach die Scharfrichters hinzutragen pflegten.“ I. II, 199. „Wegen Beerdigung des Scharf-Richters und des Abdeckers erfolgte die allerhöchſte Königl. Verordnung [1746] Daß ein Scharf-Richter und die ſeinige öffentl. nach dem in Anſehung anderer Eingeſeſſenen eingeführten Gebrauche zu beerdigen: Der Abdecker aber wo möglich durch andere Abdeckers oder wenn dieſe nicht zu erlangen | durch Taglöhner oder geringe Arbeits-Leute (welche desfals dazu entweder von dem Scharf-Richter oder ex aerario publico zu dingen | auch in ſo ferne ſie in der Güte ſich nicht dazu verſtehen wollen | durch Straf- und Zwangs-Mitteln anzuhalten) an einem etwas abgeſondertem Orte auf dem Kirch-Hofe bey Abends oder früher Morgens Zeit | zu begraben.“ Vgl. auch Beneke, S. 216 ff.

S. 124. Bezahlung des Scharfrichters: Bei Laß finden ſich einige Stellen, die von der Bezahlung, die der Scharfrichter für ſeine Dienſte erhielt, berichten; unter dieſen eine Beſtallung und ein Scharfrichter-Eid von 1630; I. II, 170 ff. — Laß berichtet auch noch über die Beſoldung in ſpäteren Zeiten (1711, 1743), I. II, 33, 170.

S. 125. Curen vgl. S. 235 und I. II, 34. „1712. Daß denen Scharfrichtern aber Kranckheiten zu curiren in Zukunfft gänzlich verbothen ſeyn ſolle | geruhete die Herrſchaft zu befehlen.“

S. 128. 1746 vgl. Bemerk. zu S. 122. — Dies ſcheint die letzte urkundliche Spur: vgl. Beneke S. 197: „Eine Fülle intereſſanter

Druckſchriften veranlaßte um 1766 ff. der Fall des Scharfrichterſohnes Joh. Michael Hoffmann, Dr. med. et chir., welchen das ärztliche Kollegium zu Frankfurt a. M. zu dortiger ärztlicher Praxis nicht zulaſſen wollte, obſchon der Rat ihm das Bürgerrecht erteilt hatte.“

S. 129. Mißglückte Hinrichtung. Vgl. Beneke, S. 184, 187, 205, 216, 254—55.

S. 130. 1572; vgl. L. I, 65. „Am Mitwochen nach Petri Ketten-Feuer wurde ein Verwalter von Ihro Hochfürſtl. Gnaden ſogenanntem Meyerhofe in Damkoog wegen begangener Untreue auf dem Weſter-Galgenberg bey ſeel. Bürgermeiſter Luthens Fiſchteich im Kuhſteig | zu oberſt in einem gedoppelten Galgen mit ſeinem Fuchspelze um aufgehangen.“ Vgl. Gr II, 249. Als Quelle zur „Armenſünderglocke“, die St. nach einem Briefe an E. Schmidt im Februar 1888 begonnen hatte, kann man mehrere Stellen aus Laß heranziehen. Einem Joh. Hinrich Armowitz wird 1729, da er „während ſeines Auffenthaltes zu Husum verſchiedene Proben | daß er ſeine Profession gar wohl verſtehe | und darin als ein tüchtiger Meiſter passiren könne, abgeleget“, das „special Privilegium auf das Glocken Gießen“ in den Herzogtümern Schleswig und Holſtein erteilt (L. II, 99, 100). St. erzählt von einer kleinen Glocke, die „gen Norden“ außerhalb des Turmes gehangen habe und eine Arbeit A.s ſei. Laß berichtet I, 37 ebenfalls von einer Glocke, die „auf der Norderſeite des Thurmes und zwar außerhalb angehenket“ ſei. Dieſe Glocke hing aber ſchon von 1589—1602 dort und wurde dann nach einem Brande in den neuen Turm hineingehängt. A. ſteht nur inſofern mit dieſer Glocke in Beziehung, als er ſie 1729, da ſie geborſten war, umgoß. Zu Gr II, 257 und 259 kann man L. III, 294 hinzuziehen: „[1755] Das Herſchaftl Edict ſo alhier im Monaht April publiciret wurde, befohl: daß die Weibes Bilder, welche ihre Kinder ermorden, nicht allein mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, ſondern auch ihre Köpfe auf einen Pfahl geſetzet, und deren Körper unter dem Galgen verſcharret werden ſollen“.

S. 132. Martinus Holmer aus Schleswig, 1652—53 Archidiakon, von 1653 Hauptpaſtor in Huſum; er ſtarb 1685. — Holmer ſchrieb außer der „Feuer-Predigt“ einige Schriften gegen die in Huſum und andern Orten manche Verwirrung verurſachende religiöſe Schwärmerin Antoinette Bourignon. Vgl. L. I, 10; Kr 203. — L. I, 129. „[1689] d. 27 April … Nachts um 11 Uhr ſchlug das Donner-Wetter in den hieſigen Thurm auf der Stadts-Kirche.“

S. 133. Pet. Bokelmann war 1552 bis zu ſeinem Tode 1576 Hauptpaſtor in Huſum (L. I, 10). Dieſelbe hier berichtete Anekdote aus der „Feuer-Predigt" Holmers (Vorrede pag. 9) erzählt auch Kr 129 zur Charakteriſierung der „großen Hertzhaſtigkeit und Freymüthigkeit" Bokelmanns. Kr 123 gibt ſein Geburtsjahr auf 1505, als ſeinen Geburtsort „die vornehme Stadt" Braunſchweig an. „Seine Mutter hieß Geſa, die Gott nachgehends als eine Witwe nebſt ihrer Tochter Anna bey ihrem Sohn allhier bis an ihr ſeeliges Ende, ſo 1543 erfolget, wohl verſorget. Dieſe war eine Leßin, Hans Leſſen und Eliſabeth Leſſen Tochter, beyde zu Braunſchweig [1532, 1533] geſtorben." Welche „Beziehung" St. im Sinne hat, weiß ich nicht. — Daß Bokelmann zu Wittenberg ſtudiert habe, erzählt K: 123–24: „So war unſer Petrus Bokelmann einer mit von denen allererſten Braunſchweigern, ſo auf Wittenberg, Lutherum und andere deſſen Collegen zu hören, ſich ungeſäumet begab."

S. 134. Wie es bei Krafft heißt: vgl. Kr 130. Hier wird auch der von Bokelmann ſelbſt verfaßte Grabſpruch angeführt, vgl. auch Gr I, 85. — Herman Taſten vgl. I, III, 9. „Er iſt alda in der Kirche vor dem Altar begraben. Man lieſet nicht nur auf dem Leichenſtein Anno Dom. 1551 den 11 Dag May ſtarf de würdige Herr Herman Taſt Karckherr in Huſem ſines Olders in dem 61 Jahre: Sondern man ſiehet auch darauf eine Hand, welche aus einem hagelnden Himmel nach einer aus der Erden aufſteigenden Dunſt oder Rauch taſtet." Vgl. auch Gr I, 85.

Nachgelaſſene Blätter.

Zuerſt gedruckt: Deutſche Rundſchau, herausgegeben von J. Rodenberg. Bd. 57, S. 341—46. Nov. 1888.* Als Anmerkung der Redaktion war dem Text beigegeben: „Es ſind die letzten Blätter von der Hand Theodor Storms, welche wir unſern Leſern hier darbieten: Anfänge einer Selbſtbiographie, welche zu vollenden dem Dichter nicht mehr vergönnt war." Dieſe „Nachgelaſſenen Blätter" ſind vermehrt durch das, was die Tochter des Dichters uns in dem Lebensbild ihres Vaters ergänzend mitgeteilt hat: vgl. Gr I, 32—33, 35—37, 44—45. Ein kleiner Teil der hier wiedergedruckten Aufzeichnungen ſindet ſich auch Gr I, 159. — Gr II, 241 datiert die Niederſchrift in das Jahr 1888; Storm hat damit aber ſchon viel früher begonnen: ſchon am 20. September 1880 ſchrieb er an Erich Schmidt, daß er die Aufzeichnungen aus der Jugend wieder aufgenommen habe. — Über das Biographiſche dieſer zwei kleinen Kapitel vgl. Gr I

---

* Den entſtellenden Druckfehler „ſiebenundſiebzigſten" habe ich berichtigt.

Paul Schütze. Vgl. über ihn Sch XI—XII. — Schon vor der großen Arbeit über Storm hatte Schütze kleinere Aufſätze über ihn in der Kieler Zeitung veröffentlicht; ſo einen Feſtartikel zum 69. Geburtstage des Dichters am 14. Sept. 1886 über „Ein Liederbuch dreier Freunde“, ferner in einer Aufſatzreihe „Bilder aus der ſchleswig-holſteiniſchen Literaturgeſchichte“ zwei Artikel über „Storm'ſche Novellenmotive“ (aus denen ich u. a. die Nachricht entnahm, daß die Novelle „Hans und Heinz Kirch“ auch im Feuilleton der Kieler Zeitung gedruckt worden iſt), endlich zwei Beſprechungen unter den Titeln „Storms Novelle ‚Schweigen‘“ und „Storms neueſte Novellen“ [über ‚John Riew‘ u. ‚Ein Feſt auf Haderslevhuus‘]. Alle dieſe Arbeiten ſprechen nicht allein von der Liebe des jungen Literarhiſtorikers zu Storm, ſondern behandeln die beſprochenen Novellen von literaturgeſchichtlichen Geſichtspunkten, indem ſie auf Entſtehung, Form uſw. eingehen; daß dabei die Entſtehungsgeſchichte der Novelle „Hans und Heinz Kirch“ unrichtig gegeben wird, ſei erwähnt. Sch 262 findet ſich die falſche Auffaſſung nicht mehr. — Wir wiſſen, daß Schütze beabſichtigt hatte, bei der Feier des ſiebzigſten Geburtstages in Kiel die Feſtrede zu halten, daß plötzliche Erkrankung ihn daran hinderte, ſo daß Alfred Bieſe die Rede aus dem Konzepte Schützes vorleſen mußte. Schon in einem Briefe (vom 20. Sept. 1886) an Erich Schmidt, in dem er anfragte, ob E. Schmidt für den Feſttag eine größere Arbeit über Storm vorbereite, hatte er einen vollſtändigen Plan für die Feier entworfen und dem „brennenden Wunſche, ſelbſt der Redner zu ſein“, Ausdruck gegeben. — Zu einem kleinen Feſtblatte, daß Guſtav Brandt am 14. Sept. 1887 herausgab, hat Schütze auch einige poetiſche Gaben beigeſteuert, wenn anders die Anfangsbuchſtaben P. S. auf ihn zu deuten ſind: „Du ſahſt mich an mit deinen Märchenaugen“ (Gedicht) und „Die Märchenlampe. Eine Mondſcheinphantaſie“ (Proſaſkizze). Zwei Tage nach der Feier, am 16. Sept. 1887, ſtarb er an einem erneuten Blutſturz. G. Hoffmann widmete ihm in der „Kleinen Kieler Zeitung“ am 20. Sept. einen Nachruf.

S. 144. Fachwerkgebäu. Die Form „Gebäu“ iſt bei Storm vielfach zu finden; ſchon in dem in Biernatzkis Volksbuch 1846 veröffentlichten Gedicht „Der Bau der Kirche St. Marien zu Lübeck“ findet ſich das Wort „Prachtgebäu“; ferner SW V 14, 27.

Ergänzung zu S. 193. Von Storm ſtammen ferner 1846: Die Sage von Graf Ottos Horn (vgl. Gr I, 143). — 1849: „Weshalb ſie den Nachtwächter nicht begraben wollten“ (vgl. Huſumer Nachrichten 18. u. 25. März 1899. „St. als Humoriſt“).

Regiſter.

(Die Zahlen bedeuten die Seiten.)

Ahlefeldt, Eliſa v. 85, 202.
Alexis, Willibald 48, 175.
„Argo“ 66, 67, 70, 182.
Armowitz, J. H. 239.
Arnim, L. A. v. 48—50, 52, 82, 152, 174, 175, 202.
Aſton, Luiſe 157.
Arem, Titus 116.
Bächtold, J. 160.
Bäſecke, G. 153.
Bartels, Ad. 179.
Bechſtein, L. 151.
Bekker, Balth. 106 A., 111 2, 236 7.
Benecke, O. 113, 237.
Bieſe, A. 241.
Binder, H. 149, 153.
Birch, Ch. 150.
Bötticher, G. 196.
Bokelmann, Petr. 133, 239—40.
Brandt, Guſtav 241.
Brentano, Cl. 48, 50, 82, 174 5.
Brinckmann, Juſtus 231.
Buchmann, R. 153.
Büchner, Georg 152, 223, 226.
Bürger, G. A. 65, 66, 80, 201.
Burckhardt, J. 158.
Chamiſſo, A. v. 83.
Claudius, M. 37, 80, 81, 85, 88 9, 201, 216 7, 222.
Cröſchel, J. 117, 238.
Danckwert, Petr. 235.
Danckwerth, Caſp. 102, 104, 235 6.
Dingelſtedt, F. 84, 90, 202.
Dohm, E. 157.
Drewes, Leberecht 180.
Eggers, Fr. 157 9, 164, 174, 190.
—, Karl 160.
Eichendorff, J. Frhr. v. 37, 83, 178, 202.
Eichentopf, H. 153.
Erk, Ludw. 48 9, 174 5.
Esmarch, Ch. Hier. 234.
—, Ernſt 96, 233 4.
—, J. Ph. Ernſt 95, 234.
—, Karl 234.
—, K. Heinr. 96, 234.
Falk, J. D. 216.
Fechner, J. Th. 223.
Ferrand (E. Schulz) 202 3.
Feuchtersleben, E. Frhr. v. 175.
Fontane, Th. 61—71, 152, 179—191, 203; Balladen 65 f., 182; Gedichte 62 f., 180; Männer und Helden 67, 182; Novellen 70, 182; Roſamunde 69, 182; Überſetzungen 67, 182.
Fouqué, F. Baron de la Motte 215.
Freiligrath, F. 160, 221.
Gardthauſen, G. 216.
Geibel, E. 37, 41, 42, 158, 161, 164, 165, 169, 218.
Gerhard, Paul 89.
Gieſe, Aug. 113, 122, 237 8.
Gleim, L. 81.

Göckingk, L. F. G. v. 81, 201.
Gödeke, K. 36, 41, 91, 161, 165, 214.
Goethe, J. W. v. 36/7, 50, 80, 81, 83, 86, 88/9, 92, 161, 175/6, 214/7.
Goldſchmidt, Petr. 106, 108, 236.
Gottſchall, Rud. 157, 173, 219—22, 224, 226—30.
Grimm, Wilh. 52, 176.
Groth, Kl. 52/3, 93, 150, 176/9.
Günther, J. Ch. 37, 78, 80.
Hainbund 79, 95, 234.
Halm, Fr. 36, 160.
Hanſſen, P. 156.
Hartmann, Mor. 221, 228.
Hebbel, Fr. 86, 203, 214, 227.
Heine, H. 50, 56/7, 83, 90/1, 177/8, 187/8, 202.
Herrmann, W. 193.
Heyſe, P. 158, 177, 233.
Hölderlin, Fr. 178, 224.
Hölty, L. H. 37, 81, 85.
Hoffmann, E. Th. A. 5, 152/3.
Hoffmann, G. 241.
Hoffmann, J. M. 239.
Holmer, M. 132, 230, 240.
Hub, Ign. 91.
Jacobi, J. G. 81.
Jenſen, H. N. A. 97, 234.
Iffland, A. W. 95.
Immermann, K. 85, 202.
Jung-Stilling, J. H. 108.
Käſeberg, H. 203.
Keck, H. 185 A.
Keller, G. 233.
Kerner, J. 215.
Kette, H. 58—61, 179.
Klopſtock, F. G. 80, 221.
Kniſchke, E. 91.
Koſſak, E. 157.
Kotzebue, A. v. 95.
Krafft, J. M. 102, 134, 236, 238, 240.
Kugler, Fr. 66, 157/8, 164.
Kuh, Emil 165, 219, 222/5, 227, 230.
Kurz, H. 92/3, 232.
Laß, J. 112, 235.
Lenau, N. 188.
Leppmann, F. 153.
Lehin, Geſa 133, 240.
Lingg, H. 221.
Löwenſtein, R. 157.
Luther, Martin 133, 240.
Lyſer, J. P. 151, 193.
Marnix v. Sint-Aldegonde, Ph. 175.
Matthiſſon, F. v. 93.
Meißner, A. 84, 91, 218/9, 221.
Mörike, Ed. 37, 56, 89, 142, 154, 184, 187, 202.
Mommſen, Theod. 192, 203.
Mühlner, W. 152, 196.
Müllenhoff, K. 52, 153/4, 176, 192, 193.
Müller, Wilh. 188.
Niendorf, M. A. 35—40, 159, 160.
Novalis 93.
Nürnberger, J. E. 231.
Opitz, Mart. 49, 175.
Poetel, E. 138.
Peterſen, Matth. 104, 236.
—, Nikol. 236.
Pfeffel, K. G. 49, 175.
Pitrou, R. 154.
Platen, A. Graf v. 56/7, 177/8, 198, 224.
Polko, Eliſe 228.
Preller, R. H. 46—48, 164, 170, 223.
Prutz, R. 188.

Riſt, J. 49, 175.
Rodenberg, J. 41—46, 164—70, 182.
Röſe, F. 157/8.
—, F. A. 158.
Romantiker 81.
Roquette, O. 169.
Rückert, Fr. 84, 90, 188.
„Rütli" 157.
Rutori, A. 157.
Sand, George 17.
St.-Jürgen-Stift 133.
Schapire, Roſa 231.
Scharfrichter:
  Möller, J. H. 128.
  Müller, A. 123.
  —, M. A. 115.
  —, M. Ph. 115.
Scharfrichterakten 123.
Schaſler, M. 157.
Scherer, Georg 92.
Schiller, Fr. v. 62, 65, 92, 221, 224, 227.
Schlegel, Fr. 202.
Schloſſer, J. C. 106 A.
Schmidt, Eliſe 152.
—, Erich 152/3, 165, 177, 233, 239—41.
Schmidt v. Werneuchen, J. W. A. 95, 214, 223.
Schütze, Paul 138, 241.
Simrock, K. 49, 175.
Solitaire, M. 93/4, 231/3.
Speckter, Hans, 203, 225/6, 231.
—, Otto 231.
Stein, Charl. v. 36, 161.
Stern, Ad. 92, 233.
Storm, Vorfahren mütterlicherſeits 137 ff.; väterlicherſeits 142 ff.
—, Johann Kaſimir 96, 145.
—, Hans, Onkel Th. St.s 146.
Storm, Theodor:
  Am Kamin 1—32, 151—57.
  Aquis submersus 222.
  Armeſünderglocke 215, 230.
  Auf dem Staatshofe 155.
  Der kleine Häwelmann 197.
  Ein Feſt auf Haderslevhuus 241.
  Ein ſtiller Muſikant 157.
  Fiedellieder 191.
  Hausbuch 85—94, 100, 174, 176/7, 203—33.
  Immenſee 186, 189, 193, 197, 219.
  Im Saal 193, 196.
  Im Sonnenſchein 190.
  John Riew 241.
  Liebeslieder 78—85, 174, 197—203.
  Liederbuch dreier Freunde 241.
  Märchen 193—96.
  Marthe und ihre Uhr 197.
  Poſthuma 197.
  Renate 97, 234.
  Schleswig-Holſteiniſche Sagen 75/8, 191/6.
  Schweigen 241.
  Sommergeſchichten 78, 186, 186/7.
  Viola tricolor 191.
  Volksglauben i. kath. Deutſchland 151.
  Wenn die Äpfel reif ſind 219.
  Zerſtreute Kapitel 99—135, 234—40.
Storm, Th., Arbeiten über St. ſ. Böſecke, Binder, Böttcher, Brandt, Bachmann, Eichentopf, Fontane, Gottſchall, Groth, Hanſſen, Hebbel, Herrmann, Keck, Kuh, Leppmann, Mühlner, Pitrou, Schapire, Er. Schmidt, Schütze, Tobſen, Waſimsky.

Strachwitz, M. Graf v. 65.
Taſt, Herman 134, 240.
Thomaſius, Ch. 112, 237.
Tieck, J. L. 82, 154, 156, 201.
Todſen, H. 196.
Traun, J. v. d. 193.
Tſcherning, A. 175.
„Tunnel über der Spree“ 157, 179, 182.
Uhland, L. 37, 66 7, 83, 90, 188, 202
Ulrich, Titus 157.
Varnhagen von Enſe, K. A. 164.
—, Rahel 16.
Veith, Dorothea 82, 202.
Vla-imsky, J. 193.
Volksbücher (Biernatzki) 191 3, 234, 241.
Voß, J. H. 86, 96, 214.
Wackernagel, W. 91.
Webber, Joch. 111, 237.
Weyen, J. v. d. 237.
Widmann, Ad. 158.
Winckler, Joh. 237.
Woldſen, Elſabe 96, 141, 234.
—, Friedrich 138.
Woldſen, Lucie 96, 141.
—, Magdal. geb. Jebberſen 140 1.
—, Simon 140.
Wolff, O. L. B. 91.
Wunderhorn, Des Knaben 48—52, 82, 174 6, 201.
Zeitſchriften:
  Bazar 156.
  Blätter f. liter. Unterhalt. 219, 220, 222 A, 228, 233.
  Deutſche Rundſchau 164, 2[illegible].
  Deutſches Muſeum 160, 181.
  Deutſche Wochenſchrift 165.
  Gartenlaube 151.
  Grenzboten 196.
  Litteraturblatt 157, 159, 161, 173 4, 176, 179, 180, 196.
  Salon 164.
  Viktoria 151.
  Weſtermanns Monatshefte 151, 179, 234.
Zeitungen:
  Wiener Merkur 179.
  Kieler Zeitung 241.
  Tägliche Rundſchau 151.

Druckfehler:

S. 36, 41 Göderke für Gödecke.
S. 81 Göchingk für Göching.
S. 112 Bekker für Becker.

Theodor Storm Sämtliche Werke

Neue wohlfeile Ausgabe

Fünf Bände gebunden mit ungekürztem Inhalt
zum Preiſe von nur 15 Mark

Unter den literariſchen Zeitgaben, die ſich in der deutſchen Familie ſeit langem Heimatsrecht erworben haben, gebührt dieſer neuen Ausgabe von Theodor Storms Werken der erſte Platz. Die bekannte Zeitſchrift „Über Land und Meer“ ſchreibt: „Dieſe neue, billige Geſamtausgabe bedeutet für die Verbreitung Storms eine ganz neue Stufe und muß geradezu als eine Großtat deutſcher literariſcher Kultur bezeichnet werden.“ Dieſe neue wohlfeile Ausgabe iſt aber nur ungeteilt in fünf Bänden erhältlich.

Klaus Groths Brautbriefe

Herausgegeben von Prof. Hermann Krumm
Mit einem Bildnis und dem Fakſimile eines Gedichtes

In Leinwand gebunden 5 Mark

Es ſind die ſchönſten, gefühlsinnigſten Liebesbriefe, in denen ſich ein ebenſo zart beſaiteter, feinſinniger Dichtergeiſt offenbart wie in Groths engerem Heimatsgenoſſen Theodor Storm.

Neues Frauenleben.

Ein rechtes Jugendbuch

Pole Poppenſpäler

Eine Erzählung von Theodor Storm
Mit einem Begleitwort für Eltern u. Erzieher von H. Wolgaſt

Kartoniert 50 Pfennig, elegant gebunden 1 Mark

Über dieſes Buch gibt es nur eine Meinung: daß es eine der beſten Jugendſchriften ſei, die wir beſitzen. Dieſe rührende Geſchichte des Kinderlebens, geſchöpft aus dem tiefſten Brunnen des Kinderherzens.

Verlag von George Weſtermann
Braunſchweig und Berlin

Profeſſor Dr. Eduard Engel:

Goethe

Der Mann und das Werk

Mit 32 Bildniſſen, 8 Abbildungen und 12 Handſchriften

**Dauerhaft und elegant in Ganzleinen gebunden 10 Mark,
in Halbleder gebunden 12 Mark**

Die Preſſe hat Engels großes Goethewerk gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen mit lebhafter Freude und übereinſtimmender Zuſtimmung begrüßt, ja es geradezu als das in ſeiner Art beſte Buch bezeichnet, das bis jetzt über Goethe erſchienen iſt.

Profeſſor Dr. Eduard Engel:

Deutſche Meiſterproſa

Eine Ausleſe von Muſterſtücken deutſchen Stils

Mit dem Bildnis Leſſings und 8 handſchriftlichen Leſeſtücken

In elegantem Geſchenkband 5 Mark

Man möchte das Buch namentlich in den Händen der heranwachſenden Jugend wiſſen, deren Schriftſprache, noch in der Bildung begriffen, von dem Beiſpiel der Meiſter deutſcher Proſa fördernde Beeinfluſſung erfahren kann.
Deutscher Reichsanzeiger.

Sonnenſtrahlen

Schöne Gedichte für kleine Großſtadtkinder

Zu ihrer Freude im Haus und in der Schule

Geſammelt und herausgegeben von
Ad. tum Suden, Hamburg

Preis in hübſchem Kartonband 30 Pfennig

Verlag von George Weſtermann
Braunſchweig und Berlin

Hausbuch

aus

deutſchen Dichtern ſeit Claudius.

Hausbuch

aus

deutſchen Dichtern ſeit Claudius

Eine kritiſche Anthologie

von

Theodor Storm

> Die lyriſche Empfindung, weil ſie auf eigner Hand
> leben, muß ſehr ſtark ſein. E. Kuh.

Erſte illuſtrirte Ausgabe

Mit Holzſchnitten nach Original-Zeichnungen

von

Hans Speckter

ausgeführt von H. Kaeſeberg

Leipzig
Wilhelm Mauke
1875.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

H
12

Zentralbibliothek der deutschen Klassiker
Nationale Forschungs- und Gedenkstätten
Weimar

Vorwort.

Das vorliegende Buch iſt eine Recapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung, zunächſt dem Wunſche entſprungen, für mich und die Meinigen aus den neueren deutſchen Dichtungen geringeren Umfangs das zuſammenzuſtellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine beſondere Theilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben iſt, daß ich jezuweilen dahin zurückgekehrt bin.

Es iſt dies nicht immer das Schöne, ſondern ebenſo ſehr das Charakteriſtiſche, das Häßliche nicht ausgeſchloſſen, wo es ſich, wie z. B. in Hebbels, übrigens auch durch eine mächtige Naturſtimmung getragenem, „Haideknaben" durch lebendige Geſtaltung ein Recht zur Exiſtenz erworben hat, es iſt zwiſchenein auch wohl das Hausbackene, ſofern darin ein warmes Stück Menſchenleben und dann gelegentlich und wie von ſelbſt auch ein Stück Poeſie zum Vorſchein kommt, wie das in einzelnen Idyllen von Voß und in den Gedichten des alten Paſtors von Werneuchen der Fall iſt, für welchen Letzteren ich eine gewiſſe heimliche Liebe nicht ſowohl trotz, ſondern vielmehr urkundlich jener anmuthigen Parodie* mit unſerm Altmeiſter Goethe zu theilen glaube; — es iſt ferner, wenn auch vorzugsweiſe, ſo doch nicht allein das in der Ausführung Makelloſe, ſondern auch das, wo die zwingende Gewalt des Ganzen die einzelnen Mängel derſelben vergeſſen läßt; endlich ſind es nicht gerade die Behandlungen großer Stoffe, zumal nicht jene aus mythologiſchen, hiſtoriſchen oder ethnographiſchen Studien zuſammengearbeiteten Dichtungen, in denen wir zwar die Größe des Wollens — auch wohl des Anſpruchs — nicht verkennen können, die aber wegen der unzulänglichen Zeugungskraft ihrer Verfaſſer dennoch todtgeborene Dinge bleiben; ſondern es ſind lieber ſolche, in denen der wenn auch weniger große Stoff „mit urkräftigem Behagen" zur Erſcheinung kommt. Da das Buch einen rein kritiſchen Standpunkt einnimmt, ſo waren von vorn herein alle Gedichte ausgeſchloſſen, welche die Bedeutung, die ihnen etwa zuzugeſtehen iſt, nicht in, ſondern neben ſich haben, ſomit alle, welche nur in Bezug auf die Entwicklung unſerer Literatur oder als Illuſtrationen, ſei es zur allgemeinen Geſchichte oder zu der Biographie ihrer Verfaſſer, eine ſolche in Anſpruch nehmen können.

---

* Das Gedicht: „Muſen und Grazien der Mark".

Die Phraſe wird hoffentlich in dieſem Buche keine Stätte gefunden haben, mindeſtens im Weſentlichen nicht, wie ich Vorſichtshalber hinzuſetzen möchte, denn was wäre durchweg frei von dieſer weltbeherrſchenden Krankheit!

Fragt man nun aber, woher bei der Fluth von Anthologieen auch noch dieſe ſich das Recht nimmt, in die Welt zu treten, ſo erwidere ich Folgendes:

Obgleich ſich Niemand davon frei ſprechen dürfte, daß er nicht einmal vorübergehend oder im Einzelnen auch dem Unberechtigten einen Platz eingeräumt hätte, ſo ſcheint mir doch in faſt allen Anthologieen, ſo weit ſie mir vor Augen gekommen ſind, die Mittelmäßigkeit einen unverhältnißmäßigen Raum einzunehmen. Zwar iſt in der Poeſie — vielleicht in jeder Kunſt — die Fähigkeit des Urtheilens kaum weniger ſelten, als die des Schaffens; allein auch wo die Auswahl vorausſetzlich von nicht unbefugter Hand herrührt, pflegt es damit nicht beſſer zu ſtehen. — Die Urſache hiervon dürfte, abgeſehen von einem Streben nach äußerer Vollſtändigkeit, zum Theil in der Macht des Erfolges zu ſuchen ſein.

Jede Literatur-Epoche wird bekanntlich von einer Schaar von Anempfindern und Nachahmern begleitet, welche, ſo lange dieſelbe dauert, gleich den Grillen im Sommer nach Kräften in dem großen Concerte mitſingen, um dann mit ihrem Ende ſpurlos zu verſchwinden. Ebenſo iſt es aber eine gleicherweiſe alte und neue Erfahrung, daß manche dieſer Mitſänger, während ihr Sommer dauert, ein Publikum, ja oft ein größeres als die echten Sangesmeiſter finden und ſo ihre vorübergehende Exiſtenz durch eine Reihe von Auflagen zu documentiren vermögen. — Von dieſem Punkte ſcheint mir der mechaniſche Druck auszugehen, durch welchen, zum nicht geringen Verderb, gerade die am meiſten in den Familien eingebürgerten Sammlungen* mit jenen farbloſen Verſificationen angefüllt ſind, von denen aus jedem mäßigen Gefühl ein Dutzend gemünzt werden könnte, gegen die ſich aber freilich nichts einwenden läßt, als daß ſie eben nichts bedeuten. — Dem entgegen zu treten, ſoll dieſes Buch einen Verſuch machen.

Die Sammlung beginnt mit Claudius, der in einer Zeit, wo ſowohl die poetiſche, als die muſikaliſche Lyrik in Deutſchland ſich in conventionelle Thee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerſt den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Natur-Empfindung wiederfand, der, bevor ein ſolcher Ton von Goethe laut geworden, ſein Neujahrslied anhub:

---

* Ich ſpreche nicht von denen, die literarhiſtoriſche Zwecke verfolgen, aber von den zum Schulgebrauch beſtimmten Sammlungen.

„Es war noch frühe Dämmerung
Mit ſeinem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genug,
Sich durch den Wald zu finden;
Der Morgenſtern ſtand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Stillen an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.“

und ſein von Naturgefühl getränktes keuſches „Wiegenlied beim Mondſchein“ gedichtet hatte, das dieſes Buch der Vergeſſenheit zu entreißen ſucht*.

Zur näheren Verdeutlichung des Geſichtspunktes, von welchem aus die vorliegende Sammlung entſtanden iſt, ſei es mir verſtattet, noch einige Bemerkungen vorauszuſchicken.

Wie ich in der Muſik hören und empfinden, in den bildenden Künſten ſchauen und empfinden will, ſo will ich in der Poeſie, wo möglich, alles Drei zugleich.

Von einem Kunſtwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erſt durch die Vermittelung des Denkens berührt werden; am vollendetſten erſcheint mir daher das Gedicht, deſſen Wirkung zunächſt eine ſinnliche iſt, aus der ſich dann die geiſtige von ſelbſt ergiebt, wie aus der Blüthe die Frucht. — Der bedeutendſte Gedankengehalt aber, und ſei er in den wohlgebauteſten Verſen eingeſchloſſen, hat in der Poeſie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantaſie des Dichters ſeinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und wo möglich körperliche Geſtalt gewonnen hat. — An ſolchen todten Schätzen ſind wir überreich.

Die Lyrik insbeſondere anlangend, ſo iſt nach meiner Kenntniß unſerer Literatur, die Kunſt „zu ſagen, was ich leide“, nur Wenigen, und ſelbſt den Meiſtern nur in ſeltenen Augenblicken gegeben. Der Grund iſt leicht erkennbar.

Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier beſonders ſcharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange ſchon ein falſcher oder pulsloſer Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerſtören kann; dieſe Worte müſſen auch durch die rythmiſche Bewegung und die Klangfarbe des Verſes gleichſam in Muſik geſetzt und ſolcherweiſe wieder in die Empfindung aufgelöſt ſein, aus der ſie entſprungen ſind; in ſeiner Wirkung ſoll das lyriſche Gedicht dem Leſer —

---

* Die Scala reicht freilich noch tiefer „Fülleſt wieder Buſch und Thal“ (Goethe), „Der Mond iſt aufgegangen“ (Claudius), „Nun ruhen alle Wälder“ (Paul Gerhard).

man geſtattе den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlöſung, oder mindeſtens eine Genugthuung gewähren, die er ſich ſelbſt nicht hätte geben können, ſei es nun, daß es unſre Anſchauung und Empfindung in ungeahnter Weiſe erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duſt und Dämmer in uns lag, in überraſchender Klarheit erſcheinen läßt.

Am ärmſten ſcheint mir unſre patriotiſche und ſogenannte politiſche Lyrik. So unzweifelhaft es iſt, daß das Leben in Staat und Gemeinde ein ebenſo berechtigter Gegenſtand für die menſchliche Empfindung und daher für die Lyrik iſt, als das Einzel- oder Familienleben, ſo iſt es hier, wie in der Natur dieſer poesis militans liegt, doch weit ſeltener gelungen, den Stoff von dem Boden der bloßen Wirklichkeit abzulöſen und andrerſeits ſich nicht an rhetoriſcher Phraſe und Bildermacherei genügen zu laſſen. So kommt, um Beiſpiele anzuführen, Uhland's „Wenn jetzt ein Geiſt herniederſtiege" — abgeſehen von dem ſelten ſchönen Anfang und Ende — kaum über eine poetiſch gefärbte Kammerrede hinaus; ſo iſt neuerdings von den vielen Gedichten für meine Heimath Schleswig-Holſtein auch nicht eins zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangt.

Wenn wir auch, was Dingelſtedt in Bezug auf die Zeit nach Uhland, Rückert und Heine in ſeiner Gedichtſammlung von 1858 ausgeſprochen,

„Die Lyrik, unſer alter Stolz und Halt,
Wird nicht mehr jung, die jüngſte niemals alt."

nicht mögen gelten laſſen, ſondern ſogar durch dieſe Sammlung zu widerlegen hoffen, ſo iſt doch nichts unrichtiger, als die von A. Meißner aufgeſtellte Parallele:

„Im Gartenteich wird nie ein Schiffer ſcheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen."

Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu verſetzen, ſo gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muſcheln haben Perlen.

Heine ſagt ſehr richtig: „Ein Lied iſt das Kriterium der Urſprünglichkeit." Die meiſten unſerer ſogenannten Dichter aber ſind ihrem eigentlichen Weſen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetiſchem Anſtrich und der lyriſchen Kunſt ſo gut wie ganz unmächtig.

Die Auswahl ſelbſt anlangend, ſo iſt ſie bei den älteren Dichtern, deren Werke jetzt in Aller Händen ſind, eine verhältnißmäßig beſchränktere, bei einigen wenig bekannten dagegen, auf welche dieſes Buch aufmerkſam zu machen wünſcht, eine verhältnißmäßig weitere. Wo die Faſſung von den bisherigen Drucken abweicht, beruht dieß auf handſchriftlicher Aenderung der Verfaſſer*. Was ich von Eigenem beifügen zu müſſen gemeint habe, möge ſeinen Platz zwiſchen dem Uebrigen ſelbſt zu behaupten ſuchen.

---

* Dieß gilt auch von der dritten Auflage.

Bei der Reviſion der Sammlung ſind an literarhiſtoriſchen Werken von mir benutzt: Deutſches Leſebuch von W. Wackernagel, Thl. 2; Elf Bücher deutſcher Dichtung von Karl Gödeke; Deutſchlands Dichter von 1813 bis 1843 von demſelben; poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volkes von O. L. B. Wolff; die Deutſchen Dichter der Neuzeit von Ignaz Hub; Deutſche Lyriker ſeit 1850 von E. Kneſchke; Geſchichte der deutſchen Literatur von Heinrich Kurz; von den vorhandenen Anthologieen insbeſondre: Deutſcher Dichterwald von Georg Scherer, welche in Betreff der lebenden Dichter auch als Selbſtanthologie der Verfaſſer ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen kann.

Möge nun dies Buch dazu helfen, eines Theils auch dem größeren Publicum einen Maaßſtab für poetiſche Leiſtungen in die Hand zu geben; andern Theils diejenigen mit unſerer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheure Wuſt des Nichtigen von dieſer Dichtungsart zurück geſchreckt hat; und möge endlich nicht verkannt werden, daß wie die Arbeit, ſo auch das Verdienſt dieſes Buches, inſoweit es ein ſolches beanſpruchen kann, zum großen Theil in dem zu ſuchen iſt, was daſſelbe nicht enthält.

Huſum, 7. Juni 1870.

Th. St.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die gegenwärtige Auflage des Hausbuches erſcheint, einzelne Einſchränkungen und Zuſätze abgerechnet, im Weſentlichen unverändert, nur iſt diesmal, da deren Werke ſich in faſt Aller Handen befinden, auf eine Auswahl aus den Gedichten Goethe's und Schiller's Verzicht geleiſtet, um dadurch Raum für weniger Bekanntes zu finden — Wenn irgendwo bei Gelegenheit der erſten Auflage bemerkt wurde, daß bedeutende Dichter ausgelaſſen ſeien, ſo iſt dieß inſofern richtig, als unter den älteren einzelne Dichter von einer gewiſſen literargeſchichtlichen Bedeutung, welche letztere jedoch bei dem Plan der Sammlung nicht entſcheidend ſein konnte, in dieſelbe nicht aufgenommen wurden. So u. A. die weichlichen Geſänge des Novalis; ſo Matthiſſon, deſſen Dichtweiſe überdieß beſſer durch den ihm verwandten Salis vertreten wird, bei welchem das Landſchaftsbild doch nicht ſo ganz in einzelnen kleinen Anſchauungen auseinander brockelt.

Die Ausſtattung anlangend, ſo iſt dieſer Auflage durch die Fürſorge der Verlagshandlung ein künſtleriſcher Schmuck beigegeben, der hoffentlich dem jungen Meiſter, dem älteſten Sohne des trefflichen Zeichners der Hey'ſchen Kinderfabeln und des Groth'ſchen Quickborn, eine freudige Anerkennung einbringen und dem Hausbuche noch manche weitere Thür erſchließen wird.

Huſum, im Juni 1875.

Th. St.

Inhalt.

Seite

Alexis, Wilibald.

Friedericus Rex 198

Arndt, Ernſt Moritz.

Vaterlandslied 56
Marienwürmchen 57
Klage um den kleinen Jacob . . . 58
Ballade 59

Arnim, Achim von.

Goldne Wiegen ſchwingen 84
Mondenſchein 84
Die freie Nacht iſt aufgegangen . 85
Die arme Schönheit 86

Beucke, Otto.

Der Schnitter 331
Aus: Ein Jahres- und Menſchenleben 331

Bodenſtedt, Friedrich.

Und ſteigen auch in der Jahre Lauf 384
Aus dem Feuerquell des Weines 384
Höre, was der Volksmund ſpricht 385
Als ich ſang: Seid fröhlich mit den Frohen 385

Bornemann, Joh. Wilhelm.

Winters Afgang 55

Blomberg, Hugo Freiherr von.

Rococo 409
Nächtliche Wanderung 411

Brentano, Clemens.

Der Spinnerin Lied 81
Nach Sevilla 82
Wenn ich ein Bettelmann wär' . 82
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du 83

Seite

Bürger, Gottfried Auguſt.

Lenore 18
Das Lied vom braven Mann . . 23
Troſt 27
Die Eſel und die Nachtigallen . . 27
An das Herz 27

Chamiſſo, Adalbert von.

Schloß Boncourt 97
Salas y Gomez 98
Die alte Waſchfrau 107
Der Bettler und ſein Hund . . . 108
Der alte Sänger 110

Chriſten, Ada.

Mein letzter Stern ging unter . . 460
Wiedervereinigung 460
Am Teich 461
Es pfeift der Wind ſein froſtig Lied 462
Ueber meinem Lager hängt 462

Claudius, Matthias.

Ich wüßte nicht warum 1
Wiegenlied 2
Fritze 2
Die Mutter bei der Wiege 3
Nach der Krankheit 3
Wächter und Bürgermeiſter 4
Auf den Tod der Kaiſerin 4
Goliath und David 5
Serenata im Walde zu ſingen . . 7
Bei dem Grabe meines Vaters . 8
Bekränzt mit Laub 9
Der Mond iſt aufgegangen 10

Daumer, Georg Friedrich.

Aus der Vorrede 236

Seite

Daumer, Georg Friedrich.
Sieh', es iſt Meſſiashauch . . . 237
Enthalte dich der Nüchternheit . . 237
Bezähme die Begier 239
Meine Verſe hab' ich immer . . . 239
Es iſt ein Stern vom erhabenen
Himmel gefallen 240
Aus dem hohen Lied 240

Delius, Nicolaus.
Camoens 343

Dethleffs, Sophie.
Trennte Göder 313

Dingelſtedt, Franz.
Sieh ihn durch die Wolken ſtreichen 350

Dreves, Lebrecht.
Auf den Bergen die Burgen . . . 364

Droſte-Hülshoff, Annette Freiin von.
Im Mooſe 200
Des alten Pfarrers Woche 201
Aus: die Krähen 209

Eggers, Friedrich.
De Gaſt 396

Eichendorff, Joſeph Freiherr von.
Schläft ein Lied in allen Dingen 131
Laue Luft kommt blau gefloſſen 132
Ueber'm Garten durch die Lüfte 132
Wer ſteht hier draußen? 132
Die Höh'n und Wälder ſchon ſteigen 132
Möcht wiſſen was ſie ſchlagen . . 133
Aus der Heimath hinter den Blitzen
roth 134
Es rauſchen die Wipfel und ſchauern 134
In einem kühlen Grunde 184
O wunderbares tiefes Schweigen 135
Vergangen iſt der lichte Tag . . . 135
Nach Süden nun ſich lenken . . . 136
Der Wald, der Wald, daß Gott
ihn grün erhalt 137
Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen . 138
Der Schatzgräber 139
Die Zeit geht ſchnell 139
Götterdämmerung 140
Im Alter 142

Endrulat, Bernhard.
Was iſt das Glück 444

Seite

Falk, Joh. Daniel.
Die drei Knaben im Walde . . . 60

Ferrand, Eduard.
Wir ſtanden vor einem Grabe . . 344
Begegnung 345
Hier ruht in Gott 345

Feuchtersleben, Ernſt Freih. von.
Es iſt beſtimmt in Gottes Rath . 305

Fontane, Theodor.
Monmouth 399
Archibald Douglas 400
Die arme Elſe 401

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte.
Thurmwächterlied 79
Wenn Alles eben käme 80

Frankl, Ludwig Auguſt.
Der Wald von Gainfarn 316

Freiligrath, Ferdinand.
Geſicht des Reiſenden 320
Die Auswanderer 322
Da ſchwimmt allein auf dem ſtil-
len Meer 323
„Prinz Eugen, der edle Ritter“ . 324
Eine Geuſenwacht 325
Ich ſchritt allein hinab den Rhein 326

Gaudy, Franz Freiherr von.
Des Hageſtolzen Geburtstag . . . 234

Gardthauſen, Guſtav.
Der Herbſt iſt da 306

Geibel, Emanuel.
Julin 351
Herbſtlich ſonnige Tage 352
Volkers Nachtgeſang 353
Durch tiefe Nacht 354
Eutin 354

Gilm, Hermann von.
Iſt das bald 330
Allerſeelen 330

Glasbrenner, Adolf.
Das Poſthorn ſchmettert 318
Dieſer Mann mit wicht'ger Miene 318

Grimm, Herman.
Die Schlange 431

Seite

Groſſe, Julius.
Sehnſucht, auf den Knieen 441
Ein altes Pärchen 442
Bruder Steffen 442

Groth, Klaus.
Min Platz vær dær 386
Dat Moor 387
Dagdeef 387
De Mæl 388
He ſä mi ſo vel 388
Vær Dær 389
Ol Büſum 389
Hans Iwer 390
Na'n buten 391

Grün, Anaſtaſius.
Sankt Hilarion 296

Hamerling, Robert.
Nächtliches Ungewitter 453

Hammer, Julius.
Stör' nicht den Traum der Kinder 319

Hartmann, Moritz.
Die 150 Huſaren 414

Hauff, Wilhelm.
Reiters Morgengeſang 260

Hebel, Joh. Peter.
Der Karfunkel 36
Sonntagsfrühe 43
Die Ueberraſchung im Garten . . 44
Agatha an der Bahre ihres Pathen 46

Hebbel, Friedrich.
Aus der Kindheit 334
Meiſenglück 335
Sommerbild 336
Herbſtbild 336
Dämmerempfindung 336
Haideknabe 337
Großmutter 340
Spuck 340
Das Haus am Meer 341
Süße Täuſchung 342

Heine, Heinrich.
Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne 220
Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten 221
Im Rhein, im heiligen Strome . 221
Ein Jüngling liebt ein Mädchen 221
Wir ſaßen am Fiſcherhauſe . . . 222
Das Meer erglänzte weit hinaus 222
Es ragt in's Meer der Runenſtein 222
Durch den Wald im Mondenſchein 223
In meiner Erinnerung erblühen 223
Am fernem Horizonte 223
Die Grenadiere 224
Autodafe 225
Begegnung 226
Ritter Olaf 226
König Harald Harfagar 228
Schlachtfeld bei Haſtings 229
Nachtgedanken 231
Frau Sorge 232
Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht 233

Herder, Joh. Gottfried von.
Elvershöh 12
Erlkönigs Töchter 14
Edward 15

Herwegh, Georg.
Die bange Nacht iſt nun herum . 365
Hölderlin 366
Auf dem Berge 366

Heyſe, Paul.
Die Schlange 445
Das Thal des Eſpingo 448
Ueber ein Stündlein 450
Drunten auf der Gaſſen 451

Hoffmann, Auguſt Heinrich (von Fallersleben).
Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief . 218

Hölderlin, Friedrich.
An die Parzen 63
Hyperions Schickſalslied 64
Der Abſchied 64
Die Heimath 65
Die Kürze 66
Heidelberg 67
Ehemals und jetzt 68
Abendphantaſie 68

Hölty, Ludewig Heinrich.
Wer wollte ſich mit Grillen plagen 28
Auftrag 29

Hopfen, Hans.
Hörbar und faulen Ganges ſchleicht die Zeit 455

Seite

Hopfen, Hans.
Zuweilen iſt es mir, als hört . . 456

Jenſen, Wilhelm.
Am erſten Sarge 457

Immermann, Karl.
Könnt' ich ſie einmal treffen an . 181
Ach die Welt wird immer enger 182
Ich habe beſucht die waldige Haide 182
Triſtan und Iſolde 183

Kaufmann, Alexander.
Idyll 412

Keller, Gottfried.
Im Wald 393
Winternacht 394
Jung gewohnt, alt gethan 394

Kerner, Juſtinus.
Weiß nicht, woher ich bin gekommen 120
Ein Alphorn hör' ich ſchallen . . 120
Alte Heimath 121
Der todte Müller 121
Aerztliche Runde 121
An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes 122
Mild weht die Luft 122
Der Wandrer in der Sägemühle 123
Das treue Roß 123
Sankt Elsbeth 124

Kobell, Franz von.
Koa Troſt 264
Der Nußbecher 265

Körner, Theodor.
Lützow's wilde Jagd 165

Kopiſch, Auguſt.
Der Nöck 216
Der Trompeter 218
Blücher am Rhein 219
Hiſtorie von Noah 219

Kugler, Franz Theodor.
An der Saale hellem Strande . . 312

Kurtz, Hermann.
Laßt mich von hinnen 347
Auf der Mühle 348
Aus der Heimath 348
Nachlaß 349

Seite

Lenau, Nicolaus.
Weil' auf mir, du dunkles Auge 248
Trüben geht die Sonne ſcheiden . 249
Trübe wird's, die Wolken jagen . 249
Auf geheimem Waldespfade . . . 249
Sonnenuntergang 249
Auf dem Teich, dem regungsloſen 250
Heſperus der blaſſe Funken . . . 250
Ich wand're fort in's ferne Land 251
Dieſe Roſe pflück' ich dir 251
Der offne Schrank 251
Der Poſtillion 252
Die drei Zigeuner 254
Sahſt du ein Glück vorübergehn 254

Lepel, Bernhard von.
Das Fragment der Pſyche 374

Lingg, Hermann.
Hochſommer 403
Eismeer 403
Immer leiſer wird mein Schlummer 404
An meine pompejaniſche Lampe . 405
Mittagszauber 406
Kürzeſte Nacht 406
Homer 407

Marr, Friedrich.
Frühlingsblätter 452

Meinhold, Wilhelm.
Der Kraken 193
Der Wurm am Meere 197

Meißner, Alfred.
In Verona 421

Merkel, Wilhelm von.
An meinem Geburtstage 266
Ruhe 267

Mises.
Der Mäuſehimmel 244
Die Begegnung 245
Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock 246
Für's Tiſchlein ein Wiſchlein . . 246

Moſen, Julius.
Der Trompeter an der Katzbach . 261
Andreas Hofer 262
Es grünet ein Nußbaum 263

Mörike, Eduard.
Nachts 272

Seite

Mörike, Eduard.

Schön-Rohtraut 273
Früh, wann die Hähne krähn . . 274
Roſenzeit, wie ſchnell vorbei . . . 274
Früh im Wagen 275
Die Soldatenbraut 275
Peregrina 276
An meinen Vetter 277
Ach nur einmal noch im Leben . 278
Reſtauration 279
Der alte Thurmhahn 280
Loſe Waare 289
Denk es, o Seele 289
Erinna an Sappho 290

Müller, Wilhelm.

Mit der Fiedel auf dem Rücken 176
Ich bin der letzte Gaſt im Haus 177
Ich hört ein Bächlein rauſchen . 178
Eine Mühle ſeh' ich blinken . . . 179
War es alſo gemeint 179
Hätt ich tauſend Arme zu rühren 179
Was vermeid ich denn die Wege 180
Auf einen Todtenacker 180

Pfau, Ludwig.

O Blätter, dürre Blätter 417
Der Todesengel ſingt 418

Pfizer, Guſtav.

Die Sommergeiſter 311

Platen, Auguſt Graf von.

Ich möchte gern mich frei bewahren 188
Der alte Gondolier 189
Venedig 189
Im Waſſer wogt die Lilie 190
Wohl mir, es heilte die liebende
Hand mich 191
Es liegt an eines Menſchen Schmerz 192

Preller, Carl Heinrich.

Genrebild 430

Prutz, Robert Ernſt.

Von der Pumpe, die nicht mehr
hat piepen wollen 358
Wo ſind die Lerchen hingeflogen 363

Reinick, Robert.

Der Bleicherin Nachtlied 292
Wie iſt doch die Erde ſo ſchön,
ſo ſchön 298

Seite

Reinick, Robert.

Blauer Montag 293

Rückert, Friedrich.

Das eine Lied 143
Aus der Jugendzeit 144
Das verſunkene Dorf 145
Der fehlende Schöppe 146
Einſt hab ich Märchen zum Einſchläfern dir geſungen 147
Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt 147
Böſer Wunſch aus Liebe 148
Er iſt gekommen 149
O ihr Herren, o ihr werthen . . 149
Sie ſah den Liebſten ſchweigend an 149
Tritt herein 150
Ich bin auf ihrem Wege der Staub 151
Wie ſich Schatten dehnen 151
Du biſt die Ruh' 152
Lachens und Weinens Grund . . 152
Eine Neige Wein 153
Auf der Stelle, wo ſie ſaß . . . 153
Herz, nun ſo alt und noch immer
nicht klug 153
Wiegenlied 154
Die ſterbende Blume 155
Parabel 156
Chidher 158
(Der Perlenkranz) 160
(Des Königs Denkmal) 161
(Die Sterne) 162

Salis, Johann Gaudenz Freiherr von.

Wenn der Abend kühl und labend 47
Wann der Abend ſich ſenkt . . . 48

Schefer, Leopold.

Aus dem Laienbrevier 112
Der alte Bettelmann 113
In Engürü 114
Die Braut des Nebenbuhlers . . 115
Die drei Weltwunder 117
Aus: die Dankſagung für das Leben 118

Scheffel, Joſeph Victor.

Aus der Vorrede 425
Fingerhut 425
Dörpertanzweiſe 427
Die Fahndung 428

Seite

Schelling, Fried. Wilh. Joſeph.
Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning 72

Schenkendorf, Max von.
Andreas Hofer 111

Scherenberg, Chriſtian Friedrich.
Es ſchlief ein Reiter mit ſeinem Roß 214

Scherer, Georg.
Hedwig 424

Schmidt, F. W. A. (von Werneuchen).
Bald 50
An Herrn Prediger C. H. Schulze 51
An denſelben 53

Schnezler, Auguſt.
Die verlaſſene Mühle 314

Schöll, Adolph.
Der Pilot 294

Schults, Adolph.
Wenig, wenig begehr ich im Leben 408

Schwab, Guſtav.
Johannes Kant 167
Das Gewitter 170
Der Reiter am Bodenſee 171
Der Gant 174

Seeger, Ludwig.
Es iſt ein hergebrachtes Ding 329

Simrock, Karl.
Die Eichenſaat 255

Solitaire, M.
Micha 379
Reflexe der Schwermuth 382

Stolberg, Fried. Leopold Graf zu.
Süße heilige Natur 30

Storm, Theodor.
Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen 368
Klingt im Wind ein Wiegenlied 368
Heute, nur heute 369
Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub 369
Meeresſtrand 369

Seite

Storm, Theodor.
Einer Todten 370
Von Katzen 370
So komme, was da kommen mag 371
Abſchied 372

Strachwitz, Moritz Graf von.
Mein altes Roß 119

Tieck, Ludwig.
Feldeinwärts flog ein Vögelein 70
Geſang des Vogels aus dem „Blonden Eckbert“ 71
Chor aus „Kaiſer Octavianus“ 71

Traun, Julius von der.
Jägermeiſter Hackelberg 376
Schmerz 378

Uhland, Ludwig.
O ſanfter ſüßer Hauch 126
Die linden Lüfte ſind erwacht 127
O legt mich nicht in's dunkle Grab 127
Süßer goldner Frühlingstag 127
Saatengrün, Veilchenduft 127
Lebewohl, lebewohl mein Lieb 127
So ſoll ich nun dich meiden 127
Noch ahnt man kaum der Sonne Licht 128
So hab ich nun die Stadt verlaſſen 128
Bei einem Wirthe wundermild 128
O brich nicht Steg 128
Seid gegrüßt mit Frühlingswonne 129
Brautgeſang 129
Der gute Kamerad 129
Die verſunkene Krone 130
Die Kapelle 130

Vogl, Joh. Nepomuk.
Heinrich der Vogler 258
Das Erkennen 259

Volkslieder, aus dem „Wunderhorn“ und ſpäteren Sammlungen.
Wenn ich ein Vöglein wär 87
So viel Stern am Himmel ſtehen 87
Morgen muß ich fort von hier 88
Zum Sterben bin ich verliebet in dich 89

Seite

Volkslieder, aus dem „Wunderhorn“ und ſpäteren Sammlungen.

Wenn i zum Brünnle geh' . . . 89
Du wirſt mir's ja nit übel nehma 90
Ich armes Käuzlein kleine . . . 90
Mein Vater hat geſagt 91
I hatt nu mei Trutſchel 91
Die junge Schnur und die alte Schwieger 92
Prinz Eugen 93
Die Ammen-Uhr 94
Die Nonne 95

Seite

Voß, Joh. Heinrich.

Der ſiebenzigſte Geburtstag 31
Des Jahres letzte Stunde 35

Wackernagel, Wilhelm.

Zart Iron und Iſold: 301
Ein Tropfen fällt 303
Junker Durſt 303

Welcker, Philipp Heinrich.

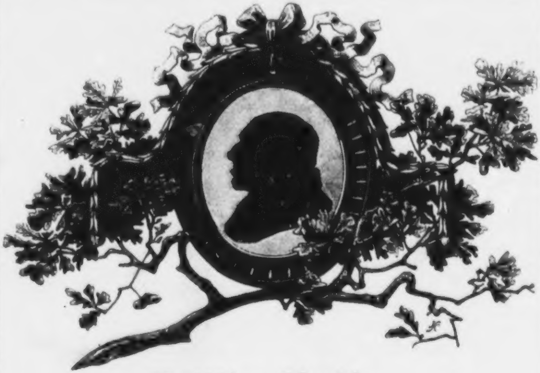
Die Singdroſſel 242

Zedlitz, Joh. Chriſt. Freih. von.

Die nächtliche Heerſchau 163
An Grillparzer 164

Berichtigungen:

S. 210 Z. 13 iſt ſtatt Jeder zu leſen: Feder.
S. 213 lies: Fallersleben in Hannover.
S. 220. Die Ueberſchrift: „Aus dem Buch der Lieder (1827)“ muß wegbleiben.
S. 341. Das Gedicht heißt: Das Haus am Meer.



Matthias Claudius,

geb. am 15. Auguſt 1740 zu Reinfeld in Holſtein, ſtudirte in Jena anfänglich Theologie, dann juriſtiſche und Kameralwiſſenſchaften, ließ ſich 1770 in Wandsbeck nieder, wo er mit C. C. C. Bode die Wochenſchrift den „Wandsbecker Boten“ herausgab, ging 1776 als Oberlandcommiſſär nach Darmſtadt, wovon er 1777 nach Wandsbeck zurückkehrte. Hier lebte er, ſeit 1788 als Reviſor bei der ſchleswig-holſteiniſchen Bank in Altona, bis 1814, wo er nach Hamburg in das Haus ſeines Schwiegerſohnes, des Buchhändlers Perthes überſiedelte. Er ſtarb dort am 21. Januar 1815.

Ich wüßte nicht warum?

Den griechiſchen Geſang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit einer Naſe zur Welt.
Was kümmert mich ihre Cultur?
Ich laſſe ſie halter dabei,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebroch'ner Schrei
Trifft tiefer als die feinſte Melodei.
— — — — — — — —

Wiegenlied bei Mondſchein zu ſingen.

So ſchlafe nun, du Kleine!
Was weineſt du?
Sanft iſt im Mondenſcheine,
Und ſüß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geſchwinder
Und ſonder Müh';
Der Mond freut ſich der Kinder,
Und liebet ſie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr!
Gießt freundlich ſchöne Gaben
Von oben her

Auf ſie aus, wenn ſie ſaugen,
Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt iſt er wie ein Rabe,
Sieht manches Land;
Mein Vater hat als Knabe
Ihn ſchon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter mal
Mit ihm von mir geſprochen;
Sie ſaß im Thal

In einer Abendſtunde,
Den Buſen bloß,
Ich lag mit offnem Munde
In ihrem Schooß.

Sie ſah mich an, für Freude
Ein Thränchen lief;
Der Mond beſchien uns beide,
Ich lag und ſchlief;

Da ſprach ſie: „Mond, o! ſcheine,
„Ich hab ſie lieb,
„Schein Glück für meine Kleine!"
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er.

Und denkt nun immer wieder
An dieſen Blick,
Und ſcheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er ſchien mir unterm Kranze
In's Brautgeſicht,
Und bei dem Ehrentanze;
Du warſt noch nicht.

Fritze.

Nun mag ich auch nicht länger leben,
Verhaßt iſt mir des Tages Licht,
Denn ſie hat Franze Kuchen gegeben,
Mir aber nicht.

Die Mutter bei der Wiege.

Schlaf ſüßer Knabe, ſüß und mild,
  Du deines Vaters Ebenbild!
Das biſt du, zwar dein Vater ſpricht,
  Du habeſt ſeine Naſe nicht.

Nur eben itzo war er hier
  Und ſah dir in's Geſicht,
Und ſprach: Viel hat er zwar von mir,
  Doch meine Naſe nicht.

Mich dünkt es ſelbſt, ſie iſt zu klein,
  Doch muß es ſeine Naſe ſein;
Denn wenn's nicht ſeine Naſe wär',
  Wo hätt'ſt du denn die Naſe her?

Schlaf, Knabe, was dein Vater ſpricht,
  Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer ſeine Naſe nicht,
  Und habe nur ſein Herz;

Nach der Krankheit.

1777.

Ich lag und ſchlief; da fiel ein böſes Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und ſtach mir in die Bruſt und nach dem Rücken über,
Und wüthete faſt ſehr.

Es ſprachen Troſt, die um mein Bette ſaßen;
Lieb' Weibel grämte ſich,
Ging auf und ab, wollt' ſich nicht tröſten laſſen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain. „Lieb' Weib, mußt nicht ſo grämen,
Ich bring' ihn ſanft zur Ruh':"
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sei mir willkommen, ſei geſegnet, Lieber!
Weil du ſo lächelſt; doch,
Doch, guter Hain, hör' an, darfſt du vorüber,
So geh' und laß mich noch!

„Biſt bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb' alſo wohl, und bis auf Wiederſehen!"
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie ſoll' ich Gott nicht loben!
Die Erde iſt ſo ſchön,
Iſt herrlich doch wie ſeine Himmel oben,
Und luſtig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wieder kommſt, ſpät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

Auf den Tod der Kaiſerin.

Sie machte Frieden! das iſt mein Gedicht.
War ihres Volkes Luſt und ihres Volkes Segen,
Und ging getroſt und voller Zuverſicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welterobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden! das iſt mein Gedicht.

Wächter und Bürgermeiſter.

In einer Stadt ein Wächter war,
Wo? hab' ich nicht gefunden,
Der blies da ſchon manch' liebes Jahr
Des Nachts und rief die Stunden;
Und zwar war das ſein Methodus:
Er that das Horn auf's Maul und blies,
Und denn pflegt' er zu ſagen:
Das Klock hat zehn geſchlagen.

Einmal nun, eh' er ſich's verſah,
War Wipp, der Rathhausdiener, da:
Gleich Marſch zum Bürgermeiſter!
„Was ruft er denn ſo falſch und dumm?
Der Klock heißt's, Bärenhäuter!
Denn Klock iſt genris masculum;
So ruf' er alſo weiter!"
Ihr Excellenz und Hochgeborn
Hat in der Stadt zu ſchalten,
Sonſt hätt' ich wohl ein Wort verlorn:
Der Klock reimt nicht zu meinem Horn;
Drum will ich das Klock halten.

„Er will nach einer ſolchen That
Noch wider den Hochweiſen Rath
Ein Wort und Obſtat wagen?
Im Namen unſrer guten Stadt:
Will er bald der Klock ſagen?
Das genus hat er uns verhunzt,
All' unſre Ehr' zerreißt er!
Meint er, man trägt das Schwerdt umſonſt?
Ich ſchätze Wiſſenſchaft und Kunſt:
Und bringt mich da in ſolche Brunſt" —
Der Klock, Herr Bürgermeiſter!

Die Geſchichte von Goliath und David, in Reime gebracht.

1.

War einſt ein Rieſe Goliath
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Treſſen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und Alles ſo nach advenant.

2

An ſeinen Schnurrbart ſah man nur
Mit Grauſen und mit Graus,
Und dabei ſah er von Natur
Pur wie der — aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß ſchier als ein Weberbaum.

3.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entſetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn,
Gab jedem einen Rippenſtoß,
Und flunkerte und prahlte groß.

4.

So kam er alle Tage her,
Und ſprach Iſrael Hohn.
„Wer iſt der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei Vater oder Sohn,
Er komme her, der Lumpenhund,
Ich bax'n nieder auf den Grund.“

5.

Da kam in ſeinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als ſeinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und ſprach: „Du haſt viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her.“

6.

Und damit ſchleudert' er auf ihn
Und traf die Stirne gar.
Da fiel der große Eſel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

* * *

Trau nicht auf deinen Treſſenhut,
Noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut:
Das lern' vom langen Mann,
Und von dem Kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten ſoll.

Serenata im Walde zu ſingen.

Solo.

Wenn hier nur kahler Boden wär',
Wo itzt die Bäume ſtehn,
Das wäre doch, bei meiner Ehr'!
Ihr Herrn, nicht halb ſo ſchön.

Denn wäre um uns her kein Baum,
Und über uns kein Zweig,
Denn wäre hier ein kahler Raum
Und ich marſchirte gleich.

So bin ich wie ein Fiſch im Meer
Und bleibe gerne hier.
Vivant die Bäume um uns her:
Der Zweig hier über mir!

A due voci.

Und zählen kann ein Menſch ſie nicht,
Sind ihrer gar zu viel;
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

A tre voci.

Und jeder ſteht ſo ſtolz und kühn,
Und ſtreckt ſich hoch hinan,
Dünkt ſich, die Stelle ſei für ihn,
Und thut ſehr wohl daran.

Recitativo.

Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;

Fugato.

Da pflanzen denn, die Läng' und Breit'
Die klug- und weiſen Herrn

In eine lange Reihe hin
Gar künſtlich Baum und Strauch;
Und meinen denn in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

Recitativo.

Noch kommt ihr Gärtner Lobeſan,
Den ſie zu ha'n geruhn,
Und ſchneidet mit der Scheere d'ran,
Wie Schneidermeiſter thun.

Tutti.

Jedoch ihr Wald iſt Schneiderſcherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb Natur!

Tutti—mal.
Und nicht das große volle Herz;
Von Mutterleib Natur,
Iſt purer puter Schneiderſcherz,
Trägt nur der Scheere Spur.*

Choral.
Hoch ſitzt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür,
Die Fürſten ſitzen auf dem Thron,
Und wir, wir ſitzen hier,

Auf bloßer Erde, feucht und kalt
Und wir, wir ſitzen hier,
Und freun uns über dieſen Wald,
Und danken Gott dafür.

---

* Jemand unſer lieber Vetter nennt es puren Schneiderſcherz;

Goethe

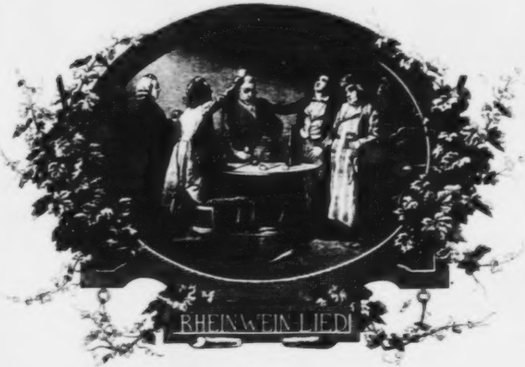
Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede ſei um dieſen Grabſtein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entſchlief, ſie gruben ihn hier ein.
Leiſer, ſüßer Troſt, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um ſein Gebein!

Bis ihn Jeſus Chriſtus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.



Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Iſt ſolch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmannſch ſpricht,
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein ſich holen,
Wir holen ihn dort nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel, wäre ſtille
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächſt nicht überall im deutſchen Reiche,
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Creter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein;
Iſt's aber nicht. Man kann dabei nicht ſingen,
Dabei nicht fröhlich ſein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboldkuchen
Und etwas Lauſegold.

Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben,
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich ſein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar,
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr der Tage Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel,
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte,
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein.

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unſer Herr und Gott!

So legt euch denn ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder,
Kalt iſt der Abendhauch
Verſchon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig ſchlafen!
Und unſern kranken Nachbar auch!

◆

Johann Gottfried von Herder.

geb. 25. Auguſt 1744 zu Mohrungen, geſt. 18. Decbr. 1803 als General-Superintendent zu Weimar.

— Stimmen der Völker in Liedern. —

Elvershöh.

Ein Zauberlied.

Däniſch.

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh',
Mein' Augen begannen zu ſinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n ſchön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die Eine, die ſtrich mein weißes Kinn,
Die Andere liſpelt in's Ohr mir:
Steh' auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!

Steh' auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfrau'n ſoll'n dir Lieder ſingen,
Die ſchönſten Lieder zu hören.

Die Eine begann zu ſingen ein Lied,
Die Schönſte aller Schönen;
Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den Zaubertönen.

Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Stand ſtill und horchte fühlend,
Die Fiſchlein ſchwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden ſpielend;

Die Fiſchlein all' in heller Fluth,
Sie ſcherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Hain,
Sie hüpften und zirpten Lieder.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willſt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien ſchreiben.

Wir woll'n dich lehren, den wilden Aar
Zu binden mit Wort und Zeichen,
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor dir fliehn und weichen.“

Sie tanzten hin, ſie tanzten her,
Zu buhlen ihr Herz begehrte.
Der muntre Jüngling, er ſaß da,
Geſtützt auf ſeinem Schwerte.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willſt du nicht mit uns ſprechen,
So reißen wir dir, mit Meſſer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen.“

Und da, mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär' ſonſt blieben auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfrau'n ſchön.

Drum rath' ich jedem Jüngling an,
Der zieht nach Hofe fein,
Er ſetze ſich nicht auf Elvershöh,
Allda zu ſchlummern ein.

Erlkönigs Tochter.

Däniſch.

Herr Oluf reitet ſpät und weit,
Zu bieten auf ſeine Hochzeitsleut';

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilſt von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag.“

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güld'ne Sporen ſchenk' ich dir.

Ein Hemd von Seide ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenſchein.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag.“

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenk' ich dir.“

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch ſoll.“

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir:
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“

Sie thät einen Schlag ihm auf ſein Herz,
Noch nimmer fühlt' er ſolchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf ſein Pferd,
„Reit' heim nun zu dein'm Fräulein werth.“

Und als er kam vor Hauſes Thür,
Seine Mutter zitternd ſtand dafür.

„Hör' an, mein Sohn, ſag' an mir gleich,
Wie iſt dein' Farbe blaß und bleich?"

„Und ſollt' ſie nicht ſein blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör' an, mein Sohn, ſo lieb und traut,
Was ſoll ich nun ſagen deiner Braut?"

Sagt ihr, ich ſei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen, als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsſchaar.

Sie ſchenkten Meth, ſie ſchenkten Wein.
„Wo iſt Herr Oluf," der Braut'gam mein?"

„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda ſein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf und er war todt.

Edward.

Schottiſch.

Dein Schwerdt, wie iſt's von Blut ſo roth?
Edward, Edward!
Dein Schwerdt, wie iſt's von Blut ſo roth,
Und gehſt ſo traurig her? — O!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth,
Mein Sohn bekenn mir frei — O!
O ich hab' geſchlagen mein Rothroß todt,
Und's war ſo ſtolz und treu — O!

Dein Roß war alt und haſt's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und haſt's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geſchlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh iſt mein Herz — O!

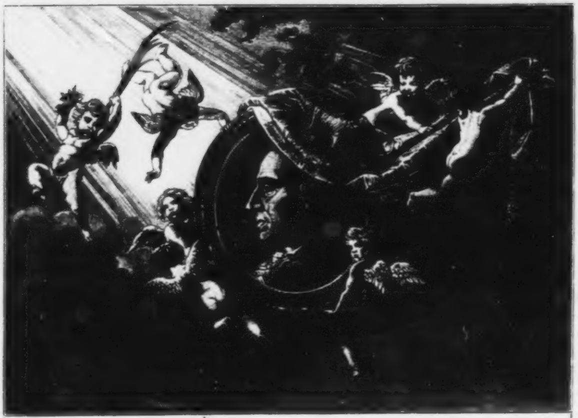
Und was für Buße willſt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willſt du nun thun?
Mein Sohn bekenn mir mehr — O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!

Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
So herrlich ſonſt und ſchön — O!
Ich laß es ſtehn bis es ſink' und fall'!
Mutter, Mutter!
Ich laß es ſtehn bis es ſink' und fall'!
Mag nie es wiederſehn — O!

Und was ſoll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehſt über Meer? — O!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drin,
Ich ſeh' ſie nimmer mehr — O!

Und was willſt du laſſen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willſt du laſſen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das ſage mir — O!
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir! — O!

◆



Gottfried Auguſt Bürger,

geb. 1. Jan. 1748 zu Molmerswende im Halberſtädtiſchen, 1772 Juſtizamtmann zu Alten-Gleichen, von wo aus er mit dem Hainbund in Göttingen in Verbindung ſtand, gab dieſe Stelle 1784 auf, ging nach Göttingen, wo er Vorleſungen über Aeſthetik, deutſchen Styl u. dgl. hielt und 1789 zum außerordentl. Profeſſor ernannt wurde.
Er ſtarb daſelbſt am 8. Juni 1794.

Lenore.

1773.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen:
„Biſt untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willſt du ſäumen?“ —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kundſchaft gab,
Von Allen, ſo da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar,
Und warf ſich hin zur Erde,
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß ſich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was iſt mit Dir?“ —
Und ſchloß ſie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott thut, das iſt wohl gethan.
Gott, Gott erbarmt ſich unſer!“ —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr vonnöthen.“

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament!
Kein Sacrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“ —

„Hör', Kind! Wie, wenn der falſche Mann,
Im fernen Ungarlande,
Sich ſeines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, ſein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib ſich trennen,
Wird ihn ſein Meineid brennen.“ —

„O, Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Verloren iſt verloren!
Der Tod, der Tod iſt mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge ſpricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdiſch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“

O Mutter! was iſt Seligkeit?
O Mutter! was iſt Hölle?
Bei ihm, bei ihm iſt Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht ſelig werden." — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorſehung
Vermeſſen fort zu hadern;
Zerſchlug den Buſen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Roſſeshufen;
Und klirrend ſtieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz loſe, leiſe, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte:

„Holla, Holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfſt, Liebchen, oder wachſt du?
Wie biſt noch gegen mich geſinnt?
Und weineſt oder lachſt du? —
„Ach, Wilhelm, du?.. So ſpät bei Nacht?..
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommſt du hergeritten?"

„Wir ſatteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe ſpät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erſt herein geſchwind!
Den Hagedorn durchſauſt der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebſter, zu erwarmen!" —

„Laß ſauſen durch den Hagedorn,
Laß ſauſen, Kind, laß ſauſen!
Der Rappe ſcharrt; es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hauſen.
Komm, ſchürze, ſpring und ſchwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen." —

„Ach! wollteſt hundert Meilen noch
Mich heut' in's Brautbett' tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf ſchon angeſchlagen." —
„Sieh' hin, ſieh' her! Der Mond ſcheint hell.
Wir und die Todten reiten ſchnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette." —

„Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier!.. Still, kühl und klein..
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, ſchürze, ſpring und ſchwinge dich!
Die Hochzeitgäſte hoffen;
Die Kammer ſteht uns offen." —

Schon Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter ſchlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop, hop, hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein!.. Doch laß die Todten!" —

Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben?..
Horch Glockenklang! horch Todtenſang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, Mit zum Brautgelage!
Komm, Küſter, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett' uns legen!" —

Still Klang und Sang... Die Bahre ſchwand...
Gehorſam ſeinen Rufen,
Kam's hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch?... Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten." —

Sieh da! ſieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luſtiges Geſindel. —
„Saſa! Geſindel, hier! Komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette ſteigen!" —

Und das Geſindel, huſch huſch huſch!
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„O weh! Laß ruhn die Todten!" —

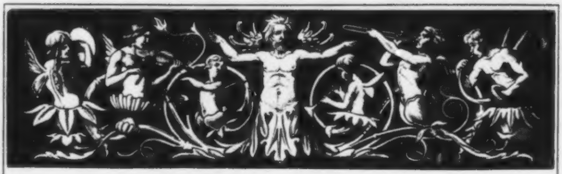
„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn ſchon ruft...
Bald wird der Sand verrinnen . .
„Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft.
„Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette thut ſich auf!
Die Todten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle." — — —

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blickten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.

Ha ſieh! ha ſieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp',
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben,
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rund um herum im Kreiſe,
Die Geiſter einen Kettentanz,
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig!
Gott ſei der Seele gnädig!"



Das Lied vom braven Manne.

1776.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann:
Zu ſingen und preiſen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und ſchnob durch Welſchland, trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde ſcheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forſt;
Auf See'n und Strömen das Grundeis borſt.

Am Hochgebirge ſchmolz der Schnee;
Der Sturz von tauſend Waſſern ſcholl;
Das Wieſenthal begrub ein See;
Des Landes Heerſtrom wuchs und ſchwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felſen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen ſchwer,
Aus Quaderſteinen von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten ſtand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geſchwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner ſprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“ —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler ſammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborſten und zertrümmert ſchoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umſturz ſich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“ —

Hoch auf dem fernen Ufer ſtand
Ein Schwarm von Gaffern groß und klein;
Und jeder ſchrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter ſein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennſt du ihn, mein ſchönſter Sang?
Bald nahet der Mitte der Umſturz ſich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Raſch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und ſtraff. —
„Zwei hundert Piſtolen ſind zugeſagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt." —

Wer iſt der Brave? Iſt's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, ſag' an!
Der Graf, bei'm höchſten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben ſich fürchterlich. —

Und immer höher ſchwoll die Fluth;
Und immer lauter ſchnob der Wind;
Und immer tiefer ſank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geſchwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach.
Laut krachten und ſtürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Friſch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tauſenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, ſchlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderſtabe ſchritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen; vernahm ſein Wort,
Und ſchaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, ſprang
Er in den nächſten Fiſcherkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu ſein.

Und dreimal zwang er ſeinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in ſicheren Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer iſt, wer iſt der brave Mann?
Sag' an, ſag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn ſpendete nimmer der Graf ſein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackerer Freund,
Hier iſt Dein Preis! Komm her, nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmliſcher, wahrlich, ſchlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben iſt für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eſſ' ich ſatt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer ſolches Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Unſterblich zu preiſen den braven Mann.

Die Eſel und die Nachtigallen.

Es giebt der Eſel, welche wollen,
Daß Nachtigallen hin und her
Des Müllers Säcke tragen ſollen.
Ob recht, fällt mir zu ſagen ſchwer.
Das weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, daß die Eſel ſingen ſollen.

Troſt.

Wann dich die Läſterzunge ſticht,
So laß dir dieß zum Troſte ſagen:
Die ſchlechtſten Früchte ſind es nicht,
Woran die Weſpen nagen.

An das Herz.

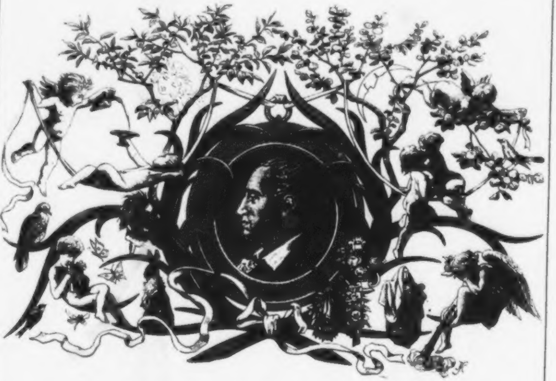
1792.

Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leiſe ſinkend faltet ſich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch ſo lange?

Trotz der Zeit Deſpoten-Allgewalt,
Fährſt du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu ſchlagen.

Aber Ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes ſagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdeſt alt! —



Ludewig Heinrich Hölty,

geb. am 21. December 1748 zu Mariensee in Hannover, Sohn eines Predigers, ſtudirte ſeit 1769 Theologie in Göttingen, wo er Mitglied des Hainbundes wurde, und ſtarb am 1. Septbr. 1776 zu Hannover.

Gedichte. Erſte vollſtändige Ausgabe von Friedrich Voigts. Hannover. Carl Meyer.

Aufmunterung zur Freude.

1776.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Hoffnung blüh'n?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn' in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn.
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle,
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund.

Noch tönt der Buſch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerriſſ'ne Seelen Ruh!

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wann ich geſtorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verſtorbenen Mädchens ſchimmern.

Der Küſter zeigt dann freundlich dem Reiſenden
Die kleine Harfe, rauſcht mit dem rothen Band,
Das an der Harfe feſt geſchlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, ſagt er ſtaunend, tönen im Abendroth
Von ſelbſt die Saiten, leiſe wie Bienenton;
Die Kinder, auf dem Kirchhof ſpielend,
Hörten's, und ſahn, wie die Kränze bebten.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

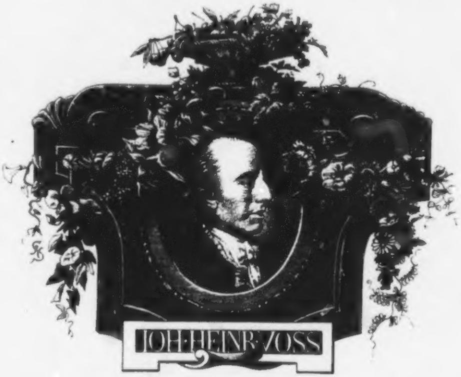
geb. am 7. November 1750 zu Bramſtedt in Holſtein, war während ſeiner Studienzeit zu Göttingen Mitglied des Hainbundes, ging, nachdem er 1800 ſein Amt als Regierungspräſident in Eutin niedergelegt hatte, nach Münſter, wo er mit faſt ſeiner ganzen Familie zum Katholicismus übertrat, und ſtarb am 6. Decbr. 1819 auf ſeinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück.

An die Natur.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Buſen hin,
Athme ſüße Himmelsluſt,
Hangend an der Mutterbruſt.

Ach, wie wohl iſt mir bei dir!
Will dich lieben für und für;
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!



Johann Heinrich Voß,

geb. 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, ſtudierte 1772 bis 1775 in Göttingen Philologie, wo er den ſog. Hainbund ſtiftete, ging 1775 nach Wandsbeck, 1778 als Rektor nach Otterndorf im Lande Hadeln, 1782 in gleicher Stellung nach Eutin, legte dieſe Stelle 1802 nieder, ging zuerſt nach Jena und dann, auf Veranlaſſung des Großherzogs von Baden, nach Heidelberg, wo er am 29. März 1826 ſtarb.

Der ſiebzigſte Geburtstag.

(In der älteren Faſſung.)

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm, ſeit vierzig Jahren des Dorfes
Organiſt, im geerbten und künſtlich gebildeten Lehnſtuhl,
Mit braunnarbichtem Jucht voll ſchwellender Haare bepolſtert.
Oft die Hände gefaltet, und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte ſein Blick, und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.

Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke.
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag.
Und ihm hatte ſein Sohn, der gelahrte Paſtor in Marlitz,
Jüngſt vier Flaſchen geſandt voll alten balſamiſchen Rheinweins
Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ, ihn zu beſuchen mit ſeiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaſchen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit
Fröhlich des Siegels beraubt und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohnes geklingt, und ſeiner jungen Gemahlin,
Die er ſo gerne noch ſähe vor ſeinem ſeligen Ende.
Auf der Poſtille lag ſein ſilberfarbenes Haupthaar,
Seine Brill' und die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geſchmückt mit goldener Troddel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fenſter mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande geſtreuet,
Ueber den Tiſch die Decke mit rothen Blumen gebreitet,
Und die beſtäubten Blätter des Feigenbaumes an dem Fenſter,
Auch der Winterlevkoj' und des Roſenbuſches gereinigt,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheu'rt die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſims, und es hingen ein Paar ſtettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkicke von Meſſing,
Beſem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und ſchimmerte, unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank, mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüſſelſchilden von Meſſing,
(Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft ihn zum Brautſchatz)
Hatte ſie abgeſtäubt, und mit glänzendem Wachſe gebohnet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe
Beide von Gyps, Trinkgläſer mit eingeſchliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Taſſen und Aepfel.
Jetzo erhob ſie ſich vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte leiſe auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin, und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß den Greis nicht weckte das klingende Glas und der Kukuk,

Sah dann hinaus, wie des Schnee's dichtſtöbernde Flocken am Fenſter
Rieſelten, und wie der zuckende Sturm in den Eichen des Hofes
Rauſcht' und verwehte die Spuren der hüpfenden Krähn an der Scheune
Und ſie ſchüttelt' das Haupt, und flüſterte halb, was ſie dachte:
„Lieber Gott, wie es ſtürmt und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Arme reiſende Leute! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer ſeines Viehs ſich erbarmet!
Aber mein Sohn kommt doch zum Geburtstag! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! Und ſeht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt, und ihr Pfötchen leckt, und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!"
Sprach's, und ſetzte die Taſſen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdoſ' und ſcheuchte die ſumſenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont, zur Wintergeſellſchaft,
Nahm zwei irdene Pfeifen, mit grünen Poſen gezieret,
Von dem Geſimſ' und legte Toback auf den zinnernen Teller.
Jetzo ging ſie und rief mit leiſer, heiſerer Stimme
Aus der Geſindeſtube Marie vom rummelnden Spulrad,
Wo ſie gehaspeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben:
„Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen, und lege
Kien und Torf hinein, und dürres buchenes Stammholz;
Aber ſacht, daß der Vater vom Mittagsſchlummer nicht aufwacht.
Sinkt das Feuer zu Gluth, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach.
Denn der alte Vater, das wiſſen wir, klaget beſtändig
Ueber Froſt und ſucht die Sonne ſogar in der Ernte.
Auch die Kinderchen hätten ein warmes Stübchen wohl nöthig."
Alſo ſprach ſie, da ſcharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feuerung hinein, und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch, und wiſchte die thränenden Augen.
Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd in der Pfanne
Ueber der Gluth den Kaffee, und rührt' ihn mit hölzernem Löffel.
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich, während ein dicker
Duftender Qualm aufſtieg, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Und ſie langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf und nahm ſie zwiſchen die Kniee,
Hielt mit der Linken den Rumpf und drehte den Knopf mit der Rechten,
Sammelt' auch oft haushälteriſch die hüpfenden Bohnen vom Schooſe.

Goß dann auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Aber nun hielt ſie mitten im Lauf die raſſelnde Mühl' an,
Wandte ſich gegen Marie, die den Ofen ſchloß, und gebot ihr:
„Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in den Holzſtall,
Daß, wenn der Schlitten kommt, ſein Gebell den Vater nicht wecke.
Aber verſäumt auch Thoms, vor dunkler Nacht von dem Fiſcher
Unſere Karpfen zu holen? Aus Vorſicht bring ihm den Beutel.
Wenn er auch etwas Holz, die Gans am Spieße zu braten,
Splitterte! Bring ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenſchlag, und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Alſo ſprach ſie; da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Nahm von der rußigen Wand das Beil und den maſchigen Beutel,
Lockte mit ſchimmligem Brote den treuen Monarch in den Holzſtall,
Krampte die Thür zu und ließ ihn kratzen und winſeln;
Lief durch den Schnee in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn fror, und bedeutet' ihn, eilte dann weiter,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz', und ſchlug ſich über die Schultern.
Jetzo ſah ſie im Nebel des fliegenden Schnee's, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg' herklingelte; ſtieg von der Leiter
Eilend herab, und brachte der alten Mutter die Botſchaft.
Haſtig enteilte die Mutter mit bebenden Knieen, ihr Herz ſchlug
Aengſtlich, ihr Athem war kurz, und im Laufen entflog der Pantoffel.
Jene ging zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling', und das Klatſchen der Peitſch', und der Pferde Getrampel;
Und nun ſchwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,
Hielt an der Thür', und es ſchnoben, beſchneit und dampfend, die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu: „Willkommen!" rief ſie, „Willkommen!"
Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerſt aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußſack,
Löſt' ihr die ſammtne Kaputz' und küßte ſie; Thränen der Freude
Rannen von ihrem Geſicht auf die ſchönen Wangen der Tochter.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn; da tuſchte mit winkenden Händen die Mutter:
„Still, er ſchläft! Nun laßt die beſchneiten Mäntel euch abziehn;
Und dann weck' ihn mit Küſſen, du liebe trauteſte Tochter!
Armes Kind, das Geſicht iſt dir ganz roth von dem Oſtwind!

Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!"
Alſo ſprach ſie, und hängt' an gedrechſelte Pflöcke die Mäntel,
Oeffnete leiſe die Klink', und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau mit ſchönem lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu, und küßte des Greiſes Wange; erſchrocken
Sah er empor und hing in ſeiner Kinder Umarmung.

Empfang des Neujahrs.

Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernſtem Schlag;
Trinkt Brüder in die Runde
Und wünſcht ihm Segen nach!
Zu jenen grauen Jahren
Entfliegt es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel
Und führt' uns näher an das Ziel.

In ſtetem Wechſel kreiſet
Die flügelſchnelle Zeit;
Sie blühet, altert, greiſet,
Und wird Vergangenheit,
Kaum ſtammeln dunkle Schriften
Auf ihren morſchen Grüften,
Und Schönheit, Ruhm und Ehr' und Macht
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.

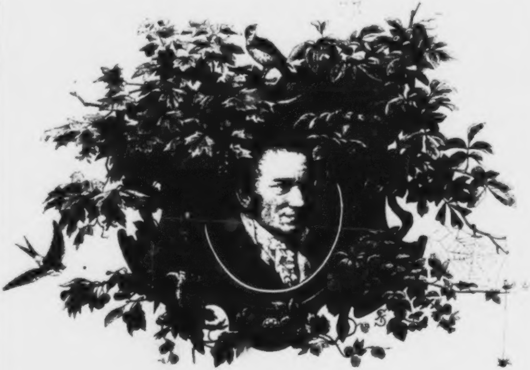
Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle ſtrebend,
Mit Freunden fröhlich war?
Ach Mancher iſt geſchieden
Und liegt und ſchläft in Frieden.
Klingt an und wünſchet Ruh' hinab
In unſrer Freunde ſtilles Grab!

Wer weiß, wie Mancher modert
Um's Jahr verſenkt in's Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menſchen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter
Wehn oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt, wünſcht dem Freund
Im ſtillen Grabe Ruh', und weint.

Der gute Mann nur ſchließet
Die Augen ruhig zu:
Mit frohem Traum verſüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh';
Er ſchlummert leichten Schlummer
Nach dieſes Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott von Glanz erhellt
Zur Wonne ſeiner beſſern Welt.

Auf, Brüder, frohes Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut iſt, findet Gutes
Im Leben und im Tod.
Dort ſammeln wir uns wieder,
Und ſingen Wonnelieder!
Klingt an, und: Gut ſein immerdar!
Sei unſer Wunſch zum neuen Jahr!

◆



Johann Peter Hebel,

geb. 11. Mai 1760 zu Hauſen im Badiſchen; ſtudirte zu Erlangen Theologie, 1782 Pfarrvikar zu Hertingen, 1783 Lehrer zu Lörrach, 1791 Subdiakon am Gymnaſium zu Karlsruhe, 1798 Profeſſor, 1805 Kirchenrath, 1808 Director des Gymnaſiums, 1819 Prälat; ſtarb auf einer Reiſe zu Schwetzingen am 22. Septbr. 1826.

Allemanniſche Gedichte.

Der Karfunkel.

Wo der Aetti ſi Tuback ſchnätzlet, ſe lueget mi d'Marei
Fründlig und bittwis a: „Verzelis naumis[1], o Aetti,
„Weiſch ſo wieder, wie necht, wo's Chüngi[2] het welle vertſchloſe!"
Drüber rucke 's Chüngi, und 's Anne Babi und d'Marei
Mit de Chunklen ans Licht, und ſpanne d'Saiten, und ſtriche
Mittem Schwertli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle[3] Liechtſpöhn, und ſetzt ſi
Nebene Liechtſtock hi, und ſeit: „Das willi verrichte."

---

[1] etwas. [2] Kunigunde. [3] Handvoll.

Aber der Hans Jerg ſit e lange Weg überen Oſe,
Lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beſte,
„Und bi niemes im Weg.“ Druf, wo der Aetti ſi Tubak
Gſchnitte het, und 's Pfiſſi gfüllt, ſe chunt er an Liechtſpohn,
Und hebt 's Pfiſſi drunter, und trinkt in gierige Züge,
Bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
Und macht 's Deckeli zu. „Se wiſſi denn nummis verzeihe,“
Seit er, und ſitzt nieder, „doch müender[1] ordeli ſtill ſy
Aß i nit verſtuun, ebs[2] us iſch; und du dört obe,
Pack di vom Ofen abe! Heſch wieder niene ke Platz gwüßt?
Iſchs der z'wol, und gluſt's di wieder no nem Charfunkel?
Numme[3] ken, wie ſell ein gſi iſch, woni im Sinn ha. —
's iſch e Plätzli naumen[4], es goht nit Ege no Pflueg druf,
Hurſt[5] an Hurſt ſcho hundert Johr und giftigi Chrüter,
's ſingt kei Troſtle drinn, kei Summervögeli bſuecht ſie,
Breite Doſche[6] hüete dört e zeichnete Chörper.
's wär ke ungſchickt Bürſchli gſi, ſel[7] ſeit me, doch ſeig er
Zitlich ins Wirthshus gwandlet, und über Bibel und Gſangbuch
Sin em d'Charte gſi am Samſtig z'oben[8] und Sunntig.
Flueche het er chönne, ne Hex im rueßige Chemmi
Hätt ſi bſegnet und betet, und d'Sternen am Himmel hen zittert.
's het emol im grüene Rock e borſtige Jäger
Zug'luegt, wie ſie ſpiele. Mit unerhörte Flüeche
Het der Michel Stich um Stich und Büeßli[9] verlohre.
„Du verlaufſch mer nit!“ ſeit für ſi ſelber der Grünrock.
D'Wirthene hets no ghört und denkt: „Iſchs öbbe[10] ne Werber!“
's iſch ke Werber gſi, der werdets beſſer erfahre,
Wenn der Michel gwibet het, und 's Güetli verlumpet.
Was het 's Strohwirths Tochter denkt? Sie het em us Liebi
Hand und Jawort ge, doch nit us Liebi zum Michel,
Nei, zu Vater und Muetter, es iſch ihr Willen und Wunſch gſi.
Sellen Oben iſchs in ſchwere Gidanke verſchloſe,
Selli Mittnacht hets e ſchwere bidütſeme Traum gha.
's iſch em gſi, es chömm vo Staufe füren an d'Landſtroß;

---

[1] müßt ihr. [2] daß ich nicht irren werde, ob. [3] nur. [4] irgendwo. [5] Strauch. [6] [illegible]. [7] das. [8] Abends. [9] Zehnkreuzerſtück. [10] etwa.

An der Landſtroß goht e Chapeziner und betet,
„Schenket mer au ne Helgli[1], Herr Pater, wenn der ſo gut ſy!
„Bini nit e Brunt? 's cha ſi 's het gueti Bidütig."
Langſem ſchüttlet ſi Chopf der Pater, und unter der Chutte
Langt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der ſelber eis uſe!"
Seits[2], und wones zieht, ſo langts in ſchmutzigi Charte.
„Heſch echt 's Eckſtei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'s iſch ke gute Schick." — „Jo weger," ſeit es, „das hani."
Wieder ſeit der Pater: „Se zieh denn anderſt, o Brütli!
„Heſch echt ſiebe Chrütz?" — „Jo weger," ſeit es und ſüfzget. —
„Tröſt di Gott, zieh anderſt! Es chönne no beſſeri drinn ſy.
„Heſch e bluetig Herz?" — „Jo weger," ſeits und erſchrickt drob. —
„Jez zieh no ne mol, 's cha ſy, di Heilige chunnt no!
„Iſchs der Schuflebueb[3]?" — „Es wird wol, bſchauet en ſelber!"
„Jo de heſch en! Tröſt di Gott! Er ſchuflet di abe."
So hets im Kätterli traumt, und ſo hets ſelle mol gſchloſe.
Stroßwirths Tochter, was heſch denkt, und heſch mer en doch g'no[4]?
Jo, es het jo müeßen und gſeit: „Ins Here Gotts Name!
„No de ſiebe Chrützen und hinterem bluetige Herze
„Chunt mi Heilige, wills der Her, und ſchuflet mi abe."
Z'erſt hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel
Gſpielt und trunke, bis gnueg, und gflucht, und 's Kätterli plaget.
Mengmol iſch er in ſi gange, wenn's en mit Thrane
Bittet het, und bete. Ne mol ſe ſeit er: „Jez willi
„Mit der akkordieren, und d'Charte willi verflueche.
„Soll mi der T..... hole, ſo bald i eini me arüehr!
„Aber ins Wirthshus gangi, ſel willi, ſel chani nit mide.
„Grums und hül, ſo lang's der g'fall, i cha der nit helfe!"
Het er 's Erſt nit ghalte, ſen iſch er im Andere treu gſi.
Woner ins Wirthshus chunt, ſe ſitzt mi borſtige Grüenrock
Hinterm Tiſch, ſelb dritt, und müſchlet d'Charten, und rüeft em:
„Biſch mer e Kammerad, ſe chumm, ſe wemmer[5] eis mache!"
„Ich nit," ſeit der Michel, „Bas Margreth, leng mer e Schöppli!"
„Du nit?" ſeit der Grün. „Chumm numme, bis de di Schoppe
„Trunke heſch, und 's goht um nüt, mer mache für Churzwil!"

---

[1] Heiligenbild. [2] Sagt's. [3] Spaten-Bube. [4] genommen. [5] wollen wir.

„He,“ denkt bynem ſelber der Michel, „wenn es um nüt goht,
„Sei iſch jo nit gſpielt,“ und ſetzt ſi nebene Grüenrock.
's chunnt e Chnab ans Fenſter mit lockiger Stirnen und rüeft em:
„Meiſter Michel, uf e Wort! Der Stroßewirth ſchickt mi.“
„Schick en wieder,“ ſeit er, „i weiß ſcho, was er im Chopf het!
„Wer ſpielt us, und was iſch Trumpf, und gſtoche das Eckſtei!“
Druf und druf! Z'letzt ſeit der Grüen: „Was biſch du ne Glückschind!
„Möchtiſch nit numme Chrützer mache?“ — Sell iſch jez eithue,
Denkt der Michel, gſpielt iſch gſpielt, und ſeit: „Es iſch eithue!“
„Chömmet,“ rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenſter,
„Nummen uf en einzig Wörtli!“ — „Los mi ungheit[1] jez!
„Chrütz im Baum, und Schuffle no, und no ne mol Schuffle!“
Und ſo gohts vom Chrützer bis endli zu der Dublone.
  Wo ſie uffſtöhn, ſeit der Grüenrock: „Michel, i cha di
„Jez nit zahle. Magſch derfür mi Fingerring bhalte,
„Bis i en wieder lös. Es ſin verborgeni Chräfte
„In dem rothe Charfunkel. O lueg doch, wiener ein a'blitzt!“
's dritmol chlopfts am Fenſter: „O Michel, chömmet, wil's Zit iſch!“
„Loß en ſchwätze,“ ſeit der Grüenrock „wenn er nit goh will!
„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrüzer
„Geld deheim, und niene[2] heſch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger ſteckt, und wenn de in Sack lengſch
„Alli Tag emol, ſo heſch e bairiſche Thaler.
„Nummen an kem Fyrtig, i wott der das ſelber nit rothe.
„Chaſch mi witers bruche, ſo rüef mer nummen! I hör di.
„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d'Ohre nit bymer?“
  Sieder briegget[3] d'Frau deheim im einſeme Stübli,
Und liſt in der Bibel und im verriſſene Betbuch,
Und der Michel chunt und ſchändet: „Findi di wieder
„An dim ewige Beten und dunderſchießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne[4] ha, ne rothe Charfunkel!“
's Kätterli verſchrickt: „O Jeſis,“ ſeit es, „was ſiehni!
„'s iſch ke guete Schick!“ — und ſinkt dernieder in Ohnmacht.
  Wärſch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
Hättiſch verſchloſen, armi Frau, wo diner no wartet!

---

[1] ungeschoren. [2] nirgends. [3] weinet. [4] gewonnen.

Jez wirds tagli ſchlimmer. Uf alli Merte ſtankiert er,
Alle Chilbene[1] ſuecht er, und wo me ne Wirthshus betrittet,
Z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
Sitzt der Michel dört, und müſchlet trüglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Guetli ſchwindet, Acker um Acker
Chunt an Stab und d'Frau vergoßt in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits ſchnödi Reden und Antwort:
„Chunſch du Lump?" Und ſo und ſo. — Mit trunkene Lippe
Fluecht der Michel, ſchlacht ſi Frau. Jez mueß er zum Pfarer,
Jez vor Oberamt, und mittem Haſchierer im Thurn zu.
Goht er ſchlimm, ſe chunt er ärger, wennem der Bizli
Buzli wieder d'Ohre ſtriicht, und Gallen ins Blut miſcht.
So währts ſiebe Johr. Emol ſe bringt en der Buzli
Wieder uſem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„Eb de heim chunſch mit de Streiche, wo ſie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird die nit brenne.
„Los, de duurſch mi: wenn i dra denk, 's möcht mi verſprenge,
„Wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittert
„So ne Ma, wie du, wo 's Tags ſie Thaler verthue cha.
„Glückli biſch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort,
„Mittem Wibe heſch's nit troffe, chani der ſage.
„Wärſch ellei, wie hättiſch's ſo guet, und lebtiſch ſo rüeihig[2]!
„'s pin'get[3] di, me ſieht ders ah, und d'Odere ſchwelle.
„Trink e Schlückli [illegible]nz, er chüelt der öbbe di Jaſt[4] ab!"
Aber d'Frau deheim, mit z'ſemegſchlagene Hände
Sitzt ſie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel.
„Siebe Johr und ſiebe Chrütz!" ſo ſchluchzget ſi endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seits und nimmt e Buch und betet in Todesgidanke.
Drüber ſchnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli ſchnauzt er:
„Hüllſch au wieder? Du heſchs nöthig, falſchi Canali!
„Surchrut choch mer!" 's Kätterli ſeit: „'s iſch niene ke Füür meh."
„Surchrut willi! Lueg, i dreih der's Meſſer im Lib um." —
„Lieber hüt, als morn. De bringſch mi untere Bode
„Ei Weg wie der ander, und 's Bübli heſch mer ſcho g'mordet." —

---

[1] Kirchweihen. [2] ruhig. [3] peinigt. [4] Hitze.

„Di ſoll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verſchlage!"
Seit's und zuckt, und ſinnlos ſchwanket 's Katterli nieder.
„O mi bluetig Herz!" ſo ſtöhnts no liſli, wo's umfallt.
„Chumm, o Schuflebueb, do heſch mi, ſchufle mi abe!"
Jez der Michel furt, vom ſchnelle Schrecken ergriffe,
Lauft ins Feld, der Bode ſchwankt, und 's raßlet im Nußbaum.
„Bizli Buzli, roth mer du!" ſo rüeft er. Der Buzli,
Hinterem Nußbaum ſtoht er, und chunt, und frogt en: „Was fehlt der?"
„D'Katheri hani verſtoche; jez roth mer, was i ſoll mache!"
„Iſch dis alles?" ſeit der Buzli. „Weger[1] de chaſch ein
„Doch verſchrecken, aß me meint, was Wunder paſſiert ſeig!
„Marſch, jez chaſch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Iſch nit dört der Rhi? Und chumm, i will di bigleite,
„'s ſtoht e Schiff am Gſtad!" — Jez ſtige ſi ehnen[2] im Sunggau
Friſch ans Land und quer dur's Feld. Im einſeme Wirthshus
Brennt e Licht. „Mer wen[3] doch luege wer no do in iſch,"
Seit der Grüen, „wer weiß, do chaſch der d'Grille vertribe!"
Aber im Wirthshus ſitze noch ſpoti nachtligi Gſelle,
Und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.
„Chrütz iſch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnet der die do?
„Gſtoche die! und no ne Trumpf! Und — gſtoche das Herzli!" —
's iſch ſcho halber Zwölfi. Will echt mit rußiger Stirne
Jez ke Chnab erſchine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie ſpielſch ſo ſöllich[4] ungſchickt! Gſtoche das Herzli,
Lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
Wiederholts der Grüen, und wirft im Michel e Blick zu.
Drüber wartets uf Zwölfi. Mit allwil ſchlechtere Charte
Spielt er allwil ſchlechter, und zahlt afange mit Chride.
Druf hets Zwölfi gſchlage. Jez lengt er mit g'ringletem Finger
Friſch in Sack: „Wer wechſlet no ne bairiſche Thaler?"
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glaſigi Scherbe,
Thuet e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grüen a.
Aber der Buzli leert ſi Brenntewiglaſli und ſchmazget:
„Michel, chumm jez furt, der Wirth wird wellen ins Bett goh.
„'s chömme hüt viel Gäſt, ſie hen e luſtige Zyrtig.

---

[1] Wahrlich. [2] drüben. [3] Wir wollen. [4] ſehr.

„Iſch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigſt Auguſti?
„Dreih am Ring, ſo lang de witt, de bringſch en nit abe!" —
O, wie het der Michel g'loſt[1] — e luſtige Fyrtig!
O wie het er d'Füeß am Tiſchbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thuet nit guet. Mit ängſtligem Bebe
Stoht er uf, und ſeit ke Wort, und göhn mit enander,
Vornen a der Grüen, und an de Ferſe der Michel,
Wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
Oebbe[2] ne Büchſeſchuß vom Wirthshus ſtellt en der Buzli.
„Michel," ſeit er, „lueg, es ſtoht kei Sternli am Himmel!
„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'s goht kei Luft, es ſchwankt kei Naſt[3], es rührt ſi ke Läubli,
„Und du biſch mer au ſo ſtill. I glaub, de witt bete,
„Oder machſch der d'Aerthen[4] und iſch der 's Lebe verleidet?
„Wie de meinſch! Di Wahl iſch ſchlecht, i mueß ders bikenne.
„Se, do heſch e Meſſer! I ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der Gurgele ſelber ab, ſe choſt's di ke Trinkgeld!" —
So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüſtigem Othem
Seit druf d'Mutter: „Biſch bal fertig? Mach mer die Meidli
„Nit ſo z'förche, 's ſin doch nummen erdichtete Mährli!" —
„Jo, i bi jo fertig!" erwiedert der Aetti: „Dort lit er
„Mit ſim Ring im Dorne-Ghürſt, wo d'Troſtle nit ſinge."
Aber d'Marei ſeit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denkſch, i merk nit, was er meint, und was er will ſage?
„Jo, der Vizli Buzli, das iſch die böſi Verſuechig.
„Lockt ſie nit, und führt ſie nit in Sünden und Elend,
„Wenn e Menſch nit bete mag, und folgt nit, und ſchafft nut!
„Und der lochig Chnab iſch gueti Warnig im Gwiſſe.
„O i chenn mi Aetti wohl, und ſini Gidanke!"

---

[1] aufgehorcht. [2] etwa. [3] Aſt. [4] Rechnung.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Jez hani alli ſchlofe gleit[1];
„Sie ſin vom Schaffe her und hi
„Gar ſolli müed und ſchläfrig gſi[2],
„Und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
„J cha faſt uf kei Bei meh ſtoh."

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
Se ſinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig ſeit: „Jez iſch's an mir!"
Gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür.
Er düſelet hinter de Sterne no,
Und cha ſchier gar nit obſi[3] cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie ſchloft im ſtille Chämmerli;
Er pöpperlet am Lädemli;
Er rüeft der Sunne: „d'Zit iſch do!"
Sie ſeit: „J chumm enanderno[4]." —

Und liſli uf de Zeeche goht,
Und heiter uf de Berge ſtoht
Der Sunntig, und 's ſchloft alles no;
Es ſieht und hört en niemes goh.
Er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
Und winkt im Guhl[5]: „Verroth mi nit!"

Und wemmen[6] endli au verwacht,
Und gſchlofe het di ganzi Nacht,
Se ſtoht er do im Sunneſchii,
Und luegt eim zu de Fenſtern i
Mit ſinen Auge mild und gut
Und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
Es freut en, wemme ſchlofe mag,
Und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo liſli cho,
Drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſchi Mayeluft,
Voll Chriſibluest[7] und Schleecheduſt!
Und d'Immli ſammle flink und friſch,
Sie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garteland
Der Chriſibaum im Mayegewand,
Gel-Veieli und Tulipa
Und Sterneblueme nebe dra,
Und gfüllti Zinkli[8] blau und wiiß,
Me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
Men iſch ſo rüeihig und ſo froh!
Me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
E Guete Tag und Dank der Gott,
Und 's git gottlob e ſchöne Tag,
Iſch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Frili jo!
„Potz tauſig, jo, do iſch er ſcho!
„Er dringt jo i ſi'm Himmelsglaſt
„Dur Blueſt und Laub in Hurſt[9] und Naſt!"
Und 's Diſtelzwigli[10] vorne dra
Het 's Sunntigröckli au ſcho a.

---

[1] gelegt. [2] geweſen. [3] aufrecht. [4] einander nach, ſogleich. [5] dem Hahn. [6] wenn man. [7] Kirſchenblüthe. [8] Hyazinthen. [9] Strauch. [10] Diſtelfink.

Sie lüte[1] weger 's Zeiche ſcho,
Der Pfarer, ſchint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
Verwüſchet mer der Staub nit drab!
Und Chungeli, leg di weidli a[2],
De mueſch derno ne Meye ha!

Die Ueberraſchung im Garten.

„Wer ſprützt[3] mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel ſy,
„Suſt hätt der Mangeld[4] au ſi Sach,
„Er ſtoht doch au nit unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no ſo früeih ins Gartli ſpring,
„Und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„Iſch naumis[5] g'ſchafft. Wie ſtohn jez reihewis
„Die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„In ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpfere uſem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang ſcho, keini meh.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht,
„Wenn niemes meh as d' Sterne wacht,
„In d'Felder uſe g'wandlet uſem See.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„De[6] brave Lüte gſchafft im Garteland,
„Und iſch me früeih im Morgeſchimmer cho,
„Und het jez welle an ſi Arbet go,
„Iſch alles fertig gſi — und wie ſcharmant!

---

[1] lauten. [2] zieh dich hurtig an. [3] bespritzt. [4] Goldlack. [5] etwas. [6] den.

„Du Schalk dort hinte, meinſch, i ſeh die nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„J ha mer's vorgſtellt, du würſch's ſy.
„Was falle der für Jeſten[1] i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterſi, de heſch's nit ſolle ſeh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„Und wenn de wollſch, i gieng für di dur 's Füür,
„Und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„Und 's iſch mer, o gar ſölli wohl und weh."

So het zum Kätterſi der Friedli gſeit,
Er het e ſchweri Lieb im Herze treit,
Und hets nit chönne ſage juſt,
Und es het au in ſiner Bruſt
E ſchüüchi zarti Lieb zum Friedli treit.

„Lueg, Friedli, mini ſchöne Blüemli a!
„'s ſin nummen alli ſchöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„In ſiner holde Früehligstracht,
„Und do ſitzt ſcho ne fliſſig Immli dra". —

„Was heſſe mer die Blüemli blau und wiß?
„O Kätterſi, was hilft mer 's Immli's Fliß?
„Wärſch du mer hold, i wär im tiefſte Schacht,
„J wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
„Und wo kei Immli ſummst im Paradies."

Und drüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d'Höh,
Und luegt in d'Welt und ſeit: „Was mueß ich ſeh
In aller Früeih?" — Der Friedli ſchlingt ſi Arm
Ums Kätterſi, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterſi, e Schmützli[2] ge.

---

[1] Launen. [2] Kuß.

Agatha

an der Bahre des Pathen.

Chumm, Agethli, und ſorcht der nit,
I merk ſcho, was de ſage witt.
Chumm, bſchau di Götti no ne mol,
Und brieg[1] nit ſo, es iſch em wohl.

Er lit ſo ſtill und fründli do,
Me meint, er los[2] und hör mi no;
Er lächlet frei, o Jeſis Gott,
As wenn er näumis ſage wott.

Er het er ſchweri Chranket gha.
Er ſeit: „Es grüſt mi nümmen a,
„Der Tod het jez mi Wunſch erfüllt
„Und het mi hitzig Fieber gſtillt.“

Er het au menge Chummer gha.
Er ſeit: „Es ficht mi nümmen a,
„Und wienes goht, und was es git,
„Im Chilchhof niede[3] höris nit.“

Er het e böſe Nochber gha.
Er ſeit: „I denk em nümme dra,
„Und was em fehlt, das tröſt en Gott
„Und gebem e-n-e ſanfte Tod.“

Er het au ſini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er ſeit: „I bi jez frei dervo,
„'s iſch nie us böſem Herze cho.“

Er ſchloft und ſuegt di nümmen a,
Und het ſo gern ſi Gotte[4] gha.
Er ſeit: „Wills Gott, mer werde ſcho
„Im Himmel wieder z'ſeme cho!“[5]

Gang, Agethli, und denk mer dra!
De heſch e brave Götti g'ha.
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli ſchlacht der au ne mol.

---

[1] weine. [2] lauſche. [3] unten. [4] Taufpathe. [5] zuſammen kommen.

Johann Gaudenz Freiherr v. Salis,

geboren 26. December 1762 auf dem Schloſſe Bothmar bei Malans in Graubündten.
Generalinſpector des Milizweſens, geſtorben 28. Januar 1834.

Abendbilder.

Wenn der Abend,
Kühl und labend,
Sich auf Thal und Waldung ſenkt;
Wenn die Wolken röther werden,
Und der Hirt des Dorfes Heerden
Am beſchilften Teiche tränkt;

Wenn der Haſe
Leiſ' im Graſe
Naſcht, und im bethauten Kraut;
Wenn der Hirſch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich um ſich ſchaut;

Wenn mit Blüthen
Auf den Hüten,
Senſ' und Rechen auf dem Arm,
Unter ſpätem Feſtgeleier,
Heimwärts kehrt der Zug der Heuer,
Und der Schnitterinnen Schwarm:

Wonne träumend
Staun' ich, ſäumend,
Dann vom Damm die Gegend an;
Freu' ſo herzlich mich der hehren
Gotteswelt, und ſüße Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

Froh und bange
Lauſch' ich lange
Auf der Amſel Abendlied;
Wie umhüllt von Erlenblättern,
Nachtigallen ziehend ſchmettern,
Und der Kiebitz lockt im Ried;

Bis nur Grillen
Noch im Stillen
Zirpen, und der Käfer ſtreift,
Und der Landmann, wenn's ſchon dämmert,
Seine Senſ' im Hofe hämmert,
Und ein Mäherliedchen pfeift;

Bis der Liebe
Stern ſo trübe
In der Abendröthe ſchwimmt;
Dann der perlenfarb'ne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Geſtirne ſacht entglimmt.

Abendſehnſucht.

Wann der Abend ſich ſenkt, flieh' ich die laute Stadt,
Und durchwandere ſtumm feuchtes Gefild' umher,
Voll die Seele von Sehnſucht,
Und voll ſüßer Erinnerung.

Safranfarbiger Schein rändet den Horizont,
Und durchglüht das Gebüſch, welches den Hügel kränzt.
Wo die ſtöhnende Windmühl'
Ihre langſamen Flügel wälzt.

An die Schleuſen gelehnt, ſchau ich den Weidengrund
Friſch von perlendem Thau, und wie des duftenden
Raps gelbblühende Felder
Noch ein röthender Nachſchein färbt.

Nur der Emmerling zirpt oben im Erlenſtrauch.
Stille wallet umher, auf dem umbüſchten Dorf,
Das der krähende Haushahn
Und aufwallender Rauch verräth.

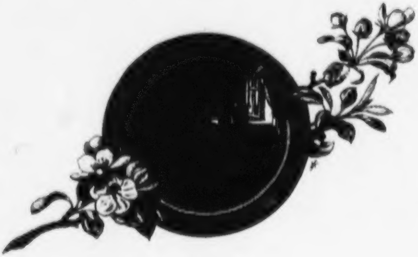
Friſcher dünſtet der Thau; tiefere Dämmerung
Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten
Weilt hinſtarrend der lange Blick.

Länder dehnen ſich dort hinter der Fläche Rand;
Aber trennende Nacht füllet den weiten Raum
Hin zu meinen Geliebten;
Und die Thräne der Sehnſucht rinnt.

Friedrich Wilhelm Auguſt Schmidt.

nach dem Dorfe in der Mittelmark, wo er Prediger war, zubenannt: zu Werneuchen, geb. 1764 zu Fahrland bei Potsdam, geſt. 1832. Zur Zeit der nachſtehenden Gedichte war der Verfaſſer noch Feldprediger des Invalidenhauſes bei Berlin.

Gedichte. Berlin. Haude und Spener'ſche Buchhandlung.



Bald.

Im Juni, Abends um elf Uhr.

Hinter dieſem Lack- und Roſenbäumchen,
Hier am kleinen offnen Fenſter, ruht
Sich's beim Abendſange lieber Heimchen
Und der Fröſche Quacken noch ſo gut.
Längſt ſchon ſchläft mein Zeiſig; ein paar Mücken
Wachen mit mir in der Stube nur.
Alles iſt ſo ſtille, daß ich picken
Deutlich höre meine Taſchenuhr.

Daß als Weib in meinem Arm ich hätte
Die Erwählt', an die mein ganzes Ich
Feſt ſich klammert, wie an's Kleid die Klette,
Wie der Säugling an die Mutter ſich.
Ha! das war mein brennendes Verlangen,
War's mit Thränen oft und lautem Schmerz:
Und bald wird ſie ſo im Arm mir hangen,
Nur ein Weilchen noch Geduld, mein Herz!

Juble nur im Neſtchen, Frühlingsbote!
Mit Geſang der Liebe kamſt du heim;
Jubl', o Nachtigall! Schon blickt die rothe
Aepfelblüth' hervor aus grünem Keim.
Wann du traurig fliehſt von unſern Auen,
Längſt verſtummt biſt nach der Erndtezeit:
Dann werd' ich der Liebe Neſtchen bauen,
Jubeln, ach! von ſüß'rer Seligkeit.

An Herrn Prediger C. H. Schulze in Döbritz.

Im März.

Du mir theuer, ſeit bei magrer Krume
Und beim Waſſerglas, der Freundſchaft Band
Uns umſchlungen an der Saale Strand,
Wohl dir, daß dein Fuß den Weg zum Ruhme
Nicht, nur zu den ſtillen Freuden fand.

O! wie ſcheinen Sonn' und Mond ſo heiter
Auf dein Schindeldach! wie weiſe ſchleicht
Dir das Leben hin! ob auch vielleicht
Deiner Biederſeele Ruf nicht weiter,
Als zwei Meilen in der Runde, reicht.

Haſt du gleich des kleinen Kirchhofs Gräber,
Da der Winter ſtürmt, vor Augen nur,
Iſt dein Dorf gleich ſtill und kahl die Flur,
Und verſtummt bei jedem Schneegeſtöber
Selbſt im alten Kirchenthurm die Uhr:

Nie wird doch die Freud' in dir verſtummen,
Seit ein liebes Weib die Hand dir gab!
Und nicht ſelten ſteigt nach raſchem Trab,
Mag der Himmel ſich in Wolken mummen,
Vor der Pfort' ein treuer Nachbar ab.

Wird nur erſt der Lenz dein Dörfchen kleiden
In der Roßkaſtanien helles Grün,
Ruft er dich vom traulichen Kamin,
Daß du ſollſt die Kätzchen an den Weiden,
Und die Schlehen ſehn am Zaune blühn;

Kommen erſt auf deiner Bauern Scheunen
Nach und nach die Störche wieder an,
Wärmt ſo mild die liebe Sonne dann,
Daß dein Bruthuhn mit den muntern Kleinen
Wagen ſchon aufs junge Gras ſich kann:

Dann, um friſche Luft bei dir zu ſchnappen,
Kommen wir, mein junges Weib und ich,
Sehn von weitem ſchon im Garten dich
Deine Hecken ſtutzen, Bäume kappen,
Und mit ſtummer Freud' umarmſt du mich.

Helfen wird euch backen dann und buttern
Meine Theure, wird ſo emſig ſchon
Mit dem Korbe dort am Arme ſtehn,
Und die Enten aus dem Fenſter futtern,
Und in's Gärtchen nach Rapunzeln gehn.

Hätte doch der März erſt ausgehagelt!
O wie zeigt die Phantaſie ſo gern
Deinen Schornſtein mir, des Thurmes Stern,
Und, mit Falken an das Thor genagelt,
Deines Jägers Hütte ſchon von fern!

Epiſtel an Herrn Prediger C. H. Schulze in Döbritz.

Sonntags den 6. März.

Du, der werth mir ewig bleibt,
Und nicht Einmal kommt, nicht Einmal ſchreibt,
Langer ruh' ich hier, und harre
Deiner nicht; im Geiſte treibt
Sehnſucht mich nach deiner Pfarre!
Und da weiß ich auf ein Haar,
Wie es heut in Döbritz war.
Daß dich mit der Thür Geknarre
Oft der Sturm in dieſer Nacht
Aufgeſchreckt, und wach gemacht,
Daß er deinen Thorweg oft geſchüttelt,
Deine Riegel losgerüttelt,
Und an's Fenſter dir den Schnee gejagt;
Daß dein Weib nach ſüßem Traum
Gern verließ den weichen Flaum,
Als euch, lang' im Wolkenflor verborgen,
Durch der Fenſterlade Herz der Morgen
Schwach erhellt des Stübchens Raum,
Um dir wärmend Bier mit Eierſchaum
Vor dem Ritt nach Zerbitz* zu beſorgen;
Daß ſie, als dein Pferd am Thor,
Hergeführt vom treuen Knappen,
Wieherte, dir Naſ' und Ohr
In der Hamſtermütze Klappen
Mit der Liebe Blick verhüllt,
Dann gefragt ſo ängſtlich mild:
„Wirſt du in des Bruches Gründen
Auch den Weg wohl wieder finden?
Nicht verſinken und verſchnei'n,
Und recht bald zu Hauſe ſein?"
Daß vor'm Dorf du keine Trappen
Sah'ſt, als die von deinem Rappen;
Daß, je weiter dann dein Thurm
Dir im Nacken blieb, der Sturm
Deſto ſchärfer ſeine Spitze ſchliff,
Und aus Norden dir entgegenpfiff;
Daß ſich, als des Waldes Höhen
Du erreicht durch tiefen Schnee,
Keines Wandrers Aug' und ſelbſt kein Reh
Lauſchend nach dir umgeſehen;
Daß am ärmlichen Kamin
Deines Küſters dich der Kiehn
Halberſtarrt in's Leben wärmte,
Und der Sturmwind ebenſo
Wie vorher dir nun im Rücken lärmte,
Als dein Pferd nach Hauſe floh,
Ohne Mitgefährten, ohne Bahn:
Alles ſah und hört' ich an.
Wiſſe, meine Theure härmte,
Dein gedenkend, oft ſich ſchon mit mir,
Daß, trotz allen Wünſchen, wir
Fern uns doch auf Erden blieben,
Und nicht um ein Meilchen näher ſchieben
Dürfen unſre Hütten hier.
Doch, es ſei! o deinem edlen
Herzen bleibt das meine ſtets verwandt;
Auch getrennt umſchlingt ein Band
Dich und mich, das loszufädeln
Nicht vermag des Todes Hand.
Jetzt ſchon zu dir hin zu eilen
Wehrt mir Jettchens Zärtlichkeit;
Weil noch Winterſtürme heulen,
Und ein Weg von ſieben Meilen
Hin und her, ſchon viel zu weit

---

* Meines Freundes Filial.

Für ein Weib iſt, das ſich ſcheut
Auch ein Viertelſtündchen Zeit
Ohne mich daheim zu weilen,
Und die Freude nicht zu theilen,
Die ihr Mutterherz nie ſatt
An dem liebſten Gutchen hat.
Aber laß getroſt uns zweifeln,
Daß, ſo friſch er bläſt, der Oſt
Noch viel Schnee uns bringen werd' und Froſt;
Vierzehn Tage noch, ſo träufeln
Deine Reben am Spalier,
Und der Lenz iſt wieder hier.

Dann, wann aus den vollen Knoten
Dein Jasmin die Blätter ſtößt,
Wann dein Pfirſichbaum die rothen
Blüthen gern vom lauen Weſt
Schaukeln an der Sonne läßt,
Und der Liebe ſüße Noten
Singt das Vögelchen im Neſt,
Hole, beim Geſchrei der Fröſche,
In der grünen Dorfkaleſche,
Auf dem halben Weg zu dir, uns ein;
Daß wir näher, nie verlöſche
Dieſe Freud'! uns deines Glückes freun.

Johann Wilhelm Bornemann.

geb. 1766 in Gardelegen, geſt. als Lotterie-Director 1816 zu Berlin.

Plattdeutſche Gedichte. Berlin. Decker.

Winters Afgang.

Still moal, Kinner! mucke ſtill!
Horkt mi up! my dücht, et will
Akkeroat in't Ohr my klingen,
As hör' ik 'ne Leerke ſingen?
Richtig! paßt moal up, dat ſtimmt,
Leerke ſingt — de Fröhling kümmt!

Noch is vör de warme Sunn
Froſt un Schnee nich ganz verſchwunn';
Doch ſett Vägelken allwadder
Sick by uns getroſt hernädder,
Hell von Singſang werd nu bald
Rings erſchallen Feld un Wald.

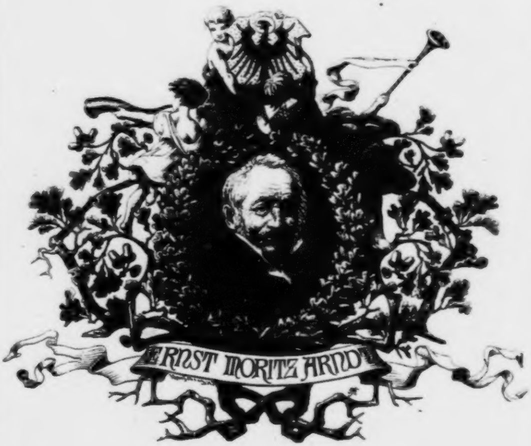
Woll ſchleit Fink un Nacht'gal ſchön
Doch de Leerke män alleen
Brengt den Fröh- un Oabendſegen
Unſen Herrgott hoch entgegen,
Un hat in de Luft doaby
Kene Forcht vör den Hoawieh.

Mudder! wenn de Leerke piept,
Is dat Rökerfleeſch geriept:
Loat uns, ären Sang to Ehren,
Stückſken Buukſpeck nu vertären.
Schmecken doato wunnerſöt
Werd en Pußken Honig-Meeth.

Recht ſo, Mudder, recht ſo, recht!
Reep herin nu Moagd un Knecht,
Söll'n är Häppken ok afkriegen,
Wenn wy ſön ſett Mul uns tügen;
Is de Speckſchwoart uns to hart,
Krigt de Hofhund ok ſien Part.

Kiekt! — doa moakt de Köſter ſick —
(Ih! du gottvergätner Strick!)
Mit de Liemrood up de Hacken,
Will de Leerke fangfeſt locken!
Jürgen, fix loop hinner doal
Un legg' äm dat Handwerk moal.

Schloug de Rood äm ut de Hand,
Un gif äm mit Ollverſtand
Scharp den Wiſcher an to hören,
Kene Schooljungs to verföhren,
De nich rümmer rangen söll'n,
Fiſche fang'n un Vägel ſtell'n.



Ernſt Moritz Arndt,

geb. 26. December 1769 zu Schoritz auf Rügen, Profeſſor der neuern Geſchichte zu Bonn, geſt. 29. Jan. 1860.

Gedichte. Berlin. Weidmann'ſche Buchhandlung.

Vaterlandslied.

1813.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwerdt und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtande bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten,
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir auf's neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsſchlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſchen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann!
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen;
Auf! fliege hohes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

Marienwürmchen.

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus —
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder!
Die Blumen ſind hier geſunder,
Die Sonne ſcheint hier heller.
Denn, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwurmchen flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Weg iſt lang und weht der Wind —
Achte die Flugel, liebes Kind,
Und die Fußchen dein
Auch vor Schelmerei'n:
Denn Krotentucken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen;
Doch hier dich alle lieben —
O warſt du doch geblieben
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwurmchen, komm wieder,
Dir rufen deine Bruder,
Bruderlein und Schweſterlein,
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großmutter auch,
Und Großvater auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Rocke,
Der Küſter zieht die Glocke
Und ſoll die Trauer lauten —
O komm zu lieben Leuten,
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Klage um den kleinen Jacob.

Wo iſt der kleine Jacob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jacob gegangen?
Es hat ihn ein Unterirdſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Glaſerne Schuh, hat ein gläſern Haus.
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

Was macht der kleine Jacob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen und ſchenket
Wein ein und denket:
Warſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

So muß der kleine Jacob dort wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe und Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jacob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt,
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſtehet, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Johann Daniel Falk,

geboren 1770 zu Danzig, geſtorben 1826 zu Weimar als Legationsrath.

Die drei Knaben im Walde.

Es irrten drei Knäblein tief in dem Wald,
Die Luft ging ſchneidend und grimmig kalt,
Hoch lag in den Wegen der Schnee;
Sie aber gedachten, vor Sternenſchein
Noch fern in Großvaters Dorf zu ſein,
Der dort ſie erharret in Weh.

Es war um die heilige Weihnachtszeit;
Sie hatten ſich auf die Beſcherung gefreut;
Sie wandelten friſch und getroſt.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
Und größeres Zagen ihr Herz ergriff;
Laut ächzten die Bäume vor Froſt.

Das Dörfchen lag wohl jenſeits der Ilm.
Ton, Wilibald und der kleine Wilm,
So hießen die Knäbelein;
Und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
Und immer mehr Muth ſprach Wilibald
Den zagenden Brüdern ein.

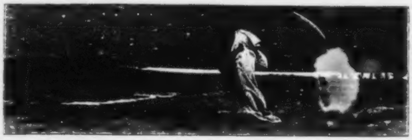
Horch, — Freude! — horch, ein Poſthornton!
Sei wohlgemuth nun, Bruder Tom,
Dort ſteigt ſchon Eſſenrauch!
„Ach nein, ach nein! — am Horizont
Dampft's röthlich, und bellend gegen den Mond,
Nur liegen die Füchſ' auf dem Bauch!"

Horch Peitſchenknall, horch Hahnenſchrei!
Sei, Bruder Wilm, nun ſchreckenfrei,
's giebt Menſchen in der Näh'!
„Ach nein, ach nein! mein Wilibald;
Auf reißet der Froſt die Bäum' in dem Wald;
Es kniſtert im Fallen der Schnee."

Sieh dort! tief unten im ſtillen Geländ'
Geht unſere Wanderſchaft zu End',
Dort iſt Großvaters Dorf!
„Ach nein, ach nein! der ſchwarze Fleck
Iſt nicht des ſtillen Dörfleins Heck,
Iſt ſchwarzer Moor und Torf."

Mir iſt's, als hör' ich durch Schnee und Sturm
Den Thürmer auf Sanct Marienthurm
Gar lieblich blaſen; es ſchallt:
„Ein Knäblein uns geboren iſt!"
Das Knäblein wird zu dieſer Friſt
Geleiten uns durch den Wald.

„Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir ſo ſchaurig, es wird mir ſo kalt;
Es drückt die Augen mir zu!
Dort unter der Weid', am Ufer der Ilm,
Dort will ich mich ſetzen," ſo ſprach lieb Wilm;
„Ihr wandelt dem Dörflein zu!" —



Her ſchritt der Tod an's Ufer der Ilm,
Und legte ſich ſtill auf den kleinen Wilm,
Weil ſchaurig der Nordwind blies.
Schlaf ſüß, ſchlaf ſanft, du Engelsbild;
Geleiten die Englein freudig und mild
Dich ein in das Paradies!

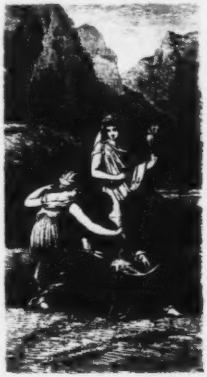
Still blinken die Lichter im heimiſchen Dorf,
Da gingen die Zween durch Moor und Torf,
Den Weg im Schneelicht zu ſpähn;
Mit ihnen verſank das falſche Geländ',
Die Kindlein falteten betend die Händ',
Und wurden nicht wieder geſehn.

Rothkehlchen ſaß auf ſeinem Aſt,
Der kleine ſchaudrige Wintergaſt,
Und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt am Ufer der Ilm
Dem Klaggetön' nach, bis wo Wilm
Wohl unter den Weiden lag.

Friedrich Hölderlin,

geb. am 20. März 1770 zu Laufen am Neckar, ſtudirte in Tübingen Theologie und Kantiſche Philoſophie; 1796 Hofmeiſter in einer angeſehenen Banquiersfamilie zu Frankfurt a. M. Eine Leidenſchaft für die Frau des Hauſes (die „Diotima" ſeiner Lieder) ſcheint ſein Verhängniß beſchleunigt zu haben. 1798 hatte er ſeine Stelle ohne Abſchied verlaſſen. Nachdem er ſich an verſchiedenen Orten zum Theil als Hauslehrer, auch in ſeiner Heimath und bei ſeiner Mutter aufgehalten, war die ſchwarze Melancholie allmählich zur unheilbaren Geiſteskrankheit geworden. So lebte er von 1806 noch bis zum 7. Juni 1843 wohlgepflegt im Hauſe des Tiſchlermeiſters Zimmer in Tübingen.

Gedichte. Stuttgart. Cotta.



An die Parzen.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und Einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
Daß williger mein Herz, vom ſüßen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen denn, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Hyperions Schickſalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt —
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.

Der Abſchied.

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns Alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dieß, dieß Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und anderes Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödtliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin in's Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei.

Reich die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß Alles,
Haß und Liebe vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima, dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen und friedlich
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd; doch itzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns;

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreit in Flammen
Fliegt in die Lüfte der Geiſt uns auf.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom,
Von Inſeln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter ſo viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimath

Verehrte ſichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu geblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet ſo bald mir nicht,
Dieß ſingt kein Wiegenſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter ſchenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Die Kürze.

„Warum biſt du ſo kurz? liebſt du wie vormals denn
„Nun nicht mehr den Geſang? fandſt du als Jüngling doch
„In den Tagen der Hoffnung,
„Wenn du ſangeſt, das Ende nie?“

Wie mein Glück iſt mein Lied. — Willſt du im Abendroth
Froh dich baden? Hinweg iſt's und die Erd' iſt kalt,
Und der Vogel der Nacht ſchwirrt
Unbequem vor das Auge dir.

Heidelberg.

Lange lieb' ich dich ſchon, möchte dich, mir zur Luſt
Mutter nennen und dir ſchenken ein kunſtlos Lied
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlich ſchönſte, ſo viel ich ſah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt ſich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menſchen tönt.

Wie von Göttern geſandt, feſſelt ein Zauber einſt
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne ſchien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebene zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, ſich ſelbſt zu ſchön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit ſich wirft.

Quellen hatteſt du ihm, hatteſt dem Flüchtigen
Kühle Schatten geſchenkt, und die Geſtade ſahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild,

Aber ſchwer in das Thal hing die gigantiſche
Schickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild, und umher grünte lebendiger
Ephen; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Ehmals und Jetzt.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich: jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter iſt mir ſein Ende.

Abendphantaſie.

Vor ſeiner Hütte ruhigem Schatten ſitzt
Der Pflüger, dem Genügſamen raucht ſein Heerd.
Gaſtfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verrauſcht des Markts
Geſchäft'ger Lärm; in ſtiller Laube
Glänzt das geſellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechſelnd in Müh' und Ruh'
Iſt Alles freudig; warum ſchläft denn
Nimmer nur mir in der Bruſt der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blüh'n die Roſen und ruhig ſcheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich
Purpurne Wolken! und mögen droben

In Licht und Luſt zerrinnen mir Lieb' und Leid! —
Doch, wie verſcheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber! dunkel wird's, und einſam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, ſanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühſt du ja,
Du ruheloſe, träumeriſche!
Friedlich und heiter iſt dann das Alter.

Ludwig Tieck,

geb. 31. Mai 1773 zu Berlin, nahm 1819 ſeinen Wohnſitz in Dresden, wurde dort Hofrath und 1825 Dramaturg, 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen; und ſtarb am 28. April 1853.

— Gedichte. Berlin. G. Reimer. —

Herbſtlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und ſang im muntern Sonnenſchein
Mit ſüßem wunderbarem Ton:
„Ade! ich fliege nun davon.
Weit, weit
Reiſ' ich noch heut.“

Ich horchte auf den Feldgeſang:
Mir ward ſo wohl und doch ſo bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Luſt
Stieg wechſelnd bald und ſank die Bruſt.
Herz, Herz!
Brichſt du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen ſah,
Da dacht' ich: Ach, der Herbſt iſt da!
Der Sommergaſt, die Schwalbe zieht:
Vielleicht ſo Lieb' und Sehnſucht flieht
Weit, weit
Raſch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenſchein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein;
Es ſah mein thränend' Angeſicht
Und ſang: „Die Liebe wintert nicht:
Nein, nein!
Iſt und bleibt Frühlingsſchein.“

Geſang des Vogels

aus dem Märchen: der blonde Eckbert.

Waldeinſamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut,
In ew'ger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinſamkeit.

Chor

aus dem Luſtſpiel: Kaiſer Octavianus

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Friedrich Wilhelm Joſeph v. Schelling.

geb. 27. Januar 1775 zu Leonberg im Württembergiſchen, Profeſſor der Philoſophie 1798 zu Jena, 1803 zu Erlangen, 1808 Generalſekretär bei der Akademie der bildenden Künſte zu München und geadelt; wurde ſpäter Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität und Vorſtand der Akademie der Wiſſenſchaften; ging jedoch 1841 nach Berlin und ſtarb auf einer Badereiſe im Kanton St. Gallen am 20. Auguſt 1854.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.*

Die müden Glieder neigen ſich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen;
Es ſieht mich an mit flehender Geberde
Das ſtumme Bild, und drängt mich noch zu ſprechen:
Warum, o Erde, hatt'ſt du keinen Mund,
Und warſt ſo träg die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit ſtummem Glanz erfüllen,
Iſt das Verbrechen auch mit euch im Bund?

Kann nur der Menſch was er geſehn enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falſcher Eidſchwur und ein feiger Willen?
Laß mich nicht ſterben, Gott, in meinen Sünden,
Nimm dieſe Laſt von der gedrückten Seele
Und laß dies Blatt den rechten Leſer finden,
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich geſehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle.

---

* Nach einer von H. Steffens dem Verfaſſer mitgetheilten Erzählung; zuerſt gedruckt in W. Schlegel's und Tieck's Muſenalmanach 1802 unter dem Namen „Bonaventura“.

Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke ſich entzündet;
Als einſam ich beim Wort des Herrn gewacht,
Auf das am nächſten Morgen ich verkündet',
Daß unverſehns zwo dräuende Geſtalten
(Wie es geſchehn, hab' ich noch nie ergründet)
Indem ich ſinnend ſitze, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte —
Wo war't ihr da, ihr ſchirmenden Gewalten?

War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Dem Frommen eine feſte Burg und Mauer
Vor böſem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon ſank ich in des ſichern Todes Trauer,
Die Seele wandte ſich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löſte kalter Schauer.
Doch während ſo das Härtſte ich erdichte,
Das Aeußerſte zu dulden ſchon mich rüſte,
Geſchah es mir, wie ich wahrhaft berichte.

Es iſt ein Ort nicht fern der Meeresküſte,
Verwittwet ſteht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer ſand'ger Wüſte,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
Befahl der Eine. „Willſt die Glieder laben,
So folge mir zu ſpätem Hochzeitsſchmaus.

Du kannſt das wohl nicht alle Tage haben."
Der Andre ſprach: „Nimm dieſes Gold und eile;
Wo nicht, ſo biſt du morgen ſchon begraben."
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
Der Weg iſt wohl von einer halben Meile.
Die Sterne ſtanden an des Himmels Bogen,
Sonſt war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fernher toſten dumpf die Meereswogen.

Doch unſres Weges einz'ger ſichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn ſchnell durchs Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reiſe, hielten die Gefährten,
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie ſprachen miteinander durch Geberden,
Drauf gaben ſie den Augen eine Hülle,
Wodurch ſie nur die innre Nacht vermehrten.

Ich wurde nun in meiner Seele ſtille
Und wiederholte gläubig ſtets die Worte
Voll Troſt und Kraft: „Herr, es geſcheh dein Wille!"
Und bald gelangt' ich zu dem ſtillen Orte,
Wohin ſo oft voll Andacht ich gegangen,
Und auf ein Zeichen öffnet ſich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet, kenn' ich alle Schritte
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.

Ich hört' Geräuſch, als wären's Menſchentritte,
Und leiſe Laute durch die Stille ſchweben;
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber ſchien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meiſter,
Und dachte: „Nun wird ſich's zum Ende geben."
So machte Furcht und Schrecken ſelbſt mich dreiſter,
Daß ich die Stimme herzhaft ſo erhoben:
„Seid abgeſchiedne Ihr doch gute Geiſter,

Die Gott den Herrn und Jeſum Chriſtum loben,
So ſprecht, was treibt Euch noch zurückzukehren
In dieſe Welt, von jener Welt dort oben?
Doch ſeid Ihr nicht aus jenen ſel'gen Sphären,
Wer gab Euch Macht, Euch alſo zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieſes Ort's zu ſtören?"
Doch hört' ich, kaum war dies vergönnt zu ſprechen,
Ein ſchrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und ſtark wie Felſen durch das Herz mir brechen.

Es gab nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn ſelbſt die Kraft des Wollens war zerſchlagen.
Die Hülle fällt, und ſchon ſteht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den prieſterlichen Segen;
Das Mädchen mit dem friſchen Kranz im Haare
Zwar ſchön, doch bleich als käm' ſie aus dem Grab,
Der Jüngling in der erſten Blüth' der Jahre.

Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein friſch geöffnet' Grab,
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals ſonſt geweſen.
Es waren eigne ſeltſame Geſichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu leſen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Weſen.

Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als ſonderbare Klänge,
Dergleichen auch den ſtärkſten Sinn erſchüttern.
Und als verſtummten Orgel und Geſänge,
An Sprach' und Weiſe keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen ſich die Menge,
Das Mädchen gegen mich ſich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn nimmer ſchauen —
Und dieſer Blick ſchien mir ein willig' Zeichen.

Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblaſſe Hand,
Um ſie dem ſchönen Jüngling anzutrauen.
Wie war's, daß ich das Zittern nicht verſtand,
Als ihre Hand zu ſeiner ſich gewendet?
Und warum knüpft' ich ſolch' unſelig Band?
Kaum war der letzte Segensſpruch vollendet,
(In griech'ſcher Zunge, wie man mir befohlen)
So wurden mir die Augen neu verblendet,

Woraus ſich Thränen nicht umſonſt geſtohlen;
So ſchied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen ſie ein Crucifix ſich holen,
Auf das ich mußt', mit heller Stimm' und laut,
Ein ewig Schweigen dieſer Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dies war mir noch die härteſte der Proben.
Und als auch dieſen Zwang ich überſtanden,
Ward ich zur Kirche ſtill hinausgeſchoben.

Nun frei, ſollt' ich ſogleich mich von den Banden,
So mir die Augen ſtarr und feſt umzogen,
Die ſich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne ſtanden noch am Himmelsbogen,
Sie ſahen auf des alten Dorfes Trümmer
Und näher brauſten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch ſchwacher Flimmer.
Doch bald drauf ſah ich's dunkel drinnen werden,
Und es erſtarb des Lichtes letzter Schimmer.

So legt', ermüdet von der Nacht Beſchwerden,
Kraftlos und ſchwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In allen Gliedern ſchien es mich zu packen,
Ich ſah noch einmal in die Nacht hinüber;

Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und fliehend ſchnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als ſäße Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauſes offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltſam nieder,
Doch früh am Morgen riß es mich empor,
Nicht Ruh noch Raſt für die zerſchlagnen Glieder:
Noch eh' die Sonn' emporſtieg an dem Himmel,
Stand ich ſchon an der alten Kirche wieder.

Verſchwunden war der dunklen Nacht Gewimmel,
Die Kirche färbte ſich mit goldnem Saume.
Es legte ſich der Sinne wild' Getümmel,
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume.
War es des heitern Morgens friſche Kühle,
Die alle Still' in dieſem heil'gen Raume,
War es der Troſt der himmliſchen Gefühle,
Die dieſer Ort ſo oft auf mich ergoſſen
In mancher Leiden ſchwerer banger Schwüle?

Mir war die Nacht wie ein Geſicht zerfloſſen,
Auf's Neue war das Herz dem Glauben offen,
Und ſchon hatt' ich die Kirche aufgeſchloſſen.
Der erſte Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Iſt jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es ſtark im Hoffen,
So tief iſt mir das Zutraun eingedrückt.
Ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —

Die bleiche Braut, ſo ich dem Tod verbunden —
Warum hat euch, ihr allzu treuen Augen,
Nicht ſchwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran ſo viele Qualen ſaugen,
Was hinderte dich damals abzuſterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählig mich zerſtören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?

Und ſo viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und ſo mir ſelbſt den Weg zu Gott verwehren!
Indeß der Tod ſchon meine Stunden zählet,
Und vor mir ſtellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einſt vermählet.
O ſelig Jeder, welchem ſanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewiſſen
In innrer Bruſt der Friede Gottes quillt!

Und dieſen Frieden mußt' ich lange miſſen.
O Quell des Heiles, unerſchöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn,
Laß ſchlafen endlich, laß ſich endlich brechen
Die Herzensnoth und des Gewiſſens Dorn.
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
Und neigſt dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß dieſe Schrift zur fernern Zukunft ſprechen
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

geb. am 12. Februar 1777 zu Brandenburg, machte die erſten Feldzüge gegen Napoleon mit, nahm 1813 wegen Kränklichkeit ſeine Entlaſſung und lebte zu Nennhauſen in der Mark, einem Familiengute ſeiner Frau, der als Dichterin bekannten Caroline Baronin d. l. M. F., nach deren Tode 1831 zog er nach Halle, wo er Vorleſungen über Poeſie und Geſchichte der neuern Zeit hielt, und ſiedelte 1842 nach Berlin über, wo er, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. unterſtützt, in bedrängten Umſtänden am 23. Januar 1843 ſtarb.

— Gedichte. Stuttgart. 1816–27. (5 B.) —

Thurmwächterlied.

Am gwaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felſen kracht,
Da ſchau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus ſtarker Bruſt
Und miſche den Klang
In die wilde Luſt,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo ſchwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo ſchwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Menſch hier wacht:

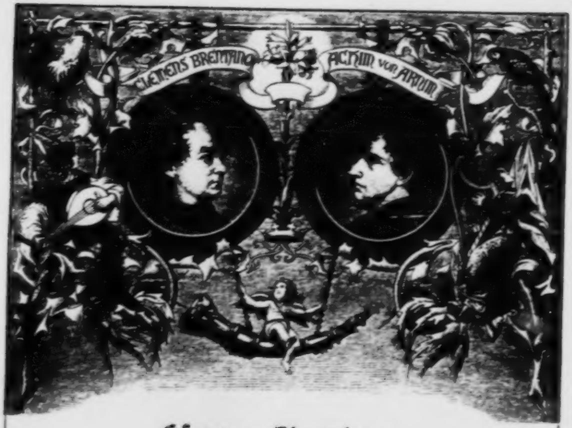
Ein kräftiger Mann,
Recht friſch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand
Iſt zu ſchwarz die Nacht,
Iſt zu fern der Ort,
Da ſchickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Troſt über See und Land

Wer auf Wogen ſchwebt,
Sehr leck ſein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo ſich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich
Wen das wilde Meer
Schon hinunterſchlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Troſt.

Wenn Alles eben käme
Wie du gewollt es haſt,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Laſt,
Wie wär's da um dein Sterben,
O Menſchenkind, beſtellt?
Du müßteſt faſt verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch ſüßes Band dir ab,
Und heiter kannſt du wandern
Gen Himmel durch das Grab;
Dein Zagen iſt gebrochen
Und deine Seele hofft, —
Dieß ward ſchon oft geſprochen,
Doch ſpricht man's nie zu oft.



Clemens Brentano.

geb. 8. Septbr. 1777 zu Frankfurt a. M., anfangs dem Kaufmannsſtande beſtimmt, ſtudirte er ſpäter, ging 1822 nach Rom, wo er einige Zeit für die Propaganda thätig war, und ſtarb nach einem unſtäten Leben am 28. Juli 1842 zu Aſchaffenburg.

— Geſammelte Schriften. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. —

Der Spinnerin Lied.

Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing' und kann nicht weinen,
Und ſpinne ſo allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond wird ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk' ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn' ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen.

Nach Sevilla!

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehn,
Aus den Fenſtern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen ſehn,
Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenſter ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da ſehnt mein Herz ſich hin!

In Sevilla, in Sevilla!
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Weiße Küche, ſtille Kammer,
In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer.
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

Wenn ich ein Bettelmann wär'.

Wenn ich ein Bettelmann wär',
Käm' ich zu dir,
Säh' dich gar bittend an,
Was gäbſt du mir? —

Der Pfennig hilft mir nicht,
Nimm ihn zurück,
Goldner als golden glänzt
Allen dein Blick.

Und, was du allen giebſt,
Gebe nicht mir,
Nur was mein Aug' begehrt
Will ich von dir.

Bettler, wie helf' ich dir? —
Sprächſt du nur ſo,
Dann wär' im Herzen ich
Glücklich und froh!

Laufſt auf dein Kämmerlein,
Holſt ein Paar Schuh;
Die ſind mir viel zu klein,
Sieh einmal zu. —

Sieh nur, wie klein ſie ſind,
Drücken mich ſehr;
Jungfrau, ſüß lächelſt du,
O gieb mir mehr!

O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Die Welt war mir zuwider,
Die Berge lagen auf mir,
Der Himmel war mir zu nieder,
Ich ſehnte mich nach dir, nach dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich trieb wohl durch die Gaſſen
Zwei lange Jahre mich;
An den Ecken mußt' ich paſſen
Und harren nur auf dich, auf dich!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Und alle Liebeswunden,
Die brachen auf in mir,
Als ich dich endlich gefunden,
Ich lebte und ſtarb in dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich hab' vor deiner Thüre
Die hellgeſternte Nacht,
Daß dich mein Lieben rühre,
Oft liebeskrank durchwacht.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich ging nicht zu dem Feſte,
Trank nicht den edlen Wein,
Ertrug den Spott der Gäſte,
Um nur bei dir, bei dir zu ſein!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Bin zitternd zu dir gekommen,
Als wärſt du ein Jungfräulein,
Hab' dich in Arm genommen,
Als wärſt du mein allein, allein!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Wie ſchlecht du ſonſt geweſen,
Vergaß ich liebend in mir,
Und all' dein elendes Weſen
Vergab ich herzlich dir, ach dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Als du mir einſt gegeben
Zur Nacht den kühlen Trank,
Vergiftetest du mein Leben,
Da war meine Seele ſo krank, ſo krank!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Bergab bin ich gegangen
Mit dir zu jeder Stund',
Hab feſt an dir gehangen
Und ging mit dir zu Grund'!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Es hat ſich an der Wunde
Die Schlange feſtgeſaugt,
Hat mit dem giftigen Munde
Den Tod in mich geſaugt!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Und ach, in all' den Peinen
War ich nur gut und treu!
Daß ich mich nannte den Deinen,
Ich nimmermehr bereu', bereu'!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ludwig Achim v. Arnim,

geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin, ſtudirte Naturwiſſenſchaften, lebte dann in Heidelberg, ſpäter in Berlin und ſtarb 21. Jan. 1831 auf ſeinem Gute Wiepersdorf in der Mittelmark.

—— Sämmtliche Werke. Berlin. Veit u. Comp. und Arnim'ſcher Verlag. ——

Die Braut ſingt.

(Aus dem Roman: Die Kronenwächter.)

Goldne Wiegen ſchwingen
Und die Mücken ſingen,
Blumen ſind die Wiegen,
Kindlein drinnen liegen;
Auf und nieder geht der Wind,
Geht ſich warm und geht geſind.

Wie viel Kinder wiegen,
Wie viel ſoll ich kriegen?
Eins und zwei und dreie,
Und ich zähl' aufs neue;
Auf und nieder geht der Wind,
Und ich weine, wie ein Kind.

Mondenſchein.

(Aus dem Schauſpiel: Die Gleichen.)

Mondenſchein
Schläfert ein,
Wenn er auf dem Harniſch blinkt
Und den Thau vom Stahle trinkt.

Mondenſchein
Glänzt wie Wein,
Läßt die Augen freudenwach,
Scheinet er auf Liebchens Dach.

Die freie Nacht iſt aufgegangen.

Die freie Nacht iſt aufgegangen,
Unſichtbar wird ein Menſch dem andern;
So kann ich mit den Thränen prangen
Und hin zu Liebchens Fenſter wandern
Der Wächter rufet ſeine Stunden,
Der Kranke jammert ſeine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden,
Und bei der Leiche ſchimmern Kerzen.

Die Liebſte iſt mir heut' geſtorben,
Wo ſie dem Feinde ſich vermählet.
Ich habe Lieb' in Leid geborgen,
Ihr Thränen mir die Sterne zählet!
Wie herzhaft iſt das Licht der Sterne,
Wie ſchmerzhaft iſt das Licht der Fenſter;
Ein dichter Nebel deckt die Ferne,
Und mich umſpinnen die Geſpenſter.

Im Hauſe iſt ein wildes Klingen.
Die Menſchen mir ſo ſtill ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die ſchwarze Nacht hat mich befreiet.
Mein Liebchen weckt ein ſchöner Morgen,
Der mich dem ew'gen Jammer weihet.

Wie oft hab' ich hier froh geſeſſen,
Wenn alle Sterne im Erblaſſen,
Ach, alle Welt hat mich vergeſſen,
Seit mich die Liebſte hat verlaſſen:
Nichts weiß von mir die grüne Erde,
Nichts weiß von mir die lichte Sonne,
Der Mondenglanz iſt mir Beſchwerde,
Die Nacht iſt meiner Thränen Bronne.

Die arme Schönheit.

Mir gegenüber das ſchöne Kind
Strickte ſonſt fleißig um's liebe Brod,
Barfuß doch lief ſie bei Regen und Wind,
Schwarz war ihr Kopftuch, das Röckchen war roth,
Wenn ich ſie grüßte, dankte ſie ſchön.
Und ich möcht' gern in's Auge ihr ſehn.

Mir gegenüber ſitzt nun das Kind
Müßig am Fenſter, daß jeder ſie ſchaut;
Hat ſich gelocket die Haare geſchwind,
Putzt ſich in Seide wie eine Braut;
Wenn ich ſie ſehe, winket ſie mir,
Wenn du ſie grüßeſt, winket ſie dir.

Hör' gegenüber du armes Kind,
Schande macht reich und die Schönheit iſt arm;
Schande die tauſcht mit der Schönheit geſchwind,
Daß ſich doch Gott nur der Schönheit erbarm'!
Siehſt du zum Himmel, Gott ſiehet dich nicht,
Sieht kein geſchminktes Angeſicht.

Volkslieder

aus des Knaben Wunderhorn und anderen Sammlungen. Die Lieder aus dem Wunderhorn, bei denen von den Herausgebern bekanntlich zuweilen „die Feile des Dichters“ angelegt iſt, ſind mit * bezeichnet.

— Des Knaben Wunderhorn, alte deutſche Lieder, geſammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano 1806—1808. Die deutſchen Volkslieder. Geſammelt von Karl Simrock. — Deutſcher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutſchen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. — Jungbrunnen von Georg Scherer. Berlin. Beſſer'ſche Buchhandlung. —

Wenn ich ein Vöglein wär'.*

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Gruß.

So viel Stern am Himmel ſtehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal ſei du gegrüßt!

Soll ich dich denn nimmer ſehen?
Ach, das kann ich nicht verſtehen,
O du bittrer Scheidensſchluß!
Wär ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieſer Erden,
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich dich wiederſehen ſoll.
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zuſammen,
Ach, wie groß iſt meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Lieb, wann kommſt zu mir?
Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk an mich!

Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein,
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.

Lebe wohl.

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abſchied nehmen;
O du allerſchönſte Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Da ich dich ſo treu geliebt,
Ueber alle Maaßen,
Soll ich dich verlaſſen.

Wenn zwei gute Freunde ſind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen ſich,
Ehe ſie ſich trennen.
Noch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet.

Dort auf jener grünen Au
Steht mein jung friſch Leben,
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde ſchweben?
Hab ich dir was Leids gethan,
Bitt ich um Verzeihung an,
Denn es geht zu Ende.

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke daß es Seufzer ſei'n,
Die ich zu dir ſende,
Tauſend ſchick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Wer hat das Lieben erdacht?*

Zum Sterben bin i
Verliebet in dich,
Dain ſchwarzbraune Aeugelein
Verfuhren ja mich.

Biſcht hier oder biſcht dort
Oder ſonſcht an aim Ort,
Wollt wunſche, konnt rede
Mit dir ai paar Wort.

Wollt wunſche, s wär Nacht,
Main Bettlein wär gmacht;
I wollt mich drein lege,
Feins Liebche darnebe,
Woll ſ' herze, daß ſ' lacht.

Main Herz iſcht verwundt,
Komm Schatzerl, mach mich gſund;
Ach, 'rlaub mir zu küſſe
Dain purpurrothe Mund.

Dain purpurrother Mund
Macht Herze geſund,
Macht d' Jugend verſtandig,
Macht Tode lebendig,
Macht Kranke geſund.

Sonſcht kainer iſcht hier,
Derſelbig gfall mir,
Hatt daine braun Aeugelein,
Dain ſchone Manier.

Maine Mutter d' hat nu
Ein ſchwarzbraune Kuh:
Wer wird ſie denn melke,
Wenn 'ch heirathe thu?

Der das Liedle hat gmacht,
Hats Lieben erdacht;
Drum wunſch ich main feins Liebchen
Viel tauſend gute Nacht.

Die Verlaſſene.

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Madle ſteh;
All ſtehn bei ihrem Schatz,
Wer ſtänd bei mir?

Mei Mutter mag mī net,
Und kein Schatz han i net:
Ei, warum ſterb i net,
Was thu i do?

Geſtern iſt Kirchweih gweh,
Mi hat me gwiß net gſeh,
Denn mir iſt gar zu weh,
I tanz ja net.

Wenn i nu gſtorbe bin,
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi ins Grab hinei:
Wer weint um mi?

Laßt die drei Rösle ſtehn,
Die an dem Kreuzle blühn:
Hent ihr das Madle kennt,
Das drunter liegt?

Zum letzten Mal.

Du wirſt mirs ja nit übel nehma,
Wenn i nit meh zu di komma;
Denn du weißt ja allzu wohl,
Warum i nit meh komma ſoll.

Bei meinem Eid, ich hab di lieb ghat,
Hab dirs oft gſagt, daß i di lieb hab;
Doch du weißt ja allzu wohl
Warum i nit meh liebe ſoll.

Den ſchönen Strauß, i hab ihn gfunden,
Hab ihn gpflückt und hab ihn gbunden,
Doch du weißt ja allzu wohl,
Wer den Strauß nu habe ſoll.

O hätt i 's nur verſchlaf'n könna!
Doch i kanns nit, thut mirs ſahna;
Denn du weißt ja allzu wohl,
Warum i nit meh ſchlafe ſoll.

Hier unterm Bruſtlatz thut mirs pocha,
Komm ans Herz mi, laß di drucka!
Ach, du weißt ja allzu wohl,
Daß i di nit meh drucka ſoll.

Käuzlein.*

Ich armes Käuzlein kleine,
Wo ſoll ich fliegen aus?
Bei Nacht ſo gar alleine
Bringt mir ſo manchen Graus:
Das macht der Eulen Ungeſtalt,
Ihr Trauern mannigfalt.

Ich will's Gefieder ſchwingen
Gen Holz in grünen Wald,
Die Vöglein hören ſingen
In mancherlei Geſtalt.
Vor allen lieb' ich Nachtigall,
Vor allen liebt mich Nachtigall.

Die Kinder unten glauben,
Ich deute Böſes an;
Sie wollen mich vertreiben,
Daß ich nicht ſchreien kann:
Wenn ich was deute, thut mir's leid,
Und was ich ſchrei, iſt keine Freud.

Mein Aſt iſt mir entwichen,
Darauf ich ruhen ſollt';
Sein Blättlein all' verblichen,
Frau Nachtigall geholt:
Das ſchafft der Eulen falſche Tück,
Die ſtöret all' mein Glück.

Don Juan.*

Ich hatt nu mei Trutſchel
Ins Herz nei geſchloſſe,
Sie hat mir geſchworen,
Sie wöll mich net loſſe,
Da reit mir der Teufel
Den Schulzen ſei Hans,
Der führt ſie zum Tanz.

So gehts, wenn die Mädcher
Zum Tanzboden gehn,
Da muß man bald immer
In Sorgen bei ſtehn,
Daß ſie ſich verliebe
In andere Knecht;
So Mädcher ſind ſchlecht.

Es ſchmeckt mir kein Eſſen,
Es ſchmeckt mir kein Trinke,
Und wenn ich ſoll arbeit,
So möcht ich verſinke;
Kurz wenn ich mei Trutſchel
Net bald wieder ſeh,
So muß ich vergeh.

Und wenn ich geſtorbe,
Ich laß mich begrabe,
Und laß mer vom Schriner
Zwei Bretcher abſchabe,
Und laß mer zwei firige Herzer druf mahle.
Ich kann ſie bezahle.

Und laß mer anſtimme
Die Sterbegeſange:
„Da leit nu der Eſel
Die Quer und die Länge,
Der allzeit geſteckt hat in Liebesaffäre;
Zu Erde muß were.“

Hat geſagt – bleibts nicht dabei.*

Mein Vater hat geſagt,
Ich ſoll das Kindlein wiegen,
Er will mir auf den Abend
Drei Gaggeleier ſieden;
Siedt er mir drei,
Ißt er mir zwei,
Und ich mag nicht wiegen,
Um ein einziges Ei.

Meine Mutter hat geſagt,
Ich ſoll die Mägdlein verrathen.
Sie wollt mir auf den Abend
Drei Vögelein braten;
Brät ſie mir drei,
Ißt ſie mir zwei,
Um ein einziges Vöglein
Treib ich kein Verrätherei.

Mein Schätzlein hat geſagt,
Ich ſoll ſein gedenken,
Er wöllt mir auf den Abend
Drei Küßlein auch ſchenken;
Schenkt er mir drei,
Bleibts nicht dabei,
Was kümmert michs Vöglein,
Was ſchiert mich das Ei.

Die junge Schnur und die alte Schwieger.

Willſt du meinen Sohn haben?
Sprach die alte Schwieger.
Will ihn han,
Muß ihn han!
Sprach die Jung' hinwieder.

Heinz, willſtu Chriſtin' haben?
Sprach die alte Schwieger.
Will ſie's ſein,
So iſt ſie mein:
Sprach der Sohn hinwieder.

Wann wöllt ihr denn Hochzeit haben?
Sprach die alte Schwieger.
Gilt uns gleich,
Wann es ſei:
Sprach die Schnur hinwieder.

Was wöllt ihr für ein Handwerk treiben?
Sprach die alte Schwieger.
Gelt, mein Heinz,
Wir treiben keins?
Sprach die Schnur hinwieder.

Womit wöllt ihr euch denn nähren?
Sprach die alte Schwieger.
Mit Käs und Brot,
Und was man hat:
Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wöllt ihr heint dann liegen?
Sprach die alte Schwieger.
Bei dem Heerd
Auf der Erd:
Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wöllt ihr dann Hausrath nehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Frag nit drum,
Wo wirs bekumm:
Sprach die Schnur hinwieder.

In welches Haus wöllt ihr dann ziehen?
Sprach die alte Schwieger.
In dein Haus,
Du mußt draus!
Sprach die Schnur hinwieder.

Das Haus das iſt mein eigen:
Sprach die alte Schwieger.
Iſt es dein,
Es wird noch mein:
Sprach die Schnur hinwieder.

Wollſt du auf mein Tod hoffen?
Sprach die alte Schwieger.
Lebſt du lang,
So iſt mir bang:
Sprach die Schnur hinwieder.

So möcht ich mich doch gleich erhenken!
Sprach die alte Schwieger.
Wünſch Euch Glück,
Hier liegt der Strick:
Sprach die Schnur hinwieder.

Prinz Eugen.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiſer wiedrum kriegen
Stadt und Feſtung Belgarad.
Er ließ ſchlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüber rucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geſchlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Kragen
Frei paſſieren den Donaufluß,
Bei Semmalin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigſten Auguſt ſo eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwurs dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren,
Soviel als man kunnt verſpüren
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Prinz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zuſammen kommen
Sein General und Feldmarſchall.
Er thät ſie recht inſtrugieren,
Wie man ſollt die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man ſollt die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da ſollt Alles zu Pferd aufſitzen,
Mit dem Feinde zu ſcharmützen
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerdte;
Ganz ſtill ruckt man aus der Schanz
Die Musketier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer ſtreiten,
Es war fürwahr ein ſchöner Tanz

Ihr Conſtabler auf der Schanzen
Spielet auf zu dieſem Tanzen
Mit Kartaunen groß und klein;
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß ſie laufen all davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
That als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Halt't euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an.

Prinz Ludewig der mußt aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

Ammen-Uhr.

Der Mond der ſcheint,
Das Kindlein weint;
Die Glock' ſchlägt zwölf,
Daß Gott doch allen Kranken helf!

Gott alles weiß,
Das Mäuslein beißt;
Die Glock' ſchlägt Ein,
Der Traum ſpielt auf dem Kiſſen dein.

Das Nönnchen läut
Zur Mettezeit;
Die Glock' ſchlägt zwei,
Sie gehn in's Chor in einer Reih'.

Der Wind der weht,
Der Hahn der kräht;
Die Glock' ſchlägt drei,
Der Fuhrmann hebt ſich von der Streu'.

Der Gaul der ſcharrt,
Die Stallthür knarrt;
Die Glock' ſchlägt vier,
Der Kutſcher ſiebt den Haber ſchier.

Die Schwalbe lacht,
Die Sonn' erwacht
Die Glok' ſchlägt fünf,
Der Wandrer macht ſich auf die Strümpf'.

Das Huhn gagackt,
Die Ente quackt;
Die Glock' ſchlägt ſechs,
Steh auf, ſteh auf, du faule Hex!

Zum Bäcker lauf,
Ein Wecklein kauf;
Die Uhr ſchlägt ſieben,
Die Milch thu an das Feuer ſchieben!

Thut Butter nein,
Und Zucker ſein!
Die Glock' ſchlägt acht,
Geſchwind dem Kind die Supp gebracht.

Die Nonne.

Ich ſtund auf hohen Bergen
Und ſah ins tiefe Thal;
Ein Schifflein ſah ich ſchweben,
Darin drei Grafen war'n.

Der jüngſte von den Grafen,
Der in dem Schifflein ſaß,
Gab mir einmal zu trinken
Den Wein aus ſeinem Glas.

Was zog er von dem Finger?
Ein goldnes Ringelein;
„Nimm hin du Hübſche, du Feine,
Das ſoll mein Denkmal ſein!“

„„Was ſoll ich mit dem Ringe?
Bin gar ein junges Blut,
Dazu ein armes Mädchen,
Hab weder Geld, noch Gut.““

„Biſt du ein armes Mädchen,
Haſt weder Geld noch Gut,
So denk' an unſre Liebe,
Die zwiſchen uns beiden ruht!“

„„Ich weiß von keiner Liebe,
Denk' auch an keinen Mann;
In's Kloſter will ich ziehen,
Will werden eine Nonn'.““

„Willſt du ins Kloſter ziehen,
Willſt werden eine Nonn',
So will ich die Welt durchreiten,
Bis daß ich zu dir komm.“ —

Es ſtund wohl an ein Vierteljahr,
Dem Grafen träumt's gar ſchwer,
Als ob ſein herzallerliebſter Schatz
In's Kloſter gangen wär'.

Der Herr ſprach zu dem Knechte:
„Satt'l unſer beider Pferd'!
Wir wollen reiten Berg und Thal,
Der Weg iſt reitenswerth.“

Und als er kam vor's Kloſter,
Gar leiſe klopft er an:
„Wo iſt die jüngſte Nonne,
Die zuletzt iſt kommen an?“

Es iſt ja keine kommen,
Es kommt auch keine heraus! —
„So will ich das Kloſter anzünden,
Das ſchöne Gotteshaus.“

Da kam ſie hergeſchritten;
Schneeweiß war ſie bekleid't,
Ihr Haar war abgeſchnitten,
Zur Nonn' war ſie bereit.

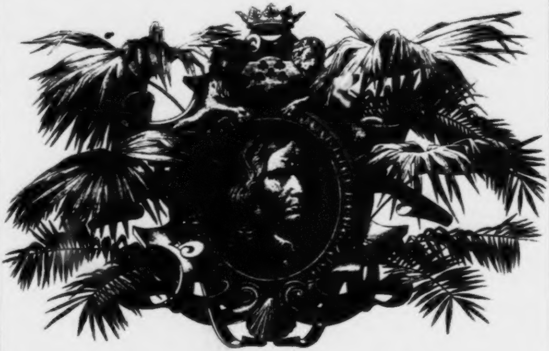
Sie hieß den Herrn willkommen
Willkommen im fremden Land:
„„Wer hat euch heißen kommen,
Wer hat euch Boten geſandt?““

Der Graf wandt' ſich voll Sehnen,
Die Red' ihn ſehr verdroß,
Daß ihm die heiße Thräne
Von ſeinen Wangen floß,

Was hat ſie in den Handen?
Von Gold ein Becherlein;
Er hat kaum ausgetrunken,
Springt ihm ſein Herz entzwei.

Mit ihren weißen Handen
Grub ſie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren ſchwarzbraun' Augen
Sie ihm das Weihwaſſer gab.

Mit ihrer ſchönen Stimme
Sang ſie den Grabgeſang;
Mit ihrer hellen Zunge
Schlug ſie den Glockenklang.



Adalbert von Chamiſſo,

(Louis Charles Adelaide de Chamiſſo de Boncourt), geb. 27. Januar 1781 auf dem Stammſchloſſe ſeiner Familie Boncourt in der Champagne, kam 1790 durch die Emigration des franzöſiſchen Adels nach Deutſchland, ſtudirte Naturwiſſenſchaften, nahm 1815—1818 an der ruſſiſchen Entdeckungsexpedition nach der Südſee Theil, ſpäter Vorſteher der Königl. Herbarien zu Berlin, wo er am 21. Auguſt 1838 ſtarb.

Gedichte. Leipzig. Weidmann'ſche Buchhandlung.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und ſchüttle mein greiſes Haupt;
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergeſſen geglaubt?

Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.

Es ſchauen vom Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter dieſen Fenſtern,
Verträumt' ich den erſten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und ſuche das Ahnherrn Grab,
Dort iſt's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch leſen umflort die Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt,
Und ſegn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen,
Und ſingen von Land zu Land.

Salas y Gomez.

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des ſtillen Meers, ein Felſen kahl und bloß,
Verbrannt von ſcheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingeſtell ohn' alles Gras und Moos,
Das ſich das Volk der Vögel auserkohr
Zur Ruhſtatt im bewegten Meeresſchooß.
So ſtieg vor unſern Blicken ſie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Weſten! Land!"
Der Ruf vom Maſtkorb drang zu unſerm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen ſtand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da friſcher Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beſchloſſen den Verſuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu ſein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd es jetzt mit ſchlichten Worten ſagen.

Wir legten bei, beſtiegen wohlbewahrt
Die ausgeſetzten Boote, ſtießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felſengruppe,
Wir ſetzten auf das Trockne unſern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten ſich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber ſtieg hinan die Felſenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit geſtreckten Hälſen ſich beſannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferſtein, indeſſen
Die Blicke den Geſichtskreis rings umſpannten.
Und wie die Wüſtenei ſie erſt ermeſſen,
Und wieder erdwärts ſich geſenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergeſſen:
Es hat die Hand des Menſchen eingegraben
Das Siegel ſeines Geiſtes in den Stein,
Worauf ich ſteh', — Schriftzeichen ſind's, Buchſtaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß ſie lang beſtehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger ſein.
Und nicht zu leſen! — deutlich noch zu ſehen
Der Tritte Spur, die ſie verlöſchet faſt,
Es ſcheint ein Pfad darüber hinzugehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Raſt,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierſchaalen!
Wer war, wer iſt der grauſen Wildniß Gaſt?
Und ſpähend, lauſchend ſchritt ich auf dem kahlen
Geſims einher zum andern Felſenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenſtrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einſam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferſtiegen,
Die mir die Anſicht von dem Abhang raubte;
Da ſah ich einen Greiſen vor mir liegen,

Wohl hundert Jahre, mocht' ich ſchatzen, alt,
Deß Züge, ſchien es, wie im Tode ſchwiegen.
Nackt, lang geſtreckt die rieſige Geſtalt,
Von Bart und Haupthaar abwarts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt getragen von des Felſen Wanden,
Im ſtarren Antlitz Ruh', die breite Bruſt
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Handen.
Und wie entſetzt, mit ſchauerlicher Luſt
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entfloſſen mir die Thranen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefahrten,
Die bald mein lauter Ruf zuſammenbrachte.
Sie larmend herwarts ihre Schritte kehrten,
Und ſtellten, bald verſtummend, ſich zum Kreis,
Die fromm die Feier ſolchen Anblicks ehrten.
Und ſeht, noch reget ſich, noch athmet leis,
Noch ſchlagt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wunderſame Greis.
Er ſchaut uns zweifelnd, ſtaunend an, beſtrebt
Sich noch zu ſprechen mit erſtorb'nem Munde, —
Umſonſt! er ſinkt zurück, er hat gelebt.
Es ſprach der Arzt, bemüh'nd in dieſer Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es iſt vorbei!“
Wir aber ſtanden betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüſtenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in ſpan'ſcher Zunge ſind geſchrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Haſt zu unſern Booten;
Wie dort er lag, iſt liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er ſitt, dem Todten
Zur Ruheſtatte wie zum Monumente,

Und Friede ſei dir, Schmerzensſohn, entboten!
Die Hülle giebſt du hin dem Elemente,
Allnächtlich ſtrahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne ſich am Firmamente,
Und, was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erſte Schiefertafel.

„Mir war von Freud' und Stolz die Bruſt geſchwellt,
Ich ſah bereits im Geiſte hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der geſammten Welt.
Der Edelſteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichſte Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, dieſe Erdenmacht,
An welcher ſich das Alter liebt zu ſonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und ſelber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurſt'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und beſonnen.
Sie ſchalt nicht fürder mein zu raſches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen ſanft umruht.
Es ſprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauſes Schranken,
Und fühlte keinen Wunſch ſich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht,
Und ſah die Sterne durch das Tauwerk ſchwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der ſo die Segel ſpannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je ſchnellern Laufs gemacht.
Da ſchreckte mich ein Stoß aus meinem Traum
Erdröhnend durch das ſchwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

Ein zweiter Stoß, ein dritter, krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug ſchäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und ſah noch über mir die Sternenhelle;
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und ſchaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewäſſer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und ſagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da ſchien mir, daß in tiefem Schlaf ich ſchliefe,
Und ſei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich ſolchem Schlafe zu entziehen,
Und ich beſann mich, ſchaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgeſpieen.
Und wie vom Todesſchlaf ich auferſtand,
Bemüht ich mich, die Höhe zu erſteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur ſich zeigen,
Die dieſen einſam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einſam ſelbſt ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu ſehen,
Woſelbſt es lange Jahre noch geſtanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen ſeewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geſchehen.
Ich aber dachte: nicht an ſolchem Ort
Wirſt lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geſchick ereilte dort.
Nicht alſo, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden

Selbander leb' ich ſo mit meiner Pein,
Und kratze mit den ſcharfen Muſchelſcherben
Auf dieſen mehr als ich geduld'gen Stein.
Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu ſterben."

3.

Die andere Schiefertafel.

„Ich ſah vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz; verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Oſten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen ſich der Wellenſchlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte,
Mein ſtarrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne ſich erheben ſollte.
Die Vögel auf den Neſtern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blaſſer
Erloſch der Schimmer in der Brandung Schaum,
Es ſonderte die Luft ſich von dem Waſſer,
In tiefem Blau verſchwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward naſſer.
Nun trat die Pracht der Sonne ſelbſt hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen ſenkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts ſeinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du ſtrafſt gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übſt du ſchon an deinem Kinde.
Du öffneſt mir das Grab und führſt auf's neu,
Zu Menſchen mich, ſie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchſtem Rücken,
Betrachtend ſcharf das Fahrzeug, ward ich bleich,

Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angſt in meinem Buſen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! ſo bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennſt, barmherz'ger Gott, du fühlſt mein Loos!
Und ruhig ſah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
Und ſchwinden zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meiſters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durſtes eingeſogen.
Wie wirſt du erſt, den ſeit ſo langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menſchenred', ans alte Herz mir ſchlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erſchaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! ſie müſſen ja das Riff
Umfahren, fern ſich halten von der Brandung.
O gleite ſicher, hoffnungsſchweres Schiff!
Jetzt wär es an der Zeit! o meine Ahnung!
Blickt her! blickt her! legt bei! ſetzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort verſucht die Landung!
Und ruhig vorwärts ſtrebend, ward das Boot
Nicht ausgeſetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig ſah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachſen zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke ſich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens ſucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht
Und an den Felſen meine Stirne ſchlagend,
Gewüthet ſinnverwirret und verrucht.

Drei Tag' und Nächte lag ich ſo verzagend,
Wie Einer, den der Wahnſinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend,
Und hab' am dritten Abend erſt gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Aus meinem Leibe Nahrung zu verſchaffen.“

4.

Die letzte Schiefertafel.

„Geduld! Die Sonne ſteigt im Oſten auf,
Sie ſinkt im Weſten zu des Meeres Plan
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt, bald wieder ſenkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr iſt um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für ſie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig ſich gereihet hatten.
Geduld! Du harreſt ſtumm am Meeresrand,
Und blickeſt ſtarr in öde blaue Ferne
Und lauſchſt dem Wellenſchlag am Felſenſtrand.
Geduld! Laß kreiſen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenſchauer mit der Sonnengluth
Abwechſeln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes iſt's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesſcheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die ſchlaflos lange bange Nacht,
Darin ſie aus dem Hirn hinaus ſich wagen!
Sie halten grauſig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnſinn locken; —
Hinweg! Hinweg! wer gab euch ſolche Macht?
Was ſchüttelſt du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du raſcher wilder Knabe,

Ich ſeh' dich an und meine Pulſe ſtocken
Du biſt ich ſelbſt, wie ich geſtrebet habe
In meiner Hoffnung Bahn vor grauen Jahren,
Ich bin du ſelbſt, das Bild auf deinem Grabe.
Was ſprichſt du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurſt? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren,
Und führeſt wiederum mir dieſe vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längſt verzichtet,
Du hauchſt aus Aſchen noch die Gluth empor!
Nicht ſo den ſüßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles ſchon vernichtet.
Aus deinem hohlen morſchen Schadel ſchaut
Kein ſolcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Verſunken iſt die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf dieſem öden Felſen überragt
In grauſenhafter Abgeſchiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widerſagt
Ihr dem, der ſchon den Todten angehoret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beſchworet
Zur Ruh' den Aufruhr dieſer Nachtgenoſſen,
Und ende du den Kampf, der mich zerſtoret.
Sie bricht hervor, und jene ſind zerfloſſen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verſchloſſen.
O tragt noch heut', ihr altersſtarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Neſter liegen;
Ich lege bald zur letzten Raſt euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu ſchmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen ſich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger ſiegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich ſelber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menſchen dieſen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedſam hier erbleichen,
Was frommet mir annoch in ſpäter Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie ſchlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längſt verſchollen iſt von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht verſüßt.
Laß weltverlaſſen ſterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederſchauen."

* * *

Die alte Waſchfrau.

Du ſiehſt geſchäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen
Im ſechsundſiebenzigſten Jahr.
So hat ſie ſtets mit ſaurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegeſſen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und ſich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

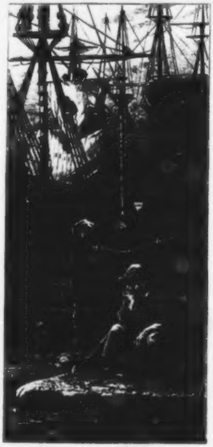
Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog ſie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung ſind ihr Gut.
Zu ſuchen ihren Unterhalt,
Entließ ſie ſegnend ihre Lieben,
So ſtand ſie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

Sie hat geſpart und hat geſonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte ſie, die Nadel,
Und nähte ſich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde ſonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, ſie ſchätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz,
Es iſt ihr Erſtes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erſparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh ſich einzuprägen,
Dann legt ſie's wohlgefällig fort,
Bis ſie darin zur Ruh' ſie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, dieſem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen ſollte
In meinen Grenzen und Bereich,
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.

Der Bettler und ſein Hund.



Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So ſchlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was ſoll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groſchen verdienen kann,
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat ſich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir ſich geſellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getroſt gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geſchieden ſein!
Du biſt, wie ich, nun alt und krank,
Ich ſoll dich erſaufen, das iſt der Dank!

Das iſt der Dank, das iſt der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdenſohn.
Zum Teufel, ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das iſt der Strick, das iſt der Stein,
Das iſt das Waſſer, — es muß ja ſein.
Komm her, du Köter, und ſieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußſtoß, ſo iſt es gethan!

Wie er in die Schlinge den Hals ihm geſteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge ſogleich zurück,
Und warf ſie ſchnell um ſein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar ſchauderhaft,
Und raffte zuſammen die letzte Kraft,
Und ſtürzt' in die Fluth ſich, die tönend ſtieg,
In Kreiſe ſich zog und über ihm ſchwieg.

Wohl ſprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er ſie winſelnd und zerrend her —
Wie ſie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verſcharrt in ſtiller Stund',
Es folgt' ihm winſelnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingeſtreckt und iſt da verreckt.

Der alte Sänger.

Sang der ſonderbare Greiſe
Auf den Märkten, Straßen, Gaſſen
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
„Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Langſam, langſam und gelaſſen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltſam!
Unabläſſig, unaufhaltſam,
Allgewaltig naht die Zeit.

„Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Laſt ihm abzuſtreifen,
Wann er erſt mit Blüthen prangt!
Laßt ihn ſeine Früchte reifen
Und den Wind die Aeſte ſchütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungeſtüm verlangt.“

Und die aufgeregte Menge
Ziſcht und ſchmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm ſeine Schmachgeſänge!
Tragt ihm ſeine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgeſtoßen von den Reinen,
Treff' ihn aller Orten Schmach!“

Sang der ſonderbare Greiſe
In den königlichen Hallen,
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
„Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer läſſig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltſam, unabläſſig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

„Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich ſtark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heiſcht Vernichtung,
Treibſt als Wrack du doch hinab.“

Einen ſah man da erſchrocken
Bald erröthen, bald erblaſſen;
Wer hat ihn hereingelaſſen,
Deſſen Stimme zu uns drang?
Wahnſinn ſpricht aus dieſem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren feſtzuhalten,
Laßt verſtummen den Geſang.

Sang der ſonderbare Greiſe
Immer noch im finſtern Thurme
Ruhig, heiter ſeine Weiſe:
„Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Schreien mußt ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unabläſſig, allgewaltig,
Unaufhaltſam naht die Zeit.“

* * *

Max von Schenkendorf.

geb. 11. December 1783 zu Tilſit, wohnte — ſo heißt es in dem Lebensabriß vor den geſammelten Gedichten von Dr. Hagen — der Völkerſchlacht von Leipzig bei, wurde 1815 Regierungsrath zu Koblenz und ſtarb daſelbſt am 11. December 1817.

— Gedichte. Stuttgart. Cotta. —

Andreas Hofer.

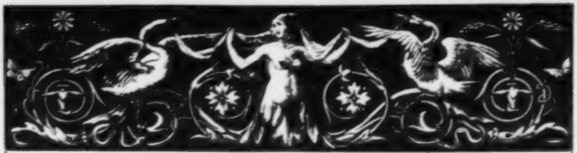
1814.

Als der Sandwirth von Paſſeier
Inſpruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mittags mit den Geigen kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu ſeiner Ehre
Seine Heldenthaten ſingen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernſt: „Legt hin die Geigen!
Ernſt iſt Gottes Kriegeswille,
Wir ſind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um luſt'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'ſche Feind' beſiegen.

Kniet bei Euren Roſenkränzen,
Dieß ſind meine frohſten Geigen:
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird ſich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leiſe für mich Armen,
Betet laut für unſern Kaiſer,
Dieß iſt mir das liebſte Karmen:
Gott ſchütz' edle Fürſtenhäuſer!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's ſtehe,
Wie viel Leichen wir hier ſäten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr ſchießen, nicht mehr lachen —
Gott allein kann uns beſchützen!"



Leopold Schefer,

geb. 30. Juli 1785 zu Muskau in der Ober-Lausitz, seit 1813 Generalbevollmächtigter des Fürsten von Pückler-Muskau, bereiste mit dessen Unterstützung Italien und den Orient, von wo er nach mehrjähriger Abwesenheit 1820 zurückkehrte, seitdem lebte er in seiner Heimath, in einer dem berühmten Park von Muskau gegenüber erbauten Villa, und starb daselbst am 16. Febr. 1862.

—— Ausgewählte Werke. Berlin. Veit u. Comp. — Der Weltpriester. Nürnberg. Stein. — Hafis in Hellas. Hamburg. Hoffmann u. Campe. — Koran der Liebe. Ebenda. — Hausreden. Leipzig. C. Barfurth. ——

Aus dem Laienbrevier.

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie,
Und laß dich lieben einzig-ſchöne Jahre!
Denn nur den engen Traum der Kindheit ſind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend ſchon
Durchſchleicht ſie Vieles bald — was du nicht biſt,
Und lockt ſie Mancherlei — was du nicht haſt.
Erfahren ſie von einer alten Welt,
Die ihren Geiſt erfüllt; die Zukunft ſchwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäſchchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du ſiehſt ihm weinend nach, bis er verſchwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm — Du haſt nun einen Mann an ihm,
Haſt einen Menſchen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!

Du haſt die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie,
Und laß dich lieben einzig-ſchöne Jahre!

Ein kleines nacktes Kind, das ſeine Mutter
Zum Bad ins Waſſer — wenn auch noch ſo ſicher,
Behutſam — auf den Rücken niederlegt,
Hält ſich, vor Furcht, nun endlos zu verſinken,
Gar lieblich feſt an ſeinen eignen Händchen!
So hält der Menſch ſich feſt an ſeinen Wünſchen,
— Gleichwie am leeren Ball der Luftbeſchiffer —
Auch dann noch, wenn ihn ſeine Mutter Erde
Sanft in das Grab legt, und ihn ſicher hält!

Aus: „Der Weltprieſter."

Der alte Bettelmann.

Ringsum, von Aufgang bis zu Niedergang
Durchrieſelt die Natur ein tiefer Schauder,
Ein heil'ger Abſcheu, ein geheimes Grollen,
Das aus Gewittern ſchwer, wie müde murrt,
Das aus des Sternes Strahlenſprühen ſchreckt,
Als ob ſie alle rängen, abzufallen;
Das aus den hohlen Meereswogen heult,
Im Sturmwind überdrußvoll wüthend ſauſt,
Aus tiefem Abgrund ächzt im Schooß der Erde . . .
Wie lang, zu lang in ihre ſchwarzen Höhlen
Lebendig eingemauert und begraben.
Der Bergmann hört es nicht — er gräbt nach Gold.
Der Fiſcher hört es nicht vom Meer — er fiſcht.
Die Knaben hören 's nicht am Seegeſtade —
Sie ſpielen „Kirchenbau'n" aus feuchtem Meerſand;
Die Mädchen „Kloſterbau'n", aus bunten Muſcheln.
Der Liebende hört nicht den Nachtgeiſt ſtöhnen —

Er harrt auf ſeine Liebſte, ihn erweckt
Das fallende Geſtirn nur aus den Träumen;
Die Mutter hört das Wolkenmurren nicht —
Sie wiegt ihr Kind ein, drüber hingebeugt,
Es wieder einmal küſſend, einmal ſchlummernd.
Der alte Bettelmann nur ſieht betroffen
In ſeinem magern Schatten, ſeinem Stabe,
Den müden Geiſt, der ihm aus Spott und Hohn
Das weiße Haar ins blaſſe Antlitz weht,
Ihm ſeinen alten Hut frech in den Strom
Hinwirft, als werd' er morgen ſein nicht brauchen.
Er ſieht ſich ſeine alten Hände an,
Die ihm die Sonne jetzt recht weiß erleuchtet.
Er ſieht das alte Weib betroffen an,
Das ſich vor Elend in den Strom geſtürzt;
Mit abgebrannten Haaren ſieht er ſie
Herausgezogen auf dem Ufer liegen —
Der Geiſt der Buben hat ihr geſtern Abend
Sie angezündet, ihr zu Spott und Hohn
Des Alters. — Da erſchrickt der alte Mann,
Schleicht heim, und nach drei Tagen iſt er todt,
Und in der Nacht verbrennt das Haus mit ihm,
Von einem müden Wetterſtrahl entzündet,
Und ſpart ihm einen Sarg und ein Begräbniß.
Die ſchwarzen Brocken ſahen müde aus,
Wie ſie der alte Todtengräber ſorgſam
In einem Topfe in geweihte Erde
Begrub, und ihm den Kreuzer darein ſchenkte,
Den er ihm ſchuldig war vom letzten Samſtag.

Aus: „Hafis in Hellas.“

In Engürü. (Angora.)

Armenierinnen, junge Nonnen, brachten mir
Im Kloſtergarten, wo ich unter Blumen ſaß,
Ein Blatt, das ſollte für die Liebe wichtig ſein,

(Nicht gegen ſie); ſo hat's ein Kind mit Flügeln einſt
Geſagt, ein Engel — (ſicherlich Freund Eros ſelbſt,
Der ganz gewiß ein Knabe iſt . . . und Jener: nichts;
Wer Weib nicht, Mann nicht iſt, der iſt den Menſchen nichts
Und maß er alle Götternamen frech ſich an!)
Ich las die alte Schrift mit Ehrerbietigkeit,
Indeß der Mädchen Augen auf mich funkelten;
Und unter heiligem Donner ſagt' ich ihnen frei
Den ew'gen Inhalt in der Mutterſprache, den:
„Die Jugend flieht; die Schönheit aber ſchneller noch."
Da ſah'n ſie ruhig in den Schooß. Und was der Lenz
Mir nicht erwirkt, das wirkte wie der helle Blitz,
Der aus dem Worte wie aus einer Wolke fuhr:
Die Schönſte küßt es, und bewahrt es auf der Bruſt,
Die Götter hatten eingeſchlagen in ihr Herz.

Aus: „Koran der Liebe."

Die Braut des Nebenbuhlers.

Der Weiber Güte iſt ihr Glück und ihr Unglück.

Die Zweige bog ich aus einander
Des bienenſurrenden Jasmines . . .
Sie ſitzt im Schatten der Cypreſſen
Zurückgeſehnt . . . . ſie blüht im Schlafe
Wie Nachts im Mondenſchein die Roſe . . .

O nah' ihr nicht! verſchone Unſchuld —
Sie ſah, ſie ahnt, ſie fühlt: Du liebſt ſie;
Doch ungeſtand'ne ſtille Liebe
— Noch unempfangen, ungeſegnet
Von Blick und Wort und heißen Armen —
Die iſt ein Engel, der vom Himmel
Herabgeſtiegen glühend harret,
Bis ihn ein Laut ruft: Komm, o komme!
Doch ruft ihn nichts — entſchläft er ruhig.
Und ſie iſt Braut . . . ſo laß ſie ſchlafen!

Die gute Seele irrt das Wiſſen:
„Noch Einer liebt dich,“ und nicht theilen
Kann ſie ihr Herz, ihr Glück, ihr Leben,
Nur Einem giebt ſie . . . kann ſie's geben.

Doch, einen Kuß auf dieſe Stirne . . .
Auf dieſe Lippen . . . ach, zum Scheiden
Von ſolcher Schönheit . . .
                                        Schlaf, du böſer,
Wie lockſt du zu dem ſüßen Frevel!
Sie weiß es nicht, — du merkſt es ewig,
Und leiſe dann hinweg auf ewig.

*

O Himmel! O ihr Engel alle:
Ihr Mädchen! feſt, feſt ſchlief ſie duldend;
Sie regte nicht die Stirn; o Himmel —
Doch fing ihr Antlitz an zu glühen!
Die Wangen brannten Purpurfeuer,
Die Augenſterne regten heimlich
Sich unter ihren Augenlidern,
Ihr ſanftes Athemholen ſtockte —
Und unter meinen Küſſen füllten
Sich ihre Lippen — wie ein Lager
Für junge Götter — für die Küſſe . . .
Das Herz im Buſen gluckt' ihr hörbar;
Und als ich ſelig und verzweifelt,
Von ihr, dem Götterbild, geflohen . . .
Da, mein' ich, quoll ein leiſes „Ach!“ auf,
Die enggepreßte Bruſt zu löſen . . .
Und jetzo ſeh' ich durch die Zweige:
Sie hält das Herz mit ihrer Linken,
Und ihre Rechte deckt die Augen.

*

Ganz beſchämt, vom Glück verworren,
Doch am Weibe faſt verzweifelnd,
Steh' ich glühend da und frage:

Soll ich ſchelten . . . ſoll ich ſegnen
Solche Falſchheit, ſolche Güte?
Weiber, Weiber, Alles könnt ihr!
Ja, auch Alles könnt ihr laſſen —
Aber ach, für Eure Schönheit
Nicht der Liebe Blumen brechen,
Nicht ein Weib ſein, könnt ihr nimmer.

Aus: „Hausreden."

Die drei Weltwunder.

Da, wo die Erde noch iſt, wie ſeit Urſprung,
In Mitten Afrikas, da ſoll auch noch
Der ſchaudervollſte Ort der ganzen Welt ſein,
Wo man das Unglückſeligſte noch ſchaut,
Die gleichſam tiefſt-betrognen aller Dinge,
Die ärmſten drei Weltwunder für die alle,
Die kommen, ſehen, wieder weiter wandeln.
Die Dinge ſollen ſein: Ein kleines Kind,
Das ſeit der Urwelt um kein Haar gewachſen;
Dann eine unaufhörlich-blüh'nde Roſe;
Zuletzt ein muntrer Greis, der niemals ſtirbt.
Sie werden vorgezeigt und ernſt erklärt
Von Prieſtern, Jegliches in ſeinem Tempel;
Und alle Mütter, welche je den Tod,
Auch noch ſo frühen Tod von ihren Kindern
Beklagt; und alle Menſchen, die Beſtand
Für ihrer Werke Kraft auf ewig wünſchen;
Und alle, die da nicht begreifen konnten,
Daß Alles ſich beſchließen müſſe, was
Vollkommen ſein, ein Ganzes werden ſoll,
Die ziehn belehrt, entſetzt, verſtummt und heilig-
Zufrieden weg aus dieſem Heiligthum.

Aus: Die Dankſagung für das Leben.

— — — Und nun entlaſſ' ich euch aus meinem Dienſt,
Ihr guten Geiſter alle dieſes All's!
Ihr war't um mich ſo wie ein Bienenſchwarm
Um eine junge Bien', im Munde Honig;
So wie die Sonne um den Blüthenbaum!
Ihr war't mir nah' bis aus der heil'gen Ferne
Im Licht des Sternes, daß ihr mich bedeutet:
„Nicht hier nur weben wir und bauen Leben;
„Nicht jetzt nur weben wir in deinen Tagen,
„Nein, ſchon vor alter grauer Zeit, und werden
„So treu und herrlich weben immerdar,
„Nach eines Jeden Tagen, wie nach deinen.“

Ihr habt mir alle immer wohl gedient,
Wie einem Kinde ſeine Mutter dient.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Ja, ja! die Sonne iſt mir immer pünktlich
An jedem Morgen auf, an jedem Abend
Hinabgegangen, und der Mond gekommen,
Der Schlaf zum rechten müden Augenblick.
Schneeglöckchen kamen unter letztem Schnee!
Der Kuckuk rief zur rechten Frühlingszeit;
Die Aehren reiften, und die Traube hing
Mir vollgeſchwellt zur rechten Stunde da,
Indeß ich, ſorglos um das alles, ging,
Arbeitete, ja ſchlief, nur ſann und harrte,
Wie auf der Fahrt im großen Schiff der Erde,
Und nicht ein Lüftchen fehlte mich zu kühlen.
Am rechten Abend ſtand die Jungfrau mir
Zum Weibe da! — Am rechten Morgen richtig
Lag ihr ein Kind im Schooß; zur rechten Zeit
War ihm die Erdbeer', war die Kirſche reif.
So wurden uns die Monde reif zuſammen —
Die Jahre wurden nach einander reif.
Zur rechten Stunde ward das erſte Haar

Mir reif. Zum rechten Augenblicke ſtarb
Nach eurer himmliſch-treu gewiſſenhaften
Und wundervollen höchſten Kunſt — mein Weib.
Dies ſchwere Loß verſetzt mir meinen Athem —
Für Alles ſeid bedankt mit tauſend Thränen!
Zur rechten Stunde werdet ihr mir nahen
Und mich verwandeln, wie den Todten ziemt,
Auf daß ihr Ehre habt bei euren Menſchen.

Ich hab' euch wohl gelebt. Nun lebt ihr mir wohl!
Ich nehme ſelbſt mir meinen Schatten mit.

Und ſo entlaſſ' ich euch aus meinem Dienſt.

Juſtinus Kerner.

geb. 18. Septbr. 1786 zu Ludwigsburg, ſtudirte in Tübingen, geſt. 21. Febr. 1862 als Oberamtsarzt zu Weinsberg.

Gedichte. Stuttgart. Cotta. — Letzter Blüthenſtrauß. Ebenda.

Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich ſchallen,
Das mich von hinnen ruft,
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur ſteh' und gehe,
Hör' ich's in ſüßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einſam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu ſchweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es ſchallt,
Und nimmer wird geſunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Ein Spruch.

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch weiß ich feſt: daß ob mir iſt
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.

Alte Heimath.

In einem dunklen Thal
Lag jüngſt ich träumend nieder,
Da ſah ich einen Strahl
Von meiner Heimath wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimathland
Voll Gold und Roſenhelle!
Doch bald der Traum verſchwand,
Schmerz trat an ſeine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, ſuch' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

Der todte Müller.

Die Sterne über'm Thale ſtehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich geh'n,
Er hat den Freund begehret.

Ich ſteig' hinab den Felſenſtein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit iſt am Ziele!“

In Müllers Kammer tret' ich nun;
Starr liegt des Greiſen Hülle,
Es ſtockt ſein Herz, die Pulſe ruh'n,
Und draußen auch wird's ſtille.

Die treuen Lieben weinen ſehr,
Still bleibt ſein Herz und kühle;
Die Waſſer fließen wohl daher,
Still aber ſteht die Mühle.

Aerztliche Runde.

Geh' ich in der Mitternacht
Durch der Häuſer enge Reih'n
Hin, wo noch ein Kranker wacht
Bei der Lampe mattem Schein,

Blick' ich an die Fenſter oft,
Hinter denen fruchtlos ich
Auf Metall und Kraut gehofft,
Lauſch' ich und es reget ſich.

Und es kommt herab im Haus,
Als hätt' ich geklopfet an —
Ein Verſtorbener tritt heraus,
Gehet ſtumm mit mir die Bahn.

Und mein Hündlein ſtutzt und bellt,
Will mit mir nicht weiter gehn,
Wolken, fliegt vom Himmelszelt!
Daß die Sterne leuchtend ſtehn.

An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes.

Du herrlich Glas, nun ſtehſt du leer,
Glas, das er oft mit Luſt gehoben;
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düſtern Flor gewoben.

Jetzt ſollſt du mir gefüllet ſein
Mondhell mit Gold der deutſchen Reben!
In deiner Tiefe heilgen Schein
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erſchau' in deinem Grund,
Iſt nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieſer Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf dieſen Glauben, Glas ſo hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar ſpiegelt ſich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernſt tönt die mitternacht'ge Stunde,
Leer ſteht das Glas, der heilge Klang
Tönt nach in dem kryſtall'nen Grunde.

Mild weht die Luft.

Mild weht die Luft, klar ſtrahlt des Himmels Licht,
Doch Licht und Luft, ihr heilet doch mich nicht!
Die Erde thut's — thut's nicht in ihrer Pracht, —
Nein, nur in ihres Schooßes ſtummer Nacht.
Was wird da ſein? ich hoff' und glaube Ruh',
Und ſchließ' getroſt die müden Augen zu.

Der Wandrer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh',
Und ſah dem Räderſpiele
Und ſah den Waſſern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Faſern bebend,
Sang dieſe Worte ſie:

Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh'.

Vier Bretter ſah ich fallen,
Mir ward's um's Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Das treue Roß.

Graf Turneck kam nach hartem Strauß
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus lag in dem Walde tief,
In ſeiner Gruft ein König ſchlief.

Hier auszuruh'n gedenkt der Graf,
Er weiß nicht, daß ein Pfeil ihn traf.

Der Graf ſteigt ab vom weißen Roß:
„Graſ', bis ich wieder komm', im Moos!“

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann ſchweigt es in der weiten Hall'.

Der Graf tappt hin an kalter Wand,
Bald einen alten Sarg er fand.

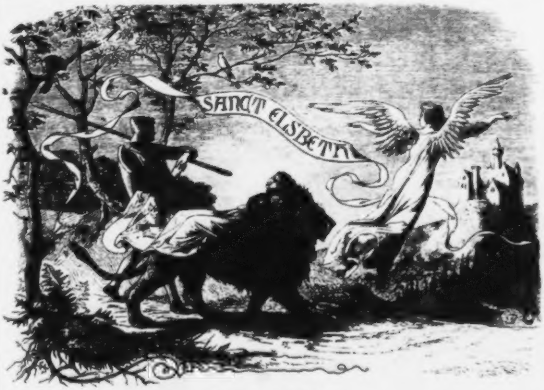
„Der müde Leib ſoll raſten hier;
Verſteinert Holz, brichſt nicht mit mir.“

Der Graf ſich legt, ſo lang er war,
Wohl auf dieſelbe Todtenbahr.

Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.

Seitdem verſtrich manch hundert Jahr,
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Vom Gotteshaus ſteht noch ein Stein,
Drum graſt das Roß im Mondenſchein.



Sanct Elsbeth.

Zu Wartburg unter'm Lindenbaum
Der junge Landgraf lag im Traum,
Es ſangen Nachtigallen, .
Der Mond zog durch den Himmel blau,
Der Landgraf ſah die zartſte Frau
Ueber ferne Berge wallen.

Die Sonne kam, der Graf erwacht,
Ein Wandrer zog er Tag und Nacht,
Mit ihm der Leu, der treue.
Zu Ungarn unter einer Lind'
Sanct Elsbeth ſchlief, das Königskind,
Still ſtehen blieb der Leue.

Verloren aus dem Königsſaal,
War ſie in einem fernen Thal
Bei Hirten aufgeblühet;
Der König ſandte weit umher,
Sein Kind, das fand er nimmer mehr,
So ſehr er ſich bemühet.

Der Leue ſtand, aus rief der Graf:
„Das iſt mein Traum! So ſah im Schlaf
Ich einſt ſie, welch' Entzücken!“
Er reckt nach ihr die Arme lind,
Und hebet das ſchlaftrunkene Kind
Leiſ' auf des Leuen Rücken.

Er zog mit ihm in's Heimathland,
Und als die Wartburg vor ihm ſtand,
Hat laut ſein Herz geſchlagen;
Er hat, zu ſchützen es vor Harm,
Es ſelbſt in ſeiner Schweſter Arm
Zur Burg hinaufgetragen.

Und als, „wer iſt die Maid?“ ſie fragt,
Nichts als: „mein Traum iſt ſie!“ er ſagt,
„Ihr werde nichts zu Leide!
Ich ſah ſie unter Linden grün
Bei andern ſtillen Blumen blühn,
Des blauen Himmels Freude.“

Der Landgraf ging nie auf die Jagd,
Bevor er nicht zur frommen Magd:
„Gott bleib bei dir!“ geſprochen.
Der Landgraf kehrte nie nach Haus,
Bevor er einen ſeltnen Strauß
Dem ſeltnen Kind gebrochen.

Bald ſie, die Magd im ſchlichten Kleid,
Erregte der Hoffrauen Neid,
Die ſtolz einher geſchritten.
Herr Walther, Schenk von Varila,
Sprach, als er einſt dem Grafen nah'
Im fernen Wald geritten:

„Traut, lieber Herr! ſo Ihr nicht grollt,
Beſcheidentlich ich fragen wollt':
Ob Elsbeth hier verbleibe?
Still trägt die Maid manch herbes Leid,
Es drückt ſie Eurer Schweſter Neid,
Der Neid von jedem Weibe.“

Der Landgraf drauf in hohem Muth,
Sprach: „Siehſt du in der Abendgluth
Golden die Burgen ragen?
Und würden Gold ſie bis in Grund,
Ich ließ ſie ſtehen all' zur Stund,
Sollt' ich dem Kind entſagen.“

Da glänzt es auf der Wartburg fern,
Wie durch die Lind' der Abendſtern,
Sie ſahen's purpurn wallen,
Die Wolken zogen freudig ſchnell,
Die Burgen ſtanden wunderhell,
Trommeten hört man ſchallen.

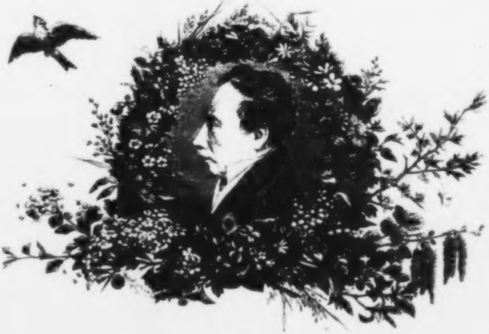
Sie ſprengten durch den dunkeln Wald,
Auf Wartburg kamen ſie gar bald.
Da unter der grünen Linde
Stand licht in purpurnem Gewand,
Bei Rittern aus dem Ungarland,
Elsbeth, das Königskinde.

Der König jüngſt geſtorben war,
Zwölf Edle von der Ritterſchaar,
Die zogen in die Weite.
Zu Wartburg unter grüner Lind'
Da fanden ſie ihr Königskind,
Den treuen Leu zur Seite.

Sie hatten ihr in's gelbe Haar
Geſetzt die Königskrone klar,
Das Kind ließ ſich's gefallen.
Die Krone warf viel lichten Strahl
Gen Himmel und in's tiefe Thal,
Es ſangen Nachtigallen.

Der Mond auch trat aus blauer Fern,
Des Leuen Aug' war als ein Stern,
Gluthroth die Haar' ihm ſchienen.
Der Landgraf zog ſein glänzend Schwert,
Er ſchwur bei Sonne, Mond und Erd',
Ewig der Frau zu dienen.

Dann einen Spiegel, treu und rein,
Der Graf zog aus dem Buſen ſein:
Er kommt vom heil'gen Lande.
Gegraben iſt ins Elfenbein
Die Marter des Erlöſers ein:
„Nimm ihn zum ew'gen Pfande!“



Ludwig Uhland*.

geb. 26. April 1787 zu Tübingen, wurde 1812 Advokat in Stuttgart, 1819 Mitglied der Ständekammer, 1829 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur zu Tübingen, 1848 Mitglied der Nationalverſammlung und ſtarb zu Tübingen am 13. Novbr. 1862.

Gedichte. Stuttgart: Cotta.

Frühlingslieder.

O ſanfter, ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

---

* Der deutſche Mund in Schwabens Au,
Deß Lied wie Luft der Au' ſo rein
Hauchte in die deutſchen Land' hinein.
Immermann's „Triſtan und Iſolde“.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Süßer gold'ner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruhn und beten!

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

Wanderlieder.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich,
Darf ſie nicht erwarten.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen, heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Thal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt ins Feld gemacht,
Und habe ſchon dieß Lied erdacht,
Und hab' es laut geſungen.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von einer aber thut mir's weh.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret,
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leicht beſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein!

Im Herbſte.

Seid gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.

Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut,
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn',
Die Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Roſen,
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad.

Die verſunkene Krone.

Da droben auf dem Hügel
Da ſteht ein kleines Haus,
Man ſieht von ſeiner Schwelle
In's ſchöne Land hinaus,
Dort ſitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt ſeine Senſe
Und ſingt dem Himmel Dank.

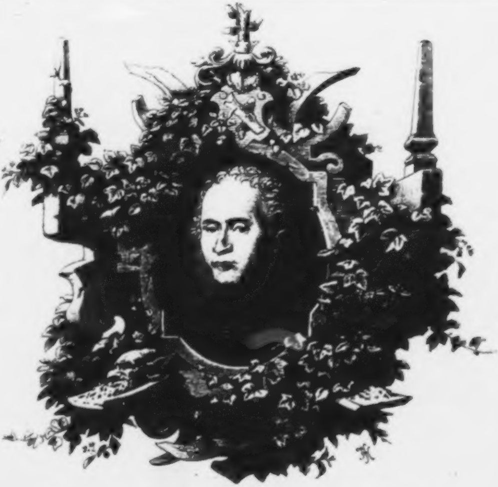
Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längſt der Teich,
Es liegt in ihm verſunken
Eine Krone ſtolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl ſpielen
Karfunkel und Saphir,
Sie liegt ſeit grauen Jahren,
Und Niemand ſucht nach ihr.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor,
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal,
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.



Joſeph Freiherr von Eichendorff,

geb. 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, ſtudirte in Halle und Heidelberg die Rechte, 1813 Freiwilliger im Lützow'ſchen Jägercorps, ſeit 1821 Regierungsrath in Danzig, dann in Königsberg, ſeit 1831 Hülfsarbeiter für katholiſches Schulweſen beim Miniſterium für geiſtliche Angelegenheiten zu Berlin, 1844 in Ruheſtand
ſtarb 26. Novbr. 1857 zu Neiße.

Werke. Berlin. Simion. — Gedichte. Leipzig. Voigt u. Günther.

Wünſchelruthe.

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu ſingen,
Triffſt du nur das Zauberwort.

Gute Nacht.

Die Höh'n und Wälder ſchon ſteigen
Immer tiefer in's Abendgold,
Ein Vöglein fragt in den Zweigen:
Ob es Liebchen grüßen ſoll'?

O Vöglein, du haſt dich betrogen,
Sie wohnet nicht mehr im Thal,
Schwing' auf dich zum Himmelsbogen,
Grüß' ſie droben zum letztenmal!

Friſche Fahrt.

Laue Luft kommt blau gefloſſen;
Frühling, Frühling ſoll es ſein!
Waldwärts Hörnerklang geſchoſſen,
Muth'ger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magiſch wilder Fluß.
In die ſchöne Welt hinunter
Lockt dich dieſes Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von Euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze ſelig blind!
Tauſend Stimmen lockend ſchlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Frühlingsnacht.

Ueber'n Garten durch die Lüfte
Hört' ich Wandervögel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's ſchon an zu blühn.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Iſt mir's doch, als könnt's nicht ſein!
Alte Wunder wieder ſcheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne ſagen's,
Und in Träumen rauſcht's der Hain,
Und die Nachtigallen ſchlagen's:
Sie iſt Deine, ſie iſt Dein.

Rückkehr.

Wer ſteht hier draußen? — Macht auf geſchwind!
Schon funkelt das Feld wie geſchliffen;
Es iſt der luſtige Morgenwind,
Der kommt durch den Wald gepfiffen.

Ein Wandervöglein, die Wolken und ich,
Wir reiſten um die Wette,
Und jedes dachte: nun ſpute dich,
Wir treffen ſie noch im Bette!

Da ſind wir nun; jetzt Alle heraus,
Die drin noch Küſſe tauſchen!
Wir brechen ſonſt mit der Thür in's Haus:
Klang, Duft und Waldesrauſchen.

Ich komme aus Italien fern
Und will Euch Alles berichten,
Vom Berg Veſuv und Roma's Stern
Die alten Wundergeſchichten.

Da ſingt eine Fey auf blauem Meer,
Die Myrthen trunken lauſchen —
Mir aber gefällt doch nichts ſo ſehr,
Als das deutſche Waldesrauſchen.

Die Nachtigallen.

Möcht' wiſſen, wie ſie ſchlagen
So ſchön bei der Nacht,
'S iſt in der Welt ja doch Niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reiſen,
Und das Land iſt ſo blaß,
Und die Nacht wandert leiſe
Durch den Wald über's Gras.

Nacht, Wolken, wohin ſie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebſte jetzt ruht.

Zieht der Einſiedel ſein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Ueber's ganze Geſicht.

Und daß ſie Niemand erſchrecket,
Der liebe Gott hat ſie hier
Ganz mit Mondſchein bedecket,
Da träumt ſie von mir.

In der Fremde.

Aus der Heimath hinter den Blitzen roth
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter ſind lange todt,
Es kennt mich dort Keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die ſtille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauſchet die ſchöne Waldeinſamkeit,
Und Keiner mehr kennt mich auch hier.

Schöne Fremde.

Es rauſchen die Wipfel und ſchauern,
Als machten zu dieſer Stund'
Um die halbverſunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

Hier hinter den Myrthenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was ſprichſt du wirr wie in Träumen
Zu mir, phantaſtiſche Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück! —

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir einen Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus,
Und ſingen meine Weiſen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einſam iſt's noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
Als ging' der Herr durch's ſtille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geſchaffen,
Wo iſt die Sorge nun und Noth?
Was mich noch geſtern wollt' erſchlaffen,
Ich ſcham' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunſt lauernd,
Um ſchnöden Sold der Eitelkeit:
Zerſchlag mein Saitenſpiel, und ſchauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Nachtlied.

Vergangen iſt der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reiſ't die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt Manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo iſt nun hin die bunte Luſt,
Des Freundes Troſt und treue Bruſt,
Des Weibes ſüßer Augenſchein?
Will Keiner mit mir munter ſein?

Da 's nun ſo ſtille auf der Welt,
Ziehn Wolken einſam über's Feld,
Und Feld und Baum beſprechen ſich, —
O Menſchenkind! was ſchauert dich?

Wie weit die falſche Welt auch ſei,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.

Friſch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Waſſerfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen ſcheint.

Wanderlied der Prager Studenten.

Nach Süden nun ſich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtrahl.
Das ſind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht,
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein ſchweifen,
Die Fenſter ſchimmern weit,
Am Fenſter drehn und ſchleifen
Viel ſchön geputzte Leut'.
Wir blaſen vor den Thüren
Und haben Durſt genung,
Das kommt vom Muſiciren,
Herr Wirth, einen friſchen Trunk!
Und ſiehe über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir ſtreichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerriſſen ſind die Schuh,
Da blaſen wir geſchwinde
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Luſtige Muſikanten.

Der Wald, der Wald! daß Gott ihn grün erhalt',
Giebt gut Quartier und nimmt doch Nichts dafür.

Zum grünen Wald wir Herberg halten,
Denn Hoffart iſt nicht unſer Ziel,
Im Wirthshaus, wo wir nicht bezahlten,
Es war der Ehre gar zu viel;
Der Wirth, er wollt' uns gar nicht laſſen,
Sie ließen Kann' und Kartenſpiel,
Die ganze Stadt war in den Gaſſen,
Und von den Bänken mit Gebraus
Stürzt' die Schule heraus,
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
Schwenkt' die Mützen und jubelt' und wogt',
Der Hatſchier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit',
Gab Alles, Alles uns fürſtlich' Geleit'.
Wir aber ſchlugen den Markt hinab
Uns durch die Leut' mit dem Wanderſtab,
Und hoch mit dem Tambourin, daß es ſchallt', —

Zum Wald, zum Wald, zum ſchönen, grünen Wald!

Und da nun Alle ſchlafen gingen,
Der Wald ſteckt ſeine Irrlicht' an,
Die Fröſche tapfer Ständchen bringen,
Die Fledermaus ſchwirrt leis voran,
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
Gähnt laut der alte Waſſermann,
Strählt ſich den Bart im Mondenſcheine,
Und fragt ein Irrlicht, wer wir ſind?
Das aber duckt ſich geſchwind;
Denn über ihn weg im Wind
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,
Und auf dem alten Thurm ſich dreht
Und kräht der Wetterhahn uns nach:

Ob wir nicht einkehr'n unter ſein Dach?
O Gockel, verfallen iſt ja dein Haus,
Es ſieht die Eule zum Fenſter heraus,
Und aus allen Thoren rauſchet der Wald.

Der Wald, der Wald, der ſchöne, grüne Wald.

Und wenn wir müd' einſt, ſehn wir blinken
Eine goldne Stadt ſtill über'm Land,
Am Thor Sanct Peter ſchon thut winken:
„Nur hier herein, Herr Muſikant!“
Die Engel von den Zinnen fragen,
Und wie ſie uns erſt recht erkannt,
Sie gleich die ſilbernen Pauken ſchlagen,
Sanct Peter ſelbſt die Becken ſchwenkt,
Und voll Geigen hangt
Der Himmel, Cäcilia an zu ſtreichen fangt,
Dazwiſchen Hoch vivat! daß es praſſelt und pufft,
Werfen die Andern vom Wall in die Luft
Sternſchnuppen, Kometen,
Gar prächt'ge Raketen;
Verſengen Sanct Peter den Bart, daß er lacht,
Und wir ziehen heim, ſchöner Wald, gute Nacht!

Die zwei Geſellen.

Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſtenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Luſt und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem ſie vorüber gingen,
Dem lachten Sinnen und Herz. —

Der Erſte, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schiff das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in die Runde,
Und über die Waſſer weht's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir,
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen, —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir!

Der Schatzgräber.

Wenn alle Wälder ſchliefen,
Er an zu graben hub,
Raſtlos in Berges Tiefen
Nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes ſangen
Derweil in ſtiller Nacht,
Wie rothe Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirſt doch mein!“ und grimmer
Wühlt er und wühlt hinab;
Da ſtürzen Steine und Trümmer
Ueber dem Narren herab.

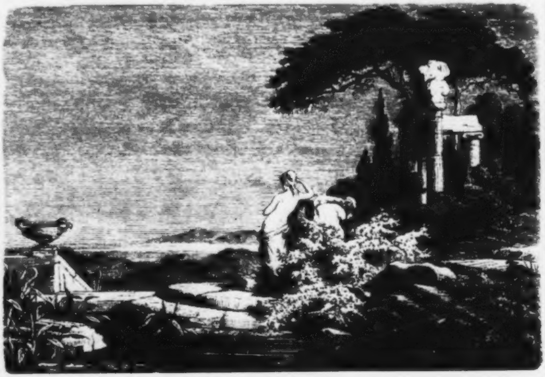
Hohnlachen wild erſchallte
Aus der verfall'nen Kluft,
Der Engelgeſang verhallte
Wehmüthig in der Luft.

Die Zeit geht ſchnell.

Lieb Vöglein, vor Blüthen
Sieht man dich kaum
Im dämmernd beglühten
Flüſternden Baum;

Wann in Morgenfunken
Sprühn Thäler und Quell,
Singſt du freudetrunken —
Aber die Zeit geht ſchnell.

Wie balde muß laſſen
Seine Blätter der Wald,
Die Blumen erblaſſen,
Die Gegend wird alt,
Erſtarrt iſt im Eiſe
Der muntere Quell —
Rüſt' die Flügel zur Reiſe;
Denn die Zeit geht ſchnell!



Götterdämmerung.

I.

Was klingt mir ſo heiter
Durch Buſen und Sinn?
Zu Wolken und weiter,
Wo tragt es mich hin?

Wie auf Bergen hoch bin ich
So einſam geſtellt
Und grüße herzinnig,
Was ſchön auf der Welt.

Ja Bacchus, dich ſeh' ich,
Wie göttlich biſt du!
Dein Glühen verſteh' ich,
Die traumende Ruh!

O roſenbekranztes
Junglingsbild,
Dein Auge, wie glanzt es,
Die Flammen ſo mild!

Iſt's Liebe, iſt's Andacht,
Was ſo dich beglückt?
Rings Frühling dich anlacht,
Du ſinneſt entzückt. —

Frau Venus, du frohe,
So klingend und weich,
In Morgenroths Lohe
Erblick' ich dein Reich.

Auf ſonnigen Hügeln
Wie ein Zauberring. —
Zart Bübchen mit Flügeln
Bedienen dich flink,

Durchſauſeln die Raume
Und laden, was fein,
Als goldene Träume
Zur Königin ein.

Und Ritter und Frauen
Im grunen Revier
Durchſchwärmen die Auen
Wie Blumen zur Zier.

Und Jeglicher hegt ſich
Sein Liebchen am Arm,
So wirrt und bewegt ſich
Der ſelige Schwarm. —

Die Klänge verrinnen,
Es bleichet das Grün,
Die Frauen ſtehn ſinnend,
Die Ritter ſchaun kühn.

Und himmliſches Sehnen
Geht ſingend durchs Blau,
Da ſchimmert von Thränen
Rings Garten und Au. —

Und mitten im Feſte
Erblick' ich, wie mild!
Den ſtillſten der Gäſte. —
Woher, einſam Bild?

Mit blühendem Mohne,
Der träumeriſch glänzt,
Und mit Lilienkrone
Erſcheint er bekränzt.

Sein Mund ſchwillt zum Kuſſen
So lieblich und bleich,
Als brächt er ein Grüßen
Aus himmliſchem Reich.

Eine Fackel wohl trägt er,
Die wunderbar prangt,
„Wo iſt Einer,“ frägt er,
„Dem heimwärts verlangt?“

Und manchmal da drehet
Die Fackel er um —
Tiefſchauernd vergehet
Die Welt und wird ſtumm.

Und was hier verſunken
Als Blumen zum Spiel,
Siehſt oben du funkeln
Als Sterne nun kühl. —

O Jüngling vom Himmel,
Wie biſt du ſo ſchön!
Ich laß das Gewimmel,
Mit dir will ich gehn!

Was will ich noch hoffen?
Hinauf, ach hinauf!
Der Himmel iſt offen,
Nimm, Vater, mich auf!

2.

Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf,
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf;

Verſunk'nes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah,
Aus anderm Reich ein Grüßen —
Das iſt Italia!

Wenn Frühlingslüfte wehen
Hold übern grünen Plan,
Ein leiſes Auferſtehen
Hebt in den Thälern an.

Da will ſich's unten rühren
Im ſtillen Göttergrab,
Der Menſch kann's ſchauernd ſpüren
Tief in die Bruſt hinab.

Verwirrend in den Bäumen
Gehn Stimmen hin und her,
Ein ſehnſuchtsvolles Träumen
Weht über's blaue Meer.

Und unterm duft'gen Schleier,
So oft der Lenz erwacht,
Webt in geheimer Feier
Die alte Zaubermacht.

Frau Venus hört das Locken,
Der Vögel heitern Chor,
Und richtet froh erſchrocken,
Aus Blumen ſich empor.

Sie ſucht die alten Stellen,
Das luſt'ge Säulenhaus,
Schaut lächelnd in die Wellen
Der Frühlingsluſt hinaus.

Doch öd' ſind nun die Stellen,
Stumm liegt ihr Säulenhaus,
Gras wächſt da auf den Schwellen,
Der Wind zieht ein und aus.

Wo ſind nun die Geſpielen?
Diana ſchläft im Wald,
Neptunus ruht im kühlen
Meerſchloß, das einſam hallt.

Zuweilen nur Sirenen
Noch tauchen aus dem Grund
Und thun in irren Tönen
Die tiefe Wehmuth kund. —

Sie ſelbſt muß ſinnend ſtehen
So bleich im Frühlingsſchein,
Die Augen untergehen,
Der ſchöne Leib wird Stein. —

Denn über Land und Wogen
Erſcheint, ſo ſtill und mild,
Hoch auf dem Regenbogen
Ein andres Frauenbild.

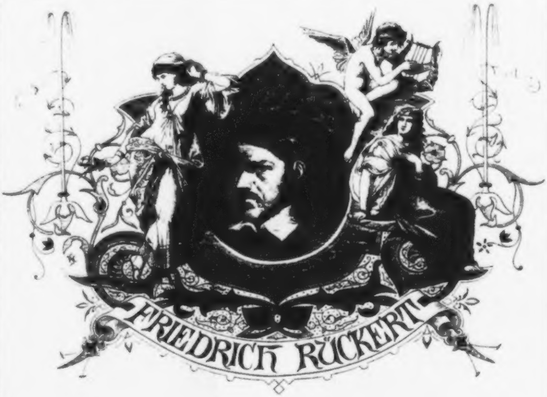
Ein Kindlein in den Armen
Die Wunderbare hält,
Und himmliſches Erbarmen
Durchdringt die ganze Welt.

Da in den lichten Räumen
Erwacht das Menſchenkind,
Und ſchüttelt böſes Träumen
Von ſeinem Haupt geſchwind.

Und wie die Lerche ſingend,
Aus ſchwülen Zaubers Kluft
Erhebt die Seele ringend
Sich in die Morgenluft.

Im Alter.

Wie wird nun Alles ſo ſtille wieder!
So war mir's oft in der Kinderzeit,
Die Bäche gehen rauſchend nieder
Durch die dämmernde Einſamkeit,
Kaum noch hört man einen Hirten ſingen,
Aus allen Dörfern, Schluchten, weit
Die Abendglocken herüberklingen,
Verſunken nun mit Luſt und Leid
Die Thäler, die noch einmal blitzen;
Nur hinter dem ſtillen Walde weit
Noch Abendröthe an den Bergesſpitzen,
Wie Morgenroth der Ewigkeit.



Friedrich Rückert,

geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, ſtudirte und docirte in Jena bis 1811, in Rom 1817; dann meiſtens in Coburg und Nürnberg, bis er 1826 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Erlangen wurde; 1840 nach Berlin berufen, lebte ſeit 1846 in Neuſeß bei Coburg, wo er 31. Januar 1866 ſtarb.

— Geſammelte Gedichte. Erlangen. C. Heyder. — Gedichte. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. — Die Weisheit des Brahmanen. Leipzig. Hirzel. —

Das eine Lied.

Ich weiß der Lieder viele,
Und ſinge, was ihr liebt.
Das iſt wohl gut zum Spiele,
Weil Wechſel Freude giebt;
Doch hätte Lieb' und Friede
Genug an einem Liede,
Und fragte nicht, wo's hundert giebt.

Jüngſt ſah ich einen Hirten
Im ſtillen Wieſenthal,
Wo klare Bächlein irrten
Am hellen Sonnenſtrahl.
Er ſaß am ſchatt'gen Baume,
Und blies als wie im Traume
Ein Lied auf einem Blättlein ſchmal.

Das Lied, es mochte ſteigen
Nur wenig' Tön' hinauf,
Dann mußt' es hin ſich neigen
Und nahm denſelben Lauf.
Es freut' ihn immer wieder,
Gern hätt' ich meine Lieder
Geboten all' dafür zum Kauf.

Er blies ſein Lied, und ließ es,
Und ſah ſich um im Hag,
Hub wieder an und blies es,
Ich ſchaute, wie er lag:
Er ſah bei ſeinem Blaſen
Die ſtillen Lämmlein graſen,
Und langſam fliehn den Sommertag.

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt ſo weit, o wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

Was die Schwalbe ſang, was die Schwalbe ſang,
Die den Herbſt und Frühling bringt;
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprachekund, vogelſprachekund
Wie Salomo!

O du Heimathflur, o du Heimathflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehen im Traum!

Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
War die Welt mir voll ſo ſehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kaſten ſchwoll,
Iſt das Herz geleert, iſt das Herz geleert,
Wird's nicht mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinſt;
Doch die Schwalbe ſingt, doch die Schwalbe ſingt
Im Dorf wie einſt:

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.“

Das verſunkene Dorf.

Es iſt eine Wüſtung gelegen,
Iſt Abermannsdorf genannt;
Es heißt noch ein Dorf bis heute,
Aber die älteſten Leute
Haben das Dorf nicht gekannt.

Es iſt verſchlungen worden,
In den Erdboden hinein
Iſt es worden verſchlungen
Mit Alten und Jungen,
Mit Mann, Maus und Stein.

Kein Maalzeichen iſt blieben,
Kein Trumm und keine Spur;
Von den Häuſern kein Gebälke,
Von den Mauern kein Gekälke;
'S iſt ebene Wieſenflur.

Als Knab' hab' ich noch geſehen
Von der Dorflind' einen Stumpf;
Jetzt iſt auch der verſunken,
Es hat wie mit Armen den Strunken
Gezogen hinab in den Sumpf.

Wenn man's Ohr legt auf den Boden,
Höret man's drunten wohl,
Wie die heimlichen Waſſer brauſen,
Wie ſie freſſen mit Grauſen
Den Boden unter uns hohl.

Wohl hat es auf der Erde
Das Böſe weit gebracht.
Wenn ſie wollt' alle Schande
Verſchlingen, wer im Lande
Wär' ſicher bis Mitternacht?

Der fehlende Schöppe.

Zu Ebern hält man Hochgericht
Ueber Leben und Blut,
Zwölf Stühle ſind zugericht'
Für die zwölf Schöppen gut.
Elfe ſind gekommen,
Ha'n ihre Stühl' eingenommen.

Der zwölfte Stuhl bleibt unberührt,
Niemand drauf ſitzen darf,
Denn der Schöppe, dem er gebührt,
Iſt aus Abermannsdorf;
Aber Abermannsdorf iſt verſunken,
Sein Schöpp' hält Gericht bei den Unken.

Da reitet von den elfen
Ein Bot' hinaus zu Roß,
Der den fehlenden zwölften
Herein laden muß.
Der Bot b'hält's Roß am Zügel,
Den linken Fuß im Bügel.

Mit dem rechten Fuß drei Mal
Stampft er auf den Grund,
Und den Schöppen drei Mal
Ruft er mit lautem Mund:
„Zu Ebern iſt Schöppengericht,
Schöppe, ſäume dich nicht!“

Da wird es unter der Erde laut
Von furchtbarem Getos.
Der Bot' nicht vor- noch rückwärts ſchaut,
Sondern ſpringt auf ſein Roß,
Und muß ſchnell fort ſich machen,
Sonſt verſchlingt ihn der Erde Rachen.

Aus: Fünf Märlein zum Einſchläfern für mein Schweſterlein, zum Chriſttag 1813.

Johannis 1835.

Einſt hab ich Märchen zum Einſchläfern dir geſungen,
Nun haben dich in Schlaf geſungen Engelzungen.

Um zu erwachen dort, biſt du hier eingeſchlafen;
Fahr wohl! Im Sturme ſind wir noch, du biſt im Hafen.

Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald,
In gutem und ſchlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein, das hat geſprochen:

Alle meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünſchen, wie ich wollt',
Wünſcht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
Und früh iſt's aufgewacht;
Da hatt' es goldne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: Nun bin ich ſtolz;
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der ſieht die goldnen Blätter bald;
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
Die goldnen Blättlein dauern mich,
Ich muß vor den andern mich ſchämen,
Sie tragen ſo ſchönes Laub an ſich;
Dürft' ich mir wünſchen noch etwas,
So wünſcht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh iſt's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glaſene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert ſo.

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geſchwind,
Und kommt an die glaſenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glaſe
Zerbrochen in dem Graſe.

Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünſchen ſoll,
Wünſch' ich mir grüne Blätter wol.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh iſt's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein,
Das Bäumlein lacht,
Und ſpricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu ſchämen brauch'.

Da war das Bäumlein wieder leer,
Es ſprach nun zu ſich ſelber:
Ich begehre nun keine Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte ſie nicht tadeln.

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß geſprungen,
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie ſieht das Laub, und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Und traurig ſchlief das Bäumlein ein,
Und traurig iſt es aufgewacht;
Da beſieht es ſich im Sonnenſchein,
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht ſich aber nichts draus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn ſeine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle ſeine Nadeln,
Daß jedermann es ſehen kann;
Geh 'naus, ſieh's ſelbſt, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's ſticht.

Böſer Wunſch aus Liebe.

Ich wollte, daß du ſo häßlich würd'ſt,
Daß ich käme zu Sinnen,
Könnte dem Knoten, den du geſchürzt,
Entrinnen,
Und könnte ohne Neid es ſehn,
Wenn die Anderen zu dir gehn.

Ich wollte, daß du ſo häßlich würd'ſt,
Daß Alle es würden innen,
Daß Alle ſtutzten, und wichen beſtürzt
Von hinnen;
Und ich könnte mit Luſt es ſehn,
Wie du müßteſt verlaſſen ſtehn.

Ich wollte, daß du ſo häßlich würd'ſt,
Daß du kämeſt von Sinnen,
Und kämeſt auf mich zugeſtürzt
Mit Minnen,
Und würdeſt, wenn ich erhörte dein Flehn,
So ſchön dann wieder, als wär' nichts geſchehn.

Aus: Liebesfrühling.

1821.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Ihm ſchlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt' ich ahnen,
Daß ſeine Bahnen,
Sich einen ſollten meinen Wegen?

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
Die beiden kamen ſich entgegen.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen.
Nun iſt entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich ſeh' es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

O ihr Herren, o ihr werthen
Großen reichen Herren all!
Braucht in euren ſchönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?

Hier iſt eine, die ein ſtilles
Plätzchen ſucht die Welt entlang.
Räumt mir eines ein, ich will es
Euch bezahlen mit Geſang.

Sie ſah den Liebſten ſchweigend an,
Sie ſucht ein Wort, auf das ſie ſann.
Sie dachte, und in Duft zerfloß
Des Denkens Faden, den ſie ſpann.
Empfindung tauchte auf als wie
Die Nymph' aus Fluthen dann und wann.
Und tauchte wieder in die Fluth,
Als ob es ſie zu reu'n begann.
Die Seele war der Knoſpe gleich,
Die will und ſich nicht aufthun kann.
Sie lächelte, als ſtaunte ſie
In ſich ein holdes Räthſel an.

Sie athmete, als ob auf's Herz
Ihr drückt' ein ſüßer Zauberbann
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der ſchwimmend nicht Geſtalt gewann
Sie flüſterte, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Duft zerrann
Sie flüſtert' ihm das Wort ins Herz;
Du biſt ein ſehr geliebter Mann
Du biſt ein ſehr geliebtes Weib
So ſprachen ſie und ſchwiegen dann

Aus: öſtliche Roſen

Tritt herein.

Tritt herein zu der Thüre
Und erleuchte das Zimmer ganz!
Grüße rings und entführe
Alle Kerzen in Himmelsglanz!

Vor dir gehet ein Schweigen,
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feſt iſt dein eigen,
Eh' du noch aufgetreten einmal.

Sehet, o Schönheitskenner,
Ob ihr Schönheit ſchon habt gekannt.
Seht, o geiſtige Männer,
Was die Geiſter wohl übermannt.

Löſche du des Verſtandes
Flackernde Lampe mit deinem Schein,
Und belebenden Brandes
Laß hier Schönheit die Sonne ſein.

Sieh, es drehen planetiſch
Alle Strahlen ſich um dein Licht,
Und du zieheſt magnetiſch
Alle Blick' an dein Angeſicht.

Wo die Ros' iſt erſchienen,
Neigt ſich ein ganzes Blumengefild
Blick' mit Huld auf Jasminen,
Sprich mit ſchüchternen Veilchen mild

Oeffne Lippen zum Reden
Und verſtröme des Geiſtes Duft.
Kommet Lüfte von Eden
Und durchwürzt euch in dieſer Luft.

Deine lächelnden Mienen
Sind ein würziger Blumenflor,
Honigſaugende Bienen
Deiner Lippen ſind Aug' und Ohr.

Sieh, du biſt nun die Kerze
Dieſer Geſellſchaft, hebe das Haupt,
Und dem Schmetterling Scherze
Sei um das Licht ſein Kreiſen erlaubt.

Wie du ſicher und leiſe
Blickeſt, zügelt Ordnung den Tanz,
Und ſich halten im Gleiſe
Herzen, welche verwirrt dein Glanz.

Die Ungnädige.

Ich bin auf ihrem Wege der Staub,
Sie hütet den Saum des Kleides vor mir,
Sie giebt ihr Gewand dem Winde zum Raub,
Nur daß ich nicht mög' haften an ihr.

Und wär' ich über den Fluß der Steg,
So bliebe ſie lieber am Ufer ſtehn,
Und wär' ich der Paradieſesweg,
So würde ſie lieber zur Hölle gehn.

Sie zeigt ihr lächelndes Angeſicht,
Wie eine Roſe, dem ganzen Reich;
Und ſag' ich: „Warum verhüllſt du dich nicht?“
So verhüllt ſie vor mir ſich gleich.

Was ich ihr thu' iſt ihr nicht recht,
Und was ſie mir thut, das iſt nicht fein.
Ich bin der unterthänige Knecht,
Sie will nicht gnädige Herrin ſein.

Was ich ihr auch zu gefallen thu',
Nichts zu gefallen thut ſie mir,
Und wäre ſie nicht ſo ſchön dazu,
So wär' es nicht auszuhalten bei ihr.

Abendlied des Wanderers.

Wie ſich Schatten dehnen
Vom Gebirg zum See,
Fühlt das Herz ein Sehnen
Und ein ſüßes Weh.

Wie die Möven fliegen
Fluthher uferwärts,
Möcht' ich nun mich ſchmiegen
An ein treues Herz.

Froh im Morgenſchimmer
Zieht ein Wanderer aus,
Aber Abends immer
Möcht' er ſein zu Haus.

Kehr' ein bei mir.

Du biſt die Ruh,
Der Friede mild,
Die Sehnſucht du,
Und was ſie ſtillt.

Ich weihe dir
Voll Luſt und Schmerz;
Zur Wohnung hier
Mein Aug' und Herz;

Kehr' ein bei mir,
Und ſchließe du
Still hinter dir
Die Pforten zu.

Treib andern Schmerz;
Aus dieſer Bruſt!
Voll ſei dies Herz;
Von deiner Luſt.

Dies Augenzelt
Von deinem Glanz;
Allein erhellt,
O füll' es ganz;

Lachens und Weinens Grund.

Lachen und Weinen zu jeglicher Stunde
Ruht bei der Lieb' auf ſo mancherlei Grunde.
Morgens lacht' ich vor Luſt;
Und warum ich nun weine
Bei des Abends Scheine,
Iſt mir ſelbſt nicht bewußt.

Weinen und Lachen zu jeglicher Stunde
Ruht bei der Lieb' auf ſo mancherlei Grunde.
Abends weint' ich vor Schmerz;
Und warum du erwachen
Kannſt am Morgen mit Lachen,
Muß ich dich fragen, o Herz.

Aus: erotiſche Blumenleſe aus Dichtern verſchiedener Völker und Zeiten.

Eine Neige Wein,
Eine Neige Liebe,
Das vom Abendſchein
Nur ſo viel mir bliebe,
Meinen Doppelreſt
Langſam auszutrinken,
Und zum Schlafe feſt
In die Nacht zu ſinken.

Auf der Stelle,
Wo ſie ſaß,
O wie ſchnelle
Wuchs das Gras!
Leiſe ſaß ſie auf ihm nieder,
Darum wuchs ſo ſchnell es wieder.

O darüber
Wuchs das Gras,
Und vorüber
Iſt nun das,
Und du haſt es längſt vergeſſen,
Daß du dort bei mir geſeſſen.

Aber eine
Blume dringt,
Schön wie keine
Rings entſpringt,
Aus dem Gras wo du geſeſſen,
Daß ich dich nicht kann vergeſſen.

Wo die feine
Blum' entſpringt,
Die mir deine
Grüße bringt,
Sitz' ich oft und denk' indeſſen,
Daß ich hier mein Glück beſeſſen.

Herbſthauch.

Herz, nun ſo alt und noch immer nicht klug,
Hoffſt du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbſt dir noch tragen!

Läßt doch der ſpielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu ſchmeicheln, zu koſen.
Roſen entfaltet am Morgen ſein Hauch,
Abends verſtreut er die Roſen.

Läßt doch der ſpielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, iſt ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

Wiegenlied.

In der Wiege lag der Knabe,
Von des Schlummers Duft umkreiſt,
Und mit ausgeſtrecktem Stabe
Bog ſich drüber hin ein Geiſt.
Wie des Unbewußtſeins Friede
Auf dem Augenlid ihm liegt,
Grüßt mit ernſtem Wiegenliede
Ihn der ſtrenge Geiſt, und wiegt:
Schlafe du! nicht deine Wahlen
Haben, ſondern dein Geſchick,
In des Lebens Luſt und Qualen
Aufgeſchloſſen deinen Blick.
Schlafe du! nicht deine Wahlen,
Sondern dein Geſchicke hat
Durch des Lebens Luſt und Qualen
Dir bezeichnet deinen Pfad.
Wie hier meinen Stab ich ſtrecke,
Zeichn' ich dir die Bahnen vor,
Die du von der Wiegendecke
Gehſt zu des Grabes Thür.
Hier mit andern, hier alleine,
Hier verirrt, hier grad, hier ſchief,
Hier auf Höhn im Sonnenſcheine,
Hier durch Nacht in Klüften tief.
Hier ein Stein, um dran zu ſtoßen;
Dich zu kühlen, hier ein Born,
Hier für deine Stirne Roſen,
Hier für deinen Fuß ein Dorn.
Hier an deinem Wege ſtehend,
Zielend mit dem Pfeil, ein Schmerz,
Hier ein Glück vorübergehend,
Das mit Sehnſucht greift ans Herz;
Hier am Abgrund, überm Stege,
Der nicht bricht, weil er nicht ſoll,
Schwankſt du; hier am Scheidewege
Stehſt du ſtill entſcheidungsvoll.
Aber ob du lange wählteſt,
Schon beſtimmt iſt deine Wahl,
Und ob du die Gründe zählteſt,
Auch bedingt iſt ihre Zahl.
Tauſend ſtrenge Hände greifen
Nach der deinen, daß ſie muß,
Tauſend unſichtbare Schleifen
Ziehen deinen freien Fuß.
Angewieſen ſind die Ziele,
Zugemeſſen jede Raſt,
Und gemeſſen auch, wie viele
Schritte du zur letzten haſt.
So gekreuzt ſind deine Bahnen,
So umſchnürt dein Lebenslauf,
So in deiner Zukunft Ahnen
Wache du mit Weinen auf.

Die ſterbende Blume.

Hoffe! du erlebſt es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbſtes Wind verheert,
Hoffen mit der ſtillen Kraft
Ihrer Knoſpen winterlang,
Bis ſich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entſprang.

„Ach, ich bin kein ſtarker Baum,
Der ein Sommertauſend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maien Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab ſie deckt.“

Wenn du denn die Blume biſt,
O beſcheidenes Gemüth,
Tröſte dich, beſchieden iſt
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensſtaub verſtreu'n,
Aus dem Staube wirſt du noch
Hundertmal dich ſelbſt erneu'n. —

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich ſind,
Ewig iſt das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geſchwind.
Aber, ſind ſie, was ich war,
Bin ich ſelber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einſt ſie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geſchick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelſt ſchon
Ihnen in die Fernen zu!
Warum noch mit fröſt'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelſt du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß in's Aug' ich dir geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!
Dieſes Lebens armen Reſt
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft feſt
Mich in mich, und dir entfliehn.

Doch du ſchmelzeſt meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend' Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du ſaugſt noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich ſommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geſchwebt;
Augen, die mein Glanz erfriſcht,
Herzen, die mein Duft erfreut:
Die aus Duft und Glanz gemiſcht
Du mich ſchufſt, dir dank' ich's heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließeſt du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er ſoll kein Seufzer ſein,
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur ſchönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, ſpann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes ſinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluſt, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer ſchlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzuſtehn!"

Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing ſcheu zu werden,
Und. that ſo ganz entſetzlich ſchnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen ſah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken ſchnauben,
Das mußt' ihm die Beſinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er ſtürzte nicht, er ſchwebte noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
Aus des geborſtnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann ſich feſt that klammern,
Und ſeinen Zuſtand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh', und ſah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt oben faſſen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder,
Da ſah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entſperrtem Rachen,
Der drunten ihn verſchlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen ſollte.
So ſchwebend in der beiden Mitte
Da ſah der Arme noch das Dritte.

Wo in die Mauerſpalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er ſah die ſchwarze mit der weißen
Abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauſten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel ſpülten;
Und wie ſie rieſelnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angſt und Furcht und Noth,
Umſtellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel;
Er ließ das Thier von oben rauſchen,
Und unter ſich den Drachen lauſchen,
Und neben ſich die Mäuſe nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu eſſen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Eſſen
War alle ſeine Furcht vergeſſen.
Du fragſt: Wer iſt der thöricht Mann,
Der ſo die Furcht vergeſſen kann?
So wiſſ', o Freund, der Mann biſt du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es iſt der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgeſperrter Schlund;

Und das Kamel, das oben droht,
Es iſt des Lebens Angſt und Noth.
Du biſt's, der zwiſchen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt ſchweben.
Die beiden, ſo die Wurzel nagen,
Dich ſammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend,
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
Lockt dich die Beere Sinnenluſt,
Daß du Kamel die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuſe Tag und Nacht
Vergiſſeſt, und auf Nichts haſt Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
Aus Grabes Brunnenritzen naſcheſt.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, ſprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, ſeit wann die Stadt hier ſei?
Er ſprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt ſteht ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo ſtehen ewig fort.
    Und aber nach fünfhundert Jahren
    Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einſamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang' iſt die Stadt vorbei?

Er ſprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächſt, wenn das andre dorrt;
Das iſt mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Fragt' ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als ſchäumen die Wellen dort,
Fiſcht man und fiſcht man in dieſem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier ſei?
Er ſprach: Der Wald iſt ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an dieſem Ort,
Und ewig wachſen die Bäum' hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich eine Stadt, und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte: Seit wann iſt die Stadt erbaut?
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?
Sie ſchrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.

Aus dem Lehrgedicht: Die Weisheit des Brahmanen

(Der Perlenkranz.)

Vier Königstöchter ſind auf einem rings von Wogen
Umſpülten Lenzeiland von einer Fee erzogen.

Und morgen ſollen ſie zurück zur Heimath ziehn,
Weil ihnen aller Schmuck der Bildung iſt verliehn.

Da ſprach die Fee: Ich bin mit jeder wohl zufrieden,
Doch einer muß zuletzt der Vorzug ſein beſchieden.

Nun geht zur Ruh' und wann euch weckt des Morgens Glanz,
Iſt einer unter euch beſcheert ein Perlenkranz.

Dieſelbe findet ihn am Grund des Körbchens liegen;
Den ſoll die Finderin bewahren hold verſchwiegen. —

Da blickten alle vier einander lächelnd an,
Und jede dachte: die wird wol den Preis empfahn.

Nicht eine dachte, daß ſie ſelber ſiegen ſollte,
Nur wie ſie ſich des Siegs der andern freuen wollte.

So träumten ſie die Nacht bis zu des Morgens Glanz,
Und an des Körbchens Grund fand jede einen Kranz.

Erröthend ließen ſie den Kranz im Körbchen liegen,
Und jede hätte gern ſich ſelbſt den Fund verſchwiegen.

Doch als der Abſchied kam, verrieth die holde Scham
Von jeder jeder wohl, was jede mit ſich nahm.

Sie brauchten ſich es nicht zu fragen noch zu ſagen,
Und fühlten ſich beglückt, all' einen Kranz zu tragen.

(Des Königs Denkmal.)

Der König auf der Pirſch' hat einen Hirſch erjagt;
Mit Zittern ſteht der Hirſch, der um ſein Leben zagt.

Der blickt den König an, und beugt vor ihm die Glieder,
Selbſt eine Thräne rann von ſeinem Auge nieder.

Der König will gerührt dem Thier das Leben ſchenken,
Und ſtiftet, wie's gebührt, davon ein Angedenken.

Man legt ums Hirſchgeweih ein Reiflein Gold, da war
Dem Königsnamen bei geſchrieben Tag und Jahr.

Der Hirſch enteilt mit Dank, und heim der König kehrt,
Bald wird der König krank, der Hirſch lebt unverſehrt.

Der König ſtirbt, ihm folgt ein Sohn, und dem ein Sohn,
Der jagt im ſelben Wald, wo einſt der Hirſch entflohn.

Da ſtellt der Hirſch ſich dar, den Nacken altersſteif,
Doch um die Stirne war noch hell der goldne Reif.

Verwundert ſchauet ihn der junge König an,
Wie dort ihm klar erſchien der Ruhm von ſeinem Ahn.

Und als man Jahr und Tag zuſammenzählte, war
Von damals der Betrag bis heute hundert Jahr'.

Die hundert Jahre froh hat in dem Wald gewohnt
Ein Lebendes, weil ſo ein König es geſchont.

Groß iſt des Königs Glück, der, wenn man ihn begräbt,
Ein Denkmal läßt zurück, das hundert Jahre lebt.

(Sterne.)

Auf jener Wieſe, wo ſtatt Blumen Sterne ſtehn,
Wird auch ein Frühlingswind, der Roſen wecket, wehn;
Und Knoſpen werden dort auch über Nacht aufgehn.
Mit bloßen Augen ſiehſt du nicht in jener Ferne,
Doch mit bewaffneten, o Sohn, die Nebelſterne,
Von außen dämmernd noch, doch ſtrahlend ſchon im Kerne
Das ſind die Knoſpen, die noch nicht ſind aufgegangen,
Die aufgegangen einſt als Roſen werden prangen
Wann? frage nicht. Ein Tag ſchmückt hier den Roſenhag;
Doch hunderttauſend Jahr' ſind dort ein Frühlingstag.

Johann Chriſtian Freiherr von Zedlitz.

geb. 28. Februar 1790 zu Johannesberg in Oberſchleſien, in öſterreichiſchen Militärdienſten, ſeit [illegible] k. k. Kammerherr, ſtarb zu Wien 16. März 1862.

Gedichte. Stuttgart. Cotta.

Die nächtliche Heerſchau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emſig auf und ab.

Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenſtreich.

Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton:
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilſchlamm decket
Und der arabiſche Sand,
Sie ſteigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand. —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab,
Und ſchmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab,
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll' und Generäle
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" iſt die Parole,
Die Loſung: „Sanct Helena!" —

Dieß iſt die große Parade
Im elyſeiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

An Grillparzer.

„Laß, hehrer Aar, uns durch die Wolken dringen!
Du biſt der ſtärk're, ziehe Du voran! —
An Muth Dir gleich, an Kraft Dir unterthan,
Verſuch' auch ich's, und prüfe meine Schwingen." —

So ſprach ein Schwan. — Da hört er ſiegreich klingen
Des Aares Fittig, der den Flug begann,
In ſtiller Kraft hob er ſich ſonnenan;
Der Schwan, er ſah's, — da wollt' das Herz ihm ſpringen.

Doch wie den Aar die Lichtgefild' umweben,
Er auf dem Saum der Roſenwolke ruht,
Da rief der Schwan bald in Begeiſt'rungsgluth:

„Dein iſt der Sieg! Du kannſt zur Sonne ſchweben;
Mir ward ein dunkler Element gegeben." —
Und liebend taucht er nieder in die Fluth.

Carl Theodor Körner,

geb. 23. Septbr. 1791 zu Dresden, Hoftheater-Dichter zu Wien, trat 1813 in das Lützow'ſche Freicorps und fiel am 26. Auguſt deſſelben Jahres in einem Gefecht bei Gadebuſch.

Leyer und Schwert

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reih'n,
Und gellende Hörner ſchallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſt der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſt'gen Armen hinein,
Und ſpringt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutſche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Guſtav Schwab.

geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, geſt. daſelbſt als Oberconſiſtorialrath und Studienrath den 4. November 1850.

Gedichte. Stuttgart. Cotta.

Johannes Kant.

Den kategoriſchen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategoriſchen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant;
Und wenige wiſſen's wie die Sache bewandt.

Derſelb' ein Doctor Theologiä war,
In ſchwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So ſaß er zu Krakau auf dem Lehrerſitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, ſtets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schleſien, in ſein altes Vaterland:
Er ſchloß die Bücher in 'n Schrein, beſtellt' ſein Haus,
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der ſchweren ſchwarzen Tracht
Der Doctor durch der polniſchen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,

In's Herz; ſchoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, ſo ritt er fort.
Auch merkt er nicht, wie das Thier in finſtrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht ſucht,
Er hört nicht vor und hinter ſich Tritt und Trott,
Er iſt noch immer allein mit ſeinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es ſtürmen auf den heiligen Mann ſie ein,
Es blinken Meſſer und Schwert im Mondenſchein.
Er weiß nicht wie ihm geſchieht, er ſteigt vom Roß,
Und eh' ſie's fordern, theilt er ſein Gut dem Troß;
Den vollen Reiſebeutel ſtreckt er dar,
Darin beim Groſchen manch' blanker Thaler war,
Vom Halſe löst er ab die güldne Kett',
Er reißt die ſchmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger und aus der Taſche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeſchlag' und Niet;
Daß ſie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erſchrockne Mann, er ſieht es kaum;
Erſt wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um ſein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Bruſt,
Und ſchüttelt ſie mit derber Räuberluſt.
„Haſt Du auch Alles?“ brüllt's um ihn und murrt,
„Trägſt nichts verſteckt in Stiefel oder Gurt?“
Die Todesangſt ſchwört aus dem Doctor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleiſch und Bein.
Da ſtoßen ſie fort ihn in den ſchwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt;
Doch führt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum;
Mit Angſt fühlt ſie herum an allem Wulſt,
Und endlich findet ſie da die rechte Schwulſt,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig ſich verſteckt.
Nun will dem Mann es werden recht ſanft und leicht,

Mit all dem Gold er die Heimath wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hilfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern ſich recht gütlich thun.
Da ſtand er plötzlich ſtill, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! du haſt gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt';
Vergeſſen war der Heimath fröhliche Luſt,
Er war allein der Lüge ſich bewußt.
Und ſchneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglückſel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz
Am Mondlicht prüfen ſie ſich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwiſchen den Büſchen frei.
Und wie ſie lagern im Gras und lauſchen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit haſtigem Schritt.
Er ſtellt demüthig ſich vor die Räuber hin,
Er ſprach: „O wiſſet, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit dieſen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondſcheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beſchämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wirds wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und ſpotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes ſtarres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er ſchlief,
Regt ſich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du ſollſt —
Du ſollſt nicht ſtehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufſpringen ſie, dann werfen ſich All' aufs Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott iſt hie.
Jetzt aber regt ſich emſig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,

Ein dritter bringt das Pferd geſattelt, gerüſt't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen ſie ihm zu Roß mit willigem Dienſt,
Nichts bleibt zurück vom neuen Raubergewinnſt,
Ja, mußte Herr Kant nur ſein auf ſeiner Hut,
Daß ſie ihm nicht auch ſchenkten geſtohlen Gut.

Er ſcheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünſcht ihnen gründliche Reu, die ſie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr ſtehlt — und ich log!“
Doch als er kam zum finſtern Walde hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde ganzer Graus;
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille geſcheh' im Himmel und auf der Erd'!“
So betet der Kant, und giebt die Sporen dem Pferd.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beiſammen ſind;
Es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!

Das Kind ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Wie will ich ſpielen im grünen Hag,
Wie will ich ſpringen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen ſchön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,

Ich ſelber ich rüſte mein Feierkleid.
Das Leben es hat auch Luſt nach Leid,
Dann ſcheint die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, ſie ſpinnet das Kleid,
Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that was er ſollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Am liebſten morgen ich ſterben mag:
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,
Was thu ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen ſind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag.

Der Reiter und der Bodenſee.

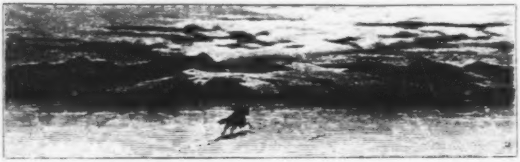
Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodenſee;

Noch heut mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauſt auf rüſtigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen wie Sand.



Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felſen aus;

So fliegt er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei,

Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt ſein Ohr,

Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauſcht das Waſſer, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.

Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe giebt er den ſcharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's ſein?“

Die Maid ſie ſtaunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn,

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſprach', aus dem Nachen ſtiegeſt du.“

Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm' in die Höh',
„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;

Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fiſch!“

Der Reiter erſtarret auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.

Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſt noch die grauſe Gefahr.

Es ſiehet ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.

Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Der Gant.

Wie leuchten die Lichter im Schloſſe ſo helle!
Herr Chriſtoph von Ramſtein, der frohe Geſelle,
Der hält in dem Saale zum letztenmal Schmaus,
Denn morgen verkauft man ihm Güter und Haus.

Die Ahnen verthaten's, er hat's nicht verſchuldet,
Was er nicht verbrochen, gelaſſen er duldet,
Geht luſtig in's Elend, das Leid, er verzecht's,
Leicht endet der Letzte des leichten Geſchlechts.

Doch daß er ſo fröhlich vom Gute kann ſcheiden,
Kein Kummer die Luſt ihm des Lebens entleiden,
Das macht, ihn begleitet zur Hütt' aus dem Saal,
Ein Engel des Himmels, ein lieblich Gemahl.

Kein Gram ihr umſchattet die blauenden Augen,
Draus mag er ſich Strahlen der Hoffnung entſaugen,
Ihr bleichet kein Schmerz auf der Wange das Roth,
Ihr ſchwellet den Buſen kein Seufzer der Noth.

Drum weil er den Schatz ſich, den edlen, gerettet,
So fühlt er auf Stroh wie auf Flaum ſich gebettet,
Und wandelt am Morgen den traurigen Pfad,
Als flög' er zum Tanze, gen Baſel zum Rath.

Das Haus und die Güter, die ſchönſten im Lande,
Er gab ſie ſchon lange den Herren zum Pfande,
Sie ſitzen mit Mantel und Kragen geſchmückt,
Der Ritter vor ihnen entblößt und gebückt.

Und doch nicht gebeugt im zufriedenen Herzen,
Es ſchließt ſich der Kauf unter Lachen und Scherzen,
Am Ende da ſpricht er: „Ihr würdigen Herrn,
Ein's gebet mir drein, und Ein's hätt' ich ſo gern!"

„Die blinkenden Thaler, ſie müſſen, ach! wandern,
Die goldenen Gulden gehören ſchon Andern,
Euch liegt in den Buden viel Glanz und viel Glaſt,
So ſchenkt mir ein einziges Stücklein Damaſt."

Ich ſelber, ich will nichts von Sammt und von Seiden,
Doch möcht ich mein eh'lich Gemahl mit bekleiden,
Sie iſt wie ein Engel aus himmliſchen Höhn,
Sie iſt für den Kittel der Armuth zu ſchön."

Wohl rühret die Männer des Rathes die Bitte,
Bei ehrlichen Bürgern iſt gütige Sitte,
Und fließende Seide, gewichtig und echt,
Die macht ihm ein Schneider von Baſel zurecht.

Und knapp an die quellenden Glieder ſie fügend
Bekleidet der Ritter das Weib ſeiner Jugend,
Er führet ſie unter das niedrige Dach,
Als trät' er mit ihr in ein Fürſtengemach.

Er pflanzt und er erntet, ſie webet und ſpinnet,
Sie lächelt ſo lieblich, er küßt und er minnet,
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Geſicht,
Doch Liebe nicht weicht und Genüge weicht nicht.

Wilhelm Müller.

geb. 7. Okt. 1794 zu Dessau, gest. 30. Sept. 1827 [illegible]
[illegible]

[illegible]

Der Prager Muſikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Käppel in der Hand,
Ziehn wir Prager Muſikanten
Durch das weite Chriſtenland.

Wenn das Mädel ſingen könnte,
War's gezogen mit hinaus,
Doch es hat 'ne heiſre Kehle,
Darum ließ ich es zu Haus.

Unſer Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit ſeinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck.

Als ich da hinaus gewandert,
Hab' ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergeſagt.

Steht alſo in keinem Büchel,
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderſchaft mit leerem Beutel
Und ein Schätzel in der Stadt.

Ei da gab es naſſe Augen,
'S war mir ſelbſt nicht einerlei,
Sprach ich: 'S iſt ja nicht für ewig,
Schönſtes Nannerl, laß mich frei!

Und ich ſchlüpft' aus ihren Armen,
Aus der Kammer, aus dem Haus,
Konnt' nicht wieder rückwärts ſchauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied geſungen,
Hab' die Fiedel zu geſpielt,
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Bruſt mich leicht gefühlt.

Manches Vöglein hat's vernommen,
Flog nur eins an Liebchens Ohr,
Sang' ihr, wenn ſie weinen wollte,
Dieſes friſche Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus anderm Ton
Abends unter ihrem Fenſter:
Schatzel, Schatzel, ſchläfſt du ſchon?

Hoch geſchwenkt den vollen Beutel,
Das giebt eine Muſica!
's Fenſter klirrt, es rauſcht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr Prager Muſikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den ſchönſten Hochzeitsreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Der letzte Gaſt.

(Aus der Kellnerin von Bacharach.)

Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Komm, leuchte mir zur Thür hinaus,
Und bieten wir uns gute Ruh',
So gieb mir einen Kuß dazu.

Du ſchenkteſt heut' mir trüben Wein
In meinen letzten Becher ein;
Ich ſchalt dich nicht und trank ihn aus.
Ich war ja letzter Gaſt im Haus.

Mir gegenüber ſaßeſt du,
Es fielen dir die Augen zu;
Ich dacht': Sie wünſcht dich wohl hinaus,
Du biſt der letzte Gaſt im Haus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Der ſchöne friſche Roſenkranz,
Den ich dir gab beim erſten Glas,
Hängt dir am Buſen welk und blaß.

Nun gute Nacht! Nun gute Ruh'!
Und morgen früh wann öffneſt du?
Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Und eh' es dämmert, wandr' ich aus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Den letzten Tropfen trink' ich aus,
Setz' mir mein grünes Glas beiſeit:
Zerbrach's ein Andrer, thät' mir's Leid.

Aus: Die ſchöne Müllerin.

(Lieder des wandernden Müllergeſellen.)

Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer friſcher rauſchte,
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich, wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn vom Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

Halt!

Eine Mühle ſeh' ich blinken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauſchen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengeſang!
Und das Haus, wie ſo traulich!
Und die Fenſter, wie blank!

Und die Sonne, wie helle
Vom Himmel ſie ſcheint!
Ei, Bächlein, liebes Bächlein,
War es alſo gemeint?

Danksagung an den Bach.

War es alſo gemeint,
Mein rauſchender Freund,
Dein Singen, dein Klingen,
War es alſo gemeint?

Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn.
Gelt, hab' ich's verſtanden?
Zur Müllerin hin!

Hat ſie dich geſchickt?
Oder haſt mich berückt?
Das möcht' ich noch wiſſen,
Ob ſie dich geſchickt.

Nun wie's auch mag ſein,
Ich gebe mich drein:
Was ich ſuch', iſt gefunden,
Wie's immer mag ſein.

Nach Arbeit ich frug,
Nun hab' ich genug,
Für die Hände, für's Herze
Vollauf genug!

Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt' ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.
Und da ſitz' ich in der großen Runde,
Zu der ſtillen kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht.

Aus: Die Winterreiſe.

Der Wegweiſer.

Was vermeid' ich denn die Wege,
Wo die andern Wandrer gehn,
Suche mir verſteckte Stege
Durch verſchneite Felſenhöh'n?

Habe ja doch nichts begangen,
Daß ich Menſchen ſollte ſcheun —
Welch ein thörichtes Verlangen
Treibt mich in die Wüſtenein?

Weiſer ſtehen auf den Straßen,
Weiſen auf die Städte zu,
Und ich wandre ſonder Maßen,
Ohne Ruh', und ſuche Ruh'.

Einen Weiſer ſeh' ich ſtehen
Unverrückt vor meinem Blick,
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch Keiner ging zurück.

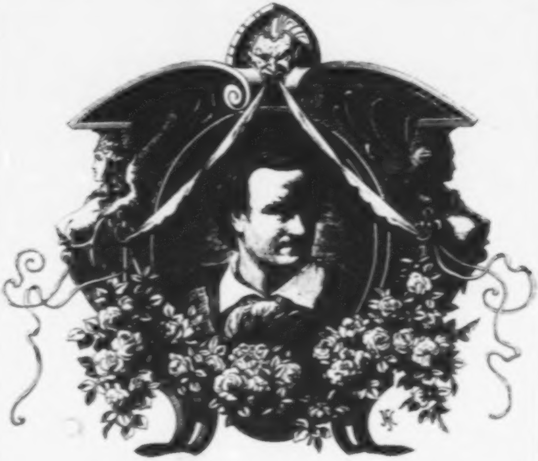
Das Wirthshaus.

Auf einen Todtenacker
Hat mich mein Weg gebracht.
Allhier will ich einkehren:
Hab' ich bei mir gedacht.

Ihr grünen Todtenkränze
Könnt wohl die Zeichen ſein,
Die müde Wandrer laden
In's kühle Wirthshaus ein.

Sind denn in dieſem Hauſe
Die Kammern all' beſetzt?
Bin matt zum Niederſinken
Und tödtlich ſchwer verletzt.

O unbarmherz'ge Schenke,
Doch weiſeſt du mich ab?
Nun weiter denn, nur weiter,
Mein treuer Wanderſtab.



Karl Immermann,

geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, nahm 1815 an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil, ſtarb zu Düſſeldorf als Landgerichtsrath am 25. Auguſt 1840.

— Gedichte. Düſſeldorf. Schaub. — Neue Folge. Stuttgart. Cotta. — Triſtan und Iſolde. Ein Gedicht in Romanzen. Düſſeldorf. J. E. Schaub. —

Sehnſucht.

Könnt' ich ſie einmal treffen an
Im tiefen Wald, da Niemand ginge,
Es wär' um allen Schmerz gethan,
Ach, daß es, daß es doch gelinge!

Wir ſchritten immer weiter ein,
Und ſahen nimmermehr zurücke,
Und würden fein geborgen ſein,
Und ſcheuten keines Menſchen Tücke.

Und Alle, die uns ſonſt geſchont,
Und ſchlimmen Sieg an uns erworben,
Sie wären Alle nun verſöhnt,
Und ſprächen ſanft: Sie ſind geſtorben.

'S iſt vorüber.

Ach, die Welt wird immer enger,
Ach, der Buſen immer banger,
Immer näher zieht's wie Hauch der Grüfte,
Und des Himmels liebe klare Lüfte
Immer trüber!

Sie ſitzt ſtumm auf ihrem Zimmer,
Ich irr' um bei Sternenſchimmer,
Eines zu dem andern gerne möchte,
Aber beide, leider, ſind im Rechte,
'S iſt vorüber!

Geiſterelend.

Ich habe beſucht die waldige Haide,
Die zugeſehen bei unſern Küſſen;
Nun weiß ich um der Geiſter Leide,
Die, wo ſie gelebet, umgehn müſſen.

Aus: Triſtan und Iſolde.

Vorſpiel.

Die Welt, die draußen ſich vermißt,
Gehört nicht eigen mir, das wißt!
Ich laſſe die da draußen ſchalten,
Läßt ſie die meine mich behalten.
Die draußen führt ein laut Geſchrei
Und regt viel tauſend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt ſie ſtets, bringt's nie zu Ende.
Indeß, vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die andre blüht.

Die Wunderroſ' im Wunderthale,
Geküßt vom erſten Sonnenſtrahle! —
Die ſpäteren ſind ihr zu frech,
Sie thut davor ihr Haupt hinweg,
Verbirgt es in der Blätter Grünen,
Die ſpreiten ihm ein ſchirmend Dach;
Geſchützet vor des Lichts Erkühnen
Verträumt die Roſe ſo den Tag;
Erwacht zu Nacht, ihr hold Geſichte
Schaut wieder nach dem erſten Lichte.

Die Roſ' in meines Herzens Thal,
In der ſich immerdar nur ſtahl
Das zärteſte, das frühſte Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten,
Die zücht'ge Träumerin, verſteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der trautſten Stunden,
Die hohe keuſche Wunderblüth',
Ewig vollendet im Gemüth:

Das iſt die ſchöne Welt der Liebe,
Das iſt die Welt der ſchönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brod,
Der ſüße Gram, die holde Noth!

In ihrem Zauberreiche ſtehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht.
Wem nie von Liebe Leid geſchehen,
Geſchah von Lieb' auch Liebes nicht.
Iſt Einer, der um ihre Schmerzen
Nicht Alles trüg' in ſeinem Herzen?

In dieſer Welt kein Leichenduft,
Stürzt auch die Lieb' in Blut und Gruft!
Denn über Sarg und Bahre leiſe
Wacht auf des Sängers Liedesweiſe,
Und küßt der Todten Lippe warm,
Und weckt den Athem auf der Theuren,
Und nun erzählen Freud' und Harm
Die Opfer ſelbſt in Abenteuren
Was Laub' und Nacht allein geſehn,
Aus der Verklärten Mund geſtehn.

Aus der Verklärten Mund geſtehn?
Vom ſchüchtern- halben, ſcheuſten Sehen,
Vom Seufzer, den er heimlich ihr
Als Boten ſandte, und der ſchier
Noch wußte nicht, was er wohl ſage,
Und von dem Dolmetſch, ihrem Traum,
Von jenem höchſten Freudentage,
An dem ihn faſt geſtreift ihr Saum,
Von ihrem Meiden, ei, weßhalben?
Von ſeinem Suchen, ach, deßhalben.

Bis zu dem Finden dort im Haus
Des grünen Waldes, wo nicht aus
Sie weichen konnt' und mußt' in Zagen
Den Feuerblick des Aug's ertragen;
Bis zum verlegnen Stammelwort:
Ob nicht die Sonne herrlich ſcheine?
Ob nicht ſo traut der ſtille Ort?
Und ob ſie lache oder weine?
Bis zu dem Druck, der Hand gereicht,
Da noch die Lippe bebend ſchweigt.

Bis zu dem Kuß, der Seel' und Sinne
Eintaucht in's Taumelmeer der Minne,
Bis zu dem Ruhen Bruſt an Bruſt,
Bis zu der höchſten Liebesluſt,
Die ſein Herz ſchickt in ihren Buſen,
Und ihres ſetzt an ſeines Stell' —
Ach, alles, alles, was die Muſen,
Nie einem Dichter machten hell!
Was Laube nur und Nacht geſehen,
Muß der Verklärten Mund geſtehen.

Geſtand die ſchöne Julia[1],
Was Keiner hörte, Keiner ſah,
Dem großen Britten nicht, als leiſe
Beſchwörend drang des Dichters Weiſe
In ihre goldne Sarges-Truh',
Darin ſie ſchlummert mit dem Treuen:
Verſchämte Sehnſucht nach der Ruh',
Die Liebe ſcheucht aus ihrem Scheuen —
Wer anders, als der Liebe Mund
Gab dieß geheime Sehnen kund?

Geſtand nicht von Fayel die Fraue[2]
Dem deutſchen Mund in Schwabens Aue,
Deß Lied wie Luft der Alp' ſo rein
Haucht in die deutſchen Land' hinein:
Als ich vom Herzen, ach! gegehret,
Dem niemals ich ein Zeichen gab,
Ward mir zum Tod die Bruſt beſchweret,
Die Zähre rann die Wang' hinab —
Wo anders, als auf Liebesmunde
Sproß dieſes ernſten Wunders Kunde?

Geſtand dem Florentiner nicht[3]
Franceſca, fern vom goldnen Licht,
Entflohn des Qualenſturmes Blaſen:
Im Lancelot wir einſtens laſen;

---

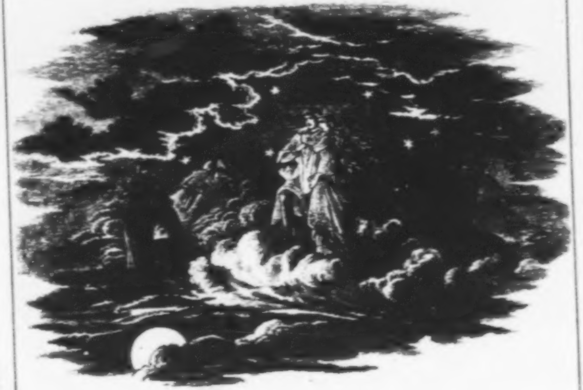
[1] Shakeſpeare: Romeo und Julie. Act III Sc. 2.
[2] Uhland's Romanze: Der Caſtellan v. Couci.
[3] Dante's Hölle. Geſ. 5.

Und als der Buhle, ſtolz und hehr,
Im Buche küßt die Königinne,
Da laſen Paul und ich nicht mehr —
Wer anders, als der Mund der Minne,
Noch minneglüh'nd im Höllenſchlund,
Sprach, was nur dem Abyſſus kund?

Willſt du von Liebe was verſtehen,
Mußt du zum Born der Liebe gehen!
Was Liebe heißt und Liebe will,
Sagt nicht Prophete, noch Sibyll.
Im glühend Herzen ausgegohren
Wird hoher Minne Feuerwein,
Und rothe Lippen ſind erkoren,
Die Kellnerinnen ihm zu ſein.
Setz' an, trink aus mit tiefem Zuge!
Dann lieſeſt du im Minnebuche.

Horcht auf! hört zu! Ein neues Lied!
Von alter Luſt ein heißes Lied!
Gottfried von Straßburg hat's geſungen,
Ich ſing' es nach in meiner Zungen.
Es hätte ſtets in mir geruht
Und wäre wohl mit mir vermodert —
Doch plötzlich fühl' ich Jugendmuth
Und bin von Jugendgluth durchlodert —
Zwei Kellnerinnen im Verein,
Sie ſchenkten mir vom friſchen Wein!

Bachantiſch meine Saiten rauſchen,
An dieſes Lied mein Herz zu tauſchen!
Ich ſitz' in ſtiller Mitternacht,
Vom alten Schloßthor überdacht:
Das Korn weht über Hügeln! Oeſtlich
Steigt auf der Mond und küßt den Baum,
Balſam die Luft! Die Nacht ſo köſtlich,
Wie eines ſel'gen Gottes Traum!
Und Geiſterpaare ſchweben, leichte,
Die Luft hindurch. Mein Ruf erreichte



Triſtan, Iſold'; Iſold', Triſtan,
Beglückt-Unſel'ge, Weib und Mann.
Mein Ruf erreichte auch die Spuren
Von Riwalin und Blanchefluren.
Die Lüfte wehn die Geiſter hin
Und wehn ſie her — ſie blicken ſchmerzlich!
Doch wie ſie flattern her und hin,
Sie halten ſich umſchlungen herzlich.
Auf, Saiten, klingt! Von Liebe tönt,
Die noch der Grüfte Nacht verſchont!

* * *

Karl Auguſt Georg Max Graf von Platen-Hallermünde.

geb. 24. October 1796 zu Ansbach, machte 1815 den Feldzug gegen Napoleon mit, lebte mit kurzer Unterbrechung seit 1826 in Italien, wo er am 5. Decbr. 1835 zu Syracus ſtarb.

Gedichte. Stuttgart. Cotta.

Ich möchte gern mich frei bewahren.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf ſtillen Flüſſen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom ſchatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt
Der ird'ſchen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geſchaukelt,
Die ſchuldbefleckten Menſchen fliehn.

Nur ſelten an das Ufer ſtreifen,
Doch nie entſteigen meinem Kahn,
Nach einer Roſenknoſpe greifen,
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne ſehn, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachſen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben ſchneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu.

Und nichts genießen, als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der friſchen Welle,
Der nie das Blut geſchwinder treibt.

Antwort.

Was ſoll dies kindiſche Verzagen,
Dies eitle Wünſchen ohne Halt?
Da Du der Welt nicht kannſt entſagen,
Erobre ſie Dir mit Gewalt!

Und könnteſt Du Dich auch entfernen,
Es triebe Sehnſucht Dich zurück;
Denn ach, die Menſchen lieben lernen,
Es iſt das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächſt das Kind,
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle ſind.

Du ſiehſt ſie, doch Du fliehſt vorüber,
Im glücklichen, im ernſten Lauf,
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch alles wiegt zuletzt ſich auf.

Und wie der Mond im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken ſteht,
So ſchwinde wechſelnd Dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

Der alte Gondolier.

Es ſonnt ſich auf den Stufen
Der ſeebeſpülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle
In weißer Locken Zier:
Und gerne ſteht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf ſeiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er ſpricht: Ich habe rüſtig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun ſeit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hängt die morſche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es iſt der Herr des Hauſes
Nach fernen Himmelsſtrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unſre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er ſtand in beſten Jahren,
Als er von uns geſchieden,
Doch, lebt er noch hienieden,
So iſt's ein greiſer Mann.
Er ſprach: und ſoll ich dienen,
So ſei's in fremden Ländern:
Hier ſoll mit Ordensbändern
Mich ſchmücken kein Tyrann!

Wir blieben, ach, und ſchauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die ſchnöde Bande
Nach ſchnell gebrochnem Eid!
Wir ſahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerſchlugen,
Und unſre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir ſahn den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir ſahn, wie man mit Schwüren
Und mit Beſiegten ſcherzt!
Wir ſahn zerſtört von Frevlern
Was würdig ſchien der Dauer,
Wir ſahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick' im Morgenſchimmer
Die Glieder ſchwach und alt.
Von meines Herrn Palaſte
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matroſe
Gefolgt der Windesroſe
Bei Sturm und Sonnenſtrahl,
Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte
Mit ſeiner ſchönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluthen theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder,
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

Venedig.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
Es liegt der Leu der Republik erſchlagen,
Und öde feiern ſeines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengſte, die durch ſalz'ge Schäume
Dahergeſchleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieſelben ſind ſie, ach ſie tragen
Des korſikaniſchen Ueberwinders Zäume.

Wo iſt das Volk von Königen geblieben,
Das dieſe Marmorhäuſer durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerſtieben?

Nur ſelten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge ſich geſchrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Es ſcheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In dieſen Lüften, die ſich leiſe regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel ſonſt gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen.
Oed' iſt der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die ſchöne Riva der Sciavonen.

Wie haſt du ſonſt, Venetia, geprahlet
Als ſtolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veroneſe malet.

Nun ſteht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Rieſentreppe ſtaunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern.

Gaſelen.

Im Waſſer wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrſt du Freund, ſobald du ſagſt, ſie ſchwanke hin und her!
Es wurzelt ja ſo feſt ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

Wohl mir, es heilte die liebende Hand mich,
Die mit balſamiſchem Blatte verband mich,
Als mich in Flammen umdrohte Verzweiflung,
Deckte des Glaubens asbeſten Gewand mich;

Irrend durchſtrich ich das waldige Dickicht,
Doch Philomele, die zärtliche, fand mich,
Sterbend im Ocean ſchwamm ich, der Delphin
Segelte ruhig an's blumigt Land mich;
Schlüpfrigen Boden entglitt ich zum Abgrund,
Aber die Rebe des Berges umwand mich!

Es liegt an eines Menſchen Schmerz, an eines Menſchen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, ſich ewig der Geſunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das ſtets der Menſch vom Menſchen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf dieſem weiten Runde nichts!
Einförmig ſtellt Natur ſich her, doch tauſendförmig iſt ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach meiner letzten Stunde nichts;
Und wer ſich willig nicht ergiebt dem ehrnen Looſe, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab ſich rettungslos und fühlt in deſſen Schlunde nichts,
Dieß wiſſen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn in dieſem Sinn hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunſch nur Wünſche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entſchlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was ſie Keinem gab,
Denn Jeder ſucht ein All zu ſein, und Jeder iſt im Grunde nichts.

Johannes Wilhelm Meinhold.

geb. 27. Februar 1797 auf der Inſel Uſedom, Pfarrer zu Krummin daſelbſt, wo er ſeinen [illegible] Roman „die Bernſteinhexe“ herausgab, ſpäter zu Rehwinkel in Pommern; legte nach 1848 ſein Amt nieder und ſtarb 1851 zu Charlottenburg.

— Gedichte. Leipzig. Brockhaus. —

Der Kraken.

(Nach Bartholinus hist. anatom.)

Was ſteiget in der ſtillen See
Vor Drontheim plötzlich in die Höh',
Gleich einem grauen Inſelfelſen,
Bedeckt mit Kabeljau und Welſen,
Mit tauſend Fiſchen groß und klein,
Die blitzend ſpringen im Sonnenſchein?
Das neue Land mit ſeinem grauen
Geſtad' iſt kaum zu überſchauen;
Bald wachſen Bäume drauf hervor
Und ragen maſtengleich empor,
Mit Seetang überdecket, oder
Mit grünen Muſcheln; grauer Moder
Tropft vom Gezweig, und um und an
Erhebt ein Dampf ſich himmelan. — —

Bald ſammeln ſich zahlloſe Schaaren,
Das Land in Kähnen zu befahren.
Der Biſchof ſteiget ſelbſt hinein,
Die neue Inſel Gott zu weihn.

Schon raſten drauf ſich Möw' und Krähe
In friedlicher und trauter Nähe,
Auch fuhr der Adler ſchon hinauf
Und hält hier froh wohlfeilen Kauf,
Da landet man und ſucht mit Mühe,
Wie man die Kähn' an's Ufer ziehe,
Auch bindet man ſie wohl am Saum
Der Küſt' an einen nahen Baum,
Dann ſieht man jubelnd Alles gehn,
Das neue Eiland zu beſehn.

Es ſcheint ein kahler Fels und hat
Mehr Umfang als die ganze Stadt;
Doch, wie 's zu den ſeltſamen Bäumen
Gelangt, weiß Niemand ſich zu reimen.
Der eine ſcheint, als ob er lebt,
Weil in der ſtillen Luft er bebt.
Schröpfköpfen ähnlich haben oben
Sich rothe Warzen rings erhoben
Und muthig klettert gleich ein Mann
Den wunderbaren Baum hinan,
Indeß der Biſchof ſchon die Meſſe
Begonnen, — aber Todtenbläſſe
Bedeckt alsbald das Volk umher:

Es wirft der Baum den Mann in's Meer
Zehn Klafter weit; er ſchreit und ſinket,
Taucht auf, ſchreit nochmals, und ertrinket! —
Und, fürchterlich! zu gleicher Zeit
Zieht ſich der Boden eng und weit,
Und alle, die auf Hügeln eben
Noch ſtanden, ſtehn in tiefen Gräben,
Und die in Gruben ſtanden, ſehn
Sich wunderbar auf Hügeln ſtehn.
Sind das die Runzeln eines Thieres?
Die Hörner eines Rieſenſtieres? —
Ein lauter Schrei durchdringt die Luft,
Indeß ein alter Fiſcher ruft:

„Ich hab's gedacht, es iſt der Kraken!
Stoßt ab mit Rudern und mit Staken,
Stoßt ab, um Gotteswillen ab,
Sonſt iſt es unſer Aller Grab!
Herr Biſchof, laßt das Meſſeleſen,
Kommt, kommt, dieß iſt ein lebend Weſen!“ —

Jedoch der kühne Biſchof ſpricht:
„Die Meſſe unterbrech' ich nicht,
Was ich begann, das muß ich enden,
Und wie Gott will, ſo mag er's wenden,
Auch hier, auf dem Leviathan,
Gehört mein heilig Amt ihm an.
Sein iſt, was unter allen Himmeln:
Des Kraken Fahrt, des Fiſchleins Wimmeln
Regiert mein Gott; ich weiche nicht!“ —

Wie ſo der würd'ge Biſchof ſpricht,
Da iſt ſchon Alles in den Kähnen,
Und bald verſammelt ſich mit Thränen
Am nahen Ufer Mann an Mann
Und ſtaunt den kühnen Prieſter an.
„Sagt, könnt ihr ſolche Kühnheit faſſen?
Ganz einſam ſteht er und verlaſſen —
Da, ſeht das Venerabile,
Jetzt hebt er's ſegnend in die Höh'!“ —
Es wirft das Volk ſich kreuzend nieder,
Schreit plötzlich auf, und hebt ſich wieder,
Denn — auch das Ungeheuer ſinkt: —
„Herr Jeſu Chriſt, hilf, er ertrinkt! —

O Wunder, nein, ſeht Gottes Treue!
Es ſteigt das Ungethüm auf's Neue,
Als hätt' es auch den Leib verehrt,
Der aller Welt anbetenswerth;
Seht ſeine Rieſenarme zittern,
Wie Tannenbäum' in Ungewittern. —

Gott, was iſt das, was ſtreckt er da,
Landzungen gleich, dem Ufer nah? —
Sind's ſeine ungeheuren Finnen?
Wie will der Biſchof ihm entrinnen? —
Doch, doch, jetzt ſteigt er in den Kahn,
Er rudert raſch, bald muß er nahn;
Gott, laß den heil'gen Biſchof leben! —
Herr Biſchof, unſre Kniee beben,
Kommt, heil'ger Vater, Gott erbarm',
Kommt eilends ſchnell in unſern Arm!"

Und hundert Kniee ſieht man waten
Zu dem ehrwürdigen Prälaten,
Man hebt ihn aus dem Kahn und trägt
An's Land ihn angſt- und furchtbewegt.

Kaum iſt der Biſchof aus dem Kahne,
So kracht es auf dem Ozeane,
Als ſpaltete der Abgrund ſich.
Zwar brüllt Trollhätta fürchterlich,
Doch iſt ein Donner gegen dieſen
Ein Mückenſummen auf Abendwieſen.
Haushoch klatſcht gleich das Meer den Strand,
Als abſtürzt das belebte Land;
Die Kähne alle, ſie zerſplittern,
Die Schiffe kentern, die Fenſter zittern,
Die Lüfte heulen, die Erde bebt,
Und es entſetzt ſich, was da lebt.
Der Adler fährt zu ſeinen Höhlen
Nicht heimwärts mehr in die Kroſen,
So wie der niedern Vögel Flug,
Bewältigt ihn der Lüfte Zug:
Er ſtürzet. — In dem Grau'ngetoſe
Erhebt ſich eine Waſſerhoſe
Zum Firmament, ſchwarz, blau und grün,
Und ſegelt zum Gebirge hin,
Derweil auf's Land ſie Fiſche regnet
Und rings verheert, was ihr begegnet.

Kein Menſch ein Wörtchen ſprechen kann,
So packt ihn das Entſetzen an,
Der Biſchof nur ſpricht ernſt-bedächtig:
„Seht, was es heißt: Gott iſt allmächtig!“ —

In der That berichtete der Biſchof Erich Walkendorf von Drontheim im Jahre 1520 an Papſt Leo X. über dieſen merkwürdigen Vorfall. Vgl. Malten's Bibl. der neueſten Weltkunde. IX S. 99 ff.

Der Wurm am Meere.

Wie dies Gewürm aus unermeſſnem Meer,
Taucht auch der Menſch aus deinem dunklen Schooß,
Unendlichkeit, und ahnet nicht, woher! —
So klimmt er auch auf ſeinen Erdenkloß,
Von Thränen feucht, und taſtet um ſich her,
Ob er ergreif' ein wenig Gras und Moos
Für ſeinen Mund, und er ergreift's ſo ſchwer!
Der arme Menſch, wie trüb' iſt doch ſein Loos! —
Er ahnet nichts und mühet ſich ſo ſehr,
Da kommt die Fluth, da wird die Welle groß,
Und er verſinket wiederum in's Meer! —

Willibald Alexis

(pſeudonym für Wilhelm Häring),

geboren den 23. Juni 1797 zu Breslau, geſtorben den 16. December 1871 zu Arnſtadt.

Friedericus Rex.

(Aus dem Roman: Cabanis.)

Friedericus Rex, unſer König und Herr,
Der rief ſeine Soldaten alleſammt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tauſend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt ſechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls“, ſprach Seine Majeſtät,
„Daß jeder in der Bataille ſeinen Mann mir ſteht!
Sie gönnen mir nicht Schleſien und die Grafſchaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiſ'rin hat ſich mit den Franzoſen alliirt,
Und das Römiſche Reich gegen mich revoltirt,
Die Ruſſen ſind gefallen in Preußen ein,
Auf, laßt uns zeigen, daß wir brave Landeskinder ſein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarſchall von Keith
Und der Generalmajor von Ziethen ſind allemal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
Wer den Fritz und ſeine Soldaten noch nicht kennt.“

„Nun adjö, Lowiſe, wiſch' ab das Geſicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht,
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Muſketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch,
Die Kugeln ſind alle von Eiſen und Blei,
Und manche Kugel geht Manchem vorbei.

Unſere Artillerie hat ein vortrefflich' Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner zum Feinde nicht über,
Die Schweden, die haben verflucht ſchlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Oeſtreicher beſſeres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzoſen ſein König,
Wir kriegen's alle Woche bei Heller und Pfennig.
Potz Mohren, Blitz und Kreuz-Sakerment,
Wer kriegt ſo prompt wie der Preuße ſein Tractament.

Fridericus mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hätt'ſt du nur öfters zu plündern permittirt,
Fridericus Rex, mein König und Held,
Wir ſchlügen den Teufel für dich aus der Welt.“

Annette Eliſabeth Freiin von Droſte-Hülshoff.

geb. 12. Januar 1798 auf dem Gute Hülshoff bei Münſter, lebte nach dem Tode des Vater mit ihrer Mutter auf deren Wittwenſitze Rüſchhaus ebendort, und zog ſpäter zu ihrem Schwager Freiherrn Joſeph v. Laßberg auf deſſen Meersburg am Bodenſee, wo ſie am 24. Mai 1848 ſtarb.

Gedichte. Stuttgart. Cotta. — Letzte Gaben. Hannover. C. Rümpler.

Im Mooſe.

Als jüngſt die Nacht dem ſonnenmüden Land
Der Dämmrung leiſe Boten hat geſandt,
Da lag ich einſam noch in Waldes Mooſe.
Die dunklen Zweige nickten ſo vertraut,
An meiner Wange flüſterte das Kraut,
Unſichtbar duftete die Haideroſe.

Und flimmern ſah ich, durch der Linde Raum,
Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum
Gleich einem mächt'gen Glühwurm ſchien zu tragen.
Es ſah ſo dämmernd wie ein Traumgeſicht;
Doch wußte ich, es war der Heimath Licht,
In meiner eignen Kammer angeſchlagen.

Ringsum ſo ſtill, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
Mich leiſe wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach, ſo Manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag.
Faſt war es mir, als ſei ich ſchon entſchlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
Das Kinderſpiel, der friſchen Jahre Lauf,
Geſichter, die mir lange fremd geworden
Vergeſſne Töne ſummten um mein Ohr,
Und endlich trat die Gegenwart hervor,
Da ſtand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund,
Und drüben wieder ſprudelt aus dem Grund,
So ſtand ich plötzlich in der Zukunft Lande,
Ich ſah mich ſelber, gar gebückt und klein,
Geſchwächten Auges, am ererbten Schrein
Sorgfältig ordnen ſtaub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben ſah ich klar,
In einer Tracht die jetzt veraltet war,
Mich ſorgſam löſen aus verblichnen Hüllen,
Löckchen, vermorſcht, zu Staub zerfallen ſchier,
Sah über die gefurchte Wange mir
Langſam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
Dran ſtanden Namen die mein Lieben kennt,
Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen,
Und — horch, die Wachtel ſchlug! Kühl ſtrich der Hauch —
Und noch zuletzt ſah ich, gleich einem Rauch,
Mich leiſe in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor, und ſchüttelte mich dann,
Wie einer der dem Scheintod erſt entrann,
Und taumelte entlang die dunklen Hage;
Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage

Des alten Pfarrers Woche.*

Sonntag.

Das iſt nun ſo ein ſchlimmer Tag,
Wie der April ihn bringen mag
Mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum dritten Mal in das Gebraus
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus
Ihr kupfern Blendlaternchen aus,
Und ſpäht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach ſicher iſt dem guten Mann
Was über'n Weg gefahren!
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht. —
Aus war der Gottesdienſt um acht:
Soll man ſo ſtreifen in der Nacht
Bei Gicht und grauen Haaren!“

Sie ſchließt die Thüre, ſchüttelt baß
Ihr Haupt und wiſcht am Brillenglas,
So gut dünkt ihr die Stube;
Im Ofen kracht's, der Lampenſchein
Hellt über'm Tiſch den Sonntagswein,
Und lockend lädt der Seſſel ein
Mit ſeiner Kiſſengrube.

Pantoffeln, — Schlafrock, — alles recht!
Sie horcht auf's neu, doch hört ſie ſchlecht,
Es ſchwirrt ihr vor den Ohren.
„Wie? hat's geklingelt? Ei der Daus,
Zum zweiten Male! Schnell hinaus!“
Da tritt der Pfarrer ſchon in's Haus,
Ganz blau und ſteif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in dieſem Orden.
Dann hüſtelt er. „Nicht Mond noch Stern!
Der lahme Friedrich hört doch gern
Ein chriſtlich Wort am Tag des Herrn,
Es iſt mir ſpät geworden.“

Nun ſinkt er in die Kiſſen feſt,
Wirft ab die Kleider ganz durchnäßt,
Und ſchlürft der Traube Segen.
Ach Gott! nur wer jahraus, jahrein
In Andrer Dienſte lebt allein,
Weiß was es heißt, bei'm Sonntagswein
Sich auch ein wenig pflegen.

---

* Man hat ſich einen katholiſchen Pfarrer zu denken, welcher Confeſſion auch die Dichterin angehörte.

Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,
Wird mir's ganz behaglich gleich;
Montag hat ſo eigne Sache
In dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
Alle Sorgen ſcheinen leicht;
Keiner kommt am Montag gerne,
Sei's zur Trauung, ſei's zur Beicht'.

„Und man darf mir's nicht verdenken,
Will ich in des Amtes Friſt
Dem ein freies Stündchen ſchenken,
Was doch auch zu loben iſt.
So erwacht denn ihr Geſellen
Meiner fleiß'gen Jugendzeit!
Wollt in Reih' und Glied euch ſtellen,
Alte Bilder, eingeſchneit!“

„Ilion will ich bekriegen,
Mit Horaz auf Reiſen gehn,
Will mit Alexander ſiegen
Und an Memnons Säule ſtehn;
Oder auch vergnügt ergründen,
Was das Vaterland gebracht,
Mich mit Kant und Wolf verbünden,
Ziehn mit Laudon in die Schlacht.“

Auf der Bücherleiter traben
Sieh den Pfarrer, luſtentbrannt,
Sich verſchanzen, ſich vergraben
Unter Heft und Foliant.
Blättern ſieh ihn, — nicken, — ſpüren,
Ganz verſunken ſitzen dann,
Daß mit einer Linie rühren
Du das Buch kannſt und den Mann.

Doch was kann ihn ſo bewegen?
Aufgeregt ſcheint ſein Gehirn!
Und das Käppchen ganz verwegen
Drückt er haſtig in die Stirn;
Nun beginnt er gar zu pfeifen,
Horch! das Lied vom Prinz Eugen,
Seinen weißen Buſenſtreifen
Seh' ich auf und niedergehn.

Ha, nun iſt der Türk' geſchlagen;
Und der Pfarrer ſpringt empor;
Höher ſeine Brauen ragen,
Senkrecht ſteht ſein Pfeifenrohr.
Im Triumph muß er ſich denken
Mit dem Kaiſer und dem Staat,
Sieht ſich ſelbſt den Säbel ſchwenken,
Fühlt ſich ſelber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
Nach dem Pfarrer fragt es hell,
Der, aus des Gefechtes Mitte
Huſcht in ſeinen Seſſel ſchnell.
„Ei! das waren ſauber Kunden!
Beichtkind und Communicant!
Hätten ſie den Pfarr' gefunden
Mit dem Säbel in der Hand!“

Kirchtag.

Auf der breiten Tenne drehn
Paar an Paar ſo nett,
Wo die Muſikanten ſtehn,
Geig' und Klarinett', —
Auch der Brummbaß rumpelt drein, —
Sieht man noch den Bräut'gamsſchrein
Und das Hochzeitsbett.

Etwas eigen, etwas ſchlau
Und ein wenig bleich,
Sittſam ſieht die junge Frau,
Würdevoll zugleich;
Denn ſie iſt des Hauſes Sproß,
Denn ſie führt den Eh'genoß
In ihr Erb' und Reich.

Sippſchaft iſt ein weites Band,
Geht gar viel hinein;
Hundert Kappen, goldentbrannt,
Kreuze funkeln drein;
Wie das drängt und wie das ſchiebt!
Was ſich kennt und was ſich liebt,
Will beiſammen ſein.

Nun ein ſchallend' Vivat bricht
In dem Schwarme aus,
Wo ſogar die Thiere nicht
Weigern den Applaus.
Ja, wie an der Krippe ſein
Brüllen Ochs und Eſelein
Ueber'n Trog hinaus.

Ganz verdutzt der junge Mann
Kaum die Flaſche hält,
Späße hageln drauf und dran,
Keiner neben fällt,

Doch er lacht und reicht die Hand
Nun! er iſt für ſeinen Stand
Schon ein Mann von Welt.

Alle Frauen ſchweißbedeckt,
Junge Mägd' im Lauf,
Spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.
Sieben Tiſche kann man ſehn,
Sieben Kaffeekeſſel ſtehn
Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
Sucht der Pfarrer gut
Drüben unter tauſend Kram
Seinen Stab und Hut;
Dankt noch ſchön der Frau vom Haus,
In die Dämmerung hinaus
Trabt er wohlgemuth;

Wandelt durch die Abendruh',
Sinnend Allerlei:
„Ei dort ging es löblich zu,
Munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —“
Und ein langes Aber noch
Fügt er ſeufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Kanten händebreit!“
Ach die ſchnöde Kleiderpracht
Macht ihm tauſend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
Eines armen Mannes Kind;
Nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt ſich's ernſtlich vor,
Heut' und hier am Steg, —
Ja, an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg',
Will er's tragen ungeſcheut;
O, er findet ſchon die Zeit
Und den rechten Weg.

Mittwoch.

Begleiteſt du ſie gern,
Des Pfarrers Luſt und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Triffſt du den frommen Herrn.
Der gute Seelenhirt!
Tritt über ſeine Schwelle;
Da iſt er ſchon zur Stelle
Als des Collegen Wirth.

In wohlgemeinten Sorgen,
Wie er geſchäftig thut!
Da dämmert kaum der Morgen,
Dies dünkt ihm eben gut.
Am Abend kam der Freund,
Erſchöpft nach Art der Gäſte;
Nun ſaubre man auf's Beſte,
Daß Alles nett erſcheint.

Schon ſtrahlt die große Kanne,
Die Teller blitzen auf;
Noch ſcheuert Jungfer Anne
Und horcht mitunter auf.
Ach, ſollte ſie der Gaſt
Im alten Jäckchen finden,
Sie würde ganz verſchwinden
Vor dieſer Schande Laſt.

Und was zur Hand thut ſtehen,
Das reizt den Pfarrer ſehr,
Die Jungfer wird's nicht ſehen,
Er macht ſich drüber her,
Die Schlaguhr greift er an
Mit ungeſchickten Händen,
Und ſucht ſie ſacht zu wenden,
Der ungeſchickte Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
Putzt Fenſterglas und Tiſch;
Fürwahr mit vieler Würde
Führt er den Flederwiſch.
Am Paradieſesbaum
Die Blätter zart aus Knochen,
Eins hat er ſchon zerbrochen,
Jedoch man ſieht es kaum.

Und als er juſt in Schatten
Die alte Klingel ſtellt —
Es kommt ihm wohl zu ſtatten. —
Da rauſcht es draußen, gellt!
Fidel ſchlägt an in Haſt,
Die Jungfer iſt geflüchtet,
Und ſtattlich aufgerichtet
Begrüßt der Pfarr' den Gaſt.

Wie dem ſo wohl gefallen
Die Ausſicht und das Haus,
Wie der entzückt von allen,
Nicht Worte drücken's aus!
Ich ſag' es ungenirt,
Sie kamen aus den Gleiſen,
Sich Ehre zu erweiſen,
Der Gaſt und auch der Wirth.

Und bei dem Mittageſſen,
Das man vortrefflich fand,
Da ward auch nicht vergeſſen
Der Lehr- und Ehrenſtand.
Ich habe viel gehört,
Doch nichts davon getragen,
Nur dieſes mag ich ſagen,
Sie ſprachen ſehr gelehrt.

Und ſieh nur! drüben ſchreitet
Der gute Pfarrer juſt,
Er hat den Gaſt geleitet
Und ſpricht aus voller Bruſt:
„Es iſt doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es ſelber loben,
Es nimmt ſich einzig aus.“

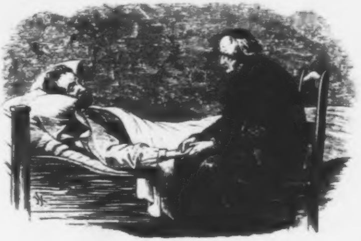
Donnerstag.

Winde rauſchen, Flocken tanzen,
Jede Schwalbe ſucht das Haus,
Nur der Pfarrer unerſchrocken
Segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum beſten ſind die Pfade,
Aber leidlich würd' es ſein,
Trüg' er unter ſeinem Mantel
Nicht die Aepfel und den Wein.

Ach ihm iſt ſo wohl zu Muthe,
Daß dem kranken Zimmermann
Er die langſt gegönnte Gabe
Endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
Wie die Anne Aepfel las,
Und wie er den Wein ſtipitzte,
Während ſie im Keller ſaß.

Längs des Teiches ſieh ihn flattern,
Wie er rudert, wie er ſtreicht,
Kann den Mantel nimmer zwingen
Mit den Fingern ſtarr und feucht.
Oefters aus dem trüben Auge
Eine kalte Zähre bricht,
Wehn ihm ſeine grauen Haare
Spinnenwebig um's Geſicht.

Doch Gottlob! da iſt die Hütte,
Und nun öffnet ſich das Haus,
Und nun keuchend auf der Tenne
Schüttelt er die Federn aus.
Ach wie freut der gute Pfarrer
Sich am blanken Feuerſchein!
Wie geſchäftig ſchenkt dem Kranken
Er das erſte Gläschen ein.



Setzt ſich an des Lagers Ende,
Stärkt ihm beſtens die Geduld,
Und von ſeinen frommen Lippen
Einfach fließt das Wort der Huld.
Wenn die abgezehrten Hände
Er ſo feſt in ſeine ſchließt,
Anders fühlt ſich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
Schmeichelt er die Seele wach,
Kann an jedes Herz ſich legen,
Sei es kraftvoll oder ſchwach.
Aber draußen will es dunkeln,
Draußen tröpfelt es vom Dach; —
Lange ſehn ihm nach die Kinder,
Und der Kranke ſeufzt ihm nach.

Freitag.

Zu denken in geſtandnen Tagen
Der Sorge, die ſo treulich ſann,
Der Liebe, die ihn einſt getragen,
Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
Magſt du nicht ſelten es gewahren;
Und ſind ſie beide grau von Haaren,
Um deſto werther iſt das Bild.

Zu meiſt dem Prieſter wird beſchieden
Für frühe Treue dieſer Lohn;
Nicht einſam iſt des Alters Frieden,
Der Zögling bleibt ſein lieber Sohn.

Ja was erſtarrt im Lauf der Zeit,
Und wehrt dem Neuen einzudringen,
Des Herzens ſteife Flechten ſchlingen
Sich feſter um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
Sich heut' der gute Pfarrer gern,
Das ſpan'ſche Rohr, die Silberſchnallen,
Denn heute geht's zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren ſtehn,
Da ihn erwachſ'ne Kinder ehren,
Allein das kann den Pfarr' nicht ſtören,
Der ihn vor Zeiten klein geſehn.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,
In deren Schutz das Veilchen blüht,
Der Alte muß es freundlich finden,
Daß man ſo gern ihn Freitags ſieht.
Er weiß, dem Junker ſind noch friſch
Die ſieben längſt entſchwundnen Zeiten,
Und ſeines Lehrers ſchwache Seiten,
Ein Gläschen Wein, ein guter Fiſch.

Schon tritt er in des Thores Halle;
Da, wie aus reifem Erbſenbeet
Der Spatzen Schaar, ſo hinterm Walle
Hervor es flattert, lacht und kräht;
Der kleinen Junker wilde Schaar,
Die ſtill gelauſcht im Mauerbogen,
Und nun den Pfarrer ſo betrogen,
So überrumpelt ganz und gar.

Das ſtürmt auf ihn von allen Seiten,
Das klammert überall ſich an;
Fürwahr, mühſelig muß er ſchreiten,
Der müde und geduld'ge Mann.
Jedoch er hat ſie allzu gern,
Die ihn ſo unbarmherzig plagen,
Und faſt zu viel läßt er ſie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauſes Wirth ſich freute,
Der Mann mit früh ergrautem Haar,
Nicht wich von ſeines Lehrers Seite,
Und rückwärts ging um dreißig Jahr.
Wie er in alter Zeiten Bann
Nur ſtotternd ſprach nach Schüler Weiſe,
Man ſieht es an und lächelt leiſe,
Doch mit Vergnügen ſieht man's an.

Und ſpäter beim Spazierengehen
Die beiden hemmen oft den Schritt,
Nach jeder Blume muß man ſehen,
Und manche Pflanze wandert mit.
Der Eine iſt des Amtes baar,
Nichts hat der Andre zu regieren,
Sie gehn auf's Neu' botaniſiren,
Der Theolog und ſein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man ſchiebt es auf, doch kommt's heran,
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.
Am Fenſter ſteht der Edelmann
Und ſpinnt noch lange, lange aus
Vielfarb'ger Bilder bunt' Gezwirne,
Dann fährt er über ſeine Stirne,
Und athmet auf und iſt zu Haus.

Samstag.

Wie funkeln hell die Sterne,
Wie dunkel ſcheint der Grund,
Und aus des Teiches Spiegel
Steigt dort der Mond am Hügel
Grad' um die elfte Stund'.

Da hebt vom Predigthefte
Der müde Pfarrer ſich;
Wohl war er unverdroſſen,
Und endlich iſt's geſchloſſen,
Mit langem Federſtrich.

Nun öffnet er das Fenſter,
Er trinkt den milden Duft,
Und ſpricht: „Wer ſoll' es ſagen,
Noch Schnee vor wenig Tagen,
Und dies iſt Maienluft.“

Die ſtrahlende Rotunde
Sein ernſter Blick durchſpäht,
Schon will der Himmelswagen
Die Deichſel abwärts tragen.
„Ja, ja, es iſt ſchon ſpät!“

Und als dies Wort geſprochen,
Es fällt dem Pfarrer auf,
Als müßt' er eben deuten
Auf ſich der ganz zerſtreuten,
Argloſen Rede Lauf.

Nie ſchien er ſich ſo hager,
Nie fühlt' er ſich ſo alt,
Als ſeit er heut begraben
Den langen Moriz Raben,
Den Förſter dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,
Getauft am gleichen Tag!
Das iſt ein ſeltſam Weſen,
Und läßt uns deutlich leſen,
Was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,
Und daß ſich eben muß,
Wie Mondesſtrahlen ſteigen,
Der friſche Hügel zeigen,
Das Kreuz an ſeinem Fuß:

Das macht ihn ganz beklommen,
Den ſehr betagten Mann,
Er ſieht den Flieder ſchwanken,
Und längs des Hügels wanken
Die Schatten ab und an.

Wie oft ſprach nicht der Todte
Nach ſeiner Weiſe kühn:
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müſſen ſachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn.“

„So mögen ſie denn blühen!“
Spricht ſanft der fromme Mann;
Er hat ſich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut feſt den Aether an.

„Haſt du geſandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund,
Und willſt mich gnädig mahnen
An unſer Aller Ahnen
Uralten ew'gen Bund;“

„Nicht läſſig ſollſt du finden
Den, der dein Siegel trägt,
Doch nach dem letzten Sturme“ —
Da eben ſummt's vom Thurme
Und zwölf die Glocke ſchlägt. —

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Laſt und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach deinem Bilde
In deinen Sonntag ein.“

Aus: Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht ſein Geſtäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kranker ſchlich.

Der blaſſe Aether ſiecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt,
Nur an der Düne ſteigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut —
Wie Trauernde am Grabe —
Wo einſam ſich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's im Weſten ſchwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreiſt um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder ſteigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand ſich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet ſich und ſchwemmt,
Stäubt Aſche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau.
Dann raſten ſie im Bade,
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die ſich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeſchoſſen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre iſt geſchloſſen;
Zweihundert Jahr und mehr
Geheckt mit allen Hunden,
Schnarrt ſie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all ſein Gebahr!
Wenn er ſo herſtolzirte vor der Schaar,
Und ließ ſein bäumend Roß ſo drehn und ſchwenken,
Da mußt' ich immer an Sanct Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich ſaß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —
Vom Wind getrillt mich ſchlug ſo hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von ſeiner Hopfenſtange ſchaut,
Als ſei ein Baum er, und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberſtadt, das iſt gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann ſtanden ſeine Landsknecht' auf den Füßen.
Wie Speere, ſolche Blicke konnt' er ſchießen.
Einſt brach ſein Schwert, er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz ſonder Witz der Menſch geboren werde:
Denn nie hab' ich geſehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

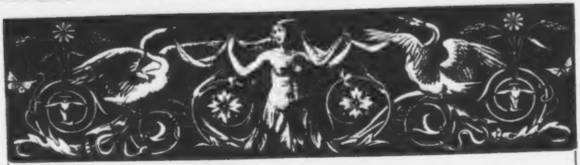
„An einem Sommertag, — heut ſind es grad'
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein friſch' Drometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeſchrei,
Radſchlagen ſah man Reuter von den Roſſen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleiſe iſt das Blut gefloſſen,
Granat und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am ſand'gen Grund.

„Ich ſaß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überſehen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberſtadt geſtanden,
Mit ſeinem Sehrohr ſtreifend durch die Banden,
Hat ſeinen Stab geſchwungen ſo und ſo;
Und wie er ſchwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörſern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen;
Und als kopfüber ich vom Galgen ſchoß,
Da pfiff der Halberſtadt davon zu Roß.

„Mir ſtieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich ſchwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch' Geſchrei, Geſchnaub', Geächze!

Die Roſſe wälzten ſich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirſchten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winſelnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich verſucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben ſie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch' ein köſtlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier ſchmauſt', kein Weihe je ſo reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberſtadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut', noch ſonſt mir zu Geſicht,
Wer ihn gefreſſen hat ich weiß es nicht.“



Auguſt Heinrich Hoffmann (von Fallersleben),

geb. zu Fallersleben in Lüneburg 2. April 1798, 1830 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur zu Breslau, 1842 wegen Herausgabe ſeiner „Unpolitiſchen Lieder“ dieſes Amtes entſetzt, geſtorben 1874 als Bibliothekar zu Corvey in Weſtfalen.

Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief.

Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief,
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knoſp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht's halt ſein,
Und ſchläft dann ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt ſie jeden Morgen wach;
Er koſ't mit ihr von früh bis ſpat,
Bis ſie ihr Herz geöffnet hat,
Und ſeine heiße Sehnſucht ſtillt
Und jeden Sonnenblick vergilt.

◆

Chriſtian Friedrich Scheerenberg.

geb. 1798 zu Stettin, lebt in Berlin.

Berlin. A. W. Hayn's Erben.

Die beiden Reiter.

Es ſchlief ein Reiter mit ſeinem Roß,
Und als es begann zu tagen,
Da ſchirrt' er auf, in den Sattel er ſchoß,
Wohl auf in den Tag zu jagen,
Und laſt und ſchweigend hinter ihm d'rauf
Schirrt noch ein Reiter das Rößlein auf.

Und ſorglos tummelt der erſte ſich hin,
Dem roſigen Morgen entgegen,
Ohn' Zaum und Bügel hinaus zu ziehn,
Wie's luſtigem Renner gelegen;
Der zweite ſpurlos hinter ihm her,
Wie wenn er die Spur des erſten wär'.

Der luſtige Vordermann ſah ihn nicht,
Aufjauchzend in Jubel und Wonnen,
Es tanzten vor ſeinem muntern Geſicht
Nur goldne Wolken und Sonnen;
Der Stille meint: „Du wirſt mich ſehn,
Wird erſt die Sonne hinter dir ſtehn."

Und als die Sonne hinter ihm ſtand,
Und die roſigen Wolken verflogen,
Da hat er den Schatten des Stillen erkannt,
Vor den Hufſchlag düſter gezogen;
Und ſchwer und ſchwerer blickt er ihn an,
Und um das Tummeln da war's gethan.

Die Zügel faßt er mit ſorglicher Hand,
Dem Schatten da möcht' er entgehen,
Doch hat er den Renner nimmer gewandt,
Den Mann des Schattens zu ſehen.
Verſtohlen lenkt er in wechſelndem Schritt,
Doch wie er lenket, der Mann lenkt mit.

Und wie er ſpornt, Berg auf und ab,
Den Hintermann will's nicht ermatten,
Und tiefer ſinket die Sonne herab,
Und höher wachſen die Schatten;
Es fröſtelt den flüchtigen Reitersmann,
Und matter ſetzt er die Sporen an.

Und matter der Renner, und ſtumpf und müd',
Wie des Reiters Künſte auch treiben,
Als ob ihn der Hintermann rückwärts zieht,
Bis Reiter und Roß ſtehn bleiben.
Zum Abendroth ſchauet er heiß hinan,
Kalt über ihn reitet der Hintermann.

Auguſt Kopiſch,

geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, wurde in ſeiner Abſicht ſich zum Maler auszubilden durch eine Verletzung der rechten Hand verhindert, ging ſpäter nach Wien, dann nach Italien, insbeſondere Neapel, wo er im vertrauten Umgange mit Platen lebte, entdeckte als fertiger Schwimmer die blaue Grotte auf Capri, ging 1828 nach Deutſchland zurück, und lebte mit einem Jahrgehalt und dem Titel als Profeſſor zu Berlin, ſpäter zu Potsdam. Er ſtarb 6. Februar 1853.

Geſammelte Werke. Berlin. Weidmannſche Buchhandlung.

Der Nöck.

Es tönt des Nöcken Harfenſchall:
Da ſteht der wilde Waſſerfall,
Umſchwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen;
Die Bäume neigen
Sich tief und ſchweigen,
Und athmend horcht die Nachtigall. —

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannſt ja doch nicht ſelig ſein!
Wie kann dein Singen taugen?“ —
Der Nöck erhebt die Augen,
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen . . .
Und ſenkt ſich in die Fluth hinein.

Da rauſcht und brauſt der Waſſerfall,
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall,
Die Bäume heben mächtig
Die Häupter grün und prächtig!
O weh, es haben
Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Waſſerfall!

„Komm wieder, Nöck, du ſingſt ſo ſchön!
Wer ſingt, kann in den Himmel gehn!
Du wirſt, mit deinem Klingen,
Zum Paradieſe dringen!
O komm, es haben
Geſcherzt die Knaben:
Komm wieder, Nöck, und ſinge ſchön!"

Da tönt des Nöcken Harfenſchall,
Und wieder ſteht der Waſſerfall,
Umſchwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen,
Die Bäume neigen
Sich tief und ſchweigen,
Und athmend horcht die Nachtigall.

Es ſpielt der Nöck und ſingt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelspracht!
Mit Singen kann er lachen
Und ſelig weinen machen! —
Der Wald erbebet,
Die Sonn' entſchwebet . . .
Er ſingt bis in die Sternennacht.

Der Trompeter.

Wenn dieſer Siegesmarſch in das Ohr mir ſchallt,
Kaum halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblaſen in der Schlacht,
Auch ſchönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht,
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigſten Noth
Erſcholl er ihm vom Munde, bei ſeinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk' ich ſeiner, rinnet mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigſten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken ſein.

Wir hatten muſicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis ſchon erkracht';
Doch ſchritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind ſo jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte ſelbſt mich retten mit dem Sprung auf den Sand;
Er aber trieb hinab, auf die Scholle geſtellt,
Und rief: „Nun geht die Reiſ' in die weite, weite Welt!“

Drauf ſetzt' er die Trompet' an den Mund und ſchwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang
Er ſchmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Fluth.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein!
Da donnerte das Eis, die Scholle ſie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach . . . .
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer —
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine ſtehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher ſprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn iſt nicht ſo ſchwer.
Wo ſteht der Feind?“ — „„Der Feind? — dahier!““ —
„Den Finger drauf! den ſchlagen wir!
Wo liegt Paris?“ — „„Paris? — dahier!““
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun ſchlagt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächſt, am beſten ſein!“

Hiſtorie von Noah.

Als Noah aus dem Kaſten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noah Opfer fein,
Und ſprach: „Ich will dir gnädig ſein,
Und weil du ein ſo frommes Haus,
So bitt' dir ſelbſt die Gnaden aus.“

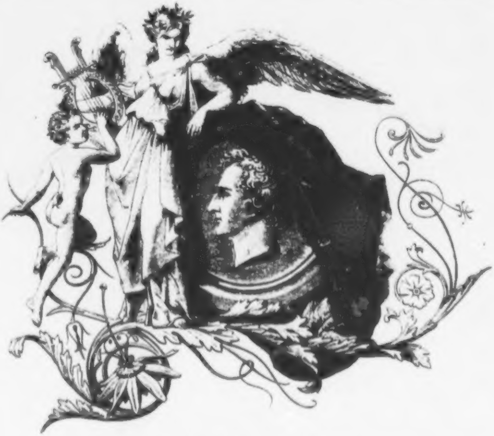
Der Noah ſprach: „Ach lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nicht ſehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All' ſündhaft Vieh und Menſchenkind;
Drum möcht ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke han!“ —

Da griff der Herr ins Paradies,
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß:
Und ſprach: „Den ſollſt Du pflegen ſehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles ſo und ſo,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Darzu ſein ganzes Hausgeſind,
Pflanzt Weinberg rings um ſich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an
Und trank es aus zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein Beſchwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr. —

Ein kluger Mann hieraus erſicht,
Daß Weins Genuß ihm ſchadet nicht,
Und item, daß ein guter Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt:
Dieweil darin erſäufet ſind,
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.



Heinrich Heine.

12. December 1799 zu Düſſeldorf von jüdiſchen Eltern geboren, widmete ſich erſt dem Kaufmannsſtande, ſtudirte dann in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, trat 1825 zum Chriſtenthum über, und lebte ſeit 1831 zu Paris, wo er ſich mit einer Franzöſin verheirathete und nach vieljährigem ſchmerzlichen Krankenlager am 17. Februar 1856 ſtarb.

Buch der Lieder (zuerſt 1827). — Neue Gedichte. — Romanzero. — Letzte Gedichte. Band 18 der ſämmtlichen Werke. — Letzte Gedichte und Gedanken. — Sämmtlich Hamburg, Hoffmann und Campe.

Aus dem: Buch der Lieder (1827).

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine, —
Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei,
Das hat eine wunderſame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Im Rhein, im heiligen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n,
Mit ſeinem großen Dome
Das große, heilige Köln.

Im Dom da ſteht ein Bildniß
Auf goldenem Leder gemalt,
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hineingeſtrahlt.

Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wänglein
Die gleichen der Liebſten genau.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt,
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen,
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe,
Und ſchauten nach der See.
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählich angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer,
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Menſchen,
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Rieſenbäume blühn,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein,
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quaken und ſchrei'n.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr,
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendſcheine,
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder,
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken,
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen, —
Mich hat das unglückſel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Es ragt in's Meer der Runenſtein,
Da ſitz' ich mit meinen Träumen,
Es pfeift der Wind, die Möven ſchrei'n,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch' ſchönes Kind,
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

Durch den Wald im Mondenſcheine
Sah ich jüngſt die Elfen reuten,
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöcklein hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als ſie kamen in's deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie beide die traurige Mär':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das große Heer, —
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der Andre ſprach: „Das Lied iſt aus,
Auch ich möcht' mit dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was ſcheert mich Weib, was ſcheert mich Kind,
Ich trage weit beſſ'res Verlangen,
Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollſt du auf's Herz mir legen,
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen ſtill,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Roſſe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen,
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen!“

Auto-da-fe.

Welke Veilchen, ſtaub'ge Locken,
Ein verblichen' blaues Band,
Halb zerriſſene Billete,
Längſt vergeſſ'ner Herzenstand.

In die Flammen des Kamines
Werf' ich ſie verdroſſ'nen Blicks,
Aengſtlich kniſtern dieſe Trümmer
Meines Glücks und Mißgeſchicks.

Liebesſchwüre, flatterhafte
Falſche Eide, in den Schlott
Fliegen ſie hinauf — es kichert
Unſichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich ſeh'
Wie die Fünkchen in der Aſche
Still verglühn — Gut Nacht — Ade

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſche und Mädel,
Da tanzen zwei, die Niemand kennt,
Sie ſchau'n ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
Jn ſeltſamer fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilie,
Die wächſt nur tief im Meeresgrund —
Jhr ſtammt nicht aus Adams Familie.

„Jhr ſeid der Waſſermann, Jhr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Jch hab' Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Euren fiſchgrätigen Zähnen.“

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
Jn ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir, warum ſo naß der Saum
An Eurem weißen Gewand iſt?

„Jch hab Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Muhmchen, die Nixe.“

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die Beiden.
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

Ritter Olaf.

1

Vor dem Dome ſtehn zwei Männer,
Tragen beide rothe Röcke,
Und der Eine iſt der König
Und der Henker iſt der Andre.

Und zum Henker ſpricht der König:
„Am Geſang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet ſchon die Trauung —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche,
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter,
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf
Und ſein rother Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rothem Munde
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt Dir mein Haupt verfallen.

„Sterben ſoll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit feire
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laß bis Mitternacht mich leben!“

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſei gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

2

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnt
Sein Weib und ſtöhnt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt, und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Haſt
Sie tanzen, bei Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang;
Wer die Beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht, wie lieb ich dich hab —
So kalt iſt das Grab —“
Der Henker ſteht vor der Thüre.

3

Herr Olaf, es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du hatteſt eines Fürſtenkinds
In freier Luſt genoſſen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon vor dem ſchwarzen Blocke.

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen;
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land,
Und die Blumen auf der Aue,
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft
Wie die Augen meiner Fraue.

Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch Euch verlier' ich mein Leben!
Ich ſegne auch den Hollunderbaum,
Wo Du Dich mir ergeben.

König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen,
Bei ſeiner ſchönen Waſſerfee;
Die Jahre kommen und ſchwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht ſterben,
Zweihundert Jahre dauert ſchon
Sein ſeliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schooß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor,
Kann nicht genug ſie betrachten.

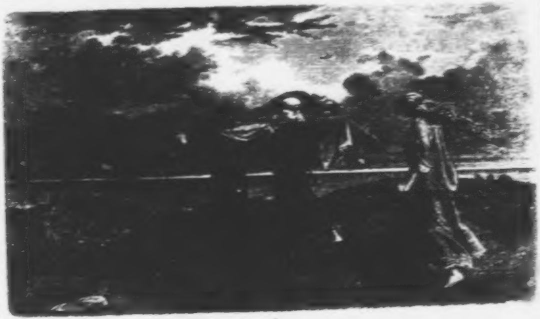
Sein goldnes Haar ward ſilbergrau,
Es treten die Backenknochen
Geſpenſtiſch hervor aus dem gelben Geſicht,
Der Leib iſt welk und gebrochen.

Manchmal aus ſeinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeſchüttert;
Denn droben ſtürmt ſo wild die Fluth
Und das gläſerne Schloß erzittert.

Manchmal iſt ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erſchallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Haſt,
Läßt traurig ſie wieder fallen.

Manchmal iſt ihm, als hört' er gar
Wie die Schiffer ſingen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König ſtöhnt und ſchluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt ſich hinab die Waſſerfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.



Schlachtfeld bei Haſtings.

Der Abt von Waltham ſeufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Haſtings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die ſchickt er aus als Boten,
Die ſollten ſuchen die Leiche Harold's
Bei Haſtings unter den Todten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt iſt uns gram,
Wir ſind verlaſſen vom Glücke.

„Gefallen iſt der beßre Mann,
Es ſiegte der Bankert, der ſchlechte,
Gewappnete Diebe vertheilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lauſigſte Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Inſel der Britten,
Ich ſah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldenen Sporen geritten.

„Weh' dem, der jetzt ein Sachſe iſt!
Ihr Sachſenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,
Ihr ſeid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wiſſen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutroth am nächtlichen Himmel ritt,
Auf einem Beſen von Feuer.

„Bei Haſtings in Erfüllung ging
Des Unſterns böſes Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort,
Und ſuchten unter den Leichen.

„Wir ſuchten hin, wir ſuchten her,
Bis alle Hoffnung verſchwunden —
Den Leichnam des todten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.“

Asgod und Ailrik ſprachen alſo,
Der Abt rang jammernd die Hände,
Verſank in tiefe Nachdenklichkeit,
Und ſprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grandeſfield am Bardenſtein,
Juſt in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals,
In einer dürftigen Hütte.

„Man hieß ſie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne,
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat ſie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlaſſen, vergeſſen.
Die Zeit verfließt, wohl ſechzehn Jahr'
Verfloſſen unterdeſſen.

„Begebt euch, Brüder, zu dieſem Weib
Und laßt ſie mit euch gehen
Zurück nach Haſtings, der Blick des Weib's
Wird dort den König erſpähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen.“

Um Mitternacht gelangten ſchon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde!“

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Feld bei Haſtings liegt
Der König Harold erſchlagen.

„Komm' mit nach Haſtings, wir ſuchen dort
Den Leichnam unter den Todten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten.“

Kein Wort ſprach Edith Schwanenhals,
Sie ſchürzte ſich geſchwinde
Und folgte den Mönchen, ihr greiſendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgeſtrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten ſie ſchon
Zu Haſtings die kreidige Klippe.

Der Nebel der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmählig; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abſcheulich.

Viel tauſend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verſtümmelt, zerfleiſcht,
Daneben die Aeſer der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen,
Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Sie ſuchte hin, ſie ſuchte her,
Oft mußte ſie mühſam verſcheuchen
Die fraßbegierige Rabenſchaar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie ſuchte ſchon den ganzen Tag,
Es ward ſchon Abend — plötzlich
Bricht aus der Bruſt des armen Weib's
Ein geller Schrei entſetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche.
Sie ſprach kein Wort, ſie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, ſie küßte den Mund,
Sie hielt ihn feſt umſchloſſen;
Sie küßte auf des Königs Bruſt
Die Wunde blutumfloſſen.

Auf ſeiner Schulter erblickt ſie auch —
Und ſie bedeckt ſie mit Küſſen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Luſt,
Die ſie einſt hineingebiſſen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumſtämme zuſammenfugen;
Das war die Bahre, worauf ſie alsdann
Den todten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie ſang die Todtenlitanei'n
In kindiſch frommer Weiſe;
Das klang ſo ſchauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leiſe. —

Nachtgedanken.

Denk ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn,
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht an's Herz geſchloſſen.

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein kerngeſundes Land,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort in's Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich. — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir iſt als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob! ſie weichen!

Gottlob! Durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heit'res Tageslicht,
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz;
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen beſten Braten
Und meinen letzten Ducaten.

Das Glück iſt fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr,
Erloſchen iſt der Sonnenglanz,
Zerſtoben iſt der Mückentanz;
Die Freunde, ſowie die Mücke,
Verſchwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein ſchwarzes Mützchen, und ſchnupft Tabak.
Die Doſe knarrt ſo gräßlich,
Die Alte nickt ſo häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen ſei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundſchaft und der Mückenſchwarm,
Da knarrt die Doſe — daß Gott erbarm',
Es platzt die Seifenblaſe,
Die Alte ſchneuzt die Naſe.

Aus den „Letzten Gedichten“.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich ſie nur ob ihrem Tod,
Dem ſchmerzlos raſchen Verſcheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen ſie froh beim Lebensbankett —
Da trifft ſie jählings die Hippe.

Im Feſtkleid und mit Roſen geſchmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortuna's Favoriten.

Nie hatte Siechthum ſie entſtellt,
Sind Todte von guter Miene,
Und huldreich empfängt ſie an ihrem Hof
Zarewna Proſerpine.

Wie ſehr muß ich beneiden ihr Loos!
Schon ſieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebreſten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht ſterben!

O Gott verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Märtyrthume habe.

Ob deiner Inconſequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich ſtaune:
Du ſchufeſt den fröhlichſten Dichter und raubſt
Ihm jetzt ſeine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholiſch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholiſch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Chriſten —
O Miſerere! Verloren geht
Der beſte der Humoriſten!

Franz Freiherr von Gaudy,

geb. am 19. April 1800 zu Frankfurt a. O., 1818 bis 1833 preußiſcher Offizier, bereiſte 1835 und 1838 Italien und ſtarb am 5. Febr. 1840 zu Berlin.

Sämmtliche Werke. Berlin. Riemann.

Des Hageſtolzen Geburtstag.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
Die theure Sippſchaft! Was wird's ſein!
Die unfrankirten Schreiben treffen
Poſttag für Poſttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Iſt doch das leid'ge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Suſannen fragen,
Was ſie von dem Geſchreibſel hält.

Was Tauſend! Verſe! — das geſteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — was ſeh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — ſpät —
Glück — Augenblick — in fernſten Tagen“ —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Suſannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält.

'S iſt richtig. Zwei und ſechzig Jahre
Sind's heut' — — ich dachte nicht daran.
Doch ſtill davon. Kein Menſch erfahre
Ein Wort. Noch ſieht man mir's nicht an.
Feſt iſt mein Schlaf, geſund der Magen,
Wenn auch das Haar in's Graue fällt —
Ich will doch gleich Suſannen fragen,
Wie alt mich wohl die Alte hält.

Dem Neffen aber zwölf Ducaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schweſter, meinem Pathen
Muß ich doch manchmal ein Präſent —
Selbſt will zur Poſt den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erſt Suſannen fragen,
Ob ſie's nicht für Verſchwendung hält.

Suſanne iſt ja ſonſt verſtändig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt ſie Nein, ſo wend ich
Ein neu' Merinokleid daran.
Kein Menſch darf mich zu meiſtern wagen —
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Suſannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was ſie davon hält.

Mein Gimpel pfeift mit leiſem Tone:
„God save the King,“ als wünſcht' er Glück.
Das alte treue Thier — ich lohne,
Ihm mit dem größten Zuckerſtück.
Und Nachmittags nehm' ich 'nen Wagen
Vor's Thor — ja — nach dem türk'ſchen Zelt —
Nur will ich erſt Suſannen fragen,
Ob heute ſich das Wetter hält.

Georg Friedrich Daumer,

geb. 5. März 1800 zu Nürnberg, ſtudirte Theologie und Philologie, wurde Profeſſor am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, welche Stellung er jedoch 1833 aufgab; 1858 trat er öffentlich zum Katholicismus über.

Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Aus der Vorrede. Mohammed Schemſeddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dieß heilige Buch von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, war geboren zu Schiras und lebte daſelbſt von den erſten bis zu den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts, in Zeiten alſo, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Goethe und ähnliche ein neues Weltalter großartig vorbereitende Genialitäten und Lichtaufgänge noch lange nicht zu denken war. Er gehörte zu einer Gemeinſchaft von Derwiſchen und Sofis oder contemplativen Weiſen und Myſtikern, beſchäftigte ſich mit theologiſchen und philologiſchen Arbeiten, ſtimmte in ſeiner aſcetiſchen Begeiſterung die erhabenſten alles Irdiſche und Sinnliche unter die Füße tretenden Lieder an, wurde die myſtiſche Zunge genannt, war ein großer berühmter eine Menge von Schülern um ſich verſammelnder Lehrer ſeiner Zeit, gab Unterricht am Hofe und ſtand ſo hoch in Gunſt, daß ihm der Großvezier Hadſchi Kawameddin Mohammed Ali eine beſondere Schule baute. Alle dieſe Beſtrebungen, Leiſtungen und Errungenſchaften ſeines Lebens, ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft, ſeinen Stand und Beruf, ſeinen Glanz und Ruhm verhöhnt nun aber der einzige Mann in ſeinen einer ſpäteren, im Alter eingeſchlagenen Richtung angehörigen Gedichten in der freieſten, kühnſten und heiterſten Manier, ſo wie ſie nirgends ihres Gleichen hat; er erſcheint hier als der geſchworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Myſtiker und Schulpedanten, einer Claſſe von Menſchen alſo, deren Zunftgenoß und College er ſelber iſt, zu der er aber innerlich den totalſten Gegenſatz bildet; er offenbart eine ſo unendliche Feſſelloſigkeit nach jener Seite hin und eine ſo reine ungetrübte, göttliche Seligkeit und Sicherheit in ſich ſelbſt; er entwickelt eine ſo herrliche, heitere, objective Weltanſchauung und iſt zugleich ſo außerordentlich geiſtreich in Ausdruck und Form, daß man wohl ſagen kann, Niemand in der Welt habe das tief wurzelnde Uebel einer abſtracten und negativen Denkart, ſowie ſie in Orient und Occident ihre leidigen Repräſentationen hat und ihren lebensfeindlichen Einfluß übt, vollſtändiger überwunden, und den entgegengeſetzten Standpunkt ingeniöſer vertreten, als dieſer mit wunderbarer Umkehrung des gewöhnlichen Laufs der Dinge ſtatt im Lenze des Lebens in deſſen Winter erblühende und in glänzender Jugend des Geiſtes daſtehende Dichtergreis. Gehaßt, doch nicht beſchädigt von Zeloten und Finſterlingen, geliebt und verehrt von den Edleren und Verſtändigeren, entſchlief der ſo zu hohen Jahren Gekommene ſanft und ruhig im Jahre 1389, und wurde, wiewohl es die Eiferer verſuchten, ihn der Ehre des Begräbniſſes zu berauben, in Moſella, einer ſchönen Vorſtadt von Schiras, wohin noch heute ſeine Verehrer wallfahrten, zur Erde beſtattet. Da man es unmöglich fand, ſeine freiſinnigen und lebensfrohen Geſänge und ihre verführeriſchen Wirkungen auf die Gemüther der Gläubigen durch äußere, brutale Gewaltſtreiche zu vernichten, ſo erklärte man ſie für geiſtliche Allegorien, die unter der Hülle des Sinnlichen und Irdiſchen ganz nur von deſſen Gegentheile, vom Ueberſinnlichen und Himmliſchen reden, ungefähr wie ſich unſere Theologen das hohe Lied, von deſſen wunderſamen Liebesgluthen in den Zugaben einige metriſche Proben zu finden, zurecht zu machen gewußt.

Aus: Hafis.

Sieh, es iſt Meſſiashauch
In die Lande gekommen;
Um zu ſprengen iſt der Lenz
Alle Bande gekommen.

Eine Schrift von Gottes Hand,
Deren zierliche Lettern
Wunderſchöne Blüthen ſind,
Iſt zu Stande gekommen.

Nachtigallen üben, horch,
Ihre Coloraturen;
Von Verführern iſt, o weh,
Eine Bande gekommen. —

Brenne, brenne, liebes Herz,
Was nicht brennt, es lebt nicht.
Sieh, wie todt die Kerze ſtarrt,
Aus dem Brande gekommen.

Aus dem Kloſter geht Hafis
In die Schenke, der Alte,
Von verrücktem Frömmlerrauſch
Zum Verſtande gekommen.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfahn,
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
  Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
  Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
  Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
  Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere,
  Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
  Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
  Und o wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
  Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

Wenn einer mäßig trinket,
  So ſoll ihm das gedeihlich ſein;
Wenn ohne Maaß, ſoll es
  Ihm ohne Maaß gedeihlich ſein.

Der Scheich, der alte Vater,
  Wenn er zu Glas und Flaſche greift,
Laß Himmel ihm die Flaſche,
  Laß ihm das Glas gedeihlich ſein!

Den Kuß auf zarte Munde
  Laß in Pallaſt und Hütten uns,
Auf Kiſſen und auf Polſtern,
  In Buſch und Gras gedeihlich ſein!

Doch ſperrt die Erde hungernd
  Zehntauſend ſchwarze Rachen auf,
Laß ſie Zeloten freſſen
  Und ihr den Fraß gedeihlich ſein!

Kehr' ich einmal aus der Erde
  Moderigem Schlunde wieder,
Eilig, eilig in die Schenke
  Wander' ich zur Stunde wieder.

Hier die wohlbekannten alten,
  Oder neue gute Brüder
Treff' ich an und zeche jubelnd
  In gewohnter Runde wieder.

Sind ſodann auch noch vorhanden
  Liebliche Rubinenmunde,
O ſo küß' ich ohne Zweifel
  Auch dergleichen Munde wieder.

Sollte noch Kapuz' und Kutte
  Die betrogne Welt verdüſtern,
O gehaßt werd' ich gewißlich
  Auch von dieſem Schunde wieder!

Tödtet dich, Hafis, die Liebe,
  Richtet dich der Wein zu Grunde,
Geh', ſo oft du lebſt, durch dieſe
  Süß berauſcht zu Grunde wieder.

Bezähme die Begier, ſo iſt es wohlgethan;
Leb' als ein Engel ſchier, ſo iſt es wohlgethan.

Doch weiß ich einen Rath, der iſt noch köſtlicher:
Verkaufe dein Brevier, ſo iſt es wohlgethan.

Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufſchlage dein Quartier, ſo iſt es wohlgethan.

In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufſtecke dein Panier, ſo iſt es wohlgethan.

Es bete fromm der Eine da, der Andre dort
Und denke: „Bet' ich hier, ſo iſt es wohlgethan.“

Knie'n wir in Andacht vor geliebtem Angeſicht,
Vor ſchönem Auge wir, ſo iſt es wohlgethan. —

Nein, denke nicht: „Behandl' ich ihn in froſtiger,
Unfreundlicher Manier, ſo iſt es wohlgethan!“

Preiswürdig iſt die Milde nur, es werd', o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, ſo iſt es wohlgethan.

Zwar wenn du dich in doppelt dichte Schleier hüllſt,
Naht das Gemeine dir, ſo iſt es wohlgethan.

Entflorſt du aber lichtgebornem Dichterblick
All' deine ſüße Zier, ſo iſt es wohlgethan.

Meine Verſe hab' ich immer
  Spielend ohne Zwang gemacht;
Nimmer aber hab' ich etwas
  Ohne ſüßen Drang gemacht.

Darum iſt ſo wohl gelitten
  Schemſeddin mit ſeinem Lied,
Darum hat ihm oft ſo glücklich
  Fraulicher Empfang gemacht.

Jene ſchöne Roſenknoſpe —
Wenn ſie ſich für mich erſchließt,
Hat es einzig meiner Lieder
Wonnevoller Klang gemacht.

Wurde je die Welt gebeſſert,
Wurde je ein Herze froh,
Hat es einzig Lenz und Liebe,
Becher und Geſang gemacht.

Lange nach dem Rath der Myſtik
Harrt' ich auf Heil und Licht,
Aber dieſe trügeriſche
Hat es mir zu lang gemacht.

Reich belohnt ſtudir' ich jetzo
Nur der Anmuth Alkoran,
Ihn ſtudirend hab' ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe,
Ihm hat das luſtige bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Heerde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen.

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Haide dahinflog,
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er,
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

[illegible].

Aus dem hohen Lied.

Gebadet und geſalbt von Myrrhe troff ich,
Von köſtlicher, balſamiſchen Geruchs;
Ich harrte des Geliebten in der Nacht,
Ich harrete vergeblich und entſchlief.

Da pocht es, horch! — des Freundes Stimme tönt:
„Thu' auf, o meine traute Schweſterſeele,
Thu' auf, o meine zarte Taube mir!
Feucht iſt mein Haupt, es träuft die Locke mir
Vom Thau der Nacht, o ſäume nicht und öffne!“
Beraubt der Sinne bin ich vor Entzücken
Ob dieſer Stimme Klang; es ſchlägt mein Herz
Mit lautem Schlage ſeinem Glück entgegen,
Ich fliege, reiße den Riegel raſch zurück
Und ſpäh' erſchrocken in die leere Nacht,
Entwichen iſt, verſchwunden ohne Spur
Mein ſüßes Heil. Ich rufe — Niemand hört!
Ich hülle mich in meinen Mantel ein,
Ich walle manche dunkle Straße hin,
Ich wage mich in's freie Gefild hinaus,
Ich ſuche meinen Freund und ſuch' umſonſt.
Da finden mich die Wächter, die die Mauern
Der Stadt umwandeln; ſie ergreifen mich,
Sie reißen mir den Mantel ab, ſie ſchlagen
Mich weh und wund mit ihrer rauhen Fauſt —
Da wach' ich auf und merk', es iſt ein Traum,
Ein böſer Traum. — O ich beſchwör' euch, Töchter
Jeruſalems, begegnet euch mein Freund,
Sagt ihm, daß ich vor Liebe matt und krank,
Thut ihm die Leiden meiner Seele kund,
Beſchwöret ihn, ſo wie ich euch beſchwöre:
Er eile, komme, küſſe mich geſund!

Philipp Heinrich Welcker.

geb. 24. Juli 1794 in Georgenthal in Thüringen, war Gymnaſiallehrer in Gotha, daſelbſt geſt. 8. Juni 1871.

Die Singdroſſel.

In Weihrauch duftenden Föhrenkronen,
In immer grünenden Tannengarten,
Wo Balſamtropfen im Schatten ſich harten
Und ſtille Gedanken einſam wohnen,
Da weckſt du den ſchlafenden Wiederhall,
Gebirgestochter,
Waldnachtigall!

Begeiſternde Sängerin, deine Lieder
Vernahm ich ſchon früh in der Blätterklauſe.
Bei deinem Geſang im grünen Hauſe
Entſchlummert das Wild, erwacht es wieder;
Es ziehn deine Töne, ein lieblicher Traum,
Von Bergen zu Bergen,
Von Baum zu Baum.

Wann ſchneeig noch blitzen die Höhen im Norden,
Wann Nebel noch kämpft mit Sonnenglanze,
Wer weckt dann Erinn'rung am Hügelkranze
Und todte Luſt mit den Frühlingsaccorden?
Du weckſt den ſchlafenden Wiederhall
Vergangener Zeiten,
Waldnachtigall.

Viel hab' ich verloren an dieſem Ringe
Des Heimathdorfes. Wie Nebel entſteigen
Von fern mir geliebte Geſtalten und ſchweigen.
Ach, wenn mich ihr Arm doch wieder umſinge!
    Hier bin ich allein, die Luft weht rauh,
    Du aber noch ſingeſt
    In meiner Au.

Sing' fort du, wo die ſmaragdenen Lohden
Verwandelt ſich haben in mächtige Stämme!
Belebend Haiden und Bergeskämme,
Sing' fort deine ſchallenden Frühlingsoden!
    Herauf mir beſchwöre Geſtalt an Geſtalt,
    Du Stimme der Kindheit
    In meinem Wald!

Miſes

(Pſeudonym für Guſtav Theodor Fechner),

geb. 19. April 1801 in der Niederlauſitz, wurde 1834 ordentlicher Profeſſor der Phyſik in Leipzig, welche Stelle er jedoch wegen Augenleidens 1840 niederlegte; lebt in Leipzig.

— Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. —

Der Mäuſehimmel.

Ein Mäuslein ſprach einſt zu der Maus:
Wenn ſein wird unſer Leben aus,
Das wir geführt auf dieſer Erden,
Was wird doch künftig aus uns werden?

Die Maus ſpricht: Mäuslein, haſt du hier
Gelebt in Tugend für und für,
Wirſt du zwei ſchöne Flügel kriegen,
Als Engel in den Himmel fliegen,

Wirſt finden dort ein voll Gedeck
Von himmliſchem ſtatt ird'ſchem Speck,
Wirſt ſchweben hoch ob allen Katzen
Und nimmer fürchten ihre Tatzen.

Das Mäuslein ſpricht: o Seligkeit,
Hätt' ich doch ſchon mein Engelskleid,
Doch ſprich, will's denn kein Engel gönnen,
Daß wir ihn hier ſchon ſchauen können?

Die Maus zum Mäuslein ſpricht darauf:
Wer ſchaut recht ſtät nach oben auf,
Dem mag's zuweilen wohl geſchehen,
Daß ſich ein Engel läſſet ſehen.

Das Mäuslein ſchrieb ſich's in den Sinn,
Lief manchen Tag noch her und hin,
Und kam verlockt durch Wohlgerüche,
Einſtmals auch auf den Heerd der Küche.

Als es da hat emporgeblickt,
Wie wird ſein ganzer Sinn entzückt!
Erfüllet iſt nun all' ſein Hoffen,
Den Himmel ſieht's auf einmal offen.

Der hänget ganz voll Himmelsſpeck,
Und wirkend an dem höhern Zweck
Schaut nieder auf die Welt voll Mängel
Die Fledermaus als Mäuſeengel.

Das Mäuslein, dem ward dies Geſicht,
Vergaß es all' ſein Lebtag nicht,
Ein Maler ward's von heil'gen Bildern,
So ſchön wußt' Engel kein's zu ſchildern.

O Mäuslein, wie verdienſt du Neid!
Der Menſch niemals bracht' es ſo weit,
Daß er den Himmel, den er baute,
Auch leiblich hier mit Augen ſchaute.

Die Begegnung.

Das Weib, das bleich und ſacht hinging am grünen Zaun,
Gleich kannt' ich ſie wieder, und dennoch ſind es traun
Wohl zwanzig Jahr, ſeitdem ich ihr nicht konnt' begegnen
Dacht' auch kaum mehr an ſie am Orte, dem entlegnen.

Sonſt oftmals traf ich ſie auf dieſem ſelben Steg,
Sprach nie mit ihr ein Wort, ging gern doch dieſen Weg,
Uns blühten beiden wohl noch damals roth die Wangen,
Doch zwanzig Jahre ſind's, ſeit ich hier nicht gegangen.

Was thaten, armes Weib, die zwanzig Jahre dir?
Auch heute ohne Wort, ſpricht deine Miene mir:
In zwanzig Jahren Zeit genug iſt für den Kummer,
Für Tage voller Qual, für Nächte ohne Schlummer.

Mit herbem Mitleid ſahn wir beid' einander an,
Auch ſie ſah wohl an mir, was ſchwere Zeit gethan.
Im kurzen Blick, den wir begegnend tauſchten beide,
Wir tauſchten zwanzig Jahr voll bitterm Seelenleide.

Ich liebt' ſie nicht und doch kehrt mir in ihrem Blick
Die frühe Jugendzeit wie ein Geſpenſt zurück.
Gedanken, eingeſargt ſchon längſt, o fahret nieder!
Niemals deſſelben Wegs geh' ich zurücke wieder.

Aus den Bergliedern.

Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock,
Weil ihr doch einmal müſſet gehn;
Das Alpenröslein noch ſteckt an dem Rock,
Und mögt zuweilen danach ſehn,
Und wenn's verwelkt iſt unten im Thal,
So denkt an mich zum letzten Mal,
Und werft's hinein in den grünen Bach,
Ein Stücklein ſchwimmt's euch doch noch nach

Aus: Für's Tiſchlein ein Wiſchlein

Pudding

Ein Pudding, brennend aufgetragen,
Mag Jedermann gar wohl behagen,
Was iſt es, was uns dran ergötzt? —
Daß, wenn die Flamm' erliſcht zuletzt,
Der Pudding hinterbleibt uns gut,
Gekocht in ſeiner eignen Gluth
Mög' Jugend nutzlos nicht verlodern,
Man wird zuletzt den Pudding fodern

Kartoffeln

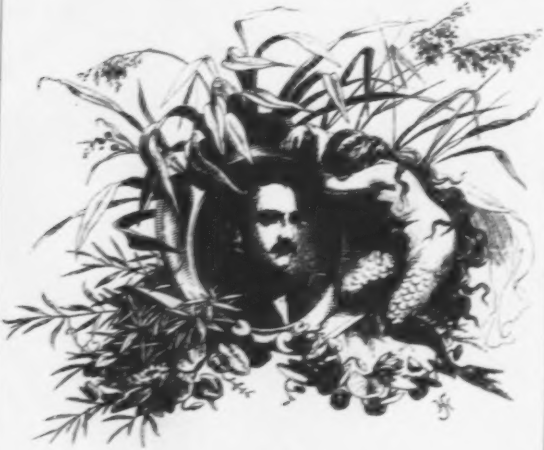
Wie konnten doch die Menſchen leben,
Als es Kartoffeln nicht gegeben?
Ei, alle, die nicht konnten leben,
Die hat's auch damals nicht gegeben

Schöpſenbraten

Um Schöpſenbraten gut zu eſſen,
Will man nicht ſelber Gras auch freſſen,
Genug iſt's, daß der Schöps es fraß,
Du Gründlicher, o merke das

Gans

Ein philoſophiſcher Begriff gebratner Gans entſpricht,
Daß ſie von ſelber Aepfel fräß', geſehen hab' ich's nicht,
Doch jeder freut des Inhalts ſich, wenn man ſie bringt zum Schmaus,
Das, was man hat hineingethan, nimmt wieder man heraus.



Nicolaus Lenau.

eigentl. Nic. Niembſch Edler v. Strehlenau, geb. 13. Auguſt 1802 in dem ungariſchen Dorfe Cſatad bei Temeswar, ſtudierte Philoſophie, Jurisprudenz, dann Medizin in Wien und Preßburg, ging 1832 nach Amerika, von wo er jedoch ſchon im folgenden Jahr zurückkehrte, lebte abwechſelnd in Wien, Iſchl und Stuttgart, wurde 1844 von geiſtiger Umnachtung und ſtarb 22. Auguſt 1850 in einer Irrenanſtalt bei Wien.

Gedichte. Stuttgart. Cotta. — Dichteriſcher Nachlaß. Ebenda.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernſte, milde, träumeriſche,
Unergründlich ſüße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Dieſe Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einſam ſchwebeſt für und für.

Schilflieder.

1

Drüben geht die Sonne ſcheiden,
Und der müde Tag entſchlief.
Nieder hangen hier die Weiden
In den Teich, ſo ſtill, ſo tief.

Und ich muß mein Liebſtes meiden,
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig ſäuſeln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein ſtilles tiefes Leiden
Strahlſt du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.

2

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo iſt dein Sternenlicht?"

Suchen den erloſchnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See,
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh.

3

Auf geheimem Waldespfade
Schleich ich gern im Abendſchein
An das öde Schilfgeſtade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn ſich dann der Buſch verdüſtert,
Rauſcht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget und es flüſtert,
Daß ich weinen, weinen ſoll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leiſe deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Geſang.

4

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie ſchwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu ſehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5.

Auf dem Teich, dem regungsloſen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend ſeine bleichen Roſen
In des Schilfes grünen Kranz;

Hirſche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt ſich das Geflügel
Träumeriſch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet!

Vergangenheit.

Heſperus der blaſſe Funken
Blinkt und winkt uns traurig zu;
Wieder iſt ein Tag geſunken
In die ſtille Todesruh'.

Leichte Abendwölkchen ſchweben
Hin im ſanften Mondesglanz;
Und aus bleichen Roſen weben
Sie dem todten Tag den Kranz;

Friedhof der entſchlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbſt des Herzens Klage,
Ach, und ſeine Seligkeit.

An die Entfernte.

Die Roſe pflück' ich hier,
In der fremden Ferne,
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich ſie ſo gerne.

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Iſt die Roſe längſt dahin,
Denn die Roſen eilen.

Nie ſoll weiter ſich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als ſich blühend in der Hand
Läßt die Roſe tragen,

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zu Neſte,
Oder als ihr ſüßer Schall
Wandert mit dem Weſte.

An den Wind.

Ich wander fort in's ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und ſah, wie ſie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief ſie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebſten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlaſſen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Iſt's nicht genug, daß du mir auch
Entreißeſt ihren letzten Gruß?

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreiſt,
Und kehrte nicht heim und lag in der Grube,
Da war ich allein und recht verwaiſt,
Und traurig trat ich in die Stube.

Ihr Schrank ſtand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie ſie abreiſend ihn eilig gelaſſen,
Wie Alles man durcheinander ſtreut,
Wenn vor der Thür die Pferde ſchon paſſen.

Ein aufgeſchlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geſchrieben,
Von ihrem Frühſtück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeſchlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht,
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zuſammen ſucht' ich den Speiſereſt,
Das kleinſte Krümlein, den letzten Splitter,
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Der Poſtillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wieſ' und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand als der Mondenſchein
Wachte auf der Straßen.

Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

Munter war mein Poſtillon
Ließ die Geiſel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch, in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden,
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Geſell!
Herr, 's iſt ewig Schade!
Keiner blies das Horn ſo hell,
Als mein Kamerade.

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Raſen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blaſen!"

Und dem Kirchhof ſandt' er zu
Frohe Wanderſänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Poſtillon
Stimmt' in ſeine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Haide.

Hielt der Eine für ſich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendſchein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach ſeinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich ſchlief,
Und ſein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber ſein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber ſie boten trotzig frei
Spott den Erdengeſchicken.

Dreifach haben ſie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch ſchau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Geſichtern dunkelbraun,
Den ſchwarzlockigen Haaren.

Blick in den Strom.

September 1844.

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſt's gut in einen Strom zu ſehn,
Wo Alles wogt und ſchwindet.

O ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was dir, und ſoll's dein Liebſtes ſein,
Vom Herzen ward geriſſen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und ſieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Karl Simrock.

geb. 28. August 1802 zu Bonn, seit 1850 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der dortigen Universität.

Gestorben 1876.

Die Eichensaat.

Wie waren die Mönche zu Dünwald so klug!
Sie suchten in den Briefen und fanden genug;
In alter Pergamente gebräunter Schrift
Lasen sie von mancher blühenden Trift.

Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebusch eins,
Im krausen Stil guten Klosterlateins:
Des Klosters sein, wie da geschrieben stand,
Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

Das begriff der schlichte, biedre Junker schwer:
Was er besessen von Urvätern her,
Worauf er gereutet so lang und so viel,
Wie der Acker plötzlich dem Kloster verfiel.

Der Prior brachte den Handel vor Gericht;
Da wußten sich die Schöffen zu rathen nicht.
Der Schultheiß dingte so manche Tagfahrt;
Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

Zuletzt der Junker übeln Muth gewann,
Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
Man ſchürt' ihm von der Kanzel die Hölle ſo heiß,
Er dacht', ich will bezahlen das Lügengeſchmeiß.

„Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
Ihr ſollt beſitzen, was niemals Euer war;
Doch weil ich ungezwungen Euch Abſtand that,
So ſei mir bewilligt noch eine letzte Saat.“

Da ſchmunzelten die Brüder und ſchlugen ein.
Den Vergleich verbrieften die Schöffen fein,
Ihn bekräftigten beide mit heiligem Schwur,
Jedweder zufrieden dann nach Hauſe fuhr.

Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit:
Da pflegen die Gläub'gen noch jetzt weit und breit
Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgehn,
Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu flehn.

Als ſie nun kamen an das ſtreitige Feld,
Das im Herbſt der Junker zuletzt beſtellt,
Wohl haben die Mönche neugierig hingeſchaut,
Was doch auf ihrem Acker für Frucht ſei gebaut?

„Zartgrüne Blättchen, buchtig ausgeſchweift:
Was iſt's, das der Erde hier entgegenreift?
Es iſt nicht Korn, noch Weizen — o Schmach, in der That! —
Wie ſind wir betrogen — es iſt Eichelſaat!

„Uns wird kein Zahn mehr ſchmerzen, wenn man ſie mäht;
Ein Fuchs iſt der Junker, das ſehn wir jetzt zu ſpät.
Was hilft uns, zu verſchreien den häßlichen Streich?
Zu deutlich redet der unſel'ge Vergleich.“ —

Aber luſtig wuchſen die Eichen empor,
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
Noch ſah er zur Lohe ſchalen manchen Schaft,
Er trank ſich noch Stärkung aus braunem Eichelſaft.

Als aber weiter ſtürmte die Zeit ins Haus,
Die Wipfel ſchauten über das Kloſterhaus,
Da ſahn ſie grüne Gräber, wo längſt in Ruh
Abt und Prior ſchliefen und die Mönche dazu.

Und höher hob ſich der ſtolze Eichenforſt;
Und als die grüne Rinde verkruſtend borſt,
Da ſchüttelten die Kronen ihr herbſtlich Laub
Auf des Kloſters Mauern in Schutt und Staub.

Johann Nepomuk Vogl.

geb. am 2. [illegible] 1802 zu Wien, [illegible] am [illegible] 1866.

— [illegible] Wien. [illegible] Buchhandlung. —

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich ſitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tauſend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Gluth.

In Wieſ' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch' ein ſüßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die ſüße Nachtigall!

Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich drein:
„Wie ſchön iſt heut' die Welt!
Was gilt's? heut' giebt's 'nen guten Fang!"
Er ſchaut zum Himmelszelt.

Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn
Das blondgelockte Haar;
„Ei doch! was ſprengt denn dort herauf
Für eine Reiterſchaar?"

Der Staub wallt auf, der Hufſchlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang;
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang."

„Ei nun! was giebt's?" — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht Ihr da, ſagt an?"

Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn! —
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! — Hoch
Des Sachſenlandes Stern!"

Dieß rufend, knie'n ſie vor ihm hin
Und huldigen ihm ſtill,
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'S iſt deutſchen Reiches Will!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie Dir's gefällt."

Das Erkennen.

Ein Wanderburſch', mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar iſt beſtäubt, ſein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Burſch' wohl zuerſt erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor;
Am Schlagbaum lehnt juſt der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch ſieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu ſehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Burſche, und ſchüttelt den Staub vom Fuß.

Da ſchaut aus dem Fenſter ſein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel ſchönen Willkomm!"

Doch ſieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu ſehr ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchſteig ſein Mütterchen her.
„Gott grüß' Euch!" — ſo ſpricht er und ſonſt nichts mehr.

Doch ſieh — das Mütterchen ſchluchzet voll Luſt
„Mein Sohn!" — und ſinkt an des Burſchen Bruſt.

Wie ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Wilhelm Hauff,

geboren den 29. November 1802 zu Stuttgart, geſtorben daſelbſt den 18. November 1827.

—— Sämmtliche Werke. Stuttgart. Scheitlin. ——

Reiters Morgengeſang.

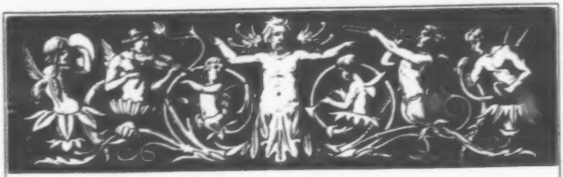
(Nach einem ſchwäbiſchen Volksliede.)

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End' gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach die Roſen welken all!

Darum ſtill
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.



Julius Moſen,

geb. 8. Juli 1803 zu Marieney im ſächſiſchen Voigtlande, 1834 Advocat in Dresden, 1845 Hofrath und Dramaturg in Oldenburg,
wo er am 10. October 1867 ſtarb.

Gedichte. Leipzig. Brockhaus.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter ſterbend ruht,
An der Katzbach hingeſtrecket,
Der Bruſt entſtrömt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch ſterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu ſeinen Ohren bricht.

Und wie er ſchmerzlich ringet
In Todesängſten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er ſtreckt ſich ſtarr und wild —
Dort ſitzt er auf dem Pferde
Als wie ein ſteinern' Bild.

Und die Trompete ſchmettert —
Feſt hält ſie ſeine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in's Land.

Victoria — ſo klang es
Victoria — überall,
Victoria — ſo drang es
Hervor mit Donnerſchall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete ſetzt er ab,
Das Herz iſt ihm zerſprungen,
Vom Roß ſtürzt er herab.

Um ihn herum im Kreiſe
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarſchall ſprach leiſe:
Das heißt ein ſelig End'!

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar,
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rucken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig feſten Schritten,
Ihm ſchien der Tod gering;
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt in's Thal
Im heilgen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ſtrecken ſah,
Da rief er laut: Gott ſei mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambur will der Wirbel
Nicht unter'm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finſtre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen;
Er ſprach: das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,

So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz;
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm ſein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeſte aus.

Viel liebliche Blüthen ſtehen d'ran;
Linde
Winde
Kommen, ſie herzlich zu umfahn.

Es flüſtern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kuſſe die Häuptchen zart.

Sie flüſtern von einem Mägdlein, das
Dachte
Nächte,
Tagelang, wüßte, ach! ſelber nicht was.

Sie flüſtern, — wer mag verſtehen ſo gar
Leiſe
Weiſe?
Flüſtern vom Bräut'gam und nächſtem Jahr.

Das Mägdlein horchet, es rauſcht im Baum!
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Franz von Kobell.

geboren 19. Juli 1803 zu München, ſeit 1826 Profeſſor der Mineralogie an der dortigen Univerſität.

— Gedichte in oberbayeriſcher Mundart. München. Literar.-artiſt. Anſtalt. —

Koa Troſt.

Es hat a Diendl viel g'ſcherzt und g'lacht
Is gweſt ſo luſti und froh,
Und auf amal wie über Nacht
Thuat ſ' nimmermehr a ſo.

He Diendl, he ſag', was waar denn dees,
He ſag, was is dir g'ſchegn,
Is ebba dei ſchneewaiß's Katzl furt?
Dees d'gar ſo gern haſt mögn?

Hat ebba der Wind dein' Nagerlſtock
Vom Fenſter abi 'keit?
'S ſan gweſt gar ſchöni Bliemin dra',
I' woaß's, die habn di' gfreut.

Hat ebber a böſer Schauer gſchlag'n,
Wie Kirter[1] gweſ'n is
Und habn d' Leut koa' Muſi ghabt,
Gel' dees verdrießt di' g'wiß.

„Koa Katzl, na, koa Nagerlſtock,
Koa Schauer ko' dafür,
Mei' Bua der is mer untreu worn,
Mei' Bua der laßt vo' mir."

Mei'! Diendl, was is's um an Buabn,
Der dir ſei' Lieb verkehrt,
Schau oana, der koa Treu nit hat,
Der is ſcho z'erſcht nix werth.

Um ſo an Buabn is koa Schad',
Hat aa' koan Ehr in Leib,
Und wann er di' lang g'heuret hätt',
'S waar grad zun Zeitvertreib.

„O mei' Gott ja, Ees habts wohl recht
Und dengeriſch[2], woaß nit wie,
So is ma', daß i' ſterb'n möcht',
Den Buabn vergiß i nie."

---

[1] Kirchweih. [2] dennoch.

Da hat dees Diendl bitter gewoant,
Der Ander' aa' is ſtill. —
Es geit halt Sachan auf der Welt,
Da nutzt der Troſt nit viel.

Der Nußhecher.

In Griechaland hon i' an' Nußhecher g'ſegn,
Wie hat mi' der Vogl gfreut,
'S is a' guata boariſcher Nußhecher gweſt,
Nett wie er bei uns dahoam ſchreit.

Mit ſeini Flugl ſchö' blau und weiß
Vor meiner is er g'hupft,
O Nußhecher, hon i' mir denkt, gib Acht,
Daß di' koa Griech' d'errupſt!

Er hat mi nit dunkt gar bſunders wohlauf,
Ja no', dees glaab' i' ſcho',
Da drinn is 's anders, wie heraus,
Kunnt' aa' verzähln davo.

Da wachſt koa' Oachbaam wie bei uns
Friſch, wie'n a' Hecher liebt,
D' Oliv'n, die trauringa Felberbaam[1],
Die macha oan's Herz grad betrübt;

Da hat er koa' Wieſn mit Bliemln drauf,
'S is Alls zum Tod verbrennt,
Und ſicht er an' Vogl, ſo mirkt er's glei',
Daß er dra' koan' Freund d' erkennt.

Die griechiſch'n Vogl, die mehrern ſan
Vom Habicht- und Adlergeſchlecht,
Bei ſelli Kammradn, no ja, da kimmt
A' boariſcher Nußhecher recht!

I' ho's ihm aa' gſagt: o Hecher mach',
Daß d'wieder in's Boarn kimmſt,
Und i' kaaf dir aa' gern no' an' Oka[2] Hanf,
Schau, wanns 'd' mi' aa' mit nimmſt.

[1] Weidenbaum. [2] ein griechiſches Maß, 2½ Pfund.

Traugott Wilhelm von Merckel.

geb. 1803 zu Friedland in Schleſien, ſtudirte in Heidelberg, ſeit 1850 Kammergerichtsrath in Berlin, geſtorben daſelbſt 27. Decbr. 1861.

— Gedichte. Berlin. Enslin. —

An meinem Geburtstage.

Ein für allemal verbeten
Selbſt bei meinen beſten Freunden
Hatt' ich mir's ſeit manchen Jahren
Und noch heuer ganz auf's Neue,
Daß an meinem Wiegenfeſte
Irgendwer ſich Mühe gäbe,
Irgendwie mich dran zu mahnen.

Mögen's Andre Narrheit nennen
Oder Sonderling mich ſchelten —
Wem erſt ſeine zwei und fünfzig
Sommer hinter'm Rücken liegen,
Der entwöhnt ſich nachgerade,
Sich als Wiegenkind zu denken.

Vollends wer durch ſolche Friſt ſich
Mittelmäßig durchgeſtümpert,
Eben nur des Alltagsruhmes
Habhaft, nicht der Guten Einen,
Nur der Schlechten Keinen ſich zu
Wiſſen, — fragen mag der füglich,
Was da Feſtliches dabei ſei,
Daß er 'rumläuft hier auf Erden?

Item, heute voll Behagen,
Daß die Gratulanten meiner
Wünſche liebſten mir erfüllen,
Mich mit mir allein zu laſſen,
Heim von einem Gange kehrend
Tret' ich arglos in mein Zimmer.

Und auf meinem Tiſch — der erſte
Blick fällt dorthin unwillkührlich —
Seh' ich eine Blume ſtehen,
Die ſich heimlich eingeſchlichen,
Um mir ſtill zu gratuliren!

Runzeln wollt' ich ſchon die Stirne
Und mit des Verdruſſes ſchnödem
Dank der Grüßenden begegnen.

Doch wie ſie ſo lächelnd blühte,
Duftend ſchwieg und harmlos blickte,
Nichts von meiner Laune ahnend,
— Wie Bekehrung überkam's mich.
Sauber trug ich ſie an's Fenſter,

Tränkte ſorglich ſie mit Waſſer,
Und zu ihrem Freunde hatte
Schlau die Freundin mich verwandelt.

Lachend ſprach ich zu mir ſelber
Und gerührt zugleich: Von allen
Grillen doch die lächerlichſte
Iſt es und die unfruchtbarſte,
Sich der Lieb' erwehren wollen!

Ruhe.

(1855.)

Weit ſchon ſchlenderten wir! Unmerklich zog ſich die Stadt uns
Hinter die Eichen zurück, als wollte allein ſie uns laſſen.
Hier an dem buſchigen Rande des Abhangs werf' ich mich nieder,
Auch dieſe herbſtliche Sonne noch macht willkommen die Kühlung.
Wirf Dich neben mich, Freund, und laß uns der Stille genießen!
So auf dem Rücken geſtreckt, die Arme zu Häupten verſchlungen,
Tief in die ewige Bläue des All's die Blicke verſenkend,
Träum' ich ein Schwimmer zu ſein, auf wallende Fluthen gebettet,
Wie ihn der ſtrömende Zug in wiegendem Wanken dahin trägt.
Glücklich, wem die Götter die feiernde Stunde geſendet,
Welche den tobenden Geiſt einlullt in wachenden Schlummer
Und auf den heißen Vulkan ausgießt das ſanfte Vergeſſen!

Siehe! ein kleinerer Wald, als der uns oben beſchattet,
Steigen die Gräſer empor über uns, und es nicken die Blüthen
Bunte Geſichter herab, von ſächelnden Lüften geſchaukelt;
Lautlos ſegelt der Falter mit glanzbefiederter Schwinge
Droben im ſonnigen Raum, und unten im Dunkel der Kräuter
Schwirrt die Harfe der Grillen, die nimmer müde Cicade.

Hörſt Du die rieſelnde Quelle? Dort unter dem Mooſe des Felsblocks
Tropfen kryſtallene Thränen herab und feuchten den Boden,
Der mit neidiſchem Durſte die kaum geborenen einſaugt.

Doch verſiegen ſie nicht, denn immer erneut ſie die Nymphe,
Bis der ermüdete Feind ſie entrinnen läßt in die Freiheit.

Hier ſchon eilt ſie vorbei, ein Wäſſerchen, über die Kieſel
Klingt ihr melodiſcher Fall, bald plaudert die kindiſche Welle
Mit ſich ſelber und bald mit der niederhängenden Staude,
Welche, den Weg ihr zu wehren, ſich beugt und wieder zurückweicht.
Wo das Erlengeſträuch die wallenden Wieſen umſäumet,
Bricht ſie gewundenen Lauf's ſich Bahn durch tiefere Ufer;
Dort ſchon hemmet ſie ſpottenden Muths des Wanderers Schritte,
Ueber das breitere Bett dann führen die Stiege hinüber
Sorglos rauſcht ſie hinaus in die weiten Gebiete des Menſchen,
Der ſie mit liſtiger Kunſt empfängt zu ewiger Knechtſchaft;
Schäumend ſiehſt Du ſie drüben auf's Rad der Mühle ſich ſtürzen,
Dienſtbar bleibt ſie nun, bis ihr Loos im Ocean endet.
Denn, entronnen einmal dem Schooß der zeugenden Höhe,
Muß ſie hinab unaufhaltſam entgegenſtrömen der Tiefe,
Wie ihr Gebieter, der Menſch, von immer ſchlagenden Stunden
Raſtlos weiter gedrängt, auf ſinkenden Pfaden an's Grab eilt.

Doch was red' ich von Tod und von Knechtſchaft, wo die Natur lacht!
Hier auf blumigem Pfühl vor der weit aufleuchtenden Landſchaft
Ziemet ein leichtes Geſchwätz, das gleich der beweglichen Welle
Frohe Gedanken erregt und ſpielenden Wechſels entgleitet.

Krähen hör' ich den Hahn! — Mir weckt die heiſere Stimme
Immer die Bilder der Jugend und glücklicher Zeiten Gedächtniß;
Knabe dünk' ich mir noch. Ich ſehe die heimiſchen Berge,
Fichtenbedeckt, durch's Fenſter, darum ſich Jelängerjelieber
Rankte, — den Garten, darin die ſchmalen Rabatten der Buxbaum
Sauber umfaßte. Wie war es ſo hold, wenn die wärmere Sonne
Endlich geſchmolzen den Schnee und aus dem gelockerten Boden
Lenzverkündend hervor die goldbraun grünenden Spitzen
Brachen, darin Hyazinthen und Primeln und ſchlanke Narziſſen
Schlummerten. — Dann auf der Höhe, bedächtig die Pflugſchaar ziehend,
Schritten die Ochſengeſpanne entlang die röthlichen Furchen;
Langſam ſchwankte herein der Wagen voll wallenden Heues,

Zweige ſchmückten die Laſt, des Sommers grüne Standarten,
Thurmhoch fiel ſie umher, und jauchzend gruben die Kinder
— Zuſchau'n durfte ich nur, denn ich war ein ſchwächlicher Knabe —
Tief ſich hinein mit wonnigem Grau'n in das duftende Dunkel.
Aber im Garten erſpähte geheim das lüſterne Auge,
Was zu pflücken der Hand verboten war: niedergebogen
Hingen am ſtachlichten Strauch die zierlichen Büſchel der Beeren,
Gelblich und purpurn, ſüße Verführer zu eiligem Diebſtahl.
Sicherer ſchwollen derweil, getauft mit ſeltſamen Namen,
Hoch im Wipfelgezweige die luſtigen Glocken der Birnen,
Bis mitleidig der Wind eine frühgezeitigte knickte,
Und — willkommene Beute! — die Frucht durch's kniſternde Laub ſchlug.

Golden rauſchte das Korn, es zogen die Schnitter zu Felde,
Und in der Senſen Geton klang fern das Locken der Wachtel,
Wenn der Vater mit mir die Raine Abends entlang ging,
Prüfend der Ernte Ertrag und die Zeichen des morgenden Wetters.
Dann auf der Wange des Apfels erſchien die herbſtliche Röthe,
Welche das Sammeln gebot, ehe denn die Reife zu weit ſtieg,
Stangen reichten hinauf, und geſchüttelt warfen die Wipfel
Rings auf Beete und Gänge den hart aufklopfenden Hagel;
Aber zur feineren Art klomm, ſackumgürtet, der Gärtner
— Mir ein beneideter Mann des Glücks! — auf ſchwankender Leiter
Mitten in's Paradies, die verborgenen Wunder zu pflücken.
Zwiſchen den Körben, darein die würzigen Ladungen rollten,
Harrte die Mutter geſchürzt, und wählte mit kundigem Finger
Mir die bewährteſte Frucht, mein ſtilles Geduldeu zu lohnen.
Und, wenn Alles gethan, aufſchaute mit freundlichem Nicken
Sie zu jeglichem Baume und rief ihm dankenden Gruß zu,
Sonſt wohl möchte er ſchmollen und ferneren Segen verweigern;
Lächelnd hört' es der Vater und lüftete leiſe das Käppchen.

Düſterer gingen die Tage nunmehr und kürzer zu Rüſte;
Hof und Garten und Feld — wie lagen ſie einſam und ſchmucklos,
Nicht mehr der Freude Gebiet, nur noch die Stätte der Arbeit,
Welche dem ſterbenden Jahre die Kiſſen des Sarges zurecht legt!
Dennoch, wie pochte das kindiſche Herz von freudigem Schrecken,

Wenn vor dem pfeifenden Winde das Erſtlings-Flockengewimmel
Plötzlich, in wirbelndem Tanze ſich tummelnd, am Fenſter vorbei flog!
Gaſtlich praſſelte jetzt des Kamins hochzüngelnde Flamme,
Riegel verwahrten das Thor und Laden deckten die Scheiben,
Stiller Beſchäftigung hold, den Kreis der Fleißigen ſammelnd,
Warf vom eichenen Tiſche die ſpät ausbrennende Kerze
Rings ihr ruhiges Licht in des Zimmers trauliche Schatten.
Zeitungen las mit Bedacht beim Dufte der Pfeife der Vater,
Aber die Mutter beiſeit, mit der Magd das Gemüſe für morgen
Fein zu putzen befliſſen, beſtand ein doppelt Geduldwerk:
Märchen las ich ihr vor, eintönigen Klanges und mühſam,
Wohllaut dünkt' es ihr doch, von ihr ja hatt' ich's erlernet,
Und ſie erklärte dazwiſchen der Bilder tiefe Bedeutung.
Glücklicher eichener Tiſch! Du Reich voll Frieden und Freiheit,
Neſt der Träume und Wunder! In Trümmer biſt du gegangen,
Wie deine ſelige Zeit! — — Zu früh ſtets wallte das Tiſchtuch
Ueber die Herrlichkeit hin und all' das bunte Vergnügen,
Das bis morgen verſchwand, doch bald verſchmerzt und vergeſſen
Ueber dem tröſtenden Dufte der hochaufdampfenden Schüſſel!

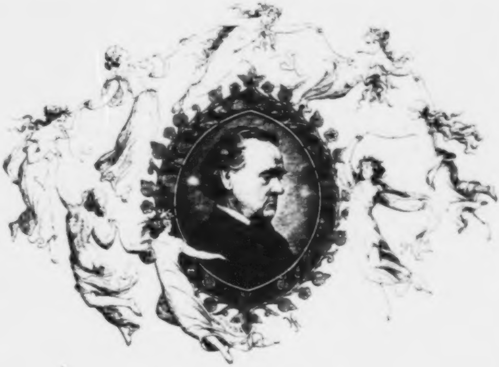
Oede war's draußen und ſtill. Aus der Himmel unendlichen Weiten
Schüttete leiſe die Nacht des Schnee's weichſchwellende Wogen,
Hohler ſchlug es vom Thurme, gedämpfter pfiffen die Wächter,
Und mit behaglichem Grau'n aufhorchte das Ohr in die Ferne,
Wo mit verlornem Gebell ihre Zwieſprach führten die Hunde.
Dann zur traulichen Kammer, von dämmernder Lampe gelichtet,
Trug die Mutter den Knaben, ſie drückte ihn ſanft in die Kiſſen,
Theilte ſein kurzes Gebet, erwartete ſtill ſeinen Schlummer,
Und, wenn über das Haupt der ſchweigende Engel ſich neigte,
Blickte ſie ſegnend darein und ſchlich ſich leiſe von hinnen.

Alſo rollten die Zeiten vorüber, gezählt und gemeſſen
Nicht nach der Pflichten Geſetz und der Mühſal nüchternem Kreislauf.
Denn aus jeglichem zieht das Kind mit reicher Erfindung
Sich ein glückliches Loos, und trifft den verborgenen Zauber,
Der das Alltägliche neu, und friſch das Gewelkte verwandelt;
Selbſt das ernſte Geſchick und die trauerbringende Stunde —

Ihm begegnen ſie nur, gleichwie aus ſchaurigem Märchen
Wundergeſtalten, ſeltſam und fremd, vorüber am Kinde
Schreiten ſie ſtumm und beſtellen an's Alter die finſtere Botſchaft!
Spät erſt wird die Erinnerung wach. Eine höhere Sonne
Löſ't vom Geſchehenen dann die Nebel, und klar in der Ferne
Taucht das Vergangene auf, wie wenn beim ſtrahlenden Morgen
Du vom Nachts überſtieg'nen Gebirg' in die Tiefe zurückblickſt,
Aber Du ſchauſt nur noch eine längſt verlaſſene Heimath,
Ewiges Schweigen umſteht die fremd geword'nen Gefilde,
Wo die Geweſenen ruh'n. Vergebens ſuchſt Du das Leben;
Um eine Gräberſtatt ſtehn regungsloſe Cypreſſen.
Seufzend wendeſt Du Dich. Es führen die ſtäubenden Straßen
Weit in die Lande hinaus, doch keine führet zum Frieden!
Schon wohl trat ſich's hervor aus der Jugend offener Pforte,
Kühn und gerüſteten Sinn's, das Herz voll großer Entwürfe;
Stolz ausſpannte der Geiſt die ungeduldigen Schwingen,
Als er die ragenden Gipfel der Freiheit vor ſich erblickte
Und des erſchloſſenen Weltlings kranzumflatterte Bahnen. —
Nichts gewährte das Glück, als den Muth der frühen Entſagung,
Welche vom weichenden Ziel heimlenkt zu ſtillen Aſylen,
Eh' an verzehrender Gluth der ikariſche Fittich zum Sturz ſchmilzt.

Viel doch gaben die Götter, daß unter dem Buchengewölbe
Hier ſie uns Muße gegönnt, verzeihlichem Wahne zu lächeln
Und in olympiſcher Ruhe den Wunſch und die Furcht zu vergeſſen.

Heimzukehren nun däucht's an der Zeit mir! Ueber dem Wandern
Neigte der Tag ſich gemach; die glühende Scheibe der Sonne
Gleitet am Himmel herab, und dunkel färbt ſich der Wald ſchon! —



Eduard Mörike.*

geb. 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg, 1834 Pfarrer zu Kleverſulzbach bei Weinsberg, gab dieſe Stelle auf und lebte ſeitdem abwechſelnd in Stuttgart, wo er am Katharinenſtift unterrichtete, und in kleineren ſchwäbiſchen Ortſchaften. Er ſtarb am 4. Juni 1875 zu Stuttgart.

—◆— Gedichte. Stuttgart. Cotta. —◆—

Nachts.

Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift!
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verſtummt,
Hört man der Erdenkräfte flüſterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Geſänge
Der rein geſtimmten Lüfte ſummt.

---

* Es kann noch immer nicht ſtark genug betont werden, daß Mörikes Gedichte in keiner Schule fehlen dürften, in der unſere poetiſche Literatur wenn auch nur andeutungsweiſe vertreten iſt.

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchſicht'ger ſtets und leichter aufzuwehen,
Dazwiſchen hört man weiche Töne gehen,
Von ſel'gen Feen, die im Sternenſaal
Beim Sphärenklang,
Und fleißig mit Geſang
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehen.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut ſie denn den ganzen Tag,
Da ſie wohl nicht ſpinnen und nähen mag?
Thut fiſchen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fiſchen und jagen freute mich ſehr.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königsſohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich ſo ſehr.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Einſtmals ſie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was ſiehſt mich an ſo wunniglich?
Wenn du das Herz haſt, küſſe mich!
Ach! erſchrak der Knabe!
Doch denket er: mir iſt's vergunnt,
Und küſſet Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Darauf ſie ritten ſchweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
Es jauchzt der Knab' in ſeinem Sinn
Und würd'ſt du heute Kaiſerin,
Mich ſollt's nicht kränken
Ihr tauſend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Das verlaſſene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran, —
O ging' er wieder!

Agnes.

Roſenzeit! wie ſchnell vorbei,
Schnell vorbei,
Biſt du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth,
Schnitterinnen ſingen.
Aber ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut,
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche ſo durch's Wieſenthal,
So durch's Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tauſend Mal,
Tauſend Mal,
Er mir Treu' geſchworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Roſenband,
Von ſeiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Früh im Wagen.

Es graut vom Morgenreif
In Dämmerung das Feld,
Da ſchon ein blaſſer Streif
Den fernen Oſt erhellt;

Man ſieht im Lichte bald
Den Morgenſtern vergehn,
Und doch am Fichtenwald
Den vollen Mond noch ſtehn.

So iſt mein ſcheuer Blick,
Den ſchon die Ferne drängt,
Noch in das Schmerzensglück
Der Abſchiedsnacht verſenkt.

Dein blaues Auge ſteht
Ein dunkler See vor mir,
Dein Kuß, dein Hauch umweht,
Dein Flüſtern mich noch hier.

An deinem Hals begräbt
Sich weinend mein Geſicht,
Und Purpurſchwärze webt
Mir vor dem Auge dicht.

Die Sonne kommt, — ſie ſcheucht
Den Traum hinweg im Nu,
Und von den Bergen ſtreicht
Ein Schauer auf mich zu.

Die Soldatenbraut.

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein iſt!
Für den König, da ließ' er ſein Blut,
Für mich aber eben ſo gut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz wie die vornehmen Herrn,
Mein Schatz wird auch kein General,
Hätt' er nur ſeinen Abſchied einmal!

Es ſcheinen drei Sterne ſo hell
Dort über Marien-Kapell;
Da knüpft uns ein roſenroth Band,
Und ein Hauskreuz iſt auch bei der Hand.

Peregrina.

Ein Irrſal kam in die Mondſcheingärten
Einer einſt heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grauſam,
Hieß ich das ſchlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.
Ach, ihre hohe Stirn,
Drin ein ſchöner, ſündhafter Wahnſinn
Aus dem dunkelen Auge blickte,
War geſenkt, denn ſie liebte mich;
Aber ſie zog mit Schweigen
Fort in die graue
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll ſchöner Trübe,
Wie geſponnen auf Nebelgrund,
Wußte nimmer, wie mir geſchah,
War nur ſchmachtend, ſeliger Krankheit voll

Oft in Träumen zog ſich ein Vorhang
Finſter und groß in's Unendliche
Zwiſchen mich und die dunkle Welt;
Hinter ihm ahnt' ich ein Haideland,
Hinter ihm hört' ich's wie Nachtwind ſauſen;
Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald an ſich im Sturme zu regen:
Gleich einer Ahnung ſtrich er dahinten,
Ruhig blieb ich und bange doch:
Immer leiſer wurde der Haideſturm —
Siehe! da kam's.

Aus einer Spalte des Vorhangs guckte
Plötzlich der Kopf des Zaubermädchens,
Lieblich war er und doch ſo beängſtend
Sollt' ich die Hand ihr nicht geben
In ihre liebe Hand?
Hat denn ihr Auge nicht,
Sagend: da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt?

An meinen Vetter.

Juni 1837.

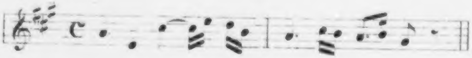
Lieber Vetter! Er iſt eine
Von den freundlichen Naturen,
Die ich Sommerweſten nenne,
Denn ſie haben wirklich etwas
Sonniges in ihrem Weſen.
Es ſind weltliche Beamte,
Rechnungsräthe, Reviſoren,
Oder Kameralverwalter,
Auch wohl manchmal Herrn vom Handel,
Aber meiſt vom ältern Schlage,
Keinesweges Petitmaitres,
Haben manchmal hübſche Bäuche,
Und ihr Vaterland iſt Schwaben.

Neulich auf der Reiſe traf ich
Auch mit einer Sommerweſte
In der Poſt zu Beſigheim
Eben zu Mittag zuſammen
Und wir ſpeiſten eine Suppe,
Darin rothe Krebſe ſchwammen,
Rindfleiſch mit franzö'ſchem Senfe,
Dazu liebliche Radieschen,
Dann Gemüſe, und ſo weiter,
Schwatzten von der neuſten Zeitung,
Und daß es an manchen Orten
Geſtern ſtark gewittert habe.
Drüber zieht der wackre Herr ein
Silbern Büchslein aus der Taſche,
Sich die Zähne auszuſtochern;
Endlich ſtopft er ſich zum ſchwarzen
Kaffee ſeine Meerſchaumpfeife,
Dampft und discurrirt und ſchaut inmittelſt einmal nach den Pferden

Und ich ſah ihm ſo von hinten
Nach und dachte: Ach, daß dieſe
Lieben, hellen Sommerweſten,
Die bequemen, angenehmen,
Endlich doch auch ſterben müſſen!

Ach nur einmal noch im Leben.

Adagio.



Im Fenſter jenes alt verblichnen Gartenſaals
Die Harfe, die, vom leiſen Windhauch angeregt,
Lang ausgezogne Töne traurig wechſeln läßt
In ungepflegter Spätherbſt-Blumen-Einſamkeit,
Iſt ſchön zu hören einen langen Nachmittag.
Nicht völlig unwerth ihrer holden Nachbarſchaft
Stöhnt auf dem grauen Zwingerthurm die Fahne dort,
Wenn ſtürmiſcher oft die Wolken ziehen überhin.

In meinem Garten aber (hielt' er nur noch mein!)
Ging ſo ein Hinterpförtchen frei in's Feld hinaus,
Abſeits vom Dorf. Wie manches liebe Mal ſtieß ich
Den Riegel auf an der geſchwärzten Gatterthür
Und bog das überhängende Geſträuch zurück,
Indem ſie ſich auf roſt'gen Angeln ſchwer gedreht.
Die Thür nun, muſikaliſch mannigfach begabt,
Für ihre Jahre noch ein ganz annehmlicher
Sopran (wenn ſie nicht eben wetterlauniſch war),
Verrieth mir eines Tages — plötzlich, wie es ſchien,
Erweckt aus einer lieblichen Erinnerung —
Ein ſchöneres Empfinden, höhere Fähigkeit.
Ich öffne ſie gewohnter Weiſe, da beginnt
Sie zärtlich eine Arie, die mein Ohr ſogleich
Bekannt anſprach. Wie? rief ich ſtaunend! träum' ich denn?
War das nicht „Ach nur einmal noch im Leben“ ganz?
Aus Titus, wenn mir recht iſt? — Alsbald ließ ich ſie
Die Stelle wiederholen, und ich irrte nicht!
Denn langſamer, beſtimmter, ſeelenvoller nun
Da capo ſang die Alte: „Ach nur einmal noch!“
Die fünf, ſechs erſten Noten nämlich, weiter kaum,
Hingegen war auch dieſer Anfang tadellos.

— Und was, frug ich nach einer kurzen Stille ſie,
Was denn noch einmal? Sprich, woher, Elegiſche,
Haſt du das Lied? Ging etwa denn zu deiner Zeit
(Die neunziger Jahre mein' ich) hier ein ſchönes Kind,
Des Pfarrers Enkeltochter, ſittſam aus und ein,
Und hörteſt du ſie durch das offne Fenſter oft
Am grünlackirten, goldbeblümten Pantalon
Hellſtimmig ſingen? Des geſtrengen Mütterchens
Gedenkſt du auch, der Hausfrau, die ſo reinlich ſtets
Den Garten hielt, gleich wie ſie ſelber war, wann ſie
Nach ſchwülem Tag am Abend ihren Kohl begoß;
Derweil der Pfarrherr ein paar Freunden aus der Stadt,
Die eben weggegangen, das Geleite gab;
Er hatte ſie bewirthet in der Laube dort,
Ein lieber Mann, redſeliger Weitſchweifigkeit.
Vorbei iſt nun das Alles, und kehrt nimmer ſo!
Wir Jüngern heutzutage treiben's ungefähr
Zwar gleichermaßen, wackre Leute ebenfalls,
Doch beſſer dünkt ja Allen was vergangen iſt.
Es kommt die Zeit, da werden wir auch ferne weg
Gezogen ſein, den Garten laſſend und das Haus;
Dann wünſcheſt du nächſt jenen Alten uns zurück,
Und ſchmückt vielleicht ein treues Herz vom Dorf einmal,
Mein denkend und der Meinen, im Vorübergehn
Dein morſches Holz mit hellem Ackerblumenkranz.

Reſtauration

(nach Durchleſung eines Manuſcripts mit Gedichten).

Das ſüße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat all mein Gedärm erſchlafft.
Es roch, ich will des Henkers ſein,
Wie lauter welke Roſen und Camilleblümelein.
Mir ward ganz übel, mauſerig, dumm,
Ich ſah mich ſchnell nach was Tüchtigem um,

Lief in den Garten hinter'm Haus,
Zog einen herzhaften Rettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder friſch und geneſen ganz.

Der alte Thurmhahn.

Stilleben.

Zu Cleverſulzbach im Unterland
Hundert und dreizehn Jahr ich ſtand,
Auf dem Kirchenthurm ein guter Hahn,
Als ein Zierrath und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab' ich allzeit das Dorf bewacht.
Manch falber Blitz hat mich geſtreift,
Der Froſt mein' rothen Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich ſchwarz für Alter ganz,
Und weg iſt aller Gſitz und Glanz.
Da haben ſie mich denn zuletzt
Veracht't und ſchmählich abgeſetzt.
Meinthalb! ſo iſt der Welt ihr Lauf,
Jetzt thun ſie einen andern 'nauf.
Stolzir', prachtir' und dreh' dich nur!
Dir macht der Wind noch andre Cour.

Ade, o Thal, du Berg und Thal!
Rebhügel, Wälder allzumal!
Herzlieber Thurn und Kirchendach,
Kirchhof und Steglein über'n Bach!
Du Brunnen, dahin ſpat und früh
Oechslein ſpringen, Schaf' und Küh',
Hans hinterdrein kommt mit dem Stecken,
Und Baſtes Evlein auf dem Schecken!

— Ihr Störch' und Schwalben, grobe Spatzen,
Euch ſoll ich nimmer hören ſchwatzen!
Lieb däucht mir jedes Drecklein itzt,
Damit ihr ehrlich mich beſchmitzt.
Ade, Hochwürden, Ihr Herr Pfarr,
Schulmeiſter auch, du armer Narr!
Aus iſt, was mich gefreut ſo lang,
Geläut' und Orgel, Sang und Klang.

Von meiner Höh' ſo ſang ich dort,
Und hätt' noch lang' geſungen fort,
Da kam ſo ein krummer Teufelshöcker,
Ich ſchätz', es war der Schieferdecker,
Packt mich, kriegt nach manch' hartem Stoß
Mich richtig von der Stange los.
Mein alt preßhafter Leib ſchier brach,
Da er mit mir fuhr ab dem Dach
Und bei den Glocken ſchnurrt hinein,
Die glotzten ſehr verwundert drein,
Regt' ihnen doch weiter nicht den Muth,
Dachten eben, wir hangen gut.

Jetzt thät man mich mit altem Eiſen
Dem Meiſter Hufſchmied überweiſen;
Der zahlt zween Batzen und meint Wunder,
Wie viel es wär' für ſolchen Plunder.
Und alſo ich ſelben Mittag
Betrübt vor ſeiner Hütte lag.

Ein Bäumlein — es war Maienzeit —
Schneeweiße Blüthen auf mich ſtreut,
Hühner gackeln um mich her,
Unachtend, was das für ein Vetter wär'?
Da geht mein Pfarrherr nun vorbei,
Grüßt den Meiſter und lachet: „Ei,
Wär's ſo weit mit uns, armer Hahn?
Andrees, was fangt Ihr mit ihm an?

Ihr könnt ihn weder ſieden noch braten,
Mir aber müßt' es ſchlimm gerathen,
Einen alten Kirchendiener gut
Nicht zu nehmen in Schutz und Huth.
Kommt! tragt ihn mir gleich vor in's Haus,
Trinket ein kühl' Glas Wein mit aus."

Der rußig Lümmel, ſchnell bedacht,
Nimmt mich vom Boden auf und ſacht.
Es fehlt' nicht viel, ſo that ich frei
Gen Himmel einen Freudenſchrei.

Im Pfarrhaus, ob dem fremden Gaſt
War Groß und Klein erſchrocken faſt.
Bald aber in jedem Angeſicht
Ging auf ein rechtes Freudenlicht.
Frau, Magd und Knecht, Mägdlein und Buben
Den großen Göckel in der Stuben
Mit ſiebenfacher Stimmen Schall
Begrüßen, begucken, betaſten all'.
Der Gottesmann drauf mildiglich
Mit eignen Händen trägt er mich
Nach ſeinem Zimmer, Stiegen auf,
Nachpolteret der ganze Hauf.

Hier wohnt der Frieden auf der Schwell'!
In den geweißten Wänden hell
Sogleich empfing mich ſondre Luſt,
Bücher- und Gelahrten-Duft,
Gerani und Reſeda-Schmack,
Auch ein Rüchlein Rauchtaback.
(Dieß war mir all noch unbekannt.)
Ein alter Ofen aber ſtand
In der Ecke linker Hand.
Recht als ein Thurn thät er ſich ſtrecken
Mit ſeinem Gipfel bis zur Decken,

Mit Saulwerk, Blumwerk, kraus und ſpitz,
O anmuthsvoller Ruheſitz!
Zuoberſt auf dem kleinen Kranz
Der Schmied mich auf ein Stanglein pflanzt'.

Betrachtet mir das Werk genau!
Mir däucht's ein ganzer Münſterbau;
Mit Schildereien wohl geziert,
Mit Reimen chriſtlich ausſtaffirt;
Davon vernahm ich manches Wort,
Dieweil der Ofen ein guter Hort
Für Kind und Kegel und alte Leut',
Zu plaudern, wann es wind't und ſchneit.

Hier ſeht Ihr ſeitwärts auf der Platten
Eines Biſchofs Krieg mit Mäuſ' und Ratten,
Mitten im Rheinſtrom ſein Caſtell.
Das Ziefer kommt geſchwommen ſchnell,
Die Knecht' nichts richten mit Waffen und Wehr,
Der Schwänze werden immer mehr:
Viel Tauſend gleich in dicken Haufen
Frech an der Mauer auf ſie laufen,
Fallen dem Pfaffen in ſein Gemach;
Sterben muß er mit Weh und Ach,
Von den Thieren aufgefreſſen,
Denn er mit Meineid ſich vermeſſen.
— Sodann König Belſazers ſeinen Schmaus,
Weiber und Spielleut', Saus und Braus;
Zu großem Schrecken an der Wand
Räthſel ſchreibt eines Geiſtes Hand.
— Zuletzt da vorne ſtellt ſich für
Sara lauſchend an der Thür,
Als der Herr mit Abraham
Vor ſeiner Hütte zu reden kam,
Und ihme einen Sohn verſprach;
Sara ſich Lachens nicht entbrach,

Weil Beide ſchon ſehr hoch betaget.
Der Herr vernimmt es wohl und fraget:
Wie, lachet Sara? glaubt ſie nicht,
Was der Herr will, leicht geſchicht?
Das Weib hinwieder Flauſen machet,
Spricht: Ich habe nicht gelachet.
Das war nun wohl gelogen faſt,
Der Herr es doch paſſiren läßt,
Weil ſie nicht leugt aus arger Liſt,
Auch eine Patriarchin iſt.

Seit daß ich hier bin, dünket mir
Die Winterszeit die ſchönſte ſchier.
Wie ſanft iſt aller Tage Fluß
Bis zum geliebten Wochenſchluß!
Freitag zu Nacht, noch um die Neune,
Bei ſeiner Lampen Troſt alleine,
Mein Herr fangt an ſein Predigtlein
Studiren; anderſt mag's nicht ſeyn.
Eine Weil' am Ofen brütend ſteht,
Unruhig hin und dannen geht;
Sein Text ihm ſchon die Adern reget;
Drauf er ſein Werk zu Faden ſchläget.
Inmittelſt einmal auch etwan
Hat er ein Fenſter aufgethan —
Ah, Sternenlüfte-Schwall wie rein,
Mit Haufen dringet zu mir ein!
Den Berrenberg ich ſchimmern ſeh',
Den Schäferbühel dick mit Schnee!

Zu ſchreiben endlich er ſich ſetzet,
Ein Blättlein nimmt, die Feder netzet,
Zeichnet ſein Alpha und ſein O
Ueber dem Exordio.
Und ich von meinem Poſtament
Kein Aug' ab meinem Herrlein wend',

Seh', wie er, mit Blicken ſteif in's Licht,
Sinnt, prüfet jedes Worts Gewicht,
Einmal ſacht' eine Priſe greifet,
Vom Docht den rothen Butzen ſtreifet;
Auch dann und wann zieht er vor ſich
Ein Sprüchlein an vernehmentlich,
So ich mit vorgerecktem Kopf
Begierlich bringe gleich zu Kropf.
Gemachſam kämen wir alſo
Bis Anfang Applicatio.

Indeß der Wachter Elfe ſchreit.
Mein Herr denkt: es iſt Schlafenszeit;
Ruckt ſeinen Stuhl und nimmt das Licht;
„Gut' Nacht, Herr Pfarr!“ — Er hört es nicht.

Im Finſtern wär' ich denn allein.
Das iſt mir eben keine Pein.
Ich hör' in der Regiſtratur
Erſt eine Weil' die Todtenuhr,
Lache den Marder heimlich aus,
Der ſcharrt ſich müd am Hühnerhaus;
Windwehen um das Dächlein ſtieben;
Ich höre wie im Wald da drüben, —
Man heißet es im Vogeſtroſt —
Der grimmig Winter ſich erbost,
Ein Eichlein ſpalt't jähling mit Knallen,
Eine Buche, daß die Thäler ſchallen.
— Du meine Gut', da lobt man ſich
So frommen Ofen dankbarlich!
Er wärmeſt halt die Nacht ſo hin,
Es iſt ein wahrer Segen drin.
— Jetzt, denk' ich, ſind wohl hie und dort
Spitzbuben aus auf Raub und Mord;
Denk', was eine ſchöne Sach' es iſt
Brave Schloß und Riegel zu jeder Friſt!

Was ich wollt' machen herentgegen,
Wenn ich eine Leiter hort' anlegen,
Und ſonſt was ſo Gedanken ſind;
Ein warmes Schweißlein mir entrinnt
Am Zwei, Gottlob, und um die Drei
Glänzet empor ein Hahnenſchrei,
Am Fünfe, mit der Morgenglocken,
Mein Herz ſich hebet unerſchrocken,
In voller Freuden auf es ſpringt,
Als der Wachter endlich ſingt:
„Wohlauf, im Namen Jeſu Chriſt,
Der helle Tag erſchienen iſt!“

Ein Stundlein drauf, wenn mir die Sporen
Bereits ein wenig ſteif gefroren,
Raſſelt die Lieſ im Ofen, brummt,
Bis 's Feuer angeht, ſauſt und ſummt
Dann von der Küch' rauf gar nicht übel,
Die Supp' ich wittre, Schmalz und Zwiebel
Endlich, gewaſchen und geſtärt,
Mein Herr ſich friſch zur Arbeit kehrt.

Am Samſtag muß ein Pfarrer ſein
Daheim in ſeiner Klauſe ſeyn,
Nicht viſiteln, herumkutſchiren,
Seine Faß einbrennen, ſonſt handthieren.
Meiner hat ſelten ſolch Geluſt.
Einmal — Ihr ſagt's nicht weiter juſt —
Zimmert' er den ganzen Nachmittag
Dem Fritz an einem Meiſenſchlag,
Dort an dem Tiſch, und ſchwatzt' und ſchmaucht',
Mich alten Tropf kurzweilt' es auch.

Jetzt iſt der liebe Sonntag da.
Es läut't zur Kirchen fern und nah.
Man orgelt ſchon, mir wird dabei,
Als ſäß ich in der Sakriſtei.

Es iſt kein Menſch im ganzen Haus,
Ein Mücklein hör' ich, eine Maus;
Die Sonne ſich in's Fenſter ſchleicht,
Zwiſchen die Cactusſtöck' hinſtreicht
Zum kleinen Pult von Nußbaumholz,
Eines alten Schreinermeiſters Stolz;
Beſchaut ſich, was da liegt umher,
Concordanz und Kinderlehr',
Oblatenſchachtel, Amtsſigill;
Im Dintenfaß ſich ſpiegeln will,
Zutheuerſt Sand und Grus beſicht,
Sich an dem Federmeſſer ſticht,
Und gleitet über'n Armſtuhl frank
Hinüber an den Bücherſchrank.
Da ſteh'n in Pergament und Leder
Vornan die frommen Schwabenväter:
Andreä, Bengel, Rieger zween,
Sammt Oetinger ſind da zu ſeh'n.
Wie ſie die goldnen Namen lieſt,
Noch goldener ihr Mund ſie küßt,
Wie ſie rührt an Hiller's Harfenſpiel —
Horch! klingt es nicht? ſo fehlt nicht viel.

Inmittelſt läuft ein Spinnlein zart
An mir hinauf nach ſeiner Art,
Und hängt ſein Netz, ohn' erſt zu fragen,
Mir zwiſchen Schnabel auf und Kragen.
Ich rühr' mich nicht aus meiner Ruh,
Schau' ihm eine ganze Weile zu.
Darüber iſt es wohl geglückt,
Daß ich ein wenig eingenickt.
Nun ſagt, ob es in Dorf und Stadt
Ein alter Kirchhahn beſſer hat?

Ein Wunſch im Stillen dann und wann
Kommt einen freilich wohl noch an.

Im Sommer ſtund' ich gern da draus
Bisweilen auf dem Taubenhaus,
Wo dicht dabei der Garten blüht,
Man auch ein Stück vom Flecken ſieht.
Dann in der ſchönen Winterzeit
Als zum Exempel eben heut:
Ich ſag' es grad' — da haben wir
Gar einen wackern Schlitten hier,
Grün, gelb und ſchwarz; — er ward verwichen
Erſt wieder ſauber angeſtrichen:
Vorn auf dem Bogen brüſtet ſich
Ein fremder Vogel hoffärtig —
Wenn man mich etwas putzen wollt',
Nicht daß es drum viel koſten ſollt',
Ich ſtünd' ſo gut dort als wie der
Und machet' Niemand nicht Unehr'!
— Narr! denk' ich wieder, du haſt dein Theil!
Willſt du noch jetzo werden geil?
Mich wundert, ob dir nicht gefiel,
Daß man der Welt zum Spott und Ziel,
Deinen warmen Ofen gar zuletzt
Mitſammt dir auf die Läufe ſetzt',
Daß auf dem G'ſims da um dich ſäß'
Mann, Weib und Kind, der ganze Kas!
Du alter Scherb, ſchämſt du dich nicht,
Auf Eitelkeit zu ſeyn erpicht?
Geh' in dich, nimm dein Ende wahr!
Wirſt nit noch einmal hundert Jahr.

Loſe Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schön ſchwarze Tinte verkauf' ich,“
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf ſein feuriger Blick mich oben im Fenſter,
Eh' ich mich's irgend verſah', huſcht er in's Zimmer herein.
Knabe, dich rief Niemand! — „Herr, meine Waare verſucht nur!“
Und ſein Fäßchen behend ſchwang er vom Rücken herum.
Da verſchob ſich das halbzerriſſene Jäckchen ein wenig
An der Schulter, und hell ſchimmert ein Flügel hervor.
Ei, laß ſehen, mein Sohn, du führſt auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm, ſoll ich dich rupfen ſogleich?
Und er lächelt, entlarvt, und legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! Sie ſind nicht verzollt — ſtört die Geſchäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll' es umſonſt, und bleiben wir Freunde!“
Dieß geſagt und gethan, ſchlüpft er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch, denn will ich was Nützliches ſchreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

Denk' es o Seele.*

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde;
Ein Roſenſtrauch, wer ſagt,
In welchem Garten?
Sie ſind erleſen ſchon
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachſen.

Zwei ſchwarze Rößlein weiden
Auf der Wieſe,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden ſchrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eiſen los wird,
Das ich blitzen ſehe!

---

* Aus: „Mozart auf der Reiſe nach Prag“ Novelle. Stuttgart. Cotta.

Erinna an Sapho.*

(Erinna, eine hochgeprieſene junge Dichterin des griechiſchen Alterthums, um 600 v. Chr., Freundin und wohl auch Schülerin Sapho's zu Mitilene auf Lesbos. Sie ſtarb als Mädchen mit neunzehn Jahren. Ihr berühmteſtes Werk war ein epiſches Gedicht „die Spindel", von dem man jedoch nichts Näheres weiß. Ueberhaupt haben ſich von ihren Poeſieen nur wenige kleine Bruchſtücke und drei Epigramme erhalten. Es wurden ihr zwei Statuen errichtet und die Anthologie hat mehrere Epigramme zu ihrem Ruhme von verſchiedenen Verfaſſern.)

„Vielfach ſind zum Hades die Pfade," — heißt ein
Altes Liedchen — „und Einen gehſt du ſelber,
Zweifle nicht!" Wer, ſüßeſte Sapho, zweifelt?
Sagt es nicht jeglicher Tag?
Doch den Lebenden haftet nur leicht im Buſen
Solch' ein Wort; und dem Meer anwohnend ein Fiſcher von Kind auf
Hört im ſtumpferen Ohr der Wogen Geräuſch nicht mehr.
Wunderſam aber erſchrak mir heute das Herz. Vernimm!
Sonniger Morgenglanz im Garten,
Ergoſſen um der Bäume Wipfel,
Lockte die Langſchläferin (denn ſo ſchalteſt du jüngſt Erinna!)
Früh vom ſchwüligen Lager hinweg.
Stille war mein Gemüth; in den Adern aber
Unſtet klopfte das Blut bei der Wangen Bläſſe.
Als ich am Putztiſch jetzo die Flechten löſte,
Dann mit Narde duftendem Kamm vor der Stirn den Haar-
Schleier theilte, — ſeltſam betraf mich im Spiegel Blick in Blick.
Augen, ſagt' ich, ihr Augen, was wollt ihr?
Mir aus der Tiefe was redet ihr?
Du, mein Geiſt, heute noch ſicher behauſt da drinnen,
Lebendigen Sinnen traulich vermählt,
Wie mit fremdendem Ernſt, lächelnd halb, ein Dämon,
Nickſt du mich an, Tod weiſſagend!
— Ha, da mit Eins durchzuckt es mich
Wie Wetterſchein! Wie wenn ſchwarzgefiedert ein tödtlicher Pfeil
Streifte die Schläfe hart vorbei,
Daß ich, die Hände gedeckt auf's Antlitz, lange
Staunend blieb in die nachtſchaurige Kluft ſchwindelnd hinab. —

---

* Aus „Deutſches Dichterbuch aus Schwaben" von L. Seeger. Stuttgart. E. Ebner.

Und das eigene Todesgeſchick erwog ich,
Trockenen Aug's noch erſt, bis da ich dein, o Sapho, dachte,
Und der Freundinnen all,
Und anmuthiger Muſenkunſt,
Gleich da quollen die Thränen mir.

Und dort blinkte vom Tiſch das ſchöne Kopfnetz, dein Geſchenk,
Köſtliches Byſſosgeweb' von goldnen Bienlein ſchwärmend.
Dieſes, wenn wir demnächſt das blumige Feſt
Feiern der herrlichen Tochter Demeter's,
Möcht' ich ihr weihn für meinen Theil und deinen;
Daß ſie hold uns bleibe, (denn viel vermag ſie!)
Daß du zu früh dir nicht die braune Locke mögeſt
Für Erinna vom lieben Haupte trennen.

Robert Reinick.

Maler, geboren den 22. Februar 1805 zu Danzig, geſtorben den 7. Februar 1852 zu Dresden.

Lieder. Berlin. Ernſt und Korn.

Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel ſtand,
Mägdlein ſaß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leiſen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des ſtillen Mondes Huth!
Biſt du bleich, dann biſt du gut,
Biſt du bleich, dann biſt du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Sonne giebt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Raſt;
Iſt der Tag nur erſt erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig ſein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

War ein thöricht' Mägdelein,
Roth und friſch mein Angeſicht,
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab ja treu gewartet dein;
Legt man mich in's Grab hinein,
Deck' in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein!

Juchhe!

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und ſingen ſo fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Flüſſ' und Seen:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wiſſen es,
Und es wiſſen's viel andere Leut'!
Und wer's nicht malt, der ſingt es,
Und wer's nicht ſingt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Blauer Montag.

'S iſt doch närriſch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut ſo wunderbarlich gleich nach einer Seiten kippt!
Doch das macht uns erſt Courage; denn die Mädel, ſeht doch an,
Lachen, wo ſie uns nur ſchauen, haben ihre Luſt daran.

Ach, du allerſchönſtes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag iſt ja heute, warum läufſt du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebſter Schatz!
Was nur blau und luſtig, hat ja heut in unſerm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln allzuſammen, unſer Liedel ſo wie wir,
Doch da können ſchlechte Schuſter und Poeten nur dafür;
Denn wir gehen ganz gerade, nur die Stiefel gehen krumm,
Und wir ſingen wie die Lerchen, doch was iſt das Liedel dumm!
Liedeldumm Liedeldumm Liedeldumm — — —!

◆

Adolph Schöll.

geboren 1805 in Brünn, 1843 Director der Kunſtanſtalten, ſeit 1861 Oberbibliothekar in Weimar.

Der Pilot.*

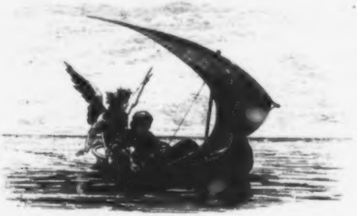
Loſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!
Nach deiner hohen See hinaus
Will ich die Segel ſtellen,
Ein Hauch der Sehnſucht füllt ſie aus
Mit Athmen, mit Schwellen,
Die Woge, die entgegenſträubt,
Muß weichen, tragen, treiben,
Die Brandung, die mich hier umtaubt,
Zuruck im Nebel bleiben

Löſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!
Die ſtille Nacht bricht ſchon herein,
Es winkt ein Stern im Weſten;
Laß dieß zur Fahrt das Zeichen ſein,
Zur letzten, zur beſten,
Zur ſelgen, beſten Meeresfahrt,
Die ſollſt du ganz vollbringen,
Nicht mehr nach deiner halben Art
Zurück an's Land mich bringen.

Loſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!

---

* Aus Chamiſſo's Muſenalmanach. 1837.



Unaufgehalten laß uns fort
Von Fluth zu Fluthen fliegen,
Bis wo am grauen Felſenport
Die Fluthen verſiegen.
Da ſitzt der alte ſtille Mann,
Der nie ein Wort geſprochen,
[illegible] ſchaut mich wie ein Vater an,
Bis mir das Herz gebrochen.

Löſe die Ankerbande
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!

Anaſtaſius Grün.

pſeudon. für Anton Alexander Graf von Auersperg.

geb. 11. April 1806 zu Laibach in Oeſterreich, ſtudirte Philoſophie und Jurisprudenz in Wien und Graz, 1848 Mitglied der Nationalverſammlung zu Frankfurt a. M., ſpäter Reichsrath, lebt auf ſeinem Erbgute Thurn a. Hart in Krain.

Gedichte. Berlin. Weidmann.

Sankt Hilarion.

Auf Cypern iſt es Leſezeit,
Der Jubel jauchzt von den Hügeln weit!

Vor ſeinem Weinberg ſteht ein Mann,
Sieht ſich die Fülle behaglich an,
Die Rebenreihen voll blauer Frucht,
Faſt bricht den Stock die ſüße Wucht,
Die durſtigen Schläuche, trunkbereit,
Die Kufen und Krüge weit hingereiht,
Denkt heimwärts auch an ſein Töchterlein,
Ihm geboren vor der Tage drei'n:
Das macht, daß über ſein Angeſicht
Es leuchtet wie freudiges Sonnenlicht.

Und aus der bauchigen Krüge Schaar
Wählt er die größten, wohl fünfzig Paar:
„Ihr Bäuche füllt mir vom köſtlichſten Wein,
Bald ſollt ihr wie Todte begraben ſein.

Im Erdengrunde da gährt und ruht,
Eint Altersmilde mit Jugendglut,
Bis jenes Bäumlein am Waldesſaum
Einſt ragt als ſchlanker Palmenbaum,
Bis in der Wiege mein Mägdlein traut
Einſt ragt und blüht als liebliche Braut
Dann aber heraus aus dem Erdenſchrein,
Ausſteuer und Hochzeitgabe zu ſein,
Dann wallet ans Licht und füllet hold
Die Herzen mit Luſt, die Kiſten mit Gold!“

Da wandelt, des Gottesſegens froh,
Vorbei des Weges Hilario.
Der Herr des Weinbergs zu ihm ſpricht:
„O ſeht rings Fülle, Glanz und Licht,
Daß fröhliches Aug' und Herz zum Feſt
Dem Frömmſten ſelber nicht übel läßt!
Drum ſeid, eh' der Winzer die Traube faßt,
Zur Vorkoſt morgen mein lieber Gaſt,
Und da die Freude nicht gern allein,
Laßt etliche Freunde mit euch ſein.“

Des Morgens im Weinberg ſteht der Mann,
Schon ſchreitet Hilario heran,
Doch hinter ihm wallt's von Schritten ſchwer,
Ein Menſchenſchwarm iſts, doch nein, ein Heer!
In Talaren ſchwarz, in Kutten braun,
Bedächtig, ehrwürdig anzuſchaun,
Goldkreuz' an der Bruſt und Skapulier,
In Händen Roſenkranz oder Brevier:
Dem Manne ſcheint's, auf den Beinen ſei
Die ganze heilige Clerisei.
Drauf lockig rothwangiger Kinder Zahl,
Die Hoffnung des Staats, der Schulbank Qual,
Das ſchäckert und balgt ſich, als wäre heut
Die Mähr vom Pygmäenkrieg erneut.

Dann ſchreitet ein Zug gar bunt geſchaart
In Farben und Stoffen aller Art,
Der Ein' im Faltenwurf ſtolz geputzt,
Der Andre im Wamms ſchlicht zugeſtutzt.
Goldketten und Stab von Elfenbein,
Schnappſack und Knotenſtock zwiſchen drein,
Die ganze Bürgerſchaft iſt da
Der guten Stadt Nicoſia!
Noch wogt es unabſehbar heran.
Wie's glitzert und funkelt im Thaleoplan
Von Helmen bunt, von Schwertern hell,
Von Panzern blank, von Gewändern grell,
Geſchwader von Reitern traben in Reihn,
Legionen von Fußvolk hinterdrein!
Dem Manne däucht, es marſchire zur Schlacht
Des Kaiſers ſämmtliche Heeresmacht,
Es ſei um ſeinen Weinberg gebannt
Der ganze Lehr-, Nähr- und Wehreſtand
Doch iſt dies nur, er merkt es ſchon,
Mit etlichen Freunden Hilarion.
Das macht, daß jenem vom Angeſicht
Fortzieht das freudige Sonnenlicht.

Und als es nun an's Koſten ging,
Zu tief, zu hoch kein Träublein hing;
Der keltert im Helm den ſüßen Moſt,
Der ſtopft die Kapuze mit Traubenkoſt,
Heimdenkt ein dritter an Weib und Kind
Und füllt die Tücher und Taſchen geſchwind,
Bis man im Weinberg nur hier und da
Manch Beerlein an dünnen Kämmen noch ſah:
Wo hundert Winzern Tagwerk g'nug,
Gab's Arbeit kaum für Zwei mit Fug.
Des Weinbergs Herr läßt's geſchehen ſein,
Denkt heimwärts ſtill an ſein Töchterlein.
Das macht, daß um ſein Angeſicht
Faſt trübe ſich's, wie ein Wölkchen, flicht.

Auf des Berges Gipfel Hilarion ſtand,
Gen Himmel gewendet Aug' und Hand;
Um ſein Antlitz quoll ein ſonniger Glaſt,
Von den Fingern ihm funkt's wie Phosphor faſt:
„O Herr, dein Wille kann's nicht ſein,
Daß, wer Andre tränkt, verdurſte allein,
Daß, deſſen eignes Kind verwaiſt,
Der fremde Kinder gelabt, geſpeiſt;
Drum öffne des Segens Schleuſen, wir flehn,
Laß deine Engel geſchäftig gehn,
Berühre des Weinſtocks Auge lind,
Wie Chriſtus die Wimpern des blinden Kind,
Erfülle die dürren Stengel mit Saft,
Wie Lazarus' Leiche mit Lebenskraft,
Und ſchwelle die lechzenden Krüge an,
Wie du auf Kana's Hochzeit gethan,
Mit köſtlichem Born, der, eingedenk
Des göttlichen Urſprungs, die Durſtgen tränk',
Mit deinem Lichte die Häupter erfüll',
Mit deiner Milde die Herzen umhüll'!
Und nun, ihr Winzer, wohlan getroſt,
Nun pflückt die Trauben und keltert den Moſt!"

Sie gehn ans Werk mit ſaurem Geſicht,
Schwer drücken werden die Körbe ſie nicht;
Sie denken: die Predigt war nicht ſchlecht,
Mehr Trauben aber wären auch recht!
Doch ſeltſam geht's den Winzern her,
Die dürren Kämme wiegen ſo ſchwer,
Noch hie und da in Blättern verſteckt
Manch Träublein ſchalkiſch die Suchenden neckt,
Und wie ſie das Laub hinweggedrängt,
Dahinter noch Traub' an Traube hängt;

Zuweilen ſcheint's ſie ſchnitten vom Stab
Dieſelbe Traube ſchon zwölfmal ab,

Bis Kufen und Schlauche vollauf verſorgt,
Und Nachbar dazu noch die ſeinen borgt
Der Gaſtfreund vergräbt die Kruge von Stein,
Statt hundert müſſen's dreihundert ſein,
Das macht, daß auf ſein Angeſicht
Heimkehrt das freudige Sonnenlicht.

Und zu Hilarion ſpricht er ſo:
„O bleibt des Gottesſegens froh,
Bis wir die Krüg einſt graben Tag,
Dann ſeid mein Gaſt zum Feſtgelag,
Und da die Freude nicht gern allein,
Laßt* etliche Freunde mit euch ſein.“

Wilhelm Wackernagel.

geboren den 23. April 1806 zu Berlin, Profeſſor an der Univerſität zu Baſel.

Gedichte eines fahrenden Schülers. — Neuere Gedichte. Zürich und Frauenfeld. G. Beyel. — Weinbüchlein. Berlin. Weidmann.

Jarl Iron und Iſolde.

Nordiſche brandenburgiſche Sage.

Herr Iron ſprach: Iſolde,
Lang hab ich nicht gejagt;
Zu Walde will ich reiten
Bei Zeiten,
So wie der Morgen tagt.

„O ſtöre doch den Auern
Im Walde nicht die Maſt,
Und laß bei ihren Trebern
Den Ebern
Doch endlich einmal Raſt!

Iſt's billig, daß du draußen
Im kalten Walde jagſt,
Wenn du in meinen Armen
Erwarmen,
Wenn du mich küſſen magſt?"

Nichts freut mich mehr, als rüſtig
Zu ziehn durchs Waldrevier,
Weit über Buſch und Dornen
Zu hornen,
Zu fällen manches Thier.

Ja morgen will ich reiten,
Zwei Wochen bleib ich aus;
Dann bring' ich dir von Auern
Und Hauern
Manch ſchönes Stück nach Haus.

Er ſprach's und war entſchlafen.
Ihr that die Rede weh;
Sie ſchlich mit leiſen Tritten,
Bis mitten
Sie draußen ſtand im Schnee.

Am Thor bei einer Linde
Warf ſie die Kleider ab
Und legte nackt ſich nieder,
Daß wieder
Der Schnee ihr Bildniß gab.

Dann ſchlüpfte ſie zurücke
In Hemd und Rock und Schuh
Und ſchlich in's Bett und ſtreckte
Und deckte
Sich leis und heimlich zu.

Wie's nun im Oſten graute,
Auf ſprang Herr Iwon ſchnell:
Die Sterne ziehn hinunter,
Nun munter,
Nun munter mein Geſell!

Er ging von Bett zu Bette
Und weckte Mann für Mann.
Iſolde ſprach: „O bleibe
Beim Weibe!
Und reite nicht von dann!“

Warum ſollt' ich nicht reiten?
Warum nicht in den Wald?
Ja wenn die Eber kämen
Und nähmen
Im Schloß den Aufenthalt!

So aber muß ich ſuchen
Und reiten weit zu Roß
Es laufen Hirſch' und Kälber
Von ſelber
Nicht zu mir her ins Schloß.

Iſolde ſprach: „Wohl weiß ich
Ganz nah das ſchönſte Thier,
Du magſt die Welt durchſtreichen,
Seinsgleichen
Begegnet nimmer dir.

Es ſtand vor unſerm Hauſe,
So eben ſah ichs nur,
Komm folge mir zur Linden,
Da finden
Wir ſicher noch die Spur.“

Sie ging und wies ihm draußen
Das wunderſchöne Bild:
„Will dich der Schuß verdrießen,
So ſchießen
Sich Andre dieſes Bild!“

Herr Iwon ſprach und lachte:
„Das Thier iſt mein allein,
Drum will ich auch, du holde
Iſolde,
Allein der Jäger ſein.

Führt Roß und Hund zu Stalle,
Geſellen, bleibet hier!
Ich hab' in dieſen Stunden
Gefunden
Das allerſchönſte Thier.

Nur ein Leben.

Ein Tropfen fällt: es klingt
Das Meer nur leiſe,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis an Kreiſe.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Junker Durſt.

Als der erſte Sonnenſtrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe ſchrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenſter kam er ſo
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab und ſtellte ſich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durſt
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glühet,
Schaue nur die Sonne da,
Wie ſie flammt und ſprühet.

Willſt du heute ſicher ſein
Vor ſo großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;

Ja, wenn du im Beutel haſt
Nur noch einen Heller,
Wend' ihn dran und miethe dich
Ein im tiefſten Keller.“

Alſo ſprach er und verſchwand.
Aber ich vermeſſen
Hatte ſeinen guten Rath
Alſobald vergeſſen,
Rannte durch die ganze Stadt
Straßen auf und nieder:
Sieh, da ſtand auf eins vor mir
Junker Durſt ſchon wieder.

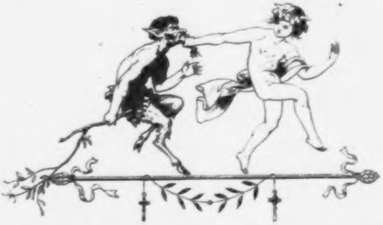
Jetzo war's kein Knabe mehr,
War ein tüchtiger Degen.
Und er ſprach: „Du willſt mir nicht
Folgen? Meinetwegen!“
Unverſehens hatt' er ſich
An mir aufgeſchwungen
Und da ging ich nun und trug
Dieſen großen Jungen.

Und er ſaß mit ſchwerer Wucht
Feſt mir auf dem Nacken.
Endlich ſtreckt' ich meine Fauſt,
Um ihn derb zu packen.
Alſo rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Rieſen.
Was er für ein Recke war
Hat ſich bald erwieſen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer ſchneller,
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erſt ging er mir zu Leib,
Und ich mußt' erliegen;
Eh ich mir's verſah, ſo fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt' er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kampe!
Labe dich nach unſerm Strauß!“
Ging und zog die Krampe.

Hier nun ſitz' ich ganz in Angſt
Bei dem großen Faſſe,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm ich auf die Gaſſe.
Lieber wart' ich, bis es Nacht
Iſt geworden droben,
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.



Ernſt Freiherr von Feuchtersleben.

geb. zu Wien den 29. April 1806, Arzt daſelbſt, 1847 Vicedirector der mediciniſch-chirurgiſchen Studien, 1848 Unterſtaatsſecretair im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts, ſtarb, nachdem er dieſe Stelle aufgegeben, den 3. Septbr. 1849.

— Sämmtliche Werke. Wien. Gerold —

Nach altdeutſcher Weiſe.

Es iſt beſtimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebſten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! ſo ſauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geſchenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Waſſerglas, —
Doch wiſſe:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wiſſe! ja wiſſe!

Und hat dir Gott ein Lieb beſcheert
Und hältſt du ſie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter ſein,
Da legſt du ſie, wie bald! hinein,
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verſtehn,
Ja recht verſtehn!
Wenn Menſchen auseinander gehn,
So ſagen ſie: auf Wiederſehn!
Ja Wiederſehn!

Guſtav Gardthauſen.

geboren den 4. April 1807 zu Kopenhagen, geſtorben als Paſtor zu Ulkebüll auf Alſen den 15. Oktb. 1872.

— Die Düne. Ein Gedicht in drei Geſängen. Kiel. Bauermeiſter und Comp. —

Der Herbſt iſt da!

Vor Kurzem ſchüttete von dieſem Gipfel
Der Frühling noch ſein duftend Füllhorn aus,
Von Haupt und Händen, von des Mantels Zipfel
Entrieſelten ihm Blumen, Strauß um Strauß;
Er warf ſie lächelnd in der Bäume Wipfel,
Sang in die Welt: Sei meiner Wonne Haus!
Und ringsumher erwachten laue Lüfte,
Gefühl und Hoffnung, Melodien und Düfte.

Wo ſind ſie hin? Thut ſie Euch weh die Frage?
Iſt Irgendwer vielleicht im Stillen krank?
Wo ſind ſie hin die wonnevollen Tage,
Da Lipp' um Lippe Lieb' um Liebe trank?
Da unaufhaltſam wie Adonisklage
Die Wonnezähre von der Wimper ſank?
In Euren Blicken leſ' ich es geſchrieben:
Die Wonne ſchwand, die Thräne iſt geblieben.

Der Herbſt iſt da! Er hat dem Lenzeskinde
Sein königliches Diadem geraubt,
Und ſteht erhaben, ſtatt der Blumenbinde,
Phantaſtiſch ernſt mit wildem Wein umlaubt.
Den Thyrſus ſtreckt er herrſchend in die Winde,
Und hebt gebieteriſch ſein ſtrenges Haupt —
Sein ſtrenges? Ach, und doch bemerken Alle,
Daß Thau der Wehmuth ſeinem Aug' entfalle.

Und über Flur und Wald und Bergesrücken
Hat ſtill geſchäftig ſeine ſchöne Hand
(Noch ſchimmert's grünlich durch zerſtreute Lücken)
Den braunen Sterbeſchleier ausgeſpannt.
Bald, fühlt er, wird ſich Alles anders ſchmücken —
Vom weißen Kleid, vom ſchneeigen Gewand
Wird dieſer Schmuck, auch der verdränget werden;
Denn welches Reich beſtände wohl auf Erden!

Der Herbſt iſt da. Dahin ſind Anemonen,
Violen, Roſen und der ganze Flor;
Oed' ſteht der Garten, auf das Gartenthor,
Um kahle Stangen ranken naſſe Bohnen,
Der arme Vogel ſelbſt er will nicht wohnen,
Wo ſich die ſpäte Aſter ſchon verlor;
Zerſtreut entfliegt er in die nahe Koppel,
Und hüpft verlaſſen durch die falbe Stoppel.

Der Herbſt iſt da. Dahin ſind alle Lieder,
So einſt die bunten Sänger angeſtimmt,
Nur einzeln tönt noch aus vergeſſ'nem Flieder
Ein Droſſelſchlag, der bebend Abſchied nimmt.
Leb' wohl! Leb' wohl! ruft auf die Erde nieder
Der letzte Zug, der durch die Lüfte ſchwimmt;
Es flohen längſt, ihr Sonnenland zu finden,
Viel hundert Züge vor den rauhen Winden.

Denn hin, dahin ſind deine holden Küſſe,
O Luft! die ſonſt mein Augenlid erquickt;
Von allen Seiten kommen ſie geſchickt
Die Stürme und die ew'gen Regengüſſe,
Der Landſee ſchwillt, es treten aus die Flüſſe,
Und Wolken jagen, wohinaus man blickt;
In Wald und Forſt, die ſich erſchüttert neigen,
Peitſcht Stoß auf Stoß die Blätter von den Zweigen.

Dahin iſt nun mit ihren Turteltauben
Der Sommerſpiele wonnigliche Fee,
Dahin das Baden in der offnen See,
Dahin das Naſchen von verbot'nen Trauben;
Dahin mit ihrem wolluſtreichen Weh
Die hellen Nächte und die dunklen Lauben,
Dein ganzes Herz, du junge Schäferin,
Und was nicht ſonſt, es iſt dahin, dahin!

Der Herbſt iſt da. Schon ſtreckt er ſeine Hände
Nach meines Holſteins ferner Küſte aus.
Ein altes Schloß ſteht dort an Waldes Ende,
Und Nebel ſtürmen um das hohe Haus.
Scharf ſchlägt der Regen an die grauen Wände,
Es kreiſcht die Wetterfahne in's Geſaus
Der hingereihten Eſchen; wie Geſpenſter
Weht's von den Zweigen an die trüben Fenſter.

Und an dem Fenſter weilet in Gedanken
Ein Weib, das traurig in die Stube kam,
Sie hört das Wetter, ſieht die Bäume ſchwanken,
Und ſinkt zurück in ihren ſtillen Gram,
Denkt ihres Kindes nur, des nicht mehr kranken,
Des todten, das der Sommer mit ſich nahm —
Das kleine Weſen, glaubt ſie nun, empfinde
Die kalten Nebel und die naſſen Winde.

Am andern Fenſter hat in andern Träumen
Ihr ält'ſtes Töchterlein den Kopf geſtützt.
Sie blickt hinaus, ſieht fern die Oſtſee ſchäumen,
Sieht hell die Brandung, die gen Himmel ſpritzt.
Wo bleibt er ab? Wie lange will er ſäumen?
Mein ew'ges Bitten hat es nichts genützt?
Dann muß ihr Finger die beſchlag'nen Scheiben,
Nur weiß ſie ſelber nicht womit, beſchreiben.

Der Vater kommt, hat ein Billet, das offen,
„Heut Abend kehren Lenzens bei uns vor,
Wenn's meinen Damen zuſagt, wie ſie hoffen."
Der Abend kommt, da rollen ſie durch's Thor,
Sind mit dem Glockenſchlage eingetroffen,
Von Lenz und Frau, der alte Herr Major,
Und, die Gelegenheit einmal benutzend,
An Töchtern das gewohnte halbe Dutzend.

Erſchöpft iſt ſchon das Complimenten-Faß:
„Sieh' da! Willkommen! Endlich! Guten Abend!
In ſolchem Wetter, Beſte! O wie naß!"
Den warmen Thee, man findet ihn ſo labend,
So kurz die Tage, und ſo langſam trabend
Die langen Abende, und Dies und Das,
Und wie ſo glücklich doch für ſolche Abende
Der ſolche Freunde, ſolchen Nachbar Habende!

Der Herbſt iſt da. Den l'Hombretiſch hervor!
Das holde Kind, die Lichter zu beſtellen,
Durcheilt die Hausflur und den Corridor.
Die Thüren ſchlagen zu, die Winde gellen,
Die hellen Lichter flackern ihr um's Ohr.
Horch! wie im Hofe laut die Hunde bellen!
Da weht die Hausthür auf, und aus das Licht —
Im Finſtern ſchreit ſie laut: Er liebt mich nicht!

Er liebt Dich, ja! Er iſt es ſelber eben,
Der kam und Dich in ſeine Arme ſchloß,
Der Dir ſo plötzlich Kuß auf Kuß gegeben.
Er iſt's, er iſt's! — und ihre Thräne floß,
Und ihre Seufzer durch die Küſſe beben.
Stürmt! ſtürmt ihr Winde! Stürz' zuſammen Schloß!
Geh' was da will, die ganze Welt zu Grunde —
Was iſt das Leben noch nach der Sekunde!

O Liebe! Licht in Nacht, im Sturme Frieden,
Im Herbſte Frühling, in der Unruh' Ruh',
Im Weinen Lächeln, Ewigkeit im Nu,
Im Tode Leben, Jenſeits im Hienieden —
Heil uns! du bleibſt, wenn Alles hingeſchieden,
Wenn Alles ſinkt, ſo überwindeſt du!
Die Welt, ſie fragte Gott was ewig bliebe?
Ich! ſcholl es in die Welt, Ich — und die Liebe!

Guſtav Pfizer.

geboren den 29. Juli 1807 zu Stuttgart, Profeſſor am oberen Gymnaſium daſelbſt.

— Gedichte (zwei Sammlungen). Stuttgart. Neff. —

Die Sommergeiſter.

Sommers laufen in Mittagsgluth,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luſtige Geiſter ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden ſie erſt lebendig,
Wenn der Himmel von Hitze weiß,
Spielen ſie fort beſtändig.

Jedes Wölkchen die Kinder verſcheucht,
Daß ſie ſich eilig verſchlupfen;
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben ſie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In ſilberner Sprache ſeltſam und fremd
Singen ſie köſtliche Liedchen.

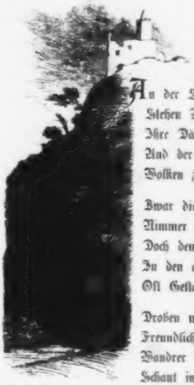
Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers ein Ende.

Fröſtelnd in Höhlen kauern ſie
Sich jetzt im Herbſte zuſammen;
Sehnend und weinend betrauern ſie
Des Sommers liebliche Flammen.

Franz Theodor Kugler.

geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, geſt. zu Berlin als Geh. Regierungs- und vortragender Rath für Kunſtangelegenheiten im Cultus-Miniſterium am 18. März 1858.

— Gedichte. Stuttgart. Cotta. —



Rudelsburg.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn,
Ihre Dächer ſind gefallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erſcheinen
In den altbemooſten Steinen
Oft Geſtalten zart und mild.

Droben winken ſchöne Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund,
Wandrer ſchaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne;
Herz iſt heiter und geſund.

Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsſtunde ruft;
Und er ſinget Abſchiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft.

Sophie Dethleffs.

geboren 10. Februar 1809 zu Heide in Dithmarſchen, geſtorben im Schröder-Stift zu Hamburg 13. März 1864.

— Gedichte. Hamburg. R. Kittler. —

Trennte Göder.[1]

Se harn ſo glücklich tohopen levt;
Se har dat Geld hat un he har ſträvt,
He weer beröhrig un ſtets op'n patt[2],
Un Kinner harn ſe tohopen nich hat.
Un as dat mit är keem to'n Starben,
Da wuſ ſe, he ſchull är bearben.

De Vagt un Schrieber de weeren dar,
He weer bedrövt in ſin witten Haar;
Kaſſee un Pipen de gingen herum,
De Federn kniſtern un Alles weer ſtumm.
Un as ſe är Namen ſchall ſchrieben,
Da ſtorv ſe, — dat muß unnerblieben.

Da muß de Ohle von Hof un Huus,
He war ſo arm as 'n Karkenmuus[3].
Mug[4] he ſik gramen, ſo väl as he wull;
Un ſöpt he rumbi[5] mit de Slachtermull;
De ſlechten, de lachenden Arben[6],
De leten den Ohlen verdarben.

---

[1] Getrennte Güter. [2] im Gange, auf dem Platz. [3] Kirchenmaus. [4] mochte. [5] herum. [6] Erben.

Auguſt Schnezler.

geboren den 4. Auguſt 1809 zu Freiburg im Breisgau, geſtorben in München den 11. April 1853.

Gedichte. Karlsruhe. Creuzbauer.

Die verlaſſene Mühle.

Das Waſſer rauſcht zum Wald hinein,
Es rauſcht im Wald ſo kühle,
Wie mag ich wohl gekommen ſein
Vor die verlaſſ'ne Mühle?
Die Räder ſtille, morſch, bemooſt,
Die ſonſt ſo fröhlich herumgetoſt,
Dach, Gang' und Fenſter alle
In drohendem Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da kniſterten die Aeſte,
Da ſchlichen ſich den Bach entlang
Gar ſonderbare Gäſte,
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie ſchleppten Müllerſäcke
Daher aus Buſch und Hecke.

Und alſobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen ſich im Haus,
Das Glöcklein ſchellt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller ſchwärmten ſie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten ſie
Durch das Getos der Wellen;
Mit wilder Haſt das Glöcklein ſcholl,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond ſich erhoben.

Da öffnet ſich ein Fenſterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein ſchönes bleiches Mägdelein
Zeigt ſich im Mondesglanze,
Und ruft vernehmlich durch's Gebraus
Mit ſüßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!“

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und jeder ſitzt auf ſeinem Sack,
Und reitet in die Wildniß;
Schön Müllerin ſchließt's Fenſter zu,
Und Alles liegt in alter Ruh,
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben.

Und als ich kam am andern Tag
In trüber Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern;
Das Waſſer rauſchet neben mir hin,
Es weiß wohl, was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die zerfallene Mühle.

Ludwig Auguſt Frankl,

geb. 3. Febr. 1810 zu Chraſt in Böhmen; ſtudirte Medicin zu Wien; Profeſſor der Aeſthetik am dortigen Conſervatorium der Muſik.

— Gedichte. Leipzig. Brockhaus. —

Der Wald von Hainfarn.*

Iſt das ein Schreien und ein Rufen
Von Fuhrwerk; weiße Ochſen vor,
Zieht's ſchwerbeladen Felſenſtufen
Zu einem kahlen Berg empor.
In Lederhoſen, dunkeln Jacken,
Mit blauem Vortuch, grünem Latz
Zehn Bauern, unter Peitſchenknacken,
Langſam hinauf zum öden Platz.

Der Regen hat, der Stürme Toben
Das Erdreich mälig weggefegt;
Jetzt führen neues ſie nach oben.
Was wohl das Volk dazu bewegt?
Die Aelteſten im Dorf berichten,
In ihrer Jugend hörten ſie's:
Vor Zeiten ſtand ein Wald von Fichten
Friſch wipfelnd, wo jetzt harter Kies.

Als hier gehauſt die Türkenhorden,
Da haben ſie den Wald verbrannt,
Der ſpäter abgeſtockt geworden
Von der verarmten Dörfler Hand.
Nicht lang' her iſt's, da ſprach ein Bauer:
„Laßt wieder pflanzen uns den Wald,
Ein Denkmal iſt er uns von Dauer,
Einſinkt das Kreuz am Friedhof bald.“

Der Alte ſprach's zu guter Stunde
Im Krug beim jungen rothen Wein,
Und Alle, wie aus einem Munde,
Sie ſagten drauf: „So ſoll es ſein!“
Sie führen, ohne nur zu raſten,
Bei Frühlingsſchein und Lerchenſchlag
Von ſchwarzer Erde tauſend Laſten
Hinauf zum Berge Tag um Tag.

---

* Aus dem deutſchen Künſtleralbum II.

Und der zum Bau gemahnt beim Kruge,
Der Alte zieht die Furchen dann,
In ſich vergnügt, mit einem Pfluge,
Voran ein Ochſen-Viergeſpann.
Und endlich lohnt das Werk die Mühe;
Da ziehn die Dörfler alleſammt
In Sonntagsſtaat bei Morgenfrühe
Hinan, als ging's zum heil'gen Amt.

Es gehn die älteſten der Greiſe
Den Bergesrücken langſam ab,
Aus blauem Vortuch in die Gleiſe
Waldſamen ſtreuen ſie hinab;
Die jungen Burſche treiben Rinder
Mit ſcharfen Eggen hinterdrein,
Nach ihnen glätten luſt'ge Kinder
Mit Rechen noch die Furchen rein.

Und da die Arbeit nun zu Ende,
Tritt auf des Berges höchſten Grat
Ein Mann und hebt empor die Hände:
„Laßt jetzt uns beten für die Saat!"
Die Dörfler alle knieen nieder,
Und der als Richter treu ſie führt,
Baarhaupt, erhebt die Stimme wieder
Und ſpricht zur Erde, tief gerührt:

„So ſei mit frommem Segensſpruche
Dir anvertraut, was wir geſä't,
Wir werden ruhn im Leichentuche,
Bis hier ein Wald mit Wipfeln weht.
Laß weilen, Herr! in ſeinem Schatten
Ein ſtarkes friedliches Geſchlecht;
Auf Rebenhügeln, blüh'nden Matten
Soll dann kein Herr ſein und kein Knecht.

Laß Fiſche in den kalten Bächen,
Das edle Wild im Wald gedeihn,
Die goldne Ernte in den Flächen
Und auf den Höh'n den rothen Wein.
Gieb Vieh dem Stall und Flachs dem Rocken,
Der Jugend frohen Sinn und Scherz,
Und tönen zum Gebet die Glocken,
Laß fromm bewegt ſein auch ihr Herz.

Und wenn wir auferſtehen ſollen
Und des Gerichts Poſaune ſchallt,
Weck' Herr! uns nicht mit Donnerrollen,
Laß rauſchen, brauſen dieſen Wald!"
Jetzt ſchweigend ſteht er auf dem Steine,
Das greiſe Haupt im Sonnenſtrahl;
Und „Amen" betet die Gemeine,
Und „Amen" hallt's durch Berg und Thal.

Adolph Glasbrenner,

geboren den 27. März 1810 zu Berlin; Herausgeber der „Montagspoſt“ daſelbſt.

Gedichte. Berlin. C. Mecklenburg.

Das Poſthorn.

Das Poſthorn ſchmettert, die Peitſche knallt;
Mir wird ſo weh um's Herz!
Sie fahren dahin, der Ton verhallt;
Verhalle nun auch mein Schmerz!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich ſie Alle wiederſehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einſt ſo begraben ſein
Vom blaſenden Poſtillon;
Nach jenem Land ſo ſtill und rein
Sehn' ich mich lange ſchon.
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich ſie Alle wiederſehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Dieſer Mann mit wicht'ger Miene.

Dieſer Mann mit wicht'ger Miene,
Einen Orden auf der Bruſt,
Trägt die Naſe hoch und rümpft ſie
Ueber die gemeine Luſt.

Wie ſie plaudern rings und lachen,
Er bleibt immer ernſt und ſtumm;
Er hat zweiunddreißig Ahnen
Und iſt ungeheuer dumm.

Weiter iſt er Nichts hienieden;
Doch iſt ſein Verdienſt nicht klein;
Wenn er ſelig einſt verſtorben,
Wird er auch ein Ahne ſein.

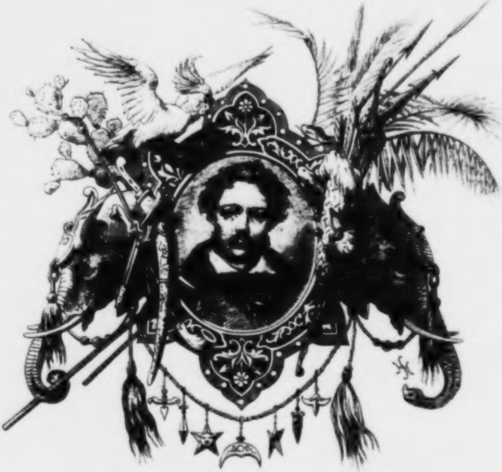
Julius Hammer,

geboren den 7. Juni 1810 zu Dresden, geſtorben den 23. Auguſt 1862 zu Pillnitz.

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Luſt ſie herzt,
Ihr Weh ſchmerzt ſie nicht minder,
Als dich das deine ſchmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Deß Herz längſt nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Jugend ſtammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos du verwiſcht
Den Tropfen Thau, der labend
Am Morgen ſie erfriſcht.



Ferdinand Freiligrath.

geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, widmete ſich dem Kaufmannsſtande zu Soeſt, Amſterdam und Barmen, gab dieſen Beruf 1839 auf, lebte, nachdem er ſich verheirathet, in St. Goar, ging nach Veröffentlichung ſeines „Glaubensbekenntniſſes“ 1845 in die Schweiz, 1846 nach London, 1848 wieder nach Deutſchland, wo er ſich an der öffentlichen Bewegung („Ça ira.“ — Zwei Hefte ſocial-politiſcher Gedichte) betheiligte, 1851 nach London zurück, 1868 nach Stuttgart, und lebt jetzt in Cannſtadt.

— Gedichte. Stuttgart. Cotta. — Zwiſchen den Garben. Ebenda. —

Geſicht des Reiſenden.

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten,
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen,
Rings im Flugſand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Bruſt und Füße,
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunkne Feuer,
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier,
Nur zuweilen ſtampft im Schlafe eins der angebundnen Roſſe,
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondſchein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüſtenthiere jagen aufgeſchreckt vorüber.
Schnaubend bäumen ſich die Pferde; unſer Führer greift zur Fahne;
Sie entſinkt ihm, und er murmelt: „Herr, die Geiſterkarawane!" —

Ja, ſie kommt! vor den Kameelen ſchweben die geſpenſt'ſchen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen ſchleierloſe Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einſt am Brunnen; Reiter folgen — ſauſend ſprengen ſie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann ſie zählen?
Weh', auch die zerſtreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd ſich erhebt in dunklen Maſſen,
Wandelt ſich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel faſſen.

Denn dies iſt die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer ſchon verſchlungen,
Deren ſturmverwehte Aſche heut' vielleicht an unſern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unſrer Roſſe Huf zertreten,
Sich erheben und ſich ſchaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch ſind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und ſchon kommen dort die Erſten ſchlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sauſ'ten ſie, eh' noch ein Reitpferd löſen konnte ſeine Stränge.

Haltet aus! die Roſſe ſchlagen! jeder Mann zu ſeinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!

Laßt ſie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn ſie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Beſtattern.
Mit dem Tage wieder Aſche werden dieſe nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert ſchon! Ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anſchau'n immerdar,
Wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beſchwert,
Das ihr, aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Heerd,

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank,
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt,
Wenn am Miſſouri Alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild,

Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt,
Des Heerdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand,
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tſcherokeſe,
Ermattet, von der Jagd beſtäubt,
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

O ſprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
Im Speſſart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Weizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Meerfahrt.

Da ſchwimm' ich allein auf dem ſtillen Meer;
Keine Welle rauſcht, es iſt eben und glatt.
Auf dem ſandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte verſunkene Stadt.

In alter verſchollener Mährchenzeit
Verſtieß ein König ſein Töchterlein,
Da lebt' es über den Bergen weit
Im Walde bei ſieben Zwergen klein.

Und als es ſtarb durch des Giftes Kraft,
Ihm eingeflößt von der Mutter arg,
Da legt' es die kleine Genoſſenſchaft
In einen kryſtallenen Sarg.

Da lag es in ſeinem weißen Kleid,
Bekränzt mit Blumen, duftend und ſchön;
Da lag es in ſeiner Lieblichkeit,
Und ſie konnten es immer ſehn.

So liegſt du in deinem Sarg von Kryſtall,
Du geſchmückte Leiche, verſunknes Julin!
Der ſpielenden Fluth durchſichtiger Schwall
Zeigt deiner Paläſte Glühn!

Die Thürme ragen düſter empor,
Und geben ſchweigend ihr Trauern kund.
Die Mauer durchbricht das gewölbte Thor;
Es ſchimmern die Kirchenfenſter bunt.

Doch in der ſchauerlich ſtillen Pracht
Keines Menſchen Tritt, keine Luſt, kein Spiel,
Auf Straßen und Märkten ungeſchlacht
Treibt ſich der Fiſche Gewühl.

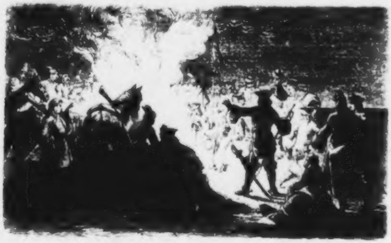
Sie glotzen mit gläſigen Augen dumm
In die Fenſter und in die Thüren hinein,
Sie ſehen die Bewohner ſchläfrig und ſtumm
In ihren Häuſern von Stein.

Ich will hinunter! ich will erneu'n
Die verſunkne Pracht, die ertrunkne Luſt!
Die Zauber des Todes will ich zerſtreu'n
Mit dem Odem meiner lebendigen Bruſt!

Er füll' aufs Neue zu Kampf und Kauf
Die Säulenhallen, des Marktes Raum!
Ihr Mädchen, ſchlaget die Augen auf,
Und preiſet den langen Traum!

Hinab! — Nicht rudert er furder! Schlaff
Und reglos ſinken ihm Arm und Fuß,
Ueber ſeinem Haupte ſchließt ſich das Haff,
Er entbietet der Stadt ſeinen Gruß.

Er lebt in den Häuſern der alten Zeit,
Wo die Muſchel blitzt, wo der Bernſtein glüht.
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fiſcherlied.



„Prinz Eugen, der edle Ritter.“*

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſtehn im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde, -
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das öſtreich'ſche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder;
Von den Tſchacko's weht die Feder,
Lieutnant würfelt und Kornet.

Neben ſeinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiſerliche Feldſtandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht,
Selber auch geſetzt die Noten
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!“

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter that den Schnurrbart ſtreichen,
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

---

* Vergleiche unter den Volksliedern S. 93.

Eine Geuſenwacht.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams,
Da becherten ſie tapfer
In Federhut und Wamms
Sie ritten nach Vliſſingen,
Und wollten ziehn vor Tag,
Mit Trinken und mit Singen
Hält man ſich leichtlich wach.

Die Maas iſt zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'bardier:
„Die Zapfen hol' der Teufel!
Den Zapfen lob ich mir!“

Doch drinnen, aufzuthauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Naſſauen
Bin ich, von deutſchem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hiſpanien
Hab' ich allzeit geehrt.“

Er ſtellt ſich vor die Scheiben
Und ſchaut in das Gemach:
Da iſt ein wüſtes Treiben,
Da ſpricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten
Und Blut will laſſen gern.
Sie reden und ſie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Geſcheuert an den Wänden
Reihn ſich die Fäſſer blank;
Die Wirthin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar ſchmückt ſtatt des Bandes
Ein Goldblech, kriegriſch ſchier,
Der Frauen dieſes Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt ſich — an den Tiſchen
Wird oft der Krug geleert,
Da ſitzen die Reiter, zwiſchen
Den Knien ihr gutes Schwert.
Wohl iſt des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder
Aufs blonde Haar geſtülpt,

Und keck wird er geſchwungen,
Der Wein ſpritzt in die Höh',
Von fünf und zwanzig Zungen
Vernimmt man: „Vivent les Gueux!“
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln
Die Gläſer umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken draus,
Dann läuten ſie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von ſelbſt nach ſeinem Schwert,
Dann ſingt ein jeder Lauter,
Daß man es weithin hört:

„Raſch, ſiebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundlichem Gruß!
Stellt euch zu ſein'n Panieren,
Jeder als treuer Mann!
Thut helfen verjagiren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wied'rum erben,
Was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Thut offenen Beiſtand
Dem Prinzen von Oranien,
Als ſeinem Lieutenant.

Kein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!"
„Das klebt am Tiſch, wie Kletten!"
Spricht da der Hellbardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Grafen von Lumé!
Es fangt ſchon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!"

Sie hören auf zu ſchellen:
„Ruft der uns ſchon zu Hauf?" —
Sie ziehen aus den Ställen
Die Roſſ', und ſitzen auf.
Es geht im ſcharfen Trotte
Durch die bereifte Früh';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben ſie.

Mit Unkraut.

1840.

Ich ſchritt allein hinab den Rhein,
Am Hag die Roſe glühte,
Und wunderſam die Luft durchſchwamm
Der Duft der Rebenblüthe.
Cyan' und Mohn erglänzten ſchon,
Der Südwind bog die Aehren;
Ueber Rolandseck, da ließ ſich keck
Eines Falken Luſtſchrei hören.

Und es kam das Lied mir in's Gemüth:
Wär' ich ein wilder Falke!
O du Melodei, wie ein Falk ſo ſcheu,
Und ſo dreiſt auch wie ein Falke!

Singe mit, wer kann! zur Sonn' hinan
Soll mich ſelbſt die Weiſe tragen!
An ein Fenſterlein, an ein Riegelein
Mit den Flügeln will ich ſchlagen!

Wo ein Röslein ſteht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun über'n Strom hinſchaun —
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit ſcharfem Fang und mit Wildgeſang
Möcht' ich ſitzen ihr zu Füßen:
Möchte ſtolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

O, wohl ſang ich friſch und wohl ſprang ich friſch —
Keine Flügel konnt' ich breiten!
Und ich lief voll Zorn, und das gelbe Korn
Durch die Finger ließ ich gleiten;
Knickte Zweig und Aſt, knickte Blatt und Baſt,
Ließ nicht ab vom wilden Raufen,
Bis die Hand zerſetzt, und ich matt zuletzt
Mich in's Gras warf, zu verſchnaufen!

Auf den Bergen Klang, auf der Fluth Geſang,
In den Wellen Buben ſchwammen.
Ich aber ſaß einſam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zuſammen;
Meinen wilden Strauß, meinen Rankenſtrauß —
O, wohl mehr als Eine lachte!
Aber deine Hand nimmt ihn an als Pfand
Eines Tags, wo dein ich dachte!

Es iſt ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte ſchmücken:
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man ſonſt mag pflücken;

Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge ſprüht, ſeine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und ſein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Bruſt iſt ſchwer: — ſchlechtes Kraut und Er!
Verſtoßen und Verlaſſen!
Seine Blumen ſieh'! — willſt du ihn und ſie
Am Boden liegen laſſen?

Ludwig Seeger.

geboren den 30. October 1810 zu Wildbad, geſtorben zu Stuttgart den 22. März 1864.

Geſammelte Dichtungen. Stuttgart. C. Ebner.

Es iſt ein hergebrachtes Ding.

Es iſt ein hergebrachtes Ding:
In dunkler Zeit zum Abendſchmaus
Muß dienen der nächtliche Schmetterling
Der nächtlich grauen Fledermaus.
Die Eulen die ſich am Tage verſtecken,
Laſſen Nachts ſich die Fledermäuſe ſchmecken —
Doch einmal jagt des Sturmes Gewalt
Die Eule hervor aus ihrem Spalt;
Sie hat in den lichten Morgenſtunden
Ein neues Verſteck noch nicht gefunden.
Wenn nun die lichte Majeſtät
Am hohen freien Himmel ſteht, —
Da ſitzt das Scheuſal unbedeckt,
Die Eule, da, der Räuber der Nacht,
Am Schandpfahl weidlich gerupft und geneckt,
Von Freunden und Feinden ausgelacht.
Laßt nur dem Geſindel der Nacht den Lauf,
Sie freſſen einander ſelber auf,
Was übrig dann von der ſchwarzen Brut,
Das ſtirbt an des Tages lichter Gluth.
Für die Nachtſcheuſäler, Kauz und Eule,
Sind des Lichtes Strahlen vernichtende Pfeile.

Hermann v. Gilm.

geboren zu Innsbruck den 1. November 1812, geſtorben als Statthaltereiſecretär zu Linz den 31. Mai 1864.

— Gedichte. B. 1 u. 2. Wien. C. Gerold's Sohn. —

Iſt das bald?

Ueber hundert bange Stunden,
Ueber hundert friſche Wunden —
Unterdeſſen kann der Wald,
Kann die Wieſe ſich entfärben,
Können alle Blumen ſterben,
Iſt das bald?

Allerſeelen.

Stell' auf den Tiſch die duftenden Reſeden,
Die letzten rothen Aſtern trag' herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einſt im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich ſie heimlich drücke,
Und wenn man's ſieht, mir iſt es einerlei,
Gieb mir nur einen deiner ſüßen Blicke
Wie einſt im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre iſt den Todten frei;
Komm' an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einſt im Mai.

Otto Beneke.

geboren zu Hamburg den 5. October 1812, lebt daſelbſt als Archivarius des Hbg. Staates.

— Gedichte. Hamburg. Perthes-Beſſer & Mauke. —

Der Schnitter.

Der Vater mähte die Wieſe geſchwind,
Im hohen Graſe ſaß ſpielend das Kind;
Hinter dem Schnitter noch Einer ſtand,
Der unſichtbar ihm geführt die Hand.

Der Schnitter ſchneidet mit emſigem Sinn,
Gräſer und Blumen ſinken dahin,
Alle trifft er, — ach, unbewußt
Sogar ſeines blühenden Kindleins Bruſt.

Wie es denn immer im Leben ſo geht:
Hinter den Dingen noch Einer ſteht, —
Selig, die kindlich und blumenrein
Gehen zur Erndte des Todes ein.

Aus: Ein Jahres- und Menſchenleben.

Junius.

Noch blühen viel Blumen. Die Sonne brennt.
Johannistag naht: die Luſt geht zu End'.
Es ſchweigt der Vögel, der Menſchen Geſang,
Der Sommernachtstraum wird ſchwer und bang'.
Ahnungen trübe die Seele durchzittern,
In und um uns Gewölke gewittern.

Julius.

Ade Poeſie! Dahin iſt, wie viel!
Verrauſcht die Jugend, verloren das Spiel, —
Blumen ſucht Keiner, es hofft der Sinn
Nur noch auf goldener Saaten Gewinn.
O weh der Arbeit, Sorge und Plage,
Der ſchwülen Nacht nach dem heißen Tage.

Auguſt.

'S geht weiter hinab! Noch einmal Geſang:
Die fröhlichen Schnitter ſingen Gott Dank!
Sie erndten den Segen der Felder, derweil
Sucht ſich noch ein ernſterer Schnitter ſein Theil.
Bald wehn über Stoppeln und Gräber die Winde,
Nun geht's mit dem Jahr und dem Leben geſchwinde.

September.

Noch einmal ſcheint es wie Frühlingslicht,
Doch was Mai verſagte: der Herbſt bringt's nicht.
Es trauert das Herz, es klagt das Gemüth
Um das, was in und um uns verblüht,
Um das große Irren, das ſchwere Fehlen,
O tröſt' uns Gott die verzagenden Seelen.

October.

Uns fröſtelt. Einſam wird es im Wald,
Das Herz verzichtet, die Klage verhallt.
Komm' heim. Sie keltern der Trauben Blut,
Und trinken Vergeſſen und ſtärken den Muth,
Denn der Sturm ſpielt draußen in Regen und Wettern,
Mit todten Hoffnungen, welkenden Blättern.

November.

Das Jahr, das Herz, das Leben iſt alt,
Der Himmel trübe, die Sonne ſo kalt,

Geſtorben das Liebſte, verflogen das Glück,
Vereinſamt blicken wir ſchmerzlich zurück.
Sind's Todtenglöckchen die fernher läuten?
O laß ſie den „Sonntag Adventus“ dir deuten!

December.

Kalt blickt auf verſchneite Gräber der Mond.
Halt warm den Glauben, der in dir wohnt,
Denn ſchaurig weit liegt die Himmelshöh,
So fern iſt der Mai, — rings winterlich Weh, —
Wir waren allzumal ewig verloren,
Wär' uns nicht der Stern der Weihnacht geboren.

Friedrich Hebbel.

geb. 18. März 1813 in dem Dorfe Weſſelburen in Dithmarſchen, von ſeinem 15. bis 22. Jahre Schreiber bei dem dortigen Kirchſpielsvogt, beſuchte dann mit Unterſtützung der Schriftſtellerin Amalie Schoppe geb. Weiſe die Univerſitäten Heidelberg und München, ging mit Hülfe eines ihm von König Chriſtian VIII. von Dänemark gewährten Reiſeſtipendiums nach Paris und Rom und machte ſich endlich, nachdem er ſich mit der Schauſpielerin Chriſtine Enghaus vermählt hatte, in Wien anſäſſig, wo er 13. December 1863 ſtarb.

— Gedichte. Stuttgart, Cotta —

Aus der Kindheit.

„Ja, das Kätzchen hat geſtohlen,
Und das Kätzchen wird ertränkt,
Nachbar's Peter ſollſt du holen,
Daß er es im Teich verſenkt!“

Nachbar's Peter hat's vernommen,
Ungerufen kommt er ſchon;
„Iſt die Diebin zu bekommen,
Gebe ich ihr gern den Lohn!“

Mutter, nein, er will ſie quälen,
Geſtern warf er ſchon nach ihr,
Bleibt nichts And'res mehr zu wählen,
So ertränk' ich ſelbſt das Thier.

Sieh, das Kätzchen kommt geſprungen;
Wie es glänzt im Morgenſtrahl!
Luſtig hüpft's dem kleinen Jungen
Auf den Arm zu ſeiner Qual.

Mutter, laß das Kätzchen leben,
Jedesmal, wenn's dich beſtiehlt,
Sollſt du mir kein Frühſtück geben,
Sieh nur, wie es artig ſpielt!

„Nein, der Vater hat's geboten,
Hundertmal iſt ihr verzieh'n!“
Hat ſie doch vier weiße Pfoten!
„Einerlei! Ihr Tag erſchien!“

„Nachbarin, ich folg' ihm leiſe,
Ob er es auch wirklich thut!“
Peter ſpricht es häm'ſcher Weiſe,
Und der Knabe hör'ts in Wuth

Unterwegs auf manchem Platze
Bietet er ſein Liebchen aus,
Aber keiner will die Katze,
Jeder hat ſie längſt im Haus.

Ach, da iſt er ſchon am Teiche,
Und kein Blick, kein ſcheuer, ſchweift,
Ob ihn Peter noch umſchleiche —
Ja, er ſteht von fern und pfeift.

Nun, wir müſſen alle ſterben,
Großmama ging dir voraus,
Und du wirſt den Himmel erben,
Kratze nur, ſie macht dir auf!

Jetzt, um ſie recht tief zu betten,
Wirft er ſie mit aller Macht;
Doch zugleich, um ſie zu retten,
Springt er nach, als er's vollbracht.

Eilte Peter nicht, der lange,
Gleich im Augenblick herzu,
Fände er, es iſt mir bange,
Hier im Teich die ew'ge Ruh'.

In das Haus zurückgetragen,
Hört er auf die Mutter nicht,
Schweigt auf alle ihre Fragen,
Schließt die Augen trotzig-dicht.

Von dem Zucker, den ſie brachte,
Nimmt er zwar zerſtreut ein Stück;
Doch den Thee, den ſie ihm machte,
Weiſt er ungeſtüm zurück.

Welch ein Ton! Er dreht ſich ſtutzend,
Und auf einer Fenſterbank,
Spinnend und ſich emſig putzend,
Sitzt ſein Kätzchen blink und blank.

„Lebt ſie, Mutter?“ Dem Verderben
Warſt du näher, Kind, als ſie!
„Und ſie ſoll auch nicht mehr ſterben?“
Trinke nur, ſo ſoll ſie's nie!

Meiſenglück.

Aus dem goldnen Morgen-Qualm
Sich hernieder ſchwingend,
Hüpft die Meiſe auf den Halm,
Aber noch nicht ſingend.

Doch der Halm iſt viel zu ſchwach,
Um nicht bald zu knicken,
Und nur wenn ſie flattert, mag
Sie ſich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht ſie nun
Flink und unverdroſſen,
Und indeß die Füßchen ruhn,
Wird ein Korn genoſſen.

Einen kühlen Tropfen Thau
Schlürft ſie noch daneben,
Um mit Jubel dann in's Blau
Wieder aufzuſchweben.

Sommerbild.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſtehn,
Sie war als ob ſie bluten könne roth;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben iſt zu nah am Tod.

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging.

Herbſtbild.

Dies iſt ein Herbſttag, wie ich keinen ſah!
Die Luft geht ſtill, als athmete ſie kaum,
Und dennoch fallen raſchelnd fern und nah
Die ſchönſten Früchte ab von jedem Baum.

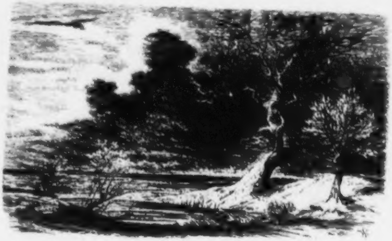
O ſtör' ſie nicht die Feier der Natur!
Dies iſt die Leſe, die ſie ſelber hält;
Denn heute löſt ſich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Dämmerempfindung.

Was treibt mich hier von hinnen?
Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was iſt's, das ich gewinnen,
Und was, womit ich's kaufen ſoll?

Trat unſichtbar mein Erbe,
Ein Geiſt, ein luſt'ger, ſchon heran,
Und drängt mich, daß ich ſterbe,
Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
Die Traube ſchon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
Und will, daß meine Hand ſie ſtreift?



Der Haideknabe.

Der Knabe träumt, man ſchicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haide-Ort,
Er ward drum erſchlagen am Wege
Und war doch nicht langſam und träge.

Noch liegt er im Angſtſchweiß, da rüttelt ihn
Sein Meiſter und heißt ihm, ſich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erſchrecke.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſie ſchlagen mich todt,
Die Sonne, ſie iſt ja wie Blut ſo roth!"
Sie iſt es für dich nicht alleine,
Drum ſchnell, ſonſt mach' ich dir Beine!

Ach Meiſter, mein Meiſter, ſo ſprachſt du ſchon,
Das war das Geſicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifſt du" — zum Stock, will er ſagen,
Er ſagt's nicht, er wird ſchon geſchlagen.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ich geh', ich geh',
Bring' meiner Mutter das letzte Ade!
Und ſucht ſie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!"

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt ſie ſich,
Die Haide, nebelnd, geſpenſtiglich!
Die Winde darüber ſauſend,
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tauſend!“

Und Alles ſo ſtill, und Alles ſo ſtumm,
Man ſieht ſich umſonſt nach Lebendigem um;
Nur hungrige Vögel ſchießen
Aus Wolken, um Würmer zu ſpießen.

Er kommt an's einſame Hirtenhaus,
Der alte Hirt' ſchaut eben heraus,
Des Knaben Angſt iſt geſtiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du biſt ja von frommer Art,
Vier gute Groſchen hab' ich erſpart,
Gieb deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will ſie ihm geben, er trinke dafür
Am nächſten Sonntag ein gutes Bier,
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er ſchnitt ſich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn ſchaute!

„Ach Meiſter Hirte, ach nein, ach nein,
Es iſt doch beſſer, ich geh' allein!“
Der Lange ſpricht grinſend zum Alten:
Er will die vier Groſchen behalten.

„Da ſind die vier Groſchen!“ Er wirft ſie hin
Und eilt hinweg mit verſtörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
Da klopft ihn der Knecht in den Rucken.

Du hältſt es nicht aus, Du gehſt zu geſchwind,
Ei, Eile mit Weile, Du biſt ja noch Kind,
Auch muß das Geld Dich beſchweren,
Wer kann Dir das Ausruhn verwehren!

Komm', ſetz' Dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott ſoll mich verdammen,
Trifft's nicht mit Deinem zuſammen!

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
Der leiſtet auch nimmermehr Widerſtand;
Die Blätter flüſtern ſo ſchaurig,
Das Wäſſerlein rieſelt ſo traurig;

Nun ſprich, Du träumteſt — „Es kam ein Mann“ —
War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, Du haſt mich geſehen!
Nun weiter, wie iſt es geſchehen?

„Er zog ein Meſſer!“ — War das, wie dies?
„Ach ja, ach ja!“ — Er zog's? — „Und ſtieß“ —
Er ſtieß Dir's wohl ſo durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich Dich quäle!

Und fragt Ihr, wie's weiter gekommen ſei?
So fragt zwei Vögel, ſie ſaßen dabei;
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böſe noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat;
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

Großmutter.

Mit Ehrfurcht ſtand ich einſt vor dir,
In einer ernſten Stunde,
Den Segen fromm erbat ich mir
Von deinem heil'gen Munde.
Du ſahſt nicht mehr, du hörteſt kaum,
Kalt waren deine Hände,
Und ſprachſt du, war's als ob im Traum
Ein Todter Worte fände.

Du ſtrichſt die Locken mir zurück,
Dann frugſt du manche Sachen,
Und bateſt mich, dein letztes Glück
Im Alter noch zu machen.
„Sie ſagten mir, du wäreſt todt!"
Dumpf riefſt du's aus und weinteſt;
Da war mir klar in deiner Noth,
Daß du den Vater meinteſt.

Von ſeinem Leben ſprachſt du nun,
Als wär's mein eignes Leben:
Ich ſah ihn in der Wiege ruhn,
Mit Wonne dich daneben;
Ich gab durch manches ſchöne Jahr
Gerührt ihm das Geleite;
Ich ſah ihn endlich am Altar,
An meiner Mutter Seite.

Manch ſchlichtes Glück erfreute ihn,
Ich wurde ihm geboren,
Mein Bruder dann; jetzt aber ſchien
Der Faden dir verloren.
Du ſtockteſt plötzlich, bracheſt ab
Und frugſt, was nun gekommen.
Ich dachte an ſein frühes Grab,
Doch ſchwieg ich, tief beklommen.

Du ſchluchzteſt aufgethaut und weich,
Als hätt'ſt du nichts vergeſſen,
Und doch beganneſt du zugleich
Von einer Frucht zu eſſen.
Den Stuhl zum Ofen ſchobſt du dann,
Dich wieder einſam wähnend,
Und fingeſt laut zu beten an,
Dein Haupt vorüberlehnend.

Ich aber ſah von fern die Zeit
Auch mein ſchon dunkel harren,
Wo mir die Welt nichts weiter beut,
Als Gräber aufzuſcharren,
Und, weil dem ſchlotternden Gebein
Sich noch verſagt das Bette,
Ich, ſelbſt verglüht, in Gottes Sein
Mich ſtill hinüber rette.

Spuk.

Ich blicke hinab in die Gaſſe;
Dort drüben hat ſie gewohnt!
Das öde, verlaſſene Fenſter,
Wie hell beſcheint's der Mond.

Es giebt ſo viel zu beleuchten,
O holde Strahlen des Lichts,
Was webt ihr denn geſpenſtiſch
Um jene Stätte des Nichts!

Das Haus im Meer.

Hart an des Meeres Strande
Baut man ein feſtes Haus,
Als ſollt' es ewig dauern,
So heben die trotz'gen Mauern
Sich in das Land hinaus.

Mächtige Hammerſchläge
Erdröhnen ſchwer und voll,
Die Sägen knarren und ziſchen,
Verworren hört man dazwiſchen
Der Wogen dumpf Geroll

Ich bin hineingetreten,
Daß ſolch' ein Werk gedeiht,
Das iſt an Gott gelegen,
Zu beten um ſeinen Segen
Nehm' ich mir gern die Zeit

Die Fenſter gehen alle
Hinaus auf die wilde See,
Noch ſind ſie nicht verſchloſſen,
Eine Möve kommt geſchoſſen
Durch das, an dem ich ſteh'.

Hier will der Bewohner ſchlafen,
Schon wird in dem luft'gen Raum
Die Bettſtatt aufgeſchlagen;
Da ahn' ich mit ſtillem Behagen
Voraus gar manchen Traum.

Doch wende ich mein Auge,
Fällt's auf gar manches Riff;
Ich ſehe des Meeres Toſen,
Drüben im Grenzenloſen
Durchbricht den Nebel ein Schiff.

Wer iſt's denn, der am Strande,
Am öden, ſein Haus ſich baut?
„Ein Schiffer; ſeit vielen Jahren
Hat er das Meer befahren,
Nun iſt's ihm lieb und vertraut

Dies iſt die letzte Reiſe,
Ich fühl' mich alt und müd';
Daß ich mein Neſt dann finde,
Hobelt und hämmert geſchwinde!
So ſprach er, als er ſchied.

Jetzt kann er ſtündlich kehren,
Er iſt ſchon lange fort,
Drum müſſen wir Alle eilen!"
Des ſchwellenden Sturmwinds Heulen
Verſchlingt des Zimm'rers Wort

Die Wolken ballen ſich dräuend,
Rieſige Wogen erſtehn
Aufgerüttelt von Stürmen,
Schrecklich, wenn ſie ſich thürmen,
Schrecklicher, wenn ſie zergehn.

Das Schiff dort, kraftlos ringend,
Ihr Spiel jetzt, bald ihr Raub,
Muß gegen die Felſen prallen,
Schon hör' ich den Nothſchuß fallen,
Was hilft es? Gott iſt taub.

Ich fürchte, das iſt der Schiffer,
Dem man dies Bett beſtellt,
Der Zimm'rer mit dem Hammer
Befeſtigt die letzte Klammer,
Während das Schiff zerſchellt

Süße Täuſchung.

Oft wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
In jene ſel'ge Zeit verſenke,
Wie wir zuſammen Hand in Hand
Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbeſtehe

Wir gehen fort und immer fort
Und ſchaun die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde,
Du ſprichſt vom frühen Schlafengeh'n
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiederſehn,
Das Gott uns nicht verſagen werde

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufſt du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längſt und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einſt aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
Und du dann ſprachſt, ich ſolle warten.*

---

* Ich habe hier die ältere Lesart ſtatt der ſpäteren: „Du aber ſprachſt" gewählt.

Nicolaus Delius.

geb. 19. Septbr. 1813 zu Bremen, Profeſſor der Philoſophie und der romaniſchen Sprachen in Bonn, bekannt durch ſeine Shakeſpeare-Arbeiten.

Gedichte. Bremen. 1853.

Camoens.

Als ein gewaltiger Orkan die Fluth an Fels und Klippe ſchlug
Und dann zertrümmerte das Schiff, das den verbannten Dichter trug,
Da hatte Jeder Gold und Gut zu retten durch den Wogenſchwall;
Camoens aber hatte nichts als ein Gedicht auf Portugal.

Und Alle ſprangen in das Meer, mit Gold beſchwert und gold'ner Zier;
Camoens trug in ſeiner Hand nur eine Rolle von Papier.
Und Alle riß hinab das Meer und barg ihr Gold in ſeinen Schooß,
Ihn aber hielt die Well' empor und küßte ſeine Wange bloß.

Und mit der Rechten rudert' er, indeß er mit der linken Hand
Feſthielt ſein Luſiadenlied; ſo ſchwamm er an den ind'ſchen Strand.
Zwei Güter bracht' er mit ſich da, gerettet aus dem Wogenſchwall:
Für ſich ein Leben voller Noth, ein ewig' Lied für Portugal.

Eduard Ferrand.

(Pſeudonym für Eduard Schulz; geboren 1813 zu Landsberg a. d. W., geſtorben 1842 zu Berlin.)

Einſt.*

Wir ſtanden vor einem Grabe,
Umweht von Fliederduft,
Still mit den Gräſern des Hügels
Spielte die Abendluft.

Da ſprach ſie bang und leiſe:
„Wenn von der Welt ich ſchied,
Und kaum mein Angedenken
Noch lebt in deinem Lied,

„Wenn du auf weiter Erde
Verlaſſen und einſam biſt,
Und nur im Traum der Nächte
Mein Geiſt dich leiſe küßt,

„Dann komm' zu meinem Grabe,
Von Flieder und Roſen umlaubt,
Und neig' auf die kühlen Gräſer
Das heiße, müde Haupt.

„Ein Sträußchen duftiger Blumen
Bringſt du wie ſonſt mir mit,
Mich weckt aus tiefem Schlummer
Dein lieber bekannter Schritt.

„Dann will ich mit dir flüſtern
So heimlich und vertraut,
Wie damals, wo wir innig
In's Aug' uns noch geſchaut.

„Und wer vorübergehet,
Der denkt es iſt der Wind,
Der durch die Blüthen des Flieders
Hinſäuſelt leiſ' und lind.

„Und wie du ſelbſt, das Kleinſte
Berichten ſollſt du mir,
Und ich will dir erzählen,
Was ich geträumt von dir.

---

* Aus Chamiſſos deutſchem Muſenalmanach für 1837.

„Wenn dann der Abend gekommen
Und Stern an Stern erwacht,
Dann wünſchen wir uns leiſe
Und heimlich gute Nacht.

„Du gehſt getröſtet nach Hauſe
Im Abenddämmerſchein,
Und unter meinen Blumen
Schlaf ſtill ich wieder ein.“

Begegnung.*

Mit mattem Blick, gebückt am Stabe,
Geht er die Straße ſtill entlang;
Man ſieht's ihm an, er geht zum Grabe
Wohl bald den ſchmerzlich ſchweren Gang.

Einſt glühte dieſe bleiche Wange,
In dieſer wehzerrißnen Bruſt
Schlug einſt ein Herz mit frohem Drange,
Mit ungeſtümer Lebensluſt.

Da geht ein Mädchen, hold und blühend,
Mit leichtem Schritt an ihm vorbei,
Die zarte Wange roſenglühend
In ihres Lebens Jugendmai.

Und über ſeine Züge gleitet
Des kindlich reinen Auges Licht;
Als heiter ſie vorüber ſchreitet,
Was ihn ergreift, ſie ahnt es nicht.

Sie ſahen ſich zum erſten Male
Und werden nie ſich wiederſehn;
Durchglüht von ihres Auges Strahle,
Nachſchauend bleibt er lange ſtehn.

Sie ſchwebt dahin — das Bild des kranken,
Des bleichen Mann's iſt ſchon verwiſcht
In ihren lächelnden Gedanken,
Wo Frohes nur ſich Frohem miſcht.

Was er wohl ſinnt — in heißem Beben
Pocht ihm das Herz ſo voll, ſo voll!
Beginnen möcht' er jetzt zu leben,
Wo er vom Leben ſcheiden ſoll.

Sein Herz treibt ſterbend neue Keime —
Sie aber geht, und ahnt es nicht,
Wie ſeine letzten Erdenträume
Ihr Bild verklärt mit ſüßem Licht.

Ein Grab.*

„Hier ruht in Gott“ — nicht weiter leſen
Kann ich die alte Inſchrift dort;
Sie ſpricht von Tod wohl und Verweſen
Ein lichtes Auferſtehungswort.

---

* Aus Echtermeyers und Ruges deutſchem Muſenalmanach für 1841

Mit weißen Blüthen überhüllet
Ein ſchattiger Jasminenſtrauch
Des Kreuzes goldne Schrift, und füllet
Die Luft mit ſüßem Würzehauch.

Der dichte Strauch giebt lieben Gäſten
Willkommne Zuflucht, ſtill und traut:
Ein Hänfling hat in ſeinen Aeſten
Sein leichtes kleines Neſt gebaut.

Rings heil'ge Stille — nur das leiſe
Geſumm der Biene füllt die Luft —
Wohl mag ſich's von der Lebensreiſe
Hier ſelig ruhn im Blumenduft!

Du Todter, deine Blüthen hauchen
Mir linden Frieden in das Herz;
In liebliches Vergeſſen tauchen
Sie eitle Wünſche, eitlen Schmerz.

Wer möchte nicht, ſo ſüß geborgen
Wie du vor Sünde, Haß und Spott,
Entgegen ruhn dem ew'gen Morgen!
Schlaf wohl, ſchlaf wohl! „Du ruhſt in Gott!“

Hermann Kurz,

geboren den 30. November 1813 zu Reutlingen, geſtorben den 10. October 1873 zu Tübingen als Unterbibliothekar an der Univerſitäts-Bibliothek.

— Geſammelte Werke, mit einer Biographie des Dichters. Herausgegeben von Paul Heyſe. Stuttgart, A. Kröner. —

Laßt mich von hinnen.

Laßt mich von hinnen!
Haltet nicht länger!
Mir wird's im Herzen
Enger und bänger.
Qualm und Getümmel!
Flitter und Schmerz! —
Fliehe zu Wäldern,
Einſames Herz!

Hoch auf den Bergen
Athmen die Lüfte.
Stille, wie ſtille
Schlummern die Klüfte!
Himmel, wie trübe,
Wolken, wie ſchwer!
Mächte der Liebe,
Lebt ihr nicht mehr?

Ueber den Wolken
Lauſchen die Sterne,
Hinter den Nebeln
Lächelt die Ferne.
Brich durch die Aengſte,
Fliege mein Muth!
Deine Geſtirne
Führen dich gut.

Auf der Mühle.

Ich ſitz auf der Mühle
Da wird es mir wohl
Es ſchüttern tief unten
Die Gänge ſo hohl.
Das bebt durch die Seele
Mit Schauer und Luſt,
Und weckt mir zu Tönen,
Zu Liedern die Bruſt.

Die Waſſer ſie rauſchen:
Grüß Gott und Komm mit!
Das liebliche Thälchen,
Es läßt mich ja nit.
Möcht' allzeit hier ſitzen,
Die Felſen und Au'n,
Die waldgrünen Berge,
Die ernſten, zu ſchau'n.

Margretchen, mein Engel,
Kredenzt mir den Wein,
Ein Jährchen und drüber,
So könnt' ich ſie frei'n.
Ach, lieben und ſorgen!
Es wird nichts daraus.
Ich hab' ja nicht Heimath
Nicht Hof und nicht Haus.

Und wie ohne Weilen
Die Welle hinſchwebt,
Wie ſchüttert die Mühle
Und unter mir bebt:
So muß ich durch's Leben
Mit flüchtigem Gruß,
So zittert der Boden
Mir unter dem Fuß.

Aus der Heimath.

Aus der Heimath, aus der Heimath
Will ich nicht zu Fuße wandern,
Denn der Fuß, unwillig würd' er,
Zaudernd über die Grenze ſchreiten.
Nicht im Wagen will ich fliehen;
Denn die eigenſinnigen Roſſe,
Wenn ſie fremde Luft nun wittern,
Schnaubend möchten ſie ſich wenden,
Mich im Sturm zurücke tragen,
Ach, und ich, mit ſchlaffen Händen
Würd' ich in die Zügel greifen.
Treibe, Fluß, auf ſchwanker Fähre

Treibe du mich ſo hinunter,
Well' auf Welle fühllos drängend,
Zwiſchen himmelhohen Ufern,
Wo man nirgends landen kann.

Nachlaß.

Ich werde ſo von hinnen eilen
Mit tief geſchloſſenem Viſir,
Und ein paar arme, ſtumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.

Nach dieſen werden ſie mich wägen,
Verdammung ſprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Buſen hob,
Wie ich am ſchönen Tag, in guter Stunde,
Verſchmelzend Geiſt in Geiſt gewebt,
Mit einem kleinen Menſchenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemeſſen,
Wie manch' gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel,
Und wie wir dann in ſeligem Vergeſſen
Manch' keken Scherz geübt, manch' übermüthig Spiel.
Vor ſolchem Leben friſch und reich
Wie ſind die Lettern todt und bleich!

Doch was ich mir in mir geweſen,
Das hat kein Freund geſehn, wird keine Seele leſen.

Franz Dingelſtedt.[*]

geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg, 1836 Gymnaſiallehrer in Kaſſel, dann in Fulda, nahm 1841, nachdem er ſeine „Lieder eines koſmopolitiſchen Nachtwächters" herausgegeben, ſeinen Abſchied, bereiſte Frankreich, England, Belgien und Holland, wurde 1850 Intendant des Hoftheaters zu München, 1857 zu Weimar, ſeit 1867 Director der K. K. Hofoper in Wien.

— Gedichte. Stuttgart. Cotta. —

Herbſtlied.

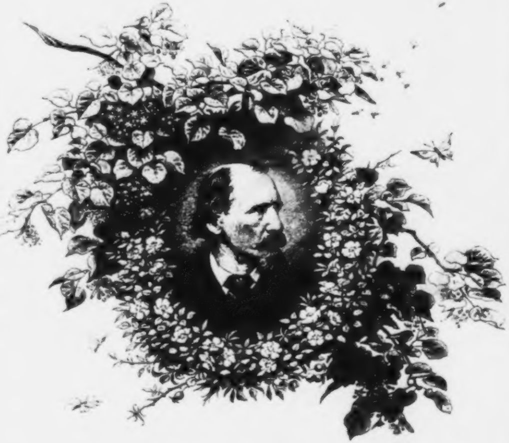
Sieh ihn durch die Wolken ſtreichen,
Stürmiſch-ſchnell und ſchwarzgeballt;
Hör ihn ſeufzen in den Eichen,
Auf verwelkten Blättern ſchleichen,
Brauſen durch den bangen Wald.

Letzte Blume liegt im Staube,
Letzte Sonne wärmt ſie mild,
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeſſ'ne Traube,
Und die Waſſer ſchwellen wild.

Raſch ein letztes Lied geſungen,
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter Alles kalt verſchlungen,
Lieder, Blumen, Herbſt und — mich!

---

[*] Der Cyklus „Ein Roman", der zu den bedeutendſten Erzeugniſſen der neueren deutſchen Lyrik gehört, entzieht ſich, leider, der Mittheilung an dieſem Orte.



Emanuel Geibel,

geb. 18. October 1815 zu Lübeck, ſtudirte in Bonn und Berlin Philologie, wurde Erzieher bei einem ruſſiſchen Geſandten in Athen, nach wechſelndem Aufenthalt an verſchiedenen Orten Deutſchlands 1852 Profeſſor der Aeſthetik zu München und lebt ſeit 1864 wieder in ſeiner Vaterſtadt.

Gedichte. Berlin. A. Duncker. — Juniuslieder. — Neue Gedichte. — Gedichte und Gedenkblätter. — Heroldsrufe. Stuttgart. Cotta.

Julin.

Es rauſcht der Wind, es rinnt die Welle,
Beflügelt ſchwebt das Schiff dahin;
An jenes Kreidefelſens Schwelle
Dort, ſagt der Schiffer, lag Julin.

Julin, die hohe Stadt am Sunde,
Die ſtill die Meerflut überſchwoll;
Wie klingt die fabelhafte Kunde
Mir heut an's Herz erinnrungsvoll!

Ich denk an meiner Kindheit Tage,
Da mir, von Märchenluſt beſeelt,
Die Schweſter jene Wunderſage
Des Abends vor der Thür erzählt.

Noch ſteht's mir deutlich im Gemüthe:
Wir ſaßen auf der Bank von Stein,
Am Nachbarhaus die Linde blühte,
Am Himmel quoll des Mondes Schein.

Die ſchlanken Zackengiebel hoben
So ernſt ſich, wo der Schatten fiel,
Und dann und wann erklang von oben
Von Sankt Marie'n das Glockenſpiel.

Dann ging's hinein zum Nachtgebete,
Und linder Schlaf umfing mich drauf;
Ich baute die verſunknen Städte
Im Traume prächtig wieder auf.

O Knabenträume rein und helle,
O Jugendluſt, wo gingt ihr hin! —
Es rauſcht der Wind, es rinnt die Welle,
Wo ſind Vineta und Julin?

Herbſtlich ſonnige Tage.

Herbſtlich ſonnige Tage
Mir beſchieden zur Luſt,
Euch mit leiſerem Schlage
Grüßt die athmende Bruſt.

O wie waltet die Stunde
Nun in ſeliger Ruh!
Jede ſchmerzende Wunde
Schließet leiſe ſich zu.

Nur zu raſten, zu lieben,
Still an ſich ſelber zu baun
Fühlt ſich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu ſchaun.

Und ſo ſchreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem ſegnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leiſen Verfärben
Lauſch' ich mit ſtillem Bemühn,
Jedem Wachſen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es ſpüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geiſt und Welt ſich berühren
Zu harmoniſchem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Iſt's dem Schauenden nur.

Jede ſproſſende Pflanze,
Die mit Düften ſich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus,
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muſe es aus.

Volkers Nachtgeſang.

Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und ſtumm,
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod ſchleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf mein Geigenklang,
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

Wohl finſter iſt die Stunde,
Doch hell ſind Muth und Schwerdt;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Heerd.
O Lebensluſt, wie reich du blühſt,
O Heldenblut, wie kühn du glühſt!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

Ich denke hoher Ehren,
Sturmluſt'ger Jugendzeit,
Da wir mit ſcharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Bei Schildgekrach im Sachſenkrieg!
Auf unſern Bannern ſaß der Sieg,
Als wir die erſten Narben
Erwarben.

Mein grünes Heimathleben,
Wie tauchſt du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;
So ſäuſelt's in der Rebenflur,
So brauſ't der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

O Minne, wunderſüße,
Du Roſenhag in Bluſt,
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefſter Bruſt!
Du rother Mund, gedenk' ich dein,
Es macht mich ſtark, wie firner Wein,
Das ſollen Heunenwunden
Bekunden.

Ihr Kön'ge, ſonder Zagen
Schlaft ſanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid:
Gott grüß dich grimmer Schwerdterſtreit!
Dann magſt du, Tod, zum Reigen
Aus geigen!

Durch tiefe Nacht.

1845.

Durch tiefe Nacht ein Brauſen zieht
Und beugt die knoſpenden Reiſer,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutſchen Kaiſer.

Mein Sinn iſt wild, mein Sinn iſt ſchwer,
Ich kann nicht laſſen vom Lauſchen;
Es klingt, als zög in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauſchen.

Viel tauſend Herzen ſind entfacht
Und harren wie das meine;
Auf allen Bergen halten ſie Wacht,
Ob roth der Tag erſcheine.

Deutſchland, die ſchon geſchmückte Braut,
Schon ſchläft ſie leis und leiſer —
Wann weckſt Du ſie mit Trommetenlaut!
Wann führſt Du ſie heim, mein Kaiſer!

Eutin.

Vom alten Lübeck, wenn die Zeit der Pfingſten kommt,
Hinaus in's Weite treibt mich ſtets die Wanderluſt,
Im jungen Grün zu ſchwelgen; nach Eutin zumeiſt,
Dem waldumkränzten, zieht es mich, wo mir der Freund
Von Alters her, der rechtsgelehrte, heimiſch iſt.

Ein Stündchen Weges kommt er mir entgegen wohl
Und lenkt den offnen Wagen, der uns beide faßt,
Zum Thor des Gaſthofs, wo im kühlen Saale ſchon
Auf ſaubrer Tafel, die ein Kelch mit Roſen ſchmückt,
Das Mahl der Wirth vorſorglich uns gerüſtet hat.
Bei Tiſch behaglich plaudern wir, und nimmer geht
Der Stoff uns aus; denn ſind wir alte Knaben auch
An Sinn und Neigung urverſchieden: treu verknüpft
Der Boden uns, drin unſres Lebens Wurzeln ſtehn
Und was iſt ſüßer, als der goldnen Jugendzeit
Beim Wein gedenken, manches tollen Knabenſtreichs
Und jener hohen Stunden, da ſehnſüchtig uns
Des Herzens Ueberfülle ſchier die Bruſt geſprengt!
So dehnt mit Luſt verzögert ſich das Mahl hinaus;
Erſt ſpät Nachmittags, wenn die Lüfte draußen ſich
Gemach verkühlten und der pflichtgetreue Freund
Gewiſſenhaft noch einmal zu den Acten kehrt,
Mach' ich mich auf in's Freie. Zwar der Ugley ward,
Der wie ein Schild aus Edelſtein im dunkeln Kranz
Des Waldes ruht, dem nächſten Abend aufgeſpart;
Doch hier iſt lieblich jeder Weg, den du betrittſt.

Die lange Straße geht's hinab; zur Rechten bleibt
Der Sitz der Stolbergs, ſtattlich, wie der Adel baut,
Mit Steingeſims und Wappenſchildern ausgeziert.
Doch nah dem Thor, im Lindenſchatten, winkt mir dort
Am Bug der Gaſſe ſtill zu ſtehn ein ander Haus,
Beſcheidnen Anſehns, aber gern von mir gegrüßt:
Das Haus, in deſſen ſeebeſpültem Garten einſt
Am Sommerabend, voll idylliſcher Heiterkeit
Aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
Im Schlafrock zwiſchen Fliederbüſchen wandelte.
Sei mir geprieſen, Alter, der den Knaben du,
Ein treuer Dolmetſch, in die ſonnige Fabelwelt
Der Griechen führteſt, wenn ſich auch ihr Goldgeweb'
Ein wenig unter deiner Hand vergröberte,

Und oft zu ſchwer Joniens flüſſige Weiſe dir
Von niederdeutſcher Lippe quoll. Luiſens auch
Gedenk' ich gern, um deren ländlich' Angeſicht
Voll derber Friſche manch' homeriſch Lächeln ſpielt,
Nicht zu vergeſſen, daß an ihr emporgelehnt
Die ſchönere Schweſter, Dorothea, uns erwuchs,
Von anderm Vater freilich, deſſen Hoheit ihr
Die Stirn umleuchtet, aber ihre Schweſter ſtets.
Doch wo verweil' ich? Längſt ſchon aus des Städtchens Thor
Hat unvermerkt hingleitend mich der Pfad entführt.
In offner Landſchaft find' ich mich, wo See an See
Mit holdem Gruß blauäugig aus der Tiefe lacht,
Und über ſanften Hügeln ſchwebend, wipfelreich,
Der Buchenforſt auf ſäulenhohen Stämmen wogt.
Gelockt vom Schatten tret' ich in die Finſterniß
Des grünen Doms. O, welche Kühle ſäuſelt hier
Vom Laubgewölbe, welch' geheimnißvoller Duft
Umweht die braunen Quellen und den blühenden
Waldmeiſterteppich, der den ganzen Hang bedeckt,
Und füllt die Seele märchenhaft dem Raſtenden
Mit allem Zauber ſchauernder Waldeinſamkeit!
An dieſer Stätte grüßte wohl zum erſten Mal
Die Muſe deinen tonbegabten Sohn, Eutin,
Auf weißem Zelter ſchwebend, die romantiſche
Im wilden Laubkranz; hier erwuchs im Buſen ihm,
Den ihrer Locken weithin flatternd' Gold geſtreift,
Die tiefe Waldhornſtimme, die Precioſen uns,
Den Schützen Max und Euryanthens Liebe ſang,
Und dann in Englands Nebeln, ach, zu früh erloſch.

Gedenkſt du ſeiner, ſchwermuthvolle Nachtigall,
Die du vom See jetzt, ſilbern, durch die Blätterpracht
Dein ſchmelzend Gramlied ſtrömen läſſeſt, Ton an Ton
Wie Tropfen Thau's hinperlend? Oder klagſt du nur,
Daß wieder drüben jener Sonnen eine ſinkt,
Draus ſich dein kurzer Frühling webt? — Du mahnſt mich recht;

Auch unſre Tage ſind gezählt. So laß uns denn
Der Stunde froh ſein, die ſo ſchön nicht wiederkehrt!
Den Schritt beflügelnd tret' ich aus den Stämmen ſchon
Des Hügelforſtes auf den freien Rand hinaus,
Und wie ſich fluthend Heut'ges und Vergang'nes mir
Im Herzen miſchen, ſeh' ich dort im ſtillen See
Des Abends Goldgewölk' verglühn, doch über'm Wald,
Sein weißes Licht drein träufelnd, ſchwebt der Mond empor.

Robert Ernſt Prutz.

geb. 30. Mai 1816 zu Stettin, ſtudierte Philologie und Philoſophie in Berlin, Breslau und Halle, betheiligte ſich an den von Echtermeyer und Ruge herausgegebenen „Halliſchen", ſpäter „Deutſchen Jahrbüchern", 1849—59 außerordentlicher Profeſſor der Literatur zu Halle, gab, nachdem er ſeine Entlaſſung genommen, „Das deutſche Muſeum" heraus, trat jedoch ſpäter von der Redaction zurück und ſtarb zu Stettin 21. Juni 1872.

— Gedichte. Leipzig. O. Wigand. —

Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen.

Das war der Oberhofmarſchall
Mit ſeiner Diener Troß und Schwall,
Der fegt heut' in des Königs Haus
Geſchäftig alle Winkel aus,
Dieweil des Königs Töchterlein
Wird nächſtens einen Prinzen frein:
„Auf Flur und Treppe, Bank und Tiſch,
Mit Haderlump und Federwiſch,
Ihr Knecht' und Mägde, immer friſch!
Daß nirgendwo ein Stäubchen klebt,
Auch nirgend eine Spinne webt,
Kein Fenſter klappert, keine Thür
Im ganzen fürſtlichen Revier,
Und daß, ſo Ihr Eu'r Leben liebt,
Mir nirgends eine Pumpe piept!
Nirgend, nirgend, nirgend, nirgend,
Nirgend eine Pumpe piept!"

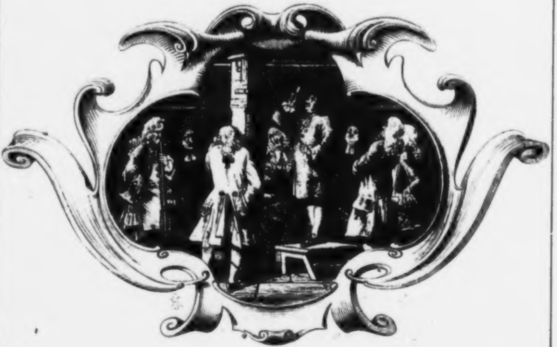
„Horch dieſe hier — potz Blitz noch mal
Die piepſt ja wirklich zum Skandal!
Und ſteht auch juſt — o Schaam und Schmach!
Juſt vor des Königs Schlafgemach?!
Und jeden Morgen Punkt Schlag vier
Füllt der Lakei den Eimer hier,
Und wie der Brunnen Waſſer giebt,
Das ächzt und ſtöhnt, das knirſcht und piept
Wie eine Katze die verliebt?!
O toller Frevel unerhört!
So wird des Königs Schlaf geſtört?!
Der Morgenſchlaf — o heil'ger Chriſt,
Der juſt der allerbeſte iſt?!
Schnell Oel und Seife, Talg und Schmeer —
Gottlob, nun piept ſie ſchon nicht mehr:
  Freude, Freude, Freude, Freude,
  Unſre Pumpe piept nicht mehr!“

Allein, allein am Morgen drauf,
Herr Gott, wie ſieht der König aus!
Er, ſonſt ſo mild geſinnt und gut,
Schnaubt wie ein Tiger jetzt in Wuth;
Umſonſt wird ihm der Tiſch gedeckt;
Kein Trüffelhahn, kein Ungar ſchmeckt,
Das iſt ein Keifen, ein Gebrumm!
Er knurrt und murrt, flucht laut und ſtumm,
Und weiß doch ſelber nicht, warum —
Und geht zu Bett und liegt und wacht
Und brummt die liebe lange Nacht:
Bis daß es endlich viere ſchlägt
Und der Lakei das Waſſer trägt —
Da plötzlich wird's hell um ihn her:
„Verdammt! die Pumpe piept nicht mehr.
  Ja die Pumpe, ja die Pumpe,
  Ja die Pumpe piept nicht mehr!“

So geht's der Tage drei, auch vier,
Des Königs Auge leuchtet ſtier;
Schon auf der Zung' ſchwebt ihm das Wort,
Dann ſcheucht der Groll es wieder fort —
Bald ſteht die Staatsmaſchine ſtill,
Weil er von nichts mehr hören will,
Prinzeſſin Tochter ringt die Hand,
Der Eidam ſteht, bleich wie die Wand,
Es weint und klagt das ganze Land: —
Bis mit des fünften Morgens Licht
Er endlich jetzt ſein Schweigen bricht
Und murrt und knurrt: „Hm — Neuerung —
Das kommt davon — noch viel zu jung —
Kein Schlaf mehr Nachts — geht Alles quer —
Die Pumpe — hm — piept auch nicht mehr —
  Meine Pumpe, meine Pumpe,
  Meine Pumpe piept nicht mehr!“

Und alſogleich beim erſten Wort
Der Hofmarſchall wie närriſch fort
Der ganze Hofſtaat hinterdrein,
Schon wird der Schloßhof faſt zu klein,
Mit Kratzen, Bürſten aller Art,
Der braucht die Finger, der den Bart,
Und wiſcht und wetzt und ſcharrt und nagt
Und dreht und biegt und zerrt und plagt
Am Pumpenſchwengel unverzagt!
Nun wird es ſein, nun kommt es ſchon —
Umſonſt! Kein Laut, kein kleinſter Ton!
Die Pumpe geht ſo leis, ſo ſacht,
Wie Elfentritt in Maiennacht,
Wie Mondesſtrahl auf glattem Meer —
Umſonſt, die Pumpe piept nicht mehr,
  Jammer, Jammer, Jammer, Jammer,
  Unſre Pumpe piept nicht mehr!

Und weil der König ſichtbarlich
Mit jedem Tag verſchlimmert ſich,
So faßt zuletzt, im höchſten Schmerz,
Das Miniſterium ſich ein Herz
Und ſchickt mit kräftigem Entſchluß
Zum Oberhofmechanicus:



„O Oberhofmechanice,
Sieh unſre Noth, ſieh unſer Weh,
Und hilf, o hilf citissime!
Der Hofmarſchall nahm zu viel Schmeer,
Die Pumpe, horch, ſie piept nicht mehr,
Der König welkt dem Grabe zu,
Die einz'ge Hoffnung noch biſt Du,
Bedenk, wer Lohn und Brod Dir giebt
Und mache, daß die Pumpe piept,
  Unſre Pumpe, unſre Pumpe,
  Daß die Pumpe wieder piept!“

Der Oberhofmechanicus,
Das war ein Erzpoliticus,
Der ſah als ein erfahrner Mann
Den Schaden ſich erſt gründlich an,
Und ſprach darauf: „Ihr Herrn, mit Gunſt,
Da iſt verloren alle Kunſt;
Und ob es um mein Leben wär',
Die Pumpe da, auf Wort und Ehr',
Die piept auf Erden niemals mehr!
Drum, rath' ich, ſetzen wir als Knauf
Ein eignes Piepwerk oben drauf,
Das ächzt und ſtöhnt, das knirſcht und pfeift,
Sobald den Schwengel man ergreift;
Der König iſt mal drin verliebt,
Drum hurtig, daß die Pumpe piept —
  Hurtig, hurtig, hurtig, hurtig,
  Daß die Pumpe wieder piept!“

Geſagt, gethan! Mit goldnem Knauf
Flugs kommt ein Piepwerk oben drauf,
Das pfeift ſo ſanft, das pfeift ſo lind,
Kann zetern wie ein Wiegenkind,
Kann knarren, kreiſchen, puſten, mau'n,
Kein Kater thut es beſſer traun!
Früh Morgens, wenn es viere ſchlägt,
Der König horcht, vor Luſt bewegt. —
Und dreht ſich um, ſchläft wieder ein,
Schläft ſchnarchend in den Tag hinein,
Ißt, trinkt, regiert in guter Ruh,
Beglückt ſein Land, ſich ſelbſt dazu,
Iſt abgeprieſen und geliebt —
Und Alles, weil die Pumpe piept,
  Unſre Pumpe, unſre Pumpe,
  Vivat, unſre Pumpe piept!!

Wo ſind die Lerchen hingeflogen?

1844.

Wo ſind die Lerchen hingeflogen,
Die ſonſt den jungen Tag begrüßt?
Hoch ſchwebten ſie am Himmelsbogen,
Vom Morgenlüftchen wach geküßt;
Es floß ein Regen ſüßer Lieder
Herab auf die beglückte Welt,
Und alle Herzen tönten wieder
Und jedes fühlte ſich ein Held.

Jetzt ſchweigt die Flur; lautloſe Schwüle
Liegt ausgegoſſen weit und breit,
Die Willkür ruht auf ſeidnem Pfühle
Und freut ſich ihrer Sicherheit:
Als hätte mit den freien Kehlen
Sie auch die Herzen ſtumm gemacht,
Als ſchwiegen zitternd alle Seelen,
Weil ſie die Lippen überwacht!

Ich aber ſeh' die Wolken ſteigen
Und Blitze zucken um den Thurm:
Ja, es iſt wahr, die Lerchen ſchweigen,
Allein ſie ſchweigen vor dem Sturm!
Ihr habt das Lied nicht hören wollen,
Euch hat die Lerche nichts gelehrt:
Wohlan, ſo wird der Donner rollen,
Und ſtatt der Saite klirrt das Schwert!

Lebrecht Dreves.

12. Septbr. 1816 zu Hamburg geboren, ſtudirte in Jena und Heidelberg, 1839 bis 1861 zuerſt Advocat, dann Notar in ſeiner Vaterſtadt, trat 1846 auf einer Reiſe in Wien zum Katholicismus über, privatiſirte ſeit 1862 zu Feldkirch in Vorarlberg und ſtarb dort 19. Decbr. 1870.

Gedichte. 3. Aufl. Halle. Barthel. 1870.

Vor Jena.

1842.

Auf den Bergen die Burgen,
Im Thale die Saale,
Die Mädchen im Städtchen
Einſt Alles wie heut'!
Ihr werthen Gefährten
Wo ſeid ihr zur Zeit mir,
Ihr lieben, geblieben?
Ach, alle zerſtreut!

Die Einen ſie weinen,
Die Andern ſie wandern,
Die Dritten noch mitten
Im Wechſel der Zeit,
Auch Viele am Ziele,
Zu den Todten entboten,
Verdorben, geſtorben
In Luſt oder Leid.

Ich alleine, der Eine,
Schau' wieder hernieder
Zur Saale im Thale,
Doch traurig und ſtumm;
Eine Linde im Winde
Die wiegt ſich und biegt ſich,
Rauſcht ſchaurig und traurig,
Ich weiß wohl, warum!

Georg Herwegh.

geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, trat nach Abſolvirung des Gymnaſiums in das proteſtantiſch-theologiſche Stift Tübingen, verließ jedoch dieſes Studium, wurde Mitarbeiter an verſchiedenen Zeitſchriften, gab 1841 ſeine derzeit mit ungemeſſenem Beifall aufgenommenen „Gedichte eines Lebendigen" heraus, und lebte in Baden-Baden, woſelbſt er den 7. April 1875 geſtorben.

—• Gedichte eines Lebendigen. Zürich und Winterthur. Verlagscomptoir. •—

Reiterlied.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten in's Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vor'm Sterben, vor'm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja ſoll dich färben.
Den erſten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Reſtchen — nun, wem bring ich's gleich?
Dies Reſtchen dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer,
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Hölderlin.

Den Klugen leiten ſicher ſtets die Horen,
Nur mit dem Genius ſpielen oft die Winde;
Daß er ſo Glück, wie Unglück früher finde,
Wird er mit Schwingen in die Welt geboren.

Doch bleibt ihm treu die Gottheit zugeſchworen;
Sie legt am böſen Tag dem armen Kinde
Mit weicher Hand um's Aug' des Wahnſinns Binde,
Daß es nie ſehe, was das Herz verloren.

Die Götter haben freundlich dein gedacht,
Die du ſo fromm gehalten einſt in Ehren,
Und lebend ſchon dich aus der Welt gebracht.

Nichts Irdiſches kann fürder dich verſehren,
Und reiner, denn ein Stern zum Schooß der Nacht,
Wirſt du zurück zur großen Mutter kehren.

Auf dem Berge.

Da wären ſie, der Erde höchſte Spitzen!
Doch wo iſt der, der einſt an ſie geglaubt?
Das Auge ſieht die Sonne näher blitzen,
Doch arm und ſonnenlos iſt dieſes Haupt.

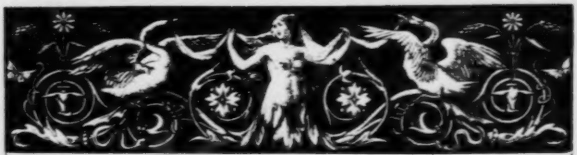
Ich ſehe die granit'nen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau ſich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief beklommen ſchlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parſe beten,
Hier ſingen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerſtimme des Propheten
Gottrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermeſſen —
In dieſen Bergen ſuchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergeſſen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck der Noth da unten allzumal!
Wie nach den Feinden ſelbſt, die ich verlaſſen,
Und nach der Menſchheit vollſter, tiefſter Qual!

Ihr glänzt umſonſt, ihr Purpurwolkenſtreifen,
Und ladet mich, gleich ſel'gen Engeln, ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde ſein.



Theodor Storm.

geb. 14. September 1817 zu Husum, mußte in Folge ſeiner Betheiligung an der deutſchen Bewegung 1853 ſeine Heimath verlaſſen, trat in Preuß. Juſtizdienſt, zuerſt als Aſſeſſor in Potsdam, dann als Kreisrichter in Heiligenſtadt und lebt jetzt als Amtsrichter in ſeiner Vaterſtadt, wohin er 1864 von ſeinen Landsleuten zurückgerufen wurde.

Gedichte. Berlin. Gebr. Paetel.

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen,
Ich nahm es ſo im Wandern mit,
Auf daß es einſt mir möge ſagen,
Wie laut die Nachtigall geſchlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

Juli.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniederſieht,
Seine Aehren ſenkt das Korn,
Rothe Beere ſchwillt am Dorn,
Schwer von Segen iſt die Flur —
Junge Frau, was ſinnſt du nur?

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön,
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!

Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein,
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Oktoberlied.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub,
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt
So gänzlich unverwüſtlich.

Und wimmert auch einmal das Herz,
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub,
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl iſt es Herbſt, doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es ſteht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Meeresſtrand.

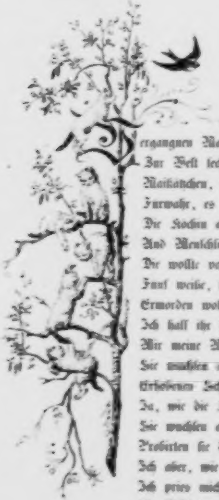
An's Haf nun fliegt die Möve
Und Dämmrung bricht herein,
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendſchein.

Graues Geflügel huſchet
Neben dem Waſſer her,
Wie Träume liegen die Inſeln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnißvollen Ton,
Einſames Vogelrufen —
So war es immer ſchon.

Noch einmal ſchauert leiſe
Und ſchweiget dann der Wind,
Lebendig werden die Stimmen,
Die über der Tiefe ſind.

Von Katzen.



Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt ſechs allerliebſte kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen ſind grauſam,
Und Menſchlichkeit wächſt nicht in einer Küche —
Die wollte von den Sechſen fünf ertränken,
Fünf weiße, ſchwarzgeſchwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib
Ich half ihr heim! — der Himmel ſegne
Mir meine Menſchlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchſen auf und ſchritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Heerd,
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein ſah,
Sie wuchſen auf, und Nachts vor ihrem Fenſter
Probirten ſie die allerliebſten Stimmchen
Ich aber, wie ich ſie ſo wachſen ſahe,
Ich pries mich ſelbſt und meine Menſchlichkeit —
Ein Jahr iſt um, und Katzen ſind die Kätzchen,
Und Maitag iſt's! — Wie ſoll ich es beſchreiben,
Das Schauſpiel, das ſich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel iſt ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tiſch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es iſt unausſprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den ſieben Katzen
Hat ſieben, denkt euch! ſieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen

Die Köchin raſt, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken ſetzen dieſes Frauenzimmers,
Erſäufen will ſie alle neun und vierzig!
Mir ſelber, ach, mir ſauſt der Kopf davon —
O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit ſechs und funfzig Katzen! —

Einer Todten.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht,
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſeln Tag und Nacht,

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint,
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint,

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit geſpenſtig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Troſt.

So komme, was da kommen mag,
So lang du lebeſt, iſt es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir biſt, bin ich zu Haus.

Ich ſeh dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht.

Abſchied.

1853.

Kein Wort, auch nicht das Kleinſte kann ich ſagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt.
Die Stunde drängt, gerüſtet ſteht der Wagen,
Es iſt die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure That iſt euer —
Und widerruft, was einſt das Herz gebot,
Und kauft, wenn dieſer Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brod!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verſtummte Klagen mißverſtehn,
Ich kann die ſtillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief ſie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen,
Der dich mir gab, geſegnet ſei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen ſchlagen,
Und zage nicht! Es iſt derſelbe Schlag. —

Es ſtrömt die Luft — die Knaben ſtehn und lauſchen,
Vom Strand herüber dringt ein Möwenſchrei;
Das iſt die Fluth! Das iſt des Meeres Rauſchen,
Ihr kennt es wohl, wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieſer letzten Stunde
Blickt einmal noch in's weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es ſteht auf dieſem Grunde,
Wo wir auch weilen, unſer Vaterhaus.

Wir ſcheiden jetzt, bis dieſer Zeit Beſchwerde
Ein andrer Tag, ein beſſerer, geſühnt;
Denn Raum iſt auf der heimathlichen Erde
Für Fremde nur, und was den Fremden dient.

Doch iſt's das flehendſte von den Gebeten,
Ihr mög't dereinſt, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit feſtem Fuß auf dieſe Scholle treten,
Von der ſich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngſtes, deſſen Wiege
Auch noch auf dieſem theuren Boden ſtand,
Hör mich! — denn alles Andere iſt Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannſt du den Sinn, den dieſe Worte führen,
Mit deiner Kinderſeele nicht verſtehn,
So ſoll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsſchlag in dein Leben gehn

Bernhard von Lepel.

geb. 27. Mai 1818 zu Meppen in Hannover, trat in preußiſche Kriegsdienſte, machte 1848 den Feldzug in Schleswig-Holſtein mit, nahm dann ſeinen Abſchied und lebt gegenwärtig in Berlin.

Lieder aus Rom. Berlin. A. Duncker.

Das Fragment der Pſyche.

(Im Muſeum zu Neapel.)

Erſt war es Nacht auf Erden
Im Chaos, unter'm Wogenſchlag,
Des Marmors Ader ſchlummernd lag.
Da rief ein Gott: Es werde Tag!
Da weideten die Heerden,
Das Volk der Menſchen lebt' und ſann
Zur Schönheit reiften ſie heran,
Ihr Flügel trug ſie himmelan
Und ließ ſie Götter werden.

Da wacht aus tiefem Bette
Der Marmor auf, und dauernd hält
Er feſt das Bild der ſchönen Welt,
Daß, wenn die wandelbare fällt,
Er ihre Seele rette.
Er wird, was rings die Welt erfüllt,
In einem Weibe, ſchön und mild,
Daß er in dieſem edlen Bild
Des Ganzen Seele hätte.

Dem ſchönſten ſeiner Brüche
Entwuchs die ſchimmernde Figur,
Durch das Gewand, mit leiſer Spur,
Schlang ſich der blühende Contur,
Es ſchmiegt mit weichem Striche
Sich an die junge Stirn das Haar,
Die Lippen lächeln wunderbar,
Still blickt das ſanfte Augenpaar —
So ward das Bild der Pſyche.

Da lärmten Schwert und Keule,
Und wieder kehrt des Chaos Nacht,
Und wieder herrſcht die wildre Macht,
Sie galt allein in lauter Schlacht,
Der Horden Kriegsgeheule
Durchzog der Schönheit Heimathland,
Zerbrochen von gewalt'ger Hand
Der Marmor ſtürzte in den Sand,
Am Tempel brach die Säule.

Drauf iſt ein Licht erſchienen,
Das wieder neu die Welt belebt
Und neu zum Schönen ſie erhebt —
Und nach dem längſt Gefallnen gräbt
Die Schaufel in Ruinen.
Da ſteigt aus dunklem Sarkophag
Der Marmor lächelnd an den Tag,
Die Welt, die tief in Trümmern lag,
Blickt auf mit holden Mienen.

Iſt auch durch rauhe Brüche
Zerſtückt die liebliche Figur,
Und blieb den Trümmern kaum die Spur
Von jenem blühenden Contur —
Doch ſchmiegt mit weichem Striche
Noch an die Stirne ſich das Haar,
Die Lippen lächeln wunderbar,
Still blickt das ſanfte Augenpaar —
Es blieb das Bild der Pſyche.

Und ſtürzte um mich Neuen
Zum Chaos nieder dieſe Welt —
Woran der Geiſt ſich klammernd hält,
Was ewig mir die Seele ſchwellt,
Hat keinen Fall zu ſcheuen.
Es ſteigt aus jedem Sarkophag
Die Seele lächelnd an den Tag,
Und wie die Welt ihr drohen mag,
Sie fürchte nicht ihr Dräuen.

Julius von der Traun.

pſeudonym für Dr. Alexander Julius Schindler,

geb. 26. Septbr. 1818 in Wien, 1862 Notar daſelbſt, längere Zeit Mitglied des Reichstags, und lebt jetzt theils in Wien, theils auf ſeinem Schloſſe Leopoldskron bei Salzburg.

— Roſenegger Romanzen. Wien. Faeſy und Frick. —

Jägermeiſter Hackelberg.

Im ganzen Sollingerwalde
Regt ſich am Zweig kein Blatt,
Das Wild ſteht auf der Halde,
Scheint ganz verdroſſen und matt.
Rings in den grünen Hallen
Kein Ruf, kein Horn, kein Hund —
Der beſte Jäger von allen
Will ſterben in dieſer Stund.

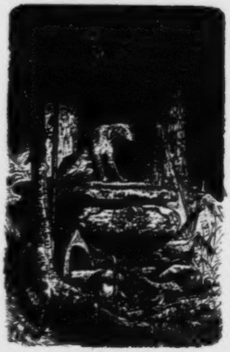
Zu Freudenthal im Schloſſe
Thät er die Wimper neigen,
Hat all' ſeine Kugeln verſchoſſen,
Muß ſelbſt an den blaſſen Reigen.
Ein Eber hat ihm geſchlagen
Die Hauer in den Leib —
Herr Hackelberg kann's ertragen,
Er hat weder Kind noch Weib.

Wenn ſeine Geſchwiſter ſchliefen,
Entwich er auf die Pirſch;
Wenn ihn ſeine Lehrer riefen,
Hetzt' er den Hund auf den Hirſch.
Klang Abends auf den Straßen
Des Ständchens Melodie,
Hat er im Wald geblaſen
Einſam ſein Halali.

Nun geht er auf Gottes Wegen
Dahin aus dieſer Welt;
„Viel' ſind mir unterlegen,
Ein Stärk'rer hat mich gefällt.
Empor geſträubt die Borſte,
Wie mannlich ſprang er dar!
Begrabt mich dort im Forſte,
Wo die blutige Wahlſtatt war.

„Mit Menſchen hielt ich Frieden,
Lebt' frommen Chriſten gleich —
Ich hoff', mir iſt beſchieden
Ein Theil am Himmelreich —
Doch will ich dem entſagen,
Wenn Gott mir gönnen mag,
Im Solling hier zu jagen
Bis an den jüngſten Tag.“

Drauf brach das Aug' ihm balde;
Man weiß nicht mehr zur Friſt,
Wo er im Sollingerwalde
Begraben worden iſt.
Doch hört man Nachts noch reiten
Und jagen oft von fern
Mit Hörnern, Hunden und Leuten
Den gewaltigen Jäger des Herrn.



Sein Grabmal ſoll noch ſtehen
In einem dunklen Tann;
Wer's einmal hat geſehen,
Trifft's niemals wieder an.
Auf alt bemooſtem Steine
Liegt wachend der weiße Hund,
Jagdwaffen im blanken Scheine
Thuen den Waidmann kund.

Wenn Wolken ziehen nächtig,
Der Freiherr ſtößt in's Horn —
Er jagt einen Hirſch gar prächtig,
Doch iſt ſein Jagen verlor'n.
Denn kräht der Hahn, vom neuen
Muß er hinab zur Ruh',
Muß die Rüſtung in's Gras hinſtreuen —
Sein Hund legt ſich dazu.

Da liegen Peitſchen und Bügel
Aus eitel Silber gedreht,
Daneben Gurten und Zügel
Mit Gold und Seide genäht,
Jagdbüchſen, reich und gewaltig,
Schweinsfedern lang und ſcharf,
Jagdhörner, vielgeſtaltig,
Becher und andrer Bedarf.

Sie liegen, erſtarrten Händen
Entfallen beim Scheiden der Nacht;
Man kann das Auge nicht wenden
Von der alterthümlichen Pracht.
Die ſilbernen Koppeln der Meute,
Hirſchfänger, ſchwer und breit —
Sie mahnen an andere Leute,
An eine andere Zeit.

Schmerz.

Die Gräfin ſaß am Söller
Wie ein Gebild von Stein,
Die Tannenwalde drunten,
Die Vögel ſchliefen ein.
Sie ſah in's breite Thal hinab,
Zu ihren Füßen ruhte
Ihr treuer Edelknab'.

Am Stromesufer dehnte
Sich das zerſtampfte Feld,
Dort lag bei todten Pferden
Manch ein erſchlagner Held!
Es ſtieg der Mond, es fiel der Thau;
Der Strom ging immer lauter,
Der Himmel war ſo blau.

„So iſt dem Herz zu Muthe
Nach Sturm und Hagelſchlag —
Dort bleichen ſie zerſchmettert,
Wie Roſen vor dem Hag.
Die Hand verdorre, die den Stahl
Dir in das Haupt gehauen,
Mein herrlicher Gemahl!“

Da ſprach der Edelknabe:
„„Euch tröſten Ehr und Pracht,
Womit man wird verſenken
Den Herrn in Grabesnacht.
Laßt heben mich vom grünen Grund
Mit meinen treuen Handen
Sein Haupt in dieſer Stund.

Laßt einen Wagen bauen
Von Gold und ſchwarzem Sammt,
Beſetzt mit edlen Steinen
Die Speichen, daß er flammt;
Gebt mir der beſten Roſſe acht,
Laßt tauſend Fackelträger
Mir hellen Weg und Nacht.

Laßt fünfzig Wächter blaſen
Von dieſer Thürme Rand
In herzerſchütternden Tönen
Hoch über allem Land;
Jagt hundert Reiter in den Wind
Zu allen Euren Sippen,
Die in dem Lande ſind.

Schon ſeh' ich Euren Bruder,
Er ſtürzt von ſeinem Thron,
Er ſchwingt ſich hoch zu Roſſe
Mit ſeiner goldnen Kron';
Schon ſeh' ich ſeine Mannen all
Mit ihren goldnen Schilden,
Die geben hellen Schall.

Durch Tannen kommt geritten
Der Biſchof, Euer Ohm;
Vor ihm die Diakonen,
Als wär's im hohen Dom;
Der Weihrauch wirbelt ſüß und blau,
Es tönen fromme Lieder,
Euch tröſtend, edle Frau!““

Die aber ſprach: „Des Leibes,
O, wär ich abgethan!
Könnt ich auf breiten Schwingen
Hinfliegen als ein Schwan,
Hinfliegen über's wilde Meer,
Von meinen Freunden allen,
Daß ich vergeſſen wär!“

M. Solitaire,

pſeudon. für Woldemar Nürnberger,

geb. 1818 zu Sorau in der Niederlauſitz, ſtudirte in Berlin, Leipzig und Halle Medizin, machte Reiſen durch Deutſchland, Holland, die Schweiz, [illegible] und Italien, lebte als Arzt zu Landsberg an der Warthe, wo er im Frühjahr 1869 ſtarb.

Bilder der Nacht. Landsberg a. d. W. Volger und Klein.

Micha.

Der Bauer Anſelm Hederich und ſein treu Eheweib Rogal'
Gehn mit einander über Feld im allerblankſten Sonntagsſtaat;
Zum nächſten Dorfe wandeln ſie, des Vater Bruders jüngſter Sohn,
Der noch nicht lange iſt vermählt, lud heute ſie zur Taufe ſchon.

Und wie ſie gehn am Wieſenrain, wie hin ſie wallen an der Saat,
Am Rand des Baches andrer Seits, da ſtutzt das Mütterlein Rogal',
Und ſpricht: „O Anſelm, hörſt du Nichts? zum Haus des Täuflings iſt's noch weit,
Und iſt's mir nicht bei meiner Treu, als wenn er dort im Bache ſchreit?"

„Du Thörin, komm!" erwidert der, „das iſt nichts weiter, als der Wind!
Der weht im Laub des Weidenbaums, der ächzt und wimmert wie ein Kind.
Der ſchreit und heult, der arme Wind, er klagt und greint zum Gottserbarm',
Du Thörin, komm, laß wehn den Wind, er hat genug an ſeinem Harm!"

„Das iſt kein Wind", erwiedert ſie, „das iſt kein Wind, bei meiner Treu',
So ächzt kein Wind, ſo weint kein Wind, mein Anſelm, das iſt Kindsgeſchrei!
Ich kenn' den Ton, ich kenn' den Klang, wenn ich auch ſelbſt war Mutter nie,
Ich kenn' das Lied, ich kenn' den Sang, ich kenne dieſe Melodie."

Und wie ſie traten näher hin dicht an den Bach, da liegt es blank,
Da liegt es weiß, da liegt es hold, das Ding, das machte dieſen Klang,
Da liegt ein kleiner Menſchenwurm, im Köpflein Augen ſchwarz wie Theer,
Da liegt ein Kerlchen mutternackt, und ſagt ſein traurig Sprüchlein her.

Die Wog' näßt ihm das ſchwarze Haar: ertrinken hat es wohl geſollt,
Gleich einem jungen Hund, allein die Waſſer haben's fortgerollt,
Mildthät'gen Sinns auf flachen Sand; da weint es nun für Hunger ſchier,
Denn, wenn zu trinken es verlangt, zu trinken giebt es reichlich hier.

Wohl bückt ſich die Frau Lederich, trotz ihrem ſteifen Sonntagsſtaat,
„O Anſelm, lieber Anſelm mein“, ſo ſpricht das Mütterlein Rogat',
„Laß heute Kindtauf' Kindtauf' ſein, laß Geigenſpiel und Tanz und Sang,
Wir nehmen mit dem armen Wurm nach Hauſe wieder unſern Gang.

In unſrer Wiege blank polirt wohl ſoll er ſchlafen ſanft und gut,
Da leider in dem weichen Bett doch nichts von unſrem Blute ruht.
Die ſchwarze Kuh, ſie giebt ihm Milch, ich trug's herum, es ſcheint ſo fromm,
Nun komm, du trauter Herzensbub', du ſchwarzgeäugter Engel komm!“

Sie tragen's heim, das nackte Kind, das in dem Bach zum Sterben lag,
Und Micha heißt der ſchöne Bub' gleich in der Tauf' am andern Tag.
Und Micha wächſt und Micha ſproßt auf Mütterlein Rogatens Arm,
Und Micha reckt und ſtrecket ſich an ihrem Buſen weich und warm.

Er wächſt heran zum Knaben hold, wie ſelten nur ein Knabe lebt,
Sein Leib iſt wie die Tanne ſchlank, die ihren Arm zum Himmel hebt,
Sein Auge iſt ſo ſeelenvoll, es brennt gleich einer Flamme licht,
Und jeder blickte gar zu gern in dieſes ſprechende Geſicht. —

Dahingerollt iſt manches Jahr, beinah ein Dutzend flog vorbei,
Da iſt einſt Anſelm früh erwacht, es war im Blüthenmonde Mai.
Und er hört bell'n, hört Roſſes Huf, der tönend in die Ferne weicht,
Doch eh' er noch ſich recht beſinnt, Schlaf ſchnell ihn wiederum beſchleicht.

Und als nachher das Mütterlein die Milch dem Micha bringt an's Bett,
Da find't ſie kalt, da find't ſie leer, wo er zu ruhen pflegt, die Stätt'.
„O Micha! Micha! — Er iſt fort; doch was liegt hier? Ein Zettel iſt's;
Ach Anſelm, komm und lies geſchwind!“ Und Anſelm kömmt geſchwind und lieſt's:

„Du lieber Anſelm Hederich! Roſale trautes Mütterlein!
Kann nicht dafür, Ihr mögt verzeihn, ich konnt' nicht länger bei Euch ſein.
Ihr glaubt, es war ein junger Hund, den Ihr im Bache aufgefiſcht,
Allein es war ein junger Wolf, dem Ihr ſo manches aufgetiſcht!

Ihr meintet, dieſe Gans war zahm, da ſie ſo bei der Heerde lief,
Allein, allein die Gans war wild und fliegt fort, wie's von oben rief,
Von oben her, vom luſtigen Schwarm, der keinen Heerd und Heimath hat,
Und der da wallt von Gau zu Gau und der da zieht von Stadt zu Stadt.

Mein Vater, der Zigeunerfürſt, er traf mich neulich in dem Wald,
Ein finſtrer, hoher, brauner Mann, und er erkannte mich alsbald
Am rothen Maal an meinem Hals, am Leberfleck auf meiner Bruſt,
Er ſprach: „„'S iſt Zeit! Nun komm mit uns, Du biſt mein Sohn, ich will's, Du mußt!““

Und Vieles ſprach er noch mit mir; doch ganz zuletzt hat er geſagt:
„„Zum großen Dank für alles das, was Anſelm an Dich hat gewagt,
Pflanz' ihm auf's Dach den rothen Hahn, den Hahn, der munter Flügel ſchlägt;
Nimm ſeine beiden Pferde mit und, was ſich ſonſten leicht bewegt.

Du biſt ein ſtolzer Fürſtenſohn, und Anſelm iſt ein Bauernhund,
Zum Dank gieb ihm den rothen Hahn, und ſeng den Hof ihm in den Grund.
Dann komm zu uns, wir warten hier, wir lagern unten in der Schlucht,
Dann komm zu uns, und kommſt Du nicht, ſo biſt auf ewig Du verflucht!““

Zwar ſah den Hahn nicht Euer Dach; es that um Euch mir gar ſo weh,
Doch, Anſelm, ſag' der Schimmelſtut' mit ihrem Fohlen heut Ade!
Dazu Eu'r gutes Silberzeug, die Pferdedecken blau karrirt,
Und manches noch hab' wohlgemuth zu beſtem Dank ich Euch entführt.

Lebt wohl, o Vater Hederich! leb wohl, Du trautes Mütterlein!
Und lieber künftig geht vorbei, hört Ihr ein Kind im Bache ſchrei'n.
Die Art ſie läßt nicht von der Art, der Wolf wird zahm, doch nie ein Hund;
Lebt wohl, lieb trautes Mütterlein, und bleibt mir beide recht geſund!“

Anſelm hat's fertig buchſtabirt, und kratzt ſich heftig hinter'm Ohr,
Und als er Feuer ſich geklopft, da bracht' er dieſen Eid hervor:
„Der Teufelsbub! Die Schimmelſtut', das Fohlen noch dazu zum Dank,
Und hör' ich noch zehn Kinder ſchrei'n, heb' kein's mehr auf mein Lebelang.

Und wenn ſie ſchön wie Engel ſind, und Augen haben wie ein Stern,
Ein Krönlein auf dem Kopf dazu, ich zieh' vorbei und laß ſie plärr'n
Ich zieh' vorbei! Die Schimmelſtut', das ſchöne Fohlen noch dazu!
Ei Micha! Micha! Arger Schelm, ei, Du verflixter Bube, Du!“

Rogate wiſcht die Thräne ſich aus ihrem Auge tiefbetrübt,
Den Micha, den gefund'nen Sohn, ſie hat ihn gar zu ſehr geliebt
Die Thräne wiſcht ſie aus dem Aug', das Spinnrad rückt ſie zum Kamin,
Und für den Flüchtling ein Gebet ſummt leis der Mund der Spinnerin.

Und für den Flüchtling noch ein Wunſch, und noch ein Wunſch und noch ein Flehn:
„O Micha! Du mein ſüßes Kind! mag Dir es immer wohl ergehn!
Und Vater!“ ſpricht ſie dann zuletzt, „o Vater Anſelm Hederich!
So laß die Stute Stute ſein, ob des Verlornen tröſte Dich!

Gelt! gehn wir wieder über Feld, und finden in dem Bach ein Kind,
Ob Wolf, ob Hund, wir heben's auf und ziehn es groß, wenn's wie der Wind
Uns auch verläßt nach all der Müh; gelt, lieber Vater Hederich,
Du läßt die Pferde Pferde ſein, und ſegneſt ihn, ich bitte Dich!“

Der Bauer dampfet dicken Qualm, er huſtet, krächzt und ſpricht dann ſchwer:
„'S will dünken mich, 's wär ſicherer doch, wenn ſolch ein Kind das eigne wär
Denn dann möcht's doch unmöglich ſein, daß unſern Bluts ein kleiner Hans
Urplötzlich ſich verwandelte in eine flücht'ge wilde Gans.“

Reflexe der Schwermuth.*

Es iſt vergeblich, daß die Menſchen ſtreben,
Des Leides, das ſie drückt, ſich zu entheben;
Kaum iſt ein Schmerz, kaum iſt ein Weh verwunden,
Hat eine andere Schlange ſich gefunden:
Die grade ſo wie jene feſt dich hält,
Und gift'gen Zahns dein Daſein dir vergällt:
Drum ſei nur ſtill! Trag jeden Kummer gerne!
Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne.

---

* Nach handſchriftlicher, kurz vor des Dichters Tode empfangener Mittheilung.

Zu leicht hab' ich dies Leben mir gedacht!
Ein Menſchenglück verdirbt in einer Nacht!
Wie ſag' ich: Nacht! In einer einz'gen Stunde
Geht auch das leuchtendſte Geſtirn zu Grunde!
Und aller deiner ſtolzen Wünſche Heer
Zerſtäubt in Nichts als wie der Sand am Meer!
Und was da bleibt? Es iſt nur Eins, das bleibt:
Die Feder, die den Jammer niederſchreibt.

* * *

Ich hab' der Wehe weheſtes erduldet,
Des Leidens Kelch bis auf den Grund getrunken.
Ich frag' den ſtummen Gott, wie ich's verſchuldet,
Daß ſo mein Glück und ſo mein Stern verſunken!
Da liegt das Bild zerſtückt zu meinen Füßen:
Der Traum zerrann, in dem es mir erſchienen!
Geſpenſter ſind die Tage, die verfließen. —
Wär' holdes Hoffen nicht nur leeres Wähnen,
Und gäb's dort überm Grab ein Wiederſehen,
Wie wollt ich mich nach dieſer Stunde ſehnen
Und für mich ſelbſt den letzten Tag erflehen!
Doch was bleibt mir! — Mit aufgehobnen Händen
Hinſtarr'nd gedenken der Vergangenheit,
In ſtummem Gram das ſtumme Sein beenden:
Denn Schmerzen ſprechen, doch es ſchweigt das Leid!

* * *

Wie Schlafen, Träumen ſchon ſo himmliſch iſt,
Da man ſo gänzlich ſeiner ſelbſt vergißt:
Da man erlöſt, von allem Leid befreit
Sanft ſelig ruht wie in der Ewigkeit!
Welch köſtliches Empfinden mag's erſt ſein,
Wenn man nun wirklich ſterbend ſchlummert ein;
Wenn ſanft es tönt, es bebt in dein Gehör:
Leg ſtill dich hin; denn du erwachſt nicht mehr.

* * *

Friedrich Bodenſtedt,

geboren den 22. April 1819 zu Peine in Hannover, lebt jetzt in Meiningen.

— Gedichte. Berlin. Decker. — Die Lieder des Mirza Schaffy. Ebenda. —

Und ſteigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht iſt,
Erinnerungen gleich Sternen auf,
Sie zeigen nur, daß es Nacht iſt.

Aus: die Lieder des Mirza-Schaffy.

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — ſüße Labung!
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Werth des Bechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Thor, vom Rauſch bemeiſtert!
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — ſind wir begeiſtert!

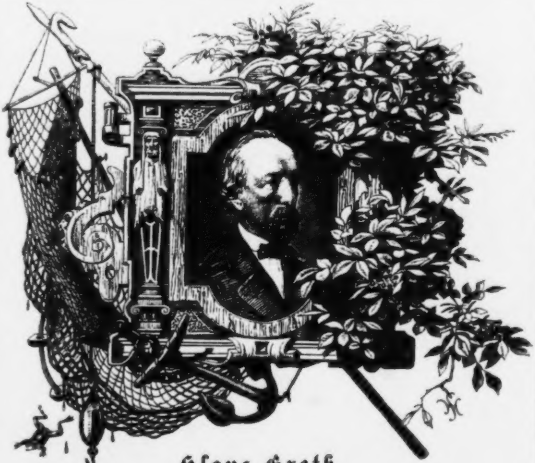
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut ſind wir durchdrungen,
Und von Schönheit ſind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz wird.

Höre was der Volksmund ſpricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon ſein Pferd am Bügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit ſpricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch ſingt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

Als ich ſang: ſeid fröhlich mit den Frohen,
Beuget Euch nicht knechtiſch vor den Hohen,
Seid nicht ſtolz und herriſch mit den Niedern —
Rühmte man die Weisheit in den Liedern.

Als ich nach der Weisheit wollte handeln:
Sagten ſie, das ſei ein thöricht Wandeln!



Klaus Groth,

geb. 24. April 1819 zu Heide in Holſtein, beſuchte das Seminar zu Tondern, wurde Mädchenlehrer in Heide, und lebt gegenwärtig in Kiel als Docent an der dortigen Univerſität, mit dem Titel eines Profeſſors und Doctors der Philoſophie.

— Quickborn. Hamburg. Perthes, Beſſer und Mauke. Zweiter Theil. Leipzig. Engelmann. —

Vorbemerkung. Das ȩ lautet wie ä, dagegen iſt æ der Umlaut des tiefen a und ein eigner plattdeutſcher Laut, wie er z. B. in Pæn, Sæd gehört wird.

Min Platz vær Dær.[1]

De Weg an unſen Tun[2] hentlank
Dar weer dat wunnerſchön!
Dar weer des Morns min erſten Gank
Int Gras bet anne Kneen.

Dar ſpel ik bet to Schummern hin,
Dar gev dat Steen un Sand;
Des Abends hal mi Obbe[3] rin
Un harr mi bi de Hand.

---

[1] vor der Thür. [2] Zaun. [3] Großvater.

Denn wünſch ik mi, ik weer ſo grot,
Dat ik der œwer ſeh,
An Öbbe meen, un ſchullt den Hol,
Dat keem noch veſs to froh.

Dat keem ſo wit, ik hef ſe ſehn,
De Welt dar buten vœr:
Ik wuſt, ſe weer man half ſo ſchön,
As do min Platz vœr Dœr.

Dat Moor.

De Borrn[1] bewegt ſik op un dal,
As gingſt du langs en böken Bahl,[2]
Dat Water ſchülpert inne Graff,
De Grasnarv bewert up un af;
Dat geit hendal, dat geit tohoch
So liſen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras ſchint ſo witt as Dun,
So week as Sid, ſo rein as Snee:
Den Hadbar[3] reckt dat bet ant Knee.

Hier hüppt de Pock[4] int Reth hentlank,
An ſingt uns Abends ſin Geſank;
De Voſs' de bru't,[5] de Wachtel roppt,
De ganze Welt is ſtill un ſloppt.

Du hörſt din Schritt ni, wenn du geiſt,
Du hörſt de Ruſchen,[6] wenn du ſteiſt,
Dat ſevt un wewt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

Denn wart dat Moor ſo wit un grot,
Denn wart de Minſch ſo lütt to Mod:
Wull weet, wa lang he dœr de Heid
Noch friſch un kräfti geit!

Dagdeef.

Dœr Buſch un Brok to ſneſeln,[7]
Mi in de Sünn to rekeln,
Dat ſünd min beſten Hœg;
An mank de Blöm to dangeln[8]
An oppen Knüll to rangeln,[9]
Dat is min grötſte Hœg.[10]

Inn Krattbuſch[11] mank de Böken
In Schatten liggn un ſmöken,
Dat is min Husbedrif;
An ſingelank bi'n Quellborn
To drüſeln[12] ünnern Sleedorn,
Dat quickt mi Seel un Lif.

---

[1] Boden. [2] buchene Bohle. [3] Storch. [4] Froſch. [5] Der Fuchs braut; ſprichwörtlich, wenn der Nebel auf den Wieſen ſteigt. [6] Binſen. [7] ſchleichen. [8] müßig einher gehen. [9] ſich behaglich im Liegen dehnen und hin und her bewegen. [10] Vergnügen. [11] niederes Holz. [12] Schlummern.

Wa nett dat Water riſſelt,
Wa ſach de Bläder piſſelt,
Wa rückt dat Holt ſo grön!
De Droſſel fleit ſo nüdli,
Ik reck mi ſo gemüthli:
Wa is dat wunnerſchön!

Un ward mi oppe Duer
Dat Utraun gar to ſuer,
Un geit de Sunn to Beer;[1]
So ſlopp ik noch en Bræſel
Un ſchumpel na min Kæſel[2]
Un denn — na denn ni mehr.

De Mæl.[3]

De Dag geit to Rau,
Oppt Gras liggt de Dau,
De Wulken ann Heben[4] ward roth.
Dats Allens ſo ſtill,
Ik weet ni wa'k[5] will,
Ik löv,[6] mi is truri to Mod.

De Pock quarkt int Rohr,
De Voſs bru't int Moor,
Un wit inne Feern ſchallt Geſank,
Min Hart ſtiggt to Hoch,
Ik weet ni wa'k ſeeg,[7]
De Thran lopt de Backen hentlank.

Dar achter[8] de Weid
Wit æwer de Heid[9]
Dar ſchimmert ann Himmel en Mæl;
Dat is mi, as weer
Ik dar vær de Dær,
Un ſeet oppen Mæſinbarg un ſpel.

Denn ſeeg dar Een rut,
Den kenn ik ſo gut,
Den ſeet ik ſo oft oppen Schot;
De Steen leep un klung,
De Mann ſeet un ſung,
Un Heben de Wulken weern roth.

Do weer ik noch kleen,
Nu bün ik alleen,
Wull weet, ob de Ol dar noch ſteit?
De Luch[10] is ſo ſuri, —
Dat Leed is ſo truri:
Gottlof, dat de Mæl doch noch geit!

He ſä[11] mi ſo vel.

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ick ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

---

[1] zu Bett d. h. geht unter. [2] Häuſchen. [3] Mühle. [4] Himmel. [5] was ich. [6] glaube. [7] ſehe. [8] hinter. [9] der Marſchländer Heide. [10] Luft. [11] ſagte.

He ſa mi vun Lev un vun Himmel un Eer,
He ſa mi vun allens — ik weet ni mal mehr!

He ſa mi ſo vel, un ik ſa em keen Wort,
Un all, wat ik ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he be mi ſo dull,
Ik ſchull em doch gut wen,[1] un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer ſa doch keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

Un ſitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi düch, ik muſs ſeggt hebbn: Wa geern, min Jehann!

Und doch, kumt dat wedder, ſo ſegg ik keen Wort,
Un hollt he mi, ſegg ik: Jehann, ik mutt fort.

Vær Dær.

Lat mi gan, min Moder ſloppt!
Lat mi gan, de Wachter röppt!
Hör! wo ſchallt dat ſtill un ſchön!
Ga un lat mi ſmuck alleen!

Sieh! dar liggt de Kark ſo grot!
An de Mür dar ſloppt de Dod.
Slap du ſund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di.

Moder lurt! ſe hört't gewis!
Nu's genog! — adüs! adüs!
Morgen Abend, wenn ſe ſloppt
Bliv ik, bet de Wachter röppt.

Ol Büſum.[2]

Ol Buſen liggt int wille Haff,
De Floth de keem un wöhl en Graff.

De Floth de keem un ſpöl un ſpöl,
Bet ſe de Inſel ünner wöhl.

---

[1] ſein. [2] ein Kirchdorf an der Weſtſee.

Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water ſchürt dat all hendal.

Dar weer keen Beeſt, dar weer keen Hund,
De liggt nu all in depen Grund.

Und Allens, wat der lev und lach,
Dat deckt de See mit depe Nach.

Mitunner in de holle Ebb
So ſüht man vunne Huſ' de Kopp.

Denn dukt de Thorn herut ut Sand,
As weert en Finger vun en Hand.

Denn hört man ſach de Klocken klingn,
Denn hört man ſach de Kanter ſingn,

Denn geit dat ſiſen dær de Luft:
„Begrabt den Leib in ſeine Gruft!“

Hans Iwer.*

De Kath liggt dal,[1] de Krog liggt wöſt:
De arme Seel hett Gott erlöſt. —

Hans Iwer reep des Morgens fröh:
„Sta op! ſta op! un melk de Köh!“

Dat Mäden flog vær Schreck toſam':
„O ja Hans Iwer, ik will kam'!“

Se weer en arm verlaten Blot,
Se be[2] toerſt ton lewen Gott.

Er Hemd is deſſer,[3] dünn de Rock,
Se bindt umt lange Haar en Dok.

Se ſchörtt umt ſmalle Lif en Egg,[4]
Se nimmt de Drach[5] un is torech.

Dat Mäden weer ſo junk un möd,
Er ſangeln[6] noch de weſten Föt.

Dat Gras is kold vun Dak[7] un Dau,
Dat Feld liggt bleek int Morgengrau.

Do weet ſe gar ni, wa er ward,
Er kruppt de kole Angſt umt Hart.

Is dat de Voß, de jankt[8] int Feld?
Is dat en Hund, de hult un bellt?

Se hört, as reep Hans Iwer fröh:
„Sta op! ſta op! un melk de Köh!“

Do ſpringt ſe ſchüchtern op dat Steg:
Herr Gott! dar ſteit en Wulf inn Weg!

In Newel ſteit he, hult un bellt,
Do klingt dat dær dat wide Feld!

Do ſchütt ſe as en Lamm toſam'
Un roppt: „Hans Iwer, ja! ik kam'!“ —

---

* Nach dem Volksglauben muß ein Werwolf, d. h. ein Menſch, der zu Zeiten als Wolf umgeht, — was für böſen Zauber, aber auch für ein ſchweres unheilbares Leiden gilt, — ſeine natürliche Geſtalt wieder annehmen, ſobald er erkannt und bei ſeinem rechten Namen angeredet wird, und iſt dann dem Tode verfallen, ſ. meine Sagen, Märchen und Lieder. —

[1] nieder. [2] betete. [3] dünn, verſchliſſen. [4] Endkante. [5] hölzernes Schulterjoch mit Ketten oder Stricken an den Enden, um Eimer u. dergl. daran zu tragen. [6] vor Schmerz brennen. [7] Nebel. [8] winſelt.

As ſe vær Schrecken ſik beſunn,
Do weer de böſe Wulf verſwunn'. —

Se keem to Hus mit Drach un Melk.
Do weer Hans Iwer ſeeg'[1] un welk.

Denn is he ſtorbn' bi Nacht, alleen;
De Werwulf is ni wedder ſehn.

Gott hett ſin arme Seel erlöſt:
Sin Kath un Krog liggt wüſt un woſt.

* * *

Na'n buten.[2]

Kind. De Sünn is ſchön, dat Gras is grön,
Ach, ſchall ik nich na'n Gaarn?
Moder. Kind, Kind! Dar ſitt de Mann inn Sood,[3]
De kriggt di bi de Haar!
Kind. De kriggt mi bi de Haar to fat?[4]
Moder. Un treckt di in de Sood!
Kind. Un ik kann gar ni ruter kam?
Moder. Un du biſt muſedod!
Kind. Denn kam ick in en ſmuck ſüſt Sark!
Moder. Un inne kole Eer,
Ganz wit vun hier, günnt[5] anne Kark!
Kind. Denn lop ik wedder her!
Moder. Denn loppſt du nich, denn büſt du dot!
Kind. Denn neiß ik awer ut![6]
Moder. Denn büſt du ünner in de Eer.
Kind. Denn kam ik wedder rut!
Denn plück ik eerſt de ſmucken Blöm,
Denn kam ik antofahrn,
Denn ſchint de warme Sünn ſo ſchön —
Och, lat mi na den Gaarn!
Moder. Hörſt du ni eben, wat der bellt?
Dar is en Hund ſo grot!

---

[1] krank. [2] nach außen. [3] Brunnen. [4] zu faſſen. [5] dort. [6] ausreißen, entlaufen.

Kind. Den kriggt de Mann bi't Haar to fat
Un hollt[1] em in de Sood!
Denn kann he gar ni ruter kam,
Un wi plückt all de Blom'!
Denn lat uns' nu man rut na'n Gaarn,
De Sünn de ſchint ſo ſchön!
Moder. Kind, Kind, die Vatter ward ja bös!
Kind. Un ſleit[2] den groten Hund
Un lat uns man!
Moder. So lat uns denn,
Du ſöte Pappelmund!

---

[1] hält. [2] ſchlägt.

Gottfried Keller.

geb. 19. Juli 1819 zu Glattfelden bei Zürich, widmete ſich anfänglich der Landſchaftsmalerei, gab dieſen Beruf wieder auf, ging 1848 nach Heidelberg, 1850 nach Berlin, wo er bis 1855 blieb und lebt ſeit 1861 in Zürich als erſter Staatsſchreiber des Kantons Zürich und Mitglied des Großen Raths.

— Gedichte. Heidelberg. Winter. — Neuere Gedichte. Braunſchweig. Fr. Vieweg u. Sohn. —

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone ſteht der Eichenwald verſchlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir ſein altes Lied geſungen.

Fern am Rand fing eine junge Eiche an ſich ſacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sauſen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, ſchwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch ſich durch die Wipfel wälzend, kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun ſang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwiſchen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal ſchwang die höchſte Eiche gellend ihren Schaft alleine,
Donnernder erſcholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine.

Einer wilden Meeresbrandung hat das ſchöne Spiel geglichen,
Alles Laub war, weißlich ſchimmernd, ſtarr nach Süden hingeſtrichen.

Alſo ſtreicht die alte Geige Pan der Alte, laut und leiſe,
Unterrichtend ſeine Wälder in der alten Weltenweiſe.

In den tiefen Tönen ſchweift er, unerſchöpflich, auf und nieder,
In den tiefen alten Tönen, die umfaſſen alle Lieder.

Und es lauſchen ſtill die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büſchen ſie die Melodien trinken.

Winternacht.

Nicht ein Flügelſchlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle ſchlug im ſtarren See.

Aus der Tiefe ſtieg der Seebaum auf,
Bis ſein Wipfel in dem Eis gefror,
An den Aeſten klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glaſe ſtand ich da,
Das die ſchwarze Tiefe von mir ſchied,
Dicht ich unter meinen Füßen ſah
Ihre weiße Schönheit Glied für Glied.

Mit erſticktem Jammer taſtet' ſie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergeſſ' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

Jung gewohnt, alt gethan.

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tiſch
Ragt Kopf an Kopf verkommener Geſellen;
Man pfeift, man lacht; Geſchrei, Fluch und Geziſch
Ertönte an des Bieres trüben Wellen.

In dieſer Wüſte glänzt' ein weißes Brot,
Sah man es an, ſo ward dem Herzen beſſer,
Sie drehten eifrig draus ein ſchwarzes Schrot
Und wiſchten d'ran die blinden Schenkemeſſer.

Doch Einem, der da mit den Andern ſchrie,
Fiel unter'n Tiſch des Brots ein kleiner Biſſen;
Schnell fuhr er nieder, wo ſich Knie an Knie
Gebogen drängte in den Finſterniſſen.

Dort taucht' er ſelbſtvergeſſen nach dem Brot,
Doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
Sie brachten mit den Füßen ihn in Noth
Und ſchrie'n erboſt: „Was, Kerl! haſt du verloren?"

Erröthend taucht' er aus dem dunkeln Graus
Und barg das Brödchen in des Tiſchtuchs Falten.
Er ſann, und ſah ſein ehrlich Vaterhaus
Und einer edeln Mutter ſtrenges Walten. —

Nach Jahren aber ſaß derſelbe Mann
Bei Herren und Damen an der Tafelrunde,
Wo Sonnenlicht das Silber überſpann,
Und in gewählten Worten floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirthin Hand,
Wohlſchmeckend in dem Dufte guter Sitten,
Er ſelber hielt's nun feſt und mit Verſtand,
Doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

„O laſſen Sie es liegen!" ſagt ſie ſchnell,
Zu ſpät, ſchon iſt er unter'n Tiſch gefahren
Und ſpäht und ſucht, der treffliche Geſell,
Wo kleine ſeid'ne Füßchen ſteh'n zu Paaren!

Die Herren lächeln, und die Damen zieh'n
Die Seſſel ſcheu zurück vor dem Beginnen;
Er taucht empor und legt das Brötchen hin,
Erröthend hin auf das damaſt'ne Linnen.

„Zu artig, Herr!" dankt ihm das ſchöne Kind,
Indem ſie ſpöttiſch lächelnd ſich verneigte;
Er aber ſagte höflich und gelind,
Indem er ſich gar ſittſamlich verbeugte:

„Wohl einer Frau galt meine Artigkeit, —
Euch aber dießmal nicht, verehrte Dame!
Sie galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entſchlafen iſt in Leid und bitt'rem Grame."

Friedrich Eggers.

geb. 27. Novbr. 1819 zu Roſtock, von 1850—1858 zu Berlin Redakteur des deutſchen Kunſtblattes, geſt. 11. Auguſt 1872 als Profeſſor der Kunſtgeſchichte, Literatur und Aeſthetik an der Kunſt-, der Gewerbe- und der Bau-Akademie daſelbſt.

De Gaſt.

De Markgraf von Sleswik ſatt bi Diſch,
  Do kamm de Bur von Bocklunden;
De bröch em Kurn un Botter un Fiſch,
  Was en von ſin beſten Kunden.

De Graf was en niederträchtig' Herr,
  He mugg den Bur'n wull liden,
He nörig[1] em in, he nörig em dal,
  He deer[2] dat wull to Tiden.

Hüt wier he ſpräkſch, klaen[3] dit un dat
  Un gav em wat Schön's un wat Leckers,
Un ſchenk' em ok in, un wiſ' em dat all:
  De ſülvern Schöttels un Bäkers.

Denn ſeet he ens upſpeſ'n, dat hall man ſo rech,
  De Baen[4] was wölwt, as in Karken,
De Bur von Bocklund at[5] ſtill vör ſik weg
  Un leet ſik lang nix marken.

---

[1] nöthigte. [2] that. [3] plauderte. [4] Boden, Decke. [5] aß.

Dou ſeggt he: „Herr Markgraf, Jüm Brad' un Win,
Dat ſund de richtigen Twilling,
Jüm Harkening' un de ſchöne Muſik
De koſten wull 'n düchtigen Schilling;

Un doch getru' ik mi, Jüm un de Fru
An de Hoffſtäd ſo to gaſtiren,
Dat mine Tafel noch koſtbarer is,
As düſſe — Jüm Eten in Iren[1]

Ok ſchall de Muſik noch dürer ſin —
— Jüm Kunſtpipers ok in Iren." —
De Markgraf meen', dat wier em to krus,
Davon müſſ' he ſik aewerführen.

Dat was eens Dags, in de Himbeertid,
Do ſadeſten ſe all[2] bi Tiden,
De Markgraf kam mit all ſine Lüd'
Na Bocklund herut to riden.

Do ſtunn up de Schündael ſing un ſang
En Diſch mit apptitliche Saken,
Do ſtunn up den Diſch heel[3] blink un blank
Gott's Gaw' up de ſlowitten Laken.

De Markgraf ſatt an den breden Diſch,
Dat ſmeckt em aewer de Maten,
Dat Fleſch was mör[4] un dat Bier was friſch,
He kunn hüt gewaltig wat faten.

He ſtrikt ſik den Bort, eens rechts, eens linkſch,
Un ſeggt: „Nu kann ik nich mirer;
Din Gaſt'bott is vull ſo got as min,
Woans aewer is dat denn dürer?" —

---

[1] Ehren. [2] hier ſchon. [3] ganz. [4] mürbe.

„Herr Markgraf, kickt mal unner den Diſch!" —
  De Markgraf deer as em heten.
Dor ſtunn'n dree lange Regen von Sack,
  Dree Regen von Sack mit Beten[1]

Se wir'n ſtif vull, ſe ſtunn'n ſo dicht,
  Dor konn keen Sand nich dertwiſchen,
Do harr de Bur holten Bräd' up leggt,
  Dat gew heel deftige Diſchen.

De Markgraf grien: „Den Diſch kann ich nich
  Mit ſülwern Dollers betahlen,
Un gew' ick di all min Sülvertüg,
  Ick dörf den Beten nich mahlen;

Wo is dat nu awer mit de Muſik?" —
  „Hübſch en na'n annern", ſeggt de Bur.
He wohrſchug[2] de Knechts un de Mätens glik,
  De ſtunn'n all up de Lur.

De makten nu jedwer Stalldör up,
  Dat lewe Veh kamm na buten,
De Oſſen un Käu un de Schaap un Swien
  Un de Höhner un Göſ' un de Puten.

Donn hiſſ'he Waſſern un Sultan drupp,
  Dat gaff enen Höllenſpectakel,
De Markgraf höll ſik de Ahren to
  Un lach, dat de Buk em wackel.

„Son degten[3] Diſch, ſon Muſikantenvolk
  Dat was ick nich kumpabel,
Din ſünd nich alleen noch eens ſo dür,
  De ſünd ok noch eens ſo durabel."

---

[1] Weizen. [2] winkte. [3] tüchtigen.

* * *

Theodor Fontane,

geb. 30. November 1819 zu Neu-Ruppin, anfänglich Pharmazeut, gab indeß bald dieſen Beruf auf, um ſich ganz der Poeſie und Literatur zu widmen; lebt in Berlin.

Gedichte. Berlin. Reimarus. — Balladen. Berlin. W. Hertz.

Monmouth.

Es zieht ſich eine blutige Spur
Durch unſer Haus von Alters,
Meine Mutter war ſeine Buhle nur,
Die ſchöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten ſich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne;
Ihre Lippen ſprachen: „Ich habe gefehlt!"
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten;
Den Weg, den alle geſchritten ſind,
Ich werd' ihn auch beſchreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das ſchwarze Gerüſt, —
Das iſt ein Stuart-Leben.

Archibald Douglas.

„Ich hab' es getragen ſieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am ſchönſten war,
Da war ſie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg' er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme, was da kommen ſoll,
Und komme, was da mag.“

Graf Douglas ſpricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch, roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da, horch, vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf ſich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jacob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jacob, ſchaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

„Denk nicht an den alten Douglasneid,
Der trotzig dich bekriegt,
Denk lieber an deine Kinderzeit,
Wo ich dich auf den Knieen gewiegt.

„Denk lieber zurück an Stirlingſchloß,
Wo ich Spielzeug dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf deines Vaters Roß
Und Pfeile dir zugeſpitzt.

„Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich dich fiſchen und jagen froh
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

„O denk an Alles was einſtens war,
Und ſänftige deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin.“

„„Ich ſehe dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

„„Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch' ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Es iſt ein Douglas doch.

„„Ich ſehe dich nicht, ich höre dich nicht,
Das iſt Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär' ein verlorner Mann.““

König Jacob gab ſeinem Roß den Sporn,
Bergan ging jetzt ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jacob, ich war dein Seneſchall,
Ich will es nicht furder ſein,
Ich will nur tränken dein Roß im Stall
Und ihm ſchütten die Körner ein.

„Ich will ihm ſelber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

„Und willſt du nicht, ſo hab' einen Muth
Und ich will es danken dir,
Und zieh dein Schwert, und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier.“

König Jacob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh,
Der iſt in tiefſter Seele treu,
Wer die Heimath liebt wie du.

„„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und du reiteſt an meiner Seit',
Da wollen wir fiſchen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit.““

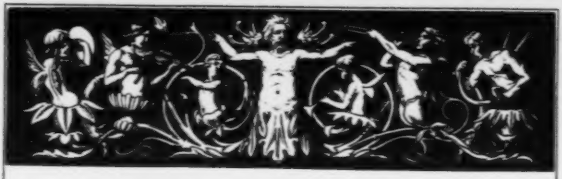
Die arme Elſe.

Die Mutter ſpricht: „lieb Elſe mein,
Du mußt nicht lange wählen;
Man lebt ſich in einander ein
Auch ohne Liebesquälen;
Manch' Eine nahm ſchon ihren Mann,
Daß ſie nicht ſitzen bliebe,
Und dünkte ſich im Himmel dann,
Und Alles ohne Liebe.

Jung-Elle hört's und ſchloß das Band,
Das ew'ge am Altare,
Es nahm zur Nacht des Gatten Hand
Den Kranz; aus ihrem Haare,
Ihr war zu Sinn, als ob der Tod
Zur Opferbank ſie triebe;
Sie gab ihr Alles — nach Gebot,
Und Alles ohne Liebe.

Der Mann iſt ſchlecht, er liebt das Spiel,
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hauſe weint zu viel,
Und ewig ſchrei'n die Kinder,
Spät kommt er heim, er koſt, er ſchlägt,
Nachgiebig jedem Triebe;
Sie trägt's, wie nur die Liebe trägt,
Und Alles ohne Liebe.

Sie wünſcht ſich oft: „es wär' vorbei",
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber ſucht ſie, immer neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie ſchmeichelt ihm, und ob er dann
Auch faſt bei Seit' ſie ſchiebe,
Sie nennt ihn ihren liebſten Mann;
Und Alles ohne Liebe.



Hermann Lingg.

geb. 22. Januar 1820 zu Lindau, ſtudierte Medizin, wurde Militärarzt, und lebt jetzt, nachdem er als ſolcher 1851 ſeine Entlaſſung genommen, in München.

Gedichte (Erſte Sammlung). Stuttgart. Cotta.

Hochſommer.

O Frühling, holder fahrender Schüler,
Wo zogſt du hin? Die Linden blühn,
Die Nächte werden ſtiller, ſchwüler,
Und dichter ſchwillt das dunkle Grün.

Nicht ſingt mehr, wie am Maienfeſte,
Die Nachtigall, die Roſenbraut,
Sie fliegt zum tief verborgnen Neſte
Mit mütterlich beſorgtem Laut.

Doch ach! Die ſchönen Stunden fehlen,
Wo jedes Leben überquoll,
Wo trunken alle Schöpfungsſeelen
In's Blaue ſchwärmten wolluſtvoll.

Der goldne längſte Tag iſt nieder,
Der Himmel voll Gewitter glüht;
Verklungen ſind die erſten Lieder,
Die ſchönſten Blumen ſind verblüht.

Eismeer.

Im höchſten Nordmeer liegt ein Schiff an Schollen Eiſes feſtgeſchraubt,
Die Mannſchaft auf dem Decke ſchläft, der Schnee liegt über ihrem Haupt;
Wie gellend auch der Nordwind pfeift, die Segel hängen eisumſtarrt;
Kein Maſt und keine Planke ſtöhnt, kein Tau und auch kein Ruder knarrt.

Doch jede Nacht das Nordlicht ſcheint und leuchtet in den weißen Tod,
Die hohlen Augen glühen hell, die bleichen Wangen werden roth,
Es malen ſich in's Segeltuch Eisblumen, rieſig, tropengroß,
Kryſtallne Blüthen, geiſterhaft, kalt, unbewegt und duftlos.

Vom dunklen Eisgebirge ſehn gewalt'ge Schatten ſchwarz herab,
Wie von der Urwelt Thieren, die verſteint hier ruhn im Felſengrab,
Und gleich, als gährte jetzt noch tief, tief unter'm Schnee die Feuerkraft,
So rollt ein tiefer Donner oft, daß weit das Eis in Schluchten klafft.

Lied.

1.

Immer leiſer wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet dir,
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja ich werde ſterben müſſen,
Eine andre wirſt du küſſen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Droſſel ſingt im Wald;
Willſt du mich noch einmal ſehen,
Komm, o komme bald!

2.

Kalt und ſchneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz iſt bang und leidend
Deinetwegen, ſchönes Kind!

Deinetwegen,
Süße Macht,
Iſt mein Tagwerk ohne Segen,
Und iſt ſchlaflos meine Nacht.

Stürme toſen
Winterlich;
Aber blühten auch ſchon Roſen,
Was ſind Roſen ohne dich?

An meine pompejaniſche Lampe.

Werd' ich von dir mich müſſen ſcheiden,
Trauliche Leuchte, holdes Licht?
Wie mild dein Glanz in meine Leiden
Verſöhnung bringt und ruhig ſpricht:
Verzage nicht!

Ich will mit friſchem Oel dich netzen:
Es quillt ein Schlummer aus dem Mohn;
Was konnte mir dein Licht erſetzen?
Es leuchtet mir zum Helikon
Aus dunklem Thon.

Wenn heim der Wandrer vom Veſuve
Dich Todtenlampe mitgebracht,
So war's zum freundlichen Berufe,
Daß du ihm leuchteſt, neuentfacht
In ſtiller Nacht!

Gedenkſt du auch noch deines Hauſes?
Aus einer Marmorlarve ſprang
Ein Brunnen fröhlichen Gebrauſes
Und rauſchte ſchöne Nächte lang
Im Säulengang.

Erinnerſt du dich noch des Alten,
Vor Rollen in dem Schlafgemach,
Der ſorglich dich emporgehalten,
Die Siegel auf dem Brief erbrach
Und griechiſch ſprach?

Bei Schatten, Freundin meiner Muſe,
Verſchließt du ein Jahrtauſend, taub
Dem Licht und ſeinem holden Gruße,
Im Grabmal bei der Flammen Raub,
In Schutt und Staub?

Nun horchſt du wieder Menſchenträumen,
Der Nachtluft ſtillem Athemzug,
Es kommt zu dir aus Blüthebäumen
Die Motte, die zu dir im Flug
Begierde trug.

Doch ach, anſtatt zu fernen Liedern,
Scheinſt du vielleicht bald meiner Gruft,
Den kalten Gruß mußt du erwiedern
Der Leichenkerze, ſtatt dem Duft
Der Frühlingsluft.

Die Seele, der dein Licht jetzt funkelt,
Tauſcht, kleine Leuchte, dann mit dir,
Und wandelt unten, tief umdunkelt,
Indeß du oben leuchteſt hier
Und zeugſt von ihr.

Kommt dann ein Schmetterling geflogen,
Fragſt du, wo iſt der Freund denn jetzt,
Mit dem ich oft Geſpräch gepflogen,
Der ſpät ſich noch zu mir geſetzt
Und mich genetzt?

Nein, wache nur ob einem Schlummer,
Der Tagesmühen unterbricht,
In Traum verſinke Gram und Kummer —
Du traute Leuchte, holdes Licht,
Erliſch noch nicht!

Mittagszauber.

Vor Sonne zitternd hat die Mittagsſchwüle
Auf Thal und Höh' in Stille ſich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht ſcheitet,
Und wie durch's Tobel rauſcht die Sägemühle.

Und ſchneller fließt der Bach, als ſuch' er Kühle,
Die Blume ſchaut ihm durſtig nach und ſpreitet
Die Blätter ſehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom ſeidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer ſucht der Fährmann ſich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und ſieht in's Waſſer, was die Wolken machen.

Jetzt iſt die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fiſcher weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden ſieht der Hirt die Felſen ſchimmern.

Kürzeſte Nacht.

Noch ſprüht des längſten Tages warme Quelle
Lebendig fort, es wagen ſich verſtohlen
Die Träume nur, und nur mit ſcheuen Sohlen
Die Stern' auf dieſer Nacht ſaphirne Schwelle.

Kaum ſank der Abend in die Dämmerwelle,
Da ſucht ihn ſchon der Morgen einzuholen,
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sonnenblume ſich zur Helle.

In Furcht, daß ſich ſchon hell die Berge ſchmücken,
Singt ſchöner jetzt aus thaugenetzter Kehle
Die Nachtigall ihr klagendes Entzücken;

In Furcht, daß bald das ſüße Dunkel fehle,
Eilt Liebe heißer Bruſt an Bruſt zu drücken,
Und tauſcht im Kuſſe lechzend Seel' um Seele.

Homer.

Becherklang zum Flötenſchalle
Jubelt in die ſtille Nacht hinaus
Vor des Sängers ſonſt ſo ſtillem Haus,
Seine Söhne, Brüder, Schwäger alle
Halten feſtlich einen frohen Schmaus.

Und ſie theilen ſchon mit Streiten
Unter ſich voraus das kleine Gut,
Doch der Alte vor der Schwelle ruht,
Nur den treuen Hund zur Seite,
Und es rauſcht um ihn die Meeresfluth.

All die göttlichen Geſtalten
Seiner Dichtung tauchen vor ihm auf,
Während über Antheil und Verkauf
Die im Hauſe drinnen ſchmähn und ſchalten,
Steigt um ihn der Sterne goldner Lauf!

Thetis ſchwebt im Silberſchleier,
Hektor ſchreitet und Achill einher,
Und Odyſſeus auf der Wiederkehr;
Lächelnd zu dem wilden Lärm der Freier
Hört im Fluthgebraus ſein Lied Homer.

Adolph Schults.

geboren den 3. Juni 1820 zu Elberfeld, geſtorben den 2. April 1858 als Comptoiriſt in einem dortigen Handlungshauſe.

Wenig, wenig begehr' ich im Leben,
Wenig, wenig und doch ſo viel!
Gütige Götter! wollet mir's geben
Bis an all' meiner Tage Ziel!

Rüſtige Hand zu jeglichem Werke,
Das die Stunde mich ſchaffen heißt,
Friſchen Muth und freudige Stärke,
Klare Stirn und klaren Geiſt.

Alle den Meinen, groß und kleine,
Roſige Wang' und ein lachend' Aug'!
Feuer am Herde, Brod im Schreine
Und ein Tröpfelein Weins im Schlauch!

Frieden im Haus und im Herzen Frieden,
Und ein klingendes Saitenſpiel!
Wenig, wenig begehr' ich hienieden,
Wenig, wenig und doch ſo viel!

Hugo Freiherr von Blomberg.

Maler, geboren den 26. September 1820 zu Berlin, lebte ſeit 1866 in Weimar, geſtorben daſelbſt den 17. Juni 1871.

Bilder und Romanzen. Breslau. E. Trewendt.

Rococo.

Fürwahr, ich liebe ſie, die ſtolzen Avenüen,
Die Masken, die ihr Naß in weite Muſcheln ſprühen,
Indeß der Strahl empor aus Tritons Rachen ſteigt; —
Das Buchen-Labyrinth, Alleen ohne Ende,
Geſchnitten nach der Kunſt, in deren grüne Wände
Der alten Bäume Laub wie ein Gewölk ſich neigt.

Die Schlöſſer lieb' ich auch — die ſeltſamen Façaden,
Mit Statuen, Feſtons und Muſchelwerk beladen,
Auf die das Schieferdach mit ſchwerer Maſſe drückt;
— Die Eſſen hoch und ſchlank, die ausgeſchweiften Giebel,
— Die Rampen ab und auf — die Reihen mächt'ger Kübel,
Drin der Orangenbaum mit Blüth' und Frucht ſich ſchmückt.

Doch nicht bei Sonnenſchein, noch bei des Frühlings Wehen,
Wo Alles ſich verjüngt, was kann, mag ich ſie ſehen:
Dann lächeln ſie frivol, verbuhlten Alten gleich,
Die ihrer Runzeln Gelb mit Blüthenfarben decken,
Doch kann die Schmink', es kann das Lächeln nicht verſtecken,
Was ihnen Zeit gethan mit manchem Keulenſtreich.

Nein, nicht bei Frühlingswind und nicht im Sonnenſcheine,
— Am ſpäten Nachmittag, im Herbſt mag ich alleine
Durch die verlaſſne Pracht mit meinen Träumen gehn
Wenn welkes Laub hintanzt in Gängen und auf Treppen,
Und niedrig drüber hin die düſtern Wolken ſchleppen,
Dann träum' ich ſie mir jung, dann ſind ſie wieder ſchön.

Dann reden ſie mit mir von ihren guten Tagen;
Sie beichten manche Schuld, mit Reu' — und mit Behagen:
Denn eine ſünd'ge Zeit, voll Trug und Schimmer war's!
Ein Märchen nur war Treu', ein Spielzeug war die Ehre,
Doch ſiegreich lächelte die Göttin von Cythere,
Und manch' bepudert' Haupt umkränzt' Apoll und Mars.

Dann mein' ich wieder auch die blanken Prachtkaroſſen,
Die Damen hochfriſirt, die zierlich drin verſchloſſen,
Wie eine heil'ge Pupp' im gold-kryſtallnen Schrein, —
Ich meine ſie zu ſehn! Die Iſabellenpferde,
Die Mähne bandgeſchmückt — kaum rühren ſie die Erde!
— Die Pagen auf dem Tritt, bedeckt mit Stickerei'n!

Der Läufer fliegt voran mit Blumenhut und Schürze,
Als ob von Jovis Thron Merkur ſich eilig ſtürze:
Der Schweizer ſalutirt mit goldbefranztem Speer.
Es drängen — eine Schaar erwachſ'ner Amoretten —
Die Cavalier' in Seid', in Puder und Manſchetten
Sich um den Wagenſchlag der Huldgöttinnen her.

Nun wandeln ſeh' ich ſie dort zwiſchen den Orangen:
Der ſchwere Damaſt rauſcht, es flattern die Fontangen,
Auf hohen Schuhen ſchwankt's, ein wandelnd' Malvenbeet.
Ein Neger trägt den Mops, den Schirm nach Japans Mode,
Und liſpelnd declamirt die neu'ſte Liebesode
Im ſchwarzen Mäntelchen ein geiſtlicher Poet.

Welch' blitzende Bonmots! Welch' Lachen und welch' Kichern!
Welch' ſchmachtend' Girren dort, welch' Schwören und Verſichern!
— Der Herbſtwind rauſcht um mich und ſtreut das braune Laub.
Verſchwunden Luſt und Pracht! Der Abend ſenkt ſich dichter:
Kein Leben rings, als meins! Im Schloſſe keine Lichter!
— Und Alles, was gelebt und leben wird, iſt Staub!

Nächtliche Wanderung.

Der Mond kommt ſpät. Er glotzt mir tief
Durch's Unterholz entgegen;
Sein Antlitz roth, verſtört und ſchief,
Als käm' er von Trunk und Schlägen.

Ich weiß, es wird durch dieſen Grund
Bei Nacht=nicht gern gegangen,
Seit ſich der alte Vagabund
An jener Kiefer gehangen.

Dort ſteht ſie zackig im fahlen Licht:
Ich meint', ich wär' ſchon weiter!
Sie ſagen, man hätte den todten Wicht
Waldauswärts zum Begleiter;

Er ginge zur Seite, ſchlotternd und blau,
Juſt wie er ſich gehangen;
Der Förſter ſagt's und die Wurzelfrau:
— Ich wollt', er käm' gegangen!

Ich weiß nicht, ob er Rede ſteht
Auf eines Lebendigen Fragen:
Er ſollte, ſo lang' er mit mir geht,
Von ſeinen Fahrten mir ſagen!

Was ihn für ein Paar in die Welt geſetzt,
Was er verſucht' und verübte,
Wer ihn verlockt, wer ihn gehetzt,
Und ob ihn je Was liebte;

Von ſeinem guten und böſen Glück,
Von ſeinem Schweifen und Wandern
In dieſem Leben, und nach dem Strick
— Gott gnad' ihm! noch im andern!

— Die Hunde bellen im Dorf fernab,
Die Nacht iſt ſtill und öde;
Die Todten ſchlafen ruhig im Grab,
Die Todten ſtehn nicht Rede.

◆

Alexander Kaufmann,

geboren den 15. Mai 1821 zu Bonn, ſeit 1850 Archivrath zu Wertheim.

Gedichte. Düſſeldorf. Arnz u. Comp.

Idyll.

Es war in lauer linder Sommerzeit,
Daß unſre Liebe luſtig aufgeblüht —
Du trugeſt noch das waſſerblaue Kleid —
Wir lebten, wie man lebt im ſchönen Lied.

Der Strom war unſer, Berg und Thal und Feld,
Im Walde ſchattete ein kühles Haus;
Der junge Morgen traf uns ſchon geſellt,
Und bis zum Abend blieben wir oft aus.

Und wo die alte Waldkapelle ſteht —
Die Vögel niſteten im Hochaltar —
Da brachteſt du dein flüchtiges Gebet
Dem ſchwarzen Muttergottesbilde dar.

Da kniet' ich öfter dir zur Seite, legt'
Still deine Hand in meine, und es ſchien,
Als habe ſich das treue Bild geregt
Und blickte ſegnend nach dem Paare hin

Wie oft vergaßen wir dein Hütchen dann,
Das weiße Hütchen mit dem rothen Band!
Man ſah dir bald den Sommervogel an,
Und „braunes Mädchen“ hab' ich dich genannt.

Auch war es lange mit dem „Sie“ vorbei,
Dies ſteife Wort, wie hätt' es uns geſtört!
Als ob mein Mädchen ſchon mein Bräutchen ſei,
Ward leis ein „Du“, das trauteſte, gehört.

Doch mußten Abends wir zurück in's Schloß,
Wie ward es anders! Ernſthaft ging es her,
Es kam Beſuch, ein Strom von Strahlen floß
So hell, als ob es Tag bei Nachtzeit wär'.

Dann galt es wohl, daß ſich in Trauer nicht
Uns wandelte der Liebe frohes Feſt,
Doch haben wir uns auch beim Sternenlicht
Verſtohlen oft an's warme Herz gepreßt.

O dieſer Sommer — keinen zweiten mehr
Hat uns das Leben ſo mit Luſt gekränzt,
Bei der Erinnrung wird mein Herz ſo ſchwer,
Daß mir das Aug' von Thränenperlen glänzt.

Noch ſchweif' ich im Gebirg, durch Wald und Feld,
Oft ſchauert's mich vor tiefer Einſamkeit,
Und dennoch geht ein Schimmer durch die Welt,
Nachſchimmer jener ſchönen Sommerzeit.

Moritz Hartmann.

geboren 15. October 1821 in dem böhmiſchen Dorfe Duſchnik, 1848 Mitglied der Nationalverſammlung, geſtorben zu Wien 13. Mai 1872.

— Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Frankfurt a. M. Liter. Anſtalt. 1849. —

Die 150 Huſaren.

(Aus der Reimchronik des Pfaffen Maurizius.)

In der böhmiſchen Schänke ſitzen
Fünf Huſaren ſtill und ſtumm —
Traurig ihre Augen blitzen,
Aber ſie wiſſen ſelbſt nicht warum.

Ferne ſind ſie der Heimath, ferne,
Schwer iſt ihr Herz, von Kummer ſchwer —
Manchmal dünkt ihnen, ob die Kaſerne
Für ſie nur ein Gefängniß wär'.

Ach ſo ferne dem Vaterlande,
Und doch haben ſie mancherlei
Schon gehört, wie am Theißſtrande
Kampf und wildes Rauſen ſei.

Iſt es wahr, was ſchon kluge Leute
Ihnen geſagt, daß man ſie hinaus
Hat geſchickt aus Ungarn ins Weite,
Daß ſie nicht helfen den Brüdern zu Haus? —

Ach ſie wagen nicht auszuſprechen,
Wie ihr Herz das Heimweh klemmt —
Und im Lande der düſtern Czechen
Iſt es ihnen ſo kalt und ſo fremd.

Wie ſie da ſitzen und ins Getränke
Schauen düſter und ſchweigend hinein —
Sieh, da tritt in die einſame Schenke
Leiſe und ſchüchtern ein Männlein herein.

Kaum daß man ſeine Schritte höret,
Wie er hineinſchleicht und wie er ſchaut,
Ob kein arger Lauſcher ihn ſtöret,
Wenn er ſich zu reden getraut.

Meiſtens nennt man Emiſſäre
Solche Männlein, wie dieſer war,
Und die wiſſen oft gute Lehre
Ueber Dinge, die nicht klar.

Prüfend ſchaut er, forſchend und lange
Jenen Hunnen ins Geſicht —
Und es wird ihnen wehe und bange,
Wie er auf Ungriſch zu ihnen ſpricht:

„Brave Magyaren, arme Huzaren,
Ach gewiß ihr wißt es nicht,
Seid ja fort ſeit langen Jahren,
Was zu Hauſe Traurig's geſchicht.

Wißt es nicht, daß die Puſzten wimmeln,
Daß es lärmt auf dem Rakoſchfeld*,
Daß auf Rappen und auf Schimmeln
Sich der Czikos zum Landſturm ſtellt.

Denn es iſt ſehr traurig im Lande,
Wie in der alten Türkenzeit,
Kirchen und Hütten ſtehen im Brande
Und das Blut fließt weit und breit.

Und die Traube verdirbt an den Reben,
Und der Wolf zerreißt das Schaf,
Und das thut uns der König eben,
Aber die Brüder ſchlagen ſich brav."

Schweigend hören's die Ungarſöhne,
Schweigend und traurig, aber es drängt
Aus den Augen ſich die Thräne,
Rollt und fließt, bis im Schnurbart ſie hängt.

Weiter das Männlein: „Brave Huzaren,
Groß iſt die Schmach und groß der Verrath,
In dem heil'gen Land der Magyaren
Schaltet und waltet der Dieb, der Kroat."

„„Baſzamteremte, auf ungriſcher Erde
Der Kroat, der diebiſche Hund —
Der Kroat — zu Pferde! zu Pferde!
Da ſchlag' gleich das Wetter in Grund!""

Und am Morgen frühe reiten
Hundert und fünfzig Huzaren hinaus —
Zwar ſie kennen den Weg nicht, den weiten —
Finden ihn doch, er führt ja nach Haus.

Durch die Schluchten der böhmiſchen Berge
Geht es dahin und durchs Mährenland —
Ueberall verfolgt ſie der Scherge,
Ueberzählig, gewaffneter Hand.

Ueberall erhebt ſich der Slave,
Ungarns Feind, der ſie halten will,
Oeſtreichs allergetreuſter Sklave —
Aber das Häuflein hält nicht ſtill.

Fort in Trab und Schritt geht's weiter
Kämpfend, hungernd, blutend gar —
Ob auch verblutet ſchon mancher Reiter,
Fort, immer fort zieht die übrige Schaar.

Und um den Brüdern daheim zu ſchaffen,
Was ſie brauchen, auf ihrem Ritt
Nehmen ſie gerne allerlei Waffen,
Flinten und Kanonen mit.

Endlich, endlich nach langer Beſchwerde,
Iſt die theuere Heimath erreicht,
Niederſtürzen ſie, küſſen die Erde
Und die Augen ſind thränenfeucht.

---

* Die ehemalige Wahlſtatt der Könige, unweit von Peſth.

„Mutter," ſie rufen, „als brave Huſaren
Aus der Ferne kommen wir,
Für dich zu ſterben, o Land der Magyaren,
Ja für dich und bei dir, bei dir!"

Und als das der Landtag hörte,
Rief er ihnen ein „Eljen"* mit Macht
„Daß ſie ſich" — der Landtag erklärte,
„Um die Heimath verdient gemacht."**

Und ich über die Fünfzig und hundert
Hab' mir gerne dies Lied gemacht —
Hab' ſie nicht als Helden bewundert,
Aber es hat mir das Herz gelacht.

---

* Das ungariſche „Hoch" — „vivat".
** Wörtlich.

Ludwig Pfau.

geboren 1821 zu Heilbronn, lebt in Stuttgart.

— Gedichte. Stuttgart. Kröner. —

Mädchenlied.

O Blätter, dürre Blätter,
Wie trauert ihr ſo ſehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein:
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!
Ihr habt ihn oft geſehn,
Wie er ſo heiß geküßt mich hat.
Ach, kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter,
Es war ein falſcher Knab'!
Euch klag' ich es, — ihr ſchweiget ſtill —
Weil ich ſonſt Niemand ſagen will,
Wie lieb ich ihn noch hab'.

Der Todesengel ſingt:

Der Abend kommt, der Tag entwich,
Die Schatten wehn und weben,
Schon wächſt ein langer Schattenſtrich
Der langſam über's Leben.
Gemach verſinkt in Dämmerſchein
Gebirg und Thal und Feld und Hain —
Schlaf, müdes Herz, ſchlaf ein!

Und Luſt und Leid, dir wohlbekannt,
Verlaſſen den Genoſſen,
Und Alles, was du dein genannt,
Iſt wie in Duft zerfloſſen.
Wie war der Tag voll heißer Pein,
Wie nah'n die Sterne mild und rein —
Schlaf, müdes Herz, ſchlaf ein!

Am Himmel flammt die letzte Gluth
Und flackert trüb und trüber,
Es haucht der Wind, es rauſcht die Fluth,
Und Alles iſt vorüber.
Die Nacht bricht wie ein Meer herein,
Du wiegeſt auf den Wellen fein —
Schlaf, müdes Herz, ſchlaf ein!

Moritz Graf von Strachwitz.

geb. 13. März 1822 zu Frankenſtein in Schleſien, ſtudierte zu Breslau und Berlin und ſtarb, nachdem er auf einer Reiſe nach Italien in Venedig erkrankt war, am 11. Dezember 1847 zu Wien.

Gedichte. Breslau, Trewendt.

Mein altes Roß.

Mein altes Roß,
Mein Spielgenoß,
Was ſiehſt du mich wiehernd an?
Deine Sehne, wie lahm,
Meine Seele, wie zahm,
Wir reiten nicht mehr hindan!

Du ſchüttelſt dein Haupt,
Deine Nüſter ſchnaubt!
Ich glaube, du träumſt, Kamerad:
Wir fliegen zuſamm'
Ueber'n Bergeskamm,
Den alten geliebten Pfad!

Ein knarrendes Thor,
Du ſcharrſt davor,
Deine ſchäumende Stange tropft!
Ein rauſchend' Gewand,
Eine weiße Hand,
Die den funkelnden Hals dir klopft!

Es ſtaubt der Kies,
Schlaf ſüß, ſchlaf ſüß,
Und hinaus in die blauende Nacht!
Auf thauigem Rain
Im Mondenſchein,
Dahin mit Macht, mit Macht!

Verhängt den Zaum,
Im Herzen ein Traum,
Auf der Lippe den letzten Kuß,
Dumpfſchallender Huf
Und Wachtelruf,
Und fern ein rauſchender Fluß!

Der Nachtwind haucht,
Das Mondlicht taucht
In das ſilberwogende Korn.
Voll blüht der Mohn,
Und mit ſchläfrigem Ton
Flüſtert der Hagedorn!

Einen letzten Blick
Zurück, zurück
Auf der Liebſten ſchlafendes Haus!
Mein Kamerad,
Wie Schad', wie Schad',
Das Alles, Alles iſt aus!

Mein Kamerad,
Den geliebten Pfad,
Den hat verweht der Schnee!
Und das Thor verbaut
Und verloren die Braut,
Und mein Herz ſo weh, ſo weh!

Alfred Meißner,

geboren den 15. October 1822 zu Teplitz, Dr. med., lebt zu Prag.

Gedichte. Leipzig. Herbig.

In Verona.

Nacht war's, doch eine blutige, rothe,
Schaurige Nacht, am Himmelsſaum lohte
Feuer, und ſchlug in die Lüfte hinein;
Himmel und Erde ſchienen zu trauern
Und auf des Circus verfallenen Mauern
Schritt ich verlaſſen, ſchritt ich allein.

In des Gemäuers zerklüfteten Spalten
Rauſchten die Feigenbäume, die alten,
Zuckte die Viper, rollte der Kies;
Weiß, wie der Dampf aus der Tiefe des Kraters,
Qualmte im Grunde des Amphitheaters
Nebel aus einem verborgnen Verließ.

Plötzlich — hell ward es von zuckenden Blitzen —
Sah ich die Tauſend und Tauſende ſitzen,
Rings um mich her wie in römiſcher Zeit;
Beſtienheulen zerriß meine Ohren,
Herolde riefen und Gladiatoren
Nahten ſich grimmig, zum Kampfe bereit.

Wie die Drommeten des Kampfes erklangen,
Wie ſich die Thracier, die nackten, umſchlangen,
Bleichten die Wangen, bangte die Bruſt;
Still ward's im Kreiſe, doch als das erhitzte,
Schwärzliche Blut der Erdroſſelten ſpritzte —
Jauchzte die Menge in thieriſcher Luſt!

Und einen Geiſt hört' ich rufen zur Rechten,
Längſt mir bekannt aus ſchlafloſen Nächten:
„Siehe die Menſchen, die du geliebt!
Wie ſich die Tiger, die herrlichen, weiden
An der Comödie von gräßlichen Leiden,
Weiden, wo Kampf und Verbrechen es giebt!

Schon auf des Theſpis_ärmlichen Brettern
Sah man ſo gern, wie ſich Helden zerſchmettern;
Wollüſtig lauſchte das menſchliche Ohr,
Wenn Philoktet vom verlaſſenen Strande
Klagen zum Himmel, zum ehernen, ſandte,
Götter verfluchte und Menſchen beſchwor!

Doch man wird müde der glänzenden Lügen,
Späteren Tagen kann nimmer genügen
Tod auf den Brettern, melodiſcher Schmerz;
Töne von lydiſcher Leier getragen,
Selbſt Iphigeniens eurhythmiſche Klagen
Rührten nicht mehr ein römiſches Herz!

Wirkliche Leiden, daran ſich zu laben,
Muß nun die Menſchheit, die alternde, haben,
Beſtien und Menſchen in Kampf und in Wuth;
Fürſten erbauen die großen Arenen,
Menſchen und Tiger bekämpfen Hyänen, —
Quadern von Marmor, Mörtel von Blut!

Spätergeborner, ich höre dich ſagen:
Wir ſtehen ferne ſolch' blutigen Tagen,
Mild ſind die Zeiten, zahm unſer Erz;
Ich, der ich kühn bin, ich muß widerſprechen:
Still ſind die Zeiten, doch ſehnt nach Verbrechen
Gräßlich, doch ſchön ſich das menſchliche Herz!

Wehe dem Schwächling, der ſeiner vergeſſen,
Tiefen der menſchlichen Bruſt will ermeſſen;
Denn wie ein Taucher im greulvollen Meer
Trifft er zutiefſt eine gräßliche Wüſte,
Grauſamkeit, Wolluſt und dunkle Gelüſte,
Bleicher Lemuren troſtloſes Heer."

Sprachs und verſchwand; und plötzlich verloren
Zuſchauer ſich und Gladiatoren;
Hoch in die Lüfte wogte der Dampf.
Ich ſtieg hinab, mich brannt' eine Wunde,
Als ob ich ſelber in nächtiger Stunde
Grimmig gerungen im tödtlichen Kampf.

Georg Scherer.

geboren den 16. März 1824 zu Dennenlohe bei Ansbach, Docent der Aeſthetik und Literaturgeſchichte in Stuttgart.

Hedwig.

Hoch droben über'm Walde
Da ſteht auf ſonn'ger Halde
Einſam das Förſterhaus;
Dort ging ſie unter Bäumen
Und ſah in ſtillen Träumen
Weit, weit in's duft'ge Land hinaus.

Dann wie in tiefem Leide
Schritt ſie hinab zur Heide,
Ihr zahmes Reh voran;
Oft ſtund ſie ſtill, zu lauſchen
Der Wipfel dunklem Rauſchen
Und fernem Kukuksruf im Tann.

Auch hab' ich ſie geſehen
Allein am Fenſter ſtehen,
Von wildem Wein umlaubt,
Und kluge Tauben kamen,
Die ſich das Futter nahmen,
Doch ſie ſtund mit geſenktem Haupt.

Es ſchwand auf ihren Wangen
Das letzte Roſenprangen
Dahin von Tag zu Tag,
Bis daß ſie auf der Bahre,
Den Myrtenkranz im Haare,
Faſt ſchöner als im Leben, lag.

Bei'm Kirchlein nun im Thale
Ruht tief ſie unter'm Male,
Darauf ihr Name ſteht.
Dort mag ihn der einſt leſen,
Dem ſie ſo treu geweſen,
Und niederknieen zum Gebet.

Joſeph Victor Scheffel.

geb. zu Karlsruhe 16. Febr. 1826, ſtudirte 1843—1847 in München, Heidelberg und Berlin Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft, lebte eine Zeit lang in Italien; war 1857—1859 Vorſtand der fürſtlichen Bibliothek in Donaueſchingen und lebt jetzt zu Karlsruhe.

— Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit. Stuttgart. Metzler. — Gaudeamus. Ebenda. —

Aus der Vorrede zur Frau Aventiure, der die beiden erſten Lieder entnommen ſind: Stelle Dir vor, geneigter Leſer in jenen weltlich fröhlichen geräuſchvollen Tagen, die dem aſketiſch ſtrengen der Eliſabeth vorausgingen, ſei ein ſchriftkundiger Mann, der mit ritterlichen Sängern und Singerknaben, mit Mönchen, Spielleuten und fahrenden Schülern bunten Verkehr hatte, auf den Einfall gekommen, eine Sammlung von Liedern, wie der Zufall ſie ihm zutrug, anzulegen. So Du freudigen Sinn haſt für alterthümliche Weiſen, ſo laß Dich umſummen von ihrem Getön und verſetze Dich ein Stündlein oder zweie in luſtige Träume im Rundbogenſtyl.

Fingerhut.*

An einem heißen Sommertag
Stach mich die Sonne vom Pferde,
Daß ich in einem Waldthal lag
Auf ſchattenkühler Erde;
Moosflechten umſpannen das Trümmergeſtein
Der Schlucht als ſammtgrüner Rahmen,
Eine einzige Blume blühte am Rain,
Fingerhut hieß ſie mit Namen!

---

* Walter von der Vogelweide beigelegt.

Als ich die Purpurglöcklein ſah
An hohem Stengel erſchwanken,
Viel große Verträumniß mir geſchah
Und Wirrwarr aller Gedanken.
Und all' mein Sinnen ward ſeligen Muthe,
Und alle Sorge geringer:
Ich dacht' eines andern Fingerhuts,
Der ſchmückte den ſchönſten Finger!

Der Finger gehörte der ſchönſten Hand,
Die Hand der ſchönſten der Frauen,
Die je in des Königs von Frankreich Land
Ein Troubadur durft' ſchauen;
Sie weilt zur Stund' in der Stadt Paris
In hohen Züchten und Ehren:
Mög' ihr der Heilige Dionys
Stets Heil und Saelde* gewähren.

Denn jene fingerhuttragende Hand
Hat den ſchönſten Gürtel bereitet,
Den je ein Ritter als Minnepfand
Dem Waffenrock übergeſpreitet;
Ein Epheublatt iſt darein gewirkt
Mit der feinſten ſeidenen Maſche;
Kennt ihr den Sinn, den Epheu birgt:
„Je meurs ou je m'attache!“

Und wem ſie den Gürtel zu eigen beſcheert,
Das hat kein Späher erfahren,
Der Packſattel dort auf dem graſenden Pferd
Weiß manch' Geheimniß zu wahren. .
. . Hei, ſchönſte der Frauen, hei ſchönſte Hand,
Hei, Hütlein am ſchönſten der Finger!
Nun ſagt, ihr Blumen am Bachesrand,
Bin ich nicht ein ſeliger Singer?

---

[*] Glück, Heil.

Dörpertanzweiſe

(zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen gedichtet).

„Ich vreuwe mich niuwer maere,
Uns komt der Stiuraere!"
Kunech Laurin V.

Den Finken des Waldes die Nachtigall ruft:
„Von Geigenſtrich ſchallt es goldrein durch die Luft,
Ihr Zwitſchrer, ihr Schreier, nun ſpart den Diskant,
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!"

Flickſchuſter im Gaden ſchwingt's Käpplein und ſpricht:
„Der Himmel in Gnaden vergißt unſer nicht,
Sohlleder wird theuer, Bundſchuh platzt am Rand,
Der Heini von Steier iſt wieder im Land."

Schon ſchwirren zur Linde, berückt und entzückt,
Die lieblichen Kinde mit Kränzen geſchmückt:
„Wo ſäumen die Freier? Manch' Herz ſteht im Brand . . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land."

Und wer ſchürzt mit Schmunzeln den Rock ſich zum Sprung?
Großmutter in Runzeln, auch ſie wird heut jung . .
Sie ſtelzt wie ein Reiher dürrbeinig im Sand . . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land.

Der Hirt läßt die Heerde, der Wirth läßt den Krug,
Der Knecht läßt die Pferde, der Bauer den Pflug,
Der Vogt und der Maier kommt ſchellend gerannt:
„Der Heini von Steier iſt wieder im Land!"

Der aber hebt ſchweigend die Fiedel zur Bruſt . .
Halb brütend, halb geigend — des Volks unbewußt.
Leis kniſternd ſtrömt Feuer um Bogen und Hand . . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!

. . . Im Gärtlein der Nonnen auf blumiger Höh'
Lehnt Eine am Bronnen und weint in den Klee:
„O Gürtel und Schleier . . o ſchwarzes Gewand . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!"

Aus den Liedern vom Rodenſtein.

Die Fahndung.

Und wieder ſprach der Rodenſtein:
„Pelzkappenſchwerenoth!
Hans Breuning, Stabstrompeter mein,
Biſt untreu oder todt?
Lebſt noch? . . Lebſt noch und hebſt noch?
Man g'ſpürt Dich nirgend mehr . . .
Schon naht die durſtige Maiweinzeit
Du mußt mir wieder her!"

Er ritt bis er gen Darmſtadt kam,
Kein Fahnden war geglückt;
Da lacht' er, als am ſchwarzen Lamm
Durch's Fenſter er geblickt:
„Er lebt noch! . . Lebt noch und hebt noch!
Doch frag' mich keiner: wie?
Wie kommt mein alter Flügelmann
In ſolche Compagnie?"

In Büchten ſaß der Stammgaſtſchaar
Nach Rang und Würden dort,
Dünnbier ihr Veſpertränklein war,
Es klang kein lautes Wort.
„Sacht ſtets! . . Sacht und bedacht ſtets
Iſt Lebens Hochgenuß;"
So flüſtert ein Kanzleimann juſt
Zum Kreisamtſyndicus.

In dieſer Schöppleinſchlürfer Reih'
Saß auch ein ſtiller Gaſt,
Und als es acht Uhr war vorbei,
Nahm's Stock und Hut mit Haſt.
„Acht jetzt! . . acht jetzt . . gut Nacht jetzt!
Einſt war ich nicht ſo brav;
Doch ehrbar wandeln iſt das Beſt',
Ich geh' ins Bett und ſchlaf."

Der Rodenſtein im grimmen Zorn
Hub grau'nhaft ſich empor,
Dreimal ſtieß er in's Jägerhorn
Und blies mit Macht den Chor:
„'Raus da! 'raus aus dem Haus da!
'Raus mit dem Deſerteur,
Das lahme, zahme Gaſt da drin
Gehört zum wilden Heer!“

Da fällt das Gaſt ein Schreck und Graus,
Erſt ſank es tief in's Knie,
Dann ſtürzt es einen Maaßkrug aus,
Schlug 's Fenſter ein und ſchrie:
„'Naus da! 'naus aus dem Haus da!
O Horn und Sporn und Zorn!
O Rodenſtein! O Maienwein!
Noch bin ich nicht verlor'n.
Rumdiridi, Freijagd!
Heidiridoh, Freinacht!
Alter Patron,
Empfah' Deinen Sohn!
Huſſah, halloh!
Jo, hihaho!
'Naus, 'naus, 'naus!“

Carl Heinrich Preller.

Neunzig Lieder. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1864.

Genrebild.

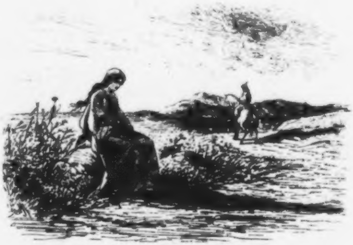
Auf dem Landweg, zwiſchen zwei Gebüſchen
Geht ein Mann in einem grünen Tuchrock.
Langſam geht er, und die Sonne brennt ihm
Auf den Rücken und der Staub beſchwert ihn.
Fünfzig Jahre mag er etwa zählen,
Seine Kindheit hat er längſt durchmeſſen,
Seine mühevolle Jugend auch längſt.
Werktags hat er ſtets viel Schweiß vergoſſen,
Sonntags iſt er manchmal — froh geweſen.
Wie er langſam geht, und ſo bedächtig
Seine Pfeife raucht im heißen Wetter!
Denken mag er wohl an Korn und Rindvieh,
Die ſind immer ſein Erwerb geweſen,
Auf's Erwerben war er angewieſen.
Noch iſt er zu ſehn! wie geht er langſam! —

Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Arbeit,
Hinter ihm liegt Sorge, vor ihm Sorge,
Hinter ihm Geſpielen, vor ihm Erben —
Warum ſoll er große Schritte machen?

Herman Grimm.

Sohn Wilhelm Grimms, geboren den 6. Januar 1828 in Heſſen-Caſſel; lebt in Berlin.

Novellen (darin unter anderen Gedichten das nachfolgende).



Die Schlange.

Zum Gebirge, das im Norden aufſteigt,
Fliehn die Abendwinde durch die Ebne,
Und es zittern aller Gräſer Spitzen,
Alle Steine werfen lange Schatten
Und die Vögel ſenken ſich hernieder.
Durch die Ebne ſprengt dahin ein Jüngling,
Sieht das Gold erbleichen der Gewölke,
Sieht in Nebel hüllen ſich die Ferne,
Sieht ein Mädchen an der Straße ſitzen.

Einſam ſitzt ſie da auf einem Steine,
Hebt die Wimpern nicht, als er ſie anblickt,
Nicht die weißen Hände, die gefaltet
Ihr im Schooße liegen, und es regt ſich
Nur das Haar, um das die Lüfte ſchmeicheln.
Und der Jüngling grüßt ſie, reitet vorwärts,
Kehrt zurück und grüßt ſie wieder, leiſe
Giebt ſie Antwort; und zum dritten Male
Kehrt er um, ſpringt aus dem Sattel nieder,
Und er ſagt, ihr an die Schultern rührend:
„Mädchen, wie ſo einſam an der Straße
Treff' ich dich am Abend, und es zeigt ſich
Nirgends doch ein Obdach in der Runde?"
„Laß mich", ſagt ſie. — „Mädchen," ſpricht der Jüngling,
„Schön biſt du, und willſt du mich begleiten,
Will ich dich auf meinem Roſſe mit mir
In die Heimath führen als Gemahlin." —
Und ſie blickt empor und redet alſo:
„Nicht bekümmern laß dich meine Heimath,
Nicht von meiner Schönheit dich bethören,
Nicht, vermählt zu ſein mir, dich gelüſten!
Deine Straße ſollſt du fürder reiten,
In der Heimath dir ein Mädchen wählen
Und vergeſſen, daß du mir begegnet."
Aber er in ihren Blick verſinkend:
„Wie vergäß ich jemals deine Schönheit?
Wie erwählt' ich jemals eine andere?
Wie verließ ich dich, um heimzureiten? —
Du ſollſt mir vermählt ſein, ich gelob' es,
Widerſtrebſt du, greif' ich dich gewaltſam,
In die Heimath dich hinwegzuführen!"
Und er faßt ſie an den weißen Händen;
Aber willig folgt ihm da das Mädchen,
Läßt von ihm ſich in den Sattel heben,
Schlingt um ihn die Arme, und es trägt ſie
Windeseile durch die Ebne weiter.

Und wie um ſie her die Lüfte ſauſen,
„Höre mich,“ ſpricht ſie nach einer Weile,
„Beſſer wär's, du ſchleuderteſt zur Seite
Mich aus deinen Armen, ritteſt einſam,
Wie du kameſt, deine Wege weiter.“
Aber lächelnd fühlt an ſeinem Herzen
Er das ihre ſchlagen. — „Jüngling“, ſagt ſie
Da zum zweiten Male, „beſſer wär' es,
Daß du niemals mir in's Auge ſchauteſt;
Beſſer wär's, du zögeſt aus dem Gürtel
Deinen Dolch, ihn mir in's Herz zu ſtoßen,
Denn wenn du mich von dir ſchleudern wollteſt,
Ließ ich dich nicht mehr aus meinen Armen.“ —
„Jüngling“, ſprach ſie da zum dritten Male,
„Eine Schlange bin ich, nicht ein Mädchen;
Eine Rukha bin ich; meine Augen
Haben dich bezwungen, doch du wollteſt's,
Und du zwangſt mich, ſie emporzuheben.
Meine Arme zwangſt du, deinen Nacken
Zu umſchließen: wie ich jetzt dich halte,
Jüngling, ſo verlaß ich dich nicht wieder.
Meine Seele tränkſt du von den Lippen,
Nicht weil ich die meine dir geboten;
Wie die Biene ſich zur Roſe eindrängt,
Schlürfteſt du von meinem Lebensathem.
Deine Seele iſt hinfort die meine,
Folgen muß ich dir in deine Heimath,
Mit dir will ich als Gemahlin leben,
Und im Leben wählſt du keine andre“. —
„Keine andre“, wiederholt der Jüngling.
Unter ſeines Roſſes Hufen flüchtet
Schimmernd hin die Ebne, und ſie reiten
Vorwärts zu dem Hauſe, wo er wohnte.
In das Haus trat ſie, in dem er wohnte,
An das Feuer, Speiſe zu bereiten.
Morgens nahm er Abſchied, wenn er ausritt,
Abends warf ſie raſch die Spindel nieder,

Wenn ſie, an der Thüre ſitzend, ferne
Seines Roſſes Huftritt ſchallen hörte.
Immer ſchöner, wenn er ſie erblickte,
Immer lieblicher, wenn er vom Sattel
Niederſpringend ihr die Wangen küßte,
Immer reizender, wenn ſie im Hauſe,
Dicht an ſeiner Seite ſitzend, fragte,
Ob er müde wäre von der Reiſe.
Freundlich blickten wieder die Verwandten,
Neidiſch aber blickten ſeine Freunde,
Und die Gäſte, die ein Obdach ſuchten,
Segneten das Haus, wenn ſie's verließen.
  Wartend ſaß ſie alſo eines Abends,
Doch allein kam nicht ihr Gatte diesmal,
Einen Fremden führt' er an der Seite,
Gaſtfreundſchaft ihm für die Nacht zu bieten,
Und ſie ging, ihm Speiſe zu bereiten,
Legt' ihm vor und ihrem Gatten, ſetzte
Wohlgefüllte Becher hin und drehte
An dem Heerde ſitzend ihren Faden.
  Doch der Fremde ſah bei jedem Biſſen
Heimlich nach der Frau, bei jedem Trunke
Setzt' er ab, auf ſie die Augen ſenkend.
Schweigend ſchüttelt er das Haupt bisweilen,
Einen Ring betrachtet er verſtohlen,
Den er trug, und der in hellem Golde
Einen ſchön geſchnittnen Onyx faßte.
  Und am Morgen, als mit ihrem Gatten
Er die Straße zog, da hemmt' er plötzlich
Seine Schritte und begann zu ſprechen:
  „Wehe dir! denn eine Rukha iſt es,
Die du dir vermählt haſt, eine Schlange,
Die allnächtlich dort dein Lager theilet.
Sie erwartet nur die ſieben Jahre,
Die ſie dich beſitzen muß, damit ſie
Dann das Blut aus deinem Herzen ſauge!“

Zornig ſprach der Andre: „Hab' ich darum
Obdach dir gegeben, daß du jene,
Die mein einzig Glück iſt, alſo anklagſt?
Keine Schlange iſt ſie, keine Rakſha,
Meine Gattin iſt ſie, die ich wählte,
Und im Leben lieb' ich keine andre!"
„Wehe deinem Herzen!" gab er Antwort,
„Denn du biſt verloren!" —

„Nein du biſt es",
Rief der Mann „wenn du mir nicht beweiſeſt,
Was du ausgeſprochen, arger Lügner!"
„Leicht", ſprach jener, will ich dir's beweiſen.
Sieh den Stein, den ich am Finger trage:
Milchweiß ward er plötzlich, doch die Zeichen,
Die hineingeſchnittnen, wurden dunkel!
Da erkannt' ich ſicher die Verwandlung:
Eine Schlange iſt ſie, die dein Blut trinkt,
Eine Schlange ſoll ſie dir erſcheinen,
Daß du zitternd meiner Worte Wahrheit
Nicht bezweifeln wirſt, weil du's erlebteſt.
Wenn ihr Abends bei der Mahlzeit ſitzet,
Wirf ihr heimlich, daß ſie's nicht bemerket,
Eine Hand voll Salz auf ihren Antheil.
Schließ die Thüre feſt an jenem Abend,
Schließ die Läden alle an den Fenſtern;
Doch, bevor du's thäteſt, trage alles
Waſſer aus dem Hauſe, daß kein Tröpfchen
Mehr zu finden ſei in den Gefäßen;
Und am nächſten Abend triff mich wieder
Hier, um mir zu ſagen, was du ſchauteſt." —
Und der Mann trug, was der Fremde ſagte,
Sinnend in der Seele, ſtreute Abends
Salz ihr auf die Speiſe, ſchüttet ſorgſam
Alles Waſſer aus, die Läden riegelt
Er bedächtig zu, die Thüre aber
Schloß er und verſteckte dann die Schlüſſel.

Und es kam die Nacht. Sie lag getreulich
Still an ſeiner Seite und ſie ſchliefen.
Da bewegt ſich etwas, da erwacht er; —
Bei des Heerdes mattem Schimmer ſah er,
Wie ſie leiſe von dem Lager aufſtand,
Hierhin tappend, dorthin tappend emſig
Etwas ſuchte, die Gefäße aufnahm
Und unhörbar wieder niederſetzte,
An der Thüre rüttelt' leiſe, leiſe,
An den Läden, die verſchloſſen waren,
Immer ängſtlicher in der Bewegung,
Stöhnend leiſe und die Hände windend.
Bei des Heerdes faſt verlöſchtem Scheine
Sah's der Mann, und athemlos bemerkt' er,
Daß ſie plötzlich anders ward: es ſtreckte
Sich ihr Hals in grünen Schuppen aufwärts,
Ihre Arme ſchwanden, ihre Füße;
Schwellend immer mehr und mehr, und gierig
Leckt ihr Haupt mit feingeſpaltner Zunge
Ringsum, hierhin, dorthin, hebt ſich endlich
Zu dem Rauchfang, ringelt zu der Höhe
Sich empor, und weiter wachſend reicht es
Zu dem Bache, der an ihrem Hauſe
Friſch vorüber rauſchte. Aber drinnen
Sah er, wie ſie trank, wie durch den Leib ihr
Reichlich Kühlung ſtrömte, ſie behaglich
Als ein Wurm ſich auf und nieder dehnte.
Alſo trank ſie. Als ſie ſatt getrunken,
Rückwärts ſchwindend glitt ſie, kleiner wurde
Ihre Rieſengröße, bis ſich endlich
Ihre Schönheit aus den Schuppen wieder
Löſte, wie er immer ſie erblickte.
Leiſen Schrittes ſchlurfte ſie zum Lager,
Beugt ſich über ihn und hört ihn athmen,
Rüttelt ſich die Kiſſen, und er hörte,
Wie ſie wieder einſchlief. Aber wachend,
Kalten Schauder tief ins Herz geſchleudert,

Immer ſieht er wieder ihre Schönheit,
Immer wieder, wie ſie ringelnd giftig
Mit dem Schlangenkopfe um ſich her fuhr. —
Und den Fremden fand er an der Stelle,
Wo er ihn verlaſſen. — „Ja, jetzt glaub' ich“,
Rief er, „deinen Worten, jetzt beſchwör' ich
Dich, zu retten mich!“ Und jener ſagte:
„Nichts darf ſie an deinen Mienen merken,
Denn verloren biſt du, wenn ſie Mißtrau'n
Gegen dich empfände. Bis ſie wieder
Brod backt, das erwarte, aber ſchiebt ſie
In den Ofen dann den Teig, ergreife
Sie gewaltig, ſtoß ſie in die Gluth dann
Und verſchließ die Thüre; aber hüte
Dich, ſie anzuhören, wenn ſie bittet,
Wenn ſie ſagt, daß du betrogen worden,
Wenn ſie dich bei deiner Liebe anfleht,
Nicht ſie zu verderben; denn verloren
Biſt du, wenn ihr Schmeicheln dir das Herz rührt!
Aber wenn die Gluth ſie aufgezehrt hat,
Will ich kommen, ihre Aſche nehmen
Und zerſtreu'n, denn aus der Aſche hebt ſie
Sich verderbenbringend neulebendig.“ —
Und der Mann, wie ihm geheißen, ſchweigend
Ging er heimwärts, ſeine Gattin fand er
Weißes Mehl in einer Mulde knetend,
Aufgeſtreift das Kleid an ihren Armen,
An den weißen Armen, die ſo emſig
Bei der Arbeit waren. Lächelnd ruft ſie:
„Heute, Liebſter, kann ich dir die Hände
Um den Hals nicht ſchlingen, komm und laß mich
Nicht entgelten, was ich ſo verliere.“
Ihre Wangen ſtreckt ſie ihm entgegen,
Blühend wie ein Roſenblatt und lieblich
Wie ein Pfirſich in des Laubes Dämmrung
Und er küßt ſie. Aber kühl durchläuft ihn
Die Erinnrung an die gift'gen Augen,

An die Zunge, die geſpalten züngelnd
Aus den halbgeſchloſſ'nen Kiefern ſpielte.
  Und ſie formt den Teich. Bedächtig ordnet
Sie auf einem Brette ihre Brote,
Trägt ſie leicht zum Ofen hinterm Hauſe,
Steht vor ſeiner Thüre, ſtößt die Kohlen
Rückwärts tief hinein, um auf die heißen
Steine ihre Brote dann zu legen.
Aber er, auf leiſen Sohlen folgt er
Ihren Schritten, ſpringt hinzu, ergreift ſie
Mit den beiden Armen, hebt ſie, ſtößt ſie
In den Ofen und die Thüre drückt er
Zu mit ſtarken Händen —
                                        Da ertönt es
Flehendlich von innen: „Liebſter," ruft es,
„Wehe mir! was thuſt du? O, mein Gatte,
Hab' ich denn die Treue dir gebrochen?
Hab' ich dich erzürnt? Hab ich nicht immer
Dich geliebt von Herzen? die Gewänder,
Die du trägſt, gewoben? nicht dein Lager
Weich gedeckt? hab ich in langen Nächten
Nicht die Stirn gekühlt dir, wenn du krank warſt?
Haſt du nicht ſo oft, an meinem Buſen
Ruhend, mir erzählt, wie du mich liebteſt?
Haſt du nicht den Tag geſegnet, wo du
Mich gefunden, mich auf's Roß gehoben? —
O, jetzt weiß ich, jener Fremdling konnte
Dir den Sinn berücken! Ja ihm glaubſt du,
Einem Fremden mehr nach kurzen Stunden,
Als mir ſelbſt, die dir in langen Jahren
Treu vermählt geweſen, die ich immer
Deine Ankunft wie mein Heil erwartet,
Deine Nähe als mein Glück geſegnet!"
  Alſo klagt ſie, zärtlich und ergreifend,
Wie die Nachtigall in lauen Nächten,
Klang die Stimme, an das Herz ihm tönend,
Weich wie Frühlingsathem, Sehnſucht hauchend

Ihm durch alle Adern, daß ermattet
Faſt die Hände ſanken —
„O Geliebter,“
Rief die Stimme ſchwächer, „ſchon verzehrt mir
Gluth mein Leben! Meine Wangen, die du
Oft an deine lehnteſt, meine Schultern,
Meine Hände brennen, und die Augen
Starren in die Flammen! O, am Herzen
Wühlt es furchtbar ſich hinan!“
Entſetzen
Faßt ihn, aller Schauder, den er fühlte
Nachts, da er als Schlange ſie erblickte,
Schwand, und ihre Schönheit ſtieg ſo herrlich
Wie die Morgenröthe aus den Bergen
Vor ihm auf. Sehnſüchtiges Verlangen
Flammt im Buſen, von der Thüre reißt er
Schon die Riegel — doch da tönt es ſchneidend
Aus der Gluth:
„Ja, eine Schlange bin ich!
Doch ich ſagt es! Eine Rakſha bin ich!
Doch du wußteſt's! Hab' ich dich belogen?
Wollteſt du mich dennoch nicht zum Weibe?
Zwangſt mein Schickſal, da ich widerſtrebte?
Hättſt du nicht die Treue mir gebrochen,
Still an deiner Seite lebend wär' ich
Da zu dem geworden, das du liebteſt;
Aus den Adern wäre mir geſchwunden,
Was mich von dir ſchied; verwandelt wär' ich
Ohne daß du's ahnteſt, rein geworden.
Ohne daß du's wußteſt, hätt' ich ewig
Abgeſtreift die Schuppen und den Schauder,
Den der Gottheit Wille mir verliehn hat!“
„Aber liſtig wollteſt du mich belauſchen,
Treulos haſt du mich gezwungen, wieder
Das zu werden, was auf ew'ge Zeiten
Mir genommen wäre, wenn du ſchuldlos
Deiner Liebe trauend, die dich führte,

Und dem Himmel trauend, der dich ſchützte,
Die Verſuchung von mir fern gehalten!
Glücklich mich an deine Seele klammernd,
Wär' ich ſo mit dir den finſtern Mächten
Doch entronnen, die mich an ſich reißen.
Nun hinabgeſtoßen abwärts wieder,
Zwing' ich dich, zu folgen. Nicht die Flammen
Trennen mich von dir, dem ich vermählt bin,
Deine Seele trag' ich mit [redacted]ter,
Sehnſucht wird verzehrend dich ergreifen,
Tief im Herzen wurzelnd wird mein Bildniß
Dir die Ruhe aus den Adern ſaugen.
Thränen wirſt du Tags um mich vergießen,
Nachts empor aus Träumen mich begehren,
Nach mir rufen wirſt du, bis wir endlich
Tief in Finſterniſſen uns begegnen!"
Da verſtummt ſie völlig. Machtlos wankte
Er ins Haus, und unerreichbar reizend
Schwebt in tauſend Bildern die Geliebte
Ihm durch die Gedanken. Aber jener,
Der ſie tödten lehrte, ſtreut die Aſche
In die Winde, die ſie mit ſich führten.

Julius Groſſe.

geboren den 25. April 1828 zu Erfurt, lebt seit 1870 als Sekretär der Schillerſtiftung in Weimar.

— Gedichte. [illegible] — Aus bewegten Tagen. Stuttgart, Cotta. —

Sehnſucht, auf den Knieen
Schmachteſt du himmelwärts —
Einzelne Wolken ziehen,
Kommen und entfliehen,
Ewig hofft das Herz;

Liebe — himmliſch Wallen
Goldener Jugendzeit —
Einzelne Strahlen fallen
Wie durch Pfeilerhallen
In das Leben weit.

Einſam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung,
Einzelne Wellen ſchlagen,
Rauſchen herauf wie Sagen:
Herz, auch du warſt jung! —

Aus dem Hochland.

Ein altes Pärchen.

Allſommerlich kommt der alte Profeſſor zur Jachenau,
Im Einſpänner ſitzt ſein Hündchen und ſeine verwitterte Frau —
Sie wohnen beim Kloſterbauer hinten am Bienenhaus,
Sie ſchlafen zum lichten Mittag, und Abends gehen ſie aus.
Die Frau trägt ihren Strickſtrumpf, er trägt das Parapluie,
Auch Thermometer und Fernrohr im ledernen Etui.
Damit erſpäht er die Gemſen auf ſteilen Felſenhöhn,
Und an dem Barometer voraus ſieht er den Föhn.
Auch manchmal ſucht er Schwämme im tiefſten Walddickicht,
Die kocht ihm ſeine Frau dann Sonntags als Leibgericht.
Sie haben keine Kinder — einſam ſchon fünfzig Jahr
Blieb dieſes Profeſſorpärchen, gleichwie ein bräutlich Paar.
Schon als des Kloſterbauers Vater Hochzeit gemacht,
Da haben ſie um die Linde mitgetanzt bei Nacht.
Drum küſſen die Enkel die Hand ihm und ziehen die Kappe ab,
Und wenn der Bauer ſie heimfährt, kutſchirt er ſtets im Trab.
Das Parapluie und das Fernrohr, der Barometer zugleich
Die geben ihm hohes Anſehn im ganzen Thalbereich.
Wer je ihn ſteigen geſehn hat auf Schmugglerpfaden kühn,
Auf Felſenkegeln ſchwindelnd im rothen Abendglühn,
Der ſollte wirklich glauben, und ſolches glaub' auch ich,
Er ſei Aſtrolog und Geheimrath des Königs Alberich.

Bruder Steffen.

Weiter hinauf, nur weiter hinauf! Willkommen du Wildniß —
Wildzerklüftet die Schlucht und ausgewaſchen die Wände.
Fernes Brauſen ertönt wie tief vom Schooße der Felſen,
Aber ſchauſt du zurück, in dem Abgrund leuchtet der Bergſee
Gleichwie ein anderer Himmel herauf. Hier hauſte zu Zeiten
Bruder Steffen im Fels, Einſiedel und würdiger Klausner.

Gleichwie ein freundlicher Geiſt des Gebirgs, halb Felſen und Erde,
Halb ein ſtrauchig Gebüſch, ſo grau und zerzauſt und verwildert
Schleicht er zuweilen heraus. Doch ſcheu vor den Menſchen der Thäler
Birgt er ſich Monden hindurch in dem Schooße der rauſchenden Waldnacht,
Gleichwie ein Aar des Gebirgs, ein Mankei oder ein Steinbock.
Kommt ſein Stündlein dereinſt, einſam in der Klauſe zu ſterben,
Singt Lebewohl ihm ein Vöglein vielleicht auf ſchwankem Gezweige,
Wolken ſie leuchten herab, und Blätter ſie decken ihn warm zu;
Aber es ſtirbt hier nichts, noch tauſendjährige Stämme
Leuchten aus funkelndem Waſſer hervor und Formen der Urwelt
Lauſchen verſteinert im Fels. So wird auch Sieſſen dereinſtmals
Mählig verwachſen mit Felſen und Stein. Das verwitterte Antlitz
Grau wie Granit und von Mooſe der Bart und die Augen von Glimmer,
Alſo wird er herniederſchau'n auf die ziehenden Wolken
Und auf die rollende Zeit. Jahrhunderte rauſchen vorüber,
Menſchengeſchlechter ſie tauchen herauf, ſie ſinken hinunter,
Er doch blicket als heiliger Stein in die dämmernde Zukunft,
Gleichwie Aegyptens Sphinx und tönende Säule des Memnon.

Bernhard Endrulat.

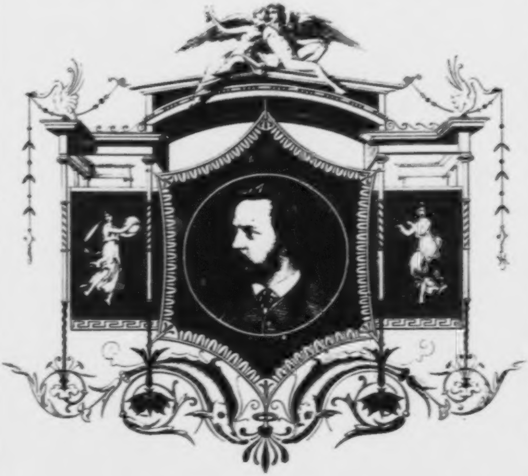
geboren am 24. Auguſt 1828 in Berlin.

Geſchichten und Geſtalten. Hamburg. J. F. Richter u. [illegible]

Das Glück.

Was iſt das Glück? —
Nach jahrelangem Ringen,
Nach ſchwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greiſe Locken ein vergoldend Licht,
Ein ſpätes Ruhen mit gelähmten Schwingen —?
Das iſt es nicht!

Das iſt das Glück:
Kein Werben, kein Verdienen!
Im tiefſten Traum, da iſt es dir erſchienen,
Und Morgens, wenn du glühend aufgewacht,
Da ſteht's an deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!



Paul Heyſe,

geb. den 15. März 1830 zu Berlin, ſtudirte daſelbſt und in Bonn claſſiſche und romaniſche Philologie, hielt ſich eine Zeit lang in Italien auf und wurde 1854 vom König Maximilian II. von Bayern nach München berufen.

Novellen und Terzinen. Berlin. W. Hertz. – Braut v. Cypern. (lyriſcher Anhang.) Stuttgart. Cotta.

Die Schlange.

(Aus: Der Salamander.)

Wenn ich das Tollkraut dir vom Munde pflücke,
Das mir den Sinn verwirrt, und ſo umgraut
Von Nacht und Glück mich treffen deine Blicke,

Frag' ich mich oft: Wo hab' ich doch geſchaut
Ein Auge, ſowie dies, nicht zu ergründen?
Ein Auge war's, das nie ein Gram bethaut,

Ein Blick, wie aus den tiefſten Todesſchlünden,
Der, ſeelenlos, die Seele magiſch zwang,
Kalt, und doch mächtig, Fieber zu entzünden,

Daß man hinein ſich tauchte ſtundenlang,
Als leucht' ein Weltgeheimniß draus entgegen,
Unheimlich, unausſprechlich groß und bang;

Wie todte Flammen im Smaragd ſich regen,
Wie Meeresleuchten aus der Tiefe ſprüht,
Goldadern glühn auf unterirdiſchen Wegen.

Und heute, da ich einſam im Gemüth
Zurückgeſann, ſtand mir's auf einen Schlag
Vor Augen wieder, was mich lang bemüht.

Ich hatt' am heißen Frühlingsnachmittag
In Roms Campagna ſchweifend mich verirrt,
Da ein Gewitter ſchwer in Lüften lag.

Kein Schattendach, nicht Heerde, Hund und Hirt,
Kein Vogelruf, kein Laut, als der Cicade
Eintönig Ritornell, das heiſer ſchwirrt.

Und ich, erſchöpft vom Wandern, wo ſich grade
Ein Sitz mir bot, ſtreckt' ich die Glieder hin,
Erwartend, daß die Schwüle ſich entlade.

Mir war ſo weltentrückt, ſo fremd zu Sinn,
So fern von allem Heimiſchen und Schönen,
Vergehn und Nichtſein ſchien allein Gewinn.

Und plötzlich weckte mich ein heftig Dröhnen;
In Flammen lodernd ſtand das Firmament,
Und Sturm fuhr über's öde Feld mit Stöhnen.

Und wie ein neuer Blitz die Wolken trennt,
Seh' ich, dicht vor mir, eine braune Schlange
Auf dornumranktem Felſen-Poſtament.

Geringelt lag ſie da, — wer ſagt, wie lange? —
Die grauen Augen traurig und erſtaunt
Auf mich geheftet, die geſchuppte Wange

Dicht auf den Stein gedrückt, nicht wohl gelaunt,
Doch müde, ſchien's, und ohne Mordbegier,
Vielleicht vom Donnerton in Schlaf geraunt.

Und ich blieb ſtill. Der Athem ſtockte mir,
Ich mußt' in dies gefeite Auge ſchauen,
Und ſo wohl eine Stunde ruhten wir.

Da erſt begann die Wolkennacht zu thauen,
Sacht ſtand ich auf. Sie aber, regungslos,
Blieb wo ſie war. Ich wandte mich voll Grauen.

Furchtbar vom Himmel rauſchte das Getos
Des Lenzorkans. Doch wie die Blitze flammten,
Ich ſah im Geiſt das Schlangenauge bloß.

So, dacht' ich, glühn die Augen der Verdammten,
Die niederfahren aller Hoffnung bar,
Für immer fern dem Licht, dem ſie entſtammten;

So blickt, Erlöſung hoffend immerdar
Die niedre Creatur mit ſtummem Flehn,
Der eine Seele nicht erſchaffen war. —

Und erſt bei milder Herbſteslüfte Wehn,
So oft auch früher ein Gelüſte ſich regte,
Konnt' ich hinaus, die Stätte wiederſehn.

Ich fand den Ort, wo ich mich niederlegte,
Und — wunderſam! da ruhte noch das Thier,
Das Auge offen, das ſich nicht bewegte.

Mich faßt' ein Schauder. Hat die Feindin hier
Gelauert ſommerlang, mich doch zu faſſen?
Und wieder Aug' in Auge ſtaunten wir.

Und feige ſchien mir's, ihr das Feld zu laſſen.
Ich ſchlug nach ihr, da fielen ihre Ringe
In Staub. Nur aus dem Auge, das gelaſſen

In's Leere ſtierte, war mir's, als entſchwinge
Sich ein gefangner Blitz. Da ließ ich ſie,
Daß ſie nicht noch im Tode mich bezwinge,

Und ihren Scheideblick vergeß ich nie.

Das Thal des Eſpingo.

Sie zogen zu Berg, an den Bächen dahin,
Mauriſches Volk, eilig und ſtolz,
Auf Kampf mit den Franken ſtand ihr Sinn,
Im Fähnlein ging's an den Bächen dahin,
Drin Schnee der Pyrenäen ſchmolz;

In der feuchten Schlucht ihre Mäntel wehn,
Scharf von den Höhn tönet der Wind.
Ihre Lanzen drohn, ihre Augen ſpähn —
Kein baskiſcher Hut in den Klippen zu ſehn,
Und die Baskenpfeile, die fliegen geſchwind.

Sie reiten über den ganzen Tag
Traurigen Pfad, haſtigen Ritt.
Endlos dünkt ſie der Tannenhag,
Und das Maulthier braucht ſchon der Geißel Schlag,
Und das ſchwankende Roß geht müden Schritt.

Da neigt ſich der Weg. Aus den Klüften wild
Plötzlich geſenkt fährt er zu Thal.
Da liegt zu Füßen, ein ſchimmernd' Bild,
An die Berge geſchmiegt das weite Gefild;
Falter fliegen im Sonnenſtrahl.

Der Abend wie lau, und die Wieſen wie grün,
Ulmengezweig wieget die Luft,
Jasmin und gelbe Narciſſen blühn
Und die Halden entlang die Roſen glühn —
Die Näh' und Weite ſchwimmen in Duft.

Da wird den Mauren das Herz bewegt.
Seliger Zeit gedenken ſie,
Wo ſie Haurans ſchlanke Gazellen erlegt,
Wo ſie Märchen gelauſcht und der Liebe gepflegt
Und die Roſen gepflückt von Engadi.

Und ſie ſteigen hinab und es löſt ſich das Herz.
Liebliche Luft ſäuſelt ſie an,
Wie in Roſenhainen um Bagdad her,
Wo die Schwüle lindert der Hauch vom Meer,
So haucht aus dem Grunde der See heran.

Ihre klugen Sorgen — wie bald ſie vergehn!
Waffen und Wehr werfen ſie ab.
Ihre Sinne berauſcht wie vom Wiederſehn,
Sie ſchweifen umher, wo die Roſen ſtehn,
Sie tauchen zum Bad in den See hinab.

O Heimathwonne! Die Wachen im Zelt
Lauſchen mit Neid dem Jubel umher.
So friedlich dünkt ſie die ſchöne Welt,
Es lockt ſie hinaus in das duftige Feld,
Und die wachen ſollen — ſie wachen nicht mehr.

Sie wachen nicht mehr! Es wacht in der Nacht
Tücke, der Nacht lauerndes Kind:
Sie ſchleicht ſich hervor aus der Waldung ſacht,
Sie kriecht zu den Zelten — habt Acht, habt Acht!
Die Baskenpfeile, die fliegen geſchwind.

Zu ſpät! Zu nah die grauſe Gefahr.
Waffenentblößt, unter Roſen roth
Zu Boden ſinken ſie, Schaar um Schaar.
O ſeliger Traum, der ſo tückiſch war!
O Heimathwonne, du brachteſt den Tod!

Ueber ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Ueber den Firſt, wo die Glocken hangen,
Iſt ſchon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenſter ein.
Wer am nächſten dem Sturm der Glocken,
Einſam wohnt er, oft erſchrocken,
Doch am frühſten tröſtet ihn Sonnenſchein.
Wer in tiefen Gaſſen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt ſich traut,
Glocken haben ihn nie erſchüttert,
Ueber ihm iſt's, wenn's gewittert,
Aber ſpät ſein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Luſt und Leid.
Sag' ihm ab den thörigen Neid,
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Mädchenlied.

Drunten auf der Gaſſen
Stand ich ſein zu paſſen;
Schlugen Nachtigallen
Aus den Fenſtern allen,
Und ich blieb alleine
Bei der Blitze Scheine,
Bis die Nacht gewichen,
Und da bin ich frierend heimgeſchlichen.

Ueber meine Wangen
Iſt der Thau gegangen,
Und nun löſ' ich ſtille
Meiner Locken Fülle.
Daß ein Sturm erginge,
Sich darin verfinge,
Mich zum Himmel trüge,
Weit hinweg aus dieſer Welt der Lüge!

Friedrich Marx.

geboren 1830, k. k. Hauptmann, lebt zu Graz.

— Gemüth und Welt. Hamburg, J. F. Richter. —

Frühlingsblätter.

Schon deckt ſchneeweiße Blüthe
Die Bäumchen, und es bricht
Ein Strahl von Huld und Güte
Aus jedem Angeſicht.

Die öde zertrümmerte Mauer
Umſpinnt ſchon ein grünender Flor,
Da ſteht mir in meiner Trauer,
Gewiß auch was Liebes bevor.

O Sehnſucht, Vöglein treues,
So kommſt du jedes Jahr,
Dein Lied, dein ewig neues,
Zu ſingen wunderbar.

Doch ach, vor keinem Hauſe,
Auf keinem Blüthenaſt,
In ſtiller Kirchhofsklauſe
Nun haſt du deine Raſt.

Von holdem Schmerze trunken
Gen Himmel fliegſt du auf,
Zur Sonne, die geſunken,
Zu richten deinen Lauf.

* * *

Robert Hamerling.

geb. 24. März 1832 zu Kirchberg am Walde in Niederöſterreich, war Gymnaſial-Profeſſor in Trieſt und lebt, nachdem er von dort ſeine Entlaſſung genommen, in Graz.

—•— Sinnen und Minnen. Hamburg, Richter. —•—

Nächtliches Ungewitter.

Horch, Donner rollen durch die finſtere Nacht
Und vom Himmel ſtürzt das rauſchende Waſſer
Und ſchlägt in großen klatſchenden Tropfen
Ans hohe Fenſter,
Und grelle Blitze beleuchten
Mit unerfreulicher Helle
Das einſame Gemach mir,
Und ich wälze mich ſchlaflos auf dem Lager.

Wie unerquicklich, mitternächtiger Weiſe
So preisgegeben zu ſein hinter den hohen, hellen Fenſtern
Dem Donnergeroll, dem Regengepraſſel, dem grellen Lichtſchein!
Glücklicher preiſ' ich jetzo die Thiere des Walds,
Die draußen unter den breiten Eichenbäumen,
Vergraben in's weiche Moos,
In Klüften ſchlummern oder in Erdhöhlen,
In hohlen Baumſtämmen und unter dichteſten Laubdächern,
Von Blitzen ungeblendet und nichts hörend!
O dieſe ſchlummern friedlich und unbekümmert!
Heiſa, der Sturmwind, der erſt wie ein Wolf nur
Heulte draußen im Feld, nun kommt er

Hyänengleich und reißt die Entſchlummerten
Empor aus der heilgen Gräberſtille des Traums.
Hu, hu, wie brüllt's
Und heult und winſelt und pfeift! Geſpenſter flüchten
Vom Friedhof ſich in die Schornſteine,
Und wimmern
Und ſchlagen die dürren Klapperbeine zuſammen,
Denn toll geworden finden ſie
Die ſonſt ſo friedliche Mitternacht,
Und werden ſelber toll,
Und hinter ihnen herjagend keucht's
Und bellt
Wie eine hölliſche Meute. Vergebens brummt
Zwölf ſalbungsvolle Schläge die Thurmuhr drein.
Was will das metall'ne Gebimmel
Im Brauſen der Urgewalten? Laß ab
Kirchenglocke, fromme Gevatterin!
Es will ja doch
Zu Zeiten ſich auch austoben die Hölle!

Hans Hopfen.

geboren den 3. Januar 1835 zu München, lebt in Berlin.

— Nachſtehendes Gedicht iſt aus Scherers „Deutſcher Dichterwald“ —

Hörbar und ſanften Ganges ſchleicht die Zeit
Dahin in meinem ſtillen Krankenzimmer;
Wie ſehn' ich mich aus dieſer Einſamkeit
Nach deiner Augen zauberiſchem Schimmer!

Als ich zuletzt dich ſah — 's iſt lange her —
Bin trotzigen Sinnes ich hinweggegangen;
Seitdem lag ich danieder lang und ſchwer,
Sehnſucht nach dir nahm all' mein Sein gefangen.

Und weil ich nun nach mancher Leidensnacht
Geneſung fühle durch die Adern rinnen,
So wähnt mein Herz, du habeſt mein gedacht,
Aus Zufall nur, doch in geneigtem Sinnen.

Denn alles Erdenglück und jede Luſt
Scheint mir von dir ein lächelnder Gedanke,
So daß ich alle Freuden meiner Bruſt
Nur deiner freundlichen Erinnrung danke.

Ja, tritt dereinſt der Tod an mich heran,
Fürwahr, ich werd' es anders nicht ermeſſen,
Als daß ich nun nicht länger leben kann,
Dieweil du meiner ganz und gar vergeſſen.

Zuweilen dünkt es mich, als hört'
Ich eures Hofhunds heiſeres Gebelle,
Den ich ſo oft des Nachts aus ſeinem Schlaf geſtört,
Wenn ich durch's thauige Gras zur wohlbekannten Stelle
Mich ſchlich, vom ſüßen Wahn bethört.

Wie trieb im Pappelbaum der Wind ſein Spiel,
Daß Blatt um Blatt geſpenſtiſch rauſchte,
Wenn ich empor zu deinem Fenſter lauſchte,
Aus dem ein Liſpelwort der Liebe fiel!
Wir lachten, ſeufzten, lachten wieder;
Ein Blumenſtrauß, den du am Tag gepflückt,
Ein Handſchuh, drauf du einen Kuß gedrückt,
Flog unverſehens in den Kies hernieder.
Nach oben ſchaut' ich unverrückt,
Und doch, ich ſah dich nicht, undeutlich nur
Hob ſich das weiße Nachtkleid aus dem Dunkeln,
Derweil hoch über'm Dach durch der Auguſtnacht Funkeln
Ein Wetterleuchten um das andre fuhr —
Juſt wie geheimſtes Sehnen ſich verräth,
Aufblitzt und ſchweigt und wiederkommt und geht.

Wer bringt uns nun in ferner Einſamkeit
Ein Stündlein nur zurück aus jener ſchönen Zeit?
Mir iſt es juſt, als ſeiſt auch du erwacht
Und ſähſt hinab zum Garten in die Nacht.
Der Hofhund bellt, warum? Es regt ſich nichts —
Nur über's lange Gras im Glanz des Mondenlichts
Schwebt elfenhaft vom Säuſelwind getragen
Ein Traum von Lieb' und Glück aus halbverſchollnen Tagen.

* * *

Wilhelm Jenſen.

geb. zu Heiligenhafen in Holſtein am 15. Febr. 1837, lebt in Flensburg als Redacteur der Flensb. Norddeutſch. Zeitung.

Gedichte. Stuttgart. A. Kröner.

Am erſten Sarge.

Es war in ſchwüler Julizeit; die Gaſſen
Im Städtchen draußen lagen ſtumm verlaſſen,
Und ſchläfrig klang vom Thurm das Glockenſpiel
In's Schulgemach, wo ſchmal wie goldener Duft
Ein Sonnenſtreif an's Wandgetäfel fiel.
Die Fliegen ſummten müde durch die Luft,
Und müde lag es auf den Knabenlidern,
Die auf des alten Römers Weisheit tief
Herniedernickten, nur ein Flüſtern lief
Verſtohlen rund, ein Blick, ein kurz Erwiedern,
Und Alles ſtill, und ſelbſt der Lehrer ſchlief.
Die Blicke alle aber ſtreiften ſcheu
Den Platz zur Rechten mir, der leer heut war;
Dort ſaß mein Nachbar ſonſt; wir hielten treu
Zuſammen ſtets in Noth und in Gefahr,
Wie Kinderſpiel und Ernſt es mit ſich bringen.
Wir hatten's nie geſagt und kaum gedacht,
Daß unſre Herzen aneinander hingen,
Daß unſere Augen nach einander gingen,
Und wer's geſagt, wir hätten drob gelacht.

Und langſam von der Wand herniederſank
Der Sonnenſtreifen auf die leere Bank,
Es war der Zeiger der erharrten Stunde,
Wir ließen Cäſar mitten in der Schlacht,
Der Lehrer ſchloß, faſt eh' wir's noch gedacht,
Das Buch, und blickte flüchtig in die Runde
Und ſagte: „Heinrich Wolf iſt heute Nacht
Geſtorben, wer ihn etwa ſehn noch will,
Der muß es heut, die Eltern laſſen's ſagen."
Er ging; ſonſt drängte wohl in wildem Jagen
Jedweder nach der Thür, heut blieb es ſtill,
Der Klang der letzten Worte nur lief ſchrill
Noch an der Wand entlang und wie im Traum
Verklangen leiſe auf dem Flur die Schritte;
Ich ſelbſt gedankenlos in ihrer Mitte —
Todt war er — todt. — was war's? Sie wußten's kaum,
Doch lag es ſeltſam auf den Kinderwangen,
Wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's ſo, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum erſtenmal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen.
Am Rand der ſtillen Gaſſe lag das Haus,
Ein Garten dran, und in ein dicht Gewirr
Von Blumen ſah ſein Fenſter ſtumm hinaus.
Ringsum ein ſonnenwogendes Geſchwirr —
Sie ſtanden lautlos an des Sarges Rand,
Nur weißer war als ſonſt ſein Angeſicht,
Nur ſeine blauen Augen lachten nicht,
Und nach einander ſeine kalte Hand
Erfaßten ſie und legten haſtig wieder
Sie auf des Bettes weiße Linnen nieder.
Es war der Tod, der keinen wiedergiebt,
Sie ſahn's und ſchauten doch ungläubig drauf;
Nur mir ſchrie plötzlich es im Herzen auf,
Als hät' ich nichts ſonſt auf der Welt geliebt,

An dieſen ſtummen Lippen nur gehangen,
Als müßten ſie nach mir zurückverlangen,
Als müßte dieſes Aug', eh es gebrochen,
Nur einmal ſprechen, was es nie geſprochen,
Nur einmal hören, was es nie vernommen,
Was über meine Lippen nie gekommen.
Und wie die todten Augen auf mich ſah'n,
Da mit der Jugend wunderſamem Wahn
Ergriff es mich, als wär' allein von Allen
Dem Tod ich mächtig in den Arm zu fallen,
Als müßte eines Menſchenherzens Sehnen
Allmächtiger ſein als Tod und Grabeshallen;
Und mit der Liebe glaubensſtarkem Wähnen
Bog ich mich auf das kalte Angeſicht
Und ſchloß die Lippen auf den ſtarren Mund.
Umſonſt — die blauen Augen ſah'n mich nicht,
Und keine Antwort gab die Lippe kund. —
Und wie in jener ſagenhaften Stunde,
Da Gott verſchied am Kreuz zu Golgatha,
Fühlt' ſchaudernd ich in ihrem feſten Grunde
Die Erd' um mich erbeben, und ich ſah
Die Sonne ſtürzen, Nacht umzog die Welt,
Ein Riß zerſpaltete des Himmels Zelt,
Auflodernd ſchlugen um mein Haupt die Flammen,
Und an dem Todtenbett brach ich zuſammen.

Ada Chriſten,

pſeudon. für Chriſtine geb. Friderik,

geb. 1839 in Wien, war nach einer verhängnißſchweren Jugend längere Zeit Schauſpielerin bei ambulanten Truppen, verheiratete dann den ungariſchen Stuhlrichter v. Neupauer und nach deſſen Tode den Rittmeiſter a. D. Breden in Wien, wo ſie gegenwärtig lebt.

—— Lieder einer Verlorenen. — Aus der Aſche. — Schatten. Hamburg, Hoffmann und Campe. ——

Mein letzter Stern ging unter
Als du dich von mir gewandt;
Da bin ich mit vollem Herzen
In's leere Leben gerannt.

Wiedervereinigung.

I.

Küſſe mich, denn, ach! ſie bluten
Alle noch die alten Wunden,
Küſſe mich, daß ich vergeſſe
Alle die verfluchten Stunden.

Laß mich von den ſüßen Lippen
Wieder Glück und Liebe ſaugen,
Laß mich ſterben, überſtrahlet
Von dem Himmel deiner Augen!

II.

Nein ich will dich nimmer fragen,
Ob du mich auch wirklich liebſt,
Mit geſchloſſ'nen Augen nehmen
Will ich, was du gnädig giebſt.

Mit gebundnen Händen ſtelle
Ich mich ſchweigend deiner Macht,
Nichts mehr hoffend, nur befürchtend
Einer Trennung ew'ge Nacht.

Am Teich.

Ich kenne dich, du ſchwarzer Teich,
Genau weiß ich den Tag,
Als eine Todte ſtill und bleich
An deinem Rande lag.

Und als der Pöbel ſcheu und ſtumm
Sich langſam nahte dir
Und abergläubig, feig und dumm
Bekreuzte ſich vor ihr.

Als Knechteshand den ſchönen Leib
Am Haken an ſich riß,
Der rohe Hauf das todte Weib
Ein gottverdammtes hieß. —

Das ſtarre Antlitz hold und bleich
Schaut' ich ſo manche Nacht,
In ſchwarzen Stunden, ſchwarzer Teich,
Hab' oft ich dein gedacht.

Es pfeift der Wind ſein trotzig Lied,
Und eiſerſtarrte Tropfen
Wirft klirrend an die Scheiben er,
Um Kranke wach zu klopfen.

Die alte Frau an meinem Bett
Nickt müd', in Schlaf verſunken,
Die Kohlen im Kamine ſprühn
Bei jedem Windſtoß Funken.

Aufhorchend knurrt der kleine Hund,
Um ächzend fortzuträumen,
Das Lampenlicht ſpielt flackernd roth
Mit der Tapete Blumen.

Der nackten Göttin weißes Bild
Lacht höhniſch auf mich nieder.
Es pfeift der Wind — Gedanken ziehn —
Ich find' den Schlaf nicht wieder.

Ueber meinem Lager hängt
Welk, beſtaubt und abgeſtorben
Ein verdorrter Lorbeerkranz;
Neben Myrthen, längſt verdorben.

Und in meinem Fiebertraum
Schaute ich ſie wieder blühen
Und mich ſelber jugendfreudig
Unter ihrem Duft erglühen.

Aber ach, das Fieber ſchwand.
Welk, ſo wie mein eignes Leben,
Schaue ich die Kränze dort
Nur an dünnen Fäden ſchweben.